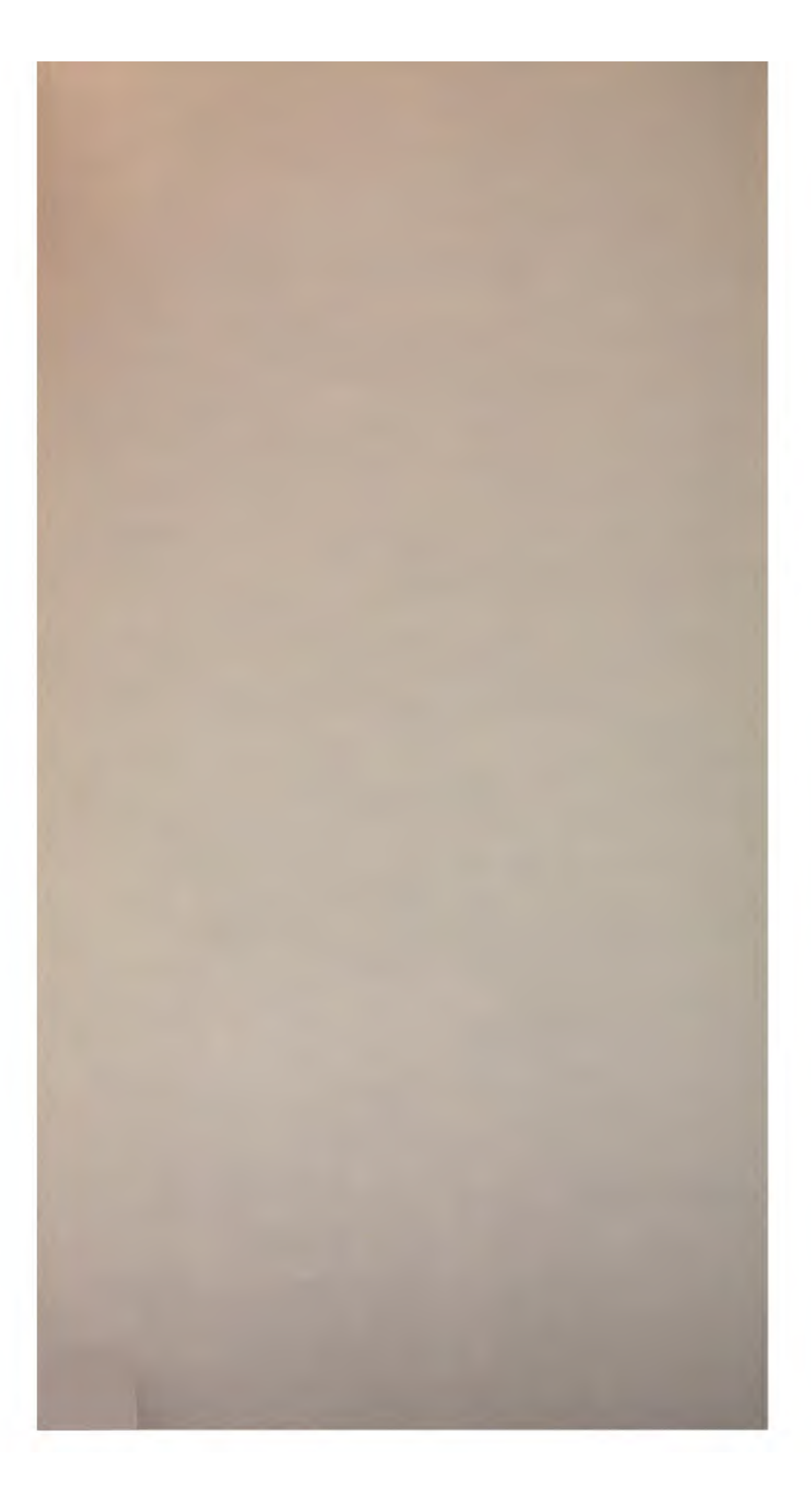










Allgemeine Deutsche Biographie.

Fünfundzwanzigster Band.

Ovens — Philipp.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1887.

Ovens: Anna O., s. Hoyer, A. D. B. XIII, 216.

Ovens: Jürgen O., auch Georg, Juriaen und van Ovens genannt, mmt aus der kleinen, erst 1590 gegründeten Stadt Tönning an der Eider früher herzoglich gottorpischen Landen, wo sein Vater Owe Broders Rath-nn war. Die bisher gebräuchliche holländische Form seines Vornamens er-eint nur auf einzelnen seiner Gemälde; er selbst nennt sich in einer Reihe n Quittungen, die er der Gottorper Kammer ausstellt, stehend Jürgen und rd auch in allen amtlichen Actenstücken jener Zeit nie anders genannt. Die milienüberlieferung läßt ihn im Jahre 1623 geboren werden, doch ergeben ncherlei historische Erwägungen, daß sein Geburtsjahr etwas früher, noch in zweite Jahrzehnt fallen dürfte. Ueber seine Jugend- und Lehrjahre ist bis t nichts Sicheres bekannt; wir wissen nur mit einiger Bestimmtheit, daß er 1642 seine Heimath verließ, um sich in Holland in der Schule Rembrandt's Maler auszubilden. Die seinem Vaterland drohenden Kriegsstürme jener t werden ebensosehr wie die Einwanderung und Rückwanderung holländischer monstranten nach dem benachbarten neugegründeten Friedrichstadt neben der lonisirung Nordstrands, wodurch eine enge Verbindung und ein reger Ver-t mit Holland hervorgerufen war, auf seinen Entschluß von Einfluß gewesen n. Am Ende des dreißigjährigen Krieges war er noch in Holland; kurz nach nselben fällt anscheinend sein zeitweiliger Aufenthalt am königl. polnischen f, dann seine Heirath mit Marie Martens van Mehring. Erst mit dem An-ge der Fünfzigerjahre, als der Herzog Friedrich III. sein Schloß Gottorp zum mmelplatz von Gelehrten und Künstlern zu erheben begann, Olearius die ühmte Gottorper Bibliothek und ein ethnographisches Museum gründete (1651) eine Reihe astronomischer und mathematischer Kunstwerke schuf (1652), lassen die ersten Beziehungen des Künstlers zu dem Gottorper Hofe nachweisen. erhielt damals den Auftrag, das Portrait des Herzogs Christian von Mecklen-g zu malen, der mit der zweiten Tochter des Herzogs Friedrich, Hedwig onore, verlobt war. (Das Portrait in ganzer Figur von Theodor Matham chen.) Daraus erklärt sich denn auch hinlänglich sein zeitweiliger Aufenthalt Mecklenburg. Die Aufhebung der Verlobung und die Verbindung mit dem wedischen Königshause führte O. in besonderem Auftrage nach Stockholm. Er leitete die Prinzessin Hedwig Eleonore im September 1654 nach Schweden, m an der Vermählung derselben mit Karl X. Gustav theil (24. October) und lte zum Gedächtniß der glänzenden Feierlichkeiten in der Weise Rembrandt's großes Gemälde mit Nachtbeleuchtung und glänzendem Effect (gestochen Corn. Fischer). Unter den zahlreichen Figuren erscheint auch das Portrait

des Künstlers. Ueber eine Anzahl anderer Portraits und Gemälde, die er
guter Ueberlieferung damals in Stockholm geschaffen, ist uns nichts Si
bekannt. Als er im J. 1656 oder erst im Anfang 1657 in seine Heimath
rückkehrte, mochten ihm die kriegerischen Unternehmungen Karl Gustavs g
Dänemark und die damit drohende Ueberschwemmung der Gottorper Lande
künstlerische Arbeiten am herzoglichen Hofe wenig günstig erscheinen. O. ve
wol hauptsächlich aus diesen Gründen am 25. August 1657 sein Vaterland,
nach Amsterdam zurück und weilte hier so lange, bis in der Heimath wieder
Ruhe eingekehrt war. In die Zeit seines zweiten Aufenthaltes in Holland
u. a. die Darstellung der „Verschwörung des Claudius Civilis bei einer Ab
mahlzeit im Walde zu Schlackerbosch“, welches Bild früher im Rathhause zu Am
dam aufbewahrt war. Kleinere Arbeiten finden sich noch im Harlemer u
Rotterdamer Museum. Eins seiner letzten Werke in Holland scheint das Port
des Alchymisten Borro (1676 von Peter v. Schuppen gestochen) gewesen zu s
da es sicher nicht vor 1661, wahrscheinlich erst 1662 entstanden ist. — In de
selben Jahren begann der Herzog Christian Albrecht in die Fußstapfen sei
kunstliebenden Vaters zu treten, der mitten im Kriege am 14. September 16
in seiner Festung Tönning gestorben war; die folgende Friedenszeit bis z
Jahre 1675 machte es ihm möglich, all seinen künstlerischen und wissenschaftli
Neigungen nachzugehen. Nach seiner Heimkehr nahm O. (i. J. 1663) mit se
Familie in Friedrichstadt seine Wohnung, wohin ihn verwandtschaftliche B
ziehungen seiner Frau und die holländische Umgebung ziehen mochten. Von j
an beginnt seine reiche künstlerische Thätigkeit; eine erstaunliche Menge v
Werken bezeugt ebensosehr sein unermüdliches Schaffen wie die reiche Unterstü
seines herzoglichen Gönners auf Gottorp. Doch ist er niemals eigentlicher H
maler gewesen, denn während 1664—75 nimmt diese Stellung ein Joh
Müller ein; auch bezog er kein bestimmtes Gehalt aus der herzoglichen Kamm
noch erhielt seine Wittwe später, wie das bei Hofmalern immer der Fall w
eine Pension. Er nennt sich selbst immer Contrefaiter in Friedrichsstadt und w
von den herzoglichen Beamten auch nur so benannt. Seine Stellung war d
ein privilegium exemtionis (1. Nov. 1652 und 10. Juli 1653) bestimmt. Er bek
für die Ausführung jedes einzelnen Auftrages besonders bezahlt. Das erste bis j
bekannte Gemälde aus dieser Periode des Künstlers ist der sog. „kleine Altar“, 16
von dem Kanzler Kielmannsegge dem Dome zu Schleswig geschenkt; es tr
sein Monogramm, enthält eine allegorische Darstellung des Siegs des Christ
thums über die Sünde und ist das Gemälde, zu dem der Knabe Jakob Carst
betend hinaufschaute und das er später im Liede besang (Sach, Asmus Ja
Carstens' Jugend- und Lehrjahre, S. 45). Daß er auch schon damals für d
Herzog gearbeitet, bezeugt eine von ihm eigenhändig am 25. November 16
ausgestellte Quittung über 100 Rthlr. Bei Gelegenheit der Gründung der Ki
Universität (1665) lieferte er ein Porträt des Kanzlers Kielmannsegge; a
scheint er bei den Zeichnungen zu den Kupfertafeln des Foliowerkes betheili
in dem Torquatus Frangipani 1666 die Einweihungsfeierlichkeiten beschri
jedenfalls liegt dem Titelblatt dazu, worauf die Inauguration dargestellt
eine Radirung von seiner Hand zu Grunde. Mit dem Jahre 1664 erhielt
durch den Herzog den Auftrag, einen Saal seines Schlosses mit Wandgemäl
aus der Geschichte des Gottorper Hauses und Schleswig-Holsteins zu schmück
er begann damit jene 9 großen Compositionen, die seinen Ruhm im 17. Ja
hundert begründeten und als seine Hauptwerke betrachtet werden müssen.
wurden nach Vertreibung der Gottorper in dem Audienzzimmer der Köni
aufbewahrt, wo sie auch Carstens sah (Sach, Carstens' Jugend- und Lehrja
S. 139). Nach dem Inventar des Schloßes vom Jahre 1827 und dem Beri

arstens' Vetter Jürgensen waren sie nur theilweise mit dem Monogramm
ünstlers versehen, aber alle mit Inschriften des Olearius geziert. Unter
en wird das zweite in der Reihe, die Vermählung Christians I. mit der
e des Königs Christoph (1448), als ganz im Stile Rembrandt's aus-
t, besonders gerühmt. Die Inschriften des Olearius ergeben übrigens,
lle mit dem Jahre 1671 vollendet gewesen sein müssen. Von anderen
n, die dieser Zeit angehören, sind bemerkenswerth eine erst 1877 in einem
zu Bredstedt entdeckte Madonna mit Monogramm, aber ohne Jahreszahl,
ie „Heilige Familie" im Dome zu Schleswig, die nach der Inschrift 1670
lt ward; indeß macht das Fehlen eines Monogramms seine Urheberschaft
haft (vergl. Sach, Carstens, S. 49). Die weitere Thätigkeit des Künstlers
ottorper Hofe bezieht sich auf die Ausschmückung des sogenannten Lust-
Amalienburg, das der Herzog 1670 seiner Gemahlin zu Ehren in dem
nnten Neuwerk errichten ließ. Die Wände des großen viereckigen Haupt-
wurden mit phantastischen Gemälden, oft lasciver Art, die acht Felder
cke mit mythologischen Darstellungen in den Jahren 1672 bis 1674 ge-
Carstens' Jugend- und Lehrjahre, S. 147 ff.). Nach dem Verfall und
bbruch des Gebäudes (1822) wurden die Gemälde, 45 an der Zahl, im
e zum Theil in sehr üblem Zustande aufbewahrt. Das Inventar vom
1827, das darüber Auskunft gibt, führt außerdem noch in einzelnen
ern verschiedene Werke von O. auf, z. B. eine „Justitia", einen „Merkur",
„jungen Prinzen vor einem Gitter mit Weinlaub", von denen letzteres in
besitz übergegangen ist. Zwei kleinere Darstellungen waren schon früher
Kopenhagen gebracht und dem dortigen Museum einverleibt (Spengler,
g, p. 506). Uebrigens ersieht man aus einer Reihe vorliegender Rech-
, daß O. für seine Arbeiten im J. 1670 und 71 zunächst 2170 Thaler,
185 Thaler und 1673 noch 1390 Thaler aus der herzoglichen Kammer
ahlt erhielt, gewiß bedeutende Summen, wenn man den damals weit
n Werth des Geldes in Anschlag bringt.

Die Arbeiten des Künstlers auf Gottorp dauerten bis zum Jahr 1675, wo
rch den neu ausbrechenden Krieg zwischen dem Herzog Christian Albrecht
em Könige Christian V. von Dänemark für immer unterbrochen wurden.
vor Beginn des Krieges und während der verrätherischen Gefangennahme
erzogs zog O. sich ganz nach Friedrichstadt zu seiner Familie zurück und
hier die schöne Grablege für die lutherische Kirche (1675). Wenn der
er nun auch nach der Freilassung des Herzogs nach 1676 nachträglich für
te „Schildereien und Porträte" 1180 Thaler ausbezahlt erhielt, so ist er
icht nach Gottorp zurückgekehrt, um seine Arbeiten wieder aufzunehmen.
lucht des Herzogs nach Hamburg (August 1676) hat er noch erlebt. Als
e dann 1679 zurückkehrte, war O. schon am 9. December 1678 in Fried-
t gestorben; „dies fuit V ante idus Decembres anni vergentis MDCLXXIIX,
lineа illa suprema scripta fuit", wie es auf einem langen schwülstigen
ph hieß, das ihm früher im Schleswiger Dom errichtet war. (Sach, Ge-
der Stadt Schleswig, S. 188.) Er wurde in einem Familienbegräbniß
lutherischen Kirche zu Füßen seiner Grablege beigesetzt und hinterließ
Wittwe und seinen 8 Kindern ein ziemlich bedeutendes Vermögen in Grund-
nd baarem Gelde. Nach dem Tode der Mutter in Tönning (1690) er-
n die Kinder ihren Eltern in der dortigen Kirche ein Epitaph, welches
Porträte zeigt. Die nach einer zuverlässigen Angabe 1781 noch in
ng im Privatbesitz vorhandenen Gemälde des Künstlers werden aus dem
ß der Familie stammen.

O. war ohne Frage einer der hervorragendsten Schüler Rembrandt's; manche seiner Werke gingen früher selbst unter dem Namen seines Lehrers. Wenn er in der Kunstgeschichte bisher keinen besonderen Namen erlangt hat, so begreift sich dies aus den Schicksalen seiner bedeutendsten Werke. Nur sein großes Stockholmer Gemälde und einige Porträts sind durch übrigens sehr seltene Stiche bekannter geworden; sein Gemälde im Dom zu Schleswig sowie seine Grablegung in Friedrichstadt haben allein in seiner Heimath seinen Namen bewahrt. Hinlänglich gewürdigt kann er erst werden, seitdem seine Hauptwerke, die großen Gottorper Gemälde, der Kunstgeschichte wieder zugänglich gemacht worden sind. Bis zum Jahre 1851 auf Gottorp aufbewahrt, sind sie damals mit einer größeren Zahl anderer Gemälde nach Kopenhagen geschafft. Der größte Theil der Gemälde aus der Amalienburg wurde dagegen mit den sonst im Schlosse vorhandenen Kunstschätzen am 1. November 1853 auf öffentlicher Auction verkauft und ist seitdem völlig verschollen. In Kopenhagen wagte man wol aus politischen Gründen nicht, die Darstellungen aus der schleswig-holsteinischen Geschichte öffentlich auszustellen; sie waren so völlig vergessen, daß selbst der neueste Kunsthistoriker Dänemarks (Weilbach) sie in seinem Lexikon (1878) mit keinem Werke berührt. Nachdem der Verfasser dieses mehrfach, noch zuletzt in Carstens' Jugend- und Lehrjahre, p. 138 mit Nachdruck auf diese unerklärliche Thatsache hingewiesen, sind sie endlich vor etwa zwei Jahren wieder zum Vorschein gekommen und, wenn wir recht berichtet sind, fünf an der Zahl in Kopenhagen öffentlich ausgestellt.

Durch eine Reihe urkundlicher Quellen sind die kurzen biographischen Notizen in Sach: Neuere Geschichte des Schlosses Gottorp, Schleswig 1866, p. 21, berichtigt. Ueber Ovens' Einfluß auf Carstens, über die Gemälde im Dom zu Schleswig, in Gottorp und der Amalienburg ist ausführlich gehandelt in Sach, Carstens' Jugend- und Lehrjahre, p. 45 ff. und 138 ff. Vergl. auch: Neuere Geschichte des Schlosses Gottorp, p. 17 und 20. Urkundliche Nachrichten in Sach, Geschichte der Stadt Schleswig. Schleswig, 1875 p. 188 ff., 322 ff. Weilbach, Dansk Konstnerlexikon, 1878, p. 527. Einige Notizen in Posselt, Die kirchliche Kunst in Schleswig-Holstein. Zeitschrift der Gesellschaft für schlesw.-holst.-lauenburgische Geschichte, Bd. 11. Kiel 1886, p. 301. — Neue Forschungen über J. Ovens von J. Biernatzki in der Kieler Zeitung v. J. 1885, Nr. 10763, 10775, 11015. — Gottorpsche Hofgerichtsacten im Staatsarchiv zu Schleswig. Sach.

Overadt: Peter O., Kupferstichverleger und Buchdrucker zu Köln, vielleicht auch selbst Kupferstecher, war in den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts in Thätigkeit. Auf sehr vielen Blättern der damaligen Kölner Stecher, eines Bern. Hartfeldt, Pet. Isselburg, Raph. de Mey, Aegid. Novellanus, Math. van Somer, G. C. Stich u. a. ist er als Verleger genannt. Nach Hartzheim (Bibl. Colon. p. 48) sind die Kupfer zu dem 1624 (auch 1627) in Paderborn erschienenen Buche „Geistlicher Hertzens-Spiegel", dessen ungenannter Verfasser der Jesuit Caspar Brandis ist, von ihm gestochen. Das früheste mit seinem Namen versehene Blatt ist das seltene Bildniß des jungen Thomas Zamoiski, Sohnes des Großkanzlers von Polen, bei dessen Dedication er sich „civis ac typographus Coloniensis an. 1606" nennt. Einige vortreffliche Copien nach Albr. Dürer, insbesondere zwei Madonnenbilder, tragen seine Adresse und werden deshalb die Overadt'schen genannt, sind aber wol sicher von anderer Hand ausgeführt. Seinem Namen gab er eine sehr abweichende Orthographie und vielartige Verkürzungen. Nach seinem Tode haben die Erben das Geschäft noch lange fortgesetzt. Ein Büchlein von 1657 hat die Adresse „Bey den Erben Pitter Overradt"; später tritt ein Martin Fritz als Nachfolger auf. Merlo.

Overbeck: Christian Adolf O., einer aus dem Lüneburgischen stammenden Familie entsprossen, ward zu Lübeck am 21. August 1755 als Sohn des Rechtsconsulenten Georg Christian Overbeck geboren. Seine Erziehung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dessen Leitung damals seines Vaters Bruder, der Rector Johann Daniel Overbeck (geb. 23. Juni 1715, † 3. Aug. 1802) hatte und neben welchem namentlich der Conrector Geßner auf des Knaben Bildung einwirkte. Trotzdem sich bei O. schon frühe eine besondere Neigung zur Theologie, Litteratur, Musik und Poesie bemerkbar machte, wählte er doch, wohl auf Wunsch des Vaters, als Berufsstudium die Rechtswissenschaft und bezog 1773 die Universität Göttingen. Neben den juristischen Vorlesungen Böhmer's, Pütter's, Meister's u. a. hörte er auch Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften bei Feder, Schlözer und Blumenbach, vor allem aber wird der Einfluß Heyne's und seiner epochemachenden Behandlung der classischen Philologie als ein tiefgehender geschildert. Vielleicht hing es mit der Bevorzugung dieser Studien zusammen, daß O. nach seiner Rückkehr von der Universität zunächst nach Bremen ging, um dort die Leitung einer Erziehungsanstalt zu übernehmen, doch kehrte er bald in seine Vaterstadt und zur Jurisprudenz zurück, übernahm 1779 eine Obergerichtsprocuratur, erwarb 1788 die juristische Doctorwürde, ward 1792 zum Syndicus des Lübecker Domcapitels erwählt und 1798 Consulent des sogenannten Schüttings, der Schonenfahrer-Compagnie. Zwei Jahre später ist er in den Senat der Hansestadt berufen worden. Den philanthropischen Ideen der Zeit hatte sich O. mit voller Empfänglichkeit hingegeben, war Mitbegründer der Gesellschaft für gemeinnützige Thätigkeit in Lübeck und mehrere Jahre hindurch ihr Vorsitzender, als Mitglied des Senats nahm er hervorragenden Antheil an der Hebung des Kirchen- und Schulwesens und an der Reorganisation der Armenanstalt. Namentlich aber muß sich in O. ein besonderes Geschick zur Führung diplomatischer Unterhandlung kund gethan haben, denn dazu ist er seit seinem Eintritt in den Senat in beinahe anderthalb Decennien fast ununterbrochen und unter den schwierigsten Umständen verwandt worden. So ging er, nachdem in Folge der nordischen Convention vom 16. Juli 1800 Lübeck von dänischen Truppen besetzt war, in's Hauptquartier der Prinzen Karl und Friedrich von Hessen, 1804 nach dem Reichsdeputationshauptschluß (23. Febr. 1803) zum Czaren Alexander nach Petersburg. Nach der Schlacht bei Lübeck (6. Nov. 1806) und der Capitulation Blüchers bei Ratekau gehörte O. der Deputation an die französischen Marschälle Bernadotte, Murat und Soult und ebenso der gleich folgenden an Napoleon selbst nach Berlin an, welche, freilich vergeblich, eine Ermäßigung der Contribution erwirken sollte. Einer ersten Mission nach Paris noch im Jahre 1807, folgte eine zweite ebendahin 1808—9, und noch im letzteren Jahre wieder eine dritte zur Vermählung Napoleons mit Marie Louise. O. wohnte dem verhängnißvollen Feste bei dem Fürsten Schwarzenberg bei und kehrte erst 1810 nach Hause zurück, nur um das Jahr darauf nach der Vereinigung Nordwestdeutschlands und der Hansestädte mit dem französischen Kaiserreich zum vierten Male nach Paris entsandt zu werden. Als im März 1813 die erste Befreiung Lübecks durch Tettenborn's Kosaken erfolgt war, ward er zur Begrüßung der verbündeten Monarchen nach Dresden und Breslau geschickt, und da inzwischen die Franzosen Lübeck von neuem besetzt hatten, gelang die Rückkehr nur auf Umwegen und unter besonderen Schwierigkeiten. Nach der zweiten Befreiung der Stadt im December 1813, ward O. den 2. März 1814 zum Bürgermeister erhoben und hat als solcher an der nach der Franzosenzeit nothwendigen Umgestaltung des ganzen Lübischen Staatswesens einen leitenden Antheil gehabt. Neben den Berufsgeschäften aber blieben seine Neigungen fortdauernd der Musik und Poesie

zugewandt. Schon als Jüngling hatte er sich in Compositionen von Klopstock's geistlichen Liedern und den Liedern aus der Hermannsschlacht versucht, später erschienen von ihm Klavierauszüge von Pergolese's Salve regina und Stabat mater, 1781 auch eine Sammlung eigener Compositionen. Seine ersten litterarischen Leistungen waren Uebersetzungen englischer Reisewerke und einzelner Gedichte Virgil's und Theocrit's, die Anregung zu eigenen Productionen erwuchs aus dem Einflusse Klopstock's, Karl Fr. Cramer's, Miller's und Sprickmann's, auf der Universität Göttingen aber — der Hainbund war, als O. sie bezog, jedoch schon zerstreut — vor allem aus dem von Stolberg, Bürger, Hölty und Voß. An des Letztern Musenalmanach nahm O. seit 1776 regen Antheil und ebenso an andern periodischen Blättern der Zeit, wie am Heidelberger Taschenbuch, dem nordischen Almanach Winfried und dem Hanseatischen Magazin. Von da sind Lieder von ihm in andere ähnliche Zeitschriften und Sammlungen übergegangen und gesondert ist eine solche gegen sein Wissen und wider seinen Willen „gesammelt von einem Verehrer des Verfassers in der Schweiz", 1786 zu Lindau herausgegeben. Selber veröffentlichte er 1781 eine Auswahl seiner Kinderlieder unter dem Titel: „Fritzchens Lieder", die zehn Jahre nach seinem Tode 1831 nochmals aufgelegt ist. „In diesen Liedern hab' ich versuchen wollen, wie weit ich's etwa im Kinderton treffen könnte." „Hier spricht, wenn ich's gut gemacht habe, wirklich ein Kind", sagt er in der Vorrede. 1794 folgte eine Sammlung „Vermischte Gedichte" und 1800 Uebersetzungen aus Anakreon und Sappho. Unveröffentlicht geblieben sind Uebertragungen französischer Dramen, Racine's Brittannicus und Bajazet, Corneille's Cinna, die auf die Bühne zu bringen er vergeblich mit Schröder in Briefwechsel trat.

Das Gebiet von Overbeck's Lyrik ist ein kleines, eng umgrenztes. Wie sie dem Geschmack jener Zeit „der jungen empfindsamen Herzen" entsprach, entspricht sie dem unsern nicht mehr. Auch was sich noch im Volksgesang und den Schulliederbüchern erhalten hat, wie: „Das waren mir selige Tage", „Komm' lieber Mai", „Blühe liebes Veilchen", „Warum sind der Thränen" dürfte mehr durch die Melodie, als den Text lebendig geblieben sein. O. lehnt sich in seinen Uebersetzungen am deutlichsten an Voß an, nimmt in seinen geistlichen und moralischen Gedichten hie und da einen Zug von Claudius auf, ist aber in der Enge seines dichterischen Gesichtskreises, in der Freude einer kleinen Naturbetrachtung und seiner spielenden Träumerei, wie in der Sangbarkeit seiner Verse am nächsten mit Hölty verwandt. In Musik gesetzt sind einzelne seiner Lieder von Himmel, Hurka, André, Reichardt und Mozart, die meisten von Voß' Freund, Abraham Schulz und diese entsprechen der Overbeck'schen Art entschieden am meisten. Als Dichter schätzte O. keinen so hoch als Voß, ihm ist er ein stets bereiter Mitarbeiter und durchs Leben ein treuer Freund geblieben, allerdings ist das Verhältniß, wie Voß' Biograph mit Recht hervorhebt, erst nachdem dieser Eutin verlassen hatte, ein vertrauteres geworden, und die Verschiedenheit der Charaktere, in O. bei aller geschäftlichen Tüchtigkeit eine unverkennbare Weichheit und Milde, bei Voß jene herausfordernde Unduldsamkeit und Rechthaberei, die nur in der eigenen Subjectivität die Norm sucht und findet, tritt klar zu Tage. Als dieser seine Angriffe gegen Stolberg in die Welt schleuderte und O. zur Stellungnahme drängte, wußte der letztere mit Feinheit und Würde seinen eigenen abweichenden Standpunkt zu wahren und doch den Bruch mit dem langjährigen Freunde zu vermeiden. O. starb am 9. März 1821. Sein jüngster Sohn war der Maler Friedrich Overbeck.

Goedeke, Grundriß zur Geschichte deutscher Dichtung, Bd. II, S. 707. — Zur Erinnerung an Christian Adolf Overbeck (v. C. G. Overbeck dem Sohn). Lübeck 1830.

Hasse.

Overbeck: Friedrich O., Historienmaler, geb. zu Lübeck am 3. Juli 1789, † zu Rom am 12. Nov. 1869. Unter den Männern, die es zu Anfang unseres Jahrhunderts unternahmen, der in leeren Formalismus versunkenen, völlig inhaltlos gewordenen deutschen Kunst wieder neues Leben einzuflößen, hat man sich gewöhnt, O. zunächst neben Cornelius zu nennen, weil er wie dieser von der romantischen Anschauung beseelt war und dann in lebenslange nähere Gemeinschaft mit ihm gerieth. Indeß sind die Voraussetzungen, von denen der Stifter der nazarenischen Richtung ausging, wie die Art der schöpferischen Kraft, die er an die Durchführung seiner Principien zu wenden hatte, sehr verschieden von denen seines großen Genossen. Ist doch die Kunst des letzteren eine durchaus dramatische, während die Overbeck's von allem Anfang an lyrisch war, aus der Tiefe des Gemüths stammte und allem Heftigen oder Leidenschaftlichen zeitlebens aus dem Wege ging. Noch viel verschiedener aber war beider Meister Charakter, wie man aus der näheren Darstellung ihres Lebenslaufes bald sehen wird.

Overbeck's Vater war erst Senator, dann Bürgermeister der Stadt Lübeck und ein hochgebildeter, besonders die Kunst und schöne Litteratur liebender Mann, der schon Carstens, bei dessen Lübecker Aufenthalt, in jeder Weise gefördert und viel bei sich gesehen hatte. So empfing denn sein eigener, durch frühen Kampf und Noth niemals wie Cornelius gestählter, sondern der besten Erziehung und des liebevollsten Familienlebens genießender Sohn, ein schöner, stiller Knabe, schon früh nur künstlerische und litterarische Eindrücke im Elternhause, welche durch die herrliche alte Stadt und ihren Reichthum an köstlichen Bauwerken noch mächtig verstärkt werden mußten. Ein tief religiöses und schwärmerisches Gemüth ward dadurch nothwendig alsbald auf das deutsche Mittelalter zurückgewiesen, wie er denn auch am liebsten in der katholischen Kapelle der Stadt vor einem altdeutschen Marienbilde verweilte. Früh die Neigung zur Kunst fühlend erhielt er den ersten Zeichnungsunterricht von einem alten Kanonier, Namens Mau. Später, bei der immer entschiedener hervortretenden Neigung des Sohnes zur Malerei, ließ ihm der Vater durch den Mengsianer Peroux Unterricht geben. Eine frühe Bekanntschaft mit August Kestner aus Hannover, nachmaligem Gesandten in Rom, der 1805 nach Lübeck kam und, selber leidenschaftlicher Kunstfreund, viele Zeichnungen nach den alten Italienern besaß, bestärkte den jungen O. in seiner Neigung zur Kunst, wie zur Romantik überhaupt, und so setzte er es denn auch durch, daß er im siebzehnten Jahre die Wiener Akademie, damals zweifellos die beste in Deutschland, besuchen durfte.

Es war im J. 1806, also dem unglücklichsten, das Deutschland je gesehen, wo das alte Reich ganz zusammenbrach und selbst die Hansestädte bald den Fluch der Fremdherrschaft kennen lernen sollten. Das mußte freilich ein passives und zugleich schwärmerisches Gemüth noch mehr auf sich selbst und den eigenen Reichthum zurückweisen. Das Wiener Leben aber mit seiner damals besonders leichtsinnigen Frivolität und unsäglichen Flachheit mußte diese Neigung noch verstärken, da es einen hochgesinnten und in strenger norddeutscher Zucht und Ehrbarkeit aufgewachsenen Jüngling nur anwidern konnte. Die unter des talentvollen Mengsschülers Füger Leitung stehende Akademie aber war eine ebenso seelenlose Abrichtungsanstalt als alle übrigen, wo der Schüler mit der größten Pedanterie von einem Cursus zum andern durchgetrieben wurde und man bei dieser schablonenmäßigen Dressur auf seine Individualität nicht die geringste Rücksicht nahm. Noch viel weniger kümmerte man sich bei der durch Mengs herrschend gewordenen Vergötterung der Antike um die eigene hochachtungswerthe alte nationale Kunst. — Dadurch kam nun O. bald in den tiefsten Gegensatz

zu dieser leblos antikisirenden Richtung. Immerhin enthielt die Ansta
doch ein sehr respectables Maß technischen Geschickes als kostbare Erbsch
Mengs'schen Schule, dessen Aneignung für den jungen Künstler ganz zwe
sein mußte, und wo er auch in der That mehr lernte, als er damals
mochte, wie er im Alter selber anerkannte. Der Trieb zur Absonderu
Neigung zu den „Auserwählten" zu gehören, machte sich indeß bei i
früh geltend, wie bei so vielen Frommen. So bildete er bei seinem ra
vortretenden glänzenden Talent bald mit einigen gleichgesinnten einen
auf „St. Lucas" Eingeschworner, dem außer ihm Pforr, Wintergerst,
dann die schweizer Hottinger und C. Vogel angehörten. Derselbe war
den Altdeutschen besonders von dem gerade in Wien befindlichen E
Wächter beeinflußt, der eben voll Begeisterung für Carstens und di
Italiener aus Rom zurückgekommen war. — Indeß eignete sich O.
so tief verachteten Akademie doch alles das an, was er an technischem
an Kenntniß der menschlichen Gestalt, ihrer Verkürzungen u. s. w. spä
seinen meisten Genossen voraus hatte. Wächter aber machte sie, die
die gebildetsten und talentvollsten der Akademie ohnehin schon sehr
vollends rebellisch gegen den akademischen Zwang. So kam es, daß sie
Reorganisation der Akademie nach dem Jahre 1809 nicht wieder aufgen
sondern ausgeschlossen wurden. Dieser Mißgriff ist ein halbes Jahrhunder
der Wiener Akademie genau so auch mit Overbeck's Antipoden Hans
begegnet und wird bei den meisten Anstalten dieser Art immer wieder vork
Indeß hat O. doch bereits einige seiner besten Compositionen, wo er sch
selbständig erscheint und sich an die Altdeutschen statt an die Antike
in Wien gemacht, so den „Einzug Christi in Jerusalem". Zu dieser An
trugen „Wackenroder's Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbr
und „Sternbald's Wanderungen" von L. Tieck, die O. früh mit Begei
las, nicht wenig bei, wie er denn später oft erzählt hat, daß sie so groß
fluß auf seine Kunstanschauung ausgeübt.

Mit Bewilligung seines Vaters ging O. nun im Frühjahr 1810, b
von seinen meisten Genossen, nach Rom, um seine Ausbildung zu verv
digen. Er kam da am 20. Juni an, fühlte sich aber von der noch herrs
antikisirenden Richtung der Thorwaldsen, Schick, Koch, des Teufelsmülle
der beiden Riepenhausen ebenso wenig angezogen, als vorher in Wien,
er auch entzückt von den Kunstschätzen der Stadt war. Deshalb, und w
aus Sparsamkeit, zog er nach einiger Zeit aus der Villa Malta, wo
gewohnt, aus und miethete sich mit seinen Genossen in dem verlassenen
San Isidoro ein, wo sie jeder eine Zelle bewohnten, sich selber kochte
sich ganz abschließend, eine Secte bildeten, die nun alsbald den Spitznam
„Klosterbrüder" erhielt und ihn später mit dem bezeichnenderen der „Naz
vertauschen mußte, der ihnen bis heute geblieben ist. Sie wohnten
Jahre, theoretisirten unglaublich viel über Kunst, arbeiteten aber
weniger, genau wie die meisten anderen Ankömmlinge in Rom. Nich
weniger begründete O., als der einzige von ihnen, der ein gesundes Tal
saß, seinen Ruf doch allmählich erst durch eine Anbetung der hl. drei
und eine Madonna, dann besonders durch den schon erwähnten Carto
„Christi Einzug in Jerusalem", den er erst viel später in Oel gemalt ha
Bild hängt jetzt in der Lübecker Marienkirche und gibt uns bei der Zerst
der meisten übrigen Arbeiten den sichersten Maßstab für seine damalige Ri
wie sein Können. — Die Composition zeigt eine eigenthümliche Vermischu
altdeutschen und altitalienischen Einflüssen, und in ihren vielen Porträt
Bekannten und Verwandten sogar weit mehr gesundes Naturstudium,

späteren Arbeiten. Dagegen ist sie weltweit entfernt von allem, was damals in Wien oder Rom gemacht ward; man kann sich in der That keinen vollständigeren Bruch mit der herrschenden Kunstrichtung denken. Die nach Art der Memling'schen sehr figurenreiche Scene ist vor dem Thore des im Hintergrund befindlichen Jerusalems gedacht, der einreitende Christus so edel, daß er die Begeisterung der haufenweise links am Wege aufgestellten und nicht ohne Reiz erfundenen Frauen wol begreiflich macht, wie die der hinten an einem Rain rechts gelagerten Volksmassen. Auch die dem Herren folgenden Apostel haben gute Köpfe, das Ganze aber erinnert auffallend an ähnliche Scenen Pinturicchio's, der den Memling wol auf dem Bilde noch mehr als auf dem Carton verdrängt haben wird. Das Ganze ist überaus liebenswürdig, hat aber bei weit größerer künstlerischer Vollendung doch viel weniger specifisch eigenthümliches, dem Maler selbst gehörendes, als des Cornelius gleichzeitige Arbeiten. Hatte doch O. gerade aus der Nachahmung oder Tradition, wie er es nannte, bereits eine förmliche Doctrin gemacht. Das hat er indeß mit Cornelius durchaus gemein, daß seine, wenn auch harmonischere Malerei doch in ihrer Peinlichkeit niemals der Zeichnung an Reiz etwas hinzufügt, dieselbe im Gegentheil umso öfter hölzern und leblos erscheinen läßt. Besonders, weil er die Charakteristik des Stofflichen gänzlich vernachlässigt, Fleisch, Gewänder, Haare gleich behandelt, was immer an die Wirkung bemalter Holzfiguren erinnert.

Als nun Cornelius, dem Joh. Veit und Wintergerst vorausgegangen waren, im Herbst 1811 auch nach Rom kam, so schlossen sich die beiden großen Künstler noch und nach aufs Innigste an einander an, und der männlichere und thatkräftigere Cornelius übte bald einen sehr vortheilhaften Einfluß auf den jüngeren Genossen, der nun endlich umso eher fleißig zu arbeiten anfing, als die Verhältnisse in Lübeck so traurig wurden, daß ihn sein Vater nicht mehr unterstützen konnte. — Ist es in der von Margareth Howitt neulich herausgegebenen, fast ganz aus Originalbriefen des Künstlers und seiner Freunde bestehenden Biographie rührend zu sehen, wie O. sich für seine Freunde von der „Lucasbruderschaft" aufopfert, so kann man doch nicht umhin zu finden, daß manche derselben offenbar das Talent und noch mehr das mühselige Studium der Natur und der Technik durch den Glauben ersetzen zu können hofften, der hier die Stelle des heiligen Geistes an Pfingsten bei ihnen hätte übernehmen sollen. Besonders als der verrückte Zacharias Werner als halber Narr und halber Heuchler hinkam und die jungen Maler vollends toll machte. Auch O. ward immer fanatischer und gab endlich, 1813 gar zum Katholicismus übergehend, damit das Signal zu jener widerwärtigen Convertirungsmanie, die von der römischen Clerisei auf jede Weise gefördert, bald zu einem wahren Scandal ausartete. An Overbeck's Aufrichtigkeit und lauterer Ueberzeugungstreue ist dabei freilich nicht im mindesten zu zweifeln, daß er aber damit den nationalen Boden mehr und mehr unter den Füßen verlor, ist selbstverständlich. Zu solcher Einseitigkeit war nun Cornelius' freie, echt deutsche Natur nicht angelegt, und so trennten sich denn bald ihre Wege, trotz ungetrübter persönlicher Freundschaft. Da O. aber dank seinem großen Talent und der immer reactionärer werdenden Richtung der modischen Romantik eine überaus große Nachfolge fand, so erlebte man das unerwartete Schauspiel, daß ein schöner Ansatz zur Bildung einer nationalen Kunstrichtung durch die Loslösung vom heimischen Boden und den wachsenden römischen Einfluß gar oft ins directeste Gegentheil verkehrt wurde. Wenn das einen Goethe und Niebuhr mit gleich großem Unwillen erfüllte, so war es doch bei der Mehrzahl gut gemeint, während es bei Anderen freilich in die abgefeimteste Heuchelei und Speculation ausartete. — Selbst bei O., dem ehrlichsten

und lautersten von allen, kann man kaum sagen, daß ihn der Glaube
habe in seiner Kunst. Weit eher wäre das Gegentheil richtig, da er
unbefangene Freude an der Natur verkümmerte, mit der Liebe zum V
Dem entging selbst Cornelius nicht, der sich doch von diesem fanatischen
mehr und mehr entfernte. — Die Fresken in der Casa Bartholdy u
in der Villa Massimi führten indeß O. und Cornelius jetzt noch ein
sammen. Der Erstere übernahm da den „Verkauf Josef's durch die
und die „sieben mageren Jahre". Beide sind vortrefflich ausgefallen;
mageren Jahre zeigen umso grandioseren Ernst, als O. noch eben solche
des Elends im römischen Gebirge gesehen, wo Hungersnoth herrscht
der Verkauf ist kaum weniger gelungen; besonders der Josef selber
höchst liebenswürdig erfundene und auch vortrefflich modellirte Figur. V
an Pinturrichio am meisten erinnernd, sind doch auch noch viele Ank
die germanische Art da, das Ganze aber muthet unstreitig wie das E
einer neuen Renaissance an, hat die ganze keusche und schüchterne S
einer solchen. Das zuviel der Nachahmung zeigt sich nur darin, daß
Art der Altdeutschen fromme Salbung sogar bei den Schuften zeigt,
eigenen Bruder verkaufen. Hatten sich doch diese „Lucasbrüder" oder
rener" sogar im Leben dasselbe gehaltene und gelassene, fromm die
niederschlagende oder einen nur von unten herauf anblickende Wesen,
stolze Demuth angewöhnt, wie man sie an Jesuiten und Pietisten gan
mäßig beobachten kann, ja bei allen denen, die heimlich Wein trin
öffentlich Wasser predigen. — O. unterschied sich von solchen indeß
daß es ihm heiliger Ernst war mit der Verleugnung der sündigen Wel
daß er in seiner arglosen Uneigennützigkeit beständig ausgebeutet wurd
sein wachsender Ruf im Vaterlande ihm allmählich immer mehr Best
verschaffte, geschah das nur noch häufiger. In dieser Zeit von 1813—
standen auch die schönen Compositionen der „Grablegung" und „Kreuzt
Christi, wo er dicht an Perugino und Rafael hinstreift. Ebenso n
ganze Anzahl kleinerer gezeichneter Compositionen. — Als indeß N
1815, zurückkehrte, so regte sich doch die Vaterlandsliebe wieder
in ihm, daß er zurück nach Lübeck und im hanseatischen Contingent den
mitmachen wollte, auch nur mit Mühe davon ab- und „zu christlicher Er
zurückgebracht ward, während Ph. Veit, Schadow und viele andere wi
den Waffen griffen oder schon früher gegriffen hatten. — Freilich nahm
manisirende" Tendenz nachher sehr bald wieder überhand.

Der wohlverdiente Beifall, den die Fresken der Casa Bartholdy
ermunterte jetzt O., sich auch bei den weltlichen Aufgaben zu betheilig
den jungen, 1818 durch Julius Schnorr verstärkten Malern in den
zu Tasso in der Villa Massimi gestellt wurden. Ueberdieß hatte sich der
29jährige Maler zum ersten Male verliebt — in die schöne Wieneri
Hartl, die zu Besuch nach Rom gekommen war, und die er dann in
1818 heimführte. Die Ehe war eine glückliche, obwol durch beständige
heit der Frau, wie der früh gestorbenen Mädchen und des einzigen Sö
dann durch vielfache Noth nicht ungetrübte.

Wahrscheinlich verdankt man es dieser Rückkehr von der Ascese zur
daß diese von ihm jetzt in Villa Massimi ausgeführten Bilder einen so
nen Reiz erhielten. So der Kampf Gildippens mit Argant, bei welch
weltlichen Vorwurf er aufs überraschendste aus der Rolle des Auge
schlagens fällt und die sprühendste Lebendigkeit mit einer keuschen Gra
bindet, die ganz und gar an die italienische Frührenaissance erinnert.
reizend, mit fast jungfräulicher Zartheit sind „Sofronia und Olinth"

Scheiterhausen von Chlorinde gerettet. Zu diesen Wandbildern malte O. dann noch an der Decke die Taufe der Chlorinde durch Tancred, das befreite Jerusalem, Rinaldo und Armida, Erminia's Ankunft bei den Hirten u. A. m., immer mit demselben jugendlich keuschen Reiz, der so anziehend wirkt. Kein Zweifel, daß O. auf diesem Pfade romantischer Weltlichkeit fortgehend der Kunst vielleicht noch mehr geleistet hätte, als bei seiner späteren Beschränkung auf ausschließlich religiöse Gegenstände. Schon darum, weil er hier frei zu schaffen genöthigt war, statt dort beständig Rafael nachzuahmen.

Dazwischen hinein entstanden dann immer noch eine Menge biblischer Compositionen und Zeichnungen, wo die rein idyllischen immer am besten geriethen. So Boos, der die Ruth erblickt, wo letztere die Züge der Braut zeigt und auch die der Campagna entnommene Landschaft sehr schön ist, wie fast immer bei Overbeck. Ebenso eine Ruhe auf der Flucht nach Egypten, die Auferweckung des Lazarus, Jakob und Rahel u. A. m. Nach dem schon erwähnten Einzug Christi aber entstand 1826 die große Composition des „Lasset die Kleinen zu mir kommen". Geschickter angeordnet als der Einzug steht sie an Naturgefühl doch hinter diesem zurück, die fromme Salbung muß es bereits zu oft ersetzen. Ebenso bei einem in der Wüste predigenden Johannes.

Schon 1821 hatte Cornelius seinen Freund vergeblich nach Düsseldorf zu bringen gesucht, 1826 versuchte er es mit München, doch abermals umsonst. Denn während O., der bis jetzt vom Papstthume nicht die mindeste Förderung erhalten hatte, geneigt war, zu gehen und schon zugesagt hatte, setzte sich die kränkliche Frau entschieden dagegen und ihren Willen umso eher durch, als sie in allen nicht künstlerischen Dingen längst das Scepter führte. Es ist dieß umso mehr zu bedauern, als O., dem Vaterlande wiedergewonnen, ohne Zweifel eine gesundere Richtung genommen hätte. — Dagegen sammelte sich jetzt in Rom nach und nach eine große Schule um ihn, unter der Steinle besonders sich seine Art vollständig aneignete, von der aber auch Victor Orsel, Hipolyt Flandrin in Frankreich, Führich, Deger, Kuppelwieser in Deutschland, die Italiener Colombo und Casolani, Cordella, dann Ludwig Seitz und Rohden in Rom, ja fast alle christlich romantischen Maler unserer Zeit mehr oder weniger berührt sind, wie denn sein Styl geradezu typisch für diese Neukatholiken geworden ist.

Statt nach München zog er nun in den nächsten Jahren im Sommer nach Perugia, was zu einer seiner besten Arbeiten führte. Er malte nämlich als Votivbild in der Vorhalle von Santa Maria degli Angeli bei Assisi das Rosenwunder des heiligen Franziskus. Dasselbe ist sein größtes Freskobild geworden, und sicherlich eine Composition so voll Reinheit und Liebenswürdigkeit, daß sie an die besten Prärafaeliten hinstreift, ja selbst Fiesole gehören könnte, wenn auch das feine Naturstudium fehlt, welches kein damaliger Italiener, selbst der fromme Mönch von San Marco nicht, vernachlässigte. Ganz charakteristisch für das Verhalten der Italiener zu dem deutschen Maler ist, daß ihm die Mönche des Klosters nach der Vollendung des geschenkten Bildes noch eine lange Rechnung für gehabte Auslagen präsentirten.

Wie sich O. zu seinem Vorbild Rafael verhält, sieht man am besten an der kurz vorher, 1825 gemalten, jetzt in der Münchener Neuen Pinakothek befindlichen heiligen Familie, die allerdings sehr an dessen Mad. Canigiani erinnert, aber freilich nicht entfernt an deren geistreiche Freiheit und ihr Naturgefühl hinreicht. Bald darauf ward die eben daselbst zu sehende „Italia und Germania" vollendet, die indeß beide des Veit prächtiger Composition nicht gleichkommen. — Dann ward ihm 1830 die große Himmelfahrt Mariä

für den Kölner Dom bestellt, wie er denn sein lebenlang von den Besti
lungen zehrte, welche ihm das Vaterland gab, da sich Italien gar nicht u
ihn kümmerte, so wenig als das Papstthum, das die deutschen Schwärmer ledi
lich benützte. —

Durch Cornelius bewogen besuchte der Meister 1830 zum erstenmal,
Gesellschaft des dahin Zurückkehrenden, wieder Deutschland. Ueberall von d
Künstlern hochgefeiert, gefiel es ihm doch nicht sehr, ja er mochte nicht einm
die eigene Heimath nach dem Tode der Eltern mehr besuchen. Der Kampf d
Parteien im Vaterland stieß den an stillen Frieden Gewöhnten ab. Denn wei
derselbe in Italien auch viel ärger tobte, so brauchte er als Fremdling, welch
er zeitlebens blieb, sich nicht daran zu betheiligen. Dagegen erhielt er jetzt
Frankfurt für das Städel'sche Institut jenes große Bild bestellt, welches i
fortan neun Jahre beschäftigen sollte: den „Triumph der Religion in den Künsten
In der Anordnung eine auffallende Nachahmung der Disputa Rafael's, ist
doch seine bedeutendste Leistung in der Oelmalerei und bei aller Einseitigk
seiner Auffassung ein hochachtbares Kunstwerk geworden. Wie die Disputa
eine obere, den offenen Himmel zeigende, und eine untere, hier die christlich
Künstler und ihre Protectoren enthaltende Hälfte zerfallend, hat die letzt
allerdings auch die Kälte solcher allegorisirenden Compositionen, wo kein Men
etwas wirklich thut, sondern alle nur sich und Andere symbolisch langweile
Muß man sich daher hier an einzelnen prächtig erfundenen Gestalten erfreue
so ist doch weit werthvoller die obere Hälfte des Bildes, mit der Himmel
königin in der Mitte, die sehr beschäftigt, außer dem Halten des Kindes, au
noch den Herren unten den Marianischen Lobgesang aus einem Buche vorzules
hat. — Nichtsdestoweniger ist doch der Geist, der uns aus dem Ganzen entgeg
weht, ein so ernster und edler, daß Niemand dies Werk ohne Hochachtung b
trachten wird, wie viele Räthsel es ihm auch aufgebe. Bezeichnend ist, daß
ein kleines Buch schreiben mußte, um der Welt zu erklären, was seine Figur
alles thun oder beabsichtigen, und komischerweise dabei demselben Rafael, d
er doch so sehr verehrte und studirte, bittere Vorwürfe über seinen vermein
lichen späteren Abfall machte. — Offenbar, weil dieser sich im täglichen U
gang mit der hohen römischen Clerisei allmählich eine Freiheit des Geist
aneignete, die allerdings sehr nach Ketzerei schmeckt und von der O. sicher w
entfernt blieb, der dem Papstthum gegenüber das Sacrificio dell' Intelletto unb
dingt brachte.

Noch während er an dem großen Bild beschäftigt war, malte er auch ei
Vermählung Mariä für den Grafen Raczynski und einen Besuch der Mar
bei Elisabeth. Kaum hatte er diese Gemälde vollendet, so verlor er den ei
zigen hoffnungsvollen Sohn, und nur die eifrigste Arbeit vermochte ihn zu tröste
So entstunden jetzt sechzehn Cartons von Aposteln und Evangelisten für ei
Capelle des Fürsten Torlonia, eine große Anzahl von Compositionen für Gla
malereien, dann eine Passionsgeschichte für den Stich. Ebenso ein großes Oelbi
des ungläubigen Thomas. Endlich beschäftigte ihn von 1843—55 jene Rei
von 40 Zeichnungen zu den Evangelien, die im Besitz des Baron Lotzbeck
Weyern, später leider verbrannt sind. Zur Vervielfältigung durch den Kupferst
bestimmt und von Keller und seiner Schule vortrefflich gestochen, haben sie ei
unermeßliche Verbreitung erlangt und auch verdient, da sich hier sein Styl vo
kommen abgeklärt hat und zwischen Fiesole und Rafael etwa die Mitte halte
zeigt. Ueberdieß stört einem bei dem kleinen Format die Leere nicht, die b
seinen großen Figuren der Mangel an Naturstudium nothwendig nach sich zi
— Dagegen ist so viel Rührendes, tief und wahr Empfundenes in diesen m
bewundrungswürdigem Stylgefühl und rhythmischem Sinn gezeichneten Comp

sitionen, daß sie einem die höchste Achtung einflößen, zu den reinsten Perlen deutscher Kunst gerechnet werden müssen. Selbst wenn man nicht verkennt, daß da auch Gemachtes mit unterläuft, sicherlich nicht aus frommer Heuchelei, die der echten Religiosität Overbeck's völlig ferne lag, sondern weil er, wie die ganze Schule, dem Rhythmus der schönen Linie die Wahrheit und Unmittelbarkeit des Ausdrucks häufiger opfert, als dies seine classischen Vorbilder jemals thaten. Indeß ist der Cyclus keineswegs arm an direct dem römischen Volksleben abgelauschten Zügen und auch darum jedenfalls eines der schönsten Denkmale dieser Kunstrichtung, wie man denn überhaupt die große Bedeutung des Künstlers durchaus in seinen Zeichnungen, nicht in seinen Gemälden zu suchen hat. Dies zeigte sich auch an dem einzigen Bild, das er für den Papst jemals zu malen bekam, einem sich seinen Verfolgern entziehenden Christus, das eine Decke im Quirinal schmückend, jetzt mit einer Tapete überdeckt sein soll. Dann vollendete er auch endlich die große Himmelfahrt Mariä für den Cölner Dom, ein überaus figurenreiches Bild. Diese grenzenlose Thätigkeit ist umso verdienstlicher, als ihn in dieser Zeit auch noch der Verlust seiner ihm dreißig Jahre so treu zur Seite gestandenen Gattin, dann ein langwieriges Augenübel traf. Machte er doch von da an den Eindruck eines halb der Erde entrückten, nur vom mächtigen Geist und Willen noch aufrecht erhaltenen Mannes.

Er wäre nun ganz verlassen gewesen, wenn ihn nicht ein deutscher Convertit, der Bildhauer Hofmann und seine Frau in ihre Familie aufgenommen, letztere sich ihm ganz gewidmet und so dem Einsamen eine anregende Häuslichkeit bereitet hätte, in der er nach langen traurigen Jahren förmlich wieder auflebte. Verjüngt dadurch, besuchte er 1855 sogar Deutschland zum zweitenmal, um sein großes Bild für den Dom nach Cöln zu bringen. Ueberall hoch gefeiert, gefiel es ihm nunmehr sogar viel besser als das erste Mal; er blieb monatelang an verschiedenen Orten und sprach sich, zurückgekehrt, sehr befriedigt über seinen Besuch aus, wie er denn weit entfernt war, sich jemals so zu verwälschen, als, charakterlos genug, so viele Deutsche es in Paris und London thun. Er erhielt im Gegentheil den Zusammenhang mit dem Vaterland immer nach Kräften aufrecht und fühlte sich durchaus als Deutscher, wie denn auch fast alle seine Arbeiten nach Deutschland gingen. Es waren deren gerade in dieser letzten Periode sehr viele, allerdings meist Zeichnungen, bisweilen leicht und geistvoll colorirt, die indeß merkwürdigerweise durchaus keine Altersschwäche zeigen. So 14 Blätter zur Passionsgeschichte, in denen die Auffassung Christi an Tiefe und Schönheit alles von ihm früher geleistete übertrifft, allerdings auch wiederum Rafael's Spasimo entlehnt erscheint. Dann Cartons zu den „sieben Sacramenten" die nach Art der Rafael'schen zur Anfertigung von Gobelins bestimmt, leider nicht zur Ausführung kamen, wie ihm denn niemals mehr eine größere Arbeit von der römischen Clerisei bestellt ward, während der Papst im Vatican die größten Wandflächen von Italienern mit unglaublich leerem Zeug bedecken ließ. Das ist nun umsomehr zu bedauern, als gerade diese Cartons, wo allemal die Hauptscene von einer Reihe kleinerer eingerahmt wird, die reizendsten Compositionen enthalten, eine wahre Schatzkammer köstlicher Erfindungen sind, welche jetzt die Nationalgalerie und die N. Pinakothek schmücken. Von Oelbildern entstunden in dieser Zeit noch ein Johannes, der sich an Christi Brust geworfen, ferner eine Krönung Mariä für den Kaiser Max von Mexico, u. A. m. Seine letzte große Arbeit waren eine Anzahl Cartons für die Kathedrale von Diakovar, die sein Schüler Ludwig Seitz dann gemalt hat, und an denen arbeitend er seinen Lebensabend zubrachte. Nicht ohne noch einen dritten Besuch

in Deutschland zu machen, jedoch auch diesmal Lübeck vermeidend, von dem
offenbar die Aussicht abschreckte, dort nur Gräber zu treffen.

Grenzenlos uneigennützig, ist O. arm geblieben und mußte bis zuletzt b
stäblich sein täglich Brot verdienen, trotz seiner großartigen Productivität,
das Papstthum, zu dessen Befestigung er mehr als irgend ein anderer b
tragen, sich damit begnügte, ihm dafür seinen Segen zu geben. — So
er, unaufhörlich schaffend, bis er ruhig und kampflos, ein Gebet auf
Lippen, in der Nacht vom 12. zum 13. November 1869 verschied, nachdem
noch eben an einem „jüngsten Gericht“ gearbeitet. Wenn irgend ein M
so hätte dieser edle Charakter den Anspruch, ein Heiliger zu heißen, ob
Lauterkeit seines Wesens, der Reinheit seines Willens, der Makellosigkeit s
Lebens! —

Mißt man O. nach der Wirkung, die er auf die gläubigen Zeitgen
gehabt, so muß man sie allerdings noch weit größer nennen, als die des
nelius, was einerseits mit der innerlich abgeschlossenen, die reinste, edelste
pfindung athmenden Art seiner Schöpfungen zusammenhängt, andererseits
auch mit der größeren Formenschönheit, die sie auszeichnet. Unstreitig sind
auch seine Werke der vollendetste künstlerische Ausdruck der großen katholi
Reaction seit Anfang dieses Jahrhunderts, haben derselben einen so unerm
lichen Vorschub geleistet, wie die keines zweiten Künstlers, da die ganze
katholische Kunst auf ihnen fußt. Allerdings haben sie so wenig wie
Reaction selber wirklich neue Seiten zu entwickeln vermocht, sie besitzen,
hochachtbar auch immer, durchaus den Charakter des Epigonenthums.
nach der verbuhlten und seelenlosen, gründlich verlogenen christlichen Kunst
vorigen Jahrhunderts waren sie jedenfalls ein ungeheurer Fortschritt, den
Kunst ganz allein dem deutschen Geiste verdankt. — Pech

Overberg: Bernard Heinrich O., katholischer Pädagoge, geb.
1. (nicht 5.) Mai 1754 in der Bauerschaft Höckel, Kirchspiel Voltlage,
Osnabrückischen, † am 9. November 1826 zu Münster. Die Eltern Overb
waren arm: der Vater war Hausirer (er starb während seiner Studienjahre),
Mutter hielt einen kleinen Kramladen; daher hieß O. als Knabe „Krä
Bernd“. In seinen Kinderjahren war er sehr schwächlich, verrieth auch w
Talent. Nachdem er bei einem Geistlichen in Voltlage den ersten Unter
im Lateinischen erhalten, kam er im Herbst 1770, schon sechszehn Jahre al
die zweite Classe des von den Franciscanern zu Rheine geleiteten Gymnasi
Die beiden letzten sog. philosophischen Classen des Gymnasiums absolvirt
1774—76 zu Münster, wo er Hauslehrer bei dem Hofrath v. Münstern
war. Im Herbst 1776 begann er dort die theologischen Studien. Am 20.
cember 1779 wurde er von dem Münster'schen Weihbischof d'Alhaus zu R
zum Priester geweiht. Er blieb nun noch einige Monate im Priestersem
Aus Anlaß der Wahl des Erzherzogs Maximilian Franz zum Coad
des Kurfürsten Maximilian Friedrich für Köln und Münster (16. A
1780) verfaßte O. unter der Leitung des Professors der Kirchengesch
des Exjesuiten Clemens Becker, eine kirchenrechtliche Dissertation über
Coadjutorwahlen, die er unter Becker's Präsidium vertheidigte („Di
tatio canonica de electionibus coadjutorum episcopalium, publice
pugnata praeside Cl. Becker et defendente B. Overberg“). Einen
demischen Grad hat O. weder damals noch später erhalten. Der kaise
Wahlcommissar Graf Metternich, dem er ein Exemplar der Dissertation
reichte, schenkte ihm 17 Louisd'or und erbot sich, ihn dem Coadjutor für
geistliche Pfründe zu empfehlen. O. erklärte aber, er wünsche zunächst

geistlicher, später Pfarrer auf dem Lande zu werden. Im Herbst 1780 wurde er Caplan zu Everswinkel bei Münster mit freier Station bei dem Pfarrer und einem baaren Gehalte von 30 Thalern. Der schon bejahrte Pfarrer überließ ihm den ganzen Religionsunterricht und Overberg's hervorragende Befähigung zum Unterrichten wurde nun bald in weiteren Kreisen bekannt. Der Generalvicar (frühere Minister) Franz von Fürstenberg (s. A. D. B. VIII, 240) wohnte im Juni 1782 an einem Sonntag ungesehen der Katechese Overberg's bei und bot ihm dann sogleich die Leitung der von ihm geplanten Normalschule an. O. lehnte anfangs ab, willigte aber, da Fürstenberg seinen Antrag dringender wiederholte, im Mai 1783 ein; seinem Wunsche entsprechend wurde ihm ein Gehalt von 200 Thalern bei freier Station im bischöflichen Seminar zugesichert. Die Ernennungsurkunde wurde von dem Kurfürsten am 2. August unterzeichnet und in demselben Monate begann O. seine Thätigkeit. Die Normalschule war ein Lehrcursus, der alljährlich im Seminargebäude während der vom 21. August bis Anfang October dauernden Herbstferien von je 20 bis 30 angehenden oder bereits angestellten Lehrern und Lehrerinnen, von den meisten mehrere Jahre nach einander, besucht wurde. Vormittags wurde drei Stunden in der Religion und Pädagogik, Nachmittags drei Stunden in biblischer Geschichte, Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. unterrichtet. Anfangs ertheilte O. den ganzen Unterricht; später übernahm ein Hilfslehrer, der Geistliche Anton Wiggermann, die Nachmittagsstunden. Am Ende des Cursus fand eine Prüfung statt, von deren Ausfall die Anstellung bezw. die Höhe der Gehaltszulage für die Lehrer abhing. O. hielt diesen Cursus, der ein an sich sehr unvollkommenes, aber unter einer Leitung wie die seinige sehr werthvolles Surrogat für ein Lehrerseminar war, bis zu seinem Tode 43 Jahre lang jeden Herbst, auch in den Kriegsjahren im Anfange des Jahrhunderts. — Im J. 1785 wurde O. Beichtvater der sog. lotharingischen Klosterjungfern und Vicar an ihrer Kirche. In der von ihnen geleiteten Freischule und in ihrem Mädchenpensionate ertheilte er 27 Jahre lang regelmäßig Unterricht, in ersterer namentlich in der biblischen Geschichte und im Rechnen. Sonntags hielt er in ihrer Kirche Katechesen, die auch von Erwachsenen aus allen Ständen fleißig besucht wurden. 1786 wurde er auf die dringende Empfehlung Fürstenbergs zum Synodalexaminator ernannt.

Von 1789 an wohnte O. fast zwanzig Jahre in dem Hause der Fürstin Gallitzin (s. A. D. B. VIII, 338), die ihn zu ihrem Beichtvater und Gewissensrathe gewählt hatte. 1791 begleitete er sie auf ihrer Reise nach Hamburg und Wandsbeck. Durch die Fürstin wurde er mit den zahlreichen hervorragenden Männern bekannt, die mit ihr verkehrten. Er gewann die Hochachtung aller; selbst Voß bezeichnete ihn als ein „Bild altdeutscher Redlichkeit“. Am 1. Juni 1800 legten Friedrich Leopold Stolberg und seine Gemahlin in der Hauscapelle der Fürstin vor O. das katholische Glaubensbekenntniß ab.

Die Schriften, welche O. zur Hebung des Volksschulwesens von 1788 an veröffentlichte, sind folgende: „Neues A-B-C, Buchstabir- und Lesebuch für die Schulen Münsterlands“, 1788; „Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterricht für die Schullehrer im Hochstift (in den späteren Auflagen: im Fürstenthum) Münster“, 1793 (3. Aufl. 1798, mit einer „Abhandlung vom Belohnen und Strafen“; 4. Aufl. 1804, mit zwei Zugaben; 9. Aufl. 1861); „Biblische Geschichte des Alten und Neuen Testaments“, zwei Theile 1799; „Katechismus der christkatholischen Lehre zum Gebrauche der kleineren Schüler“, und „Katechismus ... der größeren Schüler“, 1804; „Christkatholisches Religionshandbuch“, zwei Theile, 1804 (7. Aufl. 1854). Gesammtausgaben der Schriften für Schulen erschienen in sechs Theilen 1807 und 1825. Von der „Anweisung“

wurden 1793 auf Kosten des Landes 500 Exemplare, von dem „Religio
handbuch" auf Kosten der preußischen Regierung eine Anzahl von Exempla
an Lehrer und Lehrerinnen vertheilt. Die Fibel und die Biblische Geschi
wurden durch die Fürstenberg'sche „Schulverordnung" vom J. 1801 (s. A. D.
VIII, 241) zum ausschließlichen Gebrauch vorgeschrieben; auch die Katechism
wurden in den Münster'schen Schulen eingeführt. Von diesen und der Fi
ist eine Reihe von Auflagen erschienen; später wurden sie stereotypirt. In
letzten Jahrzehnten wurden in Münster Neubearbeitungen der Katechismen u
der Biblischen Geschichte (diese von Wilh. Erdmann, zuerst 1873) gedruckt.
Schulbücher von O. wurden auch in den katholischen Schulen in ande
Gegenden von Deutschland, in Uebersetzung auch in Holland gebraucht.
der „Anweisung" erschien in Lüttich eine französische Uebersetzung in zwei A
lagen. Sie fand auch bei protestantischen Pädagogen Anerkennung; die Jen
Litteraturzeitung empfahl sie 1793 sogar zur Verbreitung in protestantisc
Gegenden. Das „Religionshandbuch" wurde 1805 in den Göttinger Gelehr
Anzeigen sehr anerkennend besprochen, dagegen in Nicolai's Deutscher Biblio
scharf angegriffen (B. Rensing, Apologie der Schriften des Herrn B. Overb
wider die Recensionen derselben in dem 1. Stück des 100. Bandes der Ne
allg. deutschen Bibliothek, 1808). — Außer den genannten Schriften veröffe
lichte O. nur noch „Kleiner Haussegen oder gemeinschaftliche Hausandach
„Ueber die Moden. Gespräche einer Lehrerin mit ihren Pensionären", be
1807, und einige Aufsätze in Zeitschriften.

An der erwähnten „Verordnung für die deutschen und Trivialschulen
Hochstifts Münster vom 2. September 1801" hatte O. in den Jahren 17
bis 1801 mitgearbeitet; er wurde auch Mitglied der durch sie errichteten „La
und Trivialschulen-Commission". — Nach dem Tode der Fürstin Galli
(23. April 1806) behielt O. noch einige Jahre seine Wohnung in ihrem Ha
bei ihrer Tochter Marianne (Mimi). Im J. 1809 wurde er zum Regens
Priesterseminars, gleichzeitig zum Dechanten in Ueberwasser, ernannt. Er wir
nun noch 17 Jahre ebenso segensreich für die Bildung der Candidaten
geistlichen Standes wie für das Schulwesen. Als im J. 1816 die Sch
commission zu einer Abtheilung der königlich preußischen Regierung umgestal
wurde, wurde O. zum Consistorialrath und Mitglied der Regierung für Sch
angelegenheiten ernannt. Im J. 1818 verlieh ihm der König den rot
Adlerorden 3. Classe; im J. 1826 ernannte er ihn zum Oberconsistorialr
und Ehrenmitglied des Provincial-Schulcollegiums. Bei der Errichtung
neuen Domcapitels im J. 1823 wurde ihm das zweite Canonicat angebot
er lehnte es ab, weil Alter und schwache Gesundheit ihn hinderten, die da
verbundenen Verpflichtungen zu erfüllen; die geistliche Obrigkeit, fügte er
würde ihn zwar von dem Chorbesuche dispensiren können, er wolle aber ni
Anlaß dazu geben, daß die neue Ordnung mit Dispensationen beginne.
wurde darauf zum Ehrendomherrn ernannt. — Im J. 1825 wurde das er
Lehrseminar für Westfalen in Büren errichtet. O. erklärte: schon länger
ein Vierteljahrhundert habe er danach geseufzt, besonders am Ende jedes N
malcursus, weil ihm dann die Unzulänglichkeit dieses Interimsbehelfes am l
haftesten aufgefallen sei. Im Herbst 1826 hielt er den letzten Normalcurs
er schloß ihn am 7. November, zwei Tage vor seinem Tode. Im J. 18
wurde ihm in einem Hofe des Priesterseminars ein bescheidenes Denkmal gese
in den Inschriften wird mit Recht gesagt: „Lehrer der Lehrer während 43 Jahr
So ward ihm vergönnt, der Wohlthäter des ganzen Münsterlandes zu werd
Sein heilbringendes Wirken hemmte des Landes Grenze nicht. Ein gro

Theil von Deutschlands Jugend wird fort und fort nach seinem Lehrplan unterrichtet. Er förderte das Reich Gottes durch Wort und That. Trost, Rath und Hilfe hat er Unzähligen gespendet. Nicht Einen schloß er je von seiner Liebe aus".

Nach Overberg's Tode erschienen noch: „Vollendung des Laufes der geliebten Amalia Fürstin von Gallitzin", in der Würzburger Zeitschrift Athanasia. N. F. X (1839), S. 216—249. „Sechs Bücher von dem Priesterstande. Betrachtungen, gehalten in dem bischöflichen Seminar zu Münster, nach einer von dem sel. Verfasser nachgelassenen Handschrift herausgegeben", 1858.

B. Overberg, in seinem Leben und Wirken dargestellt von einem seiner Angehörigen (J. Reinermann), 1830. — C. Krabbe, Leben B. Overbergs, 1831 (3. Aufl. 1864, ins Französische und zweimal ins Englische übersetzt). — H. Schubert, Erinnerungen an B. Overberg und G. M. Wittmann, 1835. — E. Raßmann, Nachrichten von Münsterl. Schriftst., 1866, S. 248; N. F. S. 262. — H. Zöckler in der Real-Encyklopädie für prot. Theol., 2. Aufl., XI, 148. — Die Schriften über Fürstenberg und die Fürstin Gallitzin (s. A. D. B. VIII, 244. 345), besonders J. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde, 1880, und (desselben) Aufsätze in den hist.-pol. Blättern, 83. Band (1879), S. 405. 561. 641.

Reusch.

Overcamp: Timotheus Christian Wilhelm O., als Polyhistor und Universitätslehrer ausgezeichnet, ward zu Greifswald am 25. Januar 1743 geboren und starb ebendaselbst am 1. März 1828. Sein Vater war der mit Hedwig Ulrika, einer Tochter des Superintendenten Dr. Lütkemann zu Greifswald, vermählte Professor der orientalischen Sprachen zu Greifswald, Georg Wilhelm O., geb. 9. Januar 1707 zu Stralsund, † am 27. Juli 1790 zu Greifswald. Selbiger war vorher Adjunct der philosophischen Facultät in Jena, als solcher durch wissenschaftliche Abhandlungen bekannt geworden, und sodann, nach Greifswald berufen, im J. 1739 zum ordentlichen Professor ernannt worden. Schriftstellerisch that er sich durch Veröffentlichung von Dissertationen (s. Dähnert's Kataloge Th. II, pag. 248) hervor, und stiftete nicht nur ein Universitätsstipendium, sondern von warmem Interesse für die ärmeren Volksclassen beseelt, auch eine Schule, deren Dotation noch alljährlich dem bezeichneten Zweck zu Gute kommt, weshalb ihm auf dem Friedhofe zu Neuenkirchen bei Greifswald, woselbst er begraben liegt, ein am 27. Juli 1886 enthülltes Denkmal, bestehend in einem schwarzen Granitobelisken mit entsprechender Widmung, gesetzt wurde. Nachdem Timotheus O. seine Vorbildung in classischen und morgenländischen Sprachen und der darauf begründeten humanistischen Kenntniß durch seinen Vater und den Adjuncten der philosophischen Facultät, M. Jordan, erlangt hatte, studirte er seit 1753 in Greifswald und vertheidigte schon 1754 unter seinem Vater in Gegenwart der königlichen akademischen Visitation eine philosophisch-exegetische Dissertation zu allgemeinem Beifall. In der Philosophie und Dogmatik waren Peter Ahlwardt, in der Mathematik, der theoretischen und Experimentalphysik und Astronomie Andreas Mayer und Röhl, in der Litterärgeschichte und Litteratur sowie in allen historischen und statistischen Wissenschaften Dähnert, in der Rechtsgeschichte und in den Institutionen der Adjunct Dr. Brandanus Engelbrecht seine Lehrer. Auch die Naturwissenschaft in allen ihren Verzweigungen zog er in den Kreis seiner Studien und trieb unter M. Wilkens' Anleitung Naturgeschichte, Botanik und Mineralogie, nach Scheffel's Unterweisung theoretisch-praktische Chemie, ja er machte sogar den

normalen medicinischen Cursus praktisch wie theoretisch unter Scheffel, Böckmann und Westphal durch, so daß er es in seinen akademischen Studien auf den Polyhistor in der weitesten Bedeutung des Wortes angelegt zu haben scheint. Noch während seines Trienniums hielt er bei feierlichen Gelegenheiten Namens der Universität mehrere lateinische Reden, z. B. 1758 zur öffentlichen Begehung der Jubelfeier der vor 300 Jahren gestifteten jenaischen Universität, welche Rede auf dortiges Verlangen dahin gesandt und den gedruckten Jubelacten einverleibt ward, ferner 1760 auf das Geburtsfest König Adolf Friedrichs, als damaligen Landesherrn. Im J. 1758 erhielt er von der philosophischen Facultät die Erlaubniß, über Philosophie, Mathematik und classische Humanitätsstudien Vorlesungen zu halten, und setzte diese Thätigkeit bis 1763 fort. In demselben Jahre promovirte er und habilitirte sich darauf durch eine philosophische Druckschrift physikalischen Inhalts, die auch auswärtig mit Beifall aufgenommen ward. Erst jetzt besuchte er fremde Universitäten und wandte sich zunächst nach Halle, woselbst er zu Meier, einem Zöglinge Alex. Baumgartens, mit welchem Letzteren er schon von Greifswald aus einen wissenschaftlichen, für ihn sehr belehrenden lateinischen Briefwechsel geführt hatte, in einen ebenso lehrreichen wie freundschaftlichen Umgang trat; auch hörte er Stiebritz und Franke, in der höheren Mathematik und Astronomie Segner, in dessen Hause er heimisch ward, in der Physik Eberhard, in der orientalischen Litteratur den Freund seines Vaters Michaelis und auch Dr. Simonis, in der Pädagogik Müller, in der Chemie und Mineralogie Madai, in der Geschichte und deren Hilfswissenschaften Joachimi, in der Medicin Böhmer und Wohlfahrt, auch benutzte er Lange's instructives Mineraliencabinet. Sodann besuchte er in Leipzig zugleich mit seinem Freunde Ernst Platner die Vorlesungen von Crusius, in der neutestamentlichen Exegese und Alterthumskunde waren Ernesti, in der classischen Philologie Worms, im Griechischen und Arabischen Reiske, in der Geschichte Böhme, in der Naturgeschichte Schreber, ferner Ebert und der Privatdocent Ludolph seine Lehrer. Auch hörte er Gellert's moralische und ästhetische Vorlesungen, disputirte wie in Halle öffentlich und war Mitarbeiter an den „commentarii de rebus in scientia naturali et medicina gestis“. Von hier nach Berlin übersiedelnd, trieb er Physiologie unter Meckel, Anatomie unter Walter's Anleitung, hörte auch Sprögel, genoß den lehrreichen Umgang Sulzer's, Lambert's, Merian's, Süßmilch's und des ihm verwandten Spalding und kehrte dann Michaelis 1765 nach Greifswald zurück, wo er als Docent bei der philosophischen Facultät zahlreich besuchte Vorlesungen über philosophische, mathematische und philologische Wissenschaften hielt. Im J. 1766 zum Doctor der Medicin promovirt, kündigte er nach Veröffentlichung eines lateinischen Programms medicinische Vorträge an. Ehrenvolle Berufungen nach Göttingen durch v. Haller, nach Helmstädt durch Klügel und anderen Universitäten lehnte er ab und zog es vor, der heimathlichen Hochschule seine Kräfte dauernd zu erhalten, ward auch zwei Jahre darauf bei der medicinischen Facultät habilitirt, 1771 jedoch zum ordentlichen Adjuncten der philosophischen Facultät berufen und im J. 1806 ordentlicher Professor der theoretischen und praktischen Philosophie. Seine Schriften, die ihrer Mehrzahl nach zur Schule der Wolffischen Philosophie gehören, finden sich bei Biederstedt aufgezählt.

Biederstedt, Nachrichten u. s. w., Stralsund 1822, S. 91—97. — Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald, 1857, S. 304. — D. W. Warnekros, Nachricht von der Overcamp'schen Freischule, Greifswald 1795.

Häckermann.

Overhage: Heinrich O., katholischer Volksschriftsteller, geb. im J. 1806 zu Ahlen in Westfalen, Regbz. Münster, † zu Werne im gleichen Regbz. am 23. November 1873. Er widmete sich dem Priesterstande, erhielt die Weihen im J. 1831 und wirkte dann von 1833 an ohne Unterbrechung in Werne zuerst als Caplan, seit 1848 als Pfarrdechant, später auch als königl. Schulinspector und Landdechant. Im J. 1871 wurde er durch die Würde eines Ehrendomherren ausgezeichnet. Seine schriftstellerische Thätigkeit bewegte sich nur auf dem Gebiete der katholischen Volkslitteratur durch wiederholte Umarbeitungen von Annegarn's Geographie und großer und kleiner Weltgeschichte und durch zahlreiche Erzählungen, die zuerst in verschiedenen Zeitschriften und dann gesammelt in 10 Bändchen als „Katholische Erzählungen" bei Theissing in Münster von 1853 bis 1868 erschienen, aus denen die Verlagshandlung auch einen Auszug in 3 Bändchen unter dem Titel: „Münsterländische Kirchspiels- und Dorfgeschichten" veranstaltete.

Handweiser zunächst für das katholische Deutschland. Jahrg. 1874, Nr. 149, S. 81. P. Ant. Weis.

Overweg: Adolf O., Afrikareisender, geb. am 24. Juli 1822 zu Hamburg, † am 27. September 1852 zu Maduari bei Kuka am Tsadsee im Lande Bornu. O. machte, nachdem er das Johanneum in Hamburg besucht, seine Studien in Bonn und Berlin, widmete sich hauptsächlich der Geologie und promovirte 1847 zu Bonn mit einer Schrift über den geologischen Bau der Umgegend von Siegen. Darauf setzte er unter Professor G. Rose's Leitung seine Studien fort und verdankte in erster Linie der Empfehlung dieses Gelehrten seine Anstellung als Begleiter der J. Richardson'schen Sudanexpedition, welche im December 1849 über Marseille und Bona nach Tunis ging, um von hier die Landreise nach Tripolis zu machen, ebenso wie die erste Unterstützung seitens der Berliner Gesellschaft für Erdkunde in der Höhe von 1000 Thalern. Die Cholera, um derentwegen die Insel Dscherba abgesperrt war, verhinderte die Ausführung dieses Planes und O. kam mit Barth, der nur infolge der Aufnahme Overweg's in die Expedition sich ebenfalls angeschlossen, am 18. Januar zu Tripolis an. Als Richardson hier einige Tage später eintraf, zeigte es sich, daß die Vorbereitungen zur Reise in den Sudan noch Wochen in Anspruch nehmen würden und die beiden Deutschen ergriffen die Gelegenheit, das Gariângebirge in einer 32tägigen Reise zu erforschen. Dieser Vorbereitungsausflug wurde zu einer Entdeckungsreise, da weder über die Topographie und Geologie noch über die historische Geographie dieses Gebietes auch nur Genügendes vorher bekannt gewesen. Man muß bedenken, daß in dieser Zeit die Auffassung der Sahara als eines großen Tieflandes, wenn nicht einer auf weiten Strecken unter dem Meeresspiegel liegenden Senke noch nicht überwunden war, um zu verstehen, daß die Bestimmung dieses Bergzuges als des erhobenen Randes der nordafrikanischen Wüsten-Hochebene allein schon eine Entdeckung von Gewicht und von bedeutenden Consequenzen für die Geographie war. Von O. stammt der seitdem übliche Name Gariân-Hochfläche. O. arbeitete allerdings mit unzulänglichen Instrumenten. Die Aneroide, welche Richardson mitgebracht, erwiesen sich als unbrauchbar und die Schwierigkeiten der Messung mit dem Kochthermometer, auf welche O. angewiesen war, sind bekannt. Immerhin gewann er Resultate, die weit über den bisherigen standen. Wichtig war aber vor allem die geologische Basis, welche er den topographischen Erhebungen zu geben vermochte. Wenn O. selbst nur Fragmente seiner Studien veröffentlicht hat, so erkennen wir doch aus Barth's Briefen, wie O. dessen topographische Auffassung bestimmt. „Mir waren nur die Verschiedenheiten der Gestaltung und die verschiedenen Ober-

flächen zum Bewußtsein", sagt jener in einem Briefe, den er nach der Reise in die Gariânberge schrieb. Auf dem von der gewöhnlichen Route abweichenden Wege über Garija und Wadi el Heſſi, den die Expedition nahm, nach Murſuk ging O. zwei Drittheile zu Fuß, sammelte zahlreiche geologische Handstücke und bestätigte die erst nur geahnte Fortsetzung der Gariânhochfläche in das von Wadis an wenigen Stellen tiefer eingeschnittene und von einigen Tafelbergen überragte Wüstenplateau. Der Gebirgszug des westlichen Harudsch, den noch Kiepert kurz vorher eingezeichnet, verschwand vor seiner genauen Beobachtung ebenso wie die „Basaltkegel" Lyons', Denham's, Richardson's, welche sich als geschwärzter Sandstein erwiesen. Ebenso wie die Briefe Barth's, erfüllt auch die Overweg's in diesem ersten Theile der Reise der Ausdruck forschungsfreudiger Zuversicht. Der Weg nach Bornu liegt offen, aber die Reisenden sind entschlossen, „nicht diesen Weg zurückzukehren, sondern über Darfur oder Abyssinien oder aber, die ganze Höhenkette Centralafrikas durchschneidend, am indischen Meere wieder aufzutauchen" (Barth's Brief datirt Murſuk 20. Mai). O. schrieb an C. Ritter: „Jetzt habe ich wieder mit frohem Muthe den Wanderstab und den Hammer ergriffen" (datirt Tayretin 14. Juni 1850). Es ist bezeichnend, daß, während sie ihren Weg nach Westen nahmen, sie vorsichtshalber einen Darfurneger als Diener miethеten, um auf seine Sprachkenntnisse beim Rückweg über das obere Nilgebiet sich stützen zu können. In dieser Stimmung, welche körperliche Frische voraussetzt, schieden die Reisenden von Murſuk, wo bisher alle europäischen Reisenden schwere Krankheiten durchzumachen hatten. Der Weg über Aïr nach Bornu stellte O. die wichtigste Aufgabe, die dem Entdeckungsreisenden zufallen kann, Orte und Gebiete von bisher unbekannter oder verworrener Lage durch Bestimmung ihrer geographischen Länge und Breite zu fixiren. Die Karten dieser Region zeigten „unendlich falsche" Punkte, wie Barth speciell von Kiepert's Zeichnung von Aïr sagt und erfragte Wegverzeichnisse, wie sie z. B. Richardson geboten hatte, mußten als unbrauchbar bei Seite gelegt werden. O. lieferte die erste astronomische Bestimmung von Aïr, während Barth diese Landschaft, darin Richardson folgend, aber mit besseren Gründen, mit dem schon länger bekannten Asben identificirte. Die erst durch diese Barth-Overweg'sche Reise zum Rang einer wissenschaftlichen Erkenntniß erhobene Anschauung der West- und Centralsahara als eines vorwiegend gebirgigen Landes verdankt wesentlich O. ihre geologische und topographische Begründung. Leider hatte ihm die Beschleunigung der Reise von Murſuk bis Ghat, wo sie am 17. Juli ankamen, wenig Zeit zu eingehenderen Studien gelassen. Auch die ersten 14 Tage nach dem Verlassen Ghats war die Reise eine rasche, doch gelangen O. manche anziehende Beobachtungen, vorzüglich nach dem Uebergang aus dem Gebiet des Sandsteines in das des Gneises und Granites, der bei Egeri geschah. Während Barth immer nur mit halbem Herzen diesen Weg nach Westen zog, der ihm eine Ablenkung von der Hauptaufgabe, der Enthüllung der Wassersysteme Centralafrikas, zu sein schien, fand O. sich in der „wahrhaft imposanten, durchaus gebirgigen, von höheren und niederen Fels-(Granit-)zügen durchschnittenen Landschaft", rasch heimisch. Er athmete auf als er am 28. August von Selufiet, 3 Tagereisen von Tintelluſt, an C. Ritter schrieb: „So hätten wir denn die große Wüste hinter uns und ständen an dem Thore Sudans. Wir sind in eine neue Welt gelangt". Am 4. oder 5. September traf die Karawane der Reisenden nach gefährlichen Angriffen, die sie seitens der Kelui erfahren, in Tintelluſt, einem bisher selbst dem Namen nach unbekannten Orte, ein, wo sie, schlecht geschützt durch die schwachen Autoritäten, nur zufällig einem neuen Ueberfall entging. An der glücklich ausgeführten und ergebniß-

reichen Reise nach Aghâdes, welche Barth in der Zeit des Wartens in Tintel-luft ausführte, betheiligte sich weder O. noch Richardson, sondern diese traten kurz vor der Rückkehr Barth's die Reise über Damergu nach Bornu an, waren aber sammt diesem, welcher schon nach wenigen Tagereisen sie einholte, gezwungen, noch Wochen im Gebiet von Aïr zu verweilen und erst am 12. December brachen sie von Tinteggäna auf, vereinigten sich zwei Tage darauf mit der Salzkarawane von Bilma, überschritten gerade am 1. Januar 1851 den ödesten Theil des Plateaus, welches sie vom tiefer liegenden Sudan trennte, erreichten kurz darauf die Grenze des Bornuanischen Tributstaates Damergu und lagerten vom 7. Januar an einige Tage an einer Lagune beim Dorfe Tadschelal. Um einen möglichst weiten Raum forschend zu umfassen, trennten sich hier die Reisenden am 11. Januar, indem nur Richardson geradeaus nach Kuka ging, während Barth Ende Januar 1851 in Kano ankam und sich erst von da über Gummel nach Kuka wandte. O. aber ging von Zinder westwärts nach Mariadi und Gober, kam am 1. April nach Zinder zurück und traf erst am 6. oder 7. Mai 1851 in Kuka ein, von wo Barth ihm entgegenritt, um ihm den Tod Richardson's († 3./4. März 1851) und gleichzeitig aber den ermuthigenden Empfang zu melden, den er selbst bei dem Scheich von Bornu gefunden und der nun auch O. erwartete. Während Barth sich zur Reise nach Adamaua rüstete, plante O. ein Vordringen nach Baghirmi, da das früher ins Auge gefaßte Kanem wegen der Feindschaft zwischen Bornu und Wadai und den gerade damals beginnenden Einfällen der Uled Sliman als kein günstiger Angriffspunkt erschien. Als Barth am 29. Mai 1851 von Kuka nach Adamaua aufgebrochen war, begann O. alsbald das mit Mühe soweit gebrachte Boot, auf welchem der Tsadsee untersucht werden sollte, mit Hülfe arabischer Zimmerleute in Stand zu setzen, und da der Scheich seinem Plane, die Inselvölker zu besuchen, sich günstig zeigte, ihm zu diesem Zwecke den Häuptling eines mit den unabhängigen Seebewohnern, den Budduma, befreundeten Kanembu-Ortes zuwies und Geschenke zum Tausch-handel freigebig zur Verfügung stellte, konnte O. am 28. Juni in Begleitung zweier Buddumaböte seine Fahrt antreten. Dieselbe ging von Brih, dem ein-zigen Orte am See, wo damals Bornuaner und Budduma friedlich verkehrten, nach den Inseln der Budduma, von denen er freundlich aufgenommen ward (30. Juni). Er landete auf mehreren Inseln, besuchte die Dörfer der Budduma und erreichte die Nähe der noch nie von einem Europäer besuchten Ostküste in einer doppelt so kurzen Entfernung als sie von Denham angegeben und den bisherigen kartographischen Darstellungen des Sees zu Grunde gelegt worden war. Er fand die Tiefe zu 10—15 Faden und das Wasser frisch und klar. Durch die Feindschaft zwischen den Bewohnern der Ostküste und den Budduma an eingehender Untersuchung der östlichen Theile des Sees verhindert, kehrte O. am 8. oder 9. August nach Maduari zurück. Ueber das letzte Lebensjahr Overweg's hat Barth, der am 22. Juli nach Kuka zurückgekehrt war, im II. Bande seines großen Reisewerkes ausführlich berichtet. O. hatte im August 1851 (Petermann gab im Athenaeum vom 15. November 1851 den 8. August an) die Befahrung des Tsadsee abgeschlossen, die ihn nicht nur die physikalische Geographie dieses merkwürdigen seichten Beckens, sondern auch auf zahlreichen Inseln, die er besuchte, eine eigenthümliche, unabhängige Bevölkerung kennen lehrte, welche die Reste eines einst am festen Lande viel weiter verbreiteten Volkes darstellt. Die Expedition hatte aus England eigens zu dieser Unter-nehmung ein Boot mitgebracht und Overweg's Aufnahmen vermittelst desselben schienen einen Lohn der schweren Arbeit zu verheißen, welche Transport und Zusammensetzung desselben verursachten. Gesünder als er von Kuka abgereist

war, kam er am genannten Tage nach Maduari zurück und sein Plan war, gemeinsam mit Barth eine Reise nach dem Nordosten in die Landschaft von Borgu und Wadjanga zu machen. Politische Verhältnisse ließen denselben nicht zur Reise kommen, worauf Barth am 11. September seine Reise nach Kanem antrat. Kurz nach der Rückkehr Barth's aus Kanem verließen beide Reisende neuerdings (21. November 1851) Kuka, um sich einem Feldzuge nach Mándara anzuschließen, der im späteren Verlaufe die bis dahin von Europäern nicht besuchte Landschaft von Musgu erreichte und an den Ufern des Serbenel Halt machte. Die Strapazen dieses Zuges griffen beide Reisende hart an, ließen aber O. noch Kraft, Dinge zu vollbringen, die der sonst energische und zähe Barth nicht mehr leisten konnte, wie z. B. die Besteigung der Höhen von Wafa. Dagegen blieb O. zurück, als Barth mit einem Trupp der Armee den Zug nach dem südlichsten Punkte Wulia mitmachte. In Kuka entwarf dann O. den Plan in Gesellschaft des ihm befreundeten Kuschelle Kótoko von Ngornu den Tsadsee neuerdings zu bereisen, während Barth seine Reise nach Baghirmi antrat (4. März 1852), wobei O. ihn bis Ngornu begleitete. Als Barth am 20. August aus Maséna zurückkehrte, ritt ihm O. bis Ngornu entgegen. O. war zwei Monate früher von seiner interessanten Reise in die südwestlichen Gebirgsgegenden Bornus zurückgekehrt, welche vom 24. April bis 22. Mai dauerte, und hatte seitdem in Kuka kränkelnd verweilen müssen, wo unterdessen am 24. Juni die lange erwartete europäische Post mit neuen Geldmitteln und Waaren, die England sandte, angekommen war. O. hatte die freudige Nachricht dieser Thatsache, die die bisher beengte Lage der Reisenden wesentlich verbesserte, durch einen Courier an Barth gelangen lassen. Barth fand seinen Gefährten „schwächer und erschöpfter aussehend" als jemals vorher, doch war das Wiedersehen der Reisenden, die beide in den letzten Monaten Bedeutendes geleistet hatten, nichtsdestoweniger ein freudig gehobenes. Und umsomehr, als sie durch diese endlich eingetroffenen Sendungen aus Europa sich neue Mittel zur Verfügung gestellt und aus der hemmenden und beschämenden Dürftigkeit sich befreit sahen, welche sie gezwungen hatte, von dem zögernd gewährten Credit bornuanischer Kapitalisten Gebrauch zu machen: „Wir hätten nunmehr, schreibt Barth, wenn auch nur mit mäßigen Mitteln, recht Bedeutendes leisten können, wäre es uns beschieden gewesen, beisammen zu bleiben; aber während im Anfang alle unsere Anstrengungen durch die Geringfügigkeit unserer Mittel, welche keine umfassenderen Unternehmungen gestatteten, gelähmt worden waren, wollte es nun unser Geschick, daß, als endlich hinlängliche Mittel eingetroffen waren, Einer von uns Beiden erliegen sollte". O. sehnte sich nach Luftveränderung. Er kam mit Barth überein, seine Tsadstudien durch Erforschung des Komadugu zu vervollständigen und reiste am 29. August nach Adjiri ab. In seinem geschwächten Zustand machte er nur wenige Beobachtungen, zu denen aber die werthvolle Erkenntniß des periodischen Steigens und Austretens dieses Flusses gehört. Am 13. September nach Kuka zurückgekehrt, erkrankte er ernstlich nach einer Durchnässung auf der Jagd, wurde auf seinen Wunsch von Barth nach Maduari gebracht, wo er nach heftigem Fieber (Barth nennt es in dem Briefe an Petermann, der die Todesnachricht mittheilt: „ein sechstägiges Erschlaffungsfieber") am Sonntag, den 27. September, Morgens 4 Uhr verschied. Er ruht an selbstgewählter Stelle am Ufer des Tsadsees, wo Barth ihm noch am Nachmittage des Todestages selbst das Grab im Schatten einer Hadschibisch bereitete.

O. besaß die körperliche und geistige Rüstigkeit, welche ein Forschungsreisender in diesen schwierigsten Theilen Afrikas in erster Linie nöthig hat. Bis zu seiner Todeskrankheit hatte er fieberfrei die gefährlichsten Wege zurückgelegt. Er hatte

sich nur zuviel zugemuthet und zog es z. B. vor, auch wo es nicht geboten war, zu Fuß zu gehen. Schon in Ghat schrieb Richardson in sein Tagebuch, daß O. infolgedessen an Mattigkeit leide. Aber auch in den letzten Nachrichten Overweg's (sein letzter Brief ist vom 14. August 1852 datirt) fand sich nie eine Hindeutung auf körperliches Uebelbefinden. Um so schmerzlicher wurde sein Tod empfunden, dessen Nachricht in dem Augenblicke in London eintraf, am 20. Februar 1853, als Eduard Vogel im Begriffe stand, sich in Southampton nach Afrika einzuschiffen. Seine Berichte, deren geringe Zahl und Kürze von der Fülle der Nachrichten, welche Barth nach Europa gelangen ließ, gewaltig absticht, zeigen ihn als scharfen und vielseitigen Beobachter. Er war geschult für seine Aufgabe. Petermann nennt ihn den besten Astronomen und Geologen, der jemals Centralafrika erreicht habe. Er scheint rasch die Haussasprache gelernt und auch an den Gestaden des Tsadsees sich bald mit den Einheimischen vertraut gemacht zu haben. Seine Ausflüge nach Gober und zu den gefürchteten Buduma liefen außerordentlich glatt ab. Barth wirft ihm aber vor, daß er, an die Möglichkeit eines frühen Todes nicht denkend, seine Notizen, für Andere unleserlich, auf kleine Papierschnitzel und mit Bleistift geschrieben habe, und daß er zuviel Zeit mit den Diensten vergeudet habe, welche er Anderen, wie z. B. dem Scheich von Bornu leistete. „Wären alle von ihm nach und nach gesammelten Nachrichten und gewonnenen Anschauungen zu den meinigen hinzugekommen, so würden diese Länder jetzt viel besser bekannt sein, als es der Fall ist.“ Es widerspricht dieser Klage einigermaßen, daß Barth, als er in Kuka den Nachlaß Overweg's ausgeliefert erhielt, die Tagebücher „gleichsam im Vorgefühl, daß er die Heimath nicht wiedersehen sollte, mit großer Sorgfalt gehalten“ fand. Doch erklärt sich dieser Widerspruch wohl daraus, daß, nach Petermann's Angaben, dem Ritter von Bunsen den Nachlaß Overweg's zur Ordnung übergeben hatte, wohlgeordnete mit Tinte geschriebene Tagebücher über große Abschnitte der Reise vom October 1849 bis Ende Juni 1852 sich in demselben vorfanden, während über andere, ebenfalls beträchtliche Abschnitte, und besonders über die Reisen des letzten Jahres nur Bleistiftnotizen vorlagen, die meistentheils unleserlich waren. Uebrigens muß man, um gerecht zu sein, erwägen, daß immer der Beobachter der Völker auf Reisen einen leichteren Stand hat, als der Topograph oder Geolog. Er kann schätzbare Aufnahmen im Flug machen, er findet sich in Aufzeichnungen und Traditionen vorgearbeitet und endlich lassen sich ethnographische und völkergeschichtliche Beobachtungen viel leichter auch als Fragmente in annehmbare Form bringen. Dafür sind häufig die Ergebnisse des Letzteren, wenn minder glänzend, von um so dauernderem Werthe. Und es ist keine Frage, daß zur wissenschaftlichen Läuterung des großen und wirren Begriffes Sahara gerade O. am meisten beigetragen hat. Die Kenntniß der Sahara nach Richardsons geographisch unbedeutender Publication verhält sich wie eine Depression zu der durch O. und Barth erstiegenen Höhe. Richardson's Angaben hatten hauptsächlich nur negativen Werth, indem sie doppelt scharfe Kritik und damit Beobachtung herausforderten. In Briefen aus Murfuk giebt Barth ergötzliche Beispiele von der Verwirrung, in welche die verkehrten Angaben, besonders Richardson's, die europäischen Geographen und Kartographen versetzt hatten. Wenn er aber dort sagt: „Wir hoffen, auch hier den Gelehrten Europas eine klare Anschauung des Landes zu verschaffen“, so haben ohne Zweifel die Orts- und Höhenbestimmungen Overweg's zur Erfüllung dieses Bestrebens am meisten beigetragen. Barth schrieb noch aus Kuka mit den Ausdrücken der höchsten Erwartung von den Arbeiten Overweg's in Mariadi und Gober und hat sich erst durch den freilich nicht zu verschmerzenden Verlust

der Notizen Overweg's über seine Arbeiten im Tsadseegebiet und durch die Größe seiner eigenen Aufgaben und Leistungen, als er einsam auf dem Schauplatze der gemeinsamen Bestrebungen zurückgeblieben war, in der Schätzung der Thätigkeit seines Gefährten herabstimmen lassen. Die ursprünglich beabsichtigte Theilung der Arbeit zwischen beiden Forschern erklärt es auch, daß O. die Sorge für das Historische und Ethnographische seinem Gefährten Barth überließ, und dies mag eine gewisse Unbekümmertheit um die Rechtschreibung der Ortsnamen entschuldigen, welcher ja gerade Letzterer so große Aufmerksamkeit schenkte. O. schrieb, wie er hörte, und seine geographische Orthographie ist daher nicht immer consequent. Jedenfalls kann aus dem, was O., „der kenntnißreiche und verständnißvolle Reisende“, wie sein Nachfolger in der Erforschung des Tsadsees, Nachtigal, ihn nennt, in gesunden Tagen geleistet hat, der Schluß gezogen werden, daß die Ergebnisse, die er der wissenschaftlichen Welt geboten haben würde, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, ebenso heil wie Barth nach Europa zurückzukehren, eine nicht viel kleinere Summe von neuen Entdeckungen auf physikalisch-geographischem Gebiete dargestellt haben würde, als Barth im historisch-ethnographischen Felde zu bieten hatte. O. war ein edler Charakter, voll Selbstverläugnung und reiner Hingebung an seine Zwecke. In allen seinen Berichten tritt sein Ich in den Hintergrund, aus allen leuchtet heiterer Muth, der überall, selbst tief im Inneren Afrikas, ihm viele Freunde machte. Sein Körper war durch Turnen und Fußreisen gestählt. Ein Bildniß Overweg's brachte die Illustrirte Zeitung 1853.

Ueber Dr. H. Barth und Dr. Overweg's Begleitung der J. Richardson'schen Reiseexpedition zum Tschadsee und in das innere Afrika. Zwei Sonderabdrücke der Briefe an die Ges. f. Erdkunde zu Berlin und ihre Mitglieder. Von C. Ritter und T. E. Gumprecht. 1850 und 1852. — H. Barth's Entdeckungsreisen in Nord- und Centralafrika. 5 Bde. 1857/58. — A. Petermann, Die letzten Tage Dr. Adolf Overweg's. Z. f. allg. Erdkunde. I. — Narrative of a Mission to Central Africa, performed in the years 1850—51 by the late James Richardson. 1853. — K. Arenz, Die Entdeckungsreisen in Nord- und Mittel-Afrika von Richardson, Overweg, Barth und Vogel. 1857. Friedrich Ratzel.

Oerle: Johann Georg Oe., bairischer Staatsmann, geb. 1605 als Sohn des Johann Konrad Oe., Bürgermeisters zu Göppingen, trat 1630 in bairischen Staatsdienst und wurde zum Regierungsrath in Amberg ernannt; als solcher führte er auf dem in Regensburg versammelten kurfürstlichen Collegialtag das Protokoll. Im nächsten Jahre wohnte er als Mitglied des bairischen Hofraths der Conferenz kaiserlicher und bairischer Generäle und Diplomaten zu Donauwörth bei; darauf wurde er von Kurfürst Max I. „zu mündlicher Relation ohne Schriftliches“ nach Wien an den Fürsten Eggenberg gesendet. Auf dem Collegialtag zu Nürnberg 1640 und dem Reichstag zu Regensburg 1641 wirkte er noch als bairischer Mandatar, dann trat er aber, um rascher zu Amt und Würden zu gelangen, in den Dienst des Erzbischofs von Salzburg. „Nicht so fast ich“, entschuldigte er später diesen Uebertritt, „als serpens, qui decepit me, in causa et culpa est.“ Nach vierzehn Monaten, „postquam mihi aperti sunt oculi“, bewarb er sich um Wiederanstellung in Baiern, und da der Kanzler des geheimen Raths, Bartholomäus Richel, ihm das Zeugniß ausstellte, daß er „arbeitsam, eines gueten iudicii, gar still und verschwiegen“, wurde er als Hofrath mit einem Jahressold von 800 Gulden angestellt und mit Führung des geheimen Secretariats betraut. Als bairischer Bevollmächtigter erschien er auf dem Kreistag zu Ulm 1643 und dem Correspondenztage der süddeutschen Kreise

zu Donauwörth 1644. Seine Concepte zeichnen sich durch klare, bündige, nicht selten drastische Ausdrucksweise vor ähnlichen Arbeiten der Collegen aus; häufig flicht er, gleichsam um der Rede mehr Kraft zu verleihen, lateinische Sprüchlein und Citate ein. Es fehlte ihm aber auch nicht an Selbstbewußtsein. In einer Vorstellung vom 27. Juli 1646, worin er sich über Vernachlässigung gegenüber anderen Beamten beklagt, hebt er seine Leistungsfähigkeit und Arbeitsamkeit auf gar ruhmredige Weise hervor. Er sei hintangesetzt „ad 1. sowohl was den Nutzen anlanget als 2. die Ehr und verhoffende weitere Beförderung und 3. die Commodität und Gelegenheit, welche das dritte Stuck ist, darnach die Hofdiener trachten"; das ganze Jahr, Werktag und Feiertag, die Zeit sei so heilig, als da will, von Morgens 7 oder 8 Uhr bis wieder Nachts um 8 Uhr, sei er continuirlich in der Kanzlei verblieben und habe in einem tractu unausgesetzt schwere und wichtige Concept verfaßt. Trotzdem habe er, so lange er in Baiern, im Ganzen erst 8500 Gulden Besoldung bezogen, „trotz der hohen Ausgaben, sowohl auf dem alhiesigen, haisen Pflaster, als tempore nostri quasi exilii in der Frembde." Auch Beförderung dürfe er sich nicht versprechen, denn er sei wol zum geheimen Secretariat „tamquam ad perpetuos carceres condamniret". Sein College Dr. Krebs werde ihm allerwege vorgezogen. „Den hat die französische Sprach avanziret, sonsten hett ich seine Commission in einer andern redlichen Sprach vielleicht so wol als er verrichten khünden, wan ich nur auch einen solchen guten conduiseur, wie der Herr von Haslang ist, an der Handt gehabt und man mir Alles, was zu negozirn, dergestalt inmassen durch die wochentliche ausfierliche bevelch und instructiones geschickt, also wohl firgemahlt und gleichsamb in Mundt gegeben hette." Zwei Jahre später beschwerte er sich aufs Neue, daß man nicht ihn, sondern Krebs und Ernst zum Friedenscongreß nach Münster geschickt habe, obwol er bisher auf den schwäbischen Kreistagen, „bei welchen in Wahrheit schwer zu negozirn ist, die ihm aufgegebenen Commissiones zu Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht intento und contento verricht", obwol er jüngst bei dem Frankfurter Deputationstag im Fürstenrath das Votum zu führen hatte, obwol alle nach Frankfurt, Münster und Osnabrück geschickten Befehle, Instructiones, Verträge u. s. w. in der geheimen Expedition durch seine Hand zu gehen pflegten. Endlich wurde seinen Klagen und Protesten Gehör gegeben und ihm 1649 unter Enthebung vom Secretariatsdienste in Aussicht gestellt, er werde fortan nur „zu allerlei vorfallenden Reichsconventen und Schickungen" gebraucht werden. Hocherfreut versprach er, sich ganz in Baiern niederlassen und sein und seiner Ehefrau Vermögen aus Schwaben und Württemberg in die neue Heimath übertragen zu wollen, was jedoch nicht zur Ausführung kam. Die nächsten Jahre brachten nun verschiedenartige diplomatische Missionen. Als sein „eigenstes, fürnembstes Verdienst" nahm er in Anspruch, daß er durch seine Vertretung in Nürnberg das punctum religionis in der oberen Pfalz gerettet habe. Als Bevollmächtigter bei dem Reichstag in Regensburg erstattete er am 9. December 1653 an den Obersthofmeister Grafen Maximilian von Kurz überaus freimüthige Berichte, wie man in Reichstagskreisen den Geiz und die hochgespannte Grandezza der Regentin von Baiern, der Kurfürstin-Wittwe, die verkehrte Erziehung des jungen Kurfürsten durch Herrn v. Metternich u. s. w. beurtheile. Er wurde zwar bald darauf zum geheimen Rath ernannt, aber so derb offenherzige Aeußerungen lassen begreiflich erscheinen, daß er, wie er sich rühmte, in München „so viel Feind', als Tag im Jahr und noch mehr" hatte. Die wichtigste diplomatische Aufgabe wurde ihm 1657 zu theil, als er an die Höfe der rheinischen Kurfürsten und später zum Frankfurter Wahltag abgeordnet wurde, um wegen der Neuwahl, eventuell wegen Uebertragung der Krone an

das Haus Baiern die Unterhandlungen zu führen. In seinen Berichten an Graf Kurz tritt von vorne herein Parteinahme für die Candidatur des Königs von Ungarn zu Tage, wenn auch die in Grammonts Memoiren mitgetheilte, von Oexle angeblich „gegen Jeden, der es hören wollte", gemachte Aeußerung, er würde, auch wenn alle Kurfürsten einmüthig seinem Herrn die Krone aufsetzten, denselben so lange schütteln, bis sie ihm wieder herunterfiele, in den Bereich der Erfindungen zu gehören scheint. Denn wenn wirklich auch Kurfürst Ferdinand Maria, wie Grammont versichert, jenes drastische Wort seines Gesandten vernommen hätte und darüber in so heftigen Zorn gerathen wäre, müßte man doch, wie in Heide's Abhandlung über die Wahl Leopolds I. richtig bemerkt wird, von einer Abberufung oder doch von einer Rüge etwas vernehmen; die ziemlich complet vorhandenen Acten enthalten aber nichts derartiges. Ja, der Kurfürst nahm sogar seinen Diener, der von Kur-Köln bezichtigt worden war, über die geheime Reise des Grafen Wilhelm von Fürstenberg nach Versailles geplaudert zu haben, energisch in Schutz (6. November 1658): „Ich muß der Wahrheit zu steyer Sie versichern, daß ihme so unrecht hierin beschicht, als er zu loben, daß er in occasione der jüngst vorgegangenen Churpfälzischen impertinenz fast allein gethan, was ein getreuer Diener seines Herrn schuldig." Es wird hier angespielt auf die bekannte Scene, welche sich in der Sitzung des Frankfurter Wahlcollegiums am 16. Mai 1658 abspielte. Der Pfälzer Kurfürst Karl Ludwig, voll Zornes über die hartnäckige Opposition Oexle's in Sachen des Vicariatsstreits, schleuderte das volle Tintenfaß nach dem Herrn Geheimrath, ohne ihn jedoch zu treffen. „Gott hat mich sonderbar behütet", berichtete Oe. über den Vorfall an Graf Kurz, „daß, obwol die kurpfälzische Furie auf mich allein angesehen gewesen, andere benachbarte Beisassen fast mehreres gelitten haben, denn ich, weil die Färberei bloß über meine Handdözeln, angehabten schwarzen Rock und vor mir gelegenen Schriftereien abgelaufen. Hätt' er mich an die Schläf' getroffen, wär' ich wahrlich des Todes gewesen." Obwol der Kurfürst auch an den Degen griff und in drohender Haltung auf Oe. zuschritt, war dieser nicht zu bewegen, im Verlesen seiner Protestschrift innezuhalten. „Ich hätte vom Lesen nicht abgelassen, wenn auch der Kurfürst auf mich gehauen und gestochen hätte." Ferdinand Maria belohnte den Gesandten durch Erhöhung des Deputats und Ernennung zum Vicekanzler des geheimen Raths; außerdem erhielt Oe. durch einen Gnadenbrief des Kurfürsten (1. August 1659) ein Geschenk von 6000 Gulden, und 1664 wurde ihm „umb seiner zu unserm gnedigsten contento verrichten underschiedlichen Commissionen willen" die Pflege Teisbach übertragen. Trotzdem war der ebenso ehrgeizige wie diensteifrige Beamte nicht zufrieden gestellt; in seinen Personalacten befinden sich überaus zahlreiche Supplicationen und Beschwerdebriefe aus allen Jahren. Dem neugewählten Kaiser war es nicht unbekannt geblieben, welch' gute Dienste der Vertreter Baierns erwiesen hatte; er versicherte durch ein eigenes „Handbriefel" noch am Tage der Wahl (18. Juli 1658), er wolle die Familie des patriotischen Oe. „wegen der ihm und dem Erzhaus in mannigfaltigen Wegen, insonderheit bei jetzigem Wahlwerk vor andern erwiesenen nutz- und hocherspießlichen Dienste" in den ritterlichen Adelstand erheben. Da die Ausfertigung des Adelsdiploms nicht erfolgte, richtete Oe. wiederholt Mahnbriefe an den Kaiser und erreichte endlich, daß ihm sogar die Erhebung in den Reichsfreiherrnstand bewilligt wurde (6. October 1666). Inzwischen war aber Oe. bei seinem eigenen Gebieter in Ungnade gefallen, weil das Mißtrauen rege geworden war, daß der in alle secreten Händel Eingeweihte seine Kenntnisse und seinen Einfluß allzu gefügig dem kaiserlichen Interesse dienstbar mache. In einer „de- und weh-

müthigen" Supplication (Regensburg, 13. December 1666) klagt Oe. über „widerwertig, ex injusta vindicta, aemulatione et invidia hergeflossene, unbegründte Relationes undt Delationes" und bittet den Kurfürsten, er möge seinen Getreuen durch ungerechte Verfolgung nicht gar über den Haufen werfen lassen. Bald darauf wurde er aber unter dem Vorwand, der Kurfürst wolle vor seiner Reise nach Italien nochmals mit ihm über Reichsangelegenheiten Rücksprache nehmen, von Regensburg abberufen, nach der Ankunft in München seines Commissoriums enthoben und „seinem eigenen Ansuchen entsprechend" aus dem Staatsdienst entlassen (13. April 1667). Titel und Besoldung sollten ihm bleiben, doch mußte er sich durch einen Revers verpflichten, keinen anderen Dienst anzunehmen und bis in den Tod alles zu verschweigen, was er, so lange er in bairischen Diensten, gehört und gelesen habe. In einem Abschiedsbrief an den Kurfürsten versicherte Oe., es sei nur Verleumdung, wenn man ihn beschuldigt habe, daß er gegen kurfürstliche Intention mit Zurücksetzung des Bischofs von Frising für Erhebung des Grafen Törring zum Bischof von Regensburg agitirt oder bei den Brandenburg-Kulmbach'schen Tractaten der katholischen Religion in der oberen Pfalz zu viel vergeben habe; übrigens sei ihm nicht unbekannt, daß der Zorn seiner Feinde bis zur letzten Kaiserwahl zurückreiche, daß Kur-Köln damals Rache geschworen und jetzt ins Werk gesetzt habe, und ebenso gut kenne er seinen schlimmsten Feind am Münchener Hofe, den in französischem Sold stehenden Vicekanzler Kaspar Schmid: „Isti inimici mei adhuc vivunt et confirmati sunt super me." Gern möchte man solcher Versicherung Glauben schenken und die Ursachen des Sturzes auf Neid und Mißgunst der Gegner zurückführen, aber Oexle's zum Mindesten zweideutig zu nennendes Benehmen in der nächsten Zeit verbietet solche Annahme. Im October 1667 begab er sich nach Wien; bald lief in München eine Denunciation ein, daß Oe. wiederholt in höchstem Geheimniß zur Audienz in die Hofburg gerufen worden sei und mit Hilfe eines von Baiern mitgebrachten Schreibers eifrig damit beschäftigt sei, Actenauszüge und andere Elaborate zu fertigen. Nun wurde der Schreiber des Kanzlers, Johann Rothkäppl, zu amtlicher Erklärung aufgefordert, und wirklich deponirte dieser, er habe für seinen Herrn schon vor längerer Zeit aus dem Waldturnischen Act und den Zollreceptirungsacten Auszüge machen müssen; die Extracte, sowie auch Wahlacten seien mit Hilfe der Regensburger Jesuiten an den Beichtvater des Kaisers gesendet worden. Desgleichen sei ihm bekannt, daß Oe. bei seiner Abreise nach Wien eine große Truhe voll Acten mit sich genommen und während des dortigen Aufenthalts insgeheim mit dem Kaiser und mit dem Minister Fürsten Lobkowitz verhandelt habe. Nun erging von Seite der kurfürstlichen Regierung an Oe. die Weisung zur Rückkehr, und als er sich weigerte, wurde der Fortbezug seines Gehaltes inhibirt. Im nächsten Jahre begab sich aber Oe. nach Straubing und richtete an den Kurfürsten wieder eine „de- und wehmüthige Supplikation" (24. April 1669); er sei nur deshalb ungehorsam gewesen, weil ihn der Kaiser und der Kardinal von Thun vor Rückkehr nach Baiern warnten, da ihm seine Feinde nach dem Leben trachteten. Auf Befehl des Kurfürsten wurde ihm nun wieder sein Sold angewiesen. Dessen ungeachtet gerieth er allmählich in höchst bedrängte Lage. Wie es scheint, zog er aus den Gütern in Schwaben, die er nicht hatte verkaufen können oder wollen, nicht bloß keinen Gewinn, sondern mußte um ihretwillen noch große pecuniäre Opfer bringen, so daß eine Ueberschuldung eintrat, aus welcher er sich nicht mehr befreien konnte. Ein kurfürstliches Decret vom 1. December 1673 wies den Kanzler der Regierung zu Landshut an, nicht länger den Skandal zu dulden, daß der gewesene Geheimrath Oe. nicht einmal mehr den Dienstboten ihren Liedlohn

auszahle; Oe. möge sich bei den Dominikanern in Landshut in Kost und Herberg geben, widrigenfalls der Lauf der unparteiischen Justiz nicht gehemmt werden könnte. Diese Weisung scheint wieder zurückgenommen worden zu sein, aber ein Bericht der „verordneten Oexlischen Curatores“ an den Kurfürsten vom 12. März 1674 läßt ersehen, welch' trauriger Lebensabend dem früher so angesehenen Staatsmann beschieden war. Sie zeigten an, daß Oe. in der verflossenen Nacht von einer Schwachheit dergestalt überfallen worden sei, daß er wol in Kurzem sein Leben beschließen werde, und fragten, wie es denn mit dem Begräbniß gehalten werden soll, da ja doch Oe. „in publicis ein beriembter und vill lange Jahr gebrauchter Mann gewesen“, und da andererseits seine Kinder, aus Furcht, es möchten ihnen die Begräbnißkosten aufgehalst werden, sich um den Vater durchaus nicht annehmen wollten. Der Kurfürst wies darauf die Regierung an, dafür Sorge zu tragen, daß Oe. ehrlich zur Erde bestattet werde. Aber erst am 27. Mai 1675 starb Oe., nach Anzeige der Curatoren, „vermitels eines ohnfürhergesehenen Schlags“. Der Nachlaß wurde sofort versiegelt und genau inventarisirt, weil die Vermuthung nicht ausgeschlossen war, daß noch amtliche Schriftstücke vorhanden sein möchten; die kurfürstlichen Beamten fanden jedoch zu ihrem Erstaunen nichts als „abgeschabene, zerrissene und ziemblich alte Möbel, abgeschmotzte Kleider und unverkaufliche Utensilien“. Der Bericht der Landshuter Regierung (31. August 1675) constatirt, daß der Verstorbene „keinen eigenen Löffel, auch sonst so wenig an Mobilien verlassen, daß sich billig zu verwundern, da er doch früher eine schöne Paarschaft, Argenterey und Malerey gehabt“; es sei zu vermuthen, er habe alles seinen Kindern hinausgeben müssen. — Die Familie Oe. wurde später in den Reichsgrafenstand erhoben und mit dem erblichen Reichspostmeisteramt in kurbairischen Landen belehnt, scheint aber zu Anfang unseres Jahrhunderts erloschen zu sein.

Personalacten und andere Archivalien im k. geh. Staatsarchiv und im k. Kreisarchiv zu München. Heigel.

Oyart: Johann O. von Cölln, auch nur O. von Cölln genannt, und wie wir nach den neuesten Forschungen hinzufügen müssen: „der Aeltere“, ein Niederländer (nach E. Pasqué's Biographie in der Niederrh. Musikztg. 1865 Nr. 4), der in Torgau an der kurfürstl. Capelle im J. 1526 den Organistenposten auf Lebenszeit erhielt. Als im J. 1547 der Kurfürst Johann Friedrich gefangen genommen wurde, war O. einer der Wenigen, die ihrem Herrn treu blieben, und der Kurfürst verordnete, daß er mit seinem Sohne nach Weimar ziehen solle und dort seine Besoldung ihm ausgesetzt werde. Die von Pasqué veröffentlichten Actenstücke erzählen uns nun die alte Geschichte, daß die Besoldung auf dem Papiere sehr gut aussah, aber in Wirklichkeit nicht ausgezahlt wurde und alle Eingaben des schon alternden Meisters nichts halfen, bis ihn 1550 der Tod von allen Sorgen erlöste. — Sein Sohn, Johann Oyart der Jüngere, erhielt nach des Vaters Tode dessen Posten und wurde im J. 1555 vom Herzog Johann Friedrich dem Mittleren von Weimar, auf ein Jahr in die Dresdener Capelle zur weiteren Ausbildung geschickt. Nachdem er dann bis 1566 seinem Herrn gedient hatte, erhielt er den Abschied. Seine ferneren Schicksale sind unbekannt. (Siehe obige Biographie und Monatsh. für Musikg. III, 5.) Rob. Eitner.

Oeynhausen: Ferdinand Ludwig Graf O., häufig „Schulenburg-Oeynhausen“, oder auch nur „Schulenburg“ genannt, österreichischer General-Feldzeugmeister, wurde 1699 als der Sohn des hannoverschen Oberjägermeisters Graf O. geboren. Durch seinen mütterlichen Oheim, den Grafen Johann

ias von der Schulenburg, kam er ganz jung in venetianische Dienste; er
unter diesem 1716 an der Vertheidigung von Corfu gegen die Türken
ind wurde durch ihn dem Prinzen Eugen von Savoyen empfohlen, welcher
n Officierspatent im Infanterieregimente Graf Traun verschaffte; in diesem
e er den Feldzug des Jahres 1719 in Sicilien gegen die Spanier mit.
enburg sowol wie Traun liebten und schätzten O., einen gewandten und
ichteten jungen Mann, sehr; ersterer gestattete ihm den Namen Schulen-
dem eigenen hinzuzufügen, ein Vorgang, über welchen amtlich nichts be-
ist, und bedachte ihn in seinem Testamente mit einer jährlichen Rente
3500 Gulden Conventionsmünze. Bei solchen Gönnern konnte rasche Be-
ung nicht ausbleiben. Bereits 1733 commandirte O. als Oberst das Re-
t Traun. Mit diesem zog er in den polnischen Erbfolgekrieg, welcher zum
auf italienischem Boden ausgefochten wurde. In der Schlacht bei Bi-
am 25. Mai 1734 wurde er gefangen genommen, muß aber sehr bald
wechselt worden sein, denn schon am 29. Juni desselben Jahres nahm er an der
cht bei Parma Theil, wurde 1735 Generalwachtmeister und erhielt ein
s Infanterieregiment. In dem unglücklichen Türkenkriege der Jahre 1737
focht er an der Spitze einer Brigade, wurde Feldmarschall-Lieutenant, ging
nach Wien und verheirathete sich mit einer geborenen Gräfin Kottulinsky,
ve des Fürsten Josef Johann Adam von Liechtenstein, mißfiel dadurch den
seitigen Verwandten, namentlich seinem alten Gönner Schulenburg, und
daher nach Italien zurück. Im österreichischen Erbfolgekriege machten es
erhältnisse Maria Theresia sehr wünschenswerth, den König von Sardinien
Bundesgenossen zu gewinnen. Sie betraute O. mit dieser Aufgabe, indem
als ihren Repräsentanten nach Turin sandte. Er brachte den sogenannten
isional-Tractat zu Stande, welchen er mit dem sardinischen Minister, dem
uis d'Ormea, am 1. Februar 1742 unterzeichnete; derselbe stellte vorläufig
eiderseitigen militärischen Leistungen fest; Sardinien erklärte infolge dessen
panien den Krieg. In dem bald darauf eröffneten Feldzuge stand O., „zu
Tüchtigkeit man besonderes Vertrauen hatte", zuerst unter Traun im
nesischen, am 8. Februar 1743 befehligte er in dem siegreichen Treffen bei
po Santo gegen den Marquis de Gages den rechten Flügel. Im Schlacht-
te wird sein Name mit Auszeichnung genannt. Als Traun dann nach
schland berufen ward, zog O. mit diesem über die Alpen, zuerst nach dem
gegen die Franzosen, im Herbst aber nach Böhmen gegen die Preußen.
traten jetzt den Rückzug an; hinter der Elbe machten sie Halt. O. erhielt
uftrag, den Uebergang über dieselbe zu eröffnen; die sämmtlichen Grenadiere
ompagnien), 2000 Füsiliere und 800 Reiter wurden ihm unterstellt. Der
Versuch, welchen er am 15. November bei Przelantsch machte, schlug fehl;
9. aber gelang derselbe bei Teltschitz trotz Wedells, „des preußischen Leo-
", heldenmüthigen Widerstandes. Die Räumung Böhmens war die Folge.
J. 1745 war er wieder in Italien und übernahm hier an des abberufenen
n Lobkowitz Stelle vorläufig das Commando der österreichischen Truppen,
e, mit den sardinischen unter König Karl Emanuel III. vereint, gegen die
ier, Franzosen und bald auch Genuesen im Felde standen. Seine Krieg-
ng war aber nicht glücklicher als die seines Vorgängers. O. und der König
n Schritt für Schritt zurückgedrängt und auf den Besitz von Theilen Pie-
s und der Lombardei beschränkt. Im September trennte sich O. vom
e, um die letztere zu decken; der König hatte es ihm unter der Bedingung
anben, daß er wieder zu ihm stieße, sobald er seiner bedürfte. Diese
ung war es, worauf ihre Gegner gewartet hatten. Sobald sie geschehen

war, griffen sie den König an und schlugen ihn am 27. September bei Bassignano, O. kam zu seinem Beistande zu spät. Mitte October übernahm Fürst Wenzel Liechtenstein das Commando. O. gelang es, sich in Wien zu rechtfertigen und im folgenden Jahre, 1746, erhielt er von neuem ein Commando in Italien. Es handelte sich darum, Genua wiederzugewinnen, von wo die Einwohner die Oesterreicher unter Botta vertrieben hatten. Vier Monate verstrichen unter den Vorbereitungen. Als O. endlich mit 24,000 Mann von Novi aufbrach, hätte ein Handstreich ihn möglicherweise noch in den Besitz setzen können, aber eine solche Kriegführung lag nicht im Geiste der Zeit. O. schritt zu einer Belagerung, zu welcher ihm die Mittel fehlten, zumal da die englische Flotte die Verbindung mit der Stadt von der Seeseite nicht genügend absperrte. Daß O. auf dem Marsche dahin einen gefährlichen Sturz mit dem Pferde that, beeinträchtigte außerdem seine Wirksamkeit. Die Genuesen, durch des Herzogs von Boufflers Mitte Mai erfolgte Ankunft noch mehr ermuthigt, lehnten alle Anträge auf Unterwerfung, zu welcher man österreichischerseits gern die Hand geboten hätte, ab. O. mußte, wohl oder übel, zur Belagerung schreiten. Am 21. Juni war er endlich dabei, Ernst zu machen, als die Nachricht kam, daß die Franzosen, nachdem die Friedensunterhandlungen in Breda fehlgeschlagen waren, durch die Riviera, wo die Sarden standen, vordrängen. O. brach nun eilfertig die Belagerung ab. Ein Kriegsrath, den er überhaupt gern berief, hatte zugestimmt. Die Einwendungen des Königs veranlaßten ihn freilich gleich darauf, den voreiligen Schritt theilweise rückgängig zu machen; als dieser dann aber seine Truppen abberief, führte er ihn ganz aus. In der Nacht zum 19. Juli zog er nach Novi ab. Wiederum ward er nach dem Mißlingen dieses Unternehmens abberufen und wiederum ging er nach Wien, um sich zu rechtfertigen. Er ward nun aber nicht mehr im Felde verwendet, zog sich nach Graz zurück und starb am 16. Februar 1754 zu Wien infolge jenes Sturzes mit dem Pferde. Ein Jahr vor seinem Tode war er zur römisch-katholischen Kirche übergetreten.

Leben des Grafen J. M. von der Schulenburg, Leipzig 1834. — Graf Thürheim, Feldmarschall Graf Abensberg-Traun, Wien 1877. — v. Arneth, Maria Theresia's erste Regierungsjahre, II. III, Wien 1864, 1865.

B. Poten.

Oeynhausen: Georg Ludwig Graf, kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer Generallieutenant, am 10. Mai 1734 als der Sohn des Oberjägermeisters Graf Friedrich Ulrich O. geboren, trat 1748 als Fähnrich in die hannoversche Fußgarde, erhielt in der unglücklichen Schlacht bei Hastenbeck am 26. Juli 1757 die Feuertaufe, ward bald nachher als Capitänlieutenant zur Leibgarde zu Pferd versetzt und nahm in verschiedenen Stellungen, theils in der Front, theils in der Adjutantur, am siebenjährigen Kriege theil. In der Schlacht bei Minden am 1. August 1759 war er Ordonnanzofficier des Oberbefehlshabers Herzog Ferdinand von Braunschweig, später dessen persönlicher Adjutant. In den Krieg gegen Frankreich in den Niederlanden, zu welchem das Kurfürstenthum seit dem Frühjahre 1793 ein „Auxiliarcorps" stellte, rückte er als Generalmajor mit dem Leibgarderegiment, befehligte später eine Cavalleriebrigade und focht bei Famars (23. Mai) und Hondschoote (6—8. September). Den Feldzug von 1794 eröffnete der neue französische Oberbefehlshaber Pichegru mit einem angriffsweisen Vorgehen auf der ganzen Linie; am 26. April nahm General Bertin die von einer hannoverschen Abtheilung unter General von Wangenheim besetzte Stellung von Moucron, welche das hinterliegende wichtige Courtray deckte. Am 27. Nachmittags erhielt O. den Befehl, an des schwer erkrankten

Wangenheim Stelle das Commando von dessen Truppen zu übernehmen und jene Stellung „es koste was es wolle“ zurückzuerobern. Es war eine schwierige Aufgabe. O. bemerkte in seinem dem Feldzeugmeister Graf Clerfait erstatteten Berichte, daß nur seine Zusicherung, die Flügel der angreifenden Truppen decken zu wollen, „ihn wegen eines solchen gewagten Unternehmens vorwurfsfrei machen könne“. Er hatte nur 3600 Mann, welche durch vorangegangene Kämpfe arg mitgenommen waren, zu seiner Verfügung. Aber sie lösten die ihnen gestellte Aufgabe glänzend; in der Frühe des 28. aufgebrochen, befand sich O. gegen Mittag im Besitz der Stellung; nicht lange nachher traf Clerfait mit Verstärkungen ein, deren es bedurfte, um dieselbe zu halten; am folgenden Tage ging sie freilich wieder verloren. Später ward O. mit einer Sendung nach England beauftragt. Nach der im Sommer 1803, infolge der Besitznahme des Landes durch die Franzosen erfolgten Auflösuug der Armee, welcher er zuletzt als Generallieutenant und Chef des 7. Cavallerieregiments, Dragoner, mit der Garnison zu Nienburg an der Weser angehört hatte, zog er sich auf sein Gut Vierde bei Walsrode im Lüneburgischen zurück, wo er am 11. März 1811 gestorben ist.

Mittheilungen der Familie. — L. v. Sichart, Geschichte der Königlich-Hannoverschen Armee, 4. Theil, Hannover 1870.

B. Poten.

Oeynhausen: Karl v. O., königl. preußischer Berghauptmann, ausgezeichneter Bergmann und berühmter Geologe, war als jüngerer Zwillingsbruder des gleichfalls im Bergfache thätigen und durch eine geologische Arbeit bekannten Friedrich v. O. auf dem väterlichen Gute Grevenburg bei Steinheim im damaligen Bisthum Paderborn am 4. Februar 1795 geboren und erhielt im elterlichen Hause eine sehr sorgfältige Erziehung. Schon frühzeitig erwachte in beiden Brüdern auf Ausflügen zu Verwandten nach Eisleben, an den Harz und ins Mansfeldische, wo sie durch die dortigen Bergwerke mächtig angeregt wurden, die Neigung, sich dem Bergfache zu widmen. Nach einem späteren Besuche des Lyceums in Mannheim, dann des Gymnasiums in Stuttgart, wo ihr früherer Hauslehrer als Professor lehrte, gingen die Brüder 1811 nach Eisleben, um während des sog. praktischen Jahres die bergmännischen Arbeiten kennen zu lernen. Sie bestanden dann 1812 ihr Examen als Bergeleven und bezogen 1813 die Universität Göttingen, wo sie namentlich unter Hausmann, Blumenbach, Stromeier und Gauß sich den naturwissenschaftlich-mathematischen Studien widmeten. Nach kurzer Unterbrechung durch militärische Dienstleistungen vollendeten sie ihre begonnenen Studien in Göttingen. Karl v. O. wurde sodann 1816 dem schlesischen Oberbergamte zu Brieg zur weiteren Ausbildung zugewiesen und 1817 zum Bergreferendarius ernannt. Er machte sich hier in größtem Eifer mit dem Steinkohlenbergbau von Waldenburg und dem Zinkbergbau von Tarnowitz sehr genau bekannt, besuchte die benachbarten polnischen Steinkohlenwerke und das berühmte Salzwerk Wieliczka, beschäftigte sich aber überdies auch sehr fleißig mit geologischen Aufnahmen und Untersuchungen in Oberschlesien. Seine erste Publication war eine technische Abhandlung über den Effect der Wagen auf Schienenwegen (Karsten's Arch. IV, 1. Folge). Nachdem O. 1820 das Bergassessorexamen wohlbestanden hatte, erhielt er eine Verwendung in Bochum, wo er sich ganz besonders eingehend mit dem Bergbau und mit der Administration beschäftigte. Mehrere Aufsätze bergtechnischen Inhalts wie „Ueber das bei dem Märkischen Steinkohlenbergbau gebräuchliche Gezähn“, „Ueber die Bestimmung des Capitalwerthes von Steinkohlenzechen“, „Ueber Fördermethoden auf den Steinkohlengruben im Märkischen“ fanden Aufnahme

in Karsten's Archiv für Berg- und Hüttenwesen (Bd. VII). Auch besorgte O. die Ausarbeitung der früher in Schlesien gemachten geognostischen Beobachtungen, welche er unter dem Titel: „Versuch einer geognostischen Beschreibung von Oberschlesien" nebst Karte 1822 erscheinen ließ. Die Beschäftigung mit dem Steinkohlenbergbau an der Ruhr hatte in O. den Wunsch erzeugt, des Vergleiches wegen auch die großartigen Veranstaltungen der Steinkohlenbergwerke bei Aachen und in Belgien kennen zu lernen. Dieser Wunsch wurde 1822 durch die dienstliche Ermächtigung zu einer Instructionsreise erfüllt. O. war auf diesen Reisen von dem damaligen Bergeleven H. v. Dechen, dem gegenwärtigen Nestor deutscher Geologen, begleitet und blieb fortan mit diesem durch gemeinschaftliche Arbeiten und Verwandtschaftsverhältnisse in innigster Freundschaft verbunden. Auf dieser Reise wurden zunächst die Eifel, dann die Kohlenbergbaue bei Aachen, in Belgien und in Nordfrankreich und auch Paris besucht, um hier für den zweiten Theil der Reise nach den Salinenbezirken von Lothringen, Württemberg und Baden sich vorzubereiten, wobei der damals in Paris sich aufhaltende A. v. Humboldt die Reisenden durch Empfehlungen förderlichst unterstützte. In Saarbrücken gesellte sich der Referendarius v. Roche als Dritter zu den beiden Forschern, welche nun der Reihe nach die Salinen in Lothringen besuchten und, um sich über die Lagerungsverhältnisse des Steinsalzvorkommens zu orientiren, ausgedehnte geologische Untersuchungen am Fuße der Vogesen bis Basel anstellten. Sodann wurden die Studien auf den rechtsrheinischen Salinen, namentlich in Dürrheim und Wimpfen, fortgesetzt und die geologischen Untersuchungen bis in den Thüringer Wald ausgedehnt. Nach Berlin zurückgekehrt, erstattete O. 1823 einen eingehenden Reisebericht, mit Vorschlägen behufs Vornahme von Tiefbohrungen auf Steinsalz in Norddeutschland. Ein Theil dieses Berichtes gelangte in Karsten's Archiv (VIII, 52) zur Publication. Außerdem erschienen nach und nach mehrfache Mittheilungen über die Ergebnisse dieser Reise, wie: „Barometrisches Nivellement während meiner geognostischen Reise durch Lothringen, Elsaß, Baden und Württemberg im Jahre 1823" (Hertha I, 1825) und gemeinschaftlich mit v. Dechen und v. Roche „Geognostische Umrisse der Rheinlande zwischen Basel und Mainz mit geognostischer Karte der Rheinlande" (1825), auf welcher die zuerst von L. v. Buch als Keuper bezeichnete obere Abtheilung der Trias zur Darstellung gebracht wurde. Meist in Karsten's Archiv abgedruckt finden sich weiter: „Benützung der Hochofengichtflamme zum Kalkbrennen", „Der Bleiglanzbergbau von Commern", „Der Steinkohlenbergbau in Belgien und Nordfrankreich", „Die Dachschieferbrüche von Fumay und Château Salm", „Die Gewinnung des Alauns bei Lüttich", „Die Steinbrüche bei Falkenberg und Mastricht", „Die Marmorbrüche in Belgien", „Die Feuersteinbrüche zu Nouvelle". Dazu kommen in Nöggerath's Rheinland-Westphalen: „Allgem. Bemerkungen über Galmei-, Eisenstein- und Bleierzformation in der Gegend von Aachen" und in Hertha (Bd. II—XIII): „Geognostische Beobachtungen über das Schiefergebirge in den Niederlanden und am Niederrhein" mit geognostischer Karte. Seit 1824 zum Oberbergamtassessor befördert, wurde O. nunmehr beauftragt, um die für eine Bohrung nach Steinsalz günstigste Stelle zu ermitteln, erst in der Wesergegend Untersuchungen anzustellen, dann Pommern (1826) geognostisch zu untersuchen, worüber eine Beschreibung (Karsten's Archiv XIV) erschienen ist. Zur näheren Belehrung besuchte O. 1826 in Begleitung seines Freundes v. Dechen nunmehr auch England und Schottland und machte hier eingehende bergtechnische und geognostische Studien. Auch über diese Reise erstattete O. mehrfache veröffentlichte Berichte, wie: „Effect der Dampfmaschinen zur Wasserhaltung auf den Kupfer- und Zinngruben Cornwall", „Vorkommen und

winnung von Stein- und Kochsalz in England", „Ueber Schienenwege"
arsten's Archiv XIX), „Der Tunnel unter der Themse in London" (Verhandl.
Gewerbevereins VII), „Die Kettenbrücke von Menaistreet", „Die gußeiserne
ehbrücke von Vanarie" (das. VII—IX). Eine besonders wichtige Abhandlung,
er Steinkohlenbergbau in England" (Karsten's Archiv V, VI neue Folge) und
eognostische Beobachtungen über mehrere englische Gebiete" (das. I und II),
mmen gleichfalls aus dieser Zeit. 1828 zur Dienstleistung erst auf kurze
it nach Bonn und dann nach Dortmund berufen, wurde O. 1827 zum
erbergrath ernannt und 1830 nach Halle beordert. In dieser Zeit beschäf-
te ihn insbesondere der unter seiner Leitung 1830 begonnene Bohrversuch
f Steinsalz bei Rehme, auch nachdem er 1831 wieder nach Bonn versetzt
rden war. Bei dieser Bohrarbeit führte O. mehrfache wesentliche Verbesserungen
Bohrapparate ein (Karsten's Archiv XXI) und erreichte auf diese Weise eine
hrlochtiefe von 2220 Fuß, ohne aber, wie gehofft wurde, Steinsalz zu finden.
für entschädigte aber eine erbohrte warme Salzquelle, welche zur Errichtung
es Bades benutzt wurde. Dieses Bad erhielt O. zu Ehren den Namen Bad
ynhausen. Von Bonn aus begann O. eine genaue geognostische Durch-
schung der Umgegend des Laacher Sees und lieferte später eine geognostische
rte dieser Gegend in 8 Blättern, nachdem er bereits seit 1841 als geheimer
rgrath zur Dienstleistung ins Ministerium nach Berlin berufen worden war.
r rückte er 1845 zum geheimen Oberbergrath und 1847 zum Berghauptmann
und wurde als solcher zur Direction des schlesischen Oberbergamtes in Brieg
1850 nach Breslau verlegt) berufen. In dieser Stellung widmete er seine
ätigkeit besonders der Förderung des schlesischen Steinkohlen- und Galmei-
gbaus und nahm vielfach an legislatorischen Arbeiten Theil. Bereits 1855
rte O. als Vorstand des Oberbergamts wieder nach Dortmund in die
he seiner Heimath zurück, wo er sich namentlich des Steinkohlenbergbaus
haft annahm. Schon seit 1852 kränkelnd, ließ er sich 1864 in den Ruhe-
nd versetzen und zog sich auf das Familiengut Grevenburg zurück. Bei seiner
herdienststellung wurde er in Anerkennung seiner großen Verdienste mit der
leihung des Sterns zum Rothen Adlerorden II. Cl. mit Eichenlaub geehrt.
r wenige Monate war jedoch dem allgemein geachteten Manne gegönnt, sich
er Muße zu erfreuen, indem er am 1. Februar 1865 einem asthmatischen
den erlag. O. zeichnete sich als Beamter durch seine tiefe, allseitige Fach-
ntniß und ein seltenes Geschick, sie auch praktisch zu verwerthen, durch un-
müdliche Thätigkeit und strenge Pflichterfüllung, als Gelehrter durch seine
rfe Beobachtungsgabe und rasche Orientirung auf dem Gebiete der Geologie
gleicher Weise aus. Seine zahlreichen bergtechnischen und geologischen
blicationen liefern nur einen schwachen Beweis von dem umfassenden Wissen
Können dieses Mannes.

Zur Erinnerung an C. v. Oeynhausen, Essen.

v. Gümbel.

Oyta: Heinrich v. O. s. **Heinrich von Oyta**, A. D. B. XI, 641.
Wir benutzen den Anlaß dieser Verweisung, um den älteren Artikel noch
h folgende Bemerkungen zu ergänzen.
Sein im Oldenburgischen gelegener Geburtsort heißt jetzt Friesoythe. —
war neben seiner schon früher (a. a. O.) erwähnten Schrift „De contractibus",
einzigen aus seinen zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten, welche zum Druck
ngte (nur in der Kölner Ausgabe der Werke Gerson's vom J. 1483 f.
IV, S. 224 ff.), auch auf den Gebieten der Theologie und der Philosophie
ig. Als Theologe gehörte er ebenso wie sein Freund Heinrich v. Langenstein

(s. A. D. B. XVII, 672) zu Denjenigen, welche eine Reform der Kirche durch ein allgemeines Concil erwarteten, und wurde daher von seinen Gegnern verketzert. Die „Conclusiones“, wegen deren er auf Veranlassung des Albert von Böhmen nach Rom citirt wurde, sind handschriftlich in München und in Wien vorhanden; doch führte daraus Flacius Illyricus (s. A. D. B. VII, 94 f.) in seinem Catalogus testium veritatis (Ausgabe von 1666, S. 775) einige Stellen an, welche er in seinem Kampfe gegen die Papisten verwerthen konnte. Auch die übrigen theologischen Schriften Oyta's, namentlich der Commentar zu Petrus Lombardus, sowie Contra Judaeos, De quatuor notabilibus (d. h. zur Tugendlehre) und seine viel gerühmten Predigten sind noch ungedruckt (Handschriften in München und Wien). In der philosophischen Litteratur gehörte er zu den sog. Modernen, d. h. zur nominalistischen Richtung, wie dieselbe in Wien kurz vor ihm durch Albert von Sachsen (s. A. D. B. I, 182) vertreten worden war. Seine Commentare zu mehreren Werken des Aristoteles finden sich handschriftlich in der Leipziger Universitätsbibliothek, Einiges auch in München und in Wien.

Prantl.

P.

Paalzow: Christian Ludwig P., juristischer Schriftsteller. Von seinen Lebensverhältnissen ist nur wenig zur allgemeinen Kunde gelangt. 1753 zu Osterburg in der Altmark geboren, studirte er zu Halle die Rechtswissenschaft, wurde 1787 Criminalrath bei dem kurmärkischen Kammergerichte in Berlin, 1798 Kriegs- und Domänenrath, sodann zweiter Justitiar und Kammerfiskal zu Marienwerder und starb (muthmaßlich dortselbst) am 20. Mai 1824. — P. entfaltete schon frühzeitig schriftstellerische Thätigkeit; seine ersten Versuche waren keine selbständigen Arbeiten, sondern Uebersetzungen oder Herstellung von Sammelwerken; später trat er jedoch selbstschaffend auf, und verbreitete sich über die mannigfachsten Stoffe, wie aus dem von Madai bei Ersch und Gruber (III. Sect. 8. Thl. S. 8) mitgetheilten Schriftenverzeichnisse hervorgeht, welches Verzeichniß etwas gekürzt sich auch in Pierers Universal-Lexicon findet. —

Paalzow's erstes sechstheiliges Werk erschien zu Berlin 1777—81 unter dem Titel: „Berühmte Rechtshändel bei verschiedenen Parlamenten in Frankreich; aus dem Französ. 2c. 2c.“ Diesem folgte: „Linguets' interessanteste Rechtshändel“ (1778), welche Uebersetzung von der allgem. deutschen Biblioth. (Band 38 S. 431) als eine dem Sinne und Geiste des Originals angepaßte gelobt wird. — Ferner sind zu erwähnen: „Politische und gelehrte Anekdoten unserer Zeit“, 4 Bde. (1780—83), „Magazin der Gesetzgebung“, 2 B. (1780), „Merkwürdige Rechtsfälle“ (1789), „Die Juden“ (1799), „Geschichte der religiösen Grausamkeit“ (1800), „Magazin der Rechtsgelehrsamkeit“, 7 B. (1801), „Handbuch für praktische Rechtsgelehrte“, 2 Bde. (1802. 2. Aufl. 1810), „Commentar über die Criminal-Ordnung für die preußischen Staaten“, 2 Theile. (1807), „Kriegs- und Friedensrechte der Franzosen“ (1815. 2. Aufl. 1821), „Berichtigungen“ hiezu (1816. 2. Aufl. 1821). P. beschloß seine reiche litterarische Wirksamkeit 1822 mit einer Arbeit „Ueber teutsche Gesetzbücher und den Inquisitionsproceß, ingleichen über das öffentliche gerichtliche Verfahren, Polemik des 16. Jahrhunderts.“

Ersch und Gruber a. a. O. — Oettinger, Moniteur des dates, s. v. Paalzow.

Eisenhart.

Paalzow: Henriette P. wurde als das jüngste von drei Kindern des Kriegsraths Wach gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1788) zu Berlin

geboren. Der Vater war ein tüchtiger Geschäftsmann, dem die Bildung seiner Zeit nicht fehlte, der aber dennoch an manchen Vorurtheilen eigensinnig festhielt und der Bildung und Erziehung seiner Kinder strenge Grenzen zog. So hielt er für seine beiden Töchter die Unterweisung im Lesen und Schreiben und in den weiblichen Handarbeiten für völlig ausreichend und wies jede Sehnsucht derselben, diese eng gezogenen Grenzen zu durchbrechen, mit aller Entschiedenheit zurück. Nur mit dem Sohne, dem später berühmt gewordenen Maler Wilhelm Wach wurde bald eine Ausnahme gemacht und besonders sein auffallendes Zeichentalent frühe schon durch entsprechenden Unterricht unterstützt. Dieser war es denn auch allein, der durch Mittheilungen aus seinem Verkehr mit der Welt und aus den eifrig gesammelten Geistesschätzen den Gesichtskreis der Schwestern erweiterte. So wuchs Henriette, ein mit natürlichen Anlagen und einer reichen Phantasie begabtes Kind, eigentlich in ihr widerstrebenden Verhältnissen auf, obwohl sie sich dieses Mißverhältnisses erst spät, und ohne dadurch in der Liebe zu ihren Eltern beirrt zu werden, inne ward; und lediglich aus der eigenen Schöpferkraft einer glücklichen Natur bildete sich im Gegensatz zu jenen Verhältnissen die schwärmerisch bewegte Seele eine Welt, in welcher sie bald heimischer wurde, als in der ihr äußerlich gegebenen, und in dieser Richtung ward sie, da die ältere Schwester sich früh verheirathet hatte, von dem Bruder unterstützt. Beide gaben sich in der vollen Kraft der Jugend einem idealen Leben hin, welches sie für immer von der guten alten Zeit emancipirte. Eine besondere Quelle des Glücks entsprang für Henriette aus dem Umstande, daß ihr Bruder durch immer bedeutendere künstlerische Leistungen sich auszeichnend, sich damals im Hause des Vaters ein Atelier gründete. Dadurch erhielt sie Gelegenheit, ihre Liebe zur Kunst zu bilden und zu befestigen, so daß dieselbe als ein nicht mehr zu Entbehrendes in ihr Bewußtsein überging. Immer mehr bildete sich auch aus ihr selbst ein entschiedenes Urtheil heraus, und ihre von einem auffallenden Scharfblick unterstützte feine Combinationsgabe lernte bald das Gute vom Mittelmäßigen und Schlechten mit großer Sicherheit absondern. Um diese Zeit lernte die Prinzessin Wilhelm (die ältere) von Preußen unsere Henriette im Atelier ihres Bruders kennen und wurde so unwiderstehlich von der Erscheinung des jungen Mädchens angezogen, daß sie bei jedesmaligem Besuch um die Gegenwart desselben bat. Die Rückwirkung blieb nicht aus. Begeistert für alles Schöne und Hohe, nährte Henriettens Seele eine glühende Liebe zu dieser edlen Frau — und nach und nach befestigte sich in beiden eine Zuneigung und wahre Freundschaft, die fürs Leben dauerte, und die auf Henriette einen nachzuweisenden Einfluß bis zu ihrem Tode übte. Das Jahr 1813 sprengte den Freundeskreis unserer Dichterin. Nicht dem Bruder allein drückte sie mit Begeisterung die Waffen in die Hand, der Krieg warf auch die ersten frischen Keime zukünftigen Glücks dem jungen Mädchen zerknickt in den Schoß und begrub die Hoffnungen und Träume einer seligen Jugendzeit. Damals griff Henriette oft zur Feder, um ihren Gedanken Form und Ausdruck zu geben. Aber nichts genügte ihr darin, und was entstand, wurde wieder verworfen. Mit wahrer Leidenschaft dagegen erfaßte sie die Musik und, weil ihr da ein guter Lehrer zu Hilfe kam, namentlich das Studium des Generalbasses. Sie machte Fortschritte, componirte ihre Lieblingslieder ganz meisterhaft und bildete ihre schöne, umfangreiche Stimme zu größter Vollkommenheit aus. In ihrem 28. Jahre heirathete Henriette auf Wunsch ihrer Familie den Major Paalzow. Hatte sie es aufgegeben, selbst glücklich zu sein, so hielt sie es in der Selbsttäuschung ihres edlen Herzens noch für möglich, andere noch glücklich zu machen. Indeß erwies sich dieser Schritt nur zu bald als verfehlt, und nachdem sie mit ihrem Gatten fünf Jahre verbunden gewesen war und während dieser Zeit in Westfalen und am Rhein

hatte, löste sie das Band der Ehe und kehrte zu ihrer Mutter nach Berlin
. Nach dem Tode der letzteren bezog sie mit ihrem, damals aus Italien
gekehrten Bruder Wilhelm ein Haus, und den Geschwistern wurde so ein
n ihrer ersten Jugend erfüllt: sie konnten ein gemeinsames Leben beginnen
genießen. Die verwandte Richtung ihres Geistes und Geschmacks gab dem-
bald einen Reichthum, über welchen die Wünsche dieser beiden Künstler-
nicht hinausgingen. Selbständig und frei, wurde auch ihr äußeres Leben
r mehr ein Abdruck ihres Geistes. Vorzugsweise mit ernsteren Studien
ftigt, suchte Henriette auch in ihren geselligen Verkehr die Vertreter von
und Wissenschaft hineinzuziehen, und besonders der freundschaftliche Umgang
Wilhelm v. Humboldt und seiner Familie wurde von beiden Geschwistern
großer Liebe cultivirt. Nicht also in Kampf und Entbehrung, sondern in
nischer Ruhe wurde Henriettens Dichtertalent geboren; denn um diese Zeit
n sie, einem inneren Drange folgend, zu schreiben, und der Genuß dieses
nen Schaffens bildete mehr und mehr den Kern ihres damaligen Lebens.
stand, von niemand gewußt und geahnt, ihr erster Roman „Godwie Castle.
den Papieren der Herzogin von Nottingham“, mit dem sie zugleich ihre
stellerische Thätigkeit abzuschließen gedachte. Eine bedenkliche Krankheit,
n Frühjahr 1835 eine schmerzhafte Operation nöthig machte, verschob die
fentlichung des Romans bis ins Jahr 1836. Zur Aufhilfe ihrer Gesund-
ging die Verf. im Herbst 1836 nach Köln am Rhein, wo sie fast ein Jahr
. Hier versuchte sie sich auch in einem Drama „Maria Nadasti“, das sie
ls eine Probe ansah, die sie ihren Fähigkeiten stellte und daher auch nie
ie Oeffentlichkeit bestimmte. Wider ihren Willen erschien es 1845 in Robert
s Taschenbuch „Perlen“ abgedruckt. Nach ihrer Heimkehr gestaltete sich
ußeres Leben auf das glücklichste. Die Salons der vornehmen Gesellschaft
ihr geöffnet, und zuweilen sah sie auch größere gesellige Kreise bei sich,
ch aus den hervorragendsten Künstlern, Dichtern und Gelehrten Berlins
mensetzten. Dies ganze, unendlich anregende Leben eröffnete ihr wieder
neue Welt, und sie fühlte, daß ihr Talent mit ihrem ersten Werke doch
begraben sei. Bald hatte sie neuen Stoffen neues Leben gegeben, und so
nen 1839 ihr Roman „Sainte-Roche“ und Ende 1842 der Roman
mas Thyrnau“. Nach Beendigung des letzteren vergingen Jahre, in denen
Verf. so krank war, daß jeder Sommer einen langen Badeaufenthalt noth-
g machte, und sie nur wenig oder gar nicht zum Schreiben kam. Doch
n zwischendurch Ende 1844 der Roman „Jakob van der Nees“. Der
che Tod ihres Bruders Wilhelm im Herbste 1845 beugte sie auf das tiefste,
ie fühlte dadurch ihr Leben derartig zerrissen, daß sie meinte, der Schmerz
sie vernichten. Dennoch kämpfte ihr Geist noch zwei Jahre gegen die
mende Kränklichkeit des Leibes, bis sie endlich am 30. October 1847 im 60.
sjahre von dieser Erde schied. — Henriette Paalzow's Romane haben eine
erschiedene, oft einander gerade widersprechende Beurtheilung erfahren, woraus
ich Kurz sehr richtig den Schluß zieht, daß die Schriftstellerin weder über-
ges Lob, noch übermäßigen Tadel verdiene. Sie war weder so genial, wie
n Einen erschien, noch so talentlos, wie die Andern behaupteten. Diejenigen,
ihre Romane für historische halten, haben ja recht mit ihrem Vorwurf,
die Dichterin das geschichtliche Material, das den Romanen zu Grunde
auch nicht annähernd bewältigt habe; aber die Romane der P. sind eben keine
schen, sondern nur Familienromane, da die in ihnen eine Rolle spielenden
schen Persönlichkeiten nur in Beziehung zu Privatverhältnissen erscheinen.
hat die Thatsache, daß die Romane der P. eine besonders bevorzugte
am preußischen Königshofe bildeten, manchen Kritiker zu dem Urtheile

Veranlassung gegeben, daß die Dichterin nur für hocharistokratische Kreise geschrieben habe, daß sie in diesen Kreisen allein eine freie und lebendige Entwickelung des rein Menschlichen finde, und daß sie nur auf der Höhe der Gesellschaft eine Freiheit von aller Roheit und allem niederen Treiben erblicke. Aber nichts lag der Dichterin ferner. Wenn sie als bürgerliche Frau aus bürgerlicher Familie in ihren Romanen die Etikette und Convenienz bis ins kleinste beachtete, so lag dies in ihrer ganzen Erziehung und Charakterbildung; sie hatte eben von Jugend auf nichts anderes gesehen als die strengste Beobachtung der edelsten Formen, und sie hat sich, wie sie selbst bekennt, in den letzteren bewegt, „ohne je zu glauben, daß eine gesellschaftlich höher stehende Klasse dies alles für sich allein beanspruche“. Uebrigens läßt sie ja selbst in manchen vornehmen Personen ihrer Romane die gemeinste Gesinnung in Erscheinung treten, wie z. B. im Roman „Sainte-Roche“, der ganz besonders den Kampf zwischen dem rein menschlichen Leben und seiner Corruption in den höheren Kreisen zum Gegenstande hat. Der Erfolg der Paalzowschen Romane lag in erster Linie in der würdigen Haltung und der sittlichen Größe und Reife, welche die Schriftstellerin in jeder Zeile offenbart. Außerdem besitzt sie die Gabe psychologischer Entwickelung, besonders weiblicher Gemüther; ihre Schilderung der Charaktere ist fast immer eine gelungene; das aristokratische Leben in England zur Zeit der Stuarts (in „Godwie Castle“), die französische vornehme Gesellschaft in Frankreich zur Zeit Ludwigs XIV. (im „Sainte-Roche“), die Zustände in Böhmen seit dem 30jährigen Kriege (im „Thomas Thyrnau“) sind mit großer Wahrheit aufgefaßt und dargestellt; die Verschlingung der Begebenheiten ist spannend, so daß das Interesse von einer Situation zur andern steigt; die Beschreibung der Aeußerlichkeiten, wie der Costüme, der Toiletten, der Landschaften und besonders auch der Architecturen ist sorgfältig, wenngleich hier oft eine zu große Breite den Eindruck schmälert: alle diese Vorzüge verdecken manche kleinen Mängel und erklären das lange andauernde Interesse, das vom Publicum den Paalzowschen Romanen geschenkt wurde.

Ein Schriftstellerleben. Briefe der Verfasserin von „Godwie Castle“ an ihren Verleger. Breslau 1855. Brümmer.

Paar: Johann Christoph Freiherr v. P. war der dritte Sohn des Freiherrn Johann Baptist v. Paar und dessen Gemahlin Afra Sidonie, Freiin v. Haim. Infolge der vielen treuen Dienste, welche er Kaiser Ferdinand II. geleistet hatte, wurde er dessen geheimer Rath. Nachdem er im J. 1622 von Johann Jacob Magno das oberste Reichspostamt gekauft hatte, erhielt er 1623 die Bestätigung aller mit demselben verbundenen Privilegien. Das Jahr darauf wurde er mit dem obersten Hofpostmeisteramte für Ungarn, für Böhmen und Mähren, sowie für das Erzherzogthum Oesterreich, aber nicht auch für Schlesien belehnt. Die Bestätigung dieses Lehens erfolgte 1630 mit der Bestimmung, daß immer der älteste des Geschlechtes sich obrister Erbpostmeister, die jüngeren hingegen nur Erbpostmeister nennen sollten. Im J. 1629 hatte P. auch das innerösterreichische Postamt, welches schon durch sechs Decennien bei seiner Familie gewesen war, dazu bekommen. 1636 erhielt er auf dem Reichstage zu Regensburg die Grafenwürde; das Diplom selbst aber wurde erst am 21. October 1652 ausgestellt, so daß er sich ihrer, da er schon 1636 starb, nicht mehr bediente. Er war mit Catharina Freiin v. Herbersdorf vermählt und hinterließ aus dieser Ehe einen Sohn, Namens Karl. Schlitter.

Pabst: Heinrich Wilhelm P., k. k. Ministerialrath, geb. 1798 zu Maar bei Lauterbach im Großherzogthum Hessen, † am 10. Juli 1868 zu Hütteldorf bei Wien. In früher Jugend kam er auf die Güter des Freiherrn v. Riedesel,

ter dessen Leitung er sich zum Landwirth ausbildete. Später verwaltete er
hrere Güter desselben. 1821 bewog ihn der Drang nach weiterer Ausbildung,
nen bisherigen Wirkungskreis zu verlassen; er machte Reisen durch Deutschland
d Belgien. Zurückgekehrt, besuchte er das damals erst kurze Zeit bestehende
ndwirthschaftliche Institut Hohenheim. Schwerz lernte ihn bald schätzen und
b ihm Gelegenheit, sich als Lehrer zu versuchen. 1823 nahm er die Stelle
s Buchhalter und Lehrer an der gedachten Anstalt und bald auch die Leitung
r zweiten Classe der hohenheimer Ackerbauschule an. 1824 wurde er von dem
önig von Würtemberg zum Oekonomierath ernannt. Nach Schwerz's Abgang
n Hohenheim 1829 fiel P. der größte Theil der Landwirthschaftslehre zu, da
r nachfolgende Director v. Ellrichshausen nicht selbst docirte. Eine unange-
hme Stellung zu Letzterem bestimmte P. 1831 den Ruf als Oekonomierath in
oßh. hessische Dienste anzunehmen und das beständige Secretariat des landw.
reins zu übernehmen. Noch in demselben Jahre eröffnete er in Darmstadt
e landw. Lehranstalt. 1839 erhielt er von der preußischen Regierung einen
uf als Nachfolger Schulze's zur Direction der landw. Akademie Eldena. Aus
eser Stellung trat er als geh. Finanzrath und Referent für Landescultur-
gelegenheiten in das preußische Ministerium, gab aber diese Stellung 1846
eder auf, um dem Ruf als Director der hohenheimer Akademie zu folgen.
50 ging er nach Ungarisch-Altenburg, um die Leitung der dortigen landw.
hranstalt zu übernehmen. Aus dieser Stellung schied er 1860 wieder, um
s Ministerialrath und Referent für landw. Angelegenheiten in das Ministerium
r Landesculturangelegenheiten in Wien einzutreten. 1867 ließ er sich pen-
niren. P. war einer der Gründer der Versammlung deutscher Land- und
orstwirthe. Er machte mancherlei Erfindungen und Verbesserungen in landw.
räthen, was namentlich den flandrischen Pflug und den Exstirpator anlangt.
ächstdem hatte er wesentliche Verdienste um die Hebung der Rindviehzucht.
er 1868 in Wien tagenden Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe
llte er als erster Präsident vorstehen, doch ereilte ihn der Tod kurz vor Zu-
mmentritt dieser Versammlung. Als Schriftsteller war P. sehr fruchtbar.
chon 1823 trat er mit der Schrift „Ueber die Verbesserung der Landwirthschaft
Großherzogthum Hessen" hervor. Ferner schrieb er „Beiträge zur höheren
chafzucht", 1826; „Allgemeine Grundsätze des Ackerbaus", 1832; „Landwirth-
aftliche Betriebslehre", 1834, 2. Aufl. 1842; „Anleitung zur Rindviehzucht",
829, 3. Aufl. 1859; „Anleitung zur Kartoffelcultur", 1846; „Lehrbuch der
ndwirthschaft", von dem sechs Auflagen erschienen sind; „Landwirthschaftliche
fahrungen von Hohenheim", 1849; „Anleitung zur zweckmäßigsten Cultur und
nutzung des Flachses", 1848; „Landwirthschaftliche Taxationslehre", 1853;
andwirthschaftliche Fortbildungsschulen und Wanderlehrer", 1867; gab heraus
eitschrift für die landw. Vereine im Großherzogthum Hessen", 1831—39;
llgemeine Wochenschrift für Land- und Hauswirthschaft", 1831 u. f.; „Bericht
er die Verhandlungen des baltischen landw. Vereins", 1841; „Amtlicher Be-
ht über die Versammlung deutscher Landwirthe in Dresden", 1838.

Löbe.

Pabst: Hermann P. wurde am 4. Januar 1842 in Burg (Provinz
achsen) geboren, wo sein Vater Rector der Bürgerschule war, seiner Familie
er durch frühzeitigen Tod entrissen wurde. Nach erster Vorbildung auf der
hule seiner Vaterstadt empfing er seine weitere Ausbildung in Schulpforte,
n welcher Anstalt er im Herbste 1859 mit dem Zeugniß der Reife entlassen
urde. Zunächst widmete er sich in Bonn philologischen Studien, namentlich
g ihn Ritschl an, doch hat er auch Dahlmann noch gehört, sowie auch die
ebungen des philologischen Seminars mitgemacht. Im Herbst 1860 siedelte er

nach Göttingen über, wo Waitz ihn ganz für das Geschichtsstudium ge
ihm auch während drei Jahren die Theilnahme an seinen historischen Ueb
gestattete. In diesen legte er schon im ersten Semester eine Abhandlung
die principes der Germanen vor, die manche eigenthümliche, von der herrsch
Lehre abweichende Ansicht enthielt, aber ungedruckt geblieben ist. P. wand
von Waitz veranlaßt, sofort einer größeren Aufgabe zu, die er in verhä
mäßig kurzer Zeit beendete, der „Geschichte des langobardischen Herzogth
die im zweiten Bande der Forschungen zur deutschen Geschichte (1862) g
wurde, und ein glänzendes Zeugniß für die kritische Begabung des j
Forschers ablegte. Durch Waitz wurde P. weiter veranlaßt, nachdem U
von der Herausgabe der von Siegfried Hirsch unvollendet hinterlassenen „
bücher des deutschen Reichs unter Heinrich II." zurückgetreten war, den z
Band dieses Werks (Berlin 1864 erschienen) herauszugeben. Es war dabe
viel eigene Arbeit zu leisten. Nicht bloß daß der Text revidirt werden m
ganze Partien fehlten noch in ihm und wurden erst von P. hinzugefügt (Ober
Mittelitalien von 1004—1012 und Heinrichs Römerzug), die Anmerk
mußten richtig gestellt und vermehrt, Excurse hinzugethan werden. Mit
Jahre 1864 war P. als Hilfsarbeiter bei den Monumenta Germaniae eingt
In Berlin promovirte P. am 6. Februar 1864 mit seiner Abhandlung „De
berto II. Mediolanensi primisque medii aevi motibus popularibus". Beac
werth in dieser Arbeit ist namentlich das erste Capitel, das die Quellen beha
und den Beweis von der ehemaligen Existenz größerer hildesheimer An
erbrachte. Pertz, der Leiter der Monumenta Germaniae, vertraute P. da
Ausgabe des Liber pontificalis an. Eine Reihe der wichtigsten Handsch
konnten von P. in Berlin selbst, wohin sie gesandt wurden, verglichen w
Zwischenarbeiten waren die Ausgabe der Diurnali di Messer Mattheo di Giover
die bereits im November 1864 beendet wurde (Mon. Germaniae, Scrip
Bd. 19), und der Fundatio Monasterii Gratiae Dei (ebenda Bd. 20). P.
die unangenehme Erfahrung zu machen, daß das erstgenannte, von ihm fü
gehaltene Werk, im J. 1868 von Bernhardi als eine moderne Fälschung
gewiesen wurde, aber keinen Augenblick schwankte er, nachdem er sich vo
Richtigkeit dieser Darlegung überzeugt hatte, auch öffentlich in den Göt
Gelehrten Anzeigen seinen Irrthum einzugestehen.

Vom 1. April 1865 an genügte P. seiner Militärpflicht als Einj
Freiwilliger im Garde-Füselier-Regiment. Er hatte anfänglich gehofft, nic
tauglich zum Militärdienst befunden zu werden, war doch seiner Größe nu
wenig mehr als das Militärmaß vorschrieb, und war er doch im höchsten G
kurzsichtig. Einmal aber eingestellt, wurde er mit Leib und Seele Soldat.
Feldzug von 1866 machte er, anfänglich als Unterofficier, dann als Vicefeld
im 12. Grenadierregiment mit, unversehrt blieb er in allen Gefechten
Schlachten, an welchen dieses tapfere Regiment betheiligt war. Auf dem Heimm
noch auf österreichischem Boden, erfolgte seine Beförderung zum Reserveof

Nach seiner Rückkehr wurden die für den Liber pontificalis begon
Arbeiten rüstig weiter gefördert. Aber auch die Habilitation an der Be
Universität nahm P. in Angriff, und verfertigte zu diesem Behuf die lä
Abhandlung über die Brauweiler Geschichtsquellen, die im 12. Bande des Ar
für ältere deutsche Geschichtskunde gedruckt worden ist, und die sich dadurch
zeichnet, daß die zahlreichen Urkundenfälschungen für dieses Kloster in das
Licht gesetzt, aus ihnen dann Aufklärungen in Bezug auf die chronic
Thätigkeit der Brauweiler Mönche gewonnen wurden. Schon hatte P.
Arbeit der philosophischen Facultät eingereicht, als er von Pertz im Begin
Jahres 1869 den Auftrag erhielt, die italienischen Bibliotheken für den

pontificalis auszunützen, zugleich in den verschiedenen Archiven Italiens für die Sammlung von Kaiserurkunden zu arbeiten. Ein lang genährter Herzenswunsch ging damit für P. in Erfüllung. In Rom, wo er zunächst längeren Aufenthalt nahm, fühlte er sich bald heimisch, voll und ganz ließ er die Fülle der neuen Anschauungen auf sich wirken. Alle seine Briefe an die Mutter, an Pertz und die Freunde sprachen von dem Glück, das ihm beschieden. Während der Sommermonate 1869 bereiste P. die Archive Italiens, und hat er namentlich in Siena reiche Ausbeute gefunden. Im Winter 1869 kehrte er wieder nach Rom zurück, ganz mit der Vergleichung der Handschriften für die Papstleben beschäftigt. Bis zum Sommer dehnte sich die Arbeit aus, fast war sie vollendet, als der ausbrechende Krieg ihn eiligst in die Heimath und zu seinem Regiment zurückrief. Mit diesem rückte er aus, um nicht wieder heimzukehren! Bei dem Sturm auf die Spicherer Höhen war er unverletzt davongekommen, freudig schrieb er den Tag darauf an Pertz, daß er zum Bataillons-Adjutant ernannt sei. Am 16. August, bei dem heißen Ringen der brandenburgischen Regimenter in der mörderischen Schlacht von Mars la Tours, traf ihn eine Kugel in den Kopf. Er war sofort todt. Wol durfte sein Lehrer Waitz (Forschungen z. deutschen Gesch. 10, 668) bezeugen: „In ihm verliert die Wissenschaft einen der talentvollsten, hoffnungsreichsten unter den jüngeren Historikern!" Wilh. Arndt.

Pabst: Joh. Heinrich P., geb. am 25. Januar 1785 zu Lindau bei Hildesheim, † am 28. Juli 1838 in Döbling bei Wien, Sohn eines Landmannes, besuchte die Schulen in Duderstadt und Heiligenstadt, worauf er die Universität Göttingen bezog, wo er Medicin studirte und an dem Philologen Heyne einen helfenden Gönner fand. Nachdem er dort 1807 promovirt hatte, begab er sich im Herbst 1808 nach Wien, wo er zunächst die Stelle eines Erziehers bei dem Freiherrn v. Moser übernahm; im Frühjahr 1809 kam er als Bataillonsarzt nach Linz, dann nach Pest und Erlau, woselbst er durch Krankheit genöthigt war, seinen Abschied zu nehmen, worauf er (1810) wieder nach Wien in das Moser'sche Haus zurückkehrte. Nachdem er durch eine Flechtenkrankheit ein Auge verloren hatte und hiedurch (1815) sein Plan, Geistlicher zu werden, gescheitert war, lebte er in stiller Zurückgezogenheit; entscheidend aber für seine schriftstellerische Thätigkeit war, daß er im Winter 1824/25 Ant. Günther kennen lernte, dessen eigenthümliche Auffassung der Philosophie ihn mächtig anregte, sowie er seinerseits wieder auf Günther zurückwirkte. Letzterer nämlich hatte bereits seit 1818 in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur einige Sprühfunken von sich ausgehen lassen, sowie P. schon früher in Sartori's „Vaterländischen Blättern" (1809—14) in katholischer Schulphilosophie mit einer Hinneigung zu Schelling sich als Dilettant hatte vernehmen lassen. Nun aber ergab sich eine Personalunion der beiden Denker, wobei Günther durch seine eigenartige speculative Theologie mitwirkte, während P. einigermaßen Kenntnisse in den Naturwissenschaften beisteuerte, sowie der Veterinärarzt Joh. Imman. Veith als dritter im Bunde beitrat. Es handelte sich um den Plan, im Gegensatze gegen den Pantheismus jeder Art, besonders gegen den Hegel'schen, der Philosophie völlig neue Wege zu bahnen, auf welchen das Wissen und der Glaube, d. h. aber nur der katholische Glaube, zu einer höheren Einheit verein'gt werden sollten. So fallen in die nämlichen Jahre, in welchen Günther's Hauptwerke erschienen (s. A. D. B. X, 153), auch die Schriften Pabst's, und während durch Günther's bizarre Schreibweise Manche zurückgeschreckt wurden, wirkte P. in der That fördernd für Verbreitung der Günther'schen Philosophie. In der Schrift „Der Mensch und seine Geschichte, ein Beitrag zur Philosophie des Christenthums" (1830, 2. Aufl. 1847) versteht P. unter Geschichte grundsätzlich nur den theologischen Begriff der Erlösung und entwickelt theosophische Erörterungen über

Trinität und Weltschöpfung, deren Schluß der Mensch als vollendete Objectivirung Gottes sei, woran sich entsprechende Lehrmeinungen knüpfen über ein immerwährendes Menschensein des Heilandes, sowie über die zwei Naturen in Christus und über einen Parallelismus zwischen Sündenfall und Versuchung Jesu. Hierauf folgte „Gibt es eine Philosophie des positiven Christenthums?“ (1832 in der Bonner Zeitschr. f. Phil. u. kath. Theol.), worin unter heftiger Polemik gegen Kant und gegen einen kantianischen Recensenten der vorgenannten Schrift der gleiche Standpunkt wiederholt und eine auf Descartes beruhende Auffassung der menschlichen Erkenntniß entwickelt wird. Im J. 1833 erschienen die von P. gemeinschaftlich mit Günther verfaßten „Januskopfe für Philosophie u. Theologie“. Näher an katholische Mystik streift „Ein Wort über die Ekstase“ (1834); ein viel gelesenes Buch aber war seiner Zeit „Adam und Christus. Zur Theorie der Ehe“ (1835), woselbst P. abermals seine theosophische Christologie darlegt, derselben aber die Wendung gibt, daß Christus „das Sacrament im Geschlechte“ sei, worauf er eine Erörterung über die einzelnen Sacramente und schließlich über die Ehe folgen läßt, deren monogamische Form als Erscheinung der Immanenz und Identität den Gegensatz bilde gegen Mannigfaltigkeit und Wechsel des natürlichen Geschlechtslebens; am Schlusse aber wird der Coelibat als „Affirmation des zweiten geistigen Adams, d. h. Christi“ construirt. Das letzte, was P. schrieb, waren zwei Aufsätze im Jahrg. 1838 der genannten Zeitschrift, deren einer wieder Philosophie der Geschichte betrifft, während der andere über Goethe handelt. Im selben Jahre siedelte er von Wien nach Döbling über, woselbst er einem mehrjährigen Nierenleiden erlag.

Neuer Nekrolog d. Deutschen, Jahrg. 1838, Bd. II, S. 250 ff.

Prantl.

Pacassi: Johann Baptist v. P., Architekt und Astronom, geb. 1758 in Görz, † am 8. Juni 1818 in Wien. Als Sohn jenes Hofarchitekten v. P., welcher sich durch die Einführung der Steinkohlen in die österreichischen Staaten um diese ein großes Verdienst erworben hatte, wurde der junge v. P. einer sehr sorgfältigen Erziehung theilhaftig. Er besuchte zuerst das Löwenburgsche Institut in Wien, sodann die dortige „savoyische“ Akademie und betrieb auf dieser eifrig das mathematische Studium unter der Leitung des damals sehr geachteten Professors Scherffer. Zunächst wendete er sich der juristisch-diplomatischen Laufbahn zu, arbeitete bei verschiedenen Gesandtschaften und bethätigte sich auch schriftstellerisch — seine bezüglichen Abhandlungen erschienen zu Wien in den Jahren 1775, 1777, 1780, 1786 — bei der Behandlung von Fragen des öffentlichen Rechtes. Nachdem er jedoch 1797 zum Wasserbauinspector ernannt war, wendete er sich völlig diesem seinem neuen Berufe zu; 1811 ward er Director des k. k. Wasserbauamts in Wien und leitete als solcher die Herstellung der Franzensbrücke und der Donaucanal-Quais. Er starb nach kurzer Krankheit in dem hohen Range eines Hofbaudirectors. — Seine Mußestunden widmete v. P. der Malerei, in welcher er es zu großer Vollkommenheit brachte, mehr aber noch den mathematischen und astronomischen Studien. Mit Euler, Kästner und Lambert trat er in Briefwechsel, auch wurde er Mitglied der Berliner Akademie. Mehrere Werke des Erstgenannten übersetzte er ins Deutsche, so namentlich die berühmte „Theoria motuum planetarum et cometarum“ (1782). Seine selbständigen Arbeiten erschienen größtentheils in den Nova Acta der St.-Petersburger Akademie, in Bodes astronomischem Jahrbuch und in den Wiener Physik. Arb. einträchtiger Freunde; Erwähnung verdienen darunter der für die Vorgeschichte der elliptischen Functionen nicht unwichtige Aufsatz „Ueber die Rectification elliptischer Bogen und über die Quadratur sphäroidischer Dreiecke“, eine Lösung des Keplerschen Problems, ein an das Olbers'sche erinnerndes, dasselbe an Schärfe und Kürze

jedoch nicht erreichendes Verfahren zur Bestimmung einer Kometenbahn und endlich der Vorschlag, aus vier gegebenen Oppositionen die Bahn eines Planeten zu berechnen. v. P. nahm auch theil an der Herausgabe der Hellschen „Ephemeriden", eines in jener Zeit viel verbreiteten astronomischen Kalenders.

Oesterreichisches Pantheon, 4. Band. — De Cadelli, Scriptores Friulani-Austriaci, S. 173 ff. — v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 21. Bd. — Mädler, Geschichte der Himmelskunde, 2. Bd. S. 535.
Günther.

Pachel: Leonhard P., einer der zahlreichen deutschen Buchdrucker, welche bald nach Erfindung der Druckerkunst in Italien sich niederließen und über deren Lebens- und Geschäftsverhältnisse wir verhältnißmäßig wenig erfahren. Derselbe stammte aus Ingolstadt und trat um 1478 zu Mailand in Verbindung mit Ulrich Scinzenzeller auf. Gegen Ende des Jahrhunderts verschwindet Scinzenzeller, und wir finden P. mit einem Magister Joannes de Lignano verbunden, mit dem er eine Vita St. Nicolai Tolentinatis in italienischer Sprache druckt. Im Jahre 1511 gibt er allein eine Rhetorica des Cicero heraus, dann hört man nichts mehr von ihm. Aus verschiedenen Schlußschriften seiner Drucke können wir schließen, daß er nicht vermögend gewesen ist und oft nur mit Hilfe edeldenkender Männer, welche die Kosten des Druckes bestritten, seine Verlagswerke herausgeben konnte. P. wandte meistens gothische Lettern an, ein Umstand, der trotz seiner zahlreichen Verlagswerke, ihm nur Schaden bringen mußte, da zu jener Zeit sich die Italiener schon mehr der Antiquaschrift zugewandt hatten. Dem gelehrten Stande angehörend, er nannte sich Magister, wird er sich schwer von den gewohnten heimischen Schriftzeichen haben trennen können. Sein Signet, das sich nur auf wenigen seiner Drucke findet, ist ein Kreuz mit Doppelbalken, von welchen der obere größer als der untere ist, der Namen trägt unten zwei zurückgebogene Verlängerungen, zu beiden Seiten befinden sich die Buchstaben L. P.

Argelatus, Philippus, bibliotheca scriptorum Mediolanensium etc., 2 voll. Mediolani 1745.
Pallmann.

Pachelbl-Gehag: Heinrich Christian Friedrich v. P.-G. ward als Sohn des pfalz-zweibrückener Gesandten und bevollmächtigten Ministers zu Paris, Georg Wilhelm v. P.-G., am 27. Juni 1763 in Zweibrücken geboren und starb am 19. Februar 1838 in Berlin. Die Familie Pachelbl stammt aus Böhmen und ist ein altes egersches Patriciergeschlecht, welches in den Hussitenkriegen nach Wunsiedel auswanderte; einem Mitgliede derselben, Wolfgang P. verlieh Karl V. 1528 den Adel und als Anerkennung seiner Diensttreue einen goldenen Pelikan im blauen Felde zum Wappen, derselbe ward 1530 Bürgermeister zu Wunsiedel, desgleichen sein Sohn Wolf Alexander von 1561 an. Von seinen zahlreichen Kindern zog Wolfgang nach langen Reisen als Gesandter des Kaisers 1584 nach Eger, der alten Heimath des Geschlechts zurück und erwarb außer ländlichen Besitzungen ein Haus auf dem Ring. Sein Bruder Alexander, geb. 1548, hatte bereits das Gut Gehag erworben und beide Brüder, die eifrige Lutheraner waren, erhielten vom Kaiser Rudolf II., datirt Prag am 19. Juni 1610, ein Diplom, worin das vorige confirmirt und sie und ihre Erben mit der Freiheit, sich v. Gehag nennen zu dürfen, begnadigt wurden. In einem zweiten, 1619 erkauften Hause am Ring ward Wallenstein später ermordet. Wolfgang starb 1620 mit Hinterlassung eines Sohnes Wolf Adam, der 1620 seinem Vater als Bürgermeister in Eger folgte, aber, da er die erzwungene Bekehrung Egers zum Katholicismus als eifriger Protestant nicht dulden wollte, vom Kaiser Ferdinand 1629 abgesetzt und mit Sequestrirung des Vermögens verbannt wurde. Fortan lebte er zu Gehag und Wunsiedel, woselbst er 1649 als brandenburgischer Rath

und Vice-Hauptmann starb. Sein vorgenannter Onkel Alexander wurde Bürgermeister zu Wunsiedel und starb daselbst 1629 kinderlos. Einer seiner Söhne, Wolf Gabriel, war Geheimer Rath am markgräflichen Hofe zu Anspach und ist als scharfsinniger Gelehrter bekannt. Dieser Zweig starb in der männlichen Linie 1747 aus. Fortgepflanzt wurde das Geschlecht durch Christoph, den ältesten Sohn des oben genannten Wolf Alexander. Unter seinen Nachkommen, die sich meist dem geistlichen Stande widmeten, tritt Johann P., 1653 in Nürnberg geboren, als berühmter Orgelspieler und Componist auf. Ein anderer war Georg Wilhelm, pfalz-zweibrückener Gesandter und bevollmächtigter Minister in Paris; ihm wurde auf Veranlassung des Pfalzgrafen Christian IV. 1759 der ursprüngliche Adel restituirt. Dessen Sohn war der im Eingang erwähnte Heinrich Christian Friedrich. Er besuchte vom 9. bis 15. Jahr das Gymnasium in Zweibrücken, sodann zwei Jahre das akademische Erziehungsinstitut zu Colmar im Ober-Elsaß und studirte von Ostern 1781 bis 1784 auf den Universitäten Gießen und Göttingen. Am 23. April 1785 wurde er Assessor bei der herzoglichen Regierung zu Pfalz-Zweibrücken, zugleich auch Kammerjunker und Attaché beim Departement der auswärtigen Geschäfte. Im September 1788 folgte er einem Rufe der königlich schwedischen Krone, trat als Referendar zu Stralsund ein und wurde am 21. November 1789 Regierungsrath. Im J. 1810 ward er zum Kanzler ernannt und für seine ausgezeichneten Dienste in der Verwaltung des hohen Postens am 26. November 1810 mit dem Nordstern-Orden und im März 1813 mit dem Großkreuz desselben belohnt. Nach dem Uebergang des Landes an Preußen machte ihn Friedrich Wilhelm III. am 17. Januar 1816 zum Ritter des Rothen Adler-Ordens zweiter Classe und ernannte ihn am 23. October 1817 zum Chefpräsidenten der neu organisirten Regierung in Stralsund. Am 3. Mai 1825 trat er in den Ruhestand und lebte fortan mit litterarischen Arbeiten beschäftigt in Berlin. Seine frühesten schriftstellerischen Leistungen, welche Biederstedt aufzählt, betreffen Verwaltung und Verfassung Schwedisch-Pommerns, das Verfahren des Marschall Davoust gegen ihn hat er selber in Rühs und Spieckers Zeitschrift für die neueste Geschichte, Bd. 4, Stück 4, S. 32—38 dargestellt; später übersetzte er v. Lundblad's Geschichte Karl X von Schweden.

Biederstedt, Nachrichten u. s. w. 1822 S. 98/99. — Privatmittheilungen des Enkels, Herrn Kammerherrn und Major a. D. v. P.-G.

Häckermann.

Pachelbel: Johann P., geb. am 1. September 1653, † am 3. März 1706 in Nürnberg. Die Reichsstädte Deutschlands waren es, welche neben den fürstlichen Höfen vorzugsweise die Künste, insbesondere die Tonkunst förderten und unterstützten und so begegnen wir denn in der deutschen Musikgeschichte vielen Namen, deren Träger ihnen entflammten oder doch einen segensreichen Wirkungskreis in ihnen fanden. Wie in früherer Zeit Augsburg und Nürnberg durch ihren Kunstsinn hervorragten, so bis in unsere Tage Frankfurt a. M., Hamburg, Bremen. Nun waren es zwar nicht immer die glänzendsten Erscheinungen ihrer Zeit, die hier eine bescheidene, thätige, im Verkehr mit Handwerkern einfach bürgerliche Existenz fristeten, wol aber waren es sehr häufig solche, die rastlos lehrten, sammelten, sichteten und dadurch nicht selten zu den nachhaltigsten und fruchtbringendsten Resultaten und zu einem weithinaus besten Klang behauptenden Namen gelangten. Der größte dieser in städtischen Diensten stehenden Musiker war Seb. Bach; ihm aber reihen sich viele an, die durch ihre Werke und ihre Kunstübung hochberühmt und sehr einflußreich wurden. Unter den letzteren nimmt P., der angesehene und „bestverdiente“ Organist bei St. Sebald in Nürnberg, ein Freund D. Buxtehudes in Lübeck (s. A. D. B. III, 667) und mit

einer der beachtenswerthesten Vorgänger des unerreichten Leipziger Thomas-
ers, eine ehrenvolle und hervorragende Stelle ein. Er erhielt eine gründliche
nschaftliche Erziehung, machte das Laurenzer Gymnasium durch, und wurde,
r große Lust zur Musik verspüren ließ, von dem damaligen St. Sebalder
lcollegen, H. Schwemmer (1621—96), einem Schüler J. Erasmus Kinder-
ns, Organist zu St. Aegidi (s. A. D. B. XV, 762), auf verschiedenen Instru-
ten, namentlich dem Clavier unterrichtet. Schwemmer zählte zu den geachteten
setzern des 17. Jahrhunderts und war besonders als Lehrer ausgezeichnet,
außer P. waren N. Deinl, J. Krieger, J. Gabr. Schütz, Max Zeidler
., alle bedeutende Nürnberger Musikdirectoren, Organisten, Componisten und
rumentisten seine Scholaren. Auch das ist bezeichnend für dies reichsstädtische
ikleben, daß man bei den Anstellungen fast immer die Stadtkinder bevorzugte,
aß in gewissen Familien die Musikübung sich fortpflanzen und man wirklich
Tonschulen mit bestimmt ausgeprägtem Charakter sprechen konnte. Nament-
agen nach dieser Richtung in Nürnberg die Verhältnisse günstiger als irgend
wo. Die altberühmte, weitausgedehnte Reichsstadt zählte viele Kirchen und
n allen protestantischer Gottesdienst stattfand, so war für jede derselben ein
derer Organist und ein Cantor, für die größern auch ein Musikdirector
ig. Die Carriere für die bestqualificirten Musiker begann in der Regel in
Walburgs-, Spitals-, h. Geists-, Jacobs-, Frauenkirche; angesehenere Stel-
en boten die Aegidien- und Lorenzerkirche; die einflußreichste die Sebalder-
. Nun waren zwar die meisten dieser Beamtungen nur sehr gering bezahlt,
t waren es ehrsame Handwerker, welche sie versahen, was übrigens in einer
t, in der die Meistersinger so lange sich in Ansehen erhielten, nicht über-
en darf. Aber eine gewisse Sicherung der Existenz und die mit allen diesen
ungen verbundenen freien Amtswohnungen fesselten immer tüchtige Kräfte,
zudem mit den Jahren ein Vorrücken in Aussicht stand, an die Heimat.
zu den Tagen Pachelbels können wir eine stattliche Reihe hochangesehener
en, allen voran die drei Söhne des aus Böhmen eingewanderten Instru-
isten Isaac Hasler, Hans Leo (1564—1612), Jacob und Caspar († 1618)
hnen. Nur der letztere derselben blieb in Nürnberg und pflanzte da sein
lecht fort. — Nach der Einführung der Reformation tritt uns zunächst
Heyden (1493—1561), Rector bei St. Sebald, entgegen. Dann der als
llmeister in Frankfurt a. M. verstorbene J. A. Herbst (1588—1660).
Zeitgenosse war J. Staden (1579—1634), anfangs fürstlich brandenbur-
r Hoforganist in Bayreuth, seit 1620 Organist bei St. Sebald. Sein Sohn
m. Gottl. (Theophilus) Staden (1607—55), der Componist des ersten
chen Singspiels „Seelewig“, wurde sein Amtsnachfolger. Dessen Collegen
en übrigen Kirchen waren Val. Dretzel, Casp. Neumeier, Nic. Deinl, David
blich und J. Ben. Hasler. Es folgen nun J. Eras. Kindermann, H. Schwem-
P. Heinlein (1620—86), G. Casp. Weber (1632—95), Alb. Mart.
endörfer, J. Löhner (1645—1705), J. Mart. Rubert (geb. 1615, starb

aufhaltenden Contrapunctisten Prentz benutzend. In jeder Hinsicht wohl vorbereitet ergriff er eines Tages eine sich ihm bietende Gelegenheit, auf der Donau nach Wien hinabzufahren. Bald ward ihm hier die Auszeichnung, als des berühmten Hoforganisten K. Leopolds I., J. Caspar Kerll (A. D. B. XV, 628, Schüler Valentini's in Wien und Carissimi's und Frescobaldi's in Rom) Gehilfe und Stellvertreter bei St. Stephan angestellt zu werden. Der Umgang mit diesem größten deutschen Musiker bot ihm aufs neue beste Gelegenheit, sich als Orgelspieler wie als Tonsetzer zu vervollkommnen. Im J. 1675 erhielt er unter sehr annehmbaren Bedingungen einen Ruf als Organist des Herzogs Joh. Georg von Sachsen nach Eisenach. Doch scheinen sich im Verlaufe der nächsten Jahre, insbesondere nach dem Hinscheiden des Herz. Bernhard von Jena, die musikalischen Verhältnisse nicht wünschenswerth gestaltet zu haben, weshalb P. nach drei Jahren diese Stellung mit einer ähnlichen an der Predigerkirche in Erfurt, in welcher Stadt er nun zwölf Jahre „zu jedermanns Vergnügen löblich waltete", vertauschte. Hier verheirathete er sich mit der Tochter des Stadtmajors Gabler; dann als er seine Frau und seinen einzigen Sohn durch den Tod verloren hatte, mit der Tochter des Kupferschmieds Trummert, die ihm sieben Kinder (fünf Söhne und zwei Töchter) gebar, welche alle den Vater überlebten. Wie in Eisenach entließ man ihn auch in Erfurt nur sehr ungern, als er 1690 einem Rufe der verwitweten Herzogin Magdalena Sybilla von Würtemberg, in deren Diensten einst auch der berühmte Froberger gestanden hatte, als Hofmusiker und Organist nach Stuttgart folgte. Man rühmte von Erfurt aus nicht nur sein musikalisches Geschick, sondern auch sein „treu-aufrichtiges Gemüte und seine durch Leben und Wandel bethätigte Gottesfurcht, Ehr- und Redlichkeit". Leider war seines Bleibens in Stuttgart nicht lange. Schon einmal, im J. 1688, waren die Franzosen unter dem Mordbrenner Melac in Würtemberg eingefallen und hatten unter Peyssonnel Stuttgart gestürmt und drei Tage lang geplündert. 1692 kehrten sie zurück. Was fliehen konnte, floh. Viele der zurückgebliebenen Bewohner wurden von den übermüthigen Siegern verjagt, unter ihnen auch P., der nun mit Frau und Kindern und ohne Hilfe und Unterstützung in dem vom Kriege schwerheimgesuchten Lande wochenlang umherirrte. „Doch half ihm Gott bald wieder." Die Herzogin, seine guten Qualitäten laut anerkennend, hatte ihn auf seine Bitten am 1. October 1692 aus ihrem Dienste entlassen. Am 8. November schon wurde er zum Organisten in Gotha ernannt. Unmittelbar darauf, am 2. December erhielt er auch einen Ruf nach Oxford, der später wiederholt wurde; aber P. lehnte beidemale, seiner zahlreichen Familie wegen, ab, ihm zu folgen. Ebensowenig war er zu bewegen, wieder nach Stuttgart, von wo dringende Einladungen zur Rückkehr eintrafen, zurückzukehren. Als in Nürnberg 1695 der Organist bei St. Sebald, G. Casp. Wecker, starb und man ihm, der sich einen ehrenvollen Künstlerruf in seinen bisherigen Bedienstungen gegründet hatte, diese Stelle anbot, übernahm er sie freudig, nur um in seiner lieben Vaterstadt wieder leben und wirken zu können. „Mit welchem Ruhme er diesem Amte vorstand, ist fast weltkundig. Er zuerst hat in Deutschland die Ouverturenart auf dem Clavier eingeführt und die Kirchenmusik vollkommener gemacht."

Schon im 16. Jahrhundert begegnen wir einer großen Zahl tüchtiger Organisten, nicht nur in Deutschland, auch in Italien, den Niederlanden und in Frankreich. Die Orgel war das Concertinstrument dieser Zeit; doch hat man sich die Organisten, die im Gegensatz zu andern Instrumentisten, den Spielern von Saiten- und Blasinstrumenten, so genannt wurden, auch immer als trefflich Clavierspieler zu denken. Einer der ausgezeichnetsten Organisten, ein Schüler der Venetianer Gios. Zarlino und Andr. Gabrieli, J. P. Sweelinck (1560—1621

wirkte in Amsterdam; in Rom genoß der Organist an der Peterskirche, Girol. Frescobaldi (1587—1640), ein Schüler Fr. Millevilles, eines weitverbreiteten Rufes. Sein bedeutendster Schüler war der berühmte J. J. Froberger (starb 1667). Aus Sweelincks Schule stammte, außer vielen andern angesehenen Künstlern, der Vater des deutschen protestantischen Orgelspiels, Sam. Scheidt in Halle (1587—1654), auf dessen Schultern wieder Buxtehude und P. und die meisten der zahlreichen Organisten des 17. Jahrhunderts stehen. P. war einer der ersten Componisten, welche die Schranken der alten Tonlehre, die so lange das Schaffen früherer Meister beengt hatten, durchbrachen. Er bediente sich fast ausnahmslos der modernen Dur- und Mollgeschlechte. Seine Thätigkeit und sein Vorgehen erscheinen ferner deswegen so wichtig, weil er die musikalischen Formen erweiterte, bedeutsamere, durch innere Geschlossenheit und charakteristische Färbung sich auszeichnende Themen erfand, deren Durchführung er verständig und planmäßig zu gruppiren, zu gliedern und zu entwickeln wußte und weil er namentlich seinen Choralvorspielen eine ideellere Bedeutung, als man bisher gewohnt war, zu geben vermochte. Seine Chorcompositionen sind bei aller Frische und Lieblichkeit doch würdig und nicht selten von großer und glänzender Wirkung, dabei immer melodisch und sangbar. Das Erhabene und Kräftige gelingt ihm ebenso, wie das Zarte und Heitere. Durch alle seine Gesänge weht ein Geist des Wohlwollens, ein Liebreiches; zudem erfüllt sie die anmuthendste Mannigfaltigkeit. Das Gesangmäßige offenbart sich selbst in seinen Orgelstücken, die nicht wie bei andern Tonsetzern, damals vom Orgelmäßigen, heute vom Claviermäßigen beeinflußt wurden und sind. P. verschied 11 Jahre nach seinem letzten Amtsantritte unter dem leisen Singen seines Lieblingsliedes: „Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht“. Unter seinen Kindern that sich seine älteste Tochter „eine sonderbar-künstliche Jungfer, auf welche er ein Ansehnliches mit aller Lust gewandt und die ihn mit ihren seltenen Wissenschaften sehr ergötzte“, hervor; ebenso zeichnete sich sein ältester Sohn, von dem nachher noch die Rede sein wird, als tüchtiger Orgelspieler aus. — In neuester Zeit wurden viele von Pachelbels bisher ungedruckt und unbekannt gebliebenen Orgel- und Gesangcompositionen in verschiedenen Sammelwerken (siehe Th. Busby, Allg. Geschichte der Musik, L. 1821; Fr. Commer, Musica sacra, Bd. I und III, Berl.; F. Fischhof, Class. Studien für Pianoforte, Wien; G. W. Körner, der Orgelvirtuos, Erfurt; F. Riegel, Praxis Organoedi in Ecclesia, Brixen; Schlesinger, Anthologie classique; Trautwein, Collection de morceaux classiques et modernes; C. von Winterfeld, der evangelische Kirchengesang, Bd. II, L. 1845 u. s. w.) veröffentlicht. Zu seinen Lebzeiten erschienen: 1) in den Tagen, da in Erfurt eine ansteckende Seuche viele Menschen hinraffte (darunter auch Pachelbels Frau und Sohn): „Musikalische Sterbens-Gedanken“ aus 4 variirten Chorälen bestehend, für Clavier, Erfurt 1683; 2) „Musikalische Ergetzung“, aus 6 verstimmten Partien von 2 Violinen und G.-B. (Generalbaß), Nürnb. 1691; 3) „Choräle zum Präambuliren“, acht an der Zahl. Nürnb. 1693; 4) Hexachordum Apollinis sex arias exhibens organo pneumatico, vel clavato cymbalo, modulandas, quarum singulis suae sunt subjectae variationes, philomusorum in gratiam adornatum. Studio ac industria: Ioannis Pachelbel Nurembergensis, in aede patriae Sebaldina organoedi. 1699 (das Titelblatt ist von Corn. Nic. Schurtz gestochen. Das 44 S. umfassende Werkchen ist „denen Wol Edlen, und vortrefflichen Herren, Hr. Ferd. Tob. Richter, Ihrer K. K. Majest. best-meritirtem Hof- und Cammer-Organisten. Und H. Dietr. Buxtehude, der Haupt-Kirche zu St. Marien, in Lübeck, best-meritirtem Organisten und Directori Musices. Beiden Weltberühmten Musicis, seinen HochgeEhrtesten Herren und Hochwerthesten Gönnern“ dedicirt). Fünf 4 oder 8stactige Arien werden hier je 6 mal variirt. Nur die letzte Aria

Sebaldina hat 12 Tacte und 8 Variationen. Aus dem für geübte Spieler bestimmten, im galanten Stile geschriebenen und mit üppigem Figurenwerk, wie er es liebte, ausgestatteten Hefte kann man den Stand der gleichzeitigen Claviertechnik überzeugend erkennen. Irgendwelchen musikalischen Werth oder tieferen Gehalt haben die hier gebotenen Tonsätze jedoch nicht. — Ein beachtenswerthes handschriftliches Werk Pachelbels besitzt die großh. Bibliothek in Weimar: „Tabulaturbuch geistlicher Gesänge D. Martini Lutheri, und anderer gottseliger Männer, sambt beigefügten Choralfugen, durchs gantze Jahr. Allen Liebhabern des Clavieres componiert.“ 1704. Von den 274 Melodien dieses Manuscriptes sind jedoch nur 160 von P. selbst bearbeitet. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Orgelcompositionen hat s. Z. G. W. Körner in Erfurt begonnen. Es muß hier noch bemerkt werden, daß P. der muthmaßliche Sänger der beliebten Choralmelodien: „Was Gott thut, das ist wolgethan“, und „Wo soll ich fliehen hin“ sein dürfte. — Wilhelm Hieronymus P., ältester Sohn des Johann P., geb. um 1685 in Erfurt, † als Amtsnachfolger seines Vaters (?) in Nürnberg, war auch dessen Compositions- und Clavierschüler. Er erhielt zuerst die Organistenstelle in der Nürnbergschen Vorstadt Wöhrd und, zur großen Freude des sterbenden Vaters, einen Tag vor dessen Tode, die bei St. Jacob in Nürnberg. Von seinen Compositionen erschienen: „Musikalisches Vergnügen“ bestehend in einem Praeludio, Fuga und Fantasia (in C) sowol auf die Orgel als auch auf das Clavier, den Liebhabern der Musik vorgestellt und componirt.“ Nürnb. 1725. Und „Fuga in F dur fürs Clavier.“ Ebenda. Alle seine übrigen Tonsätze scheinen Manuscript geblieben zu sein, bis auf einige Orgelstücke, z. B. eine Fuge in h, welche in den letzten Jahrzehnten G. W. Körner in Erfurt veröffentlicht hat. Schletterer.

Pachelbel: Wolf Adam P. v. Gehag, geb. 1599, † 1649. — Der Sohn eines der reichsten und angesehensten Patriciergeschlechter der vormals deutschen Reichsstadt Eger, erschien Wolf Adam P. schon von Geburt berufen, in der bedeutsamsten Epoche der so wechselvollen Geschichte seiner Vaterstadt und ihres ausgedehnten Stadtgebietes eine hervorragende Rolle zu spielen. Die besten Naturanlagen, geweckt und gefördert von einer trefflichen Erziehung; eine glühende, werkthätige Liebe zur Heimat und zur Freiheit, wie zum evangelischen Glauben: die schönsten Bürgertugenden einer angeblich „guten alten“ Zeit vermochten gleichwohl nicht die Sturmfluth aufzuhalten, unter deren welterschütternder Brandung die politische, nationale und confessionelle Selbständigkeit einer großen deutschen Gemeinde zu Grunde ging und ihre Führer alle nach hartem, verzweifeltem Widerstande mit sich begrub.

Als Stammvater des Geschlechtes P. (eigentlich „Bachelbel“) gilt ein freier deutscher Bauer dieses Namens im Dorfe Oschwitz bei Arzberg-Schirnding im Egerer Weichbild. Er wird urkundlich zum ersten Male im Jahre 1390 genannt. Der Bach, an dem das Gehöfte des jungen „Elbel“ (mundartlich für „Albrecht“) gelegen war, gab ohne Zweifel dem Besitzer und seiner Familie die regelrechte Taufe, die freilich nicht verhüten konnte, daß die ursprüngliche und auch später noch sehr häufige Form „Bachelbel“ nach und nach bleibend in „Pachelbel“ umgewandelt wurde. (Die Formen „Pachhälbel u. dergl. sind nachweisbar uncorrect.) Ein Hans P. lebte vor 1440 bereits in Eger und erwarb liegenden Grund daselbst. Ulrich, sein Sohn, wurde in den Jahren 1473—1516 wiederholt in den „äußeren Rath“ der Stadt gewählt, jedoch mit Unterbrechungen, da er während dieser Zeit öfter im benachbarten Wunsiedel verweilte, woselbst er sich auch mit Catharina Frießner vermählte. Der älteste Sohn dieser Ehe, Wolfgang, blieb in Wunsiedel und wurde dort Bürgermeister. Drei jüngere Söhne, Niklas, Georg und Johann, verwalteten das väterliche Gut in Eger;

Brüder Andreas und Thomas wandten sich dem geistlichen Stande zu
ingen nach Rom, während Erasmus als „Magister“ in Leipzig lebte.
Ulrichs zahlreicher Nachkommenschaft hinterließ nur Wolfgang einen männ-
Erben, Alexander, der aber seinen Wohnsitz nicht in Eger nahm, wie denn
Georg's Tode im Jahre 1530 die Familie P. für einen Zeitraum von
Jahren gänzlich aus Eger verschwunden zu sein schien. Bis dahin hatte
schon ein kaiserliches Diplom, d. d. Speyer, 23. Juli 1528, der Familie
en Wappenbrief verliehen, als dessen „Kleinod“ in blauem oder lazur-
em Schilde „ein gelb- oder goldfarbener Pelikan mit aufgethanen Flügen“
te, „welcher mit dem Schnabel die Brust eröffnet; auf dem Schild ein
elm, beiderseits mit gelber oder blauer Helmdecken, darauf abermals ein
Pelikan, wie im Schild.“
rst Alexander's ältester Sohn, Wolfgang II., kehrte nach vielen großen
und manigfachen Erlebnissen in Diensten Erzherzog Karl's von Steier-
und der Kaiser Maximilian und Rudolf II. nach Eger zurück. Er selbst
rt, daß er seine Jugend „in Hispania, Italia, Gallia, Engeland, Nieder-
nd anderen mehr fremden Nationen um Erlernung der Sprachen, freien
und ehrbaren löblichen Tugenden zugebracht“ und alsdann an Erzherzog
Hof gezogen, der ihn „in dero Geschäften nach Frankreich verschickt“, wo-
er die ihm aufgetragenen Befehle „zu Ihrer Fürstl. Durchlaucht gnä-
Contento verrichtet.“ Hierauf, erzählt Wolfgang weiter, sei er mit
Maximilian's II. Gesandten, Hans Kowenzl, Ritter des Deutschen Ordens
rzherzog Karl's Geheimem Rathe, nach Polen und endlich mit dem kaiser-
Orator Friedrich von Breuner nach Konstantinopel gegangen, wo er
inen etlicher Sprachen kundigen Agenten im Schreiben, Concipiren und
eriren vieler geheimen Sachen gebraucht“ wurde. „Als aber gemeldter
Orator Breuner zu Konstantinopel Todes verschieden, habe ich mich gen
lem begeben und nach solcher meiner glücklichen Wiederkunft in Deutsch-
in Ihrer kaiserl. Majestät Stadt Eger niedergelassen.“ Es war im
1584.
Stadt und Kreis Eger oder „das Egerland“, vormals im Besitze der
berger-Amerdaler, dann der Vohburger, seit 1149 ein Hausgut der Hohen-
, war unter den letzten Kaisern dieses Hauses unmittelbares Reichsland
en. Noch bei Lebzeiten Konradin's im Jahre 1266 durch Ottokar II. von
n in Besitz genommen, jedoch im Kriege mit Rudolf von Habsburg an
ich zurückgegeben, war es von 1279—1291 und von 1301—1315 wieder
elbares Reichsland, bis es im Jahre 1315 Ludwig von Baiern an den
von Böhmen verpfändete. Seitdem war das Egerland mit Böhmen, „je-
icht mit dem Staate, sondern mit der Krone von Böhmen“, verbunden
. „mit allen Territorialrechten und dem Vorbehalt der Reichshoheit“,
ie die Grafschaft Glatz und andere Ländergebiete. Mit ängstlicher Sorg-
tten die Bürger von Eger ihre Freiheiten jederzeit gewahrt und so auch
Könige und Kaiser das geschlossene Territorium des Egerlandes, seine
chtliche Stellung, sowie die besonderen Rechte der Stadt und des Landes
ger in Majestätsbriefen anerkannt.“ Nichtsdestoweniger war die Aussicht
e Wiedereinlösung Eger's zum Reiche immer mehr geschwunden, zumal
die deutschen Kaiser zugleich Könige von Böhmen waren. Es fehlte
nicht an mancherlei Versuchen, Eger in ein engeres Verhältniß zu Böhmen
gen und von den böhmischen Landtagsschlüssen abhängig zu machen als
Krone Böhmen „auf ewig versetztes Pfand.“ Der Gemeinde den alten
ädtischen Charakter zu wahren, galt demgemäß als die vorzügliche Auf-

gabe der Egerer Stadtvertretung, in welche Wolfgang P. alsbald berufen wurde, um schon im Jahre 1600 zum Bürgermeister gewählt zu werden, nachdem er zwei Jahre zuvor durch die Heirath mit Ursula, der Tochter des Bürgermeisters Franz Juncker von Oberkunreut, zu den vornehmsten Familien der Stadt und des Landes Eger in die engsten Beziehungen getreten war.

Noch war die gewissenhafte Wahrung des städtischen Interesses allerdings vollkommen vereinbar mit dem schuldigen Gehorsam gegen den Landesherrn, wenn dieser, wie Kaiser Rudolf II., die verbrieften Rechte der Stadt und Landschaft unangetastet ließ. Es konnte und durfte daher Wolfgang P. in einer Eingabe vom Jahre 1610 an diesen Monarchen mit Genugthuung betonen: „Allda (zu Eger) bin ich in den Rathsstuhl gezogen und vor zehn Jahren zum Bürgermeisteramt befördert worden, darin ich bis dato verharre und mich in gemeiner Stadt und Kreises Eger fürgefallenen angelegenen Sachen stets unverdrossen, mühsamlich in viel Wege gebrauchen lassen, fürnehmlich aber Eurer Majestät primari Interesse und die allergnädigst begehrte Contribution treulich und fleißig befördert und also Eurer Majestät und dem hochlöblichen Hause Oesterreich über vierzig Jahre alle treue, emsige und unverdrossene Dienste geleistet.“ Er hätte mit gutem Grund noch hinzufügen können, daß, als vor kurzer Zeit (im Frühjahr 1608) die böhmischen Stände zum Schutze ihres Königs gegen Erzherzog Matthias rüsteten, auch die Egerer sofort dabei waren, dem bedrängten Landesherrn Kriegshilfe zu leisten, nicht ohne eifriges Zuthun ihres Bürgermeisters Wolfgang P. Ein kaiserlicher Gnadenbrief d. d. Prag, 19. Juni 1610, ertheilte ihm und dem Sohne seines bereits verstorbenen Bruders Hans, namens Alexander, das Recht, sich „von Gehag“ (einem Dorf und Rittersitz bei Eger, als Eigenthum der Familie P.) zu nennen und zu schreiben, und „verbesserte“ zugleich deren Geschlechtswappen in der Weise, daß der Stechhelm über dem Wappenschilde „in einen freien adeligen gekrönten Turnirhelm verändert, geziert“ u. s. w. wurde.

Dieses Diplom empfing Wolfgang P. persönlich in Prag, woselbst er als Abgesandter des Kreises Eger in einer für die damals streng lutherische Ritterschaft und Stadtgemeinde dieses Kreises hochwichtigen Mission verweilte. Es galt, bei dem Kaiser und den böhmischen Ständen, denen der bekannte Majestätsbrief vom 9. Juli 1609 volle Religionsfreiheit gewährt hatte, auch für das Egerland die gleiche Bürgschaft zu erlangen. Die böhmischen Stände aber dachten, die Gelegenheit zu nützen, um Eger zum völligen Anschluß an Böhmen zu nöthigen. Dazu verstand sich der deutsche Bürger unter keiner Bedingung. Und so blieb seine Gesandtschaft ohne den gewünschten Erfolg, obwohl er im nächsten Jahre wieder nach Prag kam und das Anliegen der Seinen den Wortführern der Stände eindringlich auseinandersetzte und einer derselben, der greise Budowetz von Budowa, gegen den Grafen Heinrich M. Thurn erklärte: „wir müßten Schelme und lose Bösewichter sein, wenn wir ihnen solche christliche Bitte versagen sollten.“ — Sie wurde versagt; die Egerer beharrten auf ihrer politischen Stellung, der festen Ueberzeugung: eins mit dem „Reiche“ jedweder Gefahr, auch für den evangelischen Glauben, gewachsen zu sein. Darum begnügte man sich nicht, als Matthias König von Böhmen geworden war, mit der Bestätigung der alten Egerländer Privilegien seitens der böhmischen Hofkanzlei, sondern suchte und erwirkte denn auch die gleiche Confirmation bei der Reichshofkanzlei, denn Privilegien des „Reiches“ konnte ein böhmischer König füglich nicht rechtskräftig bestätigen. Die Gefahren aber wuchsen von Jahr zu Jahr für Stadt und Land. Der Prager Fenstersturz gab das Zeichen zu allgemeiner Erhebung in Böhmen. Eger war klug genug, lange Zeit eine reservirte Haltung einzunehmen, wozu gewiß der alternde, bedächtige Wolfgang P. wesentlich bei-

trug. Verheißungen und Drohungen, mit welchen die Prager Stände nicht sparten, vermochten ihn nicht zu einem übereilten Schritt zu drängen. Doch konnte er nicht hindern, daß, als Friedrich von der Pfalz, der Gegenkönig, auf seinem Einzuge in Böhmen den Weg nach Eger nahm, eine städtische Deputation denselben feierlich einholte. Ein halbes Jahr später leistete Eger zu Prag die begehrte Huldigung — ohne Zustimmung Wolfgang's, der kurz zuvor, am 8. April 1620, im Alter von 75 Jahren gestorben war. Seiner glücklichen Ehe mit Ursula von Juncker entstammten die Söhne Wolf Adam und Alexander, denen er außer einem wohnlichen Patricierhause (Nr. 3), neben dem Stammhause der Juncker am oberen „Ring" der Stadt gelegen, die Rittergüter Gehag und Harleß, vor Allem aber den hochgeehrten Namen eines vielverdienten Patrioten hinterließ.

Wolf Adam P., der am 28. Mai 1599 die Taufe erhalten hatte, war, wie bemerkt, im väterlichen Hause und in der Fremde einer ausgezeichneten Erziehung theilhaft geworden. Schon 1619, am 5. Mai, nahm er — noch „legum studiosus" — die ehrbare und tugendsame Jungfrau Barbara, einzige Tochter weiland des „ehrenfesten und fürnehmen Herrn" Franz Flenß, zum Weibe, die ihm als Heirathsgut das damals einem vollständigen Neubau unterzogene stattliche Haus Nr. 492 am unteren „Ring" zubrachte: das nachmals bekannteste, denkwürdigste Gebäude Eger's — Wallenstein's Todeshaus. Es lag kein Segen auf den Mauern, die P. nur kurze Zeit bewohnte, denn schon im Jahre 1620, bald nach des Vaters Heimgang, verlor Wolf Adam auch die jugendliche Gattin durch den Tod, was ihn bestimmte, deren Erbe seinem Vetter, (dem im Diplom vom Jahre 1610 genannten) Alexander käuflich zu überlassen und das väterliche Haus zu beziehen. Dahin führte er 1621, im Februar, des ältesten Bürgermeisters Sebastian Rößler in Wunsiedel Tochter, Anna, als Gemahlin heim, während der Vetter Alexander zur selben Zeit sich mit seiner Base Magdalene, der Tochter des Egerer Bürgermeisters Adam Juncker von Oberkonreut, vermählte. Wolf Adam zeugte in zweiter Ehe, so viel bekannt, vier Kinder, deren ihn aber keines überleben sollte.

Wie im häuslichen Kreise hatten indessen auch in der Oeffentlichkeit die Verhältnisse die denkbar größten Wechselfälle erlitten, und Wolf Adam, schon 1620, kaum einundzwanzigjährig, in die Gemeindevertretung seiner Vaterstadt berufen, konnte sich ihnen nicht entziehen, auch wenn er dies gewollt hätte, was keineswegs der Fall war. Die Schlacht auf dem Weißen Berge hatte zu Gunsten Ferdinand's II. und der katholischen Waffen entschieden, und wie an die böhmischen Stände trat an die Egerer die Frage der Umkehr mit bitterem Ernst heran. Ein Rescript des mit kaiserlicher Commission betrauten Kurfürsten von Sachsen forderte Eger zur Unterwerfung und Anerkennung des Kaisers als „des einzig rechtmäßig succedirenden, gekrönten und gesalbten Königs von Böhmen" auf. Eine Versammlung der Ritterschaft und der Gemeinde am 22. December 1620 sollte die Antwort geben. Bei der Abstimmung aber wurde eine absolute Mehrheit nicht erzielt. Georg Christoph von Trauttenberg auf Wildstein, das Haupt der Ritterschaft, und Wolf Adam P. aus der „geschworenen Gemeinde" votirten dafür, „als ehrbare aufrichtige Deutsche bei König Friedrich, dem Pfalzgrafen, dem man einmal die Pflicht geleistet, standhaft zu verharren", mit der Erklärung, wie immer, so auch hier „den schlichtesten Weg gehen" zu wollen. Die Votanten hatten damit ihr Loos geworfen. — Nur allzu bald wurde auch dem Vertrauensseligsten vollkommen klar, daß die Sache des „Winterkönigs" unrettbar verloren war. Das Aeußerste abzuwenden, mußte sich Eger bequemen, Kur-Sachsen um Schutz anzurufen, dem siegreichen Kaiser

aber die Unterwerfung anzubieten. Welch' günstige Gelegenheit für die böhmische Hofkanzlei, ihren langgehegten Plan zu verwirklichen und Eger endlich in ein enges Abhängigkeitsverhältniß zu Böhmen zu bringen! Die Gefahr stieg auf's Höchste. Mit Hingebung und Ausdauer fand sich Wolf Adam P. immer unter den Ersten in der Bekämpfung des drohenden Unheils. Zahllose Gesandtschaften wurden abgeordnet, bei welchen er niemals fehlte. So finden wir ihn im Jahre 1623 wiederholt in Prag und Regensburg, immer und überall die aus der Stellung Eger's „als einer Pfandschaft der Krone Böhmen vom heiligen römischen Reich" nothwendig resultirenden Rechte gegen jeden Widersacher schlagfertig und redegewandt vertretend. Am 23. Mai 1623 erfloß ein kaiserliches Indulgenz-Patent, mit welchem den Bürgern und der Landschaft Eger in Ansehung dessen, daß sie „an dem böhmischen fürgangenen Unwesen keinen Gefallen getragen", dasjenige, „worin sie in Zeit gewährter Rebellion der Sachen zu viel gethan oder zu weit gegangen sein möchten", verziehen und „zu Gnaden gewendet" wurde. Am 17. Juli 1625 erfolgte die kaiserliche Bestätigung der Stadtprivilegien. Schon im Vorjahre hatte Wolf Adam als einer der Bürgermeister die unmittelbare Leitung der städtischen Angelegenheiten übernommen, um diese Würde fünf Jahre zu bekleiden. Alljährlich wählte damals und in der Folgezeit die Stadt vier Bürgermeister, deren jeder durch ein „Quartal" als „Amts"- oder Ober-Bürgermeister fungirte.

Die Tage der Prüfung waren für Eger nach Confirmation der Stadtprivilegien durch den Kaiser nicht vorüber — im Gegentheil. Mochte man doch in der nächsten Zukunft vermeinen, es wäre Eger einer der auserwählten Punkte, um die sich von Zeit zu Zeit die Weltgeschichte zu bewegen scheint. Der Träger dieser Geschichte der Jahre 1625—34 war Wallenstein. Fünfmal in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum kaum eines Decenniums bot Eger dem gewaltigen Friedland, auch zu längerem Aufenthalt, ein gastliches Obdach. Es sah den Aufgang, wie den Zenith und den Niedergang der so räthselhaften Doppellaufbahn seines blendenden Gestirnes.

Zum ersten Male am 31. Juli 1625 begrüßten den Generalissimus vor den Thoren von Eger die Bürgermeister Adam Juncker von Oberkunreut, Andreas Cramer, Georg Frießel und Wolf Adam P., welch' Letzterer eben kurz zuvor dem Erstgenannten das „Amt" übergeben hatte, „solches künftig Quartal Trinitatis zu versehen." Seine Herberge nahm der Feldherr zunächst im Hause Pachelbel's (Nr. 3 des oberen Ringes), um jedoch alsbald Hoflager und Hauptquartier im nahen Schlosse Groß-Lehnstein, einer Besitzung des Egerer Bürgers Georg Erhard Werndl von Dölitz, aufzuschlagen. Hier blieb er bis zum 3. September. Dem „Schöpfer kühner Heere" hatte ein Monat genügt, dem Kaiser eine Armee auf die Beine zu stellen. Es braucht nicht ausdrücklich gesagt zu werden, daß Stadt und Land Eger als allgemeiner Musterplatz dieser Armee, trotz aller Mannszucht, die geübt wurde, ganz außerordentliche Lasten getragen hatten. Wieder und wieder war Wolf Adam P. genöthigt gewesen, der bedrängten Gemeinde namhafte Geldopfer zu bringen. — Das ungleich größere Uebel aber, ja das Verderben selbst, kam erst nach dem Abzug der Friedländer Armada in Gestalt einer Reihe kaiserlicher Reformationspatente. Vergebens weigerte der Stadtrath die Publicirung dieser an die königlich böhmischen Städte adressirten, daher für Eger nicht rechtsverbindlichen Patente; ebenso vergeblich widerstrebte er der Ausfolgung des in städtisch-lutherische Hände übergegangenen deutschen Ordenhauses in Eger: ein kaiserlicher Commissär erlegte den Kaufpreis, den die Stadt vor Zeiten dafür bezahlt [illegible]; anstatt eines neuen Reformationspatentes aber erschien im Mai 1628 eine [illegible] Reformations-Commission, die im August ihre Thätigkeit begann und i[illegible]gemäß sofort [illegible]

Abschaffung der evangelischen Prädicanten verfügte. Abermals gingen Deputationen an den Kaiser, wurden jedoch nicht vorgelassen. Wohl aber kam ihnen der Bescheid, daß es „Ihrer Majestät endlicher Will und Meinung, alle ihre getreuen Unterthanen zu der Religion, in welcher Sie gedächten selig zu werden, zu bringen, und weil nun die katholische die alleinseligmachende wäre, hätte Ihre Majestät sich resolvirt, einen Ehrbaren Rath sammt der Stadt Eger auch dazu zu leiten.“ Ein vertrauliche Stimme fügte bei, daß kein Ausweg bleibe, als katholisch zu werden, „denn dieser Kaiser und dessen Räthe diese Maximam hätten, wer nicht katholisch wäre, könnte auch nicht getreu sein.“ Nicht genug damit. Auch in politischen Dingen sollte eine gründliche Aenderung vorgenommen werden. Bei aller formellen Anerkennung der privilegirten Stellung der Stadt wurde dieselbe von der kaiserlichen Regierung thatsächlich wie eine der königlich böhmischen Städte behandelt und zunächst insbesondere zu allen Steuerleistungen dieser Städte herangezogen. Die Aufregung war eine ungeheure. Nach vielen mündlichen und schriftlichen Protesten ging Wolf Adam P. wieder nach Wien — aber auch er konnte nicht bis zum Kaiser gelangen, trotz größter Anstrengung; im Vorzimmer ward er von einem der Minister mit den Worten abgespeist: „Ihr wollt eine Reichsstadt sein, da Ihr doch eine Pfandschaft seid. Ihr müßt Ihrer Majestät folgen und, was sie begehret, leisten; Sie sein wahrlich mit Euch nit zufrieden.“ — Dem Abgeordneten wurde wie zum Hohn ein Exemplar der eben vollendeten „Vernewerten Landes-Ordnung des Königreiches Böhmen“ zur Publicirung übergeben, welche Zumuthung jedoch mit der bündigen Erklärung erwidert wurde: Eger und Egerland vermögen eine böhmische Landes-Ordnung nicht anzuerkennen, „dieweil sie an den böhmischen Rechten nicht participiren, weder in privatis noch publicis.“ Darauf gab wieder ein kaiserliches Rescript an die böhmische Statthalterei die unzweideutige Antwort (1629), es sei beschlossene Sache, „das Egerland mit Böhmen dauernd zu vereinigen, zuvor aber die katholische Lehre als die allein herrschende daselbst einführen.“

Man war nicht wählerisch in Anwendung der Mittel, um den nächsten Zweck zu erreichen: die roheste Gewalt war Alles, was man nöthig hatte. Gebrauchte man aber ihre ganze Härte gegen die protestantischen Häupter, so war damit zugleich in politischer Richtung das Spiel so viel wie gewonnen. Die Rechnung konnte kaum einfacher lauten. Bewegliche Intercessionen des Kurfürsten von Sachsen für seine „Religionsverwandten“ in Eger fanden keine Beachtung. In dem Leiter der Egerer Reformations-Commission, Barthel Brunner von Wildenau, einem gebürtigen Egerer, war das richtige Werkzeug zur Durchführung der gehegten Absicht gefunden; er ließ an Rücksichtslosigkeit nicht das Geringste zu wünschen übrig. Sein grimmigster Haß wandte sich gegen die „widerspänstigen“ Bürgermeister Adam Juncker, Wolf Adam P. und Matthes Tiell. Er erwirkte ein kaiserliches Edict vom 3. April 1629, mit welchem befohlen wurde, die Genannten, da sie „im Reformationswerk allerhand Hindernisse thun und ihrer Schuldigkeit nicht nachkommen wollen“, ohne Verzug ihrer Dienste nicht nur zu entsetzen, sondern auch ihre Raitung zu legen anzuhalten, nach Zurücklassung des Quotienten aus der Stadt zu weisen, dagegen aber die Erneuerung des Rathes vorzunehmen.“ Der Quotient, zu dessen Erlegung die Exilirten verhalten wurden, bestand in dem fünften Teile ihres Vermögens; er betrug, soweit es sich um städtischen Grund und Boden handelte, bei P. 8600, bei Adam Juncker sogar 20000 Gulden. Schon am 4. Mai 1629 vollzog Barthel Brunner die angeordnete „Veränderung des Rathes“; P. war seiner Bürgermeisterwürde entkleidet. Da er sich weigerte, das „Abzugsgeld“ gutwillig zu entrichten, mußte er in den Kerker wandern. Sein städtisches Haus wurde

sequestrirt und der Quotient auf solche Weise sichergestellt; dann durfte er die Stadt verlassen. Er ging nach Gehag. Doch sollte er auch dort nicht bleiben. Die Reformations-Commission bestand auf der Veräußerung seiner Güter inner- und außerhalb der Stadt, schon wegen des Fünftelabzugs, und gebot mit Decret vom 5. November 1629, „daß er hievorigen Decretis schuldige Folge leiste und zwischen dato und dem Achten dieses" — also längstens innerhalb dreier Tage — „sich aus der Stadt und dem Kreise Eger begeben, vorher aber, seines ferneren nichtigen Einwanderns ungeachtet, wegen des fünften Theils in der Losung gebührende Richtigkeit machen solle, mit der Verwarnung, da er solchem wie bishero nicht nachkäme und ihm ein Widriges, als er sich einbildet, begegnete, daß er Niemandem als sich selbsten werde die Schuld zuzumessen haben." — Und so mußte denn P. abermals zum Stabe greifen; man weiß nicht, wohin er sich wandte. Gewiß ist nur die traurige Thatsache, daß ihm bald nachher die ganze Familie hinwegstarb: die alte Mutter, der Bruder, die Gattin und sämmtliche Kinder. — Auch Adam Juncker und Alexander Pachelbel und viele andere vornehme und angesehene Bürger wanderten aus. Unter den wenigen höhergestellten Persönlichkeiten, die sich „bekehrten", befand sich auch Georg Erhard Werndl auf Dölitz und Groß- und Klein-Lehnstein, der sich bald darauf zum Bürgermeister und gar zum Mitglied der Reformations-Commission ernennen ließ. Selbstverständlich lag von nun an das Stadtregiment ausschließlich in katholischen Händen; die Pfarrkirche wurde den Jesuiten übergeben.

In diese Zeit fallen rasch nach einander Wallenstein's zweiter und dritter Aufenthalt in Eger. Er kam von Karlsbad her, um über Regensburg sich zur Armee nach Memmingen zu begeben. Sechs Fürsten und hundertfünfzig Edelleute mit siebenhundert Pferden, sechzig Packwagen und mehr als vierzig Kutschen und Staatskarossen waren außer einer starken berittenen Leibgarde sein glänzendes Geleite, mit dem er am 28. Mai 1630 den Einzug in Eger hielt. Wieder war Pachelbel's Haus am oberen Ring, das nun leer stand, sein Quartier, von dem er schon am nächsten Tage wieder auszog. Nach Regensburg aber war ein großer Fürstentag berufen; und Niemand wußte besser als Wallenstein, was dort berathen und beschlossen werden sollte. Die Concentrirung seiner Heere in nicht gar zu großer Entfernung von Regensburg war keine zufällige. Wol nur ein Wink hätte genügt, den dortigen Fürstentag dem Kaiser gefügig zu machen — vorausgesetzt, daß dieser Kaiser überhaupt wollte. Er zog es vor, sich dem Willen der Kurfürsten zu beugen. Wallenstein wurde gestürzt, und widerstandslos zog sich der Abgedankte in das Privatleben zurück. Ueber Sulzbach, wo er wochenlang krank darniedergelegen hatte, traf er am 30. October 1630 wieder in Eger ein, auch diesmal nicht ohne großes und reiches Gefolge, das sich, Alles in Allem mit mehr als achthundert Pferden, in der ganzen Stadt vertheilte, während er wiederum in dem ihm wohlbekannten Hause Pachelbel's, des exilirten Bürgermeisters — nun selbst eine gefallene Größe — die Nachtherberge nahm. Ort und Zeit waren geeignet, Reflexionen anzustellen.

Dem Generalissimus wurde eine Genugthuung zu Theil, wie er kaum gehofft haben mochte. Doch auch für P., den armen Emigranten, sollten noch Tage kommen, die eine gewisse Vergeltung brachten. Seit Wallensteins Abgang war von den ligistisch-kaiserlichen Waffen alles Glück gewichen; bei Breitenfeld erlitten sie eine entscheidende Niederlage. Kursachsen, das mit Schweden gemeinsame Sache gemacht, marschirte in Böhmen ein. Prag wurde genommen, und ihm folgte eine Stadt nach der anderen im Nordwesten des Landes. Am 13. December 1631 fiel auch Eger durch Ueberrumpelung und erhielt eine sächsische Besatzung. Man sagt, der Handstreich wäre von Egerer Exulanten geplant gewesen, und nennt dabei in erster Reihe Wolf Adam P. Beweise sind

ſe Behauptung nicht zu erbringen. Wohl aber kehrte P. mit vielen an-
emigrirten Mitbürgern noch im December 1631 nach Eger zurück und ge-
 der Hoffnung, zu bleiben. Er kam zur rechten Zeit, die Stadt vor
n Verluſten zu bewahren. Die allgemeine Plünderung, die ihr drohte,
 nur durch ſeine Bemühung abgewendet. Uebrigens fiel faſt die ganze
 wieder dem Proteſtantismus zu. Man entließ die Jeſuiten und gewährte
tholiken nur eine Kanzel und einen Altar in der Pfarrkirche. Zur Erhal-
er Garniſon mußte eine Steuer ausgeſchrieben werden, zu deren Auf-
ng der Commandant eine Commiſſion für Stadt und Kreis einſetzte.
Adam P., hiezu berufen, weigerte ſich, die Stelle anzunehmen, bis der
ath ſeine Zuſtimmung gegeben habe. „Weil man aber geſehen", berich-
päter entſchuldigend die katholiſchen Bürgermeiſter der Regierung, „daß
nals nit anders hat ſein können, haben wir lieber einen Patrioten, deſſen
 uns bekannt, als einen fremden hungrigen Bruder annehmen wollen, wie
nn die ganze Stadt das Zeugniß gibt, daß er die Grenzen der Com-
 getreulich obſervirt und die Stadt vor einer Generalplünderung abge-
 hat. Ueber ſein Verhalten", fügten ſie hinzu, „haben wir uns nit zu
n; hätten vielmehr gewünſcht, daß er die katholiſche Religion angenommen;
gemeiner Stadt nit übel geſtanden, indem er ein gelehrter und glimpflicher
 geweſen." — Wahrlich ein ehrenvoller Nachruf.

ie Herrſchaft der Sachſen in Böhmen und damit die neue Ordnung der
 in Eger währte nicht lange. Mit neuen, faſt unbeſchränkten Vollmachten
hm Wallenſtein abermals das Commando über die kaiſerlichen Truppen.
enigen Wochen war Böhmen vom Feinde geſäubert. Am Abend des
uni 1632 erſchien Generalwachtmeiſter Heinrich Holk (A. D. B. XII,
) mit bedeutenden Streitkräften und insbeſondere mit einer großen An-
hwerer Geſchütze vor den Wällen von Eger, deren Beſatzung er, nachdem
fforderung zur Uebergabe abſchlägig beſchieden worden war, „durch Spie-
er Stücke und Werfung Granaten und Feuerkugeln" dermaßen in Angſt
chrecken ſetzte, daß Oberſt Dietrich von Starſchedel, der Befehlshaber, ſchon
end des 19. Juni ſich mit Accord ergab und Tags darauf die Stadt
aiſerlichen räumte. Sechs Tage ſpäter — am 26. Juni 1632 — mar-
 Wallenſtein an der Spitze einer Armee von 40000 Mann wieder in
in, um von hier aus dem Kurfürſten von Baiern und deſſen geſchlagenem
die Hand zu reichen, dem ſiegreichen Schwedenkönig aber vor Nürnberg
nnerndes Halt zu gebieten. Wallenſtein ſtand auf der Höhe ſeines Ruhmes
lückes. Sein heftigſter und gefährlichſter Gegner, Maximilian von Baiern,
ele des Regensburger Fürſtentages, der ihn geſtürzt hatte, kam ihm ge-
igt, ein Flüchtling, hilfeſuchend entgegen. In Eger fand die Begegnung
 Beide Fürſten ſtiegen von den Pferden, ſich zu umarmen; Beide „ver-
 ihre passiones in Freundlichkeit." Dennoch wollten etliche „curiosi" dabei
len, „daß Ihro kurfürſtliche Durchlaucht die Kunſt zu diſſimuliren beſſer
 Herzog gelernet." Am 29. Juni ging der Zug der wieder vereinigten
h-kaiſerlichen Heeresmacht über Mitterteich, Neuſtadt und Pfreimdt gegen
rg.

n Eger hielt neuerdings die katholiſche Gegenreformation triumphirend
inzug. Wer von Proteſtanten nicht bereits geflohen war, beeilte ſich,
ſerlichen und kirchlichen Strafgerichten zu entrinnen. Zum zweiten Male
Wolf Adam P. in's Exil; ſein Hab und Gut in Eger wurde confiscirt.
ndert Glaubensgenoſſen aus Stadt und Land theilten ſein Schickſal. Er
ch Wunſiedel, wo auch ſein Vetter Alexander lebte und eben damals Bür-
ter wurde. Zum Syndicus der Stadt ernannt, entſchloß ſich Wolf Adam

nochmals zur Ehe und nahm die Witwe Anna Maria Kotz von Metzenhofen zum Weibe. Friede und Ruhe fand er deshalb nicht. Auch nach dem stillen Wunsiedel drang der fortdauernde Kriegslärm. Schweden und Kaiserliche suchten es mit schweren Plagen heim. Alexander P., der Bürgermeister, wurde bei einem Ueberfall seitens der Kaiserlichen im Jahre 1633 mit noch anderen Bürgern als Geisel fortgeführt und nach Eger geschleppt, wo er zwölf Wochen gefangen gehalten wurde, bis ein Lösegeld von 4000 Thalern gezahlt war. Er starb noch in demselben Jahre. Seine Witwe Magdalene, geb. Juncker, blieb im Besitz des Hauses Nr. 492 am unteren Ring zu Eger, das jedoch nach wie vor wegen der Emigrationsgebühr durch die Stadtverwaltung sequestrirt wurde.

In diesem Hause war es, wo Wallenstein am 24. Februar 1634 sein — letztes — Nachtlager aufschlug. Gordon und Leslie, die Meuchelmörder, hatten es so bestimmt, und Walther Butler, der ihn geleitete, war es zufrieden; alle Gelegenheit des Raumes war den Verschworenen günstig. Schwer krank an Leib und Seele, doch nicht gebrochen, wohl aber gehaßt und gefürchtet wie nur Wenige, kehrte der nun „geweste" kaiserliche oberste Feldhauptmann mit wenigen Getreuen dahin zurück, wo er zum andern Male vor nicht zwei Jahren — „nächst Gott und seiner gebenedeiten Mutter Maria" die ganze Hoffnung seines Kaisers — mit vielen Tausenden ausgezogen war. Der ihn jetzt als Bürgermeister der Stadt empfing, war nicht (wie Schiller dichtet) der exilirte Wolf Adam P. In der letzten „Verneuerung des Rathes" waren die gut katholischen Männer Adam Schmiedel, Paul Juncker, Hans Georg Meindl und Georg Erhard Werndl als Bürgermeister bestellt worden. Der Letztgenannte hatte am 16. December 1633 von seinem Vorgänger die Geschäfte eines Amts- oder Ober-Bürgermeisters übernommen und führte dieselben bis zur nächsten „Verneuerung" am folgenden 8. März, bei der er abermals bestätigt wurde. Wallenstein's Wirth im Namen der Stadt war also diesmal derselbe Georg Erhard Werndl auf Dölitz, der ihn im Sommer 1625 auf Schloß Lehnstein bewirthet hatte. Der Gast lag in der Nacht des 25. Februars 1634 ermordet von den Offizieren, denen er am meisten vertraut hatte. Drei Jahre später endete Georg Erhard Werndl, der Convertit, durch Selbstmord. Wallenstein's Todeshaus kam 1642 durch Kauf in die Hände der Jesuiten, um nach dem Bau eines neuen Jesuitencollegiums in Eger an die Stadtgemeinde überzugehen.

Wolf Adam P. fand es gerathen, im Jahre 1635 seine Güter Gehag und Harleß im Egerland zu veräußern, und kaufte dafür das Gut Bernstein bei Wunsiedel, wohin er sich zurückzuziehen dachte, gab aber diesen Gedanken wieder auf, als Markgraf Christian von Baireuth ihn (1640) in seine Dienste nahm und mit dem Titel eines „hochfürstlichen Rathes und Mitbeamten der sechs Aemter Müffling" zum Vice-Hauptmann in Wunsiedel ernannte. Auch auf diesem Posten erwarb er sich durch seine außerordentlichen Kenntnisse und Erfahrungen, sowie durch seltenen Eifer und Fleiß das größte Lob und wurde ganz besonders von ihm gerühmt, „er habe gegen alle Wechselfälle jederzeit treffliche Rathschläge zur Hand" (ut in manu semper prompta adversus quoslibet casus haberet consilia. Pertsch, origg. Voitlandiae [1677], p. 173). Als im April des Jahres 1641 Johann Banèr nach einem vergeblichen Zuge in die Oberpfalz und an die Donau unter vielen Verwüstungen sich gegen Thüringen wandte und in Oberfranken den General Adam Pfuel mit etlichen Regimentern zurückließ, begab sich Wolf Adam P. zu diesem nach Hof und bestimmte ihn, nicht, wie er dachte, in Wunsiedel, sondern südlich davon in Redwitz eine feste Stellung zu nehmen. Seit dem Verkauf seines väterlichen Erbes im Egerland hatte er aber

keineswegs auch schon jeden Gedanken an die Rückkehr in die alte Heimat aufgegeben. Er stand erwiesenermaßen ununterbrochen in brieflichem Verkehr mit sehr vielen Egerer Exulanten, die sich alle unablässig mit diesem Gedanken trugen und nichts versäumten, ihn zu verwirklichen. Im Monat Mai 1636 bewogen sie noch einmal den Kurfürsten von Sachsen, sich für sie beim Kaiser zu verwenden und denselben nachdrücklich zu bitten, „sich gefallen zu lassen, daß die Egerischen Emigranten das verlorene exercitium Augsburgischer Confession .. wiederum überkommen, der Regreß zu ihren Gütern ihnen wiederum vergönnet und sie dabei kaiserlich gehandhabt werden mögen." Vergebens. Die seit dem Jahre 1643 eröffneten Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück weckten neue Erwartungen und ließen sogar hoffen, die seit Durchführung der Gegenreformation in Eger stillschweigend kassirte Reichsunmittelbarkeit der Stadt dennoch wiederzugewinnen. Am 3. November 1645 wurde der Reichsdeputation zu Osnabrück eine Beschwerdeschrift überreicht, die nach präciser, klarer Darlegung des fraglichen Rechtsstandpunktes der der Krone Böhmen „cum jure reluitionis et aliis reservatis pfandweise eingeräumten" Stadt Eger, „von deren der Egerische, auf des Heiligen Römischen Reiches ohnmittelbarem Grund und Boden, außer des Königreiches Böhmen Bezirke gelegene Kreis den Namen hat", mit dem Petitum schloß, „diese der betrübten Egerischen Emigranten Sache gnädig in solche Consideration zu fassen, damit sie wieder zu ihrem Bürger-, Ehren- und Inwohnerstand neben Weib und Kindern gelangen, ihr Hab und Gut in Eigenthum und Genieß, wie vordessen, annehmen, des ihnen ohne Fug bei dem gezwungenen Exilio abgedrungenen fünften Theils ihres Vermögens ohne Abzug oder Entgelt wieder habhaft gemacht und so fürders in dem ungehemmten Gebrauch des Exercitii der evangelischen Religion Augsburgischer Confession, wie sie solchen vorhero gehabt und der ihnen in Kraft kaiserlicher Commission in annis 1620 und 1621 theuer und mit hoher Zusage versprochen worden, restituirt und dabei für und für unbeeinträchtigt gelassen werden mögen." — Verfasser dieser und aller späteren Eingaben, die noch von den „Egerischen Emigranten" ausgingen, war höchstwahrscheinlich Wolf Adam P.; gewiß stand er ihnen, wie den kurfürstlichen Intercessionen, sehr nahe. Die gestellte Bitte fand auf Seite der protestantischen Reichsstände und der Schweden die gebührende Rücksicht; sie bildete im Laufe der Friedensverhandlungen eine immer wieder berathene ständige Frage. Noch im November 1645 ersuchten jene Stände in einem „Gutachten" den Kaiser, die Exulanten zurückkehren „und sonderlich die Stadt Eger in ecclesiasticis et politicis in vorigen Stand völlig wiederum restituiren zu lassen." Es folgte ein überaus umständlicher, langwieriger Schriftenwechsel.

Ein wichtiges Kriegsereigniß schien plötzlich eine günstige Wendung herbeizuführen. Am 17. Juli 1647 fiel Eger nach längerer, harter Belagerung durch Karl Gustav Wrangel in schwedische Hände. „Ich muß betonen", berichtet der Eroberer an den Reichsmarschall Oxenstjerna, „daß der betreffende Commandant mir einen solchen Widerstand gemacht hat, wie ich ihn lange Zeit vorher vor mir nicht gefunden habe." Man schrieb katholischerseits dieses Unglück dem Anstiften der Egerer Exulanten zu, vorzüglich wieder dem rührigen Wolf Adam P. Auch diese Verdächtigung konnte niemals erwiesen werden. Bestimmt versprachen sich jene Exulanten von dem eben eingetretenen Umstand einen erfreulichen Rückschlag auf die zu Osnabrück in Verhandlung stehende Frage, deren Beantwortung über ihr und ihrer Familien Wohl und Wehe für alle Zeit entscheiden sollte. Er brachte auch den Vortheil, daß sich die Exulanten wieder daheim zusammenfanden, um die weiter einzuleitenden Schritte gemeinsam zu berathen. Allen voran, erwies sich noch einmal Wolf Adam P. als thätiger, gewandter

und unerschrockener Verfechter des guten alten Rechtes seiner geliebten Vaterstadt; bereitwillig erkannte die neue, ob auch kleine, doch nicht bedeutungslose evangelische Gemeinde seine Führerschaft. Eines kam den kaiserlichen Commissären in Osnabrück sehr zu statten, daß sie mit Grund sich auf die Thatsache berufen durften, daß die Stadt Eger selbst, die längst katholisirte, gar nicht darnach Verlangen trage, wofür sich die wenigen Protestanten daselbst und ihre Freunde unter den protestantischen Reichsständen und den Schweden so eifrig verwendeten. So kam es, daß nach vielfältigen Disputationen und Schreibereien bei dem Friedensschlusse die Egerer Angelegenheit nebst anderen offen gebliebenen Fragen den Friedensexecutions-Verhandlungen überwiesen wurde, welche „demnächst“ zu Nürnberg zu eröffnen wären; „bis dahin aber solle Stadt und Kreis Eger sowohl in ecclesiasticis als politicis in den Stand des Jahres 1624 gesetzt werden.“ — Wolf Adam P. sah darin, wie auch die Folge lehrte, einen gänzlichen Mißerfolg; er hatte den Glauben an die Zukunft dessen, wofür er zeitlebens gestritten und gelitten, für immer verloren; sein Geist war umnachtet. Nach Wunsiedel zurückgekehrt, hatte er nur den einen Wunsch, zu sterben. Er stürzte sich aus dem Fenster seines Hauses, fand aber nicht den Tod; die gebrochenen Glieder wurden geheilt. Am 17. Juni 1649 fand man den Entseelten im Walde von Wunsiedel. Die einstige Reichsstadt Eger war zu politischer, nationaler und religiöser Unfreiheit verurtheilt. — Wolf Adam P. hinterließ drei Söhne: Julius Heinrich, geb. 1639; Johann Christoph, geb. 1642, und Wolf Gabriel, geb. 1649, laut der Matrik: nach dem „leidigen“ Todesfall seines Vaters. Ihr Geschlecht blüht noch in mehreren Linien.

Nach Urkunden der kaiserl. Archive zu Wien, des Stadtarchivs in Eger und im Privatbesitz (z. Th. von Herrn Stadtpfarrer Fr. Pachelbel v. Gehag in Lindau und Herrn Archivar H. Gradl in Eger gef. zur Verfügung gestellt). — Vergl. J. G. v. Meiern, Acta pacis Westphalicae publ. (1734—36). — V. Prökl, Eger und das Egerland (1845; 2. Aufl. 1877). — Fr. Kürschner, Eger und Böhmen (1870). — Adam Wolf, Geschichtl. Bilder aus Oesterreich (1878). — H. Gradl, die Chroniken der Stadt Eger (1884).

Hallwich.

Pachelbl: Wolfgang Gabriel P. v. Gehag, geb. am 10. Juni 1649 zu Wunsiedel, † am 26. November 1728 zu Onolzbach, Sohn Wolfgang Adams (s. o.), erhielt die Vorbildung in Baireuth, legte die juristischen Studien in Jena und Leipzig zurück, erwarb an letzterer Universität 1678 die juristische Doctorwürde, trat im folgenden Jahre als Anleiter (Advocat) beim Landgericht in Ansbach ein, wurde zugleich markgräflicher Rath in Onolzbach, nach kurzer Zeit Beisitzer, im J. 1703 erster, 1705 brandenburgisch-culmbachischer Geheimrath. Er war ein angesehener Mann und stand mit verschiedenen bedeutenden Zeitgenossen, darunter Leibnitz und Hert, im Briefwechsel. Seine litterarische Thätigkeit umfaßt vorzugsweise das Staatsrecht und die Staatsverwaltung, daneben besondere brandenburgische Angelegenheiten, auch einzelne historische Dinge, darunter als absonderlich die „diss. historico-juridica de originibus electorum, deque etiam Christi nativitate non junioribus cet.“ Hal. Magd. 1705. 4°, worin die Kurfürsten in die älteste Zeit versetzt werden und das Burggrafenthum Nürnberg bereits im 9. Jahrhundert als Kurfürstenthum erscheint. Jugler zählt 41 Schriften auf, während Moser und Pütter in ihren staatsrechtlich-litterarischen Schriften keine angeben. Seine Doctordissertation „de prohibitione nuptiarum in gradu secundo lineae inaequalis“, Lips. 1728 (!) ist die einzige aus dem Kirchenrechte.

Jugler, Beiträge, V, 295. — Fikenscher, Gel. Baireut, VII, 4.

v. Schulte.

Pachmann: Theodor Ritter v. P., geb. am 9. November 1801 als
ohn des gräflich Kolowrat'schen Amtmanns Johann Anton P. zu Horatitz in
hmen, † zu Wien am 11. Februar 1881. Nach erlangter Vorbildung in
n Geburtsorte besuchte er das Gymnasium zu Komotau in Böhmen, von
rbst 1821 an die Universität zu Prag, auf der er sowol die philosophischen, als
istischen Studien bis zum Herbst 1825 zurücklegte. Hierauf arbeitete er in
r Advocatenkanzlei und beschäftigte sich mit Privatunterricht. Nachdem er
Prag am 16. Juli 1828 zum Dr. jur. utr. promovirt worden war, erhielt
infolge der Bewerbung die Stelle als „supplirender" Professor des römischen
kanonischen Rechts in Wien, nach kurzer Zeit des ordentlichen in Olmütz,
J. 1850 in Wien. In dieser Stellung blieb er bis zu seiner auf Grund des Ge-
s, das nach Vollendung des siebzigsten Lebensjahres die gesetzliche Pensionirung
Professoren ausspricht, diese aber schon mit 65 gestattet, im J. 1870 ausge-
ochenen Pensionirung. Vom Fürsterzbischof von Olmütz hatte er den Titel
nsistorialrath erhalten, in Wien den eines Regierungsraths; er gehörte zu den
sonen, welchen der Kaiser Maximilian von Mexico sofort seinen neuen Orden
lieh (Commandeurkreuz des Guadelupe-O.); bei seiner Pensionirung wurde er
den erblichen Ritterstand erhoben. Seine litterarische Thätigkeit war anfäng-
dem österreichischen Civilrechte zugewandt, später auch dem kanonischen und
ischen. Dahin gehören Abhandlungen „über die Verjährung in Oesterr.",
r österr. Eherecht, Dienstbarkeiten, Pflichttheil, Vermächtnisse, Interusurium
. w., die in der österr. jurist.-polit. Zeitschrift von Wagner und Dolliner, später
h in dem Magazin und Archiv von Haimerl gedruckt sind. Dem römischen
chte ist eine „Vorschule des röm. R." gewidmet. Dem Kirchenrechte gehören
ßer dem Handbuche an einzelne Aufsätze in der theol. Zeitschr. von Pletz,
e Broschüre über die dogmatische Frage von der päpstl. Unfehlbarkeit und
besondere über die Gründe dagegen. Der Schwerpunkt seiner litterarischen
ätigkeit liegt im „Lehrbuch des Kirchenrechts mit Berücksichtigung der auf die
chlichen Verhältnisse bezugnehmenden österreichischen Gesetze und Verordnungen."
49—1853, 3 Bde. 3. Aufl. 1863—1866. Während in der ersten Auflage
nur die staatlichen Verordnungen, oder doch so wesentlich den Stoff hergaben,
ß das kanonische Recht keine Rolle spielte, zeigen die folgenden, namentlich die
te, mit der seit 1851 und besonders dem Concordate eingetretenen Aenderung
eigenthümliche Wandelung. P. war seiner Anlage und Bildung nach Jose-
er, freilich nicht so ausgebildet wie Rechberger, daneben Stocköstereicher, dem
entlich jeder nicht österreichische Einfluß ein Dorn im Auge ist und wenn er
h vom Papste kommt. Der Einfluß Helfert's, kirchliche Beschäftigung und
Entwickelung seit 1848 machten ihn zu einem leisen Anhänger der Kirchen-
heit. Dieser Zwiespalt zeigt sich in seinem Buche, das bisweilen rein josefi-
ch, bisweilen curialistisch athmet. In seiner Methode und im Stoffe ist er
Muster des vormärzlichen österreichischen Gelehrten, der viele positive Kennt-
e hat, vor allem im österreichischen Rechte, aber der systematischen, vor allem
orischen Ausbildung entbehrt. Die Art wie die Quellen und Geschichte
andelt wird, ist hieraus erklärlich. Dazu gesellen sich eine Sprache, die oft
hr als barok ist, vielfach eine Art der Begründung, welche kaum faßbar ist,
lich der Mangel allseitig quellenmäßiger Studien. Wissenschaftlich ist das
rbuch unbedeutend und hat mit dem Fortfall des alten Stoffes der Staats-
etze auch seine praktische Brauchbarkeit verloren. Auf die Entwickelung in
sterreich ist aber P. seit 1850 nicht ohne allen Einfluß gewesen. Als Lehrer
r er wegen seiner derben Sprache und der nicht sparsamen Angriffe auf Col-
en bei den Studenten sehr beliebt; der feine ihn in jeder Hinsicht riesig über-
gende Phillips hatte allmählich im Kirchenrechte viel weniger Zuhörer. Wirkte

er als Lehrer nicht geradezu ultramontan, so bereitete er aber doch den Boden für die Aufnahme kirchlicher Ansprüche, vor allem war er ein Herold dafür, daß das, was das Staatsgesetz thut, im ganzen wohlgethan ist, befähigte also die Jugend in dem Halten zu dem herrschenden System mit einer kleinen Neigung nach der Kirche. Hierfür wirkte er noch mehr in Zeitschriften, besonders dem „Volksfreund“ in Wien. Als Muster sei der Separatabdruck „Freimüthige Worte gegen die Concordats-Verlästerung“ Wien 1867 angeführt. Als Mensch war P. nach jeder Richtung hochachtbar. — Die biographischen Mittheilungen ruhen auf eigenhändiger Aufzeichnung Pachmann's. v. Schulte.

Pachmayr: Marianus P., Benedictiner, geb. am 22. October 1728 zu Kematen in Oberösterreich, † 17. Juni 1805 zu Weißkirchen bei Wels. Marianus ist sein Ordensname, sein Taufname war Johann Georg. Er studirte am Gymnasium und Lyceum zu Kremsmünster, trat dort in den Orden ein, legte 13. November 1748 die Gelübde ab, setzte seine Studien in Kremsmünster und in Salzburg fort und wurde 1. Mai 1754 zum Priester geweiht. Er lehrte 1754—61 in seiner Abtei Philosophie, Mathematik und Physik, seit 1757 auch Geschichte und wirkte dann an verschiedenen Orten, zuletzt in Weißkirchen als Seelsorger. Gedruckt ist von ihm „Historico-chronologica series abbatum et religiosorum monasterii Cremifanensis“, Steyr 1777—82, vier Theile in Folio, nicht gedruckt ein Chronicon celebris asceterii Cremifanensis. Er hat auch Statuten einer projectirten „Akademie der Fleißigen“ hinterlassen.

Scriptores ordinis S. Bened. qui 1750—1880 fuerunt in Imp. Austr.-Ung., 1881, p. 329. — Wurzbach 21, 168. Reusch.

Pack: Otto v. P. wurde als Sproß eines alten Meißnischen Adelsgeschlechts um 1480 geboren und bezog 1499 die Universität Leipzig, um, unterstützt von einem (wohl älteren) Bruder, die Rechte zu studiren. Er erwarb den juristischen Doctortitel und trat — wir wissen nicht wann — in den Dienst des Herzogs Georg von Sachsen ein, dessen besonderes Vertrauen er erwarb; seit 1519 finden wir ihn von Georg zu den wichtigsten Geschäften verwandt. Auf vier Reichstagen während der Jahre 1522—1526 vertrat er seinen Herrn, in dessen Auftrag er außerdem in den kirchlichen und politischen Händeln der Zeit zahlreiche Missionen übernahm. Allein Pack täuschte das Vertrauen des Herzogs, indem er, um sich Geld zu verschaffen, mannigfache Betrügereien und schnöde Fälschungen ausführte. U. a. gab er vor, dem Herzog achttausend Gulden zur Einlösung des an das Stift Merseburg verpfändeten Amts Weißensee vorstrecken zu sollen, wofür ihm dann Georg das Amt als Unterpfand eingeben werde; das wußte er durch gefälschte Briefe mit des Herzogs Namen und unter dessen Siegel (zu welchem er als Kanzleiverweser in Abwesenheit des eigentlichen Kanzlers Zutritt hatte) um so glaublicher zu machen und erschwindelte auf diesem Wege von Privaten wie von Stadtgemeinden größere und kleinere Summen. Fast noch ärger war, daß er im Jahre 1527 den Beitrag des Bischofs von Merseburg zu den Reichsauflagen, der ihm zur Ablieferung übergeben war, unterschlug. Augenscheinlich war der äußere Anlaß zu allen diesen Manipulationen die Geldverlegenheit Pack's, der wohl von Hause aus mittellos war und mit seinem Beamteneinkommen nicht Haus zu halten verstand; dazu kam aber auch eine Neigung zur Intrigue, welche beinahe etwas Krankhaftes hat (auch körperlich scheint Pack öfter leidend gewesen zu sein, wie bei der Leipziger Disputation 1519 und auf dem Speirer Reichstage 1526); offenbar hatte er seine Freude daran, auf krummen, für ihn lebensgefährlichen Wegen zu wandeln; auch wußte er mit unglaublicher Gewandtheit Jahrelang der Entdeckung seiner Betrügereien vorzubeugen. Aber wie sollte die Sache schließlich auslaufen? Mußte nicht doch

Tages alles ans Licht kommen? Dies war die Lage Otto's v. P., als
e Händel anzettelte, die seinen Namen auf die Nachwelt gebracht und
hland i. J. 1528 dicht an den Bürgerkrieg herangeführt haben. P. näm-
chte Anfang 1528 mit dem jungen, heißblütigen Landgrafen Philipp von
dem Vorkämpfer der Evangelischen, Verbindung und wußte demselben
den, daß König Ferdinand, Kurfürst Joachim von Brandenburg und
Georg von Sachsen, welche im Mai 1527 in Breslau bei einander ge-
waren, dort mit anderen katholischen Ständen ein Bündniß zur Bekrie-
und Ausrottung der Evangelischen geschlossen hätten. Steht es heute wohl
en Forschern — aus äußeren und inneren Gründen — fest, daß ein sol-
ündniß nicht existirt hat, so war doch die Sachlage im Reiche danach an-
dem frechen Betrüger, der übrigens auch die betr. Bündnißurkunde für
Gulden im Original zu liefern versprach, Glauben zu schenken. Philipp
lbst nach Dresden, wo ihn P. zwar nicht das Original, aber eine an-
beglaubigte Abschrift sehen ließ, die den Landgrafen zunächst völlig von
istenz des Bündnisses überzeugte. Er eilte nach Weimar, wo er sich mit
urfürsten von Sachsen verständigte; dann rüstete er, um dem drohenden
zuvorzukommen, und fiel, kaum daß seine Rüstungen vollendet waren,
schöfen von Würzburg und Bamberg, welche ebenfalls Theilnehmer des
isses sein sollten, ins Land, indem er zugleich die angebliche Bündniß-
e nach der von P. gelieferten Abschrift veröffentlichte (Mai 1528). In-
n hatte er P., der sich wieder zu ihm begeben, auf dessen Bitte nach
n zu Johann Zapolya, dem Gegner König Ferdinand's, entsandt; P.
versprochen, bei dieser Gelegenheit auch Sachsen zu berühren, um das
al zu holen. Allein er wagte es nicht, sich dort blicken zu lassen; ver-
ch hoffte er, zunächst von dem Landgrafen die ihm vorläufig versprochenen
Gulden entgegenzunehmen und verließ sich für das weitere auf seinen er-
chen Geist, der ihn bisher nie im Stich gelassen hatte. Allein Philipp's
s Losschlagen machte einen Strich durch seine Rechnung. Die der Theil-
am Bündniß bezichtigten Fürsten, besonders auch Herzog Georg, ver-
n unter entrüstetem Protest ihre Unschuld und die Fälschung der Urkunde;
ndgraf mußte seinen Gewährsmann nennen, zur größten Ueberraschung
resdner Hofes. Jetzt freilich kamen alsbald auch die früheren Betrüge-
nd Fälschungen Pack's an das Tageslicht. Dringend verlangte Herzog
die Auslieferung des ungetreuen Beamten; aber Philipp verweigerte die-
er fürchtete wohl, sich übereilt zu haben, aber er war doch noch keines-
überzeugt, daß Pack's Angaben völlig erdichtet seien. Auch hatte er
früher seines Schutzes versichert. So ließ er nur zu, daß mit P., den er
ngs festzunehmen Sorge getragen hatte, in Gegenwart sächsischer Bevoll-
gter in Kassel ein Verhör angestellt wurde (Juli 1528), bei welchem der
huldigte seine Angaben über das Bündniß aufrechterhielt. Schließlich
P. vom Landgrafen seines Gewahrsams entlassen (Juni 1529), freilich
m von nun an das elende Leben eines vogelfreien gehetzten Flüchtlings
ren, da Georg alles aufwandte, um ihn in seine Hände zu bekommen.
nden P. in Wittenberg, Magdeburg, Lübeck; nirgends mochte er rasten;
hin folgten ihm die Briefe des schwer beleidigten Gebieters; endlich, 1536,
P. in den Niederlanden in Begleitung englischer Gesandten aufgegriffen.
etreiben Herzog Georg's machte man ihm wegen des Betruges von 1528
roceß; auf die Folter gespannt, bekannte P. jetzt, jene Bündnißurkunde
t zu haben; er suchte zwar die Sache so darzustellen, als habe der Land-
n halbwegs zu der Fälschung gezwungen, aber das konnte sein Schicksal
wenden. P. wurde durch Urtheil der niederländischen Regierung vom

8. Februar 1537 wegen Verraths und Anstiftung von Empörung dem Tode durch das Beil bestimmt und noch an dem nämlichen Tage hingerichtet.

Materialien zur Geschichte Pack's und der „Pack'schen Händel" in den Archiven von Dresden, Weimar, Marburg (Ergänzungen auch im hess. Sammtarchiv zu Marburg). Die Kasseler Verhörsakten gedr. J. W. Hoffmann, Samml. rarer und ungedr. . . . Nachrichten I. 1736, S. 69 ff. — Die Folteraussagen Gudenus, Cod. dipl. Mogunt. IV, S. 636 ff. —

Litteratur: W. Schomburgk, Die Pack'schen Händel. Ein Beitrag zur Gesch. Herz. Georg's von Sachsen. (Histor. Taschenbuch 1881, S. 175 ff.) — H. Schwarz, Landgraf Philipp von Hessen und die Pack'schen Händel (Histor. Studien XIII, 1884); das Werk richtet sich gegen den mit Recht einstimmig verurtheilten und abgewiesenen Versuch von St. Ehses, Gesch. der Pack'schen Händel, 1881, den Landgrafen Philipp als Veranlasser der Fälschung zu erweisen; noch kläglicher die neueste Leistung von Ehses: Landgraf Philipp von Hessen und Otto von Pack. Eine Entgegnung. 1886.

Friedensburg.

Padel: Jurgen P., geb. am 23. April 1505 zu Riga, † am 5. October 1571 eben dort. P. war der Sohn eines wohlhabenden Rigaer Kaufmanns, studirte seit 1526 in Wittenberg, kehrte darauf in seine Vaterstadt zurück, wo er 1536 zum Rathsherrn, 1547 zum Bürgermeister und 1551 zum wortführenden Bürgermeister gewählt wurde, ein Amt, das er bis zu seinem Tode bekleidete. Abgesehen von seiner Verwaltungsthätigkeit kommt ihm Bedeutung zu als Verfasser eines Tagebuches, das im Auszuge erhalten ist und von Caspar P. (der vielleicht sein Sohn war) fortgesetzt worden ist. Jurgen's Tagebuch reicht in der uns erhaltenen Gestalt von 1539 bis in das Ende der 60er Jahre und geht dann unmerklich in das Tagebuch Caspar Padel's über, mit welchem es in der Abschrift, eventuell im Auszuge oder in der Verarbeitung des Rigaer Bürgermeisters Caspar vom Hoffe verbunden ist. Die letzte Eintragung ist vom 4. December 1593. Der Werth dieser Aufzeichnungen, auf welche der um die livl. Geschichte hochverdiente verstorbene Stadtbibliothekar G. Berkholz († 1886) als erster die Aufmerksamkeit lenkte, liegt in der chronologischen Genauigkeit und sachlichen Zuverlässigkeit derselben. Sie sind eine unentbehrliche Quelle für die Geschichte der zwei Menschenalter, die sie behandeln. Eine sorgfältige Ausgabe des Textes nebst Einleitung findet man in den Mittheilungen aus der livl. Geschichte, Bd. XIII, S. 291 bis 434 aus der Feder H. J. Böthführ's.

Schiemann.

Paganus: Peter P., mit seinem eigentlichen Familiennamen Dorfheilge, geb. zu Wanfried in Hessen am 30. März 1532. Studierte in Marburg, wo er 1550 Magister wurde; ging dann nach Holland und über Italien nach Wien, wo er zum poëta laureatus gekrönt wurde; 1561 wurde er Professor der Dichtkunst und Geschichte in Marburg, hier namentlich sein Talent zu Gelegenheitsgedichten entfaltend und lateinische Carmina didaktisch-philosophischen und historischen Charakters schmiedend. Sein bedeutendstes Werk dürfte sein die erst lange nach seinem Tode († am 29. Mai 1576 zu Wanfried) veröffentlichte „Praxis metrica h. e. phrases, elegantiae et vocabulorum authoritates et inventiones poeticae, e praecipuis Poetarum coriphaeis congestae". Frankf. 1609.

F. W. Strieder, Grundl. zu einer Hess. Gelehrten- und Schriftstellergesch. Bd. IX.

Joachim.

Pagenstecher: Arnold Alexander P. Die Pagenstecher sind ein angesehenes Geschlecht aus dem Münsterlande; der früheste urkundlich nachweisbare Ahnherr war Joachim (Jochem), der um 1360 als Patricier und Bürgermeister zu Warendorf, einem Städtchen Westfalens lebte, wo sich mehrere seiner Nachkommen niederließen. Der Vater Arnold Alexanders war Alexander Gisbert

. U. J., welcher kurz nach seines Vaters, Johann P. Tod 1651 dessen Amt
ls Kanzler zu Bentheim erhielt, dasselbe jedoch nach dem Uebertritte des
rafen v. Bentheim zum Katholicismus (1668) niederlegte, und kurbranden-
urgischer Resident am pfalz-neuburgischen Hofe zu Düsseldorf, dann Curator der
niversität Duisburg wurde, wo er am 28. Juni 1688 im 73. Lebensjahre das
eitliche segnete. Dessen mit Barbara (nach van der Aa Anna Maria) v.
odenberg zweiteehelich erzeugter Sohn Arnold Alexander erblickte am
. Februar 1659 zu Bentheim das Licht der Welt; begann seine Studien in
öln, setzte sie in Gröningen und Leyden unter Böckelmann fort, besuchte hierauf
e Universitäten von Helmstädt, Jena, Leipzig und Prag, promovirte 1680 zu
trecht mit der Dissertation „de jure virginum" als Doctor beider Rechte, practi-
te zu Cleve als Anwalt, wurde 1681 am Arnoldinum zu Steinfurt Professor
r Rechte und griechischen Sprache und kam nach sechsjähriger ausgezeichneter
ienstleistung als Professor der Ethik und Politik (1686 oder 1687) nach
uisburg, wo er später als außerordentlicher Professor auch juristische Vor-
sungen hielt. Von dort wurde er ziemlich gleichzeitig nach Franeker, Mar-
urg, Heidelberg, Frankfurt a. O. und Gröningen gerufen; er entschied sich für
röningen, wo er am 26. Juni 1696 (nach Rotermund 1694) wie in Duis-
urg mit einem feierlichen Redeacte von seinem Lehrstuhle Besitz nahm. — In
röningen führte er fünfmal (1697, 1705, 1709, 1712, 1715) das Rectorat,
nd ging nach langjähriger, fruchtbarer Lehrthätigkeit am 27. October 1716
it Tod ab. Von den Zeitgenossen als Zierde der Universität gepriesen, war
rnold Alexander ein Mann von hervorragender Begabung und vielseitigem
issen, der sich mit Geschick in deutschen, holländischen, italienischen, lateinischen,
ich griechischen Gedichten versuchte, und vermöge seines gefeierten Namens auch
ßerhalb des Heimathgaues hohes Ansehen genoß. Von seinen zahlreichen bei
otermund Bd. V. S. 1389, Strieder X. 230 und van der Aa, Th. 15,
. 25 aufgeführten Schriften haben einige mehrerer Auflagen erlebt; so: „Apho-
smi ad Instit." (Duisb. 1690 12°. ed. 5 Franeker 1705 12°, ed. 6 Harderov.
748, 8). — „Sicilimenta ad Comp. jur. Schützio-Lauterb." (Colon. 1694 ed. 3
. 1699). — „Admonit. ad Pand." (Colon. 1706 ed. 4 Grön. 1715. — ed. 5
arderov. 174). „Manualium ad instit. etc. repetita praelectio" (Grön. 1710
2° Frankf. 1724, 12°). — Zu seinen ersten Arbeiten zählt der „Irnerius in-
uria vapulans s. Comment. ad Authent." etc. (Duisb. 1691 4°; 3. s. verm.
ufl. Grön. 1702 4°). Dem Streite, in den er hiedurch mit dem Holländer
orneel Bynkershoek über den Verfasser der Authentica gerieth, hat er zu danken,
aß er frühzeitig der gelehrten Welt genannt und bekannt wurde; doch haben
n diesem Streite beide Theile die Grenzen der Mäßigung und des Anstandes
öllig aus dem Auge verloren. Die Ehe Alexanders mit der Richterstochter
atharina Schlüter aus Gronau war mit zwölf Kindern gesegnet, von denen
rei Söhne des Vaters Laufbahn betraten (siehe unten). Die (im Drucke er-
chienene) Leichenrede auf letzteren hielt 1716 der Gröninger Professor Isingk;
n dieser so wie in der von Arnold Alexander P. 1694 verfaßten Rede „Memoria
öckelmani" finden sich mancherlei Aufschlüsse über Pagenstecher's Lebensumstände;
essen Brustbild schmückt als Titelkupfer den 30. Th. der Gelehrten Fama.

Neben Arnold Alexander ist auch dessen jüngster Bruder Werner Justin P.
u erwähnen. Um 1670 geboren und auf mehreren Hochschulen gebildet, wurde
r nach größeren Reisen 1695 Professor der Rechte zu Duisburg, dann Geheim-
ath, auch Lehenpropst daselbst und häufig zu diplomatischen Sendungen ver-
endet. 1727 zum Vicekanzler in Marburg ernannt, resignirte er 1736 und
tarb 1742. Nach dem Schriftenverzeichniß bei Rotermund (III 1397) schrieb

er: „Principia Justin. nova juxta seriem Instit.“ 1698 12° und einige römischrechtliche Abhandlungen. —

Von den drei Söhnen Arnold Alexanders, welche den juristischen Lehrstuhl betraten, ist der bedeutendste der älteste derselben, Johann Friedrich Wilhelm P. zu Steinfurt am 25. Juli (nach van der Aa am 23. Juli in Duisburg) 1686 geboren, begann er seine Studien in Bremen, hörte als Jüngling von 15 Jahren (1701) zu Gröningen theologische, dann unter Anleitung seines Vaters und Ffinks, juristische Vorlesungen, erwarb daselbst 1705 die Würde eines Doctors beider Rechte, wurde schon 1707 im Alter von 20 Jahren außerordentlicher Professor der Rechte in Marburg, und ging im nächsten Jahre als ordentlicher Professor und Geheimsecretär nach Steinfurt, wo er auch die Professur für Geschichte und Alterthümer erhielt, und 1720 zum Regierungsrath und (nach Dunkel, histor. Nachr.) zum Gografen befördert wurde. Am 13. Juni 1721 betrat er in Folge eines 1720 an ihn ergangenen Rufes den Lehrstuhl zu Harderwyck mit einer Ansprache, welche wie die meisten seiner Reden, an seine früheren theologischen Studien erinnerte. In Harderwyck hielt P. nach dem Weggange von Rungius und Sieben neben juristischen Vorlesungen solche über Litteratur und schöne Wissenschaften, bekleidete viermal das Rectorat (1723, 1728, 1735, 1741) und schloß dort seine zweite Ehe mit der Professorstochter Amalie Pasor. P. starb am 3. November 1746 (nach van der Aa 2. November 1744) und wurde als einer der bedeutendsten Lehrer der Hochschule von seinen Zuhörern aufrichtig betrauert, deren Mehrzahl ihn zeitlebens als ihren zweiten Vater verehrt hatte. Seinen Kindern hinterließ er zwar einen gefeierten Namen, aber keine irdischen Güter. Die übliche Leichenrede hielt am 19. November Professor Gerhard Schröder.

Johann Friedrich Wilhelms schriftliche Arbeiten umfaßten auch die schönen Wissenschaften; so schrieb er: „de Mercurio Trysmegisto“ (1708 4°) „Oratio de pyxide Pandorae“ (1708) und sein 1703 12° zu Duisburg verlegtes „Libellus de barba“ wurde zu Lemgo 1715 und 1746 auf's neue herausgegeben. Hauptsächlich aber beschäftigte er sich mit juristischen Dissertationen, und veröffentlichte eine Sammlung derselben in vier Bänden unter den Titeln: „Jurisprudentia polemica“ (1724 4°, 1730 4°) und „Selectae juris quaestiones“ (III Partes 1730, 1736 und 1743). Ferner „Enchiridion politices“ (1743) und „Tabula juridica exhibens differentias in spinosa materia“ (1741, 4°). Die in Dunkels hist.-crit. Nachr. II 829 über diesen Gelehrten enthaltenen Angaben bedürfen mancher Berichtigung.

Der zweite Sohn Arnold Alexanders, Heinrich Theodor P., geb. zu Gröningen am 7. December 1696, starb zu Duisburg am 8. Juni 1752; studierte hauptsächlich bei seinem Vater die Rechte, erwarb 1715 den Doctorhut, wurde nach des Letzteren Tod (1716) Lector Juris, 1719 ordentlicher Professor der Geschichte und Beredtsamkeit, auch außerordentlicher Professor der Rechte am akademischen Gymnasium zu Lingen, 1721 ordentlicher Professor der Rechte und Politik in Hamm, und übersiedelte 1728 in gleicher Eigenschaft nach Duisburg. Einem nach dem Tode seines Bruders Johann Friedrich Wilhelm 1747 ergangenen Rufe der hohen Schule zu Harderwyk leistete er keine Folge, muthmaßlich weil ihm die erbetene Entlassung verweigert wurde. Er entfaltete eine rege litterarische Thätigkeit und befaßte sich eingehend mit den Schriften des römischen Juristen Sextus Pomponius. Hierher gehören: „Comment. in Sexti Pomponii ICti, quae in Pandectis Justiniani reliqua sunt P. I“, 1723, auctior 1725, P. II. 1725 — P. III. 1723. P. IV. 1733 und 1735. Ferner gab er unter dem Titel: „Jus Pegasianum“ etc. (1741 4°) die in den Pandecten enthaltenen Sentenzen des Pegasus heraus; endlich veranstaltete er eine Sammlung

artiger Dissertationen, die er: „Dissertationum varii argumenti
Σ" (1746) bezeichnete.
die beiden Söhne Heinrich Theodor's — Johann Alexander
und Andreas Wilhelm, — welche aus dessen 1721 mit einer
es preußischen Residenten v. Scherpenzeel in Amsterdam geschlossenen
rgingen, wählten die akademische Laufbahn. Der ältere (Johann
der Winand), 1722 in Hamm geboren, studierte in Duisburg, promo-
8 in den Rechten und war dortselbst als ordentlicher Professor längere
tsgenosse seines Vaters. Während des siebenjährigen Krieges ging er
geningen a. Rhein, von dort wurde er im October 1757 als Rechts-
ch Harderwyck gerufen und hielt daselbst am 14. Januar 1758 seine
de über die Rechtsgelehrtheit des Tertullian (Harderov. 1768). Als
tender Lehrer der Hochschule empfing er durch deren Curatoren von
Zeit Beweise der Anerkennung; so wurde ihm der Titel eines professor
verliehen, und 1765 erhielt er den Auftrag über Lehenrecht und
losophie Vorträge zu halten. In Folge hohen Alters legte er am
1794 mit dem Titel eines prof. honorarius sein Amt nieder und starb
ebensjahre am 23. (nach van der Aa am 25.) August 1796. P. be-
weilen Promotionen hervorragender Studierender oder ähnliche Anlässe,
wichtige Angelegenheiten öffentlich zu sprechen, und sind bei van der Aa
die Titel sechs derartiger Reden unsers Gelehrten aufgeführt; der schrift-
laß besteht aus mehreren Dissertationen.
en ältesten Sohn aus der Ehe mit Maria Elisabet van Groin,
r Johann, also einen Ur-Urenkel des eingangsbesprochenen Alexander
P., treffen wir ebenfalls in den Reihen der gelehrten Juristen. Er
1768 zu Gröningen, promovirte daselbst am 17. Mai 1776 als Doctor
chte, und war wiederholt für den juristischen Lehrstuhl in Deventer in
genommen. Später wurde er mit einem höheren Richteramte betraut,
wegen seiner Kenntnisse und Unparteilichkeit allgemein verehrt, bis zu
de vorstand.
dors jüngerer Onkel, der vorgenannte Andreas Wilhelm P., ist
zu Hamm geboren; nahm 1745 in Duisburg den Doctorgrad, ging
außerordentlicher Professor nach Marburg, wurde 1750 Regierungs- und
alrath, wo er kaum 28 Jahr alt, 1752 unverheirathet das Zeitliche
Er schrieb, wie alle Docenten jener Zeit, einige Dissertationen und
ne, deren Verzeichniß bei Strieder zu finden, Bd. 8, S. 246—247.
die glänzende Reihe hervorragender Rechtsgelehrter aus der Familie P.
sen, übrigt noch den dritten und jüngsten Sohn des obenerwähnten
Arnold, Ernst Alexander Otto Cornelius (auf den Titeln
hriften meist nur Ernst Alexander genannt) zu besprechen. Am
ber 1697 in Gröningen geboren, besuchte er als Schüler seines Vaters
e Universität, wurde 1716 daselbst Doctor beider Rechte, dann Doctor
1721 Nachfolger seines Bruders Heinrich Theodor auf dem Gymnasium
. Dort lehrte er als ordentlicher Professor Geschichte und Beredt-
ls außerordentlicher die Rechtswissenschaft. Nach wenigen Jahren berief
Wilhelm von Nassau in gleicher Eigenschaft nach Herborn, wo er
Syndikatsgeschäfte besorgte; 1733 wurde er vom Fürsten Christian zum
annt, in welcher Stellung er seine beiden vorgenannten Brüder über-
rnst Alexander starb am 3. August 1753. — Das unter dem
uris tractatuum sparsim hucusque editorum, nonnulli sequentes" 1734
erschienene Sammelwerk enthält im ersten Bande acht, im zweiten
andlungen, — wohl die meisten und gediegensten des Verfassers.

(Ueber die Familie Pagenstecher:) Strieder, hess. Gel.-Gesch. Bd. 10, S. 221—25. (Ueber Arnold Gisbert, — Werner Justin — Andreas Wilhelm) Strieder a. a. O. 228. 221. 245. — (Ueber Alexander Arnold — Johann Friedrich Wilhelm — Heinrich Theodor — Johann Alexander Winand) Strieder a. a. O. S. 230. 232. 233. 245, namentlich aber J. A. van der Aa, biogr. Woordenboek 15. Bd., S. 24. 29. 27. 31 und die dort sehr erschöpfend mitgetheilte biographische Litteratur. — (Ueber Theodor Johann und Ernst Alexander) van der Aa a. a. O. S. 31 u. 28. Ueber letztern und andere Glieder der Familie auch Meusel, Lex. X, 266—271. Eisenhart.

Pagenstecher: Jakob Friedrich Moritz P., Forstmann, geboren am 3. März 1793 zu Dillenburg (damals nassauisch), † am 8. März 1864 zu Wiesbaden. Er erhielt seine Schulbildung im elterlichen Hause (sein Vater war Kammerassessor, später Geh. Regierungsrath) und studirte vom 17. Jahr ab Forstwissenschaft zunächst auf der Akademie Herborn — später mit einigen Unterbrechungen bis zum Frühjahr 1813 auf der Universität Gießen. Noch in demselben Jahre wurde er zum Forstgehülfen bei dem Forstinspectionsbureau Dillenburg und zugleich Revierförster des dasigen Reviers ernannt. Die kriegerischen Ereignisse des verhängnißvollen Jahres vereitelten jedoch die wirkliche Uebernahme dieser Stellung und veranlaßten P. als Freiwilliger unter das Jägercorps einzutreten, bei welchem er den Feldzug 1813/14 als Oberjäger mitmachte. Bis 1818 verblieb er — seit 27. August 1814 zum Secondelieutenant befördert — im Militärdienste. Zu Anfang 1818 wurde er zum Forstassistenten in Hachenburg ernannt, 1826 in gleicher Eigenschaft nach Wiesbaden versetzt und wenige Monate später zum Verwalter des Langenhainer Reviers befördert. 1835 kam er als Oberförster nach Springen mit dem Wohnsitze in Schwalbach; 1840 erhielt er, als erster Forstabschätzungscommissär für den Oberforst Dillenburg, die Waldsteuerregulirungsarbeiten übertragen; 1844 wurde er durch das Forstmeisterpatent ausgezeichnet und 1845 zum Oberforstbeamten für den Inspectionsbezirk Idstein ernannt. Den Schlußstein seiner forstlichen Laufbahn bildet endlich seine Ernennung zum Referenten des nassauischen Forstwesens bei der Herzogl. Landesregierung mit dem Titel: Oberforstrath (durch Decret vom 30. October 1859), in welcher Eigenschaft er zugleich Vorsitzender der forstlichen Prüfungscommission wurde, welcher er schon seit 1846 angehörte.

P. nimmt unter den nassauischen Forstwirthen eine hervorragende Stelle ein. Als Wirthschaftsbeamter führte er in Nassau zuerst die Baumrodung ein (in Langenhain) und forstete (im Springer Revier) ausgedehnte Flächen mittelst Waldfeldbaubetriebs erfolgreich auf. Als Taxator verfiel er auf die höchst glückliche Idee, durch Zerlegung des Gesammtetats in einen Holz- und Laubetat, der innigen Wechselwirkung zwischen Streunutzung und Holzzuwachs einen praktischen Ausdruck zu verschaffen. Erhöhte Laubstreuansprüche der Bevölkerung wurden nämlich durch eine Herabminderung des Holzetats ausgeglichen. Während seiner Wirksamkeit als Oberforstbeamter gründete er einen Forstlese- und Forstverein, welcher noch heute besteht. Als Dirigent der Forstverwaltung nahm er den hauptsächlichsten Antheil an einer Reihe segensreicher Reformen der Forstverwaltung, z. B. an der Emanirung eines neuen Forststrafgesetzes, dem Erlaß von Instructionen für Gemeindebehörden und Förster, der Regelung der Dienstzeit des Forstpersonals und dergl. mehr. Die Nothwendigkeit der ständigen Fürsorge des Forstmanns für den Wald nach allen Richtungen hin und den Erfolg eines derartigen intensiven Bewirthschaftungssystems pflegte P. durch den Spruch auszudrücken: „Wohin ein Forstmann sieht, da wächst ein Baum!“ Im Ganzen hat P. dem Staate über 50 Jahre lang treue Dienste geleistet, allerwärts anregend, mit der glücklichen Gabe ausgestattet, sich rasch in die gegebenen Verhält

zu finden, Fehler der Wirthschaft leicht zu entdecken und die geeigneten
nmittel ausfindig zu machen.

Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1860, S. 97 und 1864, S. 317. — orstliche Beilage des Wochenblatts des Vereins nassauischer Land- und Forst- irthe Nr. 19 von 1864 (ad Wochenblatt Nr. 29 vom 16. Juli desselben ahres). — Fr. v. Löffelholz-Colberg, Chrestomathie. II. S. 402, Nr. 714a, emerkung 325 (Todesjahr unrichtig). — Privatmittheilungen. R. Heß.

Pagenstecher: Friedrich Hermann Alexander P. wurde am 21. April
s zu Wallau geboren, woselbst sein Vater Friedrich P. (s. o.) damals als Ober-
er angestellt war. P. erhielt seinen ersten Unterricht in dem Leyendecker'schen
itute zu Wiesbaden, besuchte später das Gymnasium zu Weilburg, wo er
5 das Maturitätsexamen absolvirte. Er widmete sich darauf dem Studium
Medicin auf den Universitäten Gießen, Heidelberg und Würzburg und wurde
) zum Doctor promovirt. Im Winter 1849/50 bestand P. sein erstes
tsexamen in Wiesbaden; 1851 ging er nach Paris, um sich dort mit be-
rem Eifer dem Studium der Augenheilkunde unter den damaligen Kory-
n Demarres und Sichel zu widmen. 1852 wurde er als Accessist im Civil-
tal zu Wiesbaden angestellt und erwarb sich bald eine ausgedehnte Praxis,
ders in der Augenheilkunde. 1853 gründete er die Augenheilanstalt zu
baden, ein Wohlthätigkeitsinstitut, das vorzugsweise durch freiwillige Beiträge
halten wird. Anfänglich nur in bescheidener Weise und mit geringen
eln gegründet, wuchs es unter Pagenstecher's Leitung zu einem großartigen
itale heran, das bei seinem Tode über 75 Betten für Augenkranke ver-
. Hier bewies sich P. nicht nur als ein eminent hervorragender Opera-
und vorzüglicher Therapeut, sondern er verstand es auch, seine reichen Er-
ngen und Beobachtungen in zahlreichen wissenschaftlichen Mittheilungen
rzulegen. Im Verein mit mehreren Assistenten gab er seine „Klinischen
achtungen aus der Augenheilanstalt zu Wiesbaden" heraus. Die von ihm
gebene und mit großem Glück ausgeführte Operation des grauen Staars in
lossener Kapsel wird noch heute als die idealste aller Methoden anerkannt.
e in die Augenheilkunde eingeführte und nach ihm benannte gelbe Präci-
salbe ist zur Zeit in allen Augenkliniken der Welt im Gebrauch. Sein Haupt-
ienst gipfelt jedoch in seiner praktischen Thätigkeit, durch die er sich schon
kurzer Zeit einen Weltruf erwarb, sodaß Augenkranke aus allen Ländern
ihm Heilung suchten und fanden. P. starb am 31. December 1879 im besten
nesalter. Durch einen unglücklichen Zufall auf der Jagd traf ihn die Kugel
eignen Gewehres und bewirkte eine tödtliche Kopfverletzung, der er am
ten Tage unterlag. Hermann Pagenstecher.

Pagenstecher: Heinrich Karl Alexander P., Arzt, Abgeordneter zum
schen Parlament und zur zweiten badischen Kammer, geb. 11. Juli 1799
erborn, † zu Heidelberg am 20. März 1869, einziges Kind von Ernst
ard P. (Strieder, Grundl. z. e. hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-
hichte X, p. 235), welcher, als letzter, eine Professur an der Akademie Her-
erhalten, sich mit Henriette Dorothea, jüngster Tochter des Superintendenten
rbein in Burbach vermählt hatte und am 2 Juni 1818 als Bibliothekar in
sbaden starb. — Bei Unvollkommenheit der Schule verdankte P., was an
ung er später hervorragend besaß, im Keime dem Vater, in der Ausführung
em eignen regen Sinne, der Pietät gegen Bildung jeder Art, dem, daß in
m Alter er versäumte, aus Arbeit und Genuß zurückzukehren zu emsiger
schung. — Mit 16 Jahren in Heidelberg Student der Medicin, erhielt er für
Schrift „de metastasi" die goldene Medaille und promovirte am 2. October
9. Zufälligkeiten führten ihn unter die Teutonen oder Schwarzen. Erhabene

Ideen, lautere Sitten fesselten ihn, mehr einzelne überlegene Männer, besonders K. Follen; alles praktisch demagogische stieß ihn ab. Daß er Sand's Brief an seine Mutter einer Zeitung in Speyer übergab, und Briefe an Burschenschaftler in Freiburg brachten ihn in Untersuchungshaft. Zu seinen Acten sagte Goethe: „diese jungen Leute sind einzeln ganz brav und gut; ihr Zusammenhang, ihre Freundschaft ist es die sie ruinirt.“ — Dem jungen Doctor förderte Paris die medicinische Einsicht durch Lehrer, welche ihr Fach ohne gelehrte Vertiefung energisch handhabten; Italien erhob ihm über das Gewöhnliche die ästhetische Ausbildung. Er bestand 1820 das nassauische Staatsexamen, in der alten Gelehrtenfamilie der erste Arzt, kam 1821 als Medicinalassistent nach dem Städtchen Nassau und vermählte sich am 27. Februar 1823 mit Julie Jung aus Elberfeld. Das Anerbieten eines Lehrstuhls in Dorpat, zwar abgelehnt, entschied zur Uebersiedelung in einen größeren Wirkungskreis, nach Elberfeld, wozu P. 1824 das preußische Staatsexamen ablegte. — Er mußte seine Existenz neu aufbauen. Viele Jahre nährte, trotz Ueberanstrengung und der Gattin entsagender Sorge, die Arbeit nicht die Familie. Aber die Thätigkeit in allen Schichten des Volks ließ ihn mit Elberfeld verwachsen, die Muße gestattete ihm Vertiefung der Studien und schriftstellerische Arbeiten. Er ward endlich der angesehenste Arzt des Wupperthals. 1842 gründete er den ärztlichen Verein des Regierungsbezirks Düsseldorf, 1847 die Wittwenkasse. Diese Epoche krönten das Doctorjubiläum, die Einführung der älteren Söhne in die Praxis, die silberne Hochzeit, welche ein Fest der Stadt war. — Am selben Tage brachte die Nachricht von der Revolution in Paris neue, politische Aufgaben, denen sein patriotisches Herz sich nicht entziehen wollte. Er leitete einige Versammlungen und als der zum Vorparlament abgeordnete A. v. d. Heydt verlangte, daß P. ihm mitgegeben werde, nahm er das an. Im Fünfzigerausschuß, der Abtheilung für das Auswärtige präsidirend, verlebte er hoffnungsreiche Wochen. Zum Parlamente wurde er für Elberfeld und Barmen einstimmig gewählt auf das Programm der Einheit Deutschlands unter Preußens Führung. Er gehörte in Frankfurt zur Casinopartei und saß im volkswirthschaftlichen Ausschuß. Unschöpferische Unklarheit einerseits, Conventkünste im Bunde mit mordlustigem Pöbel der Gallerie und der Gasse andrerseits lähmten die Arbeit hingebender Vaterlandsfreunde. Bei der Unmöglichkeit, die preußische Spitze zu erreichen, brachte P. mit Lette den Antrag auf eine provisorische Trias ein, welche ebenso vom Ausschuße durch Dahlmann empfohlen wurde. Gagerns kühner Griff, daß das Parlament die Executive selbst schaffen müsse, ein nicht gut zu machender Fehler, zwang, sich zur Wahl des Erzherzogs Johann zu bequemen, mit welcher eigentlich niemand zufrieden war, nicht einmal die Oesterreicher, weil sie nur ein Provisorium war. Zumal bei der Verhandlung über den Waffenstillstand von Malmoe sah P., daß es sich nicht mehr um Verfassung und Einheit, sondern darum handle, ob Fürstengewalt oder Umsturz siegen werde. Um nicht der Gefahr zu weichen, verließ er Frankfurt erst am 2. November. Elberfeld empfing ihn festlich; seine Rede zähmte auch die Herzen der Arbeiter. Doch war seine Zeit vorbei. Mit den politischen Freunden blieb er verbunden, lehnte aber ab, nach Gotha zu gehen. — Diejenigen, welche die Reichsverfassung aufs Aeußerste bekämpft hatten, schrieben sie nach der Verwerfung in Berlin auf die Fahne. Dies verworrene Verhältniß schuf, ungeschickte Maßregeln entwickelten den Elberfelder Aufstand vom Mai 1849. Vor Tausenden von Zuzüglern flüchteten die Einwohner. Auf Bitten sich ermannender Bürgerwehrleute und der reinigen Landwehr erwirkte P. in Berlin, daß man der Stadt Zeit ließ. Er steckte einigen Führern Reisegeld zu, die Schaaren verliefen sich. — Noch einmal stieg P. in der Choleraepidemie von 1849—50 in die Hütten der Armuth, ohne

Zagen und Ermüden, bis ihn selbst und die Seinen die Seuche ergriff. Bedeutende Mittel brachte er 1850 für Schleswig-Holstein zusammen. — Als durch den Tod des ausgezeichneten Schwiegervaters 1852 ihm zufallendes Vermögen es gestattete, schuf er sich einen idyllischen Ruhesitz in Heidelberg, wo er, trotz schwerster Schicksalsschläge, in anspruchslosem Verkehre mit ausgezeichneten Freunden schöne Jahre verlebte. Widerstrebend, wurde er noch einmal zu politischer Thätigkeit herangezogen, zuerst als Vorsitzender der Durlacher Conferenzen, im erfolgreichen Kampfe gegen die beschlossene Kirchenordnung und das Concordat, dann 1863 als Abgeordneter zur zweiten Kammer für Weinheim-Ladenburg. Die Regierung war ihm sympathisch, die Kammern gaben ihm Freunde und Anregung. Aber einen Ersatz für die Hoffnungslosigkeit der deutschen Zustände gab ihm diese Thätigkeit ebenso wenig als Aemter in Gemeinde und Kreis, welche man dem beliebten Manne übertrug. — Der Abgeordnetentag und der Protestantentag in Frankfurt, unter seiner Theilnahme, die Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig, bei welcher ihm die Festrede übertragen war, die neuen Schleswig-Holsteincomités nach dem Tode des Königs von Dänemark bezeichneten ein Erwachen des Volksgeistes, aus welchem P. den ersten Impuls zur Neugestaltung Deutschlands zu hoffen nicht aufhörte. Als Preußen sich zur Abrechnung mit Oesterreich bereit stellte, nach sorgfältiger Vorbereitung der Mittel, als P. einsah, wie nun nicht widerspruchsvolle Stimmungen, sondern die Thaten entscheiden würden, nicht einen Augenblick zweifelnd, wohin Verstand und Herz riefen, da war in anderen das noch nicht gereift und er sah, wie Bluntschli und Jolly in der ersten, so sich in der zweiten Kammer mit Hoffnugen und Sympathie vereinsamt. Der kurzen Nacht folgte der Tag der Entscheidung. Die Kammersitzung, welche dem Ministerium Mathy-Jolly die Grundlagen der neuen Militärverfassung gewährte, war die letzte, an welcher P. Theil nahm. Er meinte, daß man die Vollendung des norddeutschen Bundes zur deutschen Einheit mit Geduld erwarten müsse, sah mit Bekümmerniß den Liberalismus auf abschüssige Bahnen gerathen, erlebte nicht mehr, daß neue, größere, größte Kriegsthaten Preußens und Deutschlands auch diese politische Epoche zu höchster Befriedigung und höchstem Ruhme schlossen. Pagenstecher's wichtigste medicinische Arbeiten sind: „Beiträge zur näheren Erforschung des Asthma thymicum (Behandlung mit Zincum hydrocyanicum).“ Heidelberger Annalen 7. Bd. 2. H. S. 256—294. 1831. „Die asiatische Cholera in Elberfeld vom Herbst 1849 bis zum Frühling 1850.“ Elberfeld 1851.

Heinr. Alexander Pagenstecher.

Pahl: Johann Gottfried v. P. wurde geboren am 12. Juni 1768 in Aalen, einer der kleinsten schwäbischen Reichsstädte, als Sohn eines Lebküchners und Kaufmanns. Am Geburtsort selbst nur nothdürftig für die Hochschule vorbereitet ging er nach Altdorf, um dort protestantische Theologie zu studiren, allein das Versiegen seiner Mittel zwang ihn vor der Zeit die Hörsäle zu verlassen und auf Pfarrvicariaten ein spärliches Auskommen zu suchen, die Lücken seiner Kenntnisse aber durch Privatfleiß auszufüllen. Die religiösen Anschauungen der Aufklärungszeit und die politischen Ideen, mit welchen die französische Revolution die Welt erfüllte, sagten seinem hellen Kopfe zu und gaben den Grundton ab für seine ersten litterarischen Hervorbringungen. Angeregt durch seinen Jugendfreund, den Philosophen Jakob Salat und den Rektor Gräter in Hall entschloß er sich nämlich früh zu schriftstellerischer Thätigkeit. Von seiner abgelegenen Dorfpfarrei Neubronn (N-W. von Aalen) aus schleuderte er die Pfeile seiner Satire einerseits gegen die unnatürlichen Vorrechte des Adels und die heillose Maitressenwirthschaft im benachbarten Herzogthum Württemberg, andererseits griff er durch das Buch „Leben und Thaten des Paters Simpertus“ (1799) die

Obscuranten an, wie sie damals in den Hochstiften Ellwangen und Augsburg sich breit machten; denn auch im katholischen Lager hatte P. persönliche Verbindungen mit freier denkenden Männern wie Sailer, Weber, Zimmer in Dillingen angeknüpft und ihre Bedrücker waren auch die Zielscheibe seiner Geschosse. Das Hereinbrechen der französischen Heere unter Moreau (1796), welches über seinen Wohnsitz und über dessen Umgegend schweres Ungemach brachte, gab ihm Veranlassung, in den „Materialien zur Geschichte des Kriegs in Schwaben" Alles zu sammeln, was er in seinem Kreise erlebte und in Erfahrung bringen konnte. Diese als Vorarbeit für einen Geschichtschreiber der Revolutionskriege schätzbare Stoffsammlung setzte P. später, als wieder Franzosen mit den Oesterreichern kämpfend den schwäbischen Boden betraten, in seinen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Schwaben während der beiden Feldzüge von 1799 und 1800" fort. Da er aber die Kriege dieser Jahre überhaupt in ihrem ganzen Verlauf auch außerhalb Schwabens mit Aufmerksamkeit verfolgte, stellte er sich außerdem die Aufgabe, ein größeres Geschichtsbild von denselben nach Art der Posselt'schen Annalen zu entwerfen („Geschichte des französischen Revolutionskriegs", 3 Bde., 1799—1801). So wurde immer mehr die Zeitgeschichte das Feld seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Nebenher gingen jedoch publicistische Arbeiten, wie der „Patriotische Appel", zu welchem P. durch den Friedenscongreß von Luneville und die ihm folgenden Regensburger Verhandlungen angeregt wurde. Ihm, dem Pfarrer und Amtmann eines ritterschaftlichen Dorfes, eingekeilt zwischen anderen reichsunmittelbaren Herrschaften, reichsstädtischen Gebieten, geistlichen Fürstenthümern mußte die Zerrissenheit des deutschen Reichs in ihrer ganzen Tragikomik täglich vors Auge treten. So galt denn jener Aufruf der Neuorganisation des Reichs, um zu retten, was noch zu retten war, die Glieder des Reichskörpers fester an einander zu schließen und seine Kräfte zu concentriren. In demselben Jahr (1801), in welchem dieser vielbeachtete Reichsverfassungsentwurf erschien, gründete P. eine Wochenzeitung, in welcher er die Begebenheiten der Zeit in übersichtlicher Darstellung zusammenzufassen und durch politische und staatsrechtliche Erörterungen, statistische Zusammenstellungen und historische Rückblicke zu erläutern suchte, — die „Nationalchronik (später blos Chronik) der Teutschen". Da abgesehen von dem belehrenden Inhalt ein aufgeklärter Geist, ein gemäßigt-liberaler Standpunkt und deutsch-nationale Gesinnung in dem Blatte walteten, sammelte sich um dasselbe bald ein Kreis gebildeter Leser vorzüglich im südlichen Deutschland, auf dem linken Rheinufer und in der Schweiz. Das Blatt hatte während der wenigen Jahre seines Bestehens Ereignisse zu besprechen wie den Zusammenbruch des deutschen Reichs, die Gründung des Rheinbundes, die Niederlagen Preußens — lauter Stoffe von höchstem publicistischem Interesse; das moralische Urtheil über die Gewalthaber durfte freilich nur mit äußerster Vorsicht gefaßt, das Festhalten an der Einheit der Nation nur schüchtern als Ideal hingestellt werden, wenn der Herausgeber sein Blatt nicht der schärfsten Censur, ja sich selbst persönlicher Verfolgung anheimfallen lassen wollte. P. kannte das aus Erfahrung. Hatte ihn früher sein Eifer gegen die „Obscuranten und Stabilitätsritter" auf die Proscriptionsliste der österreichischen Polizei gebracht, so gerieth er jetzt bei der napoleonischen durch böswillige Denunciation in den Verdacht, Verfasser des Buchs „Teutschland in seiner tiefen Erniedrigung" zu sein und erhielt die Einquartierung eines französischen Offiziers, der sein Treiben beobachtete und die Nationalchronik eifrig durchforschte, aber schließlich nichts von einem Aufrührer an P. entdecken konnte. Die Lage verschlimmerte sich noch dadurch, daß der Verlagsort der Chronik Gmünd und der Wohnsitz Pahl's selbst zum würtembergischen Gebiet geschlagen wurde, dessen Herrscher ebenso dienstbeflissen gegen Napoleon als despotisch gegen seine Unterthanen war. Zu-

ſtands mehrten sich nun die Censurstriche in der Chronik und als P. eines
ages Angesichts eines Kriegs zwischen Napoleon und Oesterreich letzteres als
ne keineswegs gering zu schätzende Kriegsmacht schilderte, verschloß König
riedrich dem „im Fach der Politik herumirrenden Dorfpfarrer“ den Mund,
dem er das weitere Erscheinen der Chronik verbot (Jan. 1809). So wieder
f das Bücherschreiben verwiesen fand P. für gut ein Werk über den „Krieg
Deutschland im Jahre 1809“ unter dem Pseudonym Alethinos in München
scheinen zu lassen, wandte aber dann mehrere Jahre hindurch der Zeitgeschichte
n Rücken, um in der „Herda“ (4 Bde. 1811—1815) Bilder aus der deutschen
ergangenheit zu entwerfen. Als Napoleon geschlagen war und die Abrechnung
it Frankreich herankam, erhob auch P. seine Stimme für die Zurückforderung
s Elsaßes (in Rottecks deutschen Blättern). Wie diese so wurden auch andere
offnungen der Patrioten nach den Befreiungskriegen nicht erfüllt. P. beklagte
es, aber er sah wenigstens die wesentlichsten Volksrechte gewährleistet Seitens
r süddeutschen Staaten, deren Regierungen Repräsentativverfassungen eingeführt
tten und auf dem constitutionellen Weg ehrlich fortzuwandeln schienen. Um
r seinen gemäßigten Liberalismus ein Organ zu schaffen, gab P. in den
ahren 1820—24 die „Neue Nationalchronik der Teutschen“ heraus, welche
brigens der alten weder in der Bedeutung des Stoffs noch in der Kraft der
prache gleichkam. Erst im höheren Alter erhielt P. Gelegenheit seinen Stand-
unkt auch in parlamentarischer Thätigkeit zu erproben, indem die Ernennung
m Generalsuperintendenten des Jaxtkreises ihm im J. 1832 Sitz und Stimme
der zweiten Kammer des würtembergischen Landtags verschaffte, in welcher
als Altliberaler eine Mittelstellung zwischen den Parteien einnahm. Seiner
eologischen Richtung nach war er Rationalist, jedoch duldsam gegen Anders-
nkende und nur denen, welche die Volksaufklärung geflissentlich hindern wollten,
uthig entgegentretend (vergl. sein Buch „über den Obscurantismus, welcher das
utsche Vaterland bedroht“ 1826). Vom rationalistischen Gesichtspunkte aus
handelte P. auch das Kirchenrecht, als das Aufrücken zu höheren Kirchenämtern
ihm das Bedürfniß weckte, sich auf diesem Gebiet heimisch zu machen und
n Zusammenhang damit in einem Buche „das öffentliche Recht der evangelisch-
therischen Kirche in Teutschland“ kritisch darzustellen. P. starb zu Stuttgart
m 18. April 1839. Es war ihm noch vergönnt gewesen, vor Eintritt des
reisenalters die letzte Hand an seine „Geschichte von Württemberg“ (6 Bde.
827—31) zu legen, welche durch ihre lichtvolle und gewandte Darstellung in
elen Familien sich einbürgerte, ohne jedoch auf tieferem Quellenstudium zu ruhen.
agegen hinterließ er als unfertiges Manuscript die „Denkwürdigkeiten aus
einem Leben und meiner Zeit“, welche von seinem Sohn Wilhelm, Rector des
yceums in Tübingen, herausgegeben wurden (1840). Sie schilderten immerhin
e an Erlebnissen und Beziehungen reichere Hälfte seines Lebens (bis 1814)
nd wurden als werthvoller Zuwachs zu der deutschen Memoirenliteratur will-
mmen geheißen. Sein Bild stach Bockerodt nach einer Zeichnung von Fischer.

Außer den soeben erwähnten Denkwürdigkeiten vergl. die Lebensabrisse
im Schwäb. Merkur vom 3—5. Juni 1839 und im Neuen Nekrolog der
Deutschen. Jahrg. 17., (1839) Thl. 1, S. 383—391. — Gust. Bacherer,
Salon deutscher Zeitgenossen, Thl. 1, 1838 S. 93—314. — Desselben
Stellungen und Verhältnisse, Bd. 1, S. XLVIII—LXIV (wo sich Briefe
Pahl's an Salat finden).

Heyd.

Paix: Jakob P., geb. um 1550 in Augsburg, † als Organicus et
ymphonetes des Pfalzgrafen Philipp Ludwig in Lauingen, aus der damals
therischen Linie Pfalz-Zweibrücken. Alle Zeitgenossen sprechen mit Ausdrücken
oher Achtung von P., den sie als einen vorzüglichen Musiker und großen

Künstler auf der Orgel rühmen. Sohn des Augsburger Organisten bei St. Anna, Peter Paix, der 22. Febr. 1557 „in Gott seligklich entschlaffen“ ist, also zu einer Zeit, da der Knabe den treuen Unterricht desselben so nöthig gehabt hätte, mag ihm, einem Musikantenkinde, ungewöhnliche musikalische Beanlagung von Haus aus beschieden gewesen sein. Wir wissen von seinen nähern Lebensumständen so viel wie nichts. In noch jugendlichem Alter stand er bereits in pfalzgräflichen Diensten. Aber aus seinen Publicationen vermögen wir ebenso seine Kunst und persönliche Leistungsfähigkeit, wie den Stand damaliger Musikübung überhaupt zu beurtheilen. Jedenfalls zählt er zu den bedeutendsten und angesehensten Organisten (d. h. zu den Künstlern auf Tasteninstrumenten) des 16. Jahrh. Er theilt diesen Ruhm mit einigen andern beachtenswerthen zeitgenössischen Musikern, mit Elias Nicolaus, genannt Ammerbach, Organist an der Thomaskirche in Leipzig, der 1571 eine „Orgel- oder Instrument-Tabulatur“, drucken ließ, und mit Bernh. Schmidt, Bürger und Organist in Straßburg, der 1577 „Zwei Büchern Einer Neuen Kunstlichen Tabulatur auf Orgel und Instrument“ herausgegeben hat. Sam. Schmidt, der größte Orgelmeister Deutschlands, war noch nicht geboren; die deutsche Musik stand noch vorwiegend unter dem Einfluße der „Italos“ (wie M. Prätorius sich ausdrückt): Claudius Merlotti, gen. Merulo und J. Gabrieli. Ersterer, der als Hoforganist des Herzogs Ranuccio Farnese in Parma (1604) starb, hatte einen Franzosen, Menon, zum Lehrer, letzterer seinen Oheim Andrea, der wiederum einen Niederländer, den berühmten Gründer der venetianischen Schule, Adrian Willaert, als Meister verehrte. So vereinen sich friedlich im Austausche des Wissens und Könnens und im Streben nach einem einheitlichen und höchsten Ziele auch auf dem Gebiete der Kunst alle Nationalitäten. A. Gabrielis Schüler waren u. a. H. L. Hasler aus Nürnberg und J. P. Sweelinck aus Deventer (der Lehrer S. Scheidts); J. Gabrielis berühmtester Schüler war der nachmalige kurfürstliche Hofcapellmeister H. Schütz (Sagittarius) aus Köstritz, der bedeutendste Vorgänger J. S. Bachs. Merulo und Gabrieli schrieben bereits selbständige Orgelwerke; der erste, ein gewandter „Colorist“, cultivirte mehr die Toccatenform, der andere, dem Gesangartigen sich zuneigend, mehr die Canzonenform. Die Orgelstücke der deutschen Meister bestehen nach diesen Vorbildern vorläufig fast nur aus Arrangements. Einerseits werden mehrstimmige kirchliche Tonsätze, andererseits Tänze und Volkslieder für die Orgel bearbeitet und ohne einen strengen Unterschied zwischen dem Charakter und der Herkunft der einzelnen Nummern zu machen, in der Kirche und der Kammer harmlos als Vortragsstücke benutzt. Man muß dabei bedenken, daß die Orgel und alle damals gebräuchlichen Tasteninstrumente: Clavicymbel, Spinet, Symphonie, Virginal u. s. w., noch sehr unvollkommene Instrumente waren. — Paix's Publicationen bestehen aus folgenden wichtigen, mit Ausnahme der sechsten, alle in Lauingen bei Leonh. Steinmichel gedruckten und bei Georg Willers verlegten Sammlungen: 1) „Ein schön nütz vnd gebreuchlich Orgel-Tabulaturbuch, darinnen etlich der berümbten Componisten beste Motetten mit 12, 8, 7, 6, 5 und 4 Stimmen außerlesen, dieselben auf alle fürneme Festa des gantzen Jahrs, vnd zu dem Chormas gesetzt. Zuletzt auch allerhand der schönsten Lieder, Pass'è mezzo und Täntz, alle mit großem Fleiß Coloriert. Zu trewen Dienst den Liebhabern dieser Kunst, selbst Corrigiert vnd in Truck verwilligt von Jacobo Paix Augustano, diser Zeit Organist zu Laugingen.“ Am Ende der Vorrede: 22. Febr. 1583. (58 Bog. Fol. — Dies dem D. J. Lobbetius dedicirte Werk enthält gegen 70 Gesänge, Lieder und Tänze: 18 von O. Lassus, 12 von Palestrina, je 2 von L. Senfl, Crequillon und Utental, je 1 von Riccius, Cirler, Striggio, Ciprian de Rore, Jannequin, Ivo de Vento, Clem. de Bourges und Giles Paix (?) und 5 von

Paix.) „Die angehängten italienischen, deutschen und niederländischen Tänze, . „der Keyserin Tantz, Schirazula Marazula, Padoane Venetiana, Saltarelli, areschi“ u. s. w. und selbst die verschiedenen Volkslieder, z. B. „Es war eins ern Döchterlein“, die man hier in Gesellschaft geistlicher Festgesänge findet, eisen, daß unsere guten Alten wenig ecklich bei Auswahl ihrer Orgelstücke vielmehr, daß alle Musikarten vor 200 Jahren über einen Leisten gemacht en.“ (Gerber.) — 2) „Selectae artificiosae et elegantes Fugae dvarum, m, qvatuor, et plvrivm vocvm, partim ex veteribus & recentibus Musicis ma diligentia & accurato iudicio collectae, partim Compositae à J. P.“ hoch 4°. — Erschien in drei Auflagen, die zweite 1587, die dritte 1594. — Fugen zu 2, 3, 4 bis 7 Stimmen von L. Daser, Jac. Hobrecht, Greg. ier, Ant. Brumel, O. Lassus, Okeghem, Giles Paix, P. Platensis (de la Rue), ocus Platensis (Josquin), Senfl und 12 vom Herausgeber. Außerdem en sich Trios, geistliche deutsche Lieder u. a., letztere meist nur einstimmig; den mehrstimmigen stehen sich die Stimmen gegenüber. Das Werk ist dem ricier Marcus Thenn gewidmet, dessen Familie heute noch in Augsburg st. 3) Missa ad imitationem Motettae: in illo tempore Joh. Montanis tuor vocum. 1584 (4° obl.). 4) „Missa parodia (ad imitationem moduli) tetae: Domine da nobis, Thomae Crequillonis, senis vocibus“ 1587 (4° obl.). 5) „Missae Helveta artificiosae et elegantes fugae 2, 3, 4 et plurium um.“ 1590. — 6) „Thesaurus motettarum, neuerlesener zweiundzwanzig licher Motetten.“ 1589. (Fol. Straßburg bei Bernh. Jobin.). — 7) Ein ctat: „Kurzer Bericht aus Gottes Wort und bewährter Kirchen-Historien von Musik, daß dieselbe fleißig in den Kirchen, Schulen und Häusern getrieben, ewig soll erhalten werden.“ 1589 (4°). — 8) „Ein Fugenbuch mit Noten Buchstaben nach der Ordnung der 12 Tonarten.“ 1588 (8°). (Die voll-digen Titel von Nr. 3—8, resp. die betreffenden Originalausgaben, liegen t vor.)

Schletterer.

Palcko: Franz Xaver Karl P., Maler und Radirer, war der Sohn Breslauer Malers Anton Palcko oder eigentlich Polke. Franz Karl hat Heineken erst diesen letztern Namen in Palcko umgewandelt, damit er lienischer klinge. P. wurde 1724 zu Breslau geboren, kam nach Preßburg seinem älteren Bruder Franz Anton, der auch Maler war, in die Lehre, n besuchte er die Akademie zu Wien besonders unter Bibiena's Leitung, ter Italien. In Wien, wo er sich zunächst aufhielt, malte er Altarblätter Cabinetsstücke, die ihm einen Ruf nach Dresden eintrugen, wo er 1752 Titel eines k. polnisch-sächsischen Hofmalers erhielt. Später begab er sich h München und wurde daselbst 1764 kurfürstlich bairischer Hofmaler. Er b zu Prag 1767. P. radirte ein Paar unbedeutende Blätter, auch seine ventionellen Historien genießen heutzutage keinen Ruf mehr. Von seinem hne Xaver P., der Mitglied der k. Akademie zu Wien war, sind zwei dirungen bekannt.

W. Schmidt.

Paldamus: Hermann P., geistreicher Philolog und Pädagog, ward als hn eines wohlhabenden Arztes am 20. Juli 1805 zu Bernburg in Anhalt oren und starb als Gymnasialprofessor und Prorector am 16. October 1854 Greifswald. Früh des Vaters beraubt, erhielt er seine Vorbildung für gelehrten Studien auf dem städtischen Gymnasium, that sich durch Anlagen Verneifer hervor und bezog Michaelis 1822 mit ehrenvollem Abgangs-gniß die Universität. Sein akademisches Triennium absolvirte er von 1822 1825 ausschließlich auf der Universität Halle und wandte sich mit vollem er dem Studium der classischen Philologie zu. Einen allbeherrschenden Ein-ß gewann auf seine Geistes- und Charakterbildung der berühmte Professor der

Alterthumswissenschaften Karl Reisig, dessen Vorlesungen er sämmtlich besuchte; die lebensfrische, aus der Anschauung des classischen Alterthums hervorgegangene Bildung des Lehrers gab auch dem geistig sittlichen Wesen des Schülers für alle Folge die Richtung. Unter dem Decanat Grubers am 8. October 1825 auf Grund der Dissertation: „De Propertii aliorumque multorum scriptorum quibusdam locis critica et exegetica“ zum Doctor der Philosophie promovirt, übernahm er im folgenden Winterhalbjahr freiwillig einige Lehrstunden an der Hauptschule der Francke'schen Stiftungen und begab sich sodann nach Berlin. Hier ward er Mitglied des pädagogischen Seminars für gelehrte Schulen und unterrichtete von 1826—28 am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, von da bis 1830 als Schulamtscandidat am Grauen Kloster. Während seines Aufenthalts in Berlin begann er zugleich, von Reisig angeregt, seine schriftstellerische Thätigkeit und veröffentlichte: „Sext. Aurel. Propertii carmina cum potiore scripturae discrepantia, praestantiss. V. V. D. D. conjecturis suisque observationib. criticis“, 1827, sowie „Caj. Tranq. Suetonii Vitae selectae in usum scholarum“ 1829. Diese Erstlingsschriften mögen zu seiner Berufung an das städtische Gymnasium in Greifswald mitgewirkt haben. Ostern 1830 trat er das Conrectorat daselbst an, rückte 1835 ins Prorectorat auf und ward zugleich zum königl. Gymnasialprofessor ernannt. Bis an sein Lebensende hat er in solcher Stellung eifrig und anregend gewirkt, indem er zugleich von 1832—42 an der Universität als Privatdocent Vorlesungen zumeist über römische Schriftsteller hielt; neben solcher zwiefachen Lehrthätigkeit war er in mehr oder minder engem Anschluß an seine amtliche Wirksamkeit unausgesetzt als Schriftsteller thätig. Von zahlreichen Recensionen in philologischen Zeitschriften abgesehen, verfaßte er eine Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen zu jährlichen Programmen der Anstalt; hierher gehören: „De pervigilio Veneris“, 1830; „De repetitione vocum in sermone graeco et latino“, 1836; „De Cornelio Celso“, 1842; „Horatiana“, 1847 und „De imitatione Horatii“, 1851. Erwuchsen eine „Römische Erotik“ (1833) und eine Abhandlung „Ueber Ursprung und Begriff der Satire nebst Probe Horazischer Scholien“ (1834) aus und mit seiner akademischen Stellung, so ward die in anmuthigem und elegantem Latein verfaßte „Narratio de Carolo Reisigio Thuringo“, welche nach dem Vorbilde altholländischer Philologen dem unvergeßlichen Lehrer ein biographisches Denkmal setzt, als Festschrift des Gymnasiums zum Amtsjubiläum des Schul- und Consistorialrathes Dr. Friedrich Koch 1839 veröffentlicht und um die lateinischen Gedichte Reisig's vermehrt in demselben Jahre monographisch herausgegeben. Als letzte und lange vorbereitete Frucht seiner Studien erschienen im Verlage von Tauchnitz: „Vergilii Maronis opera“, in typographischer Ausstattung eine editio nitidissima. Die Vollendung einer Ausgabe des Papinius Statius hinderte der Tod. — Der Schwerpunkt seines fünfundzwanzigjährigen pädagogischen Wirkens liegt in der Vielseitigkeit der geistigen Anregung und in der innigen Verschmelzung antiker und moderner Bildung und Auffassung, welche in allen von ihm verwalteten Unterrichtsgegenständen den Schülern zugeführt ward. Ein geistvoller Epicuräismus charakterisirte sein Leben und Wesen und er zählte zu den Pflegern des classischen Alterthums, welche sich demselben voll und ganz hingegeben.

H. Lehmann, Geschichte des Gymnasiums zu Greifswald, 1861, S. 133; fortlaufende Chronik des Greifsw. Gymnasiums in den Programmen von 1831 bis 1855; Schulacten des Bernburger und des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums sowie des Grauen Klosters zu Berlin; Privatmittheilung. — Dr. Hermann Paldamus. Ein pädagogisches Zeitbild (vom Unterzeichneten). Separatabdruck aus dem Greifswalder Sonntagsblatt 1884, Nr. 7—17.

Häckermann.

Pálffy: Nikolaus II., auch der Aeltere, Graf P. v. Erdöd, Freiherr v. Bibersburg und Stampfen, kaiserlicher Generalfeldmarschall und Generalcapitän des Kreises diesseits der Donau, Ritter des goldenen Sporrs, wurde als Sohn Peter Pálffy's v. Zelina und dessen Gattin Sophie, Freiin v. Dersffy (Dewsffy) zu Zerdichely im December 1552 geboren und nach seinem auf dem Schlosse zu Bibersburg am 23. April 1600 erfolgten Tode in der St. Martinikirche zu Preßburg bestattet. Pálffy's Geschlecht bezeichnet als Vorfahren die Herren und Grafen von Altenburg und Hochberg, von welchen Konrad v. Altenburg 1028 als Abgesandter des Kaisers Konrad II. nach Ungarn gekommen sein soll, wo dessen Nachkommen anfänglich den Namen ihrer Herrschaft Herdervari auch als Familiennamen gebrauchten. Erst mit dem Sohne des Paul Konth v. Herdervari, welcher ebenfalls Paul hieß und Pauls Sohn — Pálffy — gerufen wurde, festigte sich letztere Bezeichnung als bleibender Geschlechtsname. Das Prädicat Erdöd und das diesbezügliche Wappen wurde jedoch von Paul III. P. nach dessen Verehelichung mit Clara, geborenen Erdöd von Csorna angenommen. Jedenfalls war schon damals das Geschlecht der P. ein angesehenes und erhielt dasselbe mit Nikolaus II. P., eines seiner ritterlichsten, vom Kaiser und den Zeitgenossen hochgeschätztesten Mitglieder und in dessen 1600 zum Reichsgrafen erhobenen Sohne Stephan II. den dauernden Begründer des Geschlechtes der Grafen P. Wie mehrfach berichtet wird, erfreute sich Nikolaus II. P. einer höchst sorgfältigen Erziehung und dann der baldigen Aufnahme in das Gefolge des Kaisers, in welchem Verhältnisse er sich auf wiederholten Reisen in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland eine hervorragende Selbständigkeit, mehrfache Sprachenkenntnisse und frühzeitige, lehrreiche Erfahrungen erwarb. Seiner oft bethätigten, hingebungsvollen Treue zum Kaiser, sowie seinem Heldenmuthe und seiner Wirksamkeit bei Bekämpfung der Türken dankte er aber eine selten große Reihe rasch aufeinander folgender Gnadenbezeigungen und Vertrauensstellungen, und zwar: 1580 die Ernennung zum Obergespan des Preßburger Comitats und zum Schloßhauptmann des königlichen Schlosses zu Preßburg; 1581 die nachträgliche Zuerkennung der schon von seinen Vorfahren genossenen freiherrlichen Würde, sowie die Verleihung des Reichsbaronates als Erzkämmerer des Königreichs Ungarn; 1582 die Erhebung zum wirklichen geheimen Rath; 1584 die Ernennung zum Obergespan des Komorner Comitats und zum Commandanten der Festung Komorn; 1587 die Bestallung mit den Preßburger Gütern nebst den Schlössern zu Preßburg und den Gütern zu St. Georgen und Pösing nebst dem Titel eines ungarischen Erbgrafen; 1589 die Zuweisung des Commandos der Festung Neuhäusel und des Generalcapitanats des Kreises diesseits der Donau; 1592 die Aufnahme in den böhmischen Landstand; 1594 die Bestimmung zum Obersten der bergstädtischen Militärgrenzen und zum Commandanten der Festung Gran; 1595 die Führung des Generalcapitanats der bergstädtischen Grenzen; 1598 die Berufung zum niederösterreichischen Landstande und die Erhebung zum Generalfeldmarschall; 1599 die geschenkweise Ueberlassung der Obergespanswürde und der Schloßhauptmannschaft zu Preßburg. Und läßt sich nun auch einstweilen nicht vollkommen bestimmt nachweisen, was P. in jeder der genannten Positionen geleistet, so ist es doch zweifellos, daß er namentlich von 1593 an bis 1598 die ihm überwiesenen Landstriche und Orte gegen die allseits verwüstend vordrängenden Türkenhorden todesmuthig, ausdauernd und erfolgreich vertheidigte und schützte. Während dieser Zeit soll P. in 27 wichtigeren Kämpfen siegreich gewesen sein und steht hievon im besonders anerkannter Erinnerung vorerst die 1593 am 3. November stattgehabte Vernichtung der Janitscharen in der Schlacht bei Stuhlweißenburg, in welcher er seinen Streitern mit hinreißendem Beispiele voranging und wobei sein

Pferd verwundet und seine Sturmhaube durch vielfache Kolbenschläge stark geschädigt wurde. Ebenso aneifernd war Pálffy's Verhalten bei der Belagerung und Erstürmung von Fülek am 11—26. November, denn dort hatte er ohne Rücksicht auf das mächtige Feuer des Feindes die Belagerungsarbeiten sowie die Thätigkeit der Büchsenmeister sorgsamst geleitet und die entscheidenden Angriffe persönlich veranlaßt und überwacht. Nachdem nun P. im J. 1593 noch einige kleinere Orte genommen, beantragte er 1594 im Kriegsrathe einen Eroberungszug gegen Neograd, welcher ihm auch anvertraut wurde. Schon am 12. März löste P. sein diesfalls gegebenes Wort durch Eroberung der Feste ein, worauf er bei Gran in den Monaten Mai und Juni mit bewährtem Muthe kämpfte, einen glücklichen Angriff auf das Lager des Feindes am Raabflusse machte und ungeachtet der hiebei erlittenen Verwundung am Fuße noch Párkány erstürmte, Waitzen besetzte und sich an dem scharfen Treffen bei Keresztes betheiligte. Rühmlich war weiterhin sein unerschrockenes Eingreifen 1595 bei der Einschließung von Gran am 21. Juni, später bei der Niedermetzelung des türkischen Ersatzheeres, sowie bei der Eroberung von Visegrad am 25. August; dann im J. 1596 bei Erlau am 18. September, Keresztes am 23. und 24. October und gelegentlich des gelungenen, zur Befreiung von Gefangenen unternommenen „Streiffs“ gegen Waitzen; ferner im J. 1597 bei Dotis am 23. Mai und bei Raab September bis October. Den lebhaftesten Dank der gesammten Christenheit brachte ihm aber vornehmlich die im Vereine mit Adolf Schwarzenberg vollführte Bewältigung der Türkenschaaren bei Raab und die Wiederbesetzung dieser als Vormauer in Geltung gestandenen Feste am 29. März 1598. Dieselbe fiel, indem beide Führer die wohlbedachten Pläne zur Ueberrumpelung in treuer Uebereinstimmung geheim hielten, im nächtlichen blutigen Ringen selbst- und neidlos das sich gestellte Ziel anstrebten, und weil P., als seine Reiter vor dem ungewohnten Kampfe zu Fuß zurückschreckten, der Erste vom Pferde sprang und voranstürmend durch das gesprengte Stuhlweißenburger Thor alles zum letzten entscheidenden Kampfe begeisterte. Hiedurch befreit von schweren Sorgen erbaten und erwirkten Ungarns, Niederösterreichs und Böhmens Stände beim Kaiser reichen Lohn für P.; zur mahnenden Erinnerung an den Tag selbst ließ Kaiser Rudolf an allen Kreuzungen Denksäulen mit der Inschrift: „Sag' Gott dem Herrn Lob und Dank, daß Raab ist kommen in Christenhand“ errichten. Für die Abwendung weiterer Einbrüche der Osmanen wurde aber P. neuerlich ausersehen, er sollte mit Rath und That dem Kaiser zur Seite stehen und war dies auch sein fester Wille, den jedoch wider Erwarten sein im 48. Lebensjahre erfolgter Tod zur Betrübniß Aller brach. Tief erschüttert, gedachten bei dieser Kunde sowohl der Kaiser als Papst Clemens VIII. mit großer Anerkennung des tapfern Vertheidigers der Christenheit; theilnahmsvoll wendete sich das allgemeine Mitgefühl Pálffy's Wittwe, geborenen Maria Magdalena Fugger aus Augsburg und ihren sieben Kindern zu und ehrenvoll besagt Pálffy's Grabstein in der St. Martinskirche zu Preßburg unter anderm: „cujus, par generi et titulis, virtus rem Hungaricam difficillimis temporibus, cum omnium admiratione et gratulatione conservavit et amplificavit“.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich, 21. Th. Wien 1870. — Kepner, Thaten berühmter österr. Feldh. 1. Bd. 1. Abth. Wien 1808. — Hormayr's Archiv f. Geschichte &c. Wien 1826. — Taschenbuch f. vaterländ. Gesch. v. Hormayr u. Mednyansky, Wien 1828. — Weingärtner, Unter Habsburgs Banner, Teschen 1882. — Schweigerd, Oesterreichs Helden und Heerführer, 1. Bd. Wurzen 1852. — (Adam), Erinnerungsblätter f. d. Sammlung von Bildnissen berühmter österr. Feldherrn. (Als Manuscript vor 1805 gedruckt.) — Ortelius redivivus etc. Frankfurt 1665.

Sch.

Pálffy: Nikolaus IV. Graf P. zu Erdöd, Ritter des goldenen Vließes, k. k. Generalfeldmarschall und Palatin von Ungarn, Inhaber eines ungarisch-nationalen Fußregiments, geb. am 1. März 1667, † am 20. Februar 1732, war der Sohn des Kronhüters und Obristlandkämmerers von Ungarn, Nikolaus III. Graf P. und zählt als Militär, vornehmlich aber als charakterstarker, einflußreicher Staatsmann unter der bedeutenden Zahl ausgezeichneter Mitglieder des Geschlechts P. zu den denkwürdigsten. Pálffy's früher, freiwilliger Eintritt in die Kriegsdienste des Kaisers wurde durch seine Vorliebe für den Militärstand veranlaßt und durch die zu jener Zeit Ungarn bedrohenden inneren und äußeren Gefahren beschleunigt. Und da P. gleich bei seinen ersten Verwendungen vor dem Feinde Muth und Einsicht bewies, so gelangte er schon vor dem Jahre 1683 an die Spitze des Pálffy'schen Haidukencorps, eines Vorläufers der jetzigen Husarenregimenter. Mit diesem soll er sich bei dem Entsatze von Wien 1683 und dann in den nächstfolgenden Feldzügen bis 1687 mehrfach so brav gehalten haben, daß ihm im letztgenannten Jahre das Commando der wichtigen Festung Gran anvertraut wurde. Später betheiligte er sich, wenngleich schon damals infolge einer im Kampfe mit den Türken erlittenen Verwundung etwas hinkend, an den Unternehmungen des Herzogs Karl von Lothringen, 1688 befand er sich unter Kurfürst Max Emanuel von Baiern vor Belgrad, wo er mit seinen Reitern die Türken zum Verlassen der ersten Laufgräben zwang. Besonders genannt wird er auch in den Schlachten bei Batočina (Patačin) an der Morava am 30. August und bei Nissa (Nisch) am 24. September 1689. Für sein Verhalten in dem letztgenannten Kampfe wurde P. vom Kaiser mit einem „Allerhöchsten Dankbriefel" ausgezeichnet, worauf er im J. 1690 zum Generalfeldwachtmeister vorrückte und noch in diesem Jahre bei Belgrad, 1691 bei Slankamen nächst Peterwardein anerkennenswerthe Dienste leistete. Nun folgten rasch nacheinander Pálffy's weitere Ernennungen: 1692 zum Feldmarschallieutenant und Commandanten von Kaschau, 1693 zum Obristlandeskämmerer in Ungarn, 1694 zum Obergespan und Schloßhauptmann von Preßburg, 1699 zum Feldzeugmeister, 1700 zum wirklichen geheimen Rath, 1701 zum Kronhüter und Obrist der kaiserlichen Leibgarde zu Fuß (Trabantengarde), 1711 zum Obriststallmeister der Kaiserin Eleonore und zum Ritter des goldenen Vließes, 1713 zum Palatin von Ungarn, 1718 zum Generalfeldmarschall. Auch während dieser Zeit ist P. wiederholt bei der Bekämpfung der Türken mit guten Erfolgen thätig gewesen; ferner erwarb er sich überdies große Verdienste um die Vertheidigung Ungarns dadurch, daß er eine zweckmäßige und rasche Bewaffnung der Truppen bewirkte und für entsprechende Vorräthe in den königlichen Land- und Feldzeughäusern sorgte; von vorwiegender Bedeutung scheint aber sein Eingreifen auf dem Gebiete der Landesverwaltung und dann auf jenem der Staatsgeschäfte gewesen zu sein. In letzterer Hinsicht ehrt ihn vor Allem seine im Vereine mit dem Cardinalerzbischofe von Kalocsa Emerich Graf Czaky in der Preßburger Landtagssitzung am 30. Juni 1722 zu Stande gebrachte einhellige Annahme der pragmatischen Sanction, denn hiemit hatte er zur Durchführung eines der hervortretendsten geschichtlichen Acte wesentlich beigetragen und wie Kaiser Karl VI. im Handschreiben vom 4. Juli 1722 „seinem Nickerl" bekannt gibt, dessen väterlichen Wunsch vorzüglich gefördert. Von gleichfalls nicht geringer Erheblichkeit war andererseits Pálffy's vertraulicher Briefwechsel mit dem Prinzen Eugen von Savoyen über die Art des Umsichgreifens des Aufstandes unter Rákoczy in der Zeit von 1704 an. P., welcher seit dem Jahre 1680 mit Elisabeth, geborener Freiin von Weichs verehelicht gewesen und mit ihr die sogenannte ältere Nikolaische Linie des Geschlechtes P. begründet hatte, starb zu Preßburg und wurde in der im Franziskanerkloster zu Malaczka befindlichen Familiengruft beigesetzt.

Nach hinterlassenen Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen bewahrte P. zeitlebens gesinnungstüchtige patriotische Charaktereigenschaften, sanftmüthigen und freigebigen Sinn und war als Kenner der Wissenschaften stets bemüht, gelehrte Bestrebungen zu unterstützen. Namentlich bemerkenswerth in letzterer Richtung ist Pálffy's Begünstigung des eine Zeit lang mißverstandenen und angefeindeten, später aber vom Kaiser und Papste auszeichnend geachteten lutherischen Geistlichen und Historiographen, Mitgliedes der Akademieen von Berlin, London und Petersburg, Mathies Bel, † 1749.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. 21. Th. Wien 1870. — Arneth, Pz. Eugen von Savoyen. 1. Bd. Wien 1858. — Hormayr und Mednianský, Taschenbuch für vaterländ. Gesch. 9. Jahrg. Wien 1828. — Schweigerd, Oesterreichs Helden u. Heerführer. 2. Bd. Wurzen 1853. — Reilly, Biogr. d. berühmtesten Feldh. Oesterreichs. Wien 1813. — Mittheilungen des k. k. Kriegsarchivs. Feldzug 1689. Wien 1877. Sch.

Pálffy: Johann IV. Graf P. v. Erdöd, Ritter des goldenen Vließes, Banus von Kroatien, Palatin und Judex curiae von Ungarn, k. k. Generalfeldmarschall, von der Kaiserin Maria Theresia mit dem Beinamen „Vater" geehrt, geb. am 20. August 1663, † am 24. März 1750, trat im J. 1681 als Volontär in kaiserliche Kriegsdienste und soll schon 1683 bei Wien mitgekämpft haben. 1686 befand sich P. als Rittmeister bei der Belagerung und Erstürmung von Ofen, 1688 führte er bereits als Oberst und Inhaber das jetzige Husarenregiment Nr. 9, 1689 erwarb ihm sein Verhalten in Serbien bei Batoschina (Patačin) am 30. August und bei Nissa (Niš) am 24. September, ferner am Schlusse des Jahres zunächst des Rheins bei Philippsburg mehrfache Anerkennung, worauf er 1693 zum Generalmajor und 1700 zum Feldmarschalllieutenant und Inhaber des 1801 reducirten Kürassierregiments Nr. 4 ernannt wurde. Nun begann Pálffy's vorwiegend denkwürdige, neuerer Zeit erst theilweise erforschte Wirksamkeit. Diese äußerte sich 1701 zur Zeit der kriegerischen Operationen durch gewandte Truppenführung und scharfe Voraussicht bei dem Uebergange über die tridentinischen Alpen, beim Vorrücken gegen Legnago, dann gelegentlich der Allarmirung des mailändischen Gebietes, sowie in den Gefechten bei Carpi am 9. Juli, bei Bovolone am 12. Juli, in der Schlacht bei Chiari am 1. September u. s. w. Nicht minder hervortretend kennzeichnete sich P. aber auch durch die Entfaltung aller sonstigen militärischen Tugenden und ritterlichen Charaktereigenschaften. Und als er daher schon 1702 infolge des Einflusses der Mansfeldischen Partei zur Armee nach Deutschland versetzt wurde, da bedauerte Prinz Eugen rückhaltlos den Weggang des ihm stets zugethanen leistungsfähigen Generals und ehrte P. dadurch, daß er ihn zu seinem und des Heeres Vertreter beim Kaiser bestimmte. Nachdrücklicherer Sorgfalt hätte diese ernste Mission nicht anvertraut werden können. Ueberall nämlich wo Hilfe zu erwarten war, hat P. die Bedürfnisse der Truppen Eugens wärmstens und umsichtig klargelegt; dem Monarchen aber, bei dem er „wohlgelitten gewesen", schilderte P. die Nothlage der Kriegsmacht, wie er meldete, besonders dann „höchst nothkläglich", als ihn der Kaiser hierzu mit den Worten ermunterte: „Es bleibt bei uns allein und Ihr habt Euch nicht zu fürchten." Sein Schuld war es sicher nicht, daß Prinz Eugen noch keine ausgiebige Besserung seiner Lage gefunden hatte, als P. im Juli 1702 zur Armee in Deutschland abreisen mußte. Dort wurde er im September mit der Deckung des schwäbischen Kreises beauftragt. Bei der geringen Anzahl von Truppen, die ihm zur Verfügung standen, konnte er aber anfänglich dem Gegner nicht Stand halten; erst als er dessen Manöver und Kampfesart erkannt, gelang es ihm, denselben bei Nördlingen aufzuhalten und zurückzuwerfen. Auch an dem Feldzuge 1703 nahm

P. im Kampfe selbst, sowie durch Ertheilung wohlbedachter Entwürfe und Rathschläge lebhaften Antheil. Im April sicherte er durch Streifungen gegen Berngau und Sulzburg die Flanke des in die Oberpfalz marschirenden Corps Styrum; der Ueberfallversuch auf Ulm in der Nacht vom 8. zum 9. Mai erfolgte auf sein wiederholtes und bestbegründetes Anrathen und scheiterte nur an dem verspäteten Eintreffen der Angriffsinfanterie; für die Schlacht bei Schwenningen und Höchstädt am 20. September ertheilte er gleichfalls rechtzeitig die trefflichsten Weisungen und jagte persönlich mit fünf preußischen Schwadronen einen Theil der französischen Reiter in einen tiefen Morast. „Und weil ihnen da zu Pferde nicht beizukommen gewesen, so habe ich“, meldet P., „meine Leute absitzen, die Franzosen theils gefangen nehmen, die Uebrigen massacriren, die Pferde, so herauszubringen gewesen, mitnehmen, die andern, die tief im Morast gesteckt, niederschießen lassen und vier Estandarten erobert.“ Hiermit schloß Pálffy's Wirksamkeit in Deutschland; — anfangs December 1703 übernahm er, mit Rücksicht auf seine persönlichen Vorzüge und seine im Felde geleisteten hervorragenden Dienste auf Vorschlag des Prinzen Eugen die Leitung von Kroatien als Banus. In dieser Stellung erwarb sich P. in der Zeit von 1703—11 das große Verdienst, nicht nur durch das wiederholte Aufgebot von Grenzmilizen, sondern auch durch offensive Kriegführung und kluges Verhalten überhaupt zur Bewältigung des von Franz Leopold Rakóczi und seinen Anhängern hervorgerufenen Aufstandes wesentlich beigetragen zu haben. Die Zahl der entscheidenden Kämpfe, welche er hierbei theilweise selbständig geleitet, war wohl eine verhältnißmäßig geringe (1704 auf der Murinsel, bei Tyrnau, St. Gotthard; 1705 bei Raab, Bibersburg; 1706 bei Gran; 1707 bei Kapuvár; 1708 bei Trencsin, Szedlicsne, Neuhäusel; 1710 bei Neuhäusel); um so vielfältiger und bedeutungsvoller, hier jedoch auch nur im allgemeinen andeutbar, ist aber die lange Reihe von Streifzügen und Operationen gewesen, welche unter seiner Führung in dem weiten Gebiete von Croatien bis an die Waag, von Steiermark bis gegen die Theiß stattfanden und wobei P. meistentheils durch nicht geregelte Commandoverhältnisse sowie wegen mangelhafter Betheilung seiner Truppen mit Geld, Bekleidung, Beschuhung, Proviant ꝛc. im freien Handeln unausgesetzt behindert war. Dennoch gelang es P., der 1705 zum General der Cavallerie, 1707 zum Generalfeldmarschall, 1710 zum Oberbefehlshaber erhoben worden ist, den Widerstand der Malcontenten zu schwächen, worauf Rakóczi in Erkenntniß des Ansehens, welches P. als Feldherr, Staatsmann, Vertrauter des Kaisers und Königs und rechtschaffener, feuriger Patriot bei allen Parteien genoß, mit diesem am 30. April 1711 den Frieden von Száthmár vereinbarte. Nur wenige Jahre jedoch konnte nun P. seine Aufmerksamkeit der Verwaltung des Landes zuwenden; schon 1716 stand er wieder vor dem Feinde als Interimscommandant der Armee bei Futak, in dessen Nähe er am 3. August mit 1500 Reitern einem aus 20000 Mann bestehenden Corps Türken den ganzen Tag Stand hielt und am 5. August in der Schlacht bei Peterwardein, am 1. September bei Temesvár zur Erreichung der Erfolge des Tages nachdrücklich und ausdauernd thätig war. Auch das Jahr 1717 hielt P. im Felde und bot ihm die Schlacht bei Belgrad am 16. August die Gelegenheit geboten, sich mit überraschender Schnelligkeit in der Flanke der Türken zu postiren, diese ohne Zögern entschlossen anzugreifen und trotz hartnäckiger Gegenwehr zu vertreiben. Als jedoch die Vorverhandlungen zum Passarowitzer Frieden begannen, da kehrte P. neuerlich auf seinen Posten als Banus zurück und widmete sich bis 1735 den Pflichten als Landesverweser sowie der Bewerkstelligung der Annahme der pragmatischen Sanction. Das Jahr 1736 brachte ihm dagegen nochmals eine Verwendung gegen die Türken. Er übernahm das Commando der bei Bacs

und Futak sich sammelnden Hilfsarmee; als er aber mit derselben, eingeengt von Instructionen und Cautelen, nichts besonders leisten konnte, da wurde er 1737 dieses Postens enthoben. In diesem Zeitpunkte offenbarte sich Pálffy's Charakter im glänzendsten Lichte; entsagend jeder Klage oder Empfindelei blieb er der unerschütterlich treugesinnte Diener seines Regenten und des Vaterlandes. Und als ihm Kaiser Karl VI. kurz vor seinem Tode die Erbin seiner Staaten zu schützen empfahl und Kaiserin Maria Theresia bald darauf P. mit unbeschränkter Vollmacht als Palatin, Oberbefehlshaber der Truppen und ihren Vertreter nach Ungarn entsandte, da rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen trotz der Beschwerden seines hohen Alters in vollem Maße. Seinem Ansehen und Einflusse war es zu danken, daß sich in Ungarn bald nach dem Einfalle König Friedrich II. in Schlesien nicht nur der Wille kundgab, der Königin bewaffnete Hilfe zu leisten, sondern daß das gehoffte Ergebniß weit übertroffen wurde; er war es auch, der die Anerkennung Franz von Lothringens als Gemahl der Kaiserin erwirkte und die begeisterte Art ihrer Krönung ins Werk setzte. Ja, er wollte, als sich 1742 bezüglich der Verwendung ungarischer Truppen außer Landes Schwierigkeiten ergaben, diesen Zwischenfall dadurch beheben, daß er das Commando des Insurrectionsaufgebotes für sich erbat. Damals war es, daß Maria Theresia mit nachstehenden Zeilen und den hierin erwähnten Geschenken P. beglückte. Sie schrieb: „Mein Vater Pálffy! Ich sende Euch dieses Pferd, welches nun allein von dem Eifrigsten meiner Unterthanen bestiegen zu werden würdig ist. Empfanget zugleich diesen Degen, um mich wider meine Feinde zu beschützen und nehmet diesen Ring als das Kennzeichen Meiner gegen Euch tragenden Zuneigung an“. Maria Theresia war es auch, welche erleichterten Herzens die Kunde hinnahm, es habe P. auf den Rath seiner Freunde und in Erkenntniß seiner stetig zunehmenden Körperschwäche das seinen Ruf und sein Leben schädigende Commando an Eszterházy überlassen. Denn sie wußte ja, daß Pálffy's edles Walten ihrem und ihres Hauses Wohl sowie dem Gedeihen Oesterreichs und Ungarns bis an sein Lebensende geweiht bleiben werde. Und so geschah es auch und es liegt in dem Gedanken an Johann IV. Grafen P. die Erinnerung an eine der gesinnungstüchtigsten Gestalten in der Geschichte Oesterreichs, an einen ungarischen Patrioten im besten Sinne des Wortes.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich. 21. Th. Wien 1870. — Arneth, Maria Theresia's erste Regierungsjahre. Wien 1863/5. — (Kepner), Thaten 2c. österr. Feldherrn. Wien 1808. — Schweigerd, Oesterreichs Helden 2c. 3. Bd. Wurzen 1854. — Hormayr, Taschenb. f. vaterl. Gesch. 9. Jahrg. Wien 1828. — Reilly, Biogr. d. berühmt. Feldh. Oesterr. Wien 1813. — Feldzüge d. Pz. Eugen v. Savoyen. I. Ser. 3.—9. Bd. Wien 1876/83 u. II. Ser. 1. Bd. Wien 1885. — Fessler, Gesch. v. Ung. 9. Th. Leipzig 1825. — Angeli, der Krieg mit der Pforte, in Mitth. d. k. k. Kriegsarchivs. Wien 1881.

Sch.

Palitzsch: Johann Georg P., Astronom, geb. am 11. Juni 1723 zu Prohlis in Sachsen, † am 22. Februar 1788 zu Leubnitz (ebendaselbst). P. war seines Zeichens ein schlichter Landmann, der sich durch eigene Kraft in verschiedenen Wissenschaften beträchtliche Kenntnisse erwarb und es bis zum Correspondenten der St. Petersburger Akademie und der Royal Astronomical-Society in London brachte. Er beschäftigte sich viel mit Naturkunde und legte sich eine durch Reichhaltigkeit ausgezeichnete Naturaliensammlung nebst botanischem Garten an; mehr Fleiß noch wendete er auf die Astronomie und verfertigte sich mehrere seiner Instrumente selbst. Auch in der damals herrschenden Wolf'schen Philosophie war er vollkommen heimisch. Mit einem achtfüßigen Fernrohr pflegte er namentlich die veränderlichen Sterne zu beobachten, und in der That gelang es

eriode von β Lyrae und von Algol zu erkennen, allerdings in Ge-
mit Montanari, Pigott und Chr. Kirch. Als er am 25. December 1758
gewohnter Weise den gestirnten Himmel untersuchte, bemerkte er einen
der sich fortbewegte und den er für einen Kometen hielt. Eben da-
rtete man die Wiederkehr des von Halley berechneten und seitdem
en tragenden Kometen; P. kam auf die Vermuthung, sein Fund
Ende der gesuchte Fremdling sein, und fragte deswegen bei Chr. Hoff-
damaligen Professor der Astronomie im benachbarten Dresden) um
Dieser bestätigte vollkommen die ihm bekannt gegebene Muthmaßung,
trafen auch von anderen Fachmännern Mittheilungen in gleichem
immerhin ging Palitzsch's Entdeckung derjenigen der übrigen Astro-
zu um einen vollen Monat voran.

uvelle Biographie Générale, 39. Band. — Wolf, Geschichte der
ie, S. 418, 703, 738. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde,
S. 22, 548. Günther.

: August Friedrich P., Arzt, Sohn von Simon P. (s. u.), ist
ptember 1731 in Berlin geboren und hatte, nach Beendigung seiner
n Studien, 1754 in Leyden mit Vertheidigung seiner Dissertation
culculum secandi methodis" (abgedr. in Haller, Collect. diss. chirurg.),
er eine vollständige kritische Geschichte des Steinschnittes und der da-
hen Methoden dieser Operation giebt, die Doctorwürde erlangt. Nach
rstadt zurückgekehrt, wurde er zum Professor der Chirurgie an dem
medico-chirurgicum ernannt und ist in dieser Stellung bis zur Auf-
Instituts verblieben. Außer der genannten Dissertation und mehreren
tischen, theils kritischen Artikeln in verschiedenen medicinischen Zeit-
t er ein s. Z. geschätztes „Lehrbuch der Chirurgie" (1764, in 2. ver-
uflage 1776) verfaßt. Als Wundarzt erfreute er sich eines großen
Tod ist am 5. Mai 1812 erfolgt. A. Hirsch.

: Peter Simon P., einer der hervorragendsten wissenschaftlichen
Natur- und Völkerforscher des vorigen Jahrhunderts, geb. zu Berlin
ptember 1741, † in seiner Vaterstadt am 8. September 1811. P'.
ein auch wissenschaftlich thätiger Chirurg, und bekleidete in seinen
ren die Stelle eines Professors der Chirurgie am Collegium medico-
zu Berlin (s. u.). Seinem Berufe folgte der ältere Bruder
drich (s. o.). Von väterlicher Seite war P. ostpreußischen Stammes,
ine Mutter der französischen Colonie Berlins angehörte. Die Er-
elche P. genoß, war eine vorzügliche. Erst leiteten sie Hauslehrer,
zwar schon von 1754 an, besuchte er Vorlesungen des Collegium
urgicum. Mit besonderem Erfolge trieb er bei Meckel Anatomie
loff, dem Schwager Lieberkühns, Physiologie. Eine Vorliebe für die
anatomischer Präparate hat er sich immer bewahrt und schrieb
Einiges über diesen Gegenstand. In Botanik hörte er Gleditsch und
war er sein eigener Lehrer. Mit 15 Jahren stellte er eigene Unter-
über die Lebensart der Raupen und ihre Sinnesempfindungen an und
neues System der Vögel, dem er vorzüglich die Form des Schnabels
legte. Als frühreifen, früh selbständig denkenden Schüler zeigt ihn
herrschung seiner Muttersprache, des Französischen, Englischen und
. Rudolphi findet in Aufsätzen aus seinem 15. Jahre „eine Be-
und Reinheit des Ausdruckes, wie sie damals gewiß selten war".
erschriften sind schon in dieser Zeit bald in französischer, bald in
Sprache verfaßt. Schon der Jüngling schrieb prunklos mit einer aus-

gesprochenen Neigung für klare, einfache, bestimmte Ausdrucksweise. Eine besondere Vorliebe für scharfsinnige Etymologien wird ihm nachgerühmt. Den Winter von 1758 auf 59 verbrachte P. in Halle, wo er hauptsächlich Segner's Unterricht in Mathematik und Physik genoß, den Sommer 1759 finden wir ihn in Göttingen, wo die berühmte Bibliothek ihn vor allem fesselte, das darauffolgende Jahr in Leyden, wo er am 27. December die Inauguraldissertation „De infestis viventibus intra viventia“ vertheidigte. Diese Arbeit überragt alles auf dem Gebiete der Parasitenkunde vorher Geleistete und bahnte zugleich eine bessere Classification der Würmer an, als Linné sie gegeben hatte. Nachdem P. die damals noch in erster Linie stehenden Museen und Bibliotheken Hollands ausgenützt hatte, ging er im Juli 1761 nach London. Ellis, Baker, Solander, Collinson gehörten hier zu seinen Bekannten, er besuchte Oxford in Gesellschaft seines Freundes Volkmann, machte Studien an der Küste von Sussex und bei Harwich und hat selbst in seinen Tagebüchern diesem Aufenthalte einen wesentlichen Antheil an seiner allgemeinen Geistes- und Charakterbildung zugeschrieben. „Mich dünkt, ich ward in der englischen Luft gesetzter, nachdenkender und witziger.“ Dem Wunsche seines Vaters, ihn als Arzt sich niederlassen zu sehen, zuwider, beschäftigte er sich nach der Rückkehr so vorwiegend mit naturgeschichtlichen Studien, daß er 1763 eine „Fauna Insectorum Marchica“ schreiben konnte, welche viele von den anziehenden Beobachtungen über die Lebensweise der Insecten enthielt, die P. später im Stralsundischen Magazin veröffentlichte. Der Verfasser hielt indessen, abweichend von seinen Freunden, die Arbeit nicht für reif und sie ist nie gedruckt worden, wiewohl Rudolphi urtheilt, daß sie später Werke gleichen Inhaltes übertroffen haben würde. Im Juli 1763 reiste P., nachdem er endlich die Einstimmung seiner Eltern gewonnen, der ärztlichen Praxis zu entsagen, nach Holland, wo er im Haag seinen Aufenthalt nahm. P. war in demselben Jahre von der Royal Society zu London und der Röm. Kais. Akademie der Naturforscher zum Mitgliede gewählt worden. Sein Name wurde in den Kreisen der Naturforscher mit Ehren genannt und er durfte hoffen, mit einem wissenschaftlichen Auftrage für eine größere Reise betraut zu werden, wenn er erst den holländischen und englischen Gelehrten sich noch näher bekannt gemacht haben würde. Vielleicht dachte er in erster Linie an eine amerikanische Reise, deren Wunsch er noch als Greis im Herzen trug. Zunächst erweiterte er seine Kenntnisse durch fleißiges Studium der Sammlungen und gab Beweise der Förderung, welche er durch dieselben der Wissenschaft zuführte. 1766 erschien im Haag die damals vollständige Aufzählung der sog. Pflanzenthiere als „Elenchus Zoophytorum“. Das Buch, welches dem Holländer Gaubius zugeeignet ist, zeigt in der anziehenden Einleitung, welche von dem Unterschiede der Pflanzen und Thiere und von dem Wesen der Gesammtheit der organischen Natur handelt, den Museumszoologen und Artenkenner von der philosophischen Seite. P. zeigt hier Anläufe, die ihn beim Verharren in der ruhigen Gelehrtenarbeit zum würdigsten Fortarbeiter an dem von Linné begründeten Bau gemacht haben würden und jedenfalls würde sein großes Kupferwerk über Zoophyten, von welchem der Elenchus nur den Vorboten bilden sollte, die Esper'schen „Pflanzenthiere“ weit hinter sich gelassen haben. Mit maßvoller Kritik Linné und Ellis entgegentretend, gewann sich P. durch dieses Werk den Ruhm eines der selbständigsten unter den jüngeren Forschern. Fast zu gleicher Zeit erschienen die „Miscellanea zoologica“, ein Werk, welches P. besonders der Kupfer wegen nicht ganz genügte, von dem es aber hinreichend ist, zu sagen, daß A. von Haller es in der Bibliotheca Anatomica als opus quantivis pretii bezeichnet. Hervorragend ist darin die Monographie der Antilopen, die Anatomie des Hyrax und einige Beiträge zur Kenntniß der Würmer und Weichthiere, welche beweisen, daß auch

t Cuvier es war, welcher die selbständige Bedeutung der Mollusken im System
s Thierreiches erkannte. In den Thierbeschreibungen erwies sich P. als Meister.
Wir haben keinen Schriftsteller", urtheilte ein halbes Jahrhundert später
udolphi, „der bessere, lichtvollere Beschreibungen der Thiere gibt. Er übergeht
les Ueberflüssige, mischt nie fremde Dinge ein und ist ohne Weitschweifigkeit
nau." Als nach dreijährigem Aufenthalt in Holland P. seinen Wunsch, eine
oße wissenschaftliche Reise zu machen, der Erfüllung nicht näher rücken sah,
hrte er nach Berlin zurück, wo 1767 seine „Spicilegia Zoologica" erschienen, welche
v. Haller Anlaß gaben, ihn den berühmtesten Begründern der vergleichenden
natomie anzureihen. Kurz darauf veröffentlichte er die zwei ersten Bände des
tralsundischen Magazines, welche eine Reihe von Arbeiten seiner Feder ent-
lten. Und in dieselbe Zeit fällt wohl auch die Uebersetzung des Handbuches
r Medicin von Brooke, die P. wohl anfertigte, um nicht alle Fühlung mit
r Brotwissenschaft zu verlieren.

Zu dieser Zeit genehmigte die Kaiserin Katharina einen Plan zu wissen-
haftlichen Reisen in wenig bekannten Theilen des russischen Reiches. Der
ustand und die Erzeugnisse dieser Provinzen sollten erforscht und beschrieben
erden. Vor allem wünschte man eine große Expedition nach Sibirien zu
nden, man wandte sich an Ludwig in Leipzig, um einen wissenschaftlichen
ührer für dieselbe zu erlangen, und dieser empfahl P. Am 30. April 1768
npfing er von der K. Akademie zu St. Petersburg den Ruf, als ihr ordentliches
itglied die sibirische Reise zu unternehmen. Er ging sofort nach St. Petersburg,
urde zum Professor der Naturgeschichte ernannt, und trat wenige Wochen
ach seiner Ankunft mit siebenundzwanzig Jahren eine der wissenschaftlich erfolg-
ichsten Reisen des 18. Jahrhunderts an. P. verließ am 21. Juni St. Peters-
urg, wo er sich nur im Fluge umgesehen und rasch vorbereitet hatte. Den
m vorausgegangenen Lepechin und Güldenstädt folgend, ging er geraden Weges
ach Moskau, von da über Wolodimer, Kasimof, wo er die tatarischen Baureste
ntersuchte und abbildete, Murom, die von Mordwinen bewohnten Gegenden
n der Piana und Mokscha, Pensa nach Simbirsk, hielt sich auf dem Wege
ach Stawropol einige Zeit bei dem Staatsrath von Rytschkow auf Spaskoje
uf, untersuchte die Schwefel- und Erdölquellen am oberen Sok und kehrte
nde October nach Simbirsk zurück, nachdem er die Reste von Bolgari zum
sten Male genau beschrieben hatte. In Simbirsk verbrachte er den Winter
auptsächlich mit zoologischen Beobachtungen und hier war es, wo er ein-
hende Kenntnisse der südrussischen Fischfauna und Fischerei schöpfte. Am
0. März 1769 machte sich P. auf, beobachtete den Eintritt des Eisganges
nd das Erscheinen des Frühlings in Samara und kehrte Ende April über
yßran und Sernoi Gorodok nach dieser Stadt zurück, um vor der Reise in die
almückensteppe noch Krasnojarsk und das untere Sok-Gebiet behufs botanischer
orschung zu untersuchen. Er ging über Borsk, längs der samarischen Linie,
erstieg den Obstschei Syrt, besuchte Tatistschewa und Orenburg, von hier aus
s Salzwerk von Ilezk und die alten Kupfergruben von Saigatschei Rudnik.
m Juli machte P. eine Reise die Jaik'sche Linie entlang nach Orsk und ging
gleich nach der Rückkehr in das Gebiet der Jaikischen Kosaken, von deren
eben und Verfassung er eine anziehende Schilderung entwirft, in welcher die
eschreibung des Fischfanges im Jaik (Ural) besonders eingehend ist. Eine
leichfalls ausführliche Schilderung der in diesem Gebiete lebenden Kalmücken
immt den Umfang und die Gründlichkeit einer ethnographischen Monographie
n, in welcher das Meiste von dem niedergelegt ist, was P. auch bei späteren Ge-
egenheiten über die Kalmücken erfuhr und beobachtete. Am 12. August wurde

die Reise nach Gurjef fortgesetzt. Eine kleinere Zusammenstellung von Beobachtungen über die Kirgisen, die Beschreibung verschiedener Salzseen, besonders des Inderskoj Osero, eines merkwürdigen Aussatzfalles, der Ruinen von Saratschik beleben die Darstellung der einförmigen Fahrt am Jaik hin. In Gurjef traf P. mit Euler, Professor Lowiz und dessen Assistenten Inochodzof zusammen, auf deren Aufnahmen wohl die Karte der Jaik-Mündungen basirt ist, welche P. in der Reisebeschreibung mittheilt. Von Gurief aus wurden Untersuchungen über die Schwankungen des Spiegels des Kaspisees und über die Insel Kamennoi angestellt und am 31. August die Rückreise angetreten, welche über Kargala, wo eine tatarische Niederlassung beschrieben wird, durch eine von Baschkiren bewohnte Gegend nach Ufa führte. Am 2. October eingetroffen, bezog hier P. sein zweites Winterlager, das bei der Ungesundheit der Lage dieser Stadt, einem ungewöhnlich trüben und stürmischen Winter und einer Ueberschwemmung, welche bis in den Mai dem Reisenden alle größeren Ausflüge unmöglich machte und ihm endlich noch die Weiterreise erschwerte, zu den unangenehmsten gehörte. P. konnte nicht so zahlreiche Beobachtungen über die Thierwelt dieses Steppengebietes anstellen, wie er gehofft hatte. Eine Reihe phänologischer Beobachtungen und eine Studie über die ufischen Tataren füllen die Lücke aus. Noch Mitte Mai 1770 verließ P. Ufa und besuchte zunächst die Eisenwerke im südlichen Ural, wobei Beobachtungen über merkwürdige Höhlen und über die Baschkiren mit unterlaufen. Weiterhin werden Angaben über die Meschtscherek, den brennenden Berg bei Sulpa, Alaun-, Glimmer- und Thongruben, Eisen-, Kupfer- und Silberbergwerke des Ural eingeschaltet. Am 23. Juni befand sich P. in Jekaterinenburg, besuchte in den darauf folgenden Tagen einige Goldbergwerke der Umgebung und ging dann, zahlreiche Bergwerke besuchend und untersuchend im Ischimgebiet über Troizkaja Krepost hinaus nach Süden, bis eine durch die Hitze und den Salzstaub der Steppe verursachte Augenkrankheit ihn zwang, am 26. August bei Ujskaja zurückzukehren. Er ging nach Tscheljabinsk, um daselbst den Winter zuzubringen und besonders den zoologischen Studien obzuliegen, welche ihm stets die liebsten waren. Mit Beobachtungen über die Fauna, besonders den Vogelzug, und die Seen der Umgebung beschäftigte er sich bis zum Winter und trat im December noch eine Reise nach Tobolsk an, auf welcher er seinen Arbeitsgenossen Lepechin in Tjumen überwinternd fand. Mit diesem verabredete er, nachdem nun das Orenburgische Gebiet im Wesentlichen der Aufgabe gemäß, welche die Akademie gestellt hatte, erforscht war, den Plan der weiteren Reise in Sibirien, für welches Land die Steller'schen und Gmelin'schen Aufnahmen, von denen übrigens werthvolle Theile verloren gegangen waren, nicht mehr genügten. Es wurde bestimmt, während Lepechin den nördlichen Ural und die Länder am Weißen Meere übernahm, daß P. die von Gmelin weniger besuchten oder seit dessen Anwesenheit erheblicher veränderten Theile Sibiriens bereisen und dabei den Bergwerksgebieten, sowie der neuen Südgrenze besondere Aufmerksamkeit zuwenden sollte. Demgemäß sandte er zunächst seinen Gehilfen Sujef Ende Februar zur Erforschung des nördlichen Ob nach Beresof, von wo derselbe bis an's Eismeer zu gelangen versuchen sollte. P. empfing in Tscheljabinsk noch die Besuche von Falk und Georgi, welche nun gleichfalls eine sibirische Reise antraten, und machte sich am 16. April auf den Weg. Sein bisheriger Gefährte Rytschkow trennte sich hier von ihm, um einen militärischen Zug in die Kirgisensteppe mitzumachen. Ueber Kaminsk und Swerinogolofsk wollte er den salzigen Theil der Steppe zwischen Ischim und Irtysch durchreisen, sah sich aber schon am Tobol wegen Unsicherheit des Ischimgebietes, in welchem feindliche Kirgisen streiften, und Erkrankung seines Gehülfen Sokolof genöthigt, nach Kaminsk zurückzugehen, um von da

us den gewöhnlichen Weg längs dem Tobol nach Omsk einzuschlagen. Auf diesem Wege verlor er in Sujersk am 3. Mai seinen Gehilfen Schumskoj. Am 17. Mai in Omsk angelangt, fand P. bei den dortigen Behörden nicht die gehofften Erleichterungen seiner Reise und setzte ziemlich enttäuscht am 22. seinen Weg über Korjäkofsk und Semipalatinsk nach Krasnojarsk an der Uba fort. Von Dysenterie heimgesucht, machte er den letzten Theil des Weges von Schulba an krank und lag 18 Tage in dem an sich schon ungesunden Krasnojarsk. Die geplante Reise nach Ust-Kamenogorsk mußte er seinem Gehilfen Sokolof überlassen. Gekräftigt setzte er am 17. Juli die Reise nach dem Altai fort, besichtigte die neuen Ansiedelungen der Verschickten an der Uba und kam am 27. Juli in Smeinogorsk an, wo er mit dem Oberbergmeister Leube die Erzvorkommen des sog. Schlangenberges untersuchte, wegen fortdauernder Schwäche aber nicht im Stande war, die höchsten Theile des Gebirges zu erreichen. Am 22. traf er in Barnaul ein, dessen Hüttenwerke genau beschrieben werden, ebenso wie die des von hier aus besuchten Nowo-Paulowsk und der sog. Sibirischen Münze zu Tischno-Susunsk. Am 8. September wurde Tomsk erreicht und von da der Weg über Atschinsk, durch Niederlassungen der Katschinzischen Tataren fortgesetzt, bei Abakansk der Jenissei überschritten und da in dieser ganzen Gegend kein zum Winterquartier passender Ort zu finden war, über die Eisenwerke am Jesagasch und weiterhin den Jenissei hinab Krasnojarsk am 10. October erreicht. Hier verweilte P. bis zum 7. März 1772 und ging dann mit einigen bisherigen Begleitern des krank zurückkehrenden Falk, unter welchen Georgi, nach Irkutsk, wohin Sokolof zum Zweck der Jagd schon vorausgegangen war, während Sujef über Jenisseisk nach dem unteren Jenissei abging. Georgi blieb in Irkutsk zurück, welches am 14. März erreicht worden war, um die Ufer des Baikal zu erforschen. In Irkutsk war es, daß P. die Fleisch- und Hauttheile einer im Winter 1771/72 am Wilni gefundenen Rhinocerosleiche erhielt und die Wissenschaft dankt einem glücklichen Zufall und Pallas' nie ruhendem Forschungsgeiste die erste genaue Beschreibung eines so merkwürdigen Fundes. Am 22. März wurde Irkutsk wieder verlassen, am 24. der Baikal auf Schlitten nach Posolsk zu überschritten und auf der eben aufgehenden Selenga am 26. Selenginsk erreicht. Am 6. April kam der Reisende nach Kjachta, dessen Lage und Handel, ebenso wie des gegenüberliegenden chinesischen Grenzplatzes Maimatschin eingehend beschrieben wurden. Ueber Kuitun ging dann die Reise durch burätisches Gebiet über den Jablonoi Chrebet unter großen Strapazen in frischem und schmelzendem Schnee nach Akschinsk am Onon, welches am 19. Mai erreicht ward. P. ging unter fortwährenden Sammlungen und Aufzeichnungen, die das Material zu wichtigen Monographien lieferten, wie der des Dschiggetai, des Argali, der Steppen-Antilope, des Erdhasen, bis nach Tschindanturuk, von wo an der Aga und Ingoda hin der Rückweg nach Selenginsk angetreten wurde. Nur 4 Tage rastete P. und machte sich am 24. Juni zu einer neuen Reise nach Kjachta auf, um seine chinesischen Aufzeichnungen zu vervollständigen und die südlicheren Striche an Selenga und Tschikoi kennen zu lernen. Neuerdings nach Selenginsk zurückgekehrt, trat P. am 4. Juli seine Reise an den Baikal an, an dessen Ufern er sich mit Erforschung der Fischfauna, der Fischereien und der Flora beschäftigte. Am 22. Juli verließ er Irkutsk und kam über Udinsk und Kansk am 1. August nach Krasnojarsk, wo er einige Wochen mit Ordnung der Notizen und Sammlungen verbrachte und den Bericht des vom untern Jenissei rückkehrenden Sujef empfing, welcher übrigens in der Reisebeschreibung nur eine kleine Stelle einnimmt. Am 19. August trat P. seine Reise nach dem Sajanischen Gebirge und der chinesischen Grenze an, besuchte unterwegs die Bergwerke von Karysch, die sagaiischen Tartaren, die Baltiren, Koibalen und auf der Rück-

reise die maïnskischen Bergwerke. Auf dieser Reise hatte er das Glück, den sibirischen Steinbock kennen zu lernen, von welchem eine genaue Beschreibung gegeben ist. Am 23. September kehrte P. mit anbrechendem Winter nach Krasnojarsk zurück, wo er die Rückkehr Georgi's und seiner Gehilfen erwartete. Er benutzte die Zeit, um Lager versteinerter Hölzer am Jenissei und die berühmt gewordene Masse gediegenen Eisens bei Ubaiskoja zu untersuchen und hatte Anfangs December Gelegenheit, die Eigenschaften des gefrorenen Quecksilbers zu studiren. Den Schluß seines Berichtes von diesem Jahr bilden Mittheilungen über die Reisen seiner Gehilfen im daurischen Gebiete. Seinen Wunsch, schon frühe im Jahre 1773 nach Europa, zunächst nach der Kama zurückzukehren, konnte er wegen verspäteter Rückkunft Georgi's erst am 22. Januar ausführen. An diesem Tage verließ er Krasnojarsk auf dem Wege nach Tomsk und traf am 4. Februar in Tara ein, wo er nun mit Gmelin, welcher nachkam, bis Ende dieses Monates verweilte, um im Fluge noch einmal auf Winterwegen das issetskische Gebiet zu durchziehen und am 12. März die Kama bei Sarapul zu erreichen. Auf dem letzten Theil dieses Weges hatte er Gelegenheit gefunden, die Wotjäken und Tscheremissen kennen zu lernen und begab sich dann nach Kasan um Vorbereitungen für die Sommerreise zu treffen, welche am 21. April 1773 mit einer Fahrt an der Kama abwärts begann. Erst auf der Orenburger Straße, dann von Dimskaja aus westlich führte der Weg über das Steppengebirge (Obstschei Syrt) an den Uralfluß, dann auf dem astrachanischen Karawanenwege am Kuschum hin südlich in die Sandwüste Naryn, nach den Steinsalzlagern von Tschaptschatschi und über Tschernojarsk nach Sarepta. Im Sarpa-Gebiete untersuchte er die alten Ufer des Kaspisees. Die Gehilfen Bykow und Sokolof hatten indeß die kumanische Steppe und das untere Wolgagebiet in botanischer und zoologischer Hinsicht durchforscht und trafen mit P. Ende Juli in Zarizyn zusammen. Den 4. August ging P. Wolga aufwärts zur Untersuchung der Steppe, welche am linken Ufer sich hinzieht und der neu angelegten deutschen Kolonien oberhalb Dmitrefsk und Saratof. Am 18. reiste er nach Zarizyn zurück, besuchte den Altan-Noor, und blieb dann den Winter in jener Stadt, wo im October auch Georgi eintraf. Von Zarizyn und der Umgebung wird eine sehr eingehende Schilderung entworfen. Im folgenden Jahre 1774 begann P. seine Reisen mit einem Ausfluge an der Achtuba nach den Resten einer alten Nogaierhauptstadt, nach dem Bogdo Ola und den benachbarten Salzseen. Am 25. Mai nach Zarizyn zurückgekehrt, trat P. die Rückreise nach Petersburg im Anfang des Juni an, nicht ohne unterwegs noch eine reiche Zahl von Beobachtungen zu machen. Er vermied den von Gmelin und Güldenstädt schon vor ihm gemachten Weg, ging über Nowochopersk nach Moskau, wo er den kaiserlichen Befehl empfing, der alle im weiten Gebiete des Reiches im Auftrage der Akademie reisenden Forscher zurückrief. Nachdem er sich in Moskau des Umganges des Staatsrathes Müller erfreut, ging er, zum ersten Male ohne Aufzeichnungen zu machen, geraden Weges nach Petersburg, wo er am 30. Juli eintraf „mit einem zwar entkräfteten Körper und schon im dreyunddreißigsten Jahre grauenden Haare, aber doch frischer als ich früher in Sibirien gewesen“. Pallas' Körper war von Natur keineswegs sehr kräftig. Die mehr als sechsjährige Reise hatte ihn durch immer wiederkehrende Ruhranfälle und ebenso hartnäckige Augenentzündungen so geschwächt, daß nun eine längere Erholungspause eintreten mußte. P. ordnete seine Geschäfte, wobei sich ergab, daß seine Reise noch nicht ganz 1000 Rubel pro Jahr, einschließlich der Kosten für den Zeichner, Jäger und Ausstopfer gekostet hatte. Dabei lagen, abgesehen von den zahlreichen Beobachtungen, welche später verarbeitet wurden, die zwei ersten Bände der Reisebeschreibung bereits vor, und der weitaus größere Theil des dritten

wurde gleich nach der Rückkehr zu St. Petersburg in Druck gegeben. 1771, also ungewöhnlich rasch, hatten die Aufzeichnungen Pallas' zu erscheinen begonnen, welche auch in den folgenden Abschnitten der Reise frisch wie sie im Sommer in den Tagebüchern verzeichnet worden waren, in der Muße des Winterquartiers druckfertig gemacht wurden. So ist der erste Band in Ufa, der zweite in Selenginsk abgeschlossen worden und den dritten schrieb P. fast ganz in Zarizyn nieder und nur äußere Umstände, unter welchen P. die Herstellung der Landkarten nennt, verzögerten das Erscheinen dieses letzteren bis zum Jahre 1776. Eine solche Arbeitsweise war nur bei rastloser Thätigkeit und nie ermüdender Gabe und Lust der Beobachtung im Stande, so werthvolle Ergebnisse zu liefern, wie wir sie in diesen drei großen Quartbänden mit über 2000 Textseiten und zahlreichen Karten und Kupfern besitzen. Sie entsprach den Wünschen der Akademie, welche, entgegen ihrem früheren Programm, vorwiegend auf Antreiben Orlows seit Pallas' Eintritt eine raschere Nutzbarmachung der Forschungsergebnisse ihrer seit 1768 in alle Theile des Reiches entsandten Reisenden verlangte, aber wir dürfen wohl sagen, daß sie auch der vielseitigen, beobachtungsfreudigen Natur Pallas' genug that, welcher gerade auf diese erste, schwierigste seiner Reisen in späteren Jahren mit Freude und Stolz zurücksah. Da sein sibirisches Forschungsgebiet sich theilweise mit demjenigen seines Vorgängers Gmelin deckte, betont er selbst bei Gelegenheit die unvergleichlich beschränktere Aufgabe, die dem letzteren gestellt war und wie derselbe selbst sich enge Grenzen gezogen. P. beobachtete alles, und verzeichnete alles, sicher, daß auch das Unbedeutende dereinst von Gewicht sein könnte, und erwies sich durch die seltene Verbindung von Gründlichkeit und Vielseitigkeit, Originalität und Gelehrsamkeit als der seinen Aufgaben am besten gewachsene von allen den wissenschaftlichen Reisenden, welche seit Gmelin das russische Reich durchforscht hatten. P. arbeitete sich ungemein rasch in die Mannigfaltigkeit seiner Aufgabe hinein. Als Zoolog war er von Petersburg abgegangen, als fertiger Botaniker und Ethnograph, als hervorragender Statistiker im weiten Sinne Schlözers, als Geolog und Mineralog kehrte er zurück.

Den Vorschriften gemäß trugen Pallas' Reisen stets auch den Charakter von „ökonomischen" Reisen, wie man sie damals zu nennen pflegte. Die wirthschaftliche Lage der bereisten Gegenden, die bemerkenswertheren Industrien, besonders aber alles, was im Thier-, Pflanzen- und Steinreich sich als irgend einem wirthschaftlichen Zwecke nutzbar zu erweisen schien, wurde so genau verzeichnet, daß heute schon Pallas' Reisewerke als Beiträge zur Wirthschaftsgeschichte des russischen Reiches gelten. Mit ihren zahllosen Anregungen, die Gaben der Natur besser auszunutzen, greifen sie häufig über das einfach Praktische hinaus. Keine Nährpflanze, die auch nur entfernt möglich scheint, Arzenei- und Färbepflanzen, nutzbare Mineralien, Fische u. s. w. werden unerwähnt gelassen. Man findet kurze Abhandlungen über die russischen Färbepflanzen, über die Schwefel- und Asphaltquelle am Sok, die Schwefellager von Sernoi Gorodok, größere über die Fischereien bei Simbirsk und im Kaspisee, den bucharischen Handel Orenburgs, die Salzwerke von Ilezk, die Bergwerke des südlichen und mittleren Ural, den asiatischen Handel von Troizkaja Krepost und Semipalatinsk, die sibirische Rinder- und Pferdepest, die Salzseen von Gurief, die issetische Provinz, den Störfang im Irtysch und die Fischerei im Ob, die Jagd im unteren Obgebiet, die damals neuen Ackerbaukolonien an der Uba, die altaiischen Bergwerke, die wirthschaftliche Lage von Krasnojarsk, den Handel mit China über Kjachta, die ostsibirischen Bergwerke, die damals junge Kolonie Sarepta und die Colonien oberhalb Dmitrefsk und die Salzlager und Salzseen der Steppen des unteren Wolgagebietes.

Was P. auf diesen Reisen zur Ethnographie beigetragen, ist zunächst in den Völkerschilderungen seiner Reisewerke zu suchen, wo Mordwinen, Tschuwaschen, Tataren, Kalmücken, Nogaier, Kaukasusvölker, endlich verschiedene Zweige des russischen Volkes mehr oder weniger eingehend beschrieben werden. P. beobachtet Körperliches und Geistiges gleich scharf und schildert ohne alle Uebertreibung. Es gilt in der That von seinen Völkerschilderungen, was wir mit Rudolphis Worten oben (S. 83) von seinen Thierbeschreibungen gesagt haben. Die größeren Monographien, wie er sie über Kalmücken, Tataren, die Völker am unteren Ob nach Sujefs Ergebnissen, die Chinesen von Maimatschin, die daurischen Tungusen, die sagaiischen Tataren, Beltiren, Koibalen und andere Stämme des sajanischen Gebirges liefert, haben ihren Werth noch nicht verloren. Von der Sprache der Koibalen hat P. das erste Wörterverzeichniß geliefert. Ausführlicher werden ferner die katschinzischen Tataren, dann auf der südlichen Reise 1773 die Wotjäken und Tscheremissen, die kundurofskischen Tataren behandelt. Besondere Beachtung findet der monogolische Buddhismus und nach Gmelins Vorgang das Schamanenthum. Die prähistorischen Studien konnten in unseren Tagen an den Nachrichten mit anknüpfen, welche P. von den Alterthümern des südlichen Rußlands gegeben. Er verfehlt nie die alten tatarischen Befestigungen zu beschreiben, er hat die erste eingehende Schilderung von Bolgari gegeben, man verdankt ihm den Hinweis auf den alten, sog. tschudischen Bergbau, mannigfach anregend und inhaltreich sind seine zahlreichen Angaben über sog. tschudische Gräber, die Beschreibung der Trümmer von Ablaikit, der alten Gräber im sajanischen Gebirge und am Jenissei und alter Bewässerungsanlagen im unteren Wolgagebiet.

In der Vorrede zu den „Reisen in verschiedenen Provinzen des Russischen Reiches“, der ersten Frucht seiner großen Reisen, hat P. gewissermaßen ein Programm entworfen. Den Grundsätzen, welche er darin ausspricht, verdanken seine Werke ihren dauernden Werth. Er sagt hier: „Da ich auf alles aufmerksam zu seyn gesucht habe, so darf ich hoffen, daß meine Arbeit nicht unter die Zahl der überflüssigen oder verwerflichen Schriften wird gesetzt werden, wenn ihr gleich alle Zierlichkeit in der Schreibart und andere Vollkommenheiten mehr fehlen sollten . . . Mich dünkt, die Haupteigenschaft einer Reisebeschreibung ist die Zuverläßigkeit.“ P. hat, um sein Programm zu verwirklichen, sich eine Arbeitsmethode geschaffen, welche den Reiseweg und seine nächsten Umgebungen keinen Moment außer Acht läßt. Er strebt ein im weitesten Sinn geographisches Croquis an, allerdings mehr noch naturgeschichtlich als topographisch gehalten. Die tüchtige naturgeschichtliche Vorbildung, welche P. mitbrachte, die ethnographische Schulung, welche er sich bald erwarb, befähigte ihn, rasch zahlreiche Betrachtungen über das Thier- und Pflanzenreich anzustellen, wobei indessen auch die Mineralogie und Geologie nicht leer ausgingen, und zugleich über die Völkerverhältnisse soviel mitzutheilen, als er erreichen konnte. Er blickte auf den späteren Reisen tiefer in diese letzteren als auf den früheren und so sind auch seine späteren Reisen ethnographisch ergiebiger gewesen als die erste. Was P. auffiel, das zeichnete er an Ort und Stelle ein, und gab es dann in wenig veränderter Gestalt in Druck. Seine Reisewerke sind daher keine litterarischen Leistungen von besonderem Werthe, es kennzeichnet sie eine Ueberfüllung mit thatsächlichen Angaben der trockensten Art und der allerverschiedensten Gattung. Es sind wenig mehr als etwas gesäuberte, sehr reiche Tagebücher. Aber da und dort leuchtet ein Gedanke durch, welcher zeigt, daß P. nicht nur ein Sammler von Thatsachen war. Die einzige Bemerkung in den sehr trockenen Tagebuchblättern der ersten in Eile ausgeführten Reise von Petersburg nach Moskau im Sommer 1768, daß südlich von den Waldaibergen die granitischen Gerölle selten werden oder verschwinden, die nördlich davon so vorherrschend vertreten sind,

und daß an ihre Stelle versteinerungsführende Formationen treten, wirft ein Licht auf eine große Zahl von Thatsachen, die an und für sich bedeutungslos daliegen. Und an solchen Geistesblitzen, die, so wie dieser die Lehre von den eiszeitlichen Geröllbecken vorverkünden, einige der wichtigsten Entdeckungen vorahnen lassen oder vorbereiteten, ist bei P. nie Mangel, am wenigsten auf dem damals selten mit großem Aufwand an Geist behandelten Gebiete der Pflanzen- und Thierkunde. Hier war vor allem P. kein Orthodoxer in Fragen der Artbildung, Kreuzung, Anpassung. In sibirischen Pflanzenformen wollte er durch klimatische Einflüsse abgewandelte europäische Arten erkennen. Sehr lehrreich ist seine Darlegung der Gründe des großen Pflanzen- und Thierreichthumes des daurischen Gebietes, wo er mit wahrer Freude reiche Ernten hielt, dann die Erörterung der Gründe, warum er die Grenze der sibirischen Flora anders ziehe als Gmelin u. dgl.

In Petersburg zur Ruhe gekommen, anerkannt, in seinen Arbeiten und Bestrebungen unterstützt, konnte sich P. nun seit 1774 zwei Jahrzehnte lang wesentlich ungestört der Verarbeitung seiner Reiseergebnisse und neuen selbständigen Forschungen widmen. Das Datum der Vorrede zum letzten Band der Reisen, der 10. Februar a. St. 1776, bezeichnet den Beginn der selbständigen, reiferen, geordneteren Publicationen. Zuerst erschien im gleichen Jahre der 1. Band der „Sammlungen historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften", dem der 2. Band 1801 folgte: eine Zusammenstellung theils schon im Reisewerk gegebener, aber hier berichtigter und vermehrter ethnographischer, historischer, wirthschaftlicher und linguistischer Daten über diese damals in diesen Beziehungen noch äußerst wenig bekannten Völker. Im October 1777 schrieb P. die Vorrede zu „Novae species quadrupedum e glirium ordine", welche auf Anregung Schrebers 1778 in Erlangen erschienen. Ueber Systematik, Anatomie und Lebensart der von ihm beobachteten Nager gab hier P. zahlreiche neue Aufschlüsse. Rudolphi urtheilt noch 1812: Eine solche Monographie haben wir über keine andere Ordnung der Säugethiere. Mittheilungen über die thierische Wärme und über Eigenthümlichkeiten der Lebensweise dieser Thiere, damals so wenig beachtete Dinge, rechtfertigen den Ausdruck des ebengenannten Beurtheilers, es sei der Geist, der in dieser Monographie wohne, den meisten Naturforschern fremd geblieben. 1781 und 82 erschienen in Erlangen zwei Hefte „Icones Insectorum praesertim Rossiae Sibiriaeque peculiarium". Vom dritten Heft ging ein Theil des Manuscriptes auf dem Wege nach Deutschland verloren, so daß nur noch ein Bruchstück 1798 zur Veröffentlichung kam. Die beiden Arbeiten und neben ihnen eine große Zahl akademischer Abhandlungen und kleinerer Studien, die z. Th. in den „Nordischen Beiträgen" stehen, sollten die „Fauna Rossica" vorbereiten, ebenso wie eine Reihe botanischer Studien bestimmt war, die Grundlage einer „Flora Rossica" zu bilden, welche 1784 und 1788 in zwei der Kaiserin Katharina gewidmeten Bänden erschien. Die im Gebiete der russischen Monarchie wildwachsenden Bäume und Sträucher waren hierin der Mehrzahl nach beschrieben, die weniger bekannten abgebildet. Das Werk sollte noch mehrere Bände umfassen und waren die Tafeln der P. in besonders hohem Grade interessirenden Rhabarberarten schon fertig, als aus unbekannten Gründen die Veröffentlichung unterbrochen wurde. Dadurch ist die Wissenschaft auch der Arbeit über die Pflanzengeographie des russischen Reiches verlustig gegangen, welche ursprünglich sich anschließen sollte. P. hat in zahlreichen Einzelveröffentlichungen die Lücke, welche diese Unterbrechung ließ, wenigstens in etwas ausgefüllt. 1800 erschienen die mit vortrefflichen Kupfern nach der Natur ausgestatteten „Species Astragalorum", welche allein 40 neue Arten brachte, 1803 die „Illustrationes plantarum imperfecte vel nondum cognitarum" mit Abbildungen des

geschickten leipziger Malers Geißler, der ihn auf der taurischen Reise begleitet hatte, und dessen Hand die reizenden Vignetten der taurischen Reisebeschreibung und viele Illustrationen naturgeschichtlicher Monographien entstammen, ein Werk, das leider ebenfalls, nachdem 59 Tafeln erschienen waren, Fragment blieb. In seinem letzten Jahre endlich erlebte er die Freude, von der Fauna Rossica, welche er zuletzt in Berlin überarbeitet hatte, eine Anzahl Aushängebogen zu erhalten. Das Werk erschien zu St. Petersburg in Pallas' Todesjahr. Weit ab von seinen Forschungsgebieten liegt das groß angelegte „Linguarum totius orbis vocabularia comparativa“, von welchem zwei Bände 1787 und 89 erschienen, während der Schlußband nie veröffentlicht wurde. Auf besonderen Wunsch der Kaiserin unternommen, welche sich selbst mit der Sammlung von Sprachproben zunächst des russischen Reiches beschäftigte, sollte es eine ausgewählte Reihe von Begriffen in ihren Sprachformen über die ganze Erde hin verfolgen. P., der den wissenschaftlich nicht ganz zweifellosen Plan der Kaiserin wohl nicht mit großer Freude ausführte, gab sich gewaltige Mühe, 153 osteuropäische und asiatische Sprachen nach vorwiegend handschriftlichen Quellen zu bearbeiten, mag aber das Seinige beigetragen haben, daß die amerikanischen und afrikanischen Sprachen nicht auch noch in ähnlicher, zuletzt doch unfruchtbarer Weise durchgearbeitet wurden. Von 1781—83 und von 1793—96 erschienen die zwei Reihen der „Neuen“ und „Neuesten Nordischen Beiträge“, in deren drittem Bande P., dessen eigenstes Werk auch diese Reihe war, wiewohl er sich nicht auf dem Titelblatte nennt, sein physikalisch-topographisches Gemälde von Taurien, daneben in allen Bänden wichtige kleinere Monographien, wie die des Yak, des Korssak, die tangutischen Nachrichten über Tibet u. v. a. veröffentlichte. Daneben bringen diese acht Bände aus ungedruckten Schriften und Briefen Mittheilungen über die Reisen Stellers, Lechows, Sievers', Engelmanns, Schangins u. a., denen P. zahlreiche Bemerkungen und Nachträge zugefügt hat. Wenn man die ganze Reihe dieser Zeitschrift überblickt, deren letzter Band zugleich der Schlußstein von Pallas' Thätigkeit in und für Rußland genannt werden kann, gewinnt man den Eindruck, daß sie eines der zweckmäßigsten Unternehmen war, die auf diesem Felde damals möglich waren. Die „Nordischen Beiträge“ bewahren eine große Reihe von Documenten zur Länder- und Völkerkunde des großen Reiches, welche ohne sie großentheils verloren gegangen sein würden. Ihre mannigfaltigen Mittheilungen, besonders auch die kleineren, haben fruchtbare Anregungen in wissenschaftlicher und wirthschaftlicher Beziehung gegeben, da über der Forschung die Ausnützung der Schätze nie übersehen wurde. Und endlich waren besonders die größeren Beiträge, welche P. selbst lieferte, Muster der Schilderung und Darstellung, so daß bis heute diese Zeitschrift eine werthvolle Quelle für Naturgeschichte, Ethnographie und Geographie darstellt.

Unter den größeren akademischen Abhandlungen nennen wir hier zwei, welche die Kraft und Richtung des Geistes von P. einigermaßen ermessen lassen. Zuerst die Betrachtungen über Gebirgsbildung, welche 1777 in den Schriften der petersburger Akademie erschienen. P. stellte hier das Gesetz auf, daß in jedem Gebirge den Kern granitische Gesteine bilden, welchen Schiefer und weiter nach außen hin Kalksteine umgeben, und lenkte damit die Betrachtungen des Gebirgsbaues in die Bahn der Vergleichung und der systematischen Unterscheidung der Gesteine. Das Werkchen hat viel Anerkennung gefunden. Ein Franzose, der diese Betrachtungen übersetzte und 1779 in Paris herausgab (wenige deutsche Bücher erfuhren eine so baldige Uebertragung in die Sprache, die damals die ganze gebildete Welt sprach) sagt geradeheraus: „Die Schrift ist uns unbekannt, es ist aber nothwendig, sie zu kennen“, und Cuvier stellte sie in seinem Rückblick auf die Fortschritte der Naturwissenschaften seit 1789 an die Spitze der Schriften.

r die Wissenschaft von der Zusammensetzung und Bildung der Gebirge begründet
n und erklärte sie für die Grundlage und den Ausgangspunkt der Arbeiten
de Saussure, Deluc, Werner. Auf biologischem Gebiete tritt ähnlich be-
nd die bei Anwesenheit des Prinzen Heinrich von Preußen in der Akademie
ne Abhandlung „Ueber die Ausartungen der Thiere" hervor, welche wie die
r zunächst auf einer größeren Anzahl von eigenen Beobachtungen beruhte als
ls irgend ein anderer Naturforscher aufweisen konnte. Zusammen mit einem
n Grade von Unabhängigkeit der Meinung ist dieser Reichthum an originalen
sachen das Merkmal dieser und ähnlicher Arbeiten von P. Die Fülle von
hauungen und Gedanken, über welche P. verfügte, wird stets auch in zahlreichen
ligen Anmerkungen kund, mit denen er solche größere Abhandlungen be-
t und in denen selbst über weiter abliegende Gegenstände lichtbringende Be-
ungen fallen. Ich erinnere hier nur an die Betrachtungen über die Ursachen
ibirischen Klimas, über Tiefseetemperaturen, über den Ursprung der Menschen-
, über zu vermuthende Hochländer in Centralafrika, über die Bildung von
lagern, über innerasiatische Vulkane, über den Zusammenhang zwischen
lresten und heutigen Tiefseebewohnern, über den Ursprung der wohlerhal-
Mammuth- und Rhinocerosreste im Eise Sibiriens, endlich über den alten
mmenhang des schwarzen Meeres mit dem Kaspisee — Betrachtungen, welche
tlich jenem einzigen akademischen Vortrage über Gebirgsbildung ein- und an-
t sind. Jede einzelne von ihnen würde dem gelehrten Zeitgenossen Pallas' den
f zu einer Abhandlung geliefert haben. Es gilt genau dasselbe von seiner
igkeit in den „Nordischen Beiträgen", wo er selbst solche Arbeiten, die, wie
ers „Ueber den wahrscheinlichen Ursprung der Amerikaner", nicht blos halb
ssen waren, sondern auch seinem Arbeitsfelde ferne lagen, richtig zu würdigen
e und zur verdienten Geltung brachte.
P., der sich mit Recht sehr häufig und mit Offenherzigkeit gegen die Er-
r leichter Hypothesen ausspricht, und am häufigsten gegen Buffon, der zu
Zeit mit seinem großen Einflusse auf die Phantasie seiner Zeitgenossen das
hteste Beispiel gab, entbehrte selber keineswegs der schöpferischen Phantasie,
vor allem sein Versuch einer Erklärung der Oberflächengestalt der Erde
der einen Anhang seiner kleinen Arbeiten über Gebirgsbildung bildet und in
nen Andeutungen auch in dem großen Reisewerke hervortritt. Im Lichte
Wissens seiner Zeit ist dieses der bestbegründete und umfassendste Versuch zur
rung von Verhältnissen, welche allerdings auch heute der vollen Erklärung
harren. P., der, vorzüglich durch seine Studien über den Ural und die
chen Gebirge zu der sichern Annahme gelangt war, daß alle höheren Ge-
ursprünglich Granitinseln in einem Ocean von größerem Niveau als heute
en seien, läßt die Thonschiefer aus der Zersetzung dieser Gebirge durch das
r entstehen, wobei die anschwemmenden organischen Reste das Material
die Vulkane lieferten, welche ihrerseits die frühesten Niederschlagsbildungen
chiefer verwandelten und Kalkgebirge aufwarfen. Endlich folgte aber ein
ruch vulkanischer Kräfte, stärker als alle früheren, dessen Spuren in den
ninseln Südasiens noch übrig sind, und dem ein gewaltsames Zurückfluthen
Meeres gegen Norden und in deren Gefolge Neubildungen und Zerstörungen
lterten, wie sie die Erde früher und nachher nicht gesehen hat. Auf diese
ltige Katastrophe sind die Tertiär-Gebirge des Nordens, mit ihren Thier-
Pflanzeneinschlüssen tropischen Ursprungs, die im sibirischen Eis begrabenen
nsäugethiere, die verhältnißmäßige Seichtigkeit des nördlichen Polarmeeres,
iche Meerbusen, auch das Mittelmeer mit dem Schwarzen Meer und dem
isee, die Tiefländer im Süden und Osten der Hochgebirge Südasiens und
amerikas, die schroffen Landspitzen im Süden der Continente und Halb-

inseln zurückzuführen. Man kann über den Werth dieser später von Reinhold Forster aufgenommenen Ansichten streiten, sie stellten zu ihrer Zeit eine erste allgemeine Erklärung der Erdformen auf und haben Männer, wie Buch und A. v. Humboldt anzuregen vermocht. Der Geologie wandte P. in seinen spätern Jahren eine tiefer eingehende Aufmerksamkeit zu, welche durch die Untersuchung der uralischen und altaischen Erzlagerstätten, wohl zum ersten Male geschärft worden war. In der Krim trieb er mit Vorliebe geologische Studien und dieselben haben sich der Wissenschaft förderlich erwiesen. Die Vorliebe für mächtige Fluthen, Gebirgseinstürze u. dgl. war ja mehr als verzeihlich bei Männern, die in dem weiten Rahmen, den ihr Blick umspannte, die einzelnen kleinen Erscheinungen nicht festzuhalten vermochten. Wo er konnte, lieferte P. Beiträge zur Einzelkenntniß der Länder, und zahlreiche Monographien beweisen, daß er sich strenge an die Aufgabe der genauen Schilderung hielt, ohne sich von jener Vorliebe abziehen zu lassen. In jener biologischen Abhandlung legte P. Beobachtungen vor, welche zur Kritik der Begriffe, Art, Spielart, Rasse in dem oben angedeuteten Sinne anregen sollten. Seine Schlüsse kamen indessen seiner Zeit noch zu frühe und haben theilweise erst viele Jahrzehnte später ihre Wirkungen geübt und Bestätigung gefunden. Pallas' Anschauung, daß es artlose Formen gebe, z. B. Hausthiere, welche den Charakter der Art verloren haben, nur noch artlose Rassen darstellen, gehört zu den prophetischen, welche in das rechte Licht erst in dem Zeitalter der Entwickelungslehre gestellt worden sind. Unmittelbar wirkt Pallas' beständig rege Aufmerksamkeit auf die Fossilreste. Wenn hier P., ähnlich wie auf dem naturgeschichtlichen Gebiete, im nie ruhenden Forschungsdrang, wohl über die Grenzen, die seiner Zeit gezogen waren, hinausschweifen wollte und einige gewagte Hypothesen, wie die, welche er über die Nummulitenbildung oder die großen Fluthen, welche die Elefanten- und Nashornreste nach Nordsibirien gebracht haben sollten, aufstellte, so hat doch seine eingehende Beschreibung von Schichtenfolgen und organischen Einschlüssen die stratigraphische Geologie vorbereitet. Seine Wiederaufnahme der Tournefortschen These vom einstigen Zusammenhang des Schwarzen und Kaspischen Meeres sucht er durch Vergleichung fossiler und recenter Muscheln des fraglichen Gebietes zu beweisen. Nicht minder fruchtbringend war seine genaue Darstellung recenter oder doch junger Vorgänge, wie er sie besonders in der Schilderung der Steppenseen, der Salzbildung in den Steppen, der Zeugnisse für die mit Unrecht von Zeitgenossen als unwahrscheinlich verspottete alte Verbindung des Schwarzen Meeres mit dem Kaspi- und Uralsee bewährte. P. ist als Begründer der modernen Ethnographie gefeiert worden, was in Ansehung älterer Verdienste, die Kämpfer, Cranz u. dgl. beanspruchen dürfen, zuviel gesagt ist. Doch hat P. zweifellos das Verdienst, die Methode scharfer und allseitiger Beobachtung der Thatsachen aus seinen naturgeschichtlichen Arbeiten auf die ethnographischen übertragen zu haben. Und jedenfalls verdient das Lob eines Cuvier citirt zu werden, welcher von Pallas' Werk über die Mongolen sagt, es sei vielleicht die classischste Schrift, die über ein Volk in irgend einer Sprache existire. Der ungewöhnliche, fast beispiellose Reichthum an Thatsachen in den Schriften von P. macht den Mangel exacter Messungen um so empfindlicher. In dieser Beziehung steht P. ebensoweit hinter seinen Zeitgenossen A. v. Humboldt, L. v. Buch, Wahlenberg, de Saussure zurück, als er sie an Fülle und Vielseitigkeit der Beobachtung übertrifft. P. machte seine Beobachtungen mit dem schon zu seiner Zeit veralteten Delisle'schen Thermometer leider nicht regelmäßig. Seine vortrefflichen Schilderungen des Klimas an der unteren Wolga und in Taurien ruhen auf phänologischer Basis. Den Luftdruck bestimmte er nicht, also auch keine Höhen. Er nahm auch keine magnetischen Beobachtungen vor und die Grundlagen zu seinen Karten sind, wo nicht andere ihm exacteres Material lieferten,

Schätzungen, wie bei seinen Karten des Sok, der Uralmündung, des Bogdoin-Dabassu, während diejenige des Steppengebietes zwischen Ural und Wolga, des südlichen Ural u. a. auf fremden Aufnahmen beruht. Ausgenommen sind Pallas' eigene genaue Beobachtungen über Gesteine und Erzvorkommen, welche in der Karte des uralischen Bergreviers eingetragen sind und diese dadurch zu einem interessanten Versuche stempeln, eine geologische und Mineralkarte des südlichen Ural zu schaffen. Wo neue geographische Aufnahmen vorlagen, wie im Irtischgebiet, hat P. nur die nothwendigsten geographischen Angaben gemacht. Die, rein geographisch genommen, wohl hervorragendste Errungenschaft der Pallas'schen Sibirienreise, der Nachweis, daß der Karische Busen um eine ganze Reihe von Tagereisen zu weit östlich angesetzt worden, gehört seinem Begleiter Sujef. Mit Geist hat er indessen die vorhandenen Messungen zur Richtigstellung der von Ides, Lange u. A. verbreiteten Irrthümer über die Höhe des Ural und der nordasiatischen Gebirge benutzt. Nichts Näheres wissen wir über Pallas' Thätigkeit in der Commission zur kartographischen Aufnahme von Rußland, in welche er 1777 berufen ward. Noch einmal entsagte P. der ungemein fruchtbaren wissenschaftlichen Thätigkeit, welcher er in Petersburg seit der Rückkehr von der sibirischen Reise sich gewidmet hatte, soweit ein ausgedehnter Verkehr es erlaubte, um eine letzte große Reise anzutreten. Die Reise nach dem südlichen Rußland und in die Halbinsel Krim, welche 1793 und 94 unternommen wurde, sollte zunächst der Erholung dienen. „Des Getümmels und der übertriebenen Geselligkeit der großen Residenzstadt des Russischen Reiches überdrüssig", so beginnt der Bericht, welchen P. 1799 über dieselbe herausgab. Allein der Wunsch, wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen, stand jedenfalls hart hinter dieser Erwägung. P. wünschte vor allem seine Sammlung von Pflanzen zu vervollständigen und nahm deshalb den vorzüglichen Maler Geißler mit, dessen farbige Vignetten vor allem den Reisebericht in einer ungemein anziehenden Weise zieren und ergänzen. Die Reisenden — P. mit Frau und Tochter und dem Maler — verließen Petersburg am 1. Februar 1793, um über Moskau und Pensa die Wolga zu erreichen. In Pensa wurde ein Aufenthalt gemacht, den in der Reisebeschreibung eine Skizze der Naturverhältnisse des Gouvernements bezeichnet. Am 12. März wurde Saratow erreicht und von da an theils auf, theils an der Wolga hin der Weg durch das deutsche Koloniegebiet nach Zarizyn genommen. Vom letzteren Orte aus machte nun P. Ausflüge nach Sarepta, Astrachan, in die nahe gelegene Kirgisensteppe, wo P. vielfach Gelegenheit fand, frühere Beobachtungen zu bestätigen oder zu verbessern, und neue Studien u. a. über die Salzseen zu machen. Pallas' Tochter war indessen zu Sarepta an den Blattern erkrankt und als sie genesen war, wurde die Reise über Astrachan auf dem sog. kislaischen Wege am kaspischen Meere hin, durch die Manytschniederung nach Georgiefsk fortgesetzt, von wo Ausflüge u. a. nach den Beschlan gemacht wurden. Die Reise ging dann über Tscherkask nach Taganrog, wo ein genauer Plan für die Weiterreise in das erst jüngst eroberte, nur mit wenig Verwaltungseinrichtungen und noch weniger Straßen versehene Taurien entworfen werden mußte. Am 21. October erst konnte die Reise über Mariupol nach dem Berdaflüßchen fortgesetzt werden und P., der anhaltend über seine „baufällige Gesundheit" zu klagen hatte, war froh, am 30. October im Winterquartier in Simferopol einzutreffen. Schon am 8. März folgte er aber dem ungeduldigen Wunsche, endlich die taurische Halbinsel näher kennen zu lernen und begab sich zunächst nach Bachtschisarai, von da nach Sebastopol, dessen Umgebung und vorzüglich die alte Veste Inkerman er eingehend beschreibt. Es folgte dann eine Bereisung des südlichen Randgebirges der Krim und des Tschatyrdag, welche er, wiedergenesen und von der Freude an der milden Natur, der reichen Vegetation und dem an-

ziehenden Bau des Gebirges geschwellt, mit jugendlichem Eifer und fast der ganzen früheren Elasticität durchführte. Außer den botanischen und geologischen Verhältnissen fesselten seine Aufmerksamkeit auch hier die ethnographischen und geschichtlichen Thatsachen. Seine Bemerkungen über die Bergtataren und die genuesische Feste Soldaja bezeugen es. Den Hochsommer widmete P. dem Innern und dem Ostrand der Halbinsel. Er besuchte Karabussar, die sog. Alte Krim, Kaffa, Kertsch, Jenikale, die Halbinsel Taman, deren geographische und geologische Verhältnisse genau untersucht wurden. Am 18. Juli 1794 trat P. die Rückreise an, ging über Kosloff, Perekop, Nikolajef, Elisabetgrad und durch Kleinrußland nach Poltawa, dann über Kursk, Orel, Tula nach Petersburg, wo er am 14. September eintraf.

In der Verarbeitung der Ergebnisse dieser zweiten Reise in den „Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reiches in den Jahren 1793 und 1794" (2 Bde. 1799 und 1805) folgte P. dem Beispiel des älteren Gmelin, indem er die botanischen und zoologischen Ergebnisse absonderte und in die Reisebeschreibung bloß die allgemeineren Schilderungen des Naturcharakters und der Naturerscheinungen, Betrachtungen über Ursachen und Folgen der letzteren, Beschreibungen von Alterthümern, kleinere ethnographische Excurse und besonders aber in ausführlicherer Darlegung die Würdigung der wirthschaftlichen Verhältnisse aufnahm. Wie die ganze Reise bequemer, ruhiger durchgeführt ward, ist auch die Darstellung minder gedrängt, wiewohl sie nirgends in Breite oder Wortluxus verläuft. Das Naturgefühl, das Interesse am Historischen treten indessen mehr hervor. Wir nennen von den eingehenderen und theilweise monographienartigen Abschnitten die Beschreibung des Gouvernements Pensa, die Mittheilungen über das Fortschreiten der Colonisation an der unteren Wolga, über Wein- und Seidenbau im gleichen Gebiete, die Schilderung des blühenden Zustandes der Colonie Sarepta, des Handels und der Fischerei von Astrachan, der orientalischen Krappfärberei, des Weinbaues von Tscherepacha, der Indier (Multaner) in Astrachan, die Sammlung von historischen Nachrichten über Persien, über die Geschichte des großen Diamanten des Schah Nadir, die Mittheilungen über die Turkmenen von Kisljar, die zahlreichen Beobachtungen über den alten Zusammenhang der beiden Meere, die Beschreibung der Colonien an der kaukasischen Linie, der Ruinen von Madschary, die ein ganzes Capitel füllenden Nachrichten über die Völker des Kaukasus, über die Gräbersteinbilder der südlichen Steppen, die Schilderungen von Tscherkask und Taganrog, besonders des Handels der letzteren Stadt, die Schilderungen von Simferopol und Sebastopol und ihrer an Resten des classischen Alterthums so reichen Umgebungen, die geologischen Untersuchungen über das südliche Küstengebirge der Krim, über Erdfälle und Erdbeben dieser Halbinsel, die Erörterungen über Einführung des Seidenbaues in der Krim, die wirthschaftliche Lage von Kertsch, die Erdölfunde bei letzterer Stadt, die Schlammvulkane in der Nähe derselben, die Neubildung einer durch unterirdische Kräfte aufgeworfenen Insel im Asow'schen Meere. Sehr eingehend sind endlich die die Schlußcapitel des 2. Bandes bildenden „Allgemeinen Bemerkungen über die Krymische Halbinsel", welche sich über die Ethnographie und Lebenslage der Tataren und besonders über die wirthschaftlichen Verhältnisse verbreiten. Der Abschnitt über Wein- und Obstbau wird noch heute geschätzt. Das „Physikalisch-Topographische Gemählde von Taurien" ist der veränderte Abdruck des gleichnamigen Aufsatzes, welcher unter Beifügung „aus dem Tagebuch einer im Jahre 1794 gethanen Reise" im dritten Band der „Neuesten Nordischen Beyträge" erschienen war. Es ist das die erste Frucht der taurischen Reise und der ganze Inhalt des Aufsatzes ist beträchtlich erweitert in die vorerwähnte Reisebeschreibung mit aufgenommen

rden. Als Naturgemälde eines verhältnißmäßig wenig ausgedehnten Gebietes,
s damals zu den wenigst bekannten gehörte, hat dieses Werkchen indessen den
rzug einer gewissen Geschlossenheit. P. konnte seine Fähigkeit, die ver-
isdensten Aufgaben zu bewältigen, in der geologischen, botanischen, zoologischen
d ökonomischen Schilderung eines nicht zu großen, aber fast unbekannten Ge-
tes bewähren. Man sieht mit Interesse, wie er selbst seine Theorien der
ebirgsbildung auf einen gegebenen Fall von beschränkter Größe anwendet, und
enn man nicht geneigt ist, ihm auf dem Wege so kühner Hypothesen zu folgen,
ie die des Einsturzes „taurischer Alpen", welche die Granitfelder der Nogaiischen
teppe erklären soll, so verweilt man um so lieber bei den eingehenden Schil-
rungen thatsächlicher Vorkommnisse, wie z. B. der Schlammvulkane von Kertsch
er der Salzseen am Siwasch, von Perekop und anderen Orten.

P. fühlte sich nach dieser Reise ruhebedürftig und zugleich bezaubert von
r Schönheit der taurischen Halbinsel. Er hatte dort wieder viel an Fieber
litten, hoffte aber Heilung von dem Einflusse des milden Klimas und einer
ngestörten ländlichen Thätigkeit. Katharina II., von diesen Wünschen unter-
ichtet, schenkte ihm 1795 die Dörfer Schülü und Aithodor nebst Fruchtgärten
i dem letzteren Orte, Weinbergen bei Sudagh und ein Haus in Simferopol,
ußerdem eine Summe von 10000 Rubel zur Einrichtung. Noch im August
esselben Jahres siedelte P. über, wohnte zuerst in Simferopol, dann inmitten
einer Weingärten bei Sudagh. Als 1805 seine Tochter, welche an den russischen
eneral von Wimpfen verheirathet gewesen war, verwittwet auf das Gut Kalmuk-
ara in der Krim zog, nahm P. seinen Wohnsitz in der Nähe dieses einzigen,
ehr geliebten Kindes und seines Enkels. Neben dem Weinbau, dem sich P. mit
roßem Eifer widmete, beschäftigten ihn in der Krim einige der wissenschaft-
ichen Arbeiten, von denen oben die Rede war. Auf kleinere Reisen, die er ge-
egentlich während dieses Aufenthaltes unternahm, führen manche eingehendere
Mittheilungen in den „Bemerkungen" (s. o. S. 94) zurück. Mit zunehmenden
Jahren empfand er indessen immer mehr die Abschließung von der civilisirten
Welt, welche durch die Kriegszeiten noch verschärft wurde, und vom wissenschaft-
ichen Verkehr, und wohl auch die Unzuträglichkeit des theils rauhen, theils wechsel-
ften Klimas der Halbinsel, wie er es selbst meisterhaft im zweiten Band der
„Bemerkungen", wesentlich weniger günstig indessen als im „Physikalisch-topo-
raphischen Gemälde" geschildert hat. Auch blieben ihm unangenehme Erfah-
ungen nicht erspart. Er wurde in einen Proceß wegen eines Theiles seines
Besitzthums verwickelt, von welchem er einen andern Theil seiner zweiten Frau,
ie er 1786 geheirathet hatte, und die ihn überlebte, schon im Anfang seines
Aufenthaltes überwiesen hatte. Ebenso wie seine erste Frau, die nach 15jäh-
ige Ehe 1782 gestorben war, seine Gefährtin auf der ersten Reise, war diese
weite Frau es auf der taurischen Reise gewesen. Im Frühjahr 1810 verließ
. Kalmukkara und siedelte nach Berlin über, wo er zuerst bei seinem Bruder,
ann in eigener Behausung wissenschaftlichen Arbeiten und dem Verkehre mit
reunden und Fachgenossen lebte. P. verbrachte heitere, ruhige Tage in Berlin.
Ich habe ihn nie in übler Laune gefunden", schreibt Rudolphi, der mit dem
Philologen Schneider, dem Hofapotheker Meyer aus Stettin, dem Entomologen
Tilesius und dem Botaniker Willdenow Pallas' nächste Umgebung in der Zeit
dieses Berliner Aufenthaltes ausmachte. Den einzigen Verdruß bereiteten ihm
Entstellung oder Verkennung seiner Ansichten und Urtheile oder Oberflächlichkeiten,
wie er sie besonders in der 1810 erschienenen Clarke'schen Reise durch Rußland
n größerer Zahl zu tadeln fand. Unterstützt durch die wissenschaftlichen Hilfs-
mittel, welche ihm in Berlin zur Verfügung standen, schloß er hier die Fauna
asiatico-rossica ab, deren I. Band in seinem Todesjahr erschien, und beschäf-

tigte sich außerdem hauptsächlich mit den Sammlungen von der Billings'schen Sibirienreise, zu welcher er selbst den vortrefflichen Plan entworfen hatte. Eine Arbeit über die von dieser Reise stammenden Labraciden ist der letzte Beitrag aus Pallas' Feder zu den Mémoires der Petersburger Akademie. P. starb am 8. September 1811 in den Armen seiner Tochter zu Berlin. Als Ursache seines Todes wird ein kaltes Fieber angegeben, welches nicht zum Ausbruch kommen konnte. Bei klarer Besinnung, wenn auch das Gedächtniß manchmal nachließ, schied er aus der Welt. Auf dem Sterbebette vertheilte er seine kleineren Sammlungen unter seine Freunde, und es soll ihn mehr als alles getröstet und erleichtert haben, als diese ihm versprachen, seine Manuscripte zu ordnen und sobald wie möglich herauszugeben. Wenige Tage vor seinem Tode hatte er in Briefen an den Staatsrath Fuß und den Minister Rassumowsky von den Theilnehmern und Förderern seiner Thätigkeit in Rußland sich verabschiedet. Er wurde am 12. September auf dem Hallischen Kirchhof bestattet, da er in seinem letzten Willen ein Familienbegräbniß in der Kirche abgelehnt hatte. Ebenso verbat er sich jedes prunkende Denkmal, sondern wünschte nur einen einfachen Denkstein. Auf Anregung der Petersburger Akademie setzte diese und ihre Berliner Schwestergenossenschaft 1835 auf Pallas' Grab ein Denkmal mit der von P. einst selbst bestimmten Inschrift: „Multas per terras jactatus ut naturam rerum indagaret hic tandem requiescit". Neben P. ruht auf eigenen Wunsch sein Freund und Biograph Rudolphi, der in seiner am Tage Friedrichs des Großen 1812 in der Akademie zu Berlin gelesenen Denkrede P. ein schönes litterarisches Denkmal gesetzt hat. Ein anderes Denkmal ist seine Naturaliensammlung, welche vor seiner Abreise nach der Krim die Kaiserin ankaufte, während seine Bibliothek nach Charkow kam.

Fassen wir die Ergebnisse der so ungemein regen und vielseitigen Thätigkeit des bedeutenden Mannes noch einmal zusammen, so ist zunächst das reine Aeußerliche hervorzuheben, daß P. 18 selbstständige Werke hinterlassen hat, wobei Werke, an deren Herausgabe er sich betheiligte (Güldenstädt's zweibändige Reise durch Rußland und im caucasischen Gebirge 1787 und 1791 hat P. selbstständig herausgegeben und mit einer Biographie Güldenstädt's versehen) nicht gezählt sind. Die Zahl seiner selbstständigen wissenschaftlichen Abhandlungen beträgt gegen 100. Nicht weniger als 39 derselben bergen allein die Bände der Schriften der Petersburger Akademie. Die Geschichte der Zoologie, Botanik, Geologie, Ethnographie und Geographie zählt P. unter die Großen, welche gleicherweise durch Aufdeckung neuer Thatsachen und Findung neuer Ideen die Wissenschaft gefördert haben. Wenn P. das Schicksal hatte, mehrere Werke als Bruchstücke liegen bleiben zu sehen, so ruht der Grund wesentlich in den zu großen Anforderungen, die an seine bekannte Arbeitskraft und Vielseitigkeit gestellt wurden. Die Nachwelt hat dieses nicht gehindert, seine Bedeutung voll anzuerkennen, und auch die Mitwelt, wiewol nicht alle Seiten der Thätigkeit Pallas' nach vollem Verdienst würdigend, hat ihm Zeichen genug von den tiefen Wirkungen gegeben, die er hervorgebracht hat. Die Schriften Pallas' übten schon früh eine weitreichende Wirksamkeit, die sich nicht auf enge Kreise beschränkte. Von vielen erschienen Uebersetzungen. Selbst die großen Reisewerke wurden mehrmals in Frankreich herausgegeben. Damals wurden Reisebeschreibungen viel mehr gelesen und ausgenutzt als heute; waren sie doch die einzigen Quellen für eine Menge geographischer, naturgeschichtlicher und völkerkundlicher Thatsachen, deren keine Specialforschung sich bis dahin bemächtigt hatte. Es ist nicht zuviel, was der anonyme Herausgeber des 1773 in Frankfurt und Leipzig erschienenen Auszuges aus Pallas' Reisen (unter dem Titel „Merkwürdigkeiten der Morduanen, Kasaken, Kalmücken, Kirgisen, Basch-

") in seiner Vorerinnerung sagt, wenn er die Reise Pallas' in die süd-
egenden des russischen Reiches „eines der vorzüglichsten deutschen Werke
ahrhunderts" nennt, ein Buch, durch welches Erdbeschreibung, Natur-
Geschichte, ja selbst Philologie und Litteratur ein Merkliches gewonnen
Und der gewichtige dritte Band war damals noch gar nicht erschienen.
ie taurische Reise hat bis in unsere Zeit hinein Anerkenner und Leser
. Allerdings sind Pallas' Reisewerke nicht bequem zu lesen. P., wel-
e Hauptwerke deutsch geschrieben hat, gehört nicht zu den ersten Stilisten
rit. Sein Stil ist kein Kunststil. In den früheren Arbeiten, beson-
der großen Reisebeschreibung, überwiegt durchaus das Sachliche die Form
den beiden ersten Bänden hat die Composition entschieden etwas Ueber-
Viel seltener als seine Zeitgenossen wird er subjectiv. Der Freude an der
it der Natur gibt er ganz selten Ausdruck, am meisten noch in der Reise
urien, aber auch hier stets beiläufig nur und kurz. In den sorgsam
teten akademischen Schriften ist sein Stil gedrängt, ohne jede hohle
nd überall scheint der Ueberfluß des Wissens und des Geistes durch.
er allgemeinen wissenschaftlichen und litterarischen Wirksamkeit steht Pallas'
der Einfluß auf Pflege und Blüthe der Wissenschaften in Rußland. In
. a. O. konnte P. auf seiner späteren Reise ins südliche Rußland den
n Einfluß selbst constatiren, welchen seine und seiner Genossen Reisen von
1774 auf die Entwickelung des Interesses für Naturgeschichte und über-
rforschung des russischen Reiches geübt hatten. Und noch jüngst theilte
so hervorragender Kenner der Geographie seines Vaterlandes, wie
Woeikof in St. Petersburg, mit, daß die Kenntniß vieler Theile des
zen Rußlands noch heute zum größten Theile auf Pallas' Arbeiten ruhe.
hätigkeit fehlte es auch nicht an äußerer Anerkennung. Er wurde 1782
llegienrath, 1793 zum Staatsrath ernannt, er war einer der ersten Ritter
dimir-Ordens und in der Akademie der Wissenschaften war er es, der
itzungen zu Ehren fürstlicher Personen in der Regel die großen Vorträge
össischer Sprache zu halten hatte. P. war ferner Mitglied der Akademien
lin, London, Paris und Stockholm. Von den Anerkennungen, welche
berfiedelung nach der Krim begleiteten und ermöglichten, haben wir ge-
Er fühlte sich Katharina II. gegenüber zu Dank verpflichtet und gibt
n in der damals in Rußland üblichen bezw. vorgeschriebenen Weise
. Er hat ihr und dem Kaiser Paul seine Hauptwerke gewidmet. Das
ihn indessen nicht, von Mißständen offen zu reden, z. B. in dem großen
f die Auswahl der Colonisten für Sibirien in ihrer ganzen Grausamkeit
llen. Cuvier hat es als bezeichnend für Pallas' ruhigen Charakter ge-
daß er keine litterarischen Fehden geführt habe. Indem P. zahlreiche
gebnisse der Beobachtungen und Sammlungen Anderer verwerthet, maßte
sich an, was er nicht selbst gefunden. Milde und Gerechtigkeitsliebe
h auch in der Sorgfalt, mit der P. die Ergebnisse seiner Gehilfen
und Sujef, wo immer diese selbstständig auftraten, als besondere Ein-
gen mittheilt, die billige Beurtheilung seines Vorgängers Gmelin, das
er Leuten ertheilt, die ihn selbst nicht glimpflich behandeln, wie seinem
gen Begleiter Rytschkof. Ein hohes Maß von Bescheidenheit ließ P.
chtigsten Entdeckungen ruhig und zurückhaltend vortragen. Es ist be-
, daß sogar die Schaffung und Benennung neuer Gattungen ihn nicht
Seine Lebensart war die eines Weisen von ruhigem Gemüth.

Bilder von P.: Stich nach einer Büste von Riese vor der Denkrede
Rudolphi 1812. Stich in den Ephemeriden 1800.

Quellen: Rudolphi, Peter Simon P. Ein biographischer Versuch. Vor-

gel. in d. öff. Sitz. d. K. Akademie der Wissenschaften. Berlin. (Abgedr. in Beyträge zur Anthropologie und allgemeinen Naturgeschichte. 1812.) — Meusel, Gel. Teutsch. VI. X. XV. — Cuvier, Eloges historiques II. 1819. — Allgemeine Zeitung October 1811. Nr. 281, 283, 285. — Clarke, Travels in various Countries of Europe etc. I. 1810. — Bernoulli, Reisen. IV.

Friedrich Ratzel.

Pallas: Simon P., Arzt, 1694 in Berlin geboren, ist daselbst bis zu seinem, am 24. Juli 1770 erfolgten Tode als Professor der Chirurgie an dem Collegium medico-chirurgicum und erster Wundarzt an dem Charité-Krankenhause thätig gewesen und hat sich als kühner Operateur rühmlich ausgezeichnet. Die von ihm verfaßten chirurgischen Lehrbücher: „Anleitung zur praktischen Chirurgie" (1763, 1770) — „Ueber die chirurgischen Operationen" (1763, mit einem Anhange 1770) — „Anleitung die Knochenkrankheiten zu heilen" (1770) enthalten manches dem Verfasser Eigene und geben neben Empfehlung einzelner sehr gewagter Operationen (so namentlich in Bezug auf die Anzeigen zur Trepanation) viele einsichtsvolle Lehren in Bezug auf die Operation des Blasensteins, auf die Indication zum Kaiserschnitt, auf die Behandlung von Knochenbrüchen und Verrenkungen u. a.

A. Hirsch.

Pallavicini: Carlo P. (Pallavicino), geboren zu Brescia, war einer der beliebtesten Operncomponisten seiner Zeit, dessen Werke namentlich in Venedig von 1666—1687 zur Aufführung kamen. Ein genaues Verzeichniß derselben giebt Fétis in seiner Biographie universelle des musiciens (Paris 1864, VI, 437). Vom Jahre 1667 an wird P. als Vicecapellmeister, seit 1672 als Capellmeister der kurfürstl. sächsischen Capelle erwähnt. Urkundlichen Nachrichten zufolge lebte er 1673 noch in Dresden, scheint aber bald nachher seine Stellung aufgegeben zu haben und nach Italien zurückgegangen zu sein. Im Jahre 1683 engagirte ihn Kurfürst Johann Georg III. abermals als Capellmeister einer für Dresden bestimmten italienischen Oper. In der ihm in Venedig ausgestellten Bestallung heißt es, er sei zum Capellmeister ernannt worden „in Betracht seiner guten Wissenschaft und weil er bei Unsers in Gott höchstselig ruhenden Herrn Vaters Gnaden in unterthänigsten Diensten gewesen etc.: er soll sich auf Unser Begehren bei Uns in Unserer Residenz Dresden einfinden, tüchtige Sänger und Cantatricen, da wir deren zu denen Opern, so Wir präsentiren lassen möchten, gnädigst verlangen werden, mit sich bringen; jedoch soll ihm, wenn Wir seiner nicht mehr bedürftig, sich wiederum in Italien zu begeben, gnädigst vergönnt sein. Außer Ersatz der Reisekosten ward ihm eine jährliche Besoldung von 400 Thalern bewilligt. Während des Carnevals 1686 fanden nun in Dresden mehrere italienische Opernvorstellungen statt, welche großes Aufsehen erregten, umsomehr, da zum erstenmale eine Sängerin, Margherita Salicola, darin auftrat. Dr. Carl v. Weber hat in seinen Beiträgen zur Chronik Dresdens (Leipzig 1859 S. 69 flg.) höchst interessante Einzelheiten über das Engagement dieser Sängerin erzählt. Nach Beendigung der italienischen Opernvorstellungen war P. jedenfalls wieder nach Italien zurückgegangen, denn vom 1. Januar 1687 an stellte man ihn von Neuem als „Camerae ac Theatralis Musicae Praefectum" mit 1200 Thlr. Gehalt an. Am 2. Februar 1687 Abends 6 Uhr ward nun zum ersten Male die dreiactige italienische Oper (Drama per Musica) „La Gerusalemme liberata" von Giul. Cesare Corradi componirt von P., gegeben: „so bis Abends 3/4 10 Uhr gewähret"; in ihr feierte die Salicola als Armide neue Triumphe. Das Jahr darauf, am 29. Januar 1688 starb P. in Dresden, wurde Sonnabend den 4. Februar nach Kloster Marienstern gebracht und dort begraben. Die königl. Musikaliensammlung in Dresden besitzt als sehr interessantes Unicum die Partitur von Pallavicinis Op

La Gerusalemme liberata, sowie das mit einer deutschen Uebersetzung gedruckte Textbuch. Die Oper ward in Hamburg italienisch 1694, in deutscher Uebersetzung von Fiedler 1695 unter dem Titel Armide gegeben (vergl. Allgem. musikal. Zeitung 1877 und 1878). Eine Oper Antiope von P., gedichtet von dessen Sohn Stefano, an deren Vollendung der Componist durch den Tod verhindert worden war, beendigte der bekannte Kurfürstl. Sächs. Vicecapellmeister Nicolaus Adam Strungk. Die Oper wurde im Februar 1689 mit großem Erfolg viermal in Dresden gegeben. Partitur und das mit einer deutschen Uebersetzung versehene Textbuch besitzt ebenfalls die Musikaliensammlung des Königs von Sachsen. Ueber ein Oratorium von P. „Il Trionfo della Castita“, welches Burney in Partitur kennen lernte, urtheilt derselbe nicht günstig. Als Operncomponist stand P. vollständig auf der Höhe seiner Zeit, ohne jedoch irgendwie epochemachend aufzutreten. Der schon erwähnte Sohn Pallavicinis war am 21. März 1672 zu Padua geboren und zu Salo im Collegium der P. P. Somaschi erzogen worden. Der Knabe machte solche Fortschritte, daß er bereits im Alter von 10 Jahren in der Philosophie disputirte. Nach beendeten Studien ging er mit seinem Vater nach Dresden (1686), wo er, erst 16jährig, zum Hofpoeten ernannt wurde und seine erste Oper „l'Antiope“ dichtete. Nach dem Tode Johann Georg III. trat er in die Dienste Johann Wilhelms (Kurfürsten von der Pfalz) als Hofpoet und Secretair; nach dessen Tode (1716) kam er um 1718 in gleicher Eigenschaft wieder nach Dresden, wo er im April 1742 starb. Unter seinen vielen Werken wird besonders eine Uebersetzung des Horaz gerühmt. Opere del Signore Steffano Benedetto Pallavicini. Venezia 1744. Fürstenau.

Palleske: Emil P., dramatischer Vorleser und Schriftsteller, geb. am 5. Juni 1823 in Tempelburg in Pommern, † am 28. October 1880 in Thal bei Eisenach. P. verlebte eine frohe, von beengenden Fesseln freie Kinderzeit, bevor er das Gymnasium in Stettin bezog. Beglückt denkt er noch am Ende seiner Laufbahn jener sonnigen Tage, die seinem Gemüth die Gabe, in dieser Welt immer nur die „liebe weite Gotteswelt“ zu sehen, und seiner Seele hohen idealen Schwung verliehen, der sich nie verleugnete. Früh erwachte in ihm die Zuneigung für die dramatische Kunst und nur der Wunsch der Mutter ließ ihn, mit dem Vorsatz Theologie zu studiren, nach Berlin ziehen. Dort aber gewann er es nicht über sich, den eigenen Drang zu ersticken, studirte Philologie und Geschichte, namentlich die Geschichte des Dramas und bereitete sich durch das Studium größerer Rollen zum Schauspieler vor. Denn als solcher wollte er Erfahrungen sammeln, um sie später als dramatischer Dichter zu verwerthen. Es gelang ihm, dem gefeierten Schauspieler Theodor Döring nahezukommen, aber was ihm einst sein Gönner, der Bischof Ritschl in Stettin, als unerläßlich für den guten Redner bezeichnet hatte und was ihm fehlte, das Zungen-R, machte Döring jetzt auch zur Vorbedingung für den guten Schauspieler. Mit unermüdlichem Fleiß gelang es P., den Mangel zu beseitigen und nun verschaffte ihm Döring ein Engagement bei Director Voigt in Posen (1845). 1846 trat er in großen Helden- und Characterrollen am Stadttheater zu Stettin auf und erhielt infolge dieser Leistungen einen Ruf an das Hoftheater in Oldenburg als zweiter Characterspieler. Die an diesem, damals musterhaften Kunstinstitut, dem Stahr und Mosen nahestanden, verlebten Jahre wurden in vieler Beziehung die wahre Schule auch für den Vorleser P. Als Schauspieler gelang es ihm nicht, eine Bedeutung zu erringen, das äußerlich Wirksame war ihm auf diesem Gebiet versagt, er verinnerlichte die ihm gewordene Aufgabe so stark, daß er den plastischen und mimischen Ausdruck darüber vernachlässigte. Um so eindringlicher wirkte er bereits damals als Vorleser und nicht nur der Erfolg, den er als solcher beim Großherzog, bei Collegen und in befreundeten Familien fand, ließ ihn endlich den schauspielerischen

Beruf aufgeben, um den des Vorlesers zu ergreifen; auch die dankbare Aufgabe, ein ganzes Drama wiederzugeben, die Freiheit in der Wahl des Vorzutragenden, die größere Ungebundenheit der äußeren Lebensverhältnisse, wissenschaftliche und dichterische Neigungen wirkten bei diesem Wechsel bestimmend mit. Ein Ziel, welches P. lange vorgeschwebt hatte und welches in nichts Geringerem bestand, als dem deutschen Volk ein griechisches Theater mit freiem Eintritt zu erwirken und diesem Theater eine Tragödie im griechischen Sinne und mit Chören zu schenken, ward mit jenem Wechsel natürlich dauernd aufgegeben, aber besser als in dem Ringen nach so Unerreichbarem, erfüllte er in seinem neuen Wirken die Aufgabe, die ihm die höchste galt: den Lebensfunken des Ideals zur Flamme zu entfachen und sein Dasein allen sichtbar werden zu lassen. 1851 zog P., der sich bereits 1848 in Paris vermählt hatte, nach Berlin über, später lebte er in Weimar und siedelte sich endlich in dem reizenden thüringischen Waldort Thal an. Von 1850—80 las P. an mehr als 3000 Abenden und nicht nur in Deutschland und Oesterreich, auch in Holland und England, in Rumänien und Rußland recitirte er mit stets sich gleichbleibendem Beifall die Hauptdramen Shakespeares und unserer Classiker, die Sophokleischen Dramen und Scherenbergs Schlachtenbilder und seit 1864 auch die Dichtungen Fritz Reuters. Seine Auffassung des Vorgetragenen war stets bedeutend, der Vortrag selbst in Aussprache, Stimmverwendung und Steigerung ein wahrhaftes Kunstwerk, dessen Wirkung so wenig dem feingebildeten Kenner wie dem einfachen Mann gegenüber versagte. Er belebte die Dichtungen und verlieh ihnen durch die einheitliche Auffassung oft noch größere Wirkungen als sie die Bühnenaufführung zu geben vermag. Wie tief er in das Wesen seiner Kunst eingedrungen ist, wie hoch er aber auch ihren Werth und ihren Einfluß schätzte, beweist sein letztes Werk: „Die Kunst des Vortrags" (Stuttgart 1880), von dem 1884 eine zweite von Herm. Fischer durchgesehene Auflage herausgegeben worden ist. Weit größere Kreise als dieses Buch hat Palleske's Schrift „Schillers Leben und Wirken" (Berlin 1858, 12. v. H. Fischer herausgegebene Aufl., Stuttgart 1886) gezogen, das namentlich durch die wohlthuende Wärme der Behandlung und die Frische der Darstellung ein Volksbuch im besten Sinn geworden ist. 1879 gab P. als eine weitere Frucht seiner Beschäftigung mit Schiller unter dem Titel „Charlotte", Gedenkblätter an Charlotte v. Kalb heraus. Die Dramen, welche P. nach Ausgabe seiner Schillerbiographie in den 50er Jahren hat erscheinen lassen, fanden achtungsvolle Aufnahme, ohne sich dauerndes Leben sichern zu können. Weitaus das reifste und gelungenste ist „Oliver Cromwell" (Berlin 1857); im „König Monmouth" (Berlin 1853) fesselt die treffliche Characteristik und auch „Achilles" (Göttingen 1855) weist, obgleich in der Anlage nicht glücklich, gute Eigenschaften auf. Doch nicht auf schriftstellerischem und poetischem Gebiete, so Gutes P. auch auf ihm geleistet, liegt der Schwerpunkt seiner Thätigkeit, sondern in seinem Wirken als Vorleser. Richtig sagt einer seiner verständigsten Beurtheiler (Beibl. z. Magdeb. Ztg. Nr. 13, 1881): Tausende haben sich an seinem Talent erfreut, Tausenden hat er das Verständniß für die Heroen unserer Geisteswelt eröffnet und wenn er die Seele der Hörer durchdrang mit dem Lichte aus den Höhen, wenn er das schlafende Gedankenleben wachrief durch sein mächtiges, dem Dichter entliehenes Wort, wenn er unseren großen Todten neu belebte durch kraftvollen Seelenlaut, dann durfte er wohl mit Recht an die Wirkung seiner Existenz, an seine Mission glauben.

Joseph Kürschner.

Palm: Hermann P., Litterarhistoriker, in Grunau bei Hirschberg, wo sein Vater Lehrer war, am 16. Februar 1816 geboren und von 1829—1836 auf den Gymnasien in Hirschberg und Schweidnitz für die Universität vorgebildet, studirte in Breslau Philosophie und deutsche Philologie und wurde, nachdem

1843 sein Oberlehrerexamen bestanden und am Friedrichsgymnasium in
reslau sein Probejahr abgelegt hatte, 1846 als letzter College an das Magda=
näum berufen. 1868 zum Professor ernannt und 1881 zum Prorector an
eser Anstalt befördert, nöthigte ihn zunehmende Kränklichkeit 1883 seine
meritirung nachzusuchen, die ihm in der ehrenvollsten Weise gewährt wurde.
s war ihm vergönnt, seine kritische Ausgabe der Werke des Andreas Gryphius
och vor seinem Tode vollendet zu sehen. Nach langen Leiden entschlief er 1885
m 25. Juni ins bessere Leben. P. war Mitglied mehrerer gelehrten Gesell=
haften: die Königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften hatte ihn zum
rrespondirenden, der oberlausitzische zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt und 1871
ie philosophische Facultät der Universität Breslau ihm ihr Doctorat honoris causa
rliehen. Seine litterarische Thätigkeit bewegte sich vorzugsweise auf dem Gebiete
r deutschen, namentlich schlesischen Literaturgeschichte. Seine Arbeiten über den
ittauer Rector Christian Weise, Paul Flemming, das deutsche Drama in Schlesien
is auf Gryphius, Martin Opitz, Janus Gruterus, Daniel von Czepko sind von
leibendem Werthe und erschienen gesammelt bei Morgenstern in Breslau 1877
nter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur des 16. und
7. Jahrhunderts.“ Die Publicationen des litterarischen Vereins in Stuttgart
nthalten drei seiner editorischen Arbeiten: „Paul Rebhuns Dramen“ 1858, „der
eter Buoch“ aus einer mittelhochdeutschen Breslauer Handschrift 1863 und
ie Werke des Andreas Gryphius in 3 Bänden, 1878, 1882, 1885. Auch be=
rgte er nebenbei, nachdem Passow 1864 gestorben war, die 14. Auflage des
ischon'schen Leitfadens, 1874. Seine Forschungen über die Lebensgeschichte des
artin Opitz nöthigten P., die politische Geschichte Schlesiens in den Kreis
iner Studien einzubeziehen und gaben ihm Veranlassung zu einer die Ereignisse
Schlesien vor und im dreißigjährigen Kriege behandelnden Reihe von Auf=
ätzen, die er in der Zeitschrift für Geschichte und Alterthum Schlesiens ver=
ffentlichte, wie denn auch die vom schlesischen Geschichtsverein veranstaltete
usgabe der Acta publica, deren erste vier Bände er selber edirte, durch ihn in
nregung gebracht worden ist. Als Mitarbeiter an der Allgem. Deutschen
iographie hat er neben einer Reihe kleinerer Beiträge über Eichendorff, Gry=
hius und Kopisch größere Artikel geliefert.

Schlesisches Sonntagsblatt 3. Jahrgang Nr. 22.

Schimmelpfennig.

Palm: Johann Jacob P., geb. am 9. Juni 1750 zu Schorndorf in
ürtemberg, Buchhändler in Erlangen, trat zum ersten Male im J. 1779
ach den Meßkatalogen) als Verleger auf und verlegte bis zu seinem am
4 September 1826 erfolgten Tode 793 Werke. P. zeigte sich aber auch für
inen Beruf schriftstellerisch thätig. Außer einem „Verzeichniß seines dermaligen
orrathes älterer und neuerer Bücher aus allen Wissenschaften nach alpha=
etischer Ordnung.“ 6 Bde., 1810—1812, gab er noch mehrere bibliographische
andbücher heraus: „Versuch einer medicinischen Handbibliothek.“ 1788. —
Versuch einer Handbibliothek der ökonomischen Literatur.“ 1790. — „Versuch
ner Handbibliothek der juristischen Literatur.“ 1791. — „Handbibliothek der
eologischen Literatur.“ 3 Bde. 1792/93. Am bekanntesten und werth=
ollsten ist sein im J. 1795 in Verbindung mit Heinrich Bensen heraus=
egebenes: „Neues Archiv für Gelehrte, Buchhändler und Antiquare.“ Dann
at er noch, als mit Beginn des Jahrhunderts eine Aenderung in den Ver=
ltnissen des Buchhandels sich fühlbar machte, ein Gutachten hierüber erscheinen
ssen unter dem Titel: „Beytrag zu den Vorschlägen, welche zu Folge der in
r Jubilate-Messe 1802 gehaltenen Buchhändler-Versammlung von jedem
itgliede der Buchhändlerstandes gefordert worden sind.“ Das Geschäft Palm's,

welcher der Lehrherr seines unglücklichen Neffen Johann Philipp P. gewesen war, ging nach seinem Tode in den Besitz seines Neffen und Schwiegersohnes Christoph Ludwig P. über. Ein zweiter Schwiegersohn, Johann Ernst August Enke, hatte im J. 1815 die Sortimentsbuchhandlung übernommen, die er unter der Firma Palm & Enke weiterführte, eine Firma, die als geachtete und hervorragende Verlagsbuchhandlung noch heute besteht.

N. Nekrol. d. D. Jahrg. 1826. Pallmann.

Palm: Johann Philipp P. wurde am 18. December 1766 in Schorndorf in Würtemberg als Sohn eines Apothekers geboren, besuchte die Volksschule daselbst und erlernte dann bei seinem Oheim, dem Buchhändler Johann Jacob Palm in Erlangen, den Buchhandel. Auf einer Reise nach Leipzig zur Ostermesse lernte ihn der Buchhändler Stein in Nürnberg kennen und bot ihm eine Stelle als Gehilfe in seinem Geschäfte an. Nachdem sich P. mit der Tochter Steins verheirathet hatte, wurde er Besitzer der Stein'schen Buchhandlung in Nürnberg. Im J. 1806 erschien im Verlag dieser Firma eine kleine Broschüre ohne Angabe des Verfassers, Verlegers oder Druckers unter dem Titel „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung". Die 144 Seiten starke Schrift beleuchtete mit reifem politischen Verständniß die traurige Lage Deutschlands, geißelte in scharfer Weise das Betragen der französischen Truppen in Baiern und verurtheilte in derber Art das Wesen und Handeln Napoleons. Im Uebrigen zeichnet sich die Schrift in keiner Weise durch formelle Vorzüge oder Tiefe der Gedanken aus. Sie erhielt aber eine ungewöhnliche Bedeutung durch die Folgen, die ihre Veröffentlichung hatte und die für P. verderblich wurden. Ein Exemplar derselben war von P. der Stage'schen Buchhandlung in Augsburg geliefert und von dieser einem Geistlichen zugeschickt worden, bei welchem sich französische Officiere im Quartier befanden, die der deutschen Sprache mächtig waren. Diese äußerten ihren Unwillen über den Inhalt der Schrift, und setzten die französische Regierung von derselben in Kenntniß. Von dieser war es bald durch den Geschäftsführer der Stage'schen Buchhandlung ermittelt, daß P. der Verbreiter der Flugschrift war. Infolgedessen erschienen am 28. Juli vier schwarzgekleidete Herren in der Stein'schen Buchhandlung in Nürnberg, fragten nach dem Vorrath jener Schrift und stellten eine Haussuchung an, mußten aber, ohne ein Exemplar gefunden zu haben, sich wieder entfernen, da der Gehilfe Palm's, Pech, die Exemplare bei Seite geschafft und der Drucker Hessel in Altdorf auf dessen Anrathen einen ganzen Ballen davon in seinen Brunnen versenkt hatte. P., der damals zur Messe in München war, kam hierauf am 9. August nach Nürnberg und bat die damalige Behörde der Buchhändler, das Vormundamt zu Nürnberg, um eine gerichtliche Untersuchung, die aber aus unbekannten Gründen abgelehnt wurde. Als P. davon Kenntniß erhalten hatte, daß der Geschäftsführer der Stage'schen Buchhandlung in Augsburg, v. Jenisch, wegen Verbreitung dieser Schrift verhaftet worden war, begab er sich am 15. August zu seinem Oheim nach Erlangen, welche Stadt damals noch unter preußischem Schutze stand, während Nürnberg schon seit einiger Zeit von den Franzosen besetzt war. Trotzdem er von seinen Freunden gewarnt war, kehrte er doch schon nach einigen Tagen nach Nürnberg zurück, ließ sich aber nicht öffentlich sehen, weil der französische General Frère öfter nach ihm gefragt hatte. Als eines Tages ein ärmlich gekleideter Knabe mit der Bitte um einen Beitrag zur Unterstützung einer alten Soldatenwittwe in die Stein'sche Buchhandlung kam und darauf drang, P. selbst zu sprechen, ließ derselbe, nichts Schlimmes ahnend, den Jungen vor sich kommen, zumal das Zeugniß, das dieser vorlegte, von angesehenen Bürgern Nürnbergs unterzeichnet war. Kaum hatte sich aber dieser Knabe entfernt, so kamen auch schon zwei französische Gensdarmes in die Buch-

handlung, drangen sofort in Palm's Zimmer und forderten ihn auf, sie zum französischen General zu begleiten. Auf dessen Befragen erwiderte P., daß er die Schrift nur zur Weiterbeförderung von unbekannter Hand erhalten habe, worauf ihm befohlen wurde, sein Haus nicht mehr zu verlassen. Wenige Stunden darauf wurde ihm durch einen französischen Officier mitgetheilt, daß seine Wohnung nicht genug Sicherheit böte, infolgedessen P. in ein verschlossenes Zimmer des Rathhauses gebracht wurde. Am andern Morgen, nachdem man ihm noch gestattet hatte, von Gattin und Kindern Abschied zu nehmen, wurde er in Begleitung zweier Gensdarmes und des ihm auf Bitten seiner Gattin als Rechtsanwalt beigegebenen Dr. v. Holzschuher in einem Wagen zu dem Marschall Bernadotte nach Ansbach abgeführt. Hier erklärte man ihm, daß Alles verloren sei, da seine Verhaftung sich auf einen unmittelbaren Befehl aus Paris begründe, und brachte ihn in ein gemeines Gefängniß. Nachdem sein Rechtsanwalt das nöthige Reisegeld verschafft hatte, da er sonst hätte zu Fuß reisen müssen, brachte man ihn nach der österreichischen Stadt Braunau, wo er am 22. August eintraf. Unterdessen hatte Palm's Gattin an den französischen Minister Otto in München ein Bittschreiben eingereicht, das unbeantwortet blieb und dem Minister Berthier eine Bittschrift übergeben lassen, auf die der Bescheid erfolgte, daß alles vergebens und nichts mehr rückgängig zu machen sei. In Braunau wurde die Sache mit der größten Eile betrieben. Die mittels kaiserlichen Decrets vom 7. Juli 1806 ernannte Commission, die auf Befehl vom 12. August des Reichsmarschalls Fürsten von Neuschatel sich in Braunau zu constituiren hatte, verurtheilte nach nur zweimaligem Verhör, wobei ein Vertheidiger nicht zugelassen worden war, bereits am 25. August den Buchhändler P. wegen Verbreitung von Schandschriften, welche gegen den Kaiser Napoleon gerichtet waren, zum Tode. P., welcher seine Unschuld auf das Klarste bewiesen zu haben glaubte, war der Ueberzeugung, daß er nun bald gänzlich frei gelassen werde. Als am 26. August Vormittags 11 Uhr sein Gefängniß geöffnet wurde, hoffte er nach Nürnberg zurückkehren zu dürfen, statt dessen wurde ihm das Todesurtheil bekannt gemacht, das an demselben Tage Nachmittags 2 Uhr vollzogen wurde. P. hatte sich vorher noch einen Geistlichen erbeten, auch an seine Angehörigen noch einen schmerzerfüllten Abschiedsbrief geschrieben, sich überhaupt standhaft und männlich gezeigt. Trotz der Fürbitten der Frauen und Kinder von Braunau wurde er auf Befehl des Festungscommandanten St. Hilaire unter starker militärischer Bedeckung und in Begleitung von zwei Geistlichen auf einem Leiterwagen vor das Salzburger Thor gebracht, wo das ganze in Braunau garnisonirende französische Militär aufgestellt war. Seiner Bitte entgegen wurden dem Verurtheilten die Augen verbunden; kaum hatten sich die Geistlichen entfernt, als sechs Soldaten in kurzer Entfernung mit zitternden Händen auf ihn abfeuerten. P. war schlecht getroffen, schrie laut auf und sank auf das Angesicht zu Boden. Sofort gaben drei andere Soldaten ihren Schuß ab, trafen aber ebenfalls schlecht und nun liefen zwei Soldaten herbei, setzten ihre Gewehre an die Stirn Palm's, feuerten ab und machten den Kopf zerschmetternd seinem gräßlichen Leiden ein Ende. Der Leichnam wurde auf Veranlassung des Magistrats von Braunau von dem Todtengräber auf dem katholischen Gottesacker bestattet und ihm in dieser Stadt im J. 1866 ein Denkmal gesetzt. P. hätte vielleicht sein Leben retten können, wenn er den ihm bekannten Verfasser genannt hätte, aber er that dies nicht, um diesen dem sicheren Tod zu entreißen. Als Verfasser der Schrift ist früher Graf Julius v. Soden genannt worden, doch hat derselbe dies entschieden verneint; dagegen dürfte die Autorschaft dem Johann Konrad von Yelin, damaligen Kammerassessor zu Ansbach, mit Sicherheit zugeschrieben werden.

Joh. Phil. Palm, Buchhändler zu Nürnberg. Auf Napoleons Befehl hingerichtet zu Braunau. Ein Beitrag zur Geschichte des letzten Jahrzehnds. Nürnberg 1814. — Fr. Schultheis, Glaubwürdige aus bis jetzt unbekannten Quellen nachgewiesene Mittheilungen über den Verleger und Verfasser der Schrift Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. Nürnberg 1860. — Heinr. Merkens, Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. Würzburg 1877. — Aus den Voracten zum Braunauer Blutgericht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ꝛc. ꝛc. J. Braun.

Palm: Johann Friedrich P., Philologe und Schulmann (1813—71). Als der Sohn eines evangelischen Pfarrers in Dautzschen, Kreis Torgau, wurde P. am 2. October 1813 im großväterlichen Pfarrhause in dem benachbarten Städtchen Prettin geboren. Nach häuslicher Vorbereitung übergab ihn der Vater 1826 der Nicolaischule in Leipzig, welche er Ostern 1832 verließ, um sich dem Studium der Theologie und Philologie — ebenfalls in Leipzig — zu widmen. Der Einfluß G. Hermanns, der ihn bald in seine griechische Gesellschaft aufnahm, zog ihn mehr und mehr von theologischen Studien ab und der Sprachwissenschaft zu; den von Hermann begünstigten Plan, eine akademische Laufbahn einzuschlagen, mußte P. aber aufgeben, als der Tod seines Vaters 1834 ihn in die Nothwendigkeit versetzte, für seinen und der Seinigen Unterhalt sorgen zu müssen. Er übernahm daher Ostern 1835 eine Stelle als Adjunct an der Leipziger Nicolaischule und wurde 1837 an dieser zum ordentlichen Lehrer ernannt. Sein hervortretendes Lehrtalent und seine wissenschaftliche Tüchtigkeit, von der u. A. eine Herodot-Ausgabe (zuerst 1839) Zeugniß ablegte, veranlaßte die königl. sächsische Regierung, ihn bereits im December 1842 als Professor an die Landesschule in Grimma zu versetzen, wo er sich rasch eine hervorragende Stellung zu erwerben verstand. In weiteren Kreisen erregte er durch seine Betheiligung an dem damals lebhaft entbrannten Streite über das Verhältniß und den Werth humanistischer und realistischer Bildung, namentlich durch seine Schrift „Ueber Zweck und Methode des Unterrichts in den classischen Sprachen" (1848) ein gewisses Aufsehen. — Im October 1850 wurde er als Rector des Gymnasiums nach Plauen berufen und löste hier die schwierige Aufgabe, einer anscheinend dem Untergange verfallenen Anstalt neues Leben einzuflößen, mit hervorragendem Geschick; auch die durch die Bedürfnisse der Fabrikstadt wünschenswerth gewordene Erweiterung der Schule durch Anfügung von Realclassen hat er, wenn auch gegen seine Neigung, glücklich durchgeführt. Sein Wunsch, die Leitung eines reinen Gymnasiums zu übernehmen, ging in Erfüllung, als ihm im October 1861 die Direction des Gymnasiums in Bautzen übertragen wurde. Diese Anstalt hat sich seiner belebenden Kraft bis zu seinem Tode erfreuen dürfen; u. A. ist die Beschaffung eines neuen Schulhauses wesentlich sein Verdienst. Er starb am 14. Februar 1871. Selbständige wissenschaftliche Arbeiten hat er während seiner Rectoratszeit nicht mehr veröffentlicht; er war aber wesentlich betheiligt an der Neugestaltung des griechischen Wörterbuchs von Passow, dessen 5. Auflage er selbst mit herausgab. 1864 veröffentlichte er einen Lebensabriß seines Freundes Fr. Kraner in der Ausgabe von dessen Schulreden.

K. Schubart, Gedächtniß-Rede auf J. F. P. im Programm des Gymnasiums in Bautzen 1871. R. Hoche.

Palmer: Christian David Friedrich P., geb. zu Winnenden (Würtemberg) am 27. Januar 1811, † als Professor der evangelischen Theologie zu Tübingen am 29. Mai 1875, war der Sohn von Johann David P., einem tüchtigen Mädchenschullehrer in Winnenden, und von Christiane Friederike Frie-

finger. Ein munterer Knabe, mit guter, doch nicht allzurobuster Gesundheit ausgerüstet, wuchs er fröhlich heran, umgeben von der treuesten Vater- und Mutterliebe, welche dem einzigen Kinde die beste Erziehung zu geben suchte. Wegen seiner guten Begabung zum Theologen bestimmt, auf welchen Stand auch die fromme Tradition des Hauses, über die ein leiser pietistischer Hauch gebreitet war, hinwies, durchlief er die Pflanzstätten der würtembergischen Theologen, das niedere Seminar (Schönthal) 1824—28 und das höhere (Stift) zu Tübingen 1828—32 und machte im Sommer 1832 sein erste Prüfung mit Auszeichnung. Philologischen Studien war er nicht besonders zugewandt, weit mehr den philosophischen und am meisten den theologischen; von den damaligen Professoren (Steudel, Baur, Kern, Schmid) hatte der Letztere den meisten Einfluß auf den fleißigen arbeitsgewandten Studenten; die praktische Theologie, welche Schmid vertrat, war das Feld, für welches P. einen empfänglichen Boden, eine natürliche Anlage in sich trug, ihr wandte er sich mit besonderer Vorliebe zu. Von seinem Großvater mütterlicherseits hatte er eine vorzügliche Begabung für Musik ererbt, schon mit fünf Jahren lernte er Clavierspielen, in Schönthal erlernte er überdies Violoncell und Flöte, bald spielte er auch die Orgel. Dieser Lieblingsneigung, bei welcher er sich aber wol hütete, daß sie nicht zur beherrschenden Leidenschaft wurde, widmete er die meisten Freistunden, versuchte sich auch damals schon an kleinen Compositionen; auch während der Universitätszeit blieb er seiner Musica getreu und wenn er sich von studentischen Verbindungen entfernt hielt, so schloß er sich um so enger an einen kleinen Freundeskreis, der besonders durch diese Kunst zusammengehalten wurde. Mit Friedrich Silcher gab er 1829 den Anstoß zur Gründung der noch blühenden akademischen Liedertafel, in angesehenen Familien ertheilte er Clavierunterricht, auch seine nachherige Frau lernte er bei dieser Gelegenheit kennen. Ausgestattet mit einem sehr reichen Maaß theologischer Kenntnisse, verließ er die Universität, wurde bis April 1834 in Bissingen bei Kirchheim u./T., dann bis November 1836 in Plieningen bei Stuttgart Vicar. In dieser praktischen Thätigkeit legte er die ersten verheißungsvollen Proben seiner reichgesegneten erfolgreichen praktischen Wirksamkeit ab; seine natürliche rednerische Begabung unterstützt von einem außerordentlich treuen Gedächtniß und von soliden Studien, machte ihm das Predigen zu leichter, freudiger Aufgabe; mit Meisterschaft wußte er schon damals die Sprache zu handhaben, die klare angenehme Diction trug dazu bei, den ernsten, echt evangelischen Inhalt um so eindringlicher zu machen; auch der Pflege der Schule, der Seelsorge nahm er sich eifrig an, ebenso wenig vernachlässigte er die Musik (Gründung von Kirchengesangvereinen), dem eingezogen lebenden Geistlichen flogen die Herzen der Gemeinde zu. Schwere innere theologische und religiöse Kämpfe hatte P., wie es scheint, nicht zu bestehen; er war eine harmonisch angelegte Natur, die ihren harmlosen Kindessinn nicht gegen die theologische Scholastik preisgab; an Hegel hatte er wenig Gefallen gefunden, Schleiermacher's Einfluß bewahrte ihn vor Einseitigkeit, die tiefe Erfassung der theologischen Probleme verdankte er den bei ihm gewonnenen Einwirkungen. Seine Grundrichtung aber war eine biblisch-kirchliche, mit allen Fasern seines Herzens und Gemüthes hing er an seinem evangelischen Glauben; der würtembergische Pietismus, der Tübinger Supranaturalismus, wie er in Storr und Steudel vertreten war, der biblische Realismus, wie ihn J. A. Bengel gelehrt, waren die bestimmenden Factoren seiner theologischen Entwicklung, dabei wahrte er sich aber entschieden seine Selbständigkeit und gehörte nie einer bestimmten Partei an. Im Sommer 1836 bestand er die zweite Dienstprüfung, im November desselben Jahres trat er als Repetent in das theologische Seminar in Tübingen ein, 30. Januar 1839 wurde er zum Helfer in Marbach ernannt. Ruhig und

einfach, wie der Mann selbst war, verfloß sein Leben in der Heimathstadt Schiller's. 25. April 1839 heirathete er Wilhelmine Bossert, mit welcher er sich im Jahre vorher verlobt hatte. Die bescheidenen Verhältnisse von Haus und Gehalt störten den anspruchslosen Sinn der Gatten nicht, die reichliche Muße, welche ihm das kleine Amt ließ, benutzte der unendlich fleißige, stets thätige Mann zur Ausarbeitung der Werke, welche seinen theologischen und akademischen Ruf begründeten. Seine ungemeine Leichtigkeit im Arbeiten, das rasche Erfassen der Hauptpunkte eines Gegenstandes, die schöne Gabe, das Erfaßte klar, lichtvoll in fließender Sprache darzustellen, die Lebendigkeit und Beweglichkeit seines Geistes trieben ihn mit einer gewissen Naturnothwendigkeit zu schriftstellerischer Thätigkeit; mit nie ermüdender Feder ist er derselben zeitlebens treu geblieben. Zahllose Artikel in den verschiedensten kirchlichen und pädagogischen Zeitschriften, auf die verschiedensten Gebiete der Ethik, der praktischen Theologie, der Hymnologie, des Schulwesens, der Musik sich ausdehnend, legen rühmlichstes Zeugniß ab von seiner großartigen Belesenheit, seiner warmen Theilnahme für Kirche und Schule, seinen gediegenen Kenntnissen, seiner milden friedliebenden Auffassung, wie von seiner männlichen Entschiedenheit und seinem treffenden, nicht verletzenden, aber offen ausgesprochenen Urtheile. So enthielt z. B. Tholuck's literarischer Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft 1838 Recensionen über: Rothe, die Anfänge der christlichen Kirche und ihre Verfassung; Drey, Apologetik als wissenschaftliche Nachweisung der Göttlichkeit des Christenthums; 1839 Hirscher, christliche Moral; 1842 eine Abhandlung über Fr. W. Krummacher als Prediger; 1843 Frz. Theremin als Prediger; 1846 Pestalozzi und die christliche Pädagogik; der süddeutsche Schulbote seit 1838 beinahe in jedem Jahrgange Recensionen und Abhandlungen, so 1838 und 1839 Recensionen über musikalische Werke; Kritiken über Jugend- und Kinderschriften; 1839 eine Abhandlung über Mittel und Wege den Schönheitssinn der Kinder zu wecken; 1846 Mißverhältniß der Arbeit auf dem Felde der Erziehung zum Erfolg und des Erfolgs zur Arbeit; 1845 über Lehre und Erziehungsweise der Jesuiten; 1847 die Schule der Philanthropisten; 1848 der Pietismus in der Pädagogik; 1849 über Nationalbildung; 1851 die Poesie im Schulamt u. s. w.; die Studien der evangelischen Geistlichkeit Württembergs 1839 eine theologische Abhandlung über die Kirche; die in Kiel erscheinenden theologischen Mitarbeiten im Jahrg. 4, Andeutungen über eine wissenschaftliche Erörterung der christlich-ethischen Grundbegriffe; ferner über die dogmatische Construction der Lehre von der Aneignung des Heils und der Heilsordnung; die theologischen Studien und Kritiken 1843 eine Abhandlung über die neueren Reformen der Gesangbücher und Liturgien vom theologischen Standpunkt aus. Diese Proben genügen, um Palmer's rastlose Thätigkeit, Productivität und Vielseitigkeit zu kennzeichnen, alle die hier genannten und in anderen Zeitschriften (allgemeinen Schulzeitung, Christoterpe ꝛc.) zerstreuten Studien waren nur Bausteine und Spähne von größeren selbständigen Werken. Herbst 1840 wurde er von Tholuck zur Abfassung einer Homiletik aufgefordert. In einem Zug mit freudigem Herzen, wie er selbst bekennt, schrieb er sie nieder, Sommer 1841 war das Manuscript fertig, 1842 erschien dies erste größere Werk, 1844 folgte ihm die evangelische Katechetik. Beide Schriften tragen ganz das Gepräge ihres Verfassers: des evangelischen bibelgläubig vielbelesenen und allseitig gebildeten Christen, welcher Praxis und Wissenschaft harmonisch vereinigt und gesundes christliches Leben in Kirche und Schule pflanzen will. Der evangelischen Kirche, den Geistlichen und Lehrern wird hier ein klar aufgebauter Grundriß der Bedeutung und der Geschichte dieser beiden Disciplinen gegeben, diese selbst werden in den Zusammenhang der übrigen Wissenschaften eingegliedert und geben in ihrer systematischen

lung ebenso die Principien, wie die praktischen Winke für die Thätigkeit
ngelischen Predigers, Seelsorgers und Lehrers. Die wiederholten Auf-
er Homiletik 1845, 1850, 1857, 1867, der Katechetik 1846, 1856, 1864,
stets verbessert, durchgearbeitet, auf den neuesten Stand der Wissen-
gebracht, beweisen die Beliebtheit und praktische Brauchbarkeit der beiden
P. selbst galt seit dem Erscheinen der ersten Auflage als Autorität in
Gebiete. Aber auch auf anderen machte sich sein Einfluß in hervor-
r Weise geltend. Das evangelische Würtemberg befand sich seit Ende
ßiger Jahre in einer lebhaften Agitation wegen der Einführung eines
Gesang- und Choralbuches, sowie einer neuen Liturgie. In einer Ab-
ng in den Studien der würtembergischen Geistlichkeit (Bd. 12) kritisirte
Entwurf des neuen Gesangbuches; seine von biblischem Geiste durchwehte
ung gepaart mit Verständniß für den poetischen und erbaulichen Charakter
eder, sein pietätsvoller maßhaltender Conservatismus gegen die alten
fand großen Anklang, directen Einfluß hatte er nicht, da er in die Ge-
chscommission nicht berufen wurde. Dagegen trat er 1843 in die
ission für das Choralbuch als berufener Meister; Psalmen und prophe-
Stücke der heiligen Schrift für vierstimmige Chöre in Musik gesetzt, hatte
n herausgegeben, mit Entschiedenheit vertrat er (Kocher und Silcher
ber) das Recht, ja die Nothwendigkeit des einstimmigen Choral-Kirchengesangs
rfahrung und Praxis gab ihm in der Folge vollständig Recht). Bei der
hl und Harmonisirung der Choräle war er sehr thätig und die letzte
n des Choralbuches wurde in seinem Hause in Tübingen vollendet.
stand er der neuen Liturgie im Allgemeinen sehr sympathisch gegenüber
eute sich über den gesunden evangelischen Geist derselben. Er vertrat die
der Formularien bei den Cultushandlungen, stellte die alten Liturgien
uster für alle Zeiten auf, machte auch als praktischer Mann auf bequeme
tung für den Gebrauch aufmerksam. Auch in den Streit über den
nus griff P. schriftstellerisch ein, 1839 erschien seine Schrift: An Freunde
einde des Pietismus; im Allgemeinen eine Vertheidigung des Pietismus,
aßvoll und besonnen, durchaus nicht blind gegen die Fehler desselben, in
n P. andererseits ein Licht und Salz der evangelischen Kirche anerkannte. In
de seines Marbacher Aufenthalts fällt auch die Herausgabe seiner evangelischen
reden (1842), eine Sammlung, welche bis 1855 12 Bände umfaßte,
ten der verschiedensten Verfasser in sich vereinigte, und in ihren wieder-
Auflagen ungemein viel Anregung und Belehrung schuf. Auch an dem
bekommen des Predigtbuches zu Gunsten des Pfarrwaisenvereins, zu dessen
ung 1841 P. wesentlich beitrug und der „Zeugnisse evangelischer Wahrheit“
r lebhaften Antheil. Obgleich in weiten Kreisen bekannt als vorzüglicher
redner, anregender Lehrer, sehr tüchtiger Theologe wurde P. doch noch
nit der Würde und Stelle betraut, für welche er seiner ganzen Indivi-
t nach eigentlich bestimmt war, der eines Professors der Theologie.
er 1839 wurde ihm die Professur in Zürich angetragen, welche Strauß
lwert inne gehabt; er lehnte ab und bereute es nie; er war ein zu treuer
seiner Heimath und seiner vaterländischen Kirche, als daß er sich in den
igen Schweizer Verhältnissen wol befunden hätte. Dagegen wurde er am
lai 1843 zum zweiten, am 18. October 1848 zum ersten Diakonus, am
i 1852 zum Decan in Tübingen ernannt. Mit gewissenhafter Treue
e er sich diesen geistlichen Aemtern, die ihm neben der stets wachsenden
ge die Führung der Kirchenbücher, das Inspectorat über die Volks-
, Theilnahme am Ehegericht, sowie an mehreren Vereinen brachten, aber
orzügliche Arbeitskraft verstand allen Ansprüchen des Amtes zu genügen,

seine ruhige Besonnenheit erhielt ihm auch in den schwierigen Jahren von 18
und 1849 das Vertrauen der Gemeinde. Immer bereit als Prediger au
zuhelfen, fand er Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten, Abhandlungen, Recension
auch die Musik wurde in keiner Weise vernachlässigt. 1847 übernahm er die Vo
standschaft des Oratorienvereins und bis zu Fr. Silcher's Tod (26. August 186
blieb er dessen treuer Freund und Berather. Mit der Universität, der
damalige theologische Lehrer noch theilweise seine Lehrer gewesen waren, trat
in nähere Verbindung, als er 1846 den Lehrauftrag zu einer Vorlesung üb
Pädagogik erhielt. Es war dies gewissermaßen das Vorspiel der eigentliche
akademischen Thätigkeit, welche ihm nach dem Tode von Schmid zufiel. Au
den einstimmigen Vorschlag der Facultät wurde er zum Professor der praktische
Theologie und Moral ernannt (7. Juli 1852). P. hatte damit erlangt, wa
ihm gebührte, einen Ruf nach Halle hatte er 1847 abgelehnt, ebenso eine An
frage wegen der Stiftsprädicatur in Stuttgart, endlich 1853 einen Ruf al
Oberhofprediger nach Dresden. 1853 erwarb er sich rite den theologischen Doctor
grad in Tübingen. Fast 23 Jahre lang hatte P. seinen Lehrstuhl inne, segens
und erfolgreich in hohem Maße ist sein langjähriges Wirken gewesen. Sämmt
liche Gebiete der praktischen Theologie (Homiletik, Katechetik, Pädagogik, Pastoral
theologie, Kirchenrecht) umfaßte seine Lehrthätigkeit, regelmäßig las er übe
Moral, exegetische Vorlesungen über neutestamentliche Schriften (Marcus, Lucas
Johannes, 1. Corinther-, Philipper- und Colosserbrief) schlossen sich an, einmal tru
er die theologische Encyclopädie vor, im Winter 1859/60 hielt er für Studirend
sämmtlicher Facultäten Vorträge über Religion, Christenthum und Kirch
Seine Vorlesung über Geschichte der Tonkunst sollte besonders den Geistliche
zu Gute kommen, wie die Darstellung der in Würtemberg heimischen Sekte
und Gemeinschaften besonders den würtembergischen Theologen galt. Sein
Vorlesungen zeichneten sich sämmtlich aus durch große Klarheit, reiche Belesen
heit und genaues Vertrautsein mit dem Gegenstand, die Leichtigkeit, mit welche
in den systematischen der künstlerische Aufbau ausgeführt wurde, die Ruhe un
Sicherheit, mit welcher die schwierigsten Probleme behandelt wurden, machte
oft den Eindruck geringerer Tiefe; die wissenschaftliche Tüchtigkeit Palmer'
wurde daher auch häufig von den Studirenden nicht in dem Maaße gewürdig
wie die Vorlesungen nach dem Reichthum des Inhalts verdient hätten; sie ware
aber wie seine Bücher außerordentlich instructiv und sind unzähligen in ihre
amtlichen Leben von großem Nutzen gewesen. Sein theologischer Standpunk
blieb der positiv biblische, ohne daß er sich einer bestimmten Richtung ode
Partei anschloß; gegen seines Kollegen Baur kritische Resultate verhielt er sic
ablehnend, ebenso aber auch gegen Beck's weitgehenden biblischen Realismus
auch gegen den Pietismus, mit welchem er sonst viel Verwandtes hatte, wahrt
er seine theologische Selbständigkeit; ein Vortrag 1872 im Königsbau z
Stuttgart gehalten über: „Die Deutung der biblischen Weissagung auf Ereig
nisse und Zustände der Gegenwart" trug ihm harte Angriffe ein, welche ih
tief betrübten. Seiner ganzen Natur nach war er gegen engherziges Hoch
kirchenthum, während er den immer weitergehenden Ansprüchen Rom's gegenübe
seinen protestantischen Standpunkt entschieden geltend machte. Einen höchst be
deutenden Theil seiner akademischen Thätigkeit bildete die Vorstandschaft übe
das evangelische Predigerseminar; hier in der Verbindung von Theorie un
Praxis zeigte er seine volle Meisterschaft; in der Leitung der homiletischen un
katechetischen Uebungen in der kleinen Schloßkapelle, in der Kritik der Predigte
und Kinderlehren erkannte man seine ungemein reichen Kenntnisse, sein
Gewandtheit und Leichtigkeit zu disponiren und die Hauptsachen hervorzuheben
Die große Schaar von Studirenden aus Württemberg und andern Länder

welche seiner sicheren Leitung sich anvertrauten, und welchen er in seinen jährlichen Abschiedspredigten die Würde ihres Berufes zeigte und denen er in seinen stark besuchten Sonntagspredigten in der Georgenkirche Muster von gediegenen und erbaulichen Predigten gab, hat im späteren Amte seine Winke und Lehre dankbar befolgt. Dieser angestrengten Lehrthätigkeit ging eine ebenso reiche schriftstellerische zur Seite; eifrigst betheiligte er sich als Mitherausgeber und treuer Mitarbeiter an der Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, herausgegeben von K. A. Schmid 1859—78 (81 Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten der Pädagogik, Kirchengeschichte, Musik, Ethik z. B. J. V. Andreä, Aufklärung, J. A. Bengel, Charakter, Clavierspiel, Ehe, Erziehung, Gebet, Gesang, Katechetik, Musik, Nachahmung, Pädagogik, Pietismus, Selbstgefühl, Sitte, Staat, Taufe, Unterricht, Volkslied &c.), sowie in der Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche von Herzog, 1854—1866 (81 Artikel ebenfalls aus den verschiedensten systematischen und historischen Gebieten der Theologie und Philosophie z. B. Beredtsamkeit, Geistliche, P. Gerhard, Homiletik, Katechese, Kirchenlied, Liturgie, H. Müller; Palästina, Pastoraltheologie, Reinhard, Seelsorge, Fr. v. Spee, Wahrheit, Württemberg, Bach, Dann, Flattich, Knapp, Schnurrer, Sekten, Todesstrafe &c.). Die von ihm in Gemeinschaft mit Dorner, Ehrenfeuchter, Liebner, Wagenmann, Weizsäcker &c. herausgegebenen Jahrbücher für deutsche Theologie enthielten werthvolle Abhandlungen von ihm z. B. Zur praktischen Theologie 1856, Brenz als Prediger und Katechet 1871, die Objectivität der Exegese 1870, die Moral des Jakobusbriefs 1865, das Vorbild Jesu 1858, die christliche Lehre vom höchsten Gut 1860, Gesetz und Erlaubtes 1869, die Deutung der biblischen Weissagung 1872. Zu den stets wiederholten Auflagen seiner Homiletik und Katechetik gesellten sich als neue Werke: „Evangelische Pastoraltheologie“ 1860, „Die Moral des Christenthums“ 1864, „evangelische Hymnologie“ 1865 und die zwei Predigtsammlungen: „Ein Jahrgang evangelischer Predigten“ 1857, „Predigten aus neuer Zeit“ 1874, sowie eine Sammlung von Vorträgen u. d. T.: „Geistliches und Weltliches für gebildete christliche Leser“ 1873. Kleine Aufsätze, Recensionen und Kritiken fanden ihren Weg in andere Zeitschriften (Studien und Kritiken, Darmstädter Kirchenzeitung, mancherlei Gaben und ein Geist, süddeutscher Schulbote, neue Blätter aus Süddeutschland, allgemeine musikalische Zeitung). In liebenswürdiger Gefälligkeit spendete P. aus dem so reichen Maße seines Wissens gern Beiträge für öffentliche Vorträge in Tübingen, z. B. über Abraham a Santa Clara, Bach, Haydn, ebenso zu den in Stuttgart veranstalteten Königsbauvorträgen, z. B. über den eigenthümlichen Charakter der evangelischen Theologie in Würtemberg. Auch die Musik wurde ebenso eifrig gepflegt, wie früher, seine Lieblingscomponisten blieben Haydn und Mozart, Händel und Mendelssohn; Bach und Schumann traten gegen diese zurück und mit Wagner befreundete er sich erst, nachdem er Lohengrin gehört hatte. Von der Leitung des Oratorienvereins trat er bald nach Silcher's Tode (26. August 1860) zurück, der ganz anders geartete Scherzer war ihm nicht sympathisch. An den öffentlichen Angelegenheiten des Landes betheiligte er sich, wenn auch nicht in hervorragender Weise, so doch gern und eifrig, die erste Landessynode 1869, in welche er als Mitglied der Facultät eintrat, wählte ihn zu ihrem Vicepräsidenten. Von politischen Agitationen hielt er sich fern, der Unmuth über den Krieg von 1866 verschwand in dem Siegesjahre 1870—71, die Tübinger Bürgerschaft, seine patriotische Gesinnung ehrend, gab ihm ein schönes Zeichen ihres Vertrauens und wählte ihn 1870 in die würtembergische Abgeordnetenkammer, aber nach zwei Jahren legte er sein Mandat nieder, weil es das Halten der geliebten Vorlesungen zu sehr beeinträchtigte. Hochangesehen, allgemein beliebt und geachtet, glücklich im Kreise seiner Familie (zwei Söhnen,

zwei Töchtern), in treuem Verkehr und gutem Einvernehmen mit seinen Collegen brachte er seinen Lebensabend dahin. 1857 hatte er das akademische Rectorat inne, 1853, als er den Ruf nach Dresden abgelehnt, hatte ihm ein hoher Orden den Werth gezeigt, welchen man auf sein Bleiben im Lande lege. Die sonstige Wanderlust der Schwaben war ihm fremd, er schweifte nicht gern ins Weite, größere anstrengende Gänge waren ihm schon in der Jugend ein Gegenstand des Schreckens; auch zu der Reise, welche sonst die würtembergischen Theologen nach vollendeter Studienzeit zu unternehmen pflegen, hatte er sich nicht aufgerafft und seine späteren Erholungsreisen führten ihn nie weit von der Grenze des Vaterlandes fort. Eine gewisse Bequemlichkeit, welche in einer nicht ganz kräftigen Constitution ihre Erklärung fand, machte sich bei ihm geltend, die Musik mit allem Schönen, was sie ihm bot, fesselte ihn sehr viel an das Zimmer. In den vierziger Jahren war er mit Kopfweh viel behaftet, später nahm häufig wiederkehrende Heiserkeit seiner sonst sonoren Stimme ihren Klang. Charfreitag 1875 hielt er seine letzte Predigt, unmittelbar nachher legte er sich auf das Krankenlager, von dem ihn nach schweren, geduldig getragenen Leiden (Typhus) am 29. Mai der Tod erlöste. — Mannigfach und weitgreifend ist Palmer's Bedeutung, er war ein schwäbischer Vermittlungstheologe im besten Sinn des Wortes, der seinen evangelischen biblischen Glauben treu festhaltend, eine schöne harmonische Vereinigung von Wissenschaft und Praxis, Christenthum und allgemeiner Bildung repräsentirte; durch seine schriftstellerische und akademische Thätigkeit hat er den Disciplinen, welche er lehrte, ihren gebührenden Rang im Reiche der Wissenschaft gegeben, unzähligen Geistlichen und Lehrern war er dadurch Lehrmeister und Vorbild und wenn sich sein Wirken nicht in dem Gedanken einer bestimmten Schule ausdrückte, so war es doch besonders für seine vaterländische Kirche unendlich wichtig, langhin nachwirkend. Palmer's Schriften sind schon erwähnt; sein Schwiegersohn Jetter gab aus seinem Nachlaß 1877 die Schrift heraus: „Die Sekten und Gemeinschaften Würtembergs".

Quellen: J. Knapp, Christian Palmer, eine Skizze, im evangelischen Kirchen- und Schulblatt für Württemberg 1876—81; derselbe Ch. P. in Realencyclopädie von Herzog. 2. Aufl. Bd. 11, S. 708 ff. Worte der Erinnerung an Chr. P. Tübingen 1875. Weizsäcker, Zur Erinnerung an Dr. Chr. P. in: Jahrbücher für deutsche Theologie. Bd. 20. Nekrologe im schwäbischen Merkur 1875, Nr. 162 (J. Hartmann); Staatsanzeiger, besondere Beilage 1875, Nr. 18 (H. Weiß); Allgemeine Zeitung 1875, Nr. 16[?] (Diestel); Protestantische Kirchenzeitung 1875, Nr. 24; Süddeutscher Schulbote 1875, Nr. 15 ff. (R. Kübel). Theodor Scholl.

Palotta: Matteo P., nach seiner Vaterstadt auch Il Palermitano genannt, wurde daselbst im J. 1688 geboren und ward frühzeitig für den Priesterstand bestimmt. Seine Liebe zur Musik führte ihn nach Neapel, wo er im Conservatorio San Onofrio ernste Studien betrieb. Nach seiner Rückkehr und abgelegter Prüfung wurde er zum Canonicus secundarius (Weltpriester) ernannt und gab sich nun ganz der Composition strenger Kirchenvocalmusik hin. Zugleich schrieb er eine höchst verdienstliche Abhandlung „Gregoriani cantus enucleata praxis et cognitio" (über Guido's Solmisation und Lehre von den Kirchentönen). Kaiser Karl VI., durch seine Werke aufmerksam gemacht, berief ihn nach Wien, wo er nach Befürwortung des Hofcapellmeisters Fux im Februar 1733 nach seinem eigenen Wunsche als Componist für Gesangmusik a capella in der kaiserl. Hofcapelle mit 400 fl. jährlichen Gehalts angestellt, 1741 entlassen, aber 1749 reactivirt wurde. Er starb in Wien am 28. März 1758 im 70. Lebensjahre *(Wiener Diarium)*. — Palotta's Werke: Messen, Motetten, Offertorium zu

Stimmen zeichnen sich bei aller contrapunctischen Strenge durch freie
ng des Hauptgedankens und seiner Nebensätze, durch stetige Bewahrung
en Kirchenstyles und natürlich fließende Führung der Stimmen aus und
in mancher Beziehung an Caldara. Zeugniß davon geben die noch
enen Manuscripte in der kaiserlichen Hofbibliothek und im Archiv der
aft der Musikfreunde in Wien. C. F. P.

lthen: Johann Philipp P., Historiker und Sprachforscher, aus einer
on der Wetterau nach Mecklenburg und Pommern eingewanderten Ge-
amilie, welche sich im geistlichen und Lehrfache, sowie in der Verwaltung
nete, war der Sohn des Hofgerichtssecretärs Johann P. († 1708), aus
he mit der Tochter des Wolgaster Rathsherrn Michael Hoppe, Dorothea
wurde am 26. Junius 1672 zu Wolgast geboren. Nach Vollendung der
und Universitätsstudien in Greifswald (1688—91) hatte er das Glück, meh-
flußreiche Gönner zu finden, welche ihn in seiner litterarischen Thätigkeit
tzten und zu einer amtlichen Stellung beförderten. Zu diesen gehörte
lich der anfangs als Pastor an der Jacobikirche zu Hamburg und seit
als Generalsuperintendent zu Greifswald wirkende Dr. Joh. Friedrich
(s. A. D. B. XXI, 99), mit welchem er Holland, Dänemark und
en bereiste, sowie der brandenburgische Geheimerath Sam. v. Pufendorf,
durch seine Gemahlin mit der Familie P. verwandt war, und durch
mpfehlung den schwedisch-pommerschen Generalgouverneur Grafen Niels
bewog, den erst 22 Jahre zählenden jungen Gelehrten (1694) zum Pro-
nath. et mor. in Greifswald zu ernennen. In der folgenden Zeit (1697
98) begleitete er auch die Söhne des Grafen Bielcke auf einer größeren
ach Frankreich und England, wo er in Paris die berühmten Gelehrten
Mabillon, Stephan Baluze, Joh. Harduin, Ludw. Du Four, Abt
nguerue, und Pet. Dan. Huet, theils persönlich, theils nach ihrer litte-
n Bedeutung kennen und schätzen lernte. Anscheinend durch Du Fours
n über Tatian angeregt, nahm er während seines Aufenthaltes in Oxford
nach dem Manuscript des Franziscus Junius, eine Abschrift von der
deutschen Uebersetzung der Tatianischen Evangelienharmonie, welche er im
6 in Greifswald im Druck herausgab. In seiner weltmännischen Bil-
ebenso wie in seinen historischen und philologischen Kenntnissen durch
eisen gefördert, kehrte er im J. 1699 in die Heimath zurück und empfing
die Professur für Geschichte an der Greifswalder Universität. Nachdem
1694—1701 in fortgesetztem Briefwechsel mit Dr. J. Fr. Mayer ge-
hatte, erhielt er im J. 1701 diesen hervorragenden Theologen als
nossen, und dadurch nicht nur Gelegenheit, dessen umfangreiche Bibliothek
tzen, sondern auch sich mit diesem vielseitigen Gelehrten zu litterarischen
hmungen zu vereinigen. Zu diesen gehörte (1704) die Gründung einer
n Gesellschaft, deren Thätigkeit jedoch, anscheinend unter dem Einfluß
tistischen Streitigkeiten und der drohenden Kriegsgefahr bald wieder er-
Dagegen hatte P. das Glück, durch den Regierungsrath Magnus v. Lager-
die Mittel zur Herausgabe der erwähnten Evangelienharmonie zu er-
Seine übrige Thätigkeit war zwischen seinen Vorlesungen, der Heraus-
leinerer Schriften und eifrigen historischen Studien in den pommerschen
n getheilt. Von diesen betreffen die beiden ersten Richtungen seines
s Natur- und Staatsrecht, allgemeine und deutsche Geschichte, sowie die
en des Hugo Grotius; obwohl er in der Vorrede zum Tatian als Zweck
ausgabe jener althochdeutschen Uebersetzung u. A. hervorhebt, die damalige
e zu veredeln und von Fremdwörtern zu befreien, so bediente er sich selbst
in seinen eigenen Werken der lateinischen Sprache. Seine historischen

Studien in den pommerschen Archiven sammelte er in mehreren Urkunden- und Regestenbüchern, welche zum Theil in den Bibliotheken von Greifswald, Stralsund und Putbus erhalten sind. Mit regelmäßiger Handschrift sorgfältig ausgeführt, und genau den Originalen entsprechend, gelten sie mit Recht als Musterwerke für die Nachwelt. Zum Druck gelangte während seines Lebens nur die von ihm aus jenem Urkundenschatze entnommene Geschichte der Greifswalder Nikolaidomkirche, 1704, später auch (1756) eine Rede über das Kloster Eldena. Er starb im blühenden Alter von 37 Jahren am 26. Mai 1710; sein Portrait, im Besitz der Universität, ist durch geistvolle Züge und lebendigen Ausdruck bemerkenswerth.

Charisius u. Dinnies, stemmata Sund., wo die Verwandtschaft mit Sam. Pufendorf und dem Frankfurter Juristen Zacharias Palthen erwähnt ist. — Kosegarten, cod. Pom. dipl. Vorr. p. XLIII; Gesch. d. Univ. I, 281. — Höfer, Die deutsche Philologie, Univ. Festrede, 1856—57, S. 25, Anm. 8, wo als Geburtsjahr, statt 1662, das Jahr 1672 zu berichtigen ist. — Aug. Balthasar, v. d. Landesgerichten. S. 223. — Rituale Academicum, p. 465. — Biederstedt, Nachr. v. Neuvorpommerschen Gelehrten, Einl. S. IX. — Goedeke, Grundr. z. Gesch. d. Deutschen Dichtung, 2. Aufl. S. 19. — Ein Verzeichniß von Palthen's Schriften findet sich in Jöcher's Gelehrten-Lexikon und Dähnert's Katalog der Univ.-Bibl.; ein Abdruck der Evangelienharmonie in Schilter's thesaurus II, h. v. Scherz; seine Urk.- u. Reg.-Samml. sind erwähnt Pyl, Gesch. d. Kl. Eldena, S. 551; seine Briefe, im Original a. d. Univ.-Bibl., sind zum Theil abgedr. bei Dähnert, Pom. Bibl. II, S. 447—458.

Pyl.

Paltz: Johann v. P., Augustiner, † am 13. März 1511 zu Mühlheim. Sein Familienname war Jenser; v. Paltz nannte er sich nach seinem Geburtsorte Paltz oder Palenz im Trierischen (nach anderen war er ein Schwabe). Er trat zu Erfurt in den Orden der Augustiner-Eremiten, wurde dort 1483 Doctor der Theologie und lehrte dort auch mit Unterbrechungen im Kloster, vielleicht auch an der Universität. Er war ein Gehülfe des Generalvicars der (reformirten) sächsischen Congregation seines Ordens, Andreas Proles, bei der Durchführung und Ausbreitung der strengeren Observanz und wirkte in diesem Sinne 1475 (als Prior) in Neustadt, 1491 in Herzberg, 1499 in Mühlheim (Thal-Ehrenbreitstein), 1505 in Sternberg in Mecklenburg. 1490 wurde er von dem päpstlichen Legaten, Raymund Payraudus, Bischof von Gurk (später Cardinal) beauftragt, das von Alexander VI. ausgeschriebene Jubiläum (zur Bestreitung der Kosten des Türkenkrieges) zu verkündigen, und wirkte nun als Ablaßprediger in Sachsen und dem nördlichen Böhmen. 1502 predigte er ein zweites Jubiläum. Von 1507 an lebte er in dem Kloster zu Mühlheim. Unter Zugrundelegung seiner Jubiläumspredigten schrieb er „Die himmlische Fundgrube“, mit einer Widmung an den Kurfürsten Friedrich und den Herzog Johann von Sachsen, zuerst 1490 zu Erfurt gedruckt. Eine bedeutend erweiterte lateinische Ausgabe des Werkes veröffentlichte er mit einer Widmung an den Erzbischof von Köln, Hermann Landgrafen von Hessen, zu Erfurt 1502 unter dem Titel: „Coelifodina absconditos scripturae thesauros pandens“, dazu ein „Supplementum Coelifodinae“, Erfurt 1504 (in diesem theilt er auch zwei Predigten von Andreas Proles und kleine Abhandlungen des Augustiners Johann von Dorsten über die Reliquie vom Blute Christi zu Gotha und über den Ablaß mit; der vollständige Titel heißt: „Supplementum de exercitibus infernalibus ipsas sacratissimas indulgentias impugnantibus et de modo expugnandi eos per bumbardas de turri Davidica emittendas). Alle drei Werke sind bis zum Jahre 1517 wiederholt (zu Erfurt, Leipzig, Augsburg und Straßburg) gedruckt

worden. Die beiden lateinischen sind interessant, weil sie eine ausführliche Darstellung der ganzen Lehre vom Ablaß enthalten, wie sie in den letzten Jahrzehnten vor Luthers Auftreten von streng kirchlichen Theologen vorgetragen wurde (s. Auszüge bei Kapp, eine zusammenhängende Analyse bei Kolde und Bratke, s. u.). Gedruckt ist von P. außerdem „De septem foribus seu festis gloriosae Virginis“ 1491, vielleicht auch „Hortulus aromaticus gloriosae Virginis“, nicht gedruckt eine kleine Abhandlung „De conceptione sive praeservatione a peccato originali S. Dei genetricis Virginis Mariae“. — P. ist oft verwechselt worden mit einem gleichzeitigen Johann (Gethink von) Paltz (Pals, Pelcz), der dem Orden der Augustiner-Chorherren (Canonici regulares S. Augustini) angehörte, Doctor decretorum, seit 1504 Propst des Klosters zum neuen Werke (in opere novo) bei Halle, auch Archidiakonus des Bezirks Halle und bei den Erzbischöfen von Magdeburg, Ernst von Sachsen († 1613) und Albert von Brandenburg sehr angesehen war; er schloß sich 1524 Luther an (Mencken, Scriptores II, 1519).

J. Chr. Dreyhaupt, Pagus Neletici . . . Beschreibung des Saalkreises, 1749, I, 704. — J. E. Kapp, Nachlese zur Ref.-Gesch. IV, 424. — (Weller) Altes aus allen Theilen der Geschichte, 1762, I, 290. — Ossinger, Bibliotheca Augustiniana, 1768, S. 652. — Th. Kolde, Die deutsche Augustiner-Congregation, 1879, S. 174 u. f. — E. Bratke, Luthers 95 Thesen und ihre dogmenhistor. Voraussetzungen, 1884, S. 53 ff., 111 ff. Die Ausgaben der Fundgrube und der Coelifodina bei Panzer, Weller u. Kolde, S. 181.

Reusch.

Paludanus: Johann P. heißt der Verfasser von Versen (Reimen), in welchen der Inhalt jedes Capitels der Bibel kurz angegeben ist und welche unter dem Titel: „Kleine Bibel“ zu Tübingen 1589 in Octav erschienen. Der Verfasser wird identisch sein mit dem niederländischen Schulmann und Dichter, den Jöcher anführt, der im 16. Jahrhundert in Gent, Dornick und Mons als Lehrer wirkte. Hat er auch, wie Rotermund meint, einen von Uffenbach angeführten Brief eines Johannes Paludanus an Heinrich Smetius geschrieben, so müßte er im J. 1605 in Wittenberg gewesen sein.

Jöcher III, Sp. 1212. — Rotermund zum Jöcher V, Sp. 1465. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., II, S. 171.

l. u.

Pamelius: Jacob P., kathol. Theolog im 16. Jahrhundert, machte sich als Gelehrter einen Namen, besonders durch mehrere patristische Arbeiten. Er stammte aus dem adligen Geschlechte der Barone von Pamele und ward 1536 zu Brügge geboren. Vorgebildet im Cistercienserkloster zu Namur, studirte er neun Jahre Philosophie und Theologie zu Löwen unter Ruardus Tapper und Jodocus Ravestein; besuchte auch die Vorlesungen der Sorbonne zu Paris und noch verschiedene Universitäten. Nach Löwen zurückgekehrt, ward er hier Licentiat der Theologie und 1561 Canoniker an der St. Donatianskirche zu Brügge, wie auch nachher an St. Gudula zu Brüssel und St. Johann zu Herzogenbusch. Mit besonderer Vorliebe pflegte er das Studium der Kirchenväter und brachte allmählich eine bedeutende Anzahl patristischer Handschriften zusammen, deren er mehrere mit gelehrten Notizen und kritischen Anmerkungen bereichert, herausgab. Daher ward er für spätere Forscher, wie Rega, le Prieur, Lombert und Fell ein tüchtiger Führer auf dem bisher wenig bearbeiteten Felde der Patristik. Besonders bearbeitete er die Schriften Tertullians und Cyprians, welche er aus neu entdeckten Handschriften herausgab. Der Sieg der Reformation zu Brügge trieb ihn nach St. Omer, wo er bald eine Stelle als

Archidiacon erhielt. Kurz nachher ernannte Philipp II. ihn zum Propst von St. Salvator zu Utrecht und 1587 zum Bischof von St. Omer. Er starb aber schon selbigen Jahres noch vor Antritt dieses Amtes zu Bergen im Hennegau. Die vornehmsten unter seinen zahlreichen Schriften sind folgende: „Liturgica Latinorum“, Colon. 1571 und 1609. 2 tom. 4°.; „Relatio ad Belgii ordines de non admittendis una in republica diversarum religionum exercitiis“, Antv. 1589; „Micrologus de ecclesiasticis observationibus“, Antv. 1589; „Cassiodori divinae lectiones“, Antv.; „Catalogus commentariorum veterum selectorum in universa biblia“, Antv.; „Cypriani opera omnia“, Antv. 1568, 1589. Paris 1574 fol.; „Tertulliani opera“, Paris 1590 fol.; „Vita Tertulliani et adnot. ad opera ejus“, Paris 1635 fol.; „Conciliorum paralipomena“; „Rabbani opera“, Colon. 1626; „Commentarii Pamelii in libro Judith“; „Commentarii in epist. ad Philemonem“; „Liturgica Graecorum“; „De Graecae ac Latinae ecclesiarum in missae sacrificio concordia“. — Diese drei letzten Schriften sind niemals im Druck erschienen.

Baronius, Annal. eccles. Saec. II. — Foppens, Bibl. Belgica I. p. 532/533, wo auch sein Bildniß zu finden ist. — Saxe, Onomasticon III, p. 438. — van Heussen u. van Rhyn, Oudh. v. Utrecht, I. Bl. 200, 201. — van der Aa, Biogr. Woordenb. van Slee.

Päminger: Leonhard P., lateinisch Paminger, sonst auch Bamminger, Paming und sogar Panniger genannt, wurde am Sonntag Lätare (den 29. März) 1495 zu Aschach (Aschau) an der Donau (zwischen Passau und Linz) geboren, wo sein Vater Andreas P. Senator war. Er zog im J. 1513 zu seiner weiteren Ausbildung nach Wien und hat dann vom Ende des Jahres 1516 an in Passau gelebt. Hier verwaltete er ein Schulamt und hatte dabei wahrscheinlich eine Schreiberstelle oder dgl. (totius vitae curriculum in functione Scholastica et Tabellionatus officio .... trivit); bei seinem Tode wird er Secretär zu St. Nicolai (ad D. Nicolaum Secretarius) genannt. P. war zweimal verheirathet; aus seiner ersten Ehe überlebten ihn zwei Söhne, Sophonias (s. u.) und Sigismund († 1571). Nach dreiwöchentlicher Krankheit starb er am 3. Mai 1567 in seinem 73. Lebensjahre. P. scheint sich früh der Reformation angeschlossen und dann sein Leben in steten Kämpfen für dieselbe zugebracht zu haben. Mit Luther, Melanchthon, Veit Dietrich und anderen Männern der Reformation hat er nach dem Zeugnisse seines Sohnes in Briefwechsel gestanden; als Dichter geistlicher Lieder und vor allem als tüchtiger Tonsetzer ist er dann in weiteren Kreisen, namentlich nach seinem Tode, bekannt geworden. Zu seinen Lebzeiten scheint außer einer Reihe 4- und mehrstimmiger Sätze über deutsche und lateinische geistliche Lieder in den Sammelwerken von Ott (1537. 1544), Petrejus (1538. 1542), Schmeltzel (1544), Montanus und Neuber (1553. 1559) und Forster (1559) wenig von ihm gedruckt zu sein; bei einem Liede, das etwa im J. 1540 zu Augsburg gedruckt ist, und das Wackernagel (Bibliographie S. 169, Kirchenlied IV, S. 93), ihm zuschreibt, „Hier ruh ich in dem Staub der Erd“, bleibt es doch fraglich, ob die Initialen L. P. auf unsern P. zu beziehen sind. Dagegen haben nach seinem Tode seine Söhne besonders der ältere, der seinen Bruder überlebte, vieles aus seinem Nachlaß drucken lassen. Schon im Todesjahre des Vaters gaben sie mehrere Schriften von ihm heraus, u. a. einen Bericht über die Irrthümer, die in der Lehre vom Abendmal eingerissen, ferner ein Gespräch eines Christen mit einem Wiedertäufer (in Reimen) u. s. f.; in der Vorrede zu der letztgenannten Schrift sagen sie, daß sie im Nachlaß ihres Vaters acht Bände lateinischer und deutscher auserlesener guter und geistlicher Gesänge mit 4, 5, 6 und mehr Stimmen vo

ihm selbst componirt (für seine contrapunctische Kunst zeugt ein „O profundissimum“ zu 16 Stimmen mit dem „Deo gratias“ zu 36 Stimmen, gedruckt in den Cantiones triginta sel . . . per Clementem Stephani Buchaviensem, Nürnberg b. Ulr. Neuber 1568), außerdem dreizehn oder vierzehn geistliche und weltliche Comödien (es sind Uebersetzungen von Plautus, Terenz, Macropedius u. a.) gefunden hätten, daß aber die Herausgabe dieser Werke ihr Vermögen überstiege. Nach Jahren haben sie doch noch manches drucken lassen; so erschienen vor allem seine „Cantiones ecclesiasticae“ für 4 bis 6 Stimmen in 4 Theilen, Nürnberg 1573—1580, sodann im J. 1587 ebenda „Poematum libri duo“ und einiges andere. Hingegen ist eine als „Bibelwerk“ bezeichnete größere Arbeit, die schon Leonhard P. herausgeben wollte, und um deren Drucklegung sich dann sein Sohn Sophonias vielfach bemühte, nie erschienen, obschon der Druck, wie es scheint, schon begonnen hatte; es wird sich schwerlich noch ausmachen lassen, welcher Art dieses Werk gewesen ist.

Walther, Musikalisches Lexicon, S. 460. — Theophili Sinceri neue Sammlung von lauter alten und raren Büchern, 1733, S. 336 ff. — Dunkel, historisch-critische Nachrichten, I (1753), S. 693. — Gerber, Lexicon der Tonkünstler II (1792), S. 74. — Rotermund zum Jöcher V, Sp. 1472. — Kobolt, Ergänzungen zum Baierischen Gelehrten-Lexikon, 1824, S. 222 f. — Wackernagel, Bibliographie, S. 169. — Derselbe, Das deutsche Kirchenlied, I, S. 471—473; IV, S. 93 f. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., S. 185, (111 u. 295 f.). — Caecilia, Zeitschr. (v. Dehn) 26. Bd. S. 199. — Ambros III, 395. — Eitner, Bibliogr. der Musiksammelwerke, 1877, S. 771 f.

l. u.

Päminger: Sophonias P., auch Paminger und Peminger, Sohn des Vorigen, wurde am 5. Februar 1526 zu Passau geboren, besuchte die Lorenzschule zu Nürnberg und bezog darauf die Universität Wittenberg, wo er im Juni 1545 inscribirt wurde. Vom Jahre 1549 an war er Lehrer an der Nicolaischule seiner Vaterstadt, mußte dann aber im J. 1559, als eine Verfolgung über die Evangelischen in Passau ausbrach, nach Straubing flüchten, von wo er im J. 1562 nach Regensburg zog. Er hat dann noch oftmals seinen Aufenthalt wechseln müssen und in mehreren Städten ein Schulamt gehabt oder vom Privatunterricht gelebt. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Nürnberg, wo er im Juli 1603 starb. Daß er verschiedene Werke seines Vaters herausgegeben hat, ist schon im vorigen Artikel erwähnt; als Schriftsteller ist er deshalb mehrfach mit seinem Vater verwechselt. Er selbst hat sich vor allem als Schulmann ausgezeichnet; in einer Schrift über die Einrichtung gelehrter Schulen („Reformatio et constitutio sive ordinatio scholae latinae“, Ratisbonae 1576) hat er seine pädagogischen Ansichten ausgesprochen. Außerdem hat er vor allem auch eigne lateinische Poesien, zum Theil Gelegenheitsgedichte, veröffentlicht. In Leonhard Päminger's Ecclesiasticae cantiones finden sich auch Compositionen seiner drei Söhne Balthasar, Sigismund und Sophonias. Des letzteren Schwiegersohn war der Generalsuperintendent in Oettingen, Eberhard Herrnschmidt (Vorfahre von Joh. Dan. H., s. A. D. B. XII, 221).

Foerstemann, Album academiae Vitebergensis, p. 224. — Dunkel, historisch-critische Nachrichten I, S. 693 ff. — Jöcher III, Sp. 1214. — Rotermund zum Jöcher V, Sp. 1472 ff. — Historia bibliothecae Fabricianae, pars V, p. 287 sq. — Eitner, Bibliogr. d. Musiksammelw. S. 770 ff.

l. u.

Pancratius: Michael P., Doctor beider Rechte, † als Bischof der evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen und Pfarrer in Birthälm am 11. Juli 1690. Die sächsische Nation in Siebenbürgen, die ihren siebenhundertjährigen volksthümlichen Bestand zu einem großen Theil ihrem, selbst in der Zeit, da das Land unter türkischer Oberherrlichkeit stand, nie unterbrochenen innigen geistigen Zusammenhang mit dem deutschen Mutterland verdankt, hat sich zu aller Zeit einer stillen, wenn auch an Zahl nicht sehr großen, doch in einzelnen Persönlichkeiten wiederholt sehr bedeutsamen Einwanderung aus Deutschland zu erfreuen gehabt. Auch P. gehört einem solchen Hause an. Sein Großvater, Georg P., entstammte einer adeligen Familie in Oesterreich, war am Anfang des 17. Jahrhunderts mit den Truppen des kaiserlichen Generals Basta nach Siebenbürgen gekommen und nach dem Abzug dieser hier zurückgeblieben. In Mühlbach, im Sachsenland fand er eine neue Heimath. Sein Sohn Martin P. wurde 1637 Pfarrer in Kelling und hinterließ bei seinem Tode (1644) Michael P. (geb. am 28. September 1631) als dreizehnjährigen Knaben. Diesen nahm die Schule von Heltau in ihre Pflege, aus der er 1648 nach Klausenburg, 1649 nach Preßburg, 1650 nach Tyrnau ging. Von 1652 an hat er Wien, Nürnberg, Wittenberg besucht; eine längere Reise führte ihn später zu zehn weitern Hochschulen; 1659 begleitete er von Hamburg zwei Söhne des Ritters Joachim v. Brockdorf auf die Universität Rostock, promovirte hier 1661 zum Doctor beider Rechte und hielt Vorlesungen über Geschichte und Rhetorik. Da riefen ihn 1667 die evangelischen Stände von Oberungarn an das neu gegründete Gymnasium von Eperies, dessen Erbauung der Graner Erzbischof Georg Szeleptschény nicht hatte hindern können. Am 18. October hielt P. hier eine der Eröffnungsreden und lehrte in der Folge praktische Philosophie, die Rechte, Geographie und Geschichte. Schon im folgenden Jahr folgte er dem Ruf in das Hermannstädter Rectorat, in das er am 9. Januar 1669 feierlich eingeführt wurde. Nach anderthalb Jahren wurde er zum Pfarrer von Neudorf, 1671 zum Stadtpfarrer von Mediasch gewählt; am 5. November 1686 stellte ihn die geistliche Synode durch die Berufung zum „Bischof“ — die Stelle war zugleich mit der Pfarre von Birthälm verbunden — an die Spitze der evangelischen Kirche. Das war in demselben Jahr, als eben der erste Act in der orientalischen Frage durch die Wiedereroberung Ofens aus der Gewalt der Türken begonnen hatte. Die Schwere der Zeit, in der Siebenbürgen aus der Schutzherrlichkeit des Sultans in die des Hauses Oesterreich nun bald mit raschen Schritten überging, legte dem Land große Lasten auf, die am drückendsten auf die sächsische Nation und ihre Geistlichkeit fielen. Schon im Mai 1686 hatten die Stände auch auf den Clerus des Landes eine außerordentliche Steuer aufgeschlagen, auf den katholischen 100, den unitarischen 600, den reformirten 1000, den evangelischen (sächsischen) 14 000 Thaler. Da ähnliche Forderungen sich jährlich wiederholten, drohte vielen sächsischen Pfarren die Gefahr der Verödung; es ist ein Verdienst von P., der durch gerechte Vertheilung der Last diese zu erleichtern suchte, daß jene den Muth nicht ganz verloren und ein noch größeres, daß er durch ein ernstes, immer wieder auf den Grund der alten Ordnungen zurückweisendes Kirchenregiment, den sittlichen Geist innerhalb der Kirche streng aufrecht zu halten suchte und den centrifugalen Kräften, die bei der Noth des Tages in der Vereinzelung und in der Lockerung der kirchenregimentlichen Einheit das Heil suchten, mit Erfolg Widerstand leistete. Von dem Umfang und der Tiefe seiner kirchenrechtlichen Kenntnisse, auf welchen er hierbei fußte, zeugen die Acten seiner Amtsführung, die, auch culturgeschichtlich höchst lehrreich, in einem Sammelband erhalten sind, und dazu ein umfangreicher Foliant, der nebst einigen Originalien eine sehr große Zahl Abschriften von Urkunden, Synodalverhandlungen und werthvollsten anderweiten kirchenrechtlichen Acten, größten-

ils von P. selbst geschrieben, enthält, die umfassendste Sammlung bis zu ser Zeit, beide Bände mit vielen Stücken, die sich sonst nicht erhalten haben nd auch dadurch ein nicht hoch genug zu schätzendes Quellenwerk für das evangelisch-sächsische Kirchenrecht Siebenbürgens bildend. Das gesammte Material wird gegenwärtig in der Handschriftenabtheilung der Bibliothek der evangelischen Landeskirche A. B. in Hermannstadt aufbewahrt.

Johann Seiverts Nachrichten von Siebenbürgischen Gelehrten. Preßburg 1785. — J. S. Klein, Nachrichten von den Lebensumständen evangelischer Prediger in Ungarn. Leipzig 1789, II, 337. — Jos. Trausch, Schriftsteller-lexicon der Siebenb. Deutschen. Bd. III. Kronstadt 1871. — G. D. Teutsch, Die Bischöfe der evang. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen in: Statistisches Jahrbuch der evang. Landeskirche. A. B. in Siebenb. 1. Jahrgang. Hermannstadt 1863.

G. D. Teutsch.

Pander: Heinrich Christian v. P. wurde am 12/24. Juli 1794 in Riga geboren als der Sohn eines geachteten und wohlhabenden Banquiers. Nachdem er eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten und das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, bezog er im zweiten Halbjahr 1812 die Universität zu Dorpat um Medicin zu studiren; allein bereits 1814 verließ er Dorpat und setzte seine Studien in Berlin, dann in Göttingen fort. Obgleich sein Vater es wünschte, daß er praktischer Arzt werden sollte, so ergab er sich dennoch ganz dem Studium der Naturwissenschaften. Infolge eines ihm angebornen Bedürfnisses nach Gründlichkeit vertiefte er sich ganz in die Vorbereitungswissenschaften, sammelte sich mannigfache Kenntnisse in verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften, und ließ schließlich die Medicin bei Seite liegen. Im März 1816, traten einige, damals in Deutschland studirende Liv-, Est- und Kurländer zu einem Congreß in Jena zusammen; hier trafen sich P. und K. E. v. Baer, die sich von ihrer Studentenzeit in Dorpat her noch kannten und hier wurde P. durch die Mittheilungen Baers über Würzburg und über Döllingers anregende und erfolgreiche Unterrichtsmethode veranlaßt, nach Würzburg zu gehen. Im Spätfrühling 1816 kam P. nach Würzburg und begann hier auf Döllingers Anregung die denkwürdigen Untersuchungen über die Entwickelung des Hühnchens im Ei, welche die Bahn für eine lange Reihe späterer Forschungen bildeten. Döllinger hatte das Verdienst der Anregung und Leitung des ganzen Unternehmens, P. das der gründlichen, unermüdlichen Durchführung und d'Alton lieferte auf Pander's Kosten die künstlerisch ausgeführten Kupfertafeln. Die in großartigem Maßstabe angestellten Untersuchungen wurden zuerst in der Doctordissertation Panders „Historia metamorphoseos quam ovum incubatum prioribus quinque diebus subit“ (Wirceburgi 1819) und dann in einer besondern Arbeit „Beiträge zur Entwickelung des Hühnchens im Ei“ Würzburg 1817 veröffentlicht. Diese beiden Abhandlungen Panders gaben nicht nur eine genauere Geschichte der ersten Entwickelung des Hühnchens, als man sie bisher besaß, sie sind auch dadurch vor Allem von großer Tragweite, weil hier die ursprünglichen, von Wolff geahnten Primitivorgane, welche der Bildung der Organsysteme zu Grunde liegen, durch Beobachtung nachgewiesen werden. Nach der Ansicht Kölliker's hat die Entwickelungsgeschichte durch P. einen solchen Fortschritt gemacht, daß man unbedingt die ganze neuere Entwickelungsgeschichte von ihm an datiren würde, wenn nicht aus Pander's eignen Worten hinreichend klar wäre, daß er von Wolff ausging. P. ist berühmt geworden durch seine Theorie der Zusammensetzung des Wirbelthierkeimes aus blattförmigen Schichten und diese Theorie ist bereits bei Wolff bestimmt angedeutet. P. war der erste, der die großen Ideen Wolff's an der Hand der Beobachtung als wahr erwies. Später trat dann K. E. Baer in der glänzendsten Weise in die Fußtapfen Wolff's und Pander's. Nach Abschluß der Würzburger

Untersuchungen machte P. in Begleitung d'Alton's eine Reise durch Holland, England, Frankreich und Spanien, vorzüglich um die größten anatomischen Museen Europa's zu studiren und um Seethiere an der Meeresküste zu untersuchen. Als Frucht dieser Reise erschien: „das Riesenfaulthier Bradypus giganteus abgebildet, beschrieben und mit verwandten Geschlechtern verglichen von P. und d'Alton", Bonn 1821. Diesem Werke folgte in ähnlicher Form eine Beschreibung der Skelette der Pachydermen, der Raubthiere, Wiederkäuer, Nagethiere und Edendaten in 12 Lieferungen, Bonn 1821—25. — Nach Rußland zurückgekehrt, betheiligte sich P. 1820 an der Expedition nach Buchara, welche unter dem W. Staatsrath v. Negri und Georg Baron Meyendorff stand. Zu der Beschreibung, welche Meyendorff später herausgab (Voyage à Boukhara, Paris 1826, deutsch von Scheidler 1826) lieferte P. einen Beitrag: „die Naturgeschichte der Bucharei". Nach der Rückkehr wurde P. am 20. October 1821 Adjunct der k. Akademie d. Wissensch. zu St. Petersburg, 1823 außerordentliches, am 15. Februar 1826 ordentliches Mitglied für Zoologie. Hier begann er das zoologische Cabinet zu ordnen, die einzelnen Gegenstände systematisch zu bestimmen; dabei untersuchte er mit der größten Ausdauer die geologischen Formationen der Umgegend von St. Petersburg und die fossilen Thierreste in denselben. So wurde er durch seine „Beiträge zur Geognosie des russischen Reichs" (St. Petersburg 1830) der Begründer der Kenntniß der Formation, welche man jetzt die silurische nennt; Strangways und Eichwald hatten bereits einige Vorarbeiten dazu geliefert. Im J. 1827 gab P. aus unbekannten Gründen seine Stellung bei der Akademie auf und zog auf sein väterliches Landgut Zarnikau bei Riga, um hier als Landwirth zu leben. Allein das naturhistorische Interesse zog ihn von der Landwirthschaft ab: der Sandboden Livlands enthält sehr mannigfache Bruchstücke von Schilden und Zähnen vorweltlicher Thiere, deren Bestimmung sehr schwierig war, da sich gar keine Skeletttheile auffinden ließen. P. erkannte zuerst, daß jene Reste untergegangenen Arten von Knorpelfischen angehört haben müßten; konnte sich aber zu einer Publication nicht entschließen, so daß Murchison ihm zuvorkam in der Charakteristik dieser jetzt sogenannten Devonischen Formation mit ihren gepanzerten Knorpelfischen. Im J. 1842 zog P. wieder nach St. Petersburg, um eine amtliche Stellung beim Bergwesen einzunehmen. Er führte in der Folge in Livland, Estland, in Mittelrußland und am Ural mehrere geologische Untersuchungsreisen aus, deren Hauptzweck es war, den paläontologischen Charakter der alten Formationen genau kennen zu lernen und nach sicherster Feststellung des geologischen Horizonts, den die Kohlenlager Rußlands einnehmen, diejenigen Punkte zu wählen, an denen Versuchsbaue auf Steinkohlen anzulegen wären. P. gab auch in praktischer Hinsicht erfolgreiche Aufklärungen über die Gliederung und den Bestand des uralischen Steinkohlengebiets. P. starb in St. Petersburg am 10/22. September 1865. An litterarischen Arbeiten sind noch zu erwähnen: „Geognostische Untersuchungen längs der Petersburg-Moskauer Eisenbahnlinie und in einigen Kreisen der Gouvernements Wladimir und Kaluga" (aus dem Russischen übers. in Ermann's Archiv für wissenschaftl. Kunde Rußlands. Bd. VI, 250—256) und „Ueber die Möglichkeit, die wirkliche Kohlenformation mit Steinkohle unter den Permischen Schichten, an dem Ostrande des Mittel-Russischen Bergkalkbeckens zu finden" (Ermann's Archiv. Bd. XIX, 241—260); „Monographie der fossilen Fische des Silurischen Systems der russisch-baltischen Gouvernements, d. i. geognostische Beschreibung der russ.-balt. Gouvernements." St. Petersburg 1856. — Bei dem Tode Pander's schrieb sein ehemaliger Studiengenosse und Jugendfreund K. E. v. Baer über ihn: die Wissenschaft verlor in ihm einen Mann, der ihr bis zu seinem letzten Athemzuge so treu und innig ergeben war, wie es nur sehr selten vorkommt. Sie war ihm

liebte seines Herzens. Nie konnte er sich entschließen, die Wissenschaft zur
ung der eignen Stellung zu benutzen — das würde ihm als Entheiligung
nen haben. Vielmehr opferte er ihr mehr als er gesollt hätte. Leider
er nicht einmal den wenigstens verzeihlichen, vielleicht löblichen, jedenfalls
men Ehrgeiz nach wissenschaftlichem Ruhm zu streben. Leider — muß man
denn bei seinen vielfachen Kenntnissen und seinem lebhaften Interesse hat
nche Untersuchungen längere Zeit verfolgt, ohne die Resultate zu ver-
ichen. Ihm war es nur um die Erkenntniß selbst zu thun und ein
fniß, die begonnene Untersuchung unermüdlich fortzusetzen. Nie aber kam
Versuchung zu ergänzen und zu vervollständigen, wo andere schon den
gelegt hatten; nur was ganz neu und unverstanden oder sehr lange
hläßigt war, zog ihn unwiderstehlich an. Ueberholte ihn dabei ein andrer
rachte die Sache zum Abschluß, so war er ebenso befriedigt, als ob er
zum Abschluß gekommen wäre. Ungeachtet dieser nicht nur materiellen,
n auch moralischen Uneigennützigkeit hat P. die Naturwissenschaften in
verschiedenen Gebieten, in der Entwickelungsgeschichte der Thiere und in der
gie, sehr wesentlich gefördert.

Recke-Napiersky, III, S. 360. — Beise, II, 90. — Riga'sche Biogra-
en, III. Bd. S. 98—100. Riga 1884. L. Stieda.

Pankratius: Andreas P. (auch Pangratius), lutherischer Theolog, Pre-
und Erbauungsschriftsteller des XVI. Jahrhunderts. — Von seinem Leben
nig Sicheres bekannt. Er wurde geboren 1529 (oder 1531) zu Wunsiedel
ogtlande (jetzt K. Bayern), studirte vermuthlich in Wittenberg, wo er be-
s an Georg Major sich angeschlossen zu haben scheint, war zuerst Diakonus
effath in der Pfalz, dann Prediger zu Amberg in der Oberpfalz, wo er
falzgraf Ludwig, dem Sohne des Kurfürsten Friedrich III., in besonderer
stand. Als aber Friedrich 1566 in Amberg erschien, um hier statt des
ischen das reformirte Bekenntniß einzuführen oder wenigstens die Lehre und
eremonien der oberpfälzischen mit denjenigen der rheinpfälzischen Kirche in
ng zu bringen, so wurde M. Andreas P., der schon zuvor in Heidelberg
ederholten Malen vor dem Kurfürsten sein lutherisches Bekenntniß mit Ent-
nheit und Gewandtheit vertheidigt hatte, nach mehreren resultatlosen
tationen mit dem heidelberger Professor Kaspar Olevianus und den kur-
chen Räthen, trotz der dringenden Fürsprache des Prinzstatthalters Ludwig
es Pfalzgrafen Richard, seines Amtes entsetzt (October—December 1566).
ng nun als Prediger, Superintendent und Inspector des Gymnasiums nach
n Vogtlande, wo er nicht ganz 10 Jahre lang mit großem Eifer, Treue
rfolg wirkte und am 27. September 1576 nach kurzer Krankheit starb,
nach der Rückkehr von einem Convent in Ansbach (17. September), wo
die Concordienformel verhandelt worden war. (Die Annahme von Beck,
ungslitt. I, 327, daß P. 1581 zum Lehrer des Pfalzgrafen Friedrich be-
sei und erst 1584 ein Pfarramt in Hof übernommen habe, scheint auf
Verwechslung zu beruhen.) P. galt bei seinen Zeitgenossen als ein ebenso
ter wie gelehrter Mann, von strengster lutherischer Rechtgläubigkeit, von
ragender homiletischer und poetischer Begabung, von musterhafter Treue
nem geistlichen Hirten- und Seelsorgerberuf. Ein Landsmann und Amts-
lger von ihm, Dr. Johann Streitberger von Hof († 1602 als General-
ntendent von Culmbach) rühmt ihn als ein Licht und eine Zierde der
, als einen unvergleichlichen Mann, der durch seine Weisheit, Frömmigkeit
rsamkeit und besonders durch seine erfolgreiche Gemeindeleitung in zehn-
er Wirksamkeit die größten Verdienste um die Kirche zu Hof sich erworben.
eigenen Predigten und Predigtentwürfe, von denen mehrere Sammlungen

gedruckt sind (z. B. „Katechismuspredigten“ in 5 Theilen nach der rhetorischen Disposition; „christliche Leichpredigten“ in 4 Theilen, herausg. von Codomann 1592; neue Ausg. von Draudius 1608—10 in 2 Theilen; „fünfzehn Predigten von der Pestilenz“; „Kurze Erklärung der Sonn- und Festtagsevangelien“), gehören zwar ihrem Inhalte nach nicht gerade zu den bedeutendsten ihrer Zeit, da sie mehr einen trocken lehrhaften als erbaulichen Charakter tragen (Zezschwitz nennt ihn einen dialektischen Formkünstler ohne rechte Weihe und Kraft, einen Vorläufer der Scholastik auf dem Gebiet des lutherischen Predigtwesens). Desto mehr aber ist er in formeller Beziehung in der Geschichte der Homiletik einflußreich, ja gewissermaßen epochemachend geworden durch die strenge Durchführung der „thematisch-synthetischen“ oder (wie sie geradezu nach seinem Namen genannt worden ist) Pankratianischen Predigtmethode. Er hat diese zwar keineswegs erfunden, lehnt sich vielmehr an ältere Vorgänger, besonders wie es scheint an Georg Major in Wittenberg an; aber er hat jene Methode nicht blos in seinen eigenen vielgelesenen und mehrfach aufgelegten Predigtbüchern durchgeführt, sondern auch in einem eigenen Lehrbuch der Homiletik sie theoretisch zu begründen versucht u. d. T: „Methodus concionandi, monstrans veram et necessariam artis rhetoricae in ecclesia usum et docens omnes s. conciones ad praecepta ejus ita accommodare et disponere, ut labore docentium minore, fructu vero auditorum majore publice proponi possint. Cum praef. G. Majoris.“ Wittenberg 1571. 8°; denuo rec. 1594. 8°. Mag es auch zweifelhaft sein, ob diese schulmäßige Ausgestaltung der Homiletik als Fortschritt oder als Rückschritt in der Geschichte der christlichen Predigt zu betrachten ist, jedenfalls zeigt schon obiger Titel, daß es des Verfassers ernste Absicht war, durch seine theoretische Anweisung wie durch die von ihm herausgegebenen Predigten und Predigtdispositionen (z. B. „Sylva thematum ect.“ Wittenberg und Frankfurt) der Gemeinde sowol als den Predigern zu dienen. Und denselben Zweck verfolgt P. auch mit demjenigen seiner Werke, das in wiederholten, zum Theil umgearbeiteten und vermehrten Ausgaben seinen Namen jahrhundertelang im Gedächtnisse der Prediger und Gemeinden, wenigstens des lutherischen Frankenlandes, erhalten hat, — mit seinem „Haus- und Kirchenbuch oder kurzen Summarien und Gebetlein über die Sonntags- und Festtagsepisteln und Evangelien, sowol für christliche Hausväter als für Geistliche“ Hof 1572. Nürnberg 1574. 91. Neue vermehrte Aufl. Nürnberg 1613. 62; letzte Ausgabe 1771 (vgl. über dieses Werk und seine verschiedenen Ausgaben Waldau, Medicus, Beck a. a. O.). Ursprünglich nur für das christliche Haus bestimmt als Anleitung für Hausväter, ihre Kinder und Hausgenossen mit dem Worte Gottes bekannt und zum Verständniß der Predigt geschickt zu machen, erfuhr diese Arbeit des P. im Lauf der Zeit, besonders im 17. und 18. Jahrhundert, immer zahlreichere Einschaltungen homiletischen, katechetischen und liturgischen Inhalts, so daß aus dem Hausbuch ein vollständiges, die Evangelien und Episteln des Kirchenjahrs nebst Auslegungen und Gebeten, Liedern, Katechismusfragestücken, Beicht- und anderen Predigten umfassendes Kirchenbuch wurde, das in verschiedenen Orten, besonders im Nürnbergischen und Fränkischen, lange Zeit im öffentlichen Gebrauch blieb. Auch als geistlicher Dichter hat sich P. versucht z. B. durch ein Lied über den 147. Psalm: „Lobt den Herrn“ und Anderes.

Ein Verzeichniß seiner Schriften s. bei Jöcher-Rotermund III, 1220. V, 1483. — Ueber sein Leben vgl. Freher, theatr. erud. S. 244. — Zedler, Univ.-Lex. 25, S. 500. — Waldau, neue Beiträge zur Geschichte der Stadt Nürnberg III, 141 ff. — Fikenscher, gel. Fürstenthum Baireuth. Bd. VII, S. 16 ff. — Medicus, Gesch. der ev. Kirche in Baiern. Erlangen 1863. S. 127 ff. — Beste, Kanzelredner der luth. Kirche II, 230 ff. — Hermann

Beck, Erbauungslitteratur der ev. Kirche Deutschlands I. Theil, S. 327 ff. Erlangen 1883. — Kluckhohn, Friedrich der Fromme. S. 265 ff.

Wagenmann.

Pangkofer: Joseph Anton P. wurde am 21. Juli 1804 zu Riedenburg an der Altmühl als der Sohn eines Patrimonialgerichtshalters geboren, betrieb seine Gymnasial- und Lycealstudien zu Amberg und studirte dann auf den Universitäten Landshut und München. Anfangs widmete er sich der Jurisprudenz, wandte sich dann allgemein wissenschaftlichen und Kunststudien zu und wurde auch zum Doctor der Philosophie promovirt. Noch in München veröffentlichte er ein Bändchen Poesien „Krystalle“ (1827), denen er später eine neue Auswahl (1839) folgen ließ. Im J. 1830 wurde P. als Nachfolger seines Vaters Oekonomie- und Rentenverwalter auf dem v. Kaiserstein'schen Gute Hexenacker bei Riedenburg, trat aber nach dem Tode seiner Gattin und nach Verkauf des Gutes 1837 in das Privatleben zurück, weilte eine Reihe von Jahren in Regensburg, später in München und beschäftigte sich nur litterarisch. Seine Thätigkeit war eine vielseitige, bedingt durch seine Beziehungen zu den verschiedensten litterarischen, historischen, naturwissenschaftlichen u. a. Vereinen in Regensburg, Würzburg, Prag und Leipzig. Hervorzuheben sind seine mit J. R. Schuegraf verfaßte „Geschichte der Buchdruckerkunst in Regensburg“ (1840) und die kurz vor seinem Tode gegründete Monatsschrift „Deutschlands Mundarten“, welche mit größerer Wissenschaftlichkeit von K. Frommann (VI, 1854—59) fortgesetzt wurde. An Dichtungen veröffentlichte er noch „Gedichte in hochdeutscher und altbayrischer Mundart“ (1842); „Jesu geheimes Leben, ein Epos in Legenden und Paramythien“ (1844); „Gedichte in altbayrischer Mundart“ (II, 1845—47. Neue Folge 1854). Nächst v. Kobell war P. seiner Zeit der vortrefflichste Dialektdichter im altbayrischen Idiom. „Seine Dichtungen, zumal die erzählenden, zu objectiver Rundung herausgebildet, sind meist naiv-innige, naturfreudige, dem Volksgeist abgelauschte, die Zustände als rein menschliche unbefangen wiederspiegelnde Darstellungen, die bei aller Treuherzigkeit doch einen Anflug von Ironie und Genre-Derbheit verrathen.“ P. starb zu München am 15. September 1854 an der Cholera.

F. A. Greger, Sonette von bayrischen Dichtern. III, S. 181 ff. — J. Hub, Die deutsche komische und humoristische Dichtung. III, S. 313. — K. Frommann in der Monatsschrift „Deutschlands Mundarten“, Jahrg. 1854, Heft 3.

Franz Brümmer.

Pannartz: Arnold P., der erste Buchdrucker Italiens, stammte aus Prag und wurde wahrscheinlich auf Veranlassung deutscher Mönche von dem Cardinal Johannes a Turrecremata in Gemeinschaft mit seinem Fachgenossen Konrad Schweinheim (aus Schwanheim bei Frankfurt a. M.) nach dem Benedictinerkloster Subiaco berufen, um daselbst eine Druckerei einzurichten. Anfangs des Jahres 1464 mögen beide dort eingetroffen sein und sich sogleich ans Werk gemacht haben, denn mit dem Ende dieses oder mit Beginn des folgenden Jahres erschien bereits bei ihnen des Donatus' lateinische Syntax für Knaben, welcher dann im Laufe des Jahres 1465 zwei größere Werke: Cicero, de oratore, und die Schriften des Lactantius folgten. Da alle diese Druckwerke die in Deutschland bis zu jenem Zeitpunkte unbekannte Antiquaschrift aufweisen, so ist anzunehmen, daß sie ihre Lettern selbst schnitten und somit ganz auf sich selbst angewiesen die Druckerei von Grund aus aufrichteten. Dieser Mangel an Gehilfen in dem schwer zugänglichen, entlegenen Bergstädtchen und der dadurch erschwerte Absatz ihrer Verlagswerke mag die beiden thätigen Männer bewogen haben, im J. 1467 ihren Wohnsitz nach Rom zu verlegen und, der Einladung der Brüder Pietro

und Francesco de' Massimi folgend, in dem berühmten Palast derselben ihre Druckerei aufzuschlagen. Auffällig ist, daß sie in Rom neue Lettern anwandten, deren Schnitt noch mehr die reine Antiqua zeigte als die in Subiaco gebrauchten. Trotz ihres außerordentlichen Fleißes, es waren bei ihnen von Beginn ihrer Thätigkeit bis zum Jahre 1472 siebenunddreißig Werke, meistens lateinische Schriftsteller, in 12 475 Exemplaren, erschienen, jedes einzelne Werk in einer Auflage von 275 oder 300 Exemplaren, konnten sie keine Erfolge erzielen und stellten im Frühjahr 1472 mit dem fünften Bande der Bibelerklärung des Nicolaus de Lyra ihre Arbeit ein. Ihr Freund und Beschützer Johann Antonius de Buxiis, Bischof von Aleria und Secretär der Vaticanischen Bibliothek, der viele ihrer Druckwerke mit einem Vorwort eingeführt hatte, richtete in der Vorrede des genannten Buches unterm 20. März 1472 an Papst Sixtus IV. die dringende Bitte, den beiden Buchdruckern zu helfen. Sie hätten im Schweiße ihres Angesichts und mit schweren Kosten diese nützliche Kunst unter seinem Vorgänger eingeführt und hätten sich dadurch um die Wissenschaft hoch verdient gemacht. Nichtsdestoweniger seien sie unverschuldet ins Unglück gekommen, an Geist und Körper gelähmt müßten sie jetzt seine Hilfe in Anspruch nehmen. Ihr großes Haus sei voll von gedruckten Bogen, aber leer an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen. Sie wollten ihm gern soviel Bücher geben als er haben wolle, wenn er ihnen nur mit einer kleinen Anstellung die Möglichkeit böte, sich und die ihrigen zu ernähren. Dieser Hilferuf scheint wenig Erfolg gehabt zu haben; denn beide trennten sich. P. betrieb allein eine Druckerei weiter. Schweinheim versuchte seine Kräfte und Kenntnisse im Verein mit einem gewissen Domitianus Calderinus zur Herstellung des geographischen Werkes von Ptolomäus zu verwerthen, dessen Karten er in Kupferhochschnitt, ähnlich dem Holzschnitt, anfertigte. Beide Unternehmer starben im J. 1475 und P. vollendete 1478 das schöne Werk. Da er sich hier Arnold Bucking nennt, so wurde die Meinung hervorgerufen, es habe auch einen Drucker dieses Namens gegeben. Dem ist aber nicht so, P. und Bucking sind ein und dieselbe Person, und der Ptolomäus war sein letztes Werk, denn mit dem genannten Jahre 1478 verliert sich von ihm jede Spur.

Carlo Fumagalli, dei primi libri a stampa in Italia etc. Lugano 1875. — Eduard Frommann, Aufsätze zur Geschichte des Buchhandels im 16. Jahrhundert. Heft 2: Italien. Jena 1881. Pallmann.

Pannasch: Anton P., dramatischer Schriftsteller, geboren in Brüssel am 25. Januar 1789. P. gehört wegen seiner eigenthümlichen Lebensschicksale sowie infolge seiner zweifellos hohen Begabung auf dem Gebiete der dramatischen Poesie zu den interessantesten Persönlichkeiten des vormärzlichen Oesterreich. Sein Vater war Officier gewesen und stand bei der Geburt des Sohnes im Dienste des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen zu Brüssel. Es machte nicht wenig Aufsehen als er, der Protestant war, eine Wienerin, welche er vorher nicht gesehen hatte, ja deren Wahl er einem nach Wien reisenden Freunde überließ, im Procurationswege heirathete, eine Ehe, deren Geschichte die gewandte Feder des Sohnes in dessen Memoiren (veröffentlicht in Frankls Sonntagsblättern und Bäuerle's Theaterzeitung vom J. 1844) schilderte. Anton P. kam, bald nachdem in Brüssel die Revolution ausgebrochen, wobei der kurz zuvor geborene Knabe das Bürgerrecht von Brüssel erhielt, mit seiner Mutter nach Wien, wohin der Vater schon vorausgezogen war. Er erhielt daselbst eine treffliche Ausbildung und kam sodann in die k. k. Militärakademie nach Wiener Neustadt, woselbst er sich neben seinen militärischen Studien mit der Lectüre der neuen Dichter, insbesondere Klopstock's, Goethe's und Schiller's beschäftigte und sogar schon einige Dramen schrieb, welche in der Akademie selbst zur Aufführung gelangten.

1809 wurde P. Officier in der k. k. Armee, wurde dem achten Armeecorps zugetheilt und zeichnete sich bei den Kämpfen in Polen durch Muth und Tapferkeit aus, nicht minder später in Ungarn gegen die im Lande arg hausenden Räuberschaaren. Nach kurzem Aufenthalt in Wien führte P. das Waffenhandwerk wieder in den Kampf, wobei er im J. 1813 dem Generalstab zugetheilt war und auch an dem Einzuge der Alliirten in Paris mit Theil nahm. Später finden wir ihn noch bei der Niederwerfung der Revolution in Neapel kriegerisch thätig, er wurde 1826 Hauptmann im Regimente Erzherzog Karl, 1836 Major, 1841 Oberstlieutenant. Nach seiner Versetzung in den Ruhestand 1844 wurde sein Name im Jahre 1848 viel genannt, nachdem er zum Obersten der Nationalgarde gewählt und ernannt worden war. Doch bekleidete er diese Stelle nur kurze Zeit, da er den ordnungslosen Geist, welcher in der Nationalgarde eingerissen war, verabscheute. Genaue Daten von hohem Interesse, warum er diese Oberstenstelle niedergelegt enthält das Vorwort zu dem fachmännisch jedoch eigenthümlich abgefaßten „Exercier-Reglement für die Nationalgarde (besser Volkswehr)" Wien 1849, welches P. herausgab. Er starb am 6. October 1855, nachdem er zuletzt eine Stelle im Archive des Kriegsministeriums zu Wien bekleidet hatte.

Unter seinen militärwissenschaftlichen Werken sind außer dem erwähnten noch zu nennen: „Terrainlehre und Terrainbenutzung" (1834. 2. Aufl. 1852); „Vorpostendienst" (1846), sowie einige kleineren Arbeiten und Publicationen in Zeitschriften. Eine Zeit lang redigirte P. die „österreichische militärische Zeitschrift". Von besonderer Bedeutung erscheinen die Dramen dieses begabten Mannes, welche seit 1817 sämmtlich im Wiener Burgtheater zur Aufführung gelangten. Der Einfluß der classischen Dichter, deren Zeitgenosse er war, macht sich in allen derselben bemerkbar, insbesondere einige historischen Stoffe fanden in ihm einen gewandten Bearbeiter. So vor allem das kräftig entworfene Drama „Czerny Georg" (1847), welches eine Episode aus der serbischen Revolution behandelt und zur oftmaligen Aufführung gelangte. Kräftiges Leben pulsirt in diesem auch bühnengewandt verfaßten Schauspiele, dessen Heldengestalten mit vortrefflicher Wirksamkeit gezeichnet sind. Dasselbe gilt von den dramatischen Dichtungen „Alboin" und „Maximilian in Flandern" (1835), sie gemahnen nicht selten an die Kraft und Derbheit Grabbe's, besonders „Alboin", welches Stück über 20 Mal im Burgtheater aufgeführt wurde. Zarter und an die dramatischen Dichtungen Friedrich Halms erinnernd zeigt sich das lyrische Drama „Clemence Isaure" (1835), welches im J. 1837 zur ersten Aufführung gelangte und zur Zeit der Troubadours in Toulouse spielt. Eine prägnante Charakteristik bieten schon die älteren Dramen „Der Findling" und „die Grafen Montalto", beide enthalten im „Theater von Pannasch" (1826). Der Vollständigkeit wegen seien noch die Schauspiele „die Christnacht" (1837) und „Johnsons Tod" (1839), die Lustspiele „die Wette" (1839) und „der Erbgraf" (1845), sowie die „Erinnerungen an Italien in Briefen und vermischten Gedichten" (1826), endlich ein reichhaltiger Nachlaß bemerkenswerther dramatischer Producte erwähnt. Alle diese Werke lassen es bedauern, daß der Name und die Werke von P. nicht auch heute noch und in weiteren litterarischen Kreisen bekannt geblieben sind.

Wurzbach, biograph. Lexikon, XXI. — Autobiographische Arbeiten. — Goedeke, Grundriß. Bd. 3. S. 849. A. Schlossar.

Panneels: Wilhelm P., Maler und Radierer, geb. in Antwerpen um 1600. Das Jahr seines Todes ist unbekannt. Er war ein Schüler des Rubens und auf diesen Umstand legte er einen hohen Werth; auf Blättern nach Rubens pflegte er zuweilen zu zeichnen: fec. Discipulus ejus. Wie alte Nachrichten verbürgen, war er auch Maler, doch läßt sich kein Bild mit Sicherheit als sein Werk nachweisen. Im Aetzen erreichte er eine hohe Fertigkeit und Feinheit, doch

läßt die Zeichnung zuweilen zu wünschen übrig. Er arbeitete sehr rasch; auf dem Blatte: Jupiter mit Juno im Olymp, nach Rubens steht: in horas V. in fünf Stunden (fertig gemacht). Im Hinblick auf Rembrandt's sogenannte Senf-Brücke ist es nicht viel staunenswerth. Es sind 36 Blätter von ihm bekannt, darunter 31 allein nach Rubens. Zu den besseren gehören: „Esther vor Ahasverus", „Herodias mit dem Haupte des Johannes" (er scheint eine Judith von Rubens — im Museum zu Braunschweig — mit geringer Aenderung in eine Herodias verwandelt zu haben), „Himmelfahrt der Maria", „Toilette der Venus", „Cimon und Pero" und namentlich das Portrait seines Meisters im Sechseck. Später besuchte er Deutschland, kam nach Baden, wo er sein Blatt mit dem h. Georg dem Markgrafen dedicirte, dann nach Frankfurt und Mainz, wo er im Dienste des Kurfürsten stand. In Frankfurt radirte er: „Sturz des Phaeton", nach eigener Erfindung, wahrscheinlich nach einem Deckenbild, das er daselbst selbst auch gemalt hat.

S. Immerzeel. Kramm. Hymans, la gravure dans l'école de Rubens.

Wessely.

Panniger: Leonhard P., s. **Päminger**, Leonhard.

Panofka: Heinrich P., Violinist, Gesanglehrer, Musikschriftsteller und Componist, geboren am 2. October 1807 in Breslau, wurde von seinem Vater, der sich in wohlhabenden Verhältnissen befand, zur juristischen Laufbahn bestimmt, erhielt aber bereits als Knabe Violinunterricht und machte so rapide Fortschritte, daß er schon im Alter von zehn Jahren sich öffentlich hören ließ. Obgleich der Vater das gesteckte Ziel nicht aus den Augen ließ, sorgte er doch dafür, daß sein Sohn auch musikalisch durch die besten Lehrer in allen Fächern der Kunst ausgebildet wurde. Nachdem P. 1824 die Breslauer Universität auf Wunsch des Vaters bezog, um Jura zu studiren, stimmte er doch den Willen desselben endlich zu seinen Gunsten um und ging nach Wien, um bei dem damals berühmten Violinisten Mayseder Unterricht zu nehmen und bei Hoffmann die Composition zu studiren. Im Jahre 1827 trat er dann mit brillantem Erfolge in Wien auf und errang sich dadurch den Ruf eines bedeutenden Virtuosen, den er dann in München und Berlin auszubeuten suchte. Doch seine geistigen Anlagen wiesen ihn weder auf die Bahn eines Virtuosen, noch auf diejenige eines Componisten und als er 1831 durch den Tod seines Vaters in den Besitz eines ausreichenden Vermögens gelangte, vernachlässigte er beide Fächer und wandte sich mehr der wissenschaftlichen Seite der Kunst zu. Die Bekanntschaft mit A. B. Marx in Berlin mochte wol das Interesse für diese Seite der Kunst in ihm erweckt haben und die Aufforderung desselben an seiner Musikzeitung mitzuarbeiten erfaßte er mit großem Eifer. 1832 überredete ihn zwar sein Freund Wenzelaus Hauck, ein tüchtiger Pianist, zu einer Concerttour durch Deutschland, doch das Wanderleben als Virtuose sagte ihm so wenig zu, daß er es bereits im Jahre 1833 aufgab und wieder nach Berlin zurückkehrte, wo er in dem Hause seines Bruders eine zweite Heimath fand. Als dieser aber 1834 starb, wandte er sich nach Paris. Hier lernte er den Gesanglehrer Bordogni kennen und sein Interesse wandte sich nun ausschließlich dem Gesangsache zu. Der Umgang mit den sich damals in Paris aufhaltenden ersten Gesangsgrößen, wie Rubini, Lablache, Donzelli, David, den Sängerinnen Fodor, Sontag u. a. nahm ihn dermaßen gefangen, daß sein ganzes Streben der Ausbildung der menschlichen Stimme sich zuwandte. Auch setzte er alle Hebel in Paris in Bewegung, um dort ähnliche Gesangvereine wie die in Deutschland zu gründen, wobei ihm besonders die Berliner Singakademie als nachahmungswerth vor Augen stand. Theils allein, theils mit dem Fürsten von Moskowa (Sohn des Marschalls Ney) versuchte er ein Gesangsinstitut zu

gründen, doch waren alle Bestrebungen in dieser unruhigen politischen Zeit in Paris etwas Dauerndes zu schaffen, vergeblich. Einige Gesangsaufführungen setzte er allerdings durch, doch bestand sein Programm so ausschließlich aus Compositionen des 16. und 17. Jahrhunderts, daß die Pariserinnen an den ferneren Uebungen wohl den Geschmack verloren haben mögen. P. schien die Pariser Luft nicht mehr zu behagen, er nahm daher das Anerbieten des Directors der italienischen Oper in London, Herrn Lumley, die Direction des Chores zu übernehmen im Jahre 1848 an. In London war damals die Elite europäischer Sänger versammelt, so Jenny Lind, Fraschini, Coletti, Staudigl, Gardoni u. a. und P. empfing hier von neuem Anregung die Kunst des Gesanges zu studiren. Eine Reihe von Gesangsstudienwerken, die er in dieser Zeit herausgab, geben Zeugniß von seinen Beschäftigungen, darunter die in London bei Ewer & Co. erschienene „Practical singing tutor", ferner die Vorschule: „Abécédaire vocal", die „24 vocalises progressives" und die „12 vocalises d'artiste"; andere Solfeggien für Contralto, für Baß, „Erholung und Studien", „86 nouveaux exercises" u. a. Nach dem Staatsstreich von 1852 kehrte P. doch wieder nach Paris zurück und gab im Jahre 1855 oder 56 sein am weitesten bekannt gewordenes und geschätztes Werk: „L'art de chanter" heraus (Paris bei Brandus). Diese Gesangschule wurde ins Italienische (Mailand bei Ricordi) und ins Deutsche übersetzt (Leipzig bei Rieter-Biedermann) und herausgegeben und rief anfänglich unter den Fachmännern eine lebhafte Opposition hervor, da dies Werk, wie Aug. Gathy in der Neuen Zeitschrift für Musik schreibt, durch die kecken Neuerungen großes Aufsehen erregte und bei vielen in unkritischer Gewohnheit beharrenden Nachbetern des Hergebrachten, ja durch die Zeit gleichsam Geheiligten, eine gewaltige Entrüstung hervorrief. Als sich aber die ersten Institute, wie das Pariser Conservatoire, die Akademie der schönen Künste, Autoritäten wie Fétis, Roger, Tamburini dafür erklärten, so gewann das Werk immer mehr Boden und legte den Grund zu der heutigen Gesanglehre auf physiologischen Studien. Seit 1866 soll P. in Florenz gelebt haben. Das Datum seines Todes ist nicht bekannt geworden. Außer den Gesangschulwerken gab er auch eine Anzahl Violincompositionen heraus, die aber mehr in die frühere Zeit seines Lebens fallen. Als opus 48 berichtet die Leipziger Musikzeitung über eine „Grande Sonate dramatique pour Violon et Piano" (Wien bei Haslinger), von der sie aber wenig erbaut ist. Erfindung und Ausarbeitung zeigen so wenig Originelles, bewegen sich nur in ausgetretenen Wegen, daß der Eindruck wenig anregend ist. In späteren Jahren wandte er sich der geistlichen Gesangmusik zu, von denen auch einige in Paris erschienen, in Deutschland aber nicht bekannt geworden sind. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich mit den musikalischen Tagesfragen und seine zahlreichen Artikel waren in den Musikzeitungsredactionen gern gesehene Gäste. Die Neue Zeitschrift für Musik, von Rob. Schumann 1834 gegründet, zählte ihn vom ersten Jahrgang ab zu ihren Mitarbeitern, ebenso stand er mit französischen Musikzeitungen und mit dem Tageblatte Temps in lebhafter Verbindung.

Rob. Eitner.

Panofka: Theodor Sigismund P., geboren in Breslau am 25. Februar 1800, † in Berlin am 20. Juni 1858. Von begüterten Eltern abstammend trat er aus dem Privatunterricht im October 1812 in das Friedrichsgymnasium seiner Vaterstadt ein und verließ dasselbe wol vorbereitet, um am 1. April 1819 in Berlin das Studium der Philologie zu beginnen. Dort schloß er sich vor allem an Böckh und Raumer an, die ihm ihre Freundschaft dauernd erhielten und schon den Studenten auch im häuslichen Verkehr gern förderten. Als Mitglied des philologischen Seminars promovirte der junge Gelehrte am 17. Juli 1822 auf Grund einer fleißigen und tüchtigen Dissertation „Res Samiorum"

(Berolini ap. Maurer. 59 S. 8). Seine Untersuchung über Zeit und Leben des Polykrates sowie über die samische Künstlerschule haben bleibenden Werth. Nach der Vollendung seiner Studien zog ihn der Wunsch, an Ort und Stelle mit der Alterthumskunde sich vertraut zu machen nach Italien, einem damals für gelehrte Reisende schwerer zugänglichen Lande. Durch den von einem Vormunde, seinem Oheim, gelieferten Vorschuß unterstützt traf P. im Herbst 1823 in Rom ein. Seine philologische Vorbildung erleichterte die Aufnahme in den Kreis hochbegabter Kunstfreunde, unter denen Stackelberg eine hervorragende Stellung einnahm. Bunsen, für alles Edle begeistert, Kestner, eine feinsinnige, großherzige und liebenswürdige Natur*), würdigten den jungen Ankömmling ihrer Freundschaft; es wurde eifrig Griechisch getrieben, und in der jungen hyperboreisch-römischen Gesellschaft, die auch Gerhard unter ihren Mitgliedern zählte, entwickelte sich ein reges Leben. P. zog es weiter nach Süden. Im Jahr 1824 ging er nach Neapel, von dort in Gesellschaft von Kestner und Stackelberg nach Sicilien. In Palermo lernte er den Herzog Serra di Falco kennen, welcher sein großes Werk über die Alterthümer seiner heimathlichen Insel vorbereitete. An ihn richtete er von Neapel aus am 25. Februar 1825 seine erste italienische Schrift „Sopra una iscrizione del teatro Siracusano“ (poligrafia Fiesolana 1825. 43 S. 8). Sie bewies eine gründliche Kenntniß der Geschichte von Syrakus, welche auf die Erklärung der Eigennamen im Theater im wesentlichen richtig angewandt wurde, aber auch jene Neigung zu etymologischen Spielereien, welche ihn später auf seltsame Abwege führen sollte.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in Neapel stempelte ihn zum Archäologen. Mit den bedeutendsten einheimischen Gelehrten vertraut, ein aufmerksamer Beobachter der neuen Funde, fleißiger Besucher der öffentlichen und Privat-Sammlungen, erwarb er sich eine ausgebreitete Kenntniß namentlich der unteritalischen Vasen, worin ihn von seinen Zeitgenossen keiner übertraf. Eine reife Frucht seiner Studien war das erst 1828 erschienene Verzeichniß der antiken Bildwerke von Neapel, in dessen erstem und einzigen Bande Gerhard die Marmorwerke, P. die große Vasensammlung beschrieb, der erste wissenschaftliche Katalog, lange Zeit der beste Führer zu den unerschöpflichen Schätzen des Museums. Die herkulanische Akademie ehrte ihn durch den Titel eines Correspondenten, und noch lange nachher belohnte ihn im Jahre 1849 ein neapolitanischer Orden. Dort machte er im Jahre 1825 die Bekanntschaft des ausgezeichneten Kunstkenners, des Herzogs von Luynes, und bald darauf die folgenreichere des mächtigen Herzogs von Blacas, der sich bald entschloß, ihm die Herausgabe seiner reichen Kunstschätze anzuvertrauen. Um dieselbe Zeit veranlaßte ihn der Auftrag, einen Katalog der von dem in Rom verstorbenen preußischen Generalconsul Bartholdy hinterlassenen Sammlung, jetzt im Berliner Museum, zu verfertigen, zur Rückkehr nach Rom und Berlin, wo im Jahre 1827 sein „Museo Bartoldiano“ herauskam, voll von gelehrten Bemerkungen und künstlerischen Beobachtungen. Die Verbindung mit Blacas entschied seinen ferneren Lebenslauf. Nachdem er 1826 in Paris die Sammlung besichtigt hatte, begleitete er den Herzog auf dessen Gesandtschaftsreise nach Neapel und blieb dort sowie in Paris bis zur Julirevolution sein Hausgelehrter, zugleich mit dem großen Kreise von Alterthumsfreunden, an denen die Hauptstadt damals reicher war als irgend eine andere Stadt, Rom vielleicht ausgenommen, in regem Verkehr. Die Jahre in Paris bis 1834 waren wol die glücklichsten seines Lebens. Mit vollen Zügen

*) Ich darf wol der herrlichen Abende in Kestner's Hause 1838—39 gedenken, worin Goethe's Briefe vorgelesen, mit beiden Abeken, Papencordt, mit griechische Dramen, *Aristophanes* u. A. behandelt, Kunstwerke vorgezeigt wurden.

genoß er die Annehmlichkeiten der Weltstadt, von vornehmen Kunstfreunden geschätzt, von den Gelehrten wegen seiner classischen Kenntnisse und seines Scharfsinns gewürdigt, von anhänglichen Schülern, wie dem ausgezeichneten Forscher de Witte, verehrt. Aber auch bittere Erfahrungen blieben ihm nicht erspart. Daß seine 1826 herausgegebenen Vasi di premio keinen durchschlagenden Erfolg erzielten, konnte er verschmerzen, da seine Uebersiedelung sie ins Stocken brachte; empfindlicher war die durch das freiwillige Exil seines Gönners verursachte Unterbrechung des Musée Blacas, wovon nur die erste Lieferung 1830 von ihm besorgt wurde; aber die tiefste Demüthigung bereitete ihm die schonungslose Kritik, welche der ausgezeichnetste Gelehrte Frankreichs Letronne seinen „Recherches sur les véritables noms des vases grecs“, Paris, Debure 1829 fol. entgegensetzte. Es war ein berechtigter Versuch, die willkürlichen und rein äußerlichen Benennungen des italienischen Kunsthandels durch classische Namen zu ersetzen, aber er wurde übereilt und willkürlich ins Werk gesetzt. Bekanntlich ist die Unterscheidung noch jetzt so zweifelhaft, daß man zu der rein mechanischen Bezeichnung durch Ziffern seine Zuflucht genommen hat. Indessen ermüdete Panofka's Eifer nicht. Mit Ch. Lenormant vertiefte er sich in die arkadischen Mythen, und im Jahre 1834 gab er die „Antiques du cabinet du comte de Pourtalès-Gorgier“, Didot fol. mit schönen Abbildungen heraus. Es war sein letztes Werk in Paris. Eine schwere Krankheit trieb ihn nach Bonn; er sollte sein Vaterland nicht wieder dauernd verlassen.

Vorher hatte er sich um die Wissenschaft ein großes hoch anzuschlagendes Verdienst erworben. Als sich die hyperboreische Gesellschaft in Rom 1828 zu der weltgeschichtlichen Gründung des archäologischen Instituts erhob, begrüßte P. das Unternehmen von Neapel aus mit Freuden: es verstand sich gleichsam von selbst, daß ihm in Paris die Stelle als auswärtiger Secretär der französischen Section übertragen wurde. Dort sorgte er nicht allein eifrig für Subscribenten und litterarische Beiträge, sondern überwachte mehrere Jahre hindurch die Redaction und den Druck der Annalen, sowie den Stich der Monumente. Ja er ging in seinen Bemühungen soweit, daß er das Deficit, welches die Existenz der Anstalt mitunter bedrohte, durch namhafte Vorschüsse deckte. Der Verkehr mit Rom und Berlin, mit Bunsen und Gerhard, war nicht leicht, und das reizbare Temperament, sowie das Selbstbewußtsein des Halbfranzosen machte sich in Klagen und Vorwürfen über Verzögerungen, Einförmigkeit, Weitschweifigkeit der Publicationen Luft, und nur die unerschütterliche Freundschaft sowie die geduldige Gewandtheit Gerhard's verhinderten einen Bruch; aber P. gebührt die Anerkennung, daß er in hohem Maße dazu beitrug, das Institut über Wasser zu halten. Mehrmals dachte Bunsen, der ihn stets als Freund behandelte, daran, ihn als Secretär für Rom selbst zu gewinnen, auch zeigte sich P. nicht abgeneigt, der Einladung zu folgen. Aber schließlich entschied er sich im Januar 1835 zur Uebersiedelung nach Berlin, wo er im Winter 1836 mit dem knappen Gehalt von 250 Thlr. als Assistent des Museums angestellt wurde. Erst im Jahre 1847 hat er Rom wieder gesehen.

Seine Stellung in Berlin war nicht die günstigste. Fast ein Fremder geworden, mißtrauisch gegen die methodische Strenge seiner Landsleute, von dem hohen Selbstgefühl erfüllt, daß er neben Gerhard die ausgebreitetste Kenntniß der Monumente besaß, fand er nicht die erwartete Anerkennung. Zwar wurde er auch an der Universität in die Lage gesetzt, einzelne Studirende in seine Wissenschaft einzuführen, auch erzeigte ihm die Akademie der Wissenschaften schon 1836 die Ehre der Mitgliedschaft; auch blieb sein Verhältniß zu Gerhard ungestört. Aber häusliches Ungemach, die Kränklichkeit einer Schwester, bedrängte ihn, seine Schwerhörigkeit nahm zu, die Stellung am Museum, wo er erst 1856 Conservator der

Vasensammlung wurde, konnte ihm nicht genügen, und seine Geltung unter den Fachgenossen ging langsam, aber stetig abwärts. So vergrub er sich in seine Bibliothek, wo ich ihn mehrmals verdrossen aber mittheilsam getroffen habe, und nahm nur an den Zusammenkünften der italienischen, sowie der archäologischen Gesellschaft persönlich Theil. Diese hatte Gerhard 1841 begründet, P. wurde ihr und der 1843 ins Leben getretenen archäologischen Zeitung eifrigster Mitarbeiter. Als Gelehrter und Schriftsteller blieb er unermüdlich thätig. Außer dem stattlichen Buche über „Terracotten des königlichen Museums“ 1842 und der geschmackvollen Auswahl von Monumenten, die er unter dem Titel „Bilder antiken Lebens“ 1843 herausgab, hat er zwar kein größeres Werk mehr veröffentlicht, desto fruchtbarer aber erwies er sich in einzelnen Abhandlungen, die in den abwechselnd mit Gerhard verfaßten Winckelmannsprogrammen, den Institutsschriften, größtentheils in den Abhandlungen der Berliner Akademie ihren Platz fanden. Darunter verdienen seine glücklichen Bemerkungen von Parodien und Caricaturen des Dramas ausgezeichnet zu werden; überall (z. B. bei Asklepios) zeigt sich große Belesenheit und Beherrschung des Materials, Gemmen und Münzen nicht ausgeschlossen; die Versuche Plinius und Pausanias archäologisch zu erklären haben keinen besonderen Erfolg gehabt. Ueberhaupt führte ihn sein Scharfsinn je länger je mehr in die Irre; er verlor sich in Grübeleien, etymologischen Spitzfindigkeiten, willkürlichen Combinationen, so daß auch gute Gedanken nur verzerrt zum Ausdruck gelangten. So hat er Eigennamen mit künstlerischen Darstellungen geschickt verbunden, aber in der Ausführung sich zu seltsamen, nicht selten sprach- und sachwidrigen Behauptungen verirrt. Es genügt, aus einer Abhandlung der Akademie vom Jahre 1850 (Eigennamen mit *ΚΑΛΟΣ*), den Pythoschlüssel Pythokles, den Bleiber oder Freier (*Μεμνῶν*) Memnon als Beispiele anzuführen. Wenn er daselbst S. 53 „den Mangel einer richtigen Methode“ als Hauptschuld verunglückter Erklärungen rügt, so hat er sich selbst das Urtheil gesprochen. Durch diese Wunderlichkeiten, denen Gerhard u. a. aus Schonung nicht widersprachen, hatte eine schwüle Unsicherheit der archäologischen Hermeneutik gedroht, bis 1852 Otto Jahn in seiner Ausgabe der ficoronischen Cista seine vernichtende Stimme erhob. P. ließ sich nicht irre machen: er fuhr bis an seinen Tod, 20. Juni 1858, in der alten Weise fort.

Seine wissenschaftliche Bedeutung fällt überwiegend in frühere Jahre, die jetzige Generation weiß wenig von ihm. Aber eine gerechte Würdigung wird ihm in jener Zeit ein großes Verdienst nicht absprechen. Wenn man auch von den schönen Worten seines Freundes: „Panofka's Verdienst ist in der Geschichte der Forschung begründet, die er zu seiner Zeit mächtig anregte, erweiterte und emporhob“ das letzte Prädicat nur bedingungsweise gelten läßt, so darf man die ersten unvermindert unterschreiben: sie reichen hin sein Andenken in Ehren zu erhalten.

Gerhard, Allgemeine Zeitung, 13. Juli 1858 Beilage zu Nr. 96. — Lenormant, Union, 20. août 1858. — De Witte, Notice sur Théodore Panofka, Bruxelles 1859 (Annuaire de l'Académie de Belgique 1859). — Michaelis, Gesch. des Deutschen archäol. Instituts, Berlin 1879.

Urlichs.

Pantaleon: Heinrich P., Historiker des 16. Jahrhunderts. Am 13. Juli 1522 als der Sohn eines der evangelischen Lehre zugethanen Bürgers zu Basel geboren, erregte er schon früh durch seine Begabung die Theilnahme des Schulmeisters Anton Wild und des Rathsherrn Rudolf Frey. Doch schien es seinem Vater gerathener, den vierzehnjährigen Knaben das Buchdruckerhandwerk erlernen zu lassen, da er hier ja nebenbei den Wissenschaften obliegen könne. Da dies sich aber bald als unmöglich erwies, sandte er den Lernbegierigen nach Freiburg,

er ein Jahr unter Johann Pedius zubrachte. Ein ferneres Jahr durfte er Basel studieren, dann aber ging er, dem Drängen des Vaters folgend, im bst 1539 nach Augsburg, um in die Werkstatt seines Verwandten, des Buchkers Melchior Kriesstein, einzutreten. Dem drückenden Zwange entriß ihn Sixt Birck's (s. A. D. B. II, 656) Vermittlung, der ihn einem italienischen le Cäsar Delphinus als Schreiber und Dolmetscher empfahl. So besuchte mit diesem Ingolstadt und Wien und wandte sich dann mit dem ersparten me nach Heidelberg, wo er am 14. October 1540 immatriculirt und im Juni 41 Baccalaureus wurde. Ein Jahr später kehrte er in die Vaterstadt zurück erhielt durch die Verwendung seines Studiengenossen Konrad Lykosthenes e Wohnung im Collegium, hielt auch schon Vorlesungen über die Satiren Persius. Nachdem er dann am 25. April 1544 die Magisterwürde erhalten, rde er am 22. Juli desselben Jahres als Professor an dem neugegründeten dagogium, einer Mittelstufe zwischen der Schule und der Universität, angestellt d gründete 1545 (22. Januar) mit Cleophe Köfin seinen Hausstand. Um selbe Zeit trat er auch mit schriftstellerischen Arbeiten an die Oeffentlichkeit d suchte, nachdem er am 25. Juni 1545 als Diakon zu St. Peter bestellt orden war, durch Vorlesungen und theologische Disputationen Schüler um sich sammeln. 1547 wurde er Decanus Artium, 1548—1551 bekleidete er noch e Professur der Dialektik. Diese emsige Thätigkeit konnte aber nicht verhindern, aß ihm 1552 bei der Erledigung der Pfarrstelle zu St. Peter ein andrer Bewerber vorgezogen wurde, obwohl er sich kurz zuvor zum Licentiaten der Theologie hatte promoviren lassen. Als Grund dieser Zurücksetzung gibt er selbst an, er habe „in seinen Predigen gar zu schnell geredt, also das fromme gelehrte Leüt vermeinet, er were zu anderen Empteren tauglicher"; in Wirklichkeit wurde ihm wohl seine häufige Theilnahme an allerhand Volkslustbarkeiten — „denn er was von natur frölich" — als ein Mangel an geistlicher Würde angerechnet. Er legte seine Predigerstelle nieder und nahm seine medicinischen Studien wieder auf. Auf einer Reise durch Südfrankreich, auf der er mit Felix Platter zusammentraf, ließ er sich am 21. September 1553 in Valence zum Doctor Medicinä promoviren, und prakticirte dann daheim ohne öffentliches Amt drei Jahre lang. Erst 1556 erfolgte sein Wiedereintritt in die Universität, er erhielt die Professur der Dialektik, 1557 dann die der Physik und verwaltete 1558 das medicinische Decanat. Von da ab scheint sein Leben ohne weitere Veränderungen verflossen zu sein. Er starb am 3. März 1595 an der Wassersucht, ein Vierteljahr nachdem er mit seiner Frau, die ihm zwölf Kinder geboren, die goldene Hochzeit gefeiert hatte. —

Die schriftstellerische Thätigkeit, welcher P. von seinem 22. bis zum 60. Jahre neben seinen Berufsgeschäften oblag, war eine außerordentlich rege. „Er was zur arbeit erboren", so charakterisirt er sich selber im J. 1570, „und mochte diese gantz wol erleiden, also daß er jetz in die 16 jar täglich zu morgen auff die fünff oder sechs stund ordenlich geschriben, und zwen bogen verteutschet, oder für sich selbs zusamen gestellet." Durch seinen Folianten füllenden Sammelfleiß erinnert er an den Züricher Polyhistor Konrad Gesner (s. A. D. B. IX, 107), mit dem er freilich hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Bedeutung nicht auf dieselbe Stufe gestellt werden kann; mit seiner raschen Productionslust hielt die Kritik nicht gleichen Schritt. Es war ihm genug, das Material zusammenzubringen und mit seinem angeborenen Ordnungssinn zu classificiren, die oft trüben Quellen genauer zu prüfen war nicht seine Sache. Immerhin hat er an der Förderung des Geschichtsstudiums und an der Belebung des historischen Sinnes im Volke einen nicht zu bestreitenden Antheil. Sein Portrait von 1565 zeigt breite,

arbeitgefurchte Züge, von einem dunklen Bart umrahmt. — Von seinen Werken sei zuerst seine lateinische Komödie „Philargyrus“ (1546) erwähnt, eine Jugendarbeit, welche die protestantische Rechtfertigungslehre am Beispiele des Zöllners Zachäus darlegt; die Methode der Charakteristik erinnert nach Scherers Urtheil an den Lazarus des Joh. Sapidus (1539); merkwürdig ist Felix Platters Nachricht, daß bei der Aufführung nicht blos Baseler Studenten, sondern auch Professorstöchter mitwirkten. Philologischer Art waren die für Frobens Verlag besorgten Ausgaben griechischer und lateinischer Autoren, von Homer bis auf Theodorus Metochita und Wilhelm von Tyrus. Die Beschäftigung mit den Kirchenvätern brachte ihn auf den Gedanken, eine „Chronographia Ecclesiæ Christianæ“ (1550, 1551, 1568) zu schreiben, d. h. eine Tabelle der Kirchengeschichte, welche die Kaiser, die großen Theologen, die Secten und Orden, die Concile und die Päpste in Columnen nebeneinander stellt. Aehnlich angelegt war sein Geschichtskalender („Diarium historicum“ 1572), in welchem er die wichtigeren Facta, Feste und astronomischen Notizen in den Rahmen eines Jahres zusammenfaßte; die Einleitung legt seine Berechnung der Daten des Alterthums dar, „id quod ob mensium et dierum varietatem admodum fuit difficile“. Unter Pantaleon's zahlreichen Verdeutschungen historischer Werke (von Cromer, Fox, Gillet, Herberstein, Jovius, Nauclerus, Bergerius, Vives) ragt seine Uebersetzung von Sleidans Geschichte Karls V. hervor (1556, 1557, 1562); er hängte derselben zwei, dann drei neue Bücher an, die er jedoch nur als Materialsammlung für einen künftigen Fortsetzer Sleidans angesehen wissen wollte. Selbständiger ist seine „Geschichte des Johanniterordens“ (1581), für die ihm der Ordensmeister Georg Bombast von Hohenheim Material zur Verfügung gestellt hatte. Halb historischen Charakter trägt auch die Beschreibung der Stadt und Grafschaft Baden im Aargau (1578), welche, wie die medicinischen Erörterungen über den Nutzen des Bades und die diätetischen Rathschläge zeigen, besonders für Kurgäste bestimmt war; interessant ist darin die Schilderung des Badelebens; den bekannten Brief Poggios vom J. 1416 wiederholt P. mit einer zornigen Bemerkung über den frivolen Sinn des Italieners. Pantaleon's Hauptwerk aber war die „Prosopographia heroum atque illustrium virorum totius Germaniæ“, lateinisch 1565—66, deutsch 1567—1570 und 1588 erschienen. Der Plan war ein umfassender und neuer; die ganze deutsche Geschichte von der Urzeit an sollte in Form von Biographien vorgeführt werden, P. wollte hier dasselbe leisten, was Plutarch, der jüngere Plinius und Jovius für ihre Landsleute gethan hatten. Die Volkssagen von Dietrich von Bern, Hildebrand, Siegfried, Herzog Ernst scheidet er von vornherein aus, ebenso die Heiligenlegenden, während Tuisko, der Urenkel Noah's, und die fabelhaften Königsreihen der Folgezeit, natürlich auch Tell und Winkelried, als historische Personen gelten und sogar in Abbildungen vorgeführt werden. Diese Holzschnitte (die erste Auflage sagt noch vorsichtig: vivis heroum imaginibus, quantum fieri potuit, passim illustratum) sind aber auch bei den historischen Personen des 16. Jahrhunderts durchweg Phantasieportraits, die in den verschiedenen Auflagen gewechselt werden. Der erste Band beginnt mit Adam, der zweite mit Karl dem Großen, der dritte mit Maximilian I. Dieser letzte Band, der dem Verfasser seitens des Kaisers Maximilians II. die Ernennung zum Poeta laureatus und Pfalzgrafen eintrug, ist der werthvollste, da P. hierfür Mittheilungen von Zeitgenossen, die er 1567 auf einer Reise gesammelt, benutzte. Indes hat er seine Arbeit doch zu leicht genommen, wie zahlreiche Versehen beweisen, vgl. z. B. D. Jacoby, G. Macropedius Progr. Berlin 1886 S. 7. Die Werke der Schriftsteller werden nicht aufgeführt, auch ist die chronologische Anordnung nicht streng durchgeführt; indeß muß man berücksichtigen, daß die Arbeit der erste Versuch derart in einem nicht kritisch

Sultan Murad II. in 22 Acten in fast ungenießbarer Weise abgehandelt und Versbau und Sprache hart und ungeschickt, des Verfassers Absicht zwar wohlgemeint, aber ganz verfehlt; die einzelnen Acte stehen völlig unvermittelt neben einander. Die am Ende befindliche, in Prosa verfaßte „Vermanung an die Teutschen" enthält den nationalen Gedanken von der Pflicht der deutschen Nation, mit altbewährter Mannheit den Kampf gegen die Feinde der Christenheit aufzunehmen. — Goedeke 2, 387. H. Holstein.

Panzer: Friedrich P., Architekt und Sagenforscher, 1794—1854. Als der Sohn eines evangelischen Pfarrers wurde P. in Eschenfelden im Amte Sulzbach in der bayrischen Oberpfalz am 22. October 1794 geboren. Nach vollendeten Gymnasialstudien widmete er sich der Baukunst und wurde zuerst 1819 als Ingenieur bei der K. Bau-Inspection in Speyer angestellt, dann aber rasch durch die verschiedenen Stufen der Baubeamten-Laufbahn in Würzburg, Bamberg und Nürnberg hindurch geführt und schließlich zum Oberbaurath im Ministerium in München ernannt, wo er am 16. November 1854 starb. So anerkannt seine Verdienste in dieser amtlichen Thätigkeit auch sind, so liegt seine allgemeine Bedeutung doch wesentlich auf dem Gebiete der deutschen und vornehmlich der bairischen Sagenforschung. Angeregt durch die Sammlungen und Arbeiten der Brüder Grimm und durch die Forschungen seines Freundes und Landsmannes A. Schmeller hatte er schon früh begonnen, die im Munde des bairischen Volkes lebenden Sagen, um die sich vor ihm kaum jemand gekümmert, zu sammeln, zu ordnen und zu erklären; seine zahlreichen Dienstreisen wurden für ihn gleichzeitig Forschungsreisen, die „Naturgeschichte des Volkes" zu ergründen. „An Donau, Inn und Waldnaab" fand er vornehmlich „noch jungfräulichen Boden, unaufgelockerte Menschenart, noch unverbrauchte Leidenschaft, welche herbe und süß zugleich schmeckt gleich dem Dufte ihres unausgehauenen Waldes". Die ungewöhnlich umfassende classische Bildung, welche er besaß, befähigte ihn, die von ihm gefundenen Sagen bis in das Alterthum zurück zu verfolgen, den deutschen Mythus durch einen griechischen zu erklären, „an eine Sage aus dem Böhmerwalde eine Stelle aus Herodot oder Pausanias zu rücken". — Als Frucht dieser eifrigen Studien veröffentlichte er 1848 den ersten Band „Bayrische Sagen und Gebräuche", die er als „Beitrag zur deutschen Mythologie" bezeichnete und Jakob Grimm widmete; fast der ganze Band ist der Sage „von den drei Schwestern" gewidmet, in denen er jene „itisi, nornir, fatae, parcae, μοῖραι u. s. w." nachwies, „welche der Aberglaube bisweilen jetzt noch als geisterhafte Wesen auf den berüchtigten Stätten erscheinen läßt, wo der Gottheit unnahbarer Tempel stand". Der zweite Band der „Bayrischen Sagen und Gebräuche", welcher die Sagen von den Heiligen, den Teufeln, Geistern u. drgl. enthält, auch umfangreiche Nachträge zum ersten Bande bietet, war im Drucke schon fast vollendet, als P. starb; die Herausgabe besorgte nach seinem Tode auf seinen Wunsch Ernst Ludwig Rochholz in Aarau 1855, die sehr umfassenden Register hat A. Elsperger hergestellt.

E. L. Rochholz in der Bevorwortung des 2. Bandes der Sagen. — Allgemeine Zeitung, Beilage zu Nr. 245, 1855. R. Hoche.

Panzer: Georg Wolfgang Franz P., einer der verdienstvollsten deutschen Bibliographen, wurde am 16. März 1729 zu Sulzbach in der Oberpfalz geboren. Sein Vater, der kurfürstliche Hof- und Regierungsrath Dr. jur. Bernhard P., ließ seinem Sohne eine sorgfältige Erziehung ertheilen, bis dieser im J. 1747 die Universität Altdorf bezog, um daselbst philosophische und theologische Collegien zu hören. Nach zweijährigem Besuch dieser Hochschule und eifrigem Studium schied P. von derselben mit der philosophischen Magisterwürde, welche er sich durch eine Dissertation „de falsis conclusionibus ex ver-

divinis" errungen hatte. Am 15. December 1751 wurde er Pfarrer zu
ang, einem nürnbergischen Dorfe, wo er bis zum Jahre 1760 verblieb,
em er die ländliche Einsamkeit zu vielseitigen Studien benutzt hatte.
29. August des genannten Jahres wurde er Diacon an der Hauptpfarr-
zu St. Sebald in Nürnberg, zwölf Jahre darauf, am 2. April 1772,
rug man ihm das Senoriat seines Capitels und am 8. Februar des fol-
n Jahres wurde er zum Schaffer oder Hauptpastor dieser Kirche ernannt.
iefer seiner Stellung machte er sich um manche kirchliche Verbesserungen
nt, so um Abschaffung unnöthiger Gottesdienste, Einführung einer allge-
n Beichte und eines neuen verbesserten Gesangbuches. Nebenher fand er
auch noch Zeit zu einer umfangreichen litterarischen Thätigkeit, deren Ver-
von Mit- und Nachwelt anerkannt wurde. Denn als ihm am 20. Juni
von der philosophischen Facultät der Universität Altdorf der Glückwunsch
ünfzigjährigen Magisterwürde ausgesprochen wurde, übersandte ihm zugleich
heologische Facultät das Diplom eines Doctors der Theologie. Außerdem
P. Mitglied der Altdorfer und Leipziger deutschen Gesellschaft, der Nürn-
schen Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Industrie, des Pegnesischen
nordens, dessen Vorsteher er 1789 geworden war, und Aufseher der Nürn-
r Stadtbibliothek. Nachdem P. am 6. Januar 1802 sein fünfzigjähriges
jubiläum und am 16. October desselben Jahres seine goldene Hochzeit ge-
hatte, lebte er stets mit Studien und Arbeiten beschäftigt noch drei Jahre;
. Juli 1805 machte ein Schlaganfall seinem thätigen Leben ein Ende. P.
ließ eine reichhaltige, werthvolle Bibliothek, seine vortreffliche Bibelsamm-
hatte er bereits 1780 im Ganzen an den Herzog von Würtemberg ver-
; sie bildet heute noch einen wichtigen Bestandtheil der Stuttgarter Biblio-
Diese seine Büchersammlungen hingen innig mit seiner litterarischen
igkeit zusammen, denn sie sind theilweise die Quellen seiner bibliographischen
bücher, welche ihm stets seinen Ruhm in der deutschen Litteratur sichern
n. P. hat außer mehreren Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften ungefähr
lbständige Werke veröffentlicht, von denen die wichtigsten und bedeutendsten
uf Bibliographie bezüglichen sind. Seine übrigen Veröffentlichungen sind
lateinische Gelegenheitsschriften, Uebersetzungen, zum Theil geographischen
lts, aus dem Englischen und Französischen, mehrere theologische Werke und
kleinere Schriften über Ulrich von Hutten. Unter den bibliographischen
en hat man drei Gruppen zu unterscheiden, die eine beschränkt sich auf die
en Bibelausgaben, die andere befaßt sich mit der älteren deutschen Litte-
seit Erfindung der Buchdruckerkunst und die dritte verbreitet sich über das
mtgebiet der Litteratur bis 1536. Außerdem wäre noch eine Buchdrucker-
chte Nürnbergs und ein lateinischer beschreibender Katalog der Bibliothek
Gottfried Thomasius, 27,251 Nummern in 3 Bänden, zu erwähnen. Die
der verschiedenen bibliographischen Werke Panzer's sind: „Litterarische
richt von den allerältesten gedruckten deutschen Bibeln aus dem fünfzehnten
hundert, welche in der öffentlichen Bibliothek der Reichsstadt Nürnberg auf-
hrt werden", Nürnberg 1777, 4°; „Geschichte der Nürnbergischen Ausgaben
Bibel von Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten", Nürnberg
, 4°; „Ausführliche Beschreibung der ältesten Augsburgischen Ausgaben
Bibel, mit litterarischen Anmerkungen", Nürnberg 1780, 4°; „Versuch einer
n Geschichte der römisch-katholischen deutschen Bibelübersetzung", Nürnberg
, 4°; „Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung
Martin Luthers vom Jahre 1517—1581", Nürnberg 1781, gr. 8°, zweite
Zusätzen vermehrte Ausgabe, Nürnberg 1791, 8°; „Annalen der älteren
schen Litteratur oder Anzeige und Beschreibung derjenigen Bücher, welche

von Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1526 in deutscher Sprache gedruckt worden sind", 2 Bände, Nürnberg 1788 und 1805, 4°; „Annales typographici ab artis inventae origine usque ad annum MDXXXVI", 11 voll. Norimbergae 1793—1803, 4°. Jedes dieser Bücher zeugt von riesiger Arbeitskraft und tiefer Gründlichkeit des Verfassers, und sie werden alle immer noch als Quellenwerk benutzt, da bis heute sich niemand gefunden hat, der durch eine bessere Bearbeitung des Stoffes sie in Schatten gestellt hätte.

Will, Gg. Andreas, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon. 4 Theile. Nürnberg 1755—1758, 4°. — Nopitsch, Christian Conrad, Fortsetzung des Will'schen Gelehrten-Lexikons. 4 Bände. Nürnberg 1802—1808, 4°.

Pallmann.

Panzer: Georg Wolfgang Franz P. wurde am 31. Mai 1755 zu Etzelwang in der Pfalz geboren, woselbst sein Vater Prediger war. Schon vom Jahre 1760 an besuchte er die Schule zu Nürnberg und bezog 1774 die Universität zu Altorf, um Medicin zu studiren, und 1775 die Universität Erlangen. Neben der Medicin widmete er sich mit großem Eifer den Naturwissenschaften, namentlich der Botanik und Entomologie und begann schon früh Pflanzen und Insecten zu sammeln. Nachdem er im Jahre 1777 sein Doctor-Examen mit Auszeichnung bestanden hatte, besuchte er zu seiner weiteren Ausbildung die klinischen Anstalten zu Wien und Straßburg und unternahm alsdann eine längere Reise in die Schweiz, wo er besonders botanische Studien machte, und wurde nach seiner Rückkehr praktischer Arzt in Nürnberg. Als solcher machte er sich namentlich durch die Einführung der Schutzpocken-Impfung sehr verdient. Trotz seiner umfassenden Berufsthätigkeit fand er noch Zeit, sich mit der Naturgeschichte zu beschäftigen. Seine ersten Schriften behandeln die Botanik: „Observationum botanicarum specimen" 1781; „C. v. Linné's vollständiges Pflanzensystem" 1782; „Versuch einer Geschichte der Laub- und Lebermoose" 1787. Ferner lieferte er Beiträge zu Sturm's Flora von Deutschland und später veröffentlichte er noch: „Ideen zu einer künftigen Revision der Gräser" 1813. Außerdem machte P. sich sehr verdient um die Entomologie. Seine erste Arbeit darüber war eine Uebersetzung von Joh. Euseb. Voet „Beschreibung und Abbildung hartschaliger Insecten" 1785—1798. Ein sehr verdienstvolles Werk war ferner „Faunae Insectorum Germaniae initia", Heft 1—110 mit je 24 illum. Kupfertafeln" 1785—1798, welches später von Heinrich Schäffer fortgesetzt wurde. Ferner veröffentlichte er auf entomologischem Gebiete „Entomologia germanica" 1795; „System. Nomenclatur über Schäffer's Abbildungen der Insecten" 1804; „Kritische Revision der Insectenfauna Deutschlands" 1805; „Entomol. Versuch, die Jurineischen Gattungen der Linneischen Hymenoptera nach dem Fabrizius'schen System zu prüfen" 1806; „Index entomologicus" 1813 und zahlreiche kleinere Abhandlungen. Im Jahre 1798 wurde P. Stadt- und Land-Physikus in Hersbruck bei Nürnberg. Zahlreiche Akademien und Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Infolge seiner ausgebreiteten Verbindungen brachte er ein reichhaltiges, über 200 Foliobände umfassendes Herbarium und eine sehr bedeutende Insectensammlung zusammen. P. starb am 28. Juni 1829.

W. Heß.

Pape: Ambrosius P., deutscher Dramatiker, geb. 1553 zu Magdeburg, Schüler Georg Rollenhagen's in dem altstädtischen Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte in Wittenberg, war seit 1577 Pfarrer in Klein-Ammensleben im Magdeburgischen, trat um 1608 in den Ruhestand, lebte in Magdeburg, wo er nach 1612 als verstorben bezeichnet wird. Seine Dramen behandeln meist biblische Stoffe: Kampf zwischen David und Goliath (Magd. 1575), ein Weihnachtsspiel von der gnadenreichen Menschwerdung und frölichen Geburt Christi

Magd. 1582), das Laster des Ehebruchs, das an dem Beispiele David's sehr ernsthaft gezeigt wird (Magd. 1602), der Prophet Jonas (Magd. 1605, in 2. Auflage 1612). Das Spiel vom Glück und Zustand eines rechten Christen (Magd. 1612) gehört zur Everyman-Gruppe. Zwei andere „Mundus immundus, eine Action, wie die jetzige Welt gesinnt ist" und ein Drama von der Tyrannei des Herodes sind verloren gegangen. In allen Dramen ist die Handlung in ermüdender Breite ausgesponnen; das Laster des Ehebruchs ist in zwei Spielen dargestellt, von denen das erste für große Schulen und vornehme Städte, „da die Jugend und Bürgerschaft in vielen Sachen sich üben und eine bequeme Ergötzlichkeit haben kann", das zweite für ein geringeres Bühnenpersonal bestimmt war. Die Sprache ist belebt und nicht ungeschickt, einige Chorlieder zeugen von nicht gewöhnlicher dichterischer Begabung. Sein mit Teufelsscenen ausgestattetes Weihnachtsspiel, das ursprünglich auf zwei Theile berechnet war und das bis zur Anbetung der Hirten reicht, wurde 1585 von Georg Pfund (Pondo) benutzt. Im Jonas erhält der sonst etwas spröde Stoff durch die malerische Schilderung eines Seesturmes und das Auftreten des Neptun, Aeolus und Vulcan antiken Anstrich, Leben und Bewegung, während anderseits die Einführung witziger und humoristischer Partien namentlich in dem allegorischen Drama vom rechten Christen dem sonst ernst gerichteten Verfasser nicht gelungen ist. Gegen die Anklage, daß er als Geistlicher mit seinem Spiel vom Ehebruch das Laster statt ihm zu wehren vielmehr befördern werde, wußte er sich tapfer zu vertheidigen. „Aliud est praescribere, aliud describere." Er habe keine Form oder Modell vorgeschrieben, wie ein Meister seinem Schüler zu thun pflege, sondern er habe den Lauf der Welt beschrieben zur Warnung und nicht zur Befolgung. Dies könne auch aus der Erwähnung des Teufels gefolgert werden, aus dessen Reden man ersehe, daß solch Wesen ihm mißfalle und in keinem Wege gebilligt werde, sondern jeder gottlosen Person werde eine namhafte Strafe angehängt. P. ist auch in der Teufelslitteratur mit einer Schrift vom Bettel- oder Gartteufel (Magd. 1586) aufgetreten, und als theologischen Schriftsteller lernen wir ihn durch einen Tractat von der Vergebung der Sünden (1600), einen Bericht von den schwangeren und gebärenden Weibern (1586, 1587) und von den Kindelbieren (1588) kennen. Die Absicht, eine Sprichwörtersammlung zu liefern, kam nicht zur Ausführung.

Goedeke 2, 367. — Bolte, Märkische Forschungen 18, 214. — Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachforschung 9, 97. H. Holstein.

Pape: Samuel Christian P. wurde am 22. November 1774 zu Lesum bei Bremen geboren. Sein Vater, der Pastor Heinrich P. daselbst, der sich durch zahlreiche Schriften theologischen Inhalts bekannt gemacht hat, wurde später nach dem bremischen Dorfe Wulfsbüttel und 1783 nach Visselhövede bei Verden versetzt. Als ein schöner, in kräftiger Gesundheit blühender Knabe wuchs Christian P. in öder Haidegegend heran, bis er 1785 auf das Gymnasium in Bremen kam, das er bis 1791 besuchte. Hierauf widmete er sich noch einige Jahre im elterlichen Hause den Studien, besonders der hebräischen Sprache, und bezog dann die Universität Göttingen, wo er seinen dreijährigen theologischen Kursus mit einer Uebersetzung des „Hiob" zum Abschluß brachte, welche Joh. Gottfr. Eichhorn mit einer Vorrede beehrte (1797). Heimgekehrt, durchlebte P., durch äußere Unfälle gebeugt, trübe Zeiten. Ende 1797 übernahm er eine Hauslehrerstelle in Grasbergen, einem trübseligen Orte, der ihm nur Himmel und Erde zeigte, bis er 1801 die Stelle eines zweiten Predigers in Nordleda im Lande Hadeln erhielt. Sterbefälle in seiner Familie, zumal der 1808 erfolgte Tod seiner Gattin, verkümmerten sein Leben und steigerten seine wehmüthige Stimmung zur düstersten Niedergeschlagenheit. Zwar schien er nach

einer zweiten Vermählung froheren Tagen entgegenzugehen; aber wiederholte Trauerfälle gaben seiner Melancholie neue Nahrung; dazu gesellte sich eine Brustkrankheit, die ihn fast menschenscheu machte, und am 15. April 1817 schied er von dieser Erde, erst 42 Jahre alt. Seine „Gedichte“, von Friedrich de la Motte Fouqué gesammelt und mit einem biographischen Vorwort versehen, erschienen 1821. „Der Grundton derselben ist recht eigentlich elegisch, und wo Pape's mehr gesunde geistige Natur die kranke zu überwinden vermag, da ist er ganz Dichter, ob auch noch die Accorde seines irdischen Leides verhallend nachzittern. Die milde wohlklingende Sprache verleiht den Gedichten einen vorzüglichen Reiz und gewinnt das Herz für die trübe Stimmung des Sängers. Besonders treten die drastisch-skizzirten Romanzen und Balladen des Dichters, ob auch einseitig in Hinsicht auf ihre Gegenstände, durch volksthümlich-einfache Darstellungskunst charakteristisch hervor. Einige darunter sind sogar Kleinodien echter Romanzenpoesie.“ — Pape's jüngster Bruder Ludwig Matthias Heinrich P. hat sich gleichfalls als Dichter nicht unvortheilhaft bekannt gemacht. Er wurde am 14. Januar 1802 zu Visselhövede geboren, kam, 13 Jahre alt, in das Pensionat des Pfarrers Wallbaum zu Groß-Berkel und 1817 auf das Gymnasium zu Verden, von wo er 1820 zur Universität Tübingen überging, um Theologie zu studiren. Hier entstand auch der größte Theil seiner unter dem Titel „Christusharfe“ veröffentlichten religiösen Gedichte (1823). In Leipzig brachte er seine Studien zum Abschluß, machte 1827 sein Examen in Stade und übernahm dann eine Hauslehrerstelle in Poggemühlen. Am 16. Juli 1828 ordinirt, ward er Adjunct des Propstes Ehlers in Sittensen, ein Jahr darauf Adjunct am Dom in Verden und im September 1829 zweiter Prediger in Buxtehude. Seit 1843 Senior und erster Prediger daselbst, wirkte er in seiner Gemeinde mehr als 42 Jahre. Er starb an den Blattern am 27. Mai 1872. Von seinen poetischen Erzeugnissen sind noch erschienen „Der Beruf des Geistlichen“, ein Gedicht (1830); „Lieder und Elegien“ (1834); „Epigramme“ (1834); „Gnomen“, drei Bücher poetischer Sprüche aus dem Leben und aus der Schule (1850).

Ign. Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter, Bd. I, S. 291 ff. — Jul. Graefe, Bremer Dichter des 19. Jahrhunderts. Bremen 1875, S. 261 ff. — Mittheilungen aus der Familie.

Franz Brümmer.

Pape: Georg (Jürgen) P., der erste Rathsbuchdrucker Hamburgs, trat um 1650 als Buchdrucker auf und entwickelte eine geringe Thätigkeit als Verleger, denn die Meßkataloge verzeichnen seinen Namen nur zweimal: im J. 1651 mit sechs Verlagswerken und 1659 mit einer Veröffentlichung. Unfälle zwangen ihn zuletzt, sein Gewerbe aufzugeben, das er bis zum September 1668 innegehabt hatte; am 18. d. M. ernannte der Rath einen anderen Drucker zum Rathsbuchdrucker.

J. M. Lappenberg, Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg. Hamburg 1840.

Pallmann.

Pape: Georg Friedrich P., geb. zu Arnsberg in Westfalen im J. 1766 (nach den Einträgen im Sterberegister zu Trier), nach Anderen (Hüffer, rheinisch-westfälische Zustände zur Zeit der französischen Revolution, S. 34) zu Bracht im Kreise Eslohe ums J. 1762, wurde auf dem von Prämonstratensermönchen geleiteten Gymnasium zu Wedinghausen für das Studium vorbereitet und bezog die Universität Bonn, woselbst er erst der Jurisprudenz, dann der Theologie sich widmete. Von Bonn zurückgekehrt, trat P. im J. 1784 in das Kloster in Wedinghausen ein und ward Lehrer an demselben Gymnasium, dessen

schüler er einst gewesen. Zur weiteren Ausbildung nach Bonn zurückgesandt, machte P. die Bekanntschaft des seit 1789 nach Bonn berufenen ehemaligen Franziskanermönchs Eulogius Schneider, dessen rationalistischer Richtung er sich anschloß. Was P., nach Wedinghausen zurückgekehrt, in der Bibelexegese vortrug, das konnten die Oberen nicht billigen, was zur Folge hatte, daß er den Gedanken faßte, aus dem Orden auszutreten. Kaum war sein Freund und Lehrer Schneider nach Herausgabe eines allseitig verworfenen Katechismus nach Straßburg übergezogen und dort zum Vicare des constitutionellen Bischofs bestellt worden, so duldete es den P. nicht länger in Wedinghausen; er entfloh zu seinem Freunde, bei welchem einige Theologen gleicher Gesinnung, so Anton Dereser aus Bonn und Anton Johann Dorsch aus Mainz sich bereits eingestellt hatten. Auf Empfehlung der Genannten erhielt P. am 1. Februar 1792 an dem Colmarer Seminar eine Stelle als Professor, vicaire directeur, die er jedoch noch in demselben Jahe aufgab, um mit Dorsch und Friedrich Cotta nach der von den Franzosen eroberten Stadt Mainz zu ziehen und dort den Club der Freunde der Freiheit und Gleichheit nach französischem Muster einzurichten. Ueberall sich vordrängend, zeichnete P. auf der Rednerbühne und in der Presse, als Herausgeber der Mainzer Nationalzeitung, sich besonders durch seinen Haß gegen die Religion und gegen die Fürsten aus; als richtiger Jacobiner ließ er es sich nicht nehmen, gegen die den Franzosen abgeneigte Bevölkerung von Stadt und Land zu hetzen und namentlich bei der Leitung von Wahlen mit Drohungen und Beängstigungen vorzugehen. In weiteren Kreisen wurde P. bekannt durch eine an den König von Preußen gerichtete, durch den Druck verbreitete Zuschrift vom 20. December 1792 („Offenherzige Zuschrift an Friedrich Wilhelm Hohenzollern, dermalen König aus Preußen"; abgedruckt in Klein, Geschichte von Mainz während der ersten französischen Occupation, S. 299—301), worin er in unverschämter Weise den König von einem Zuge gegen Mainz abzuhalten versuchte. Nachdem „der Republikaner P., Correspondent des heimlichen Clubs in den Preußischen Staaten" Alles durcheinander gehetzt, hielt er es für rathsam, vor Einnahme der Stadt Mainz sich auf die Flucht zu begeben. Bei der zweiten Einnahme der Stadt Mainz durch die Franzosen zog er es vor, den Schauplatz seiner früheren Thätigkeit zu meiden und anderwärts sein Glück zu versuchen. Er ging nach Köln als Commissär des Vollziehungsdirectoriums und schwang sich dort bis zur Stelle eines Präsidenten des peinlichen Gerichts auf. Als er sich in dieser Stellung nicht halten konnte, zog er erst nach Paris, dann nach Trier, woselbst er als Advocat wirkte bis zu seinem am 11. Mai 1816 erfolgten Tode.

Vergl. Klein, l. c. S. 178, 185, 299, 324, 325, 328, 349. — Remling, die rheinische Pfalz u. s. w. I. S. 282, 283, 294. — Getreues Namensverzeichniß der in Mainz sich befindenden 454 Clubbisten mit Bemerkung derselben Character, S. 10. — Revolutions-Almanach von 1794, S. 113 ff.

Bockenheimer.

Pape: Heinrich P., Organist zu Altona in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Er war ein Schüler des berühmten Organisten an der Petrikirche in Hamburg Jacob Praetorius (oder Schultze). Mit Johann Rist in Wedel war er befreundet; er heirathete dessen Schwester Gesa und hat für eine Anzahl Rist'scher Lieder die Compositionen verfertigt, so z. B. für einige Lieder in den Passionsandachten, die zuerst im J. 1648 erschienen, ebenso für einen Theil der Lieder im deutschen Parnaß, 1652.

Walther, musikalisches Lexicon, S. 461. — Koch, Geschichte des Kirchenliebs u. s. f., 3. Aufl., IV, S. 119. — Hansen, Johann Rist und seine Zeit, S. 141 u. 344. — Döring, Choralkunde, S. 116. l. u.

Pape: Johann Georg Wilhelm P., Dr., namhafter Lexicograph, ge
zu Berlin am 3. Januar 1807, † daselbst am 23. Februar 1854. P. kam i
früher Jugend nach Culm in Westpreußen, wo sein Vater, nachdem er al
Soldat dem Vaterlande treue Dienste geleistet, eine kleine Anstellung an de
dortigen Cadettenhause erhalten hatte; daselbst erhielt P. auch den erste
Unterricht. Das Interesse, welches die Lehrer und der Leiter der genannte
Anstalt an dem Knaben nahmen, gab ihm Gelegenheit seine trefflichen Anlage
zu entwickeln, und er fand an einem Herrn v. Scheliha einen wohlwollende
Gönner, der ihm seine persönliche Unterstützung und Fürsprache zuwendete, s
daß P. 1820 zu seiner weiteren Ausbildung nach Berlin gesendet in die Unter
tertia des Gymnasiums zum grauen Kloster eintreten konnte. Hier machte P
bei unermüdlichem Fleiße unter der Leitung eines Bellermann, Fischer, Gies
brecht, Heinsius, Köpke, Stein und anderer Männer so rasche und treffliche Fort
schritte, daß er schon an Ostern 1825 als Selectaner und Primus omnium da
Gymnasium absolvirte und die Berliner Universität bezog, wo er sich dem
Studium der Theologie und Philologie widmete. Angeregt durch Boeckh's
Lachmann's und Bernhardy's Vorträge wandte P. sich indessen bald mi
steigender Vorliebe ganz der classischen Philologie zu, bestand nach Beendigun
des akademischen Trienniums das Examen pro facultate docendi und trat sodan
1828 als Candidatus probandus in das Lehramt an dem Gymnasium zu
grauen Kloster ein. Schon nach Verlauf der ersten Hälfte seines Probejahre
wurde P. durch Köpke, welcher die außerordentliche didaktische Befähigung de
selben erkannte, zum Collaborator befördert. Eine wissenschaftliche Arbeit, sein
„Lectiones Varronianae", erwarb ihm 1829 in Halle die philosophische Doctor
würde; ein Jahr später wurde P. zum ordentlichen Lehrer und am 31. Juli 183
zum Professor an dem erwähnten Gymnasium ernannt, eine rasche, aber de
Würdigkeit der Leistungen Pape's entsprechende Laufbahn. — Neben einer seh
anstrengenden und mit äußerster Pflichttreue geführten Lehrthätigkeit fand P
noch Zeit und Kraft zu hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen, die in ihre
Art umfassende und andauernde Studien erfordern; P. wandte seine Thätigke
mit Neigung und Erfolg dem Gebiete der Lexicographie zu. So erschien vo
ihm 1836 zuerst sein „Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache", h
dann 1837 ein Programm „de inveniendis Graecae linguae radicibus", Arbeite
die von gründlichster Forschung zeugen. Sein Hauptwerk, „Griechisch-deutsch
Handwörterbuch", erschien 1842, das als ein wesentlicher Fortschritt im Fe
der Lexicographie zu bezeichnen ist und schon 1849 und 1850 eine zweite Aufla
erforderte; diesem Werke hatte P. gleichzeitig ein eigenes „Wörterbuch d
griechischen Eigennamen" beigegeben, das besonders in der Neugestaltung, die
durch G. E. Benseler erhalten hat (2 Bde., Braunschw. 1863—70), als ei
sehr dankenswerthe Ergänzung des Passow'schen Werkes betrachtet werden mu
Hieran schloß sich sein 1845 erschienenes „Deutsch-griechisches Wörterbuch zu
Schulgebrauch", das mannigfache kritische Anfechtungen insbesondere v
V. Chr. Fr. Rost erfuhr, das aber ebenso wie das „Griechisch-deutsc
Wörterbuch", zumal nach den von M. Sengebusch geschehenen Bearbeitunge
sich als treffliches Hilfsmittel im Gebrauche erhalten und bei manchem Mang
im Einzelnen auch seine bedeutenden Vorzüge hat. — Diese umfängliche wisse
schaftliche und litterarische Thätigkeit beeinträchtigte aber keineswegs Pape
Wirksamkeit als Lehrer; mit der Gediegenheit seines Wissens und mit einer vo
trefflichen Lehrmethode verband P. eine fromme, sittlich ernste, liebevolle G
sinnung, die ihren Einfluß auf die ihn umgebende Jugend übte, ferner ei
wissenschaftliche Gründlichkeit, die sich seinen Schülern mittheilte, und ei
seltene Hingabe an seinen Beruf, die ihn zuletzt noch bei schwerem körperlich

eiden, das ihn zum Gehen unfähig machte, den Unterricht bis drei Wochen vor inem Tode fortsetzen ließ. Zu Anfang des Jahres 1852 hatten sich die Anänge eines Rückenmarkleidens bei P. gezeigt, das rasch in bedenklicher Weise unahm und das, wiewohl zwei Jahre lang hin und wieder einige Hoffnung uf Genesung vorhanden schien, doch schließlich mit solcher Heftigkeit sich steigerte, aß er ihm im 48. Lebensjahre erlag.

Chronik des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, Programm, Jahrg. 1854, S. 36. — Heindl, Biographien der ber. u. verdienstv. Pädagogen und Schulmänner, S. 348 ff. — Geschichte der classischen Philologie in Deutschland von C. Bursian. Zweite Hälfte, S. 757. Binder.

Pape: Karl Ferdinand P., Astronom, geb. am 4. Januar 1834 zu Berden, gest. am 27. Mai 1862 zu Altona. P. bestimmte sich frühzeitig dem astronomischen Studium und wurde nach vollendeter Universitätszeit zunächst als Rechner bei der dänischen Gradmessung beschäftigt, dann aber (September 1856) als Observator an der Sternwarte in Altona angestellt. Er beobachtete und berechnete mit Vorliebe kleine Planeten und Kometen und publicirte die Ergebnisse seiner Forschungen theils in den „Astron. Nachrichten“ theils im Berliner Jahrbuch. Als besonders verdienstlich ist trotz einiger Ausstellungen Bredichins die im Jahrgang 1859 der ersterwähnten Zeitschrift niedergelegte „Untersuchung über die Erscheinungen des großen Kometen von 1858“ (Donati-Komet) anerkannt worden. Aus einer wichtigen Reihe von Versuchen und Beobachtungen über die sogenannte „persönliche Gleichung“, durch welche die Richtigkeit jeder von zwei verschiedenen Persönlichkeiten gleichzeitig gemachten Wahrnehmung entstellt zu sein pflegt, ist P. durch seinen frühen Tod abberufen worden.

Poggendorff, Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, 2. Bd., Sp. 354. — Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 611, S. 721. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde, 2. Bd., S. 408, S. 461. — Astronomische Nachrichten, 57. Bd., S. 321. Günther.

Pape: Ludwig P., Componist und Violinist der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er war am 14. Mai 1809 zu Lübeck geboren, studirte unter dem dortigen Organisten M. A. Bauck, trat dann als Violoncellist in die Theatercapelle des Königstädtischen Theaters zu Berlin, bildete sich später mehr als Violinist aus und erhielt in Hannover eine Anstellung, darauf in Frankfurt a. M. Auch als Solist auf der Geige scheint er mehrfach aufgetreten zu sein, denn sein Violinspiel wird als äußerst fertig und geschmackvoll geschildert. Im J. 1833 ging er sogar auf Kunstreisen, ließ sich aber bereits in Lübeck fesseln, indem er die Stellung eines ersten Violinisten annahm. 1845 wurde er in Oldenburg zum Hofcomponisten ernannt und einige Jahre später siedelte er nach Bremen über, wo er am 9. Januar 1855 starb. P. entwickelte als junger Mann ein reges Compositionstalent und erregte allgemeines Aufsehen. Sein ernstes Streben den Classikern nachzueifern, verbunden mit gründlichen Studien, erweckte Interesse und ließ eine schöne Zukunft erblicken. Bereits 1835 erschienen als opus 6 ein Quartett und Quintett für Streichinstrumente und die Allgemeine musikalische Zeitung in Leipzig ist voller Lobes: „Klare Ideen, leicht fließender Zusammenhang und geschickte Fortspinnung derselben durch sichere Festhaltung und gediegene Einheit, aus der sich ungesucht und ungetrübt das anziehend Mannigfache wie von selbst entwickelt“, so schreibt sie Bd. 37, Sp. 340 in ihrer schwülstigen, damals als gelehrt geltenden Weise. Eine im J. 1840 in Bremen aufgeführte Militär-Sinfonie wird in gleicher Weise gelobt und besonders erwähnt, daß das Publikum mehrere Sätze da Capo verlangte und der Componist selbst, als er sich zeigte, mit Orchestertusch und jubelnden Zu-

rufen begrüßt wurde. „Die Sinfonie ist so frisch, so wohldurchdacht und glücklich erfunden, daß eine weitere Verbreitung derselben im Interesse der Kunst höchst wünschenswerth ist. Das Ganze ist herrlich gehalten, namentlich weht besonders in den beiden ersten Sätzen eine Beethoven'sche Luft, ja ein Beethoven'scher Geist", sagt sie am Ende ihrer Besprechung. Diese Bewunderung hält noch bis zum Jahre 1847 vor, bis der revolutionäre Geist die Menschen aus dem Halbschlafe rüttelt und auch die Kunst mit anderen Augen ansehen läßt. Eine neue, im Gewandhause in Leipzig 1847 aufgeführte Sinfonie, erfährt ein geradezu umgekehrtes Urtheil. Die Themata erscheinen dem Recensenten schwach und unbedeutend, die Reminiscenzen an Mozart und Beethoven sind bedenklich, Licht und Schatten fehlen, sowie „überraschende und sich steigernde Veränderungen". Um den Umschlag in der Gesinnung einigermaßen zu verdecken, giebt er dem Componisten am Schlusse noch die Versicherung, daß er ihn für ein bedeutendes Talent hält, was leider mehr ironisch als besänftigend wirkt. Ebenso abweisend wird (1848) ein Lied beurtheilt. Die neue Zeit scheint ihn ganz fallen gelassen zu haben, denn sein Name verschwindet von da ab aus den Zeitschriften. Interessant ist die Beobachtung, wie sich die gleiche Erscheinung bei allen Componisten dieser Zeit wiederholt. Wie durch Mendelssohn's und Weber's Auftreten, vereint mit den Bestrebungen die Classiker allgemein bekannt zu machen, alle anderen Componisten, die bis dahin verehrt und beliebt waren, in den Hintergrund gedrängt, sie anfänglich bekrittelt und dann völlig vernachlässigt werden. Die einst so Gepriesenen sinken wie mit einem Zauberschlage in völlige Vergessenheit hinab. R. Eitner.

Papencordt: Felix P., Geschichtsschreiber. Geb. im J. 1811 zu Paderborn, erhielt er nächste Ausbildung an dem Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog sodann die Universität Bonn. Hier trat er in nähere Beziehungen zu B. Niebuhr, der seit dem J. 1823 von Rom an dem Sitze der rheinischen Hochschule seinen Aufenthalt genommen hatte und in einer freien Stellung zur Universität vielbesuchte Vorträge hielt. Dieser Verkehr Papencordt's mit dem ausgezeichneten Geschichtsschreiber erweckte in ihm eine Vorliebe zu historischen Studien, die für seine Zukunft entscheidend wurde. Als er Bonn mit München vertauschte, gewann es unter dem Einflusse Schellings allerdings den Anschein, als sollte die Philosophie ihn seinen historischen Neigungen abtrünnig machen, und zwar in dem Grade, daß, nachdem er von München nach Berlin übergezogen war und er sich hier die philosophische Doctorwürde erwarb, dies durch eine Abhandlung über Demokrit und die atomistische Philosophie geschah. Gleichwohl trug zuletzt die ältere Vorliebe für die Geschichte unter Ranke's Einwirkung den Sieg über die Nebenbuhlerin davon. P. entschloß sich jetzt, der Muse der Geschichte treu zu bleiben und seine Kraft bald möglichst an einem würdigen Stoff zu versuchen. Ein solcher bot sich in einer Preisaufgabe, welche im J. 1833 die Pariser Akademie der Inschriften gestellt hatte; sie galt der Geschichte Nordafrika's unter der Herrschaft der Vandalen. Zur Erforschung des Mittelalters hatte er sich ja von Anfang an hingezogen gefühlt. Seine Anstrengung wurde mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt; es wurde seiner Arbeit der Preis zuerkannt. Noch im J. 1837 ließ er sie in deutscher Bearbeitung u. d. T.: „Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika" erscheinen und erntete für diese seine erste wissenschaftliche Leistung den lauten Beifall der Fachmänner. Dieser sein erster Erfolg hatte ihm zugleich die Mittel eröffnet, einen längst gehegten Wunsch auszuführen und zur Fortsetzung und Erweiterung seiner Studien einen längeren Aufenthalt in Rom zu nehmen; es war ihm, der von Haus aus dem katholischen Bekenntnisse angehörte, durch die Domherrn von Ermland ein Stipendium des Collegiums Preukkianum verwilligt worden. Damit hängt

zusammen, daß er, dem Wortlaut der Statuten jener Stiftung entsprechend, dem Kloster S. Andrea delle fratte Wohnung nahm. Dieser römische Aufenthalt Papencordt's ist für die weitere Richtung seiner historischen Arbeiten maßgebend geworden. Er hat damals den Plan gefaßt, eine Geschichte Roms im Mittelalter zu schreiben und seine ganze Kraft auf die Lösung dieser großen Aufgabe zu vereinigen. Der Aufenthalt in Rom, der mehrere Jahre dauerte und den er für seinen hohen Zweck gewissenhaft ausnutzte, hatte ihn in jeder Beziehung gefördert und seinen Geist gereift. Er war in fruchtbare Berührung mit vorzüglichen Männern gekommen, u. a. mit Bunsen, und seine edle Persönlichkeit hatte überall den gewinnendsten Eindruck gemacht. So kehrte er im J. 1840 mit reicher Ausbeute nach Berlin zurück. Die Laufbahn, die er verfolgen wollte, hatte er jetzt gewählt: es war die des forschenden Gelehrten, aber auch zugleich des akademischen Lehrers. Eben jetzt erschien, als Frucht seiner Reise und als Vorläufer seines geplanten umfassenden Werkes, seine Monographie über Cola di Rienzi, den römischen Volkstribun, und wurde mit unverkürzter Anerkennung aufgenommen. Und nun schien sich seine Zukunft so ganz nach seinen Wünschen gestalten zu wollen. Er wurde im Frühjahr 1841 zum außerordentlichen Professor (der Geschichte) an der Universität Bonn ernannt. Seine wissenschaftlichen Leistungen, seine vortreffliche Persönlichkeit hatten diese Beförderung bewirkt. Indeß, es war ihm nicht bestimmt, aus der Zeit der Saat in die der Ernte einzutreten. Anfangs April verließ er Berlin, um den erwünschten Wirkungskreis anzutreten; aber auf der Reise ereilte ihn am 27. April zu Warburg in Westfalen der Tod und schnitt ein hoffnungsreiches Leben plötzlich unbarmherzig ab. Der Zustand der Gesundheit Papencordt's hatte freilich seine Freunde schon längst ein zu frühes Ende befürchten lassen. Er aber hat der Nachwelt einen reinen Namen und fest begründete Hoffnungen hinterlassen. Sein gediegenes größeres Werk über die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter hat im J. 1855 C. Höfler aus seinem Nachlaß herausgegeben.

S. Preußische Staatszeitung, Jahrgang 1841, Nr. 116. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 19. Jahrgang (1841), 1. Th., S. 428—429.

Wegele.

Papeus: Petrus P., Dramatiker, aus Flandern, verfaßte als Schulrector in Meenen (Westflandern) eine lateinische Komödie Samarites (Colon. 1539), welche vom barmherzigen Samariter handelt. Die an Johann Fallvell, Propst von Formosele, gerichtete Vorrede vom 22. Juni 1537 nennt dieselbe incondita et rudis, denn P. mußte die Abfassung beschleunigen, da die Aufführung bereits am 25. Juni stattfinden sollte. Soweit bekannt, ist P. der erste, der diesen biblischen Stoff dramatisch behandelt hat. Da sich jedoch dieser für eine dramatische Behandlung wenig empfahl, so benutzte P. zur Einkleidung den Gnapheus'schen Typus des Akolastus, indem er seinen jungen Aegio in die Gesellschaft von Schmarotzern gerathen läßt. Diese verleiten ihn schließlich, Jerusalem zu verlassen, um ein in Jericho wohnendes junges Mädchen Sarcophilia, das ihm schon einmal vermittelst der Zauberkünste des Kupplers Diabolus mit drei Räubern tanzend gezeigt worden ist, aufzusuchen und sich mit ihm zu vergnügen. Auf dem Wege nach Jericho wird er auf Anstiften des Diabolus von jenen drei überfallen und ausgeplündert. Mit dem 5. Acte setzt nun die biblische Erzählung ein. Dieser entspricht die Deutung: der Vater ist Gott, Aegio der Mensch, Eubulus die Vernunft, der die Zwietracht säende Teufel siegt über den Menschen, der von Christus, dem barmherzigen Samariter, aus Mitleid zu Gnaden angenommen wird. Wenn Petrus als der Wirth gedeutet wird, der den Verwundeten beherbergt, so beweist dies den katholischen Standpunkt des Verfassers. Die vier ersten Acte sind von außerordentlicher

Frische und Lebendigkeit. Besonders wirkungsvoll sind die Klage des Vaters Megadorus über den der Versuchung unterlegenen Sohn, die Ueberredungskünste der Schlemmer, die eindringlichen Warnungen des Erziehers Eubulus, die verzehrende, durch einen köstlichen Liebesbrief der Sarcophilia gesteigerte Liebesgluth des Aegio, die lebhaft an des Corn. Crocus Joseph erinnert. Der auch in sprachlicher Hinsicht hervortretende Werth des Dramas war schon früh erkannt. Es findet sich neben Gnapheus' Akolastus und Crocus' Joseph in der als Schulbuch verbreiteten Brylinger'schen Sammlung von 10 Komödien, welche 1541 in Basel erschien. Auch wurde dasselbe von Alexander Vanegas zu Toledo mit einem Commentar versehen (1542). Die unter gleichem Titel 1614 zu Erfurt erschienene Komödie des David Lipsius ist eine neue Auflage der Papeus'schen Komödie, in welcher die auf Petrus gedeutete Stelle des Schlußredners fehlt und am Ende sieben Verse hinzugefügt sind. Daß der gekrönte Dichter und Doctor der Philosophie und Medicin zu Erfurt diese Arbeit als seine eigene betrachtet wissen wollte, geht aus den am Ende abgedruckten Gedichten seiner Freunde hervor, obgleich der Titel den Ursprung andeutet: Comoedia nova sacra, quam praeeunte sacra scriptura eruit, Papaejanis delineamentis recensuit, optimis quibusque comicorum flosculis adornavit David Lipsius.

Foppens, Bibl. Belg. 998. — Jöcher-Rotermund 5, 1526. — Goedeke 2, 137.

H. Holstein.

Papin: Denis P., geb. am 22. August 1647 zu Blois, † etwa 1714, wahrscheinlich in Deutschland (nach Eug. et Em. Haag, la France protestante Vol. VIII, die Angabe des Todesjahres 1710 u. A. in Ersch u. Gruber, Encykl. ist jedenfalls unrichtig, da P. noch 1712 mit Leibnitz correspondirte). P. studirte erst Medicin und war praktischer Arzt in Paris; beschäftigte sich aber unter Chr. Huyghens, dessen Gehülfe und Mitarbeiter bei einigen Untersuchungen er wurde, mit der Physik. Wie Huyghens verließ er Paris mit der Aufhebung des Edictes von Nantes und ging zu Rob. Boyle nach London. Mit diesem gemeinsam hat P. viele Untersuchungen, namentlich über Gase und Dämpfe angestellt und wurde von Boyle 1681 zum Mitgliede der Royal Society vorgeschlagen. Von London ging P. zu Sarotti in Venedig, kehrte aber 1684 nach London zurück, wo er bis zu seiner Ernennung zum Professor der Mathematik und Physik in Marburg durch den Landgrafen Karl von Hessen, 1688, blieb. Diese Professur bekleidete P. bis 1707. Im Jahre 1699 war er Correspondent der Pariser Akademie geworden. Sein Schicksal nach 1707 ist unbekannt. Ein Verzeichniß der zahlreichen Arbeiten Papin's findet sich in Poggendorff's biographisch-literarischem Wörterbuche II. 355 ff. Am bekanntesten ist P. durch die Erfindung des Digestors oder Papinianischen Topfes mit dem Sicherheitsventil und durch die Idee den Wasserdampf als Triebkraft zu benutzen, geworden. Wahrscheinlich hat Boyle zuerst vorgeschlagen die Erhöhung der Siedetemperatur des in einem verschlossenen Gefäße erhitzten Wassers zur Lösung ꝛc. von Körpern zu benutzen, welche bei gewöhnlicher Siedetemperatur nicht gelöst werden. Aber P. gab zuerst das hierzu taugliche Geräth an, welches gegen die Gefahr des Zerplatzens durch das bei allen Dampfmaschinen so wichtig gewordene Sicherheitsventil geschützt wurde. Wegen seiner Untersuchungen über die Elasticität des Wasserdampfes und die Condensation desselben bei der Abkühlung ist P. als Erfinder der ersten sogenannten atmosphärischen Dampfmaschine mit Kolben zu nennen, denn er zeigte, wie ein Kolben in einem Cylinder durch den Wasserdampf in die Höhe getrieben, und wie der Kolben nach Condensirung des Dampfes vom Drucke der Luft wieder zugestoßen wird. P. hat sogar nach Haag l. c. 1707 ein Dampfboot gebaut, mit welchem er auf der Fulda von Cassel nach Münden fuhr, wo es ihm von den Schiffern aus Neid zertrümmert ward. Ueber die

Construction der hierbei verwendeten Maschine ist nichts Näheres bekannt. Außerdem sind noch andere Arbeiten Papin's erwähnenswerth. Er ist der Erfinder des Tellers an der Luftpumpe. Er erfand den Wasserhammer, welcher noch jetzt bei den physikalischen Vorträgen zur Demonstration der niedrigen Siedetemperatur des Wassers im luftleeren Raum benutzt wird. Ferner hat P. noch zwei Vorschläge gemacht, welche, obgleich er sie nicht zu einem praktischen Ergebniß ausbilden konnte, doch als die ersten Anfänge jetzt ausgeführter Vorrichtungen zu betrachten sind. Erstlich hat er nämlich vorgeschlagen, die Explosion von Schießpulver zum Treiben eines Kolbens in der Maschine zu benutzen, was erst zu Versuchen mit anderen explosiven Substanzen, dann weiter bis zur heutigen Gaskraftmaschine geführt hat. Zweitens wollte er den Druck comprimirter Luft, oder auch den Druck der Atmosphäre gegen verdünnte Luft benutzen, um durch lange Röhrenleitungen eine Bewegung fortzupflanzen. Seine eigenen Versuche, so wie die Anderer nach ihm, schlugen fehl. In der atmosphärischen Eisenbahn haben wir die Anwendbarkeit des Papin'schen Gedankens im Großen kennen gelernt, und benutzen denselben bei den pneumatischen Glockenzügen und der pneumatischen Briefbeförderung. Der ideenreiche Mann soll in Dürftigkeit gestorben sein.

Eine Biographie Papin's, welche mir nicht zugänglich gewesen ist, erschien 1847 zu Blois: Bannister, Denis Papin, sa vie et ses écrits. 8°.

Karsten.

Papke: Jeremias P., Mathematiker und Theologe, aus einer alten Greifswalder Familie, wurde am 9. August 1672 geboren und widmete sich, seit dem 5. Mai 1691, auf der Pommer'schen Hochschule, und (1695) in Wittenberg mathematischen und naturwissenschaftlichen, sowie theologischen Studien, bei welchen er, gemäß der auf beiden Universitäten herrschenden Richtung, die kirchliche Orthodoxie und deren Polemik gegen den Pietismus vertrat. Durch diese Gesinnung dem Hauptführer der Orthodoxen, Dr. Joh. Fr. Mayer (S. d. A.), empfohlen, erlangte er, nachdem letzterer (1701) zum General-Superintendenten und Prokanzler der Universität Greifswald ernannt war, durch dessen Einfluß (1702) die nach des Prof. Joach. Rosenow's Tod erledigte Professur der Mathematik. In dieser Stellung behandelte er in Vorlesungen und kleineren Schriften mathematische, astronomische und naturwissenschaftliche Fragen, und bekundete sein hohes Interesse für letztere auch durch Erwerbung des werthvollen biblischen Kupferwerkes von Scheuchzer und Pfeffel, welches nach seinem Tode im Besitze seiner Angehörigen verblieb. Seine orthodoxe Richtung trat erst nach Mayer's Tode (1712) hervor, und wandte sich Anfangs gegen den interimistischen Gen.-Sup. Br. H. Gebhardi († 1729), und später gegen dessen Nachfolger M. Chr. Rusmeier und Jak. Heinr. Balthasar. Vergeblich versuchte der Gen.-Sup. Alb. Joach. Krakevitz die orthodoxen und pietistischen Gegensätze zu versöhnen. P. beharrte, unterstützt von seinem Verwandten, dem Bischof M. Carl Papke v. Schonen, auf seinem Standpunkte, und wußte auch auf einer Reise nach Cassel den späteren König Friedrich von Schweden für sich zu gewinnen. Nach dem Tode von Krakevitz († 1732), und seines Nachfolgers Lütkemann († 1738), erlangte jedoch die Partei des Pietismus, namentlich auch durch Unterstützung des Prof. und Hofgerichtsdirectors Phil. Balth. Gerdes, die Oberhand; ihre Hauptführer Rusmeier (1740—45) und Jak. Heinr. Balthasar (1746—63) empfingen die General-Superintendentur, Papke dagegen wurde (1735) seines Amtes entlassen, und begab sich nach Stockholm, wo er noch 20 Jahre hindurch seine polemische Thätigkeit gegen den Pietismus fortsetzte und erst Ende März 1755 im 83. Lebensjahre starb.

Aug. Balthasar, v. d. Landesgesetzen, S. 60 ff., ius pastorale, I, 77 ff. — Kosegarten, Gesch. d. Univ. I, 277—288. — Pyl, Aug. Balthasar's Leben, Pom. Gesch. Denkmäler, V, 35—56. — Biederstedt, Leben neuvorpomm. Gel., S. 11 ff. — Ein Verzeichniß von Papke's Schriften findet sich bei Vanselow, Gel. Pommern, S. 148; Dähnert, Katalog, II, 263 und in Jöcher's Gel.-Lex.

Pyl.

Pappe: Johann Joseph Christian P., Schriftsteller, eines Predigers Sohn, geb. zu Altenrode bei Aschersleben 1768, gebildet auf der Schule zu Klostenbergen, sowie auf den Universitäten Halle und Wittenberg, woselbst er 1798 zum Dr. phil. promovirt wurde. — Als er sodann die Studien eines jungen Edelmannes zu leiten übernommen hatte, kam er mit demselben wiederum nach Klosterbergen, wo er mit dem Director der Anstalt, dem rühmlich bekannten Philologen Dr. Joh. Gurlitt, in nähere Bekanntschaft trat, mit dem er hierauf in Hamburg wieder zusammentraf, als er (P.) um 1801 durch Victor Klopstock (des Dichters Bruder) hierher berufen wurde zur Redaction der Hamburger Neuen Zeitung und Adreßcomptoir-Nachrichten, welche Thätigkeit er bis 1811 ausübte. In diesen Jahren redigirte er auch die damals bei Bohn in Hamburg erscheinende Allgemeine Deutsche Bibliothek, bis dies kritische Institut an Nicolai in Berlin zurück gelangte. 1813, während Hamburg's vorübergehender Befreiung von der französischen Herrschaft, redigirte er auch den unparteiischen Correspondenten, sodann aber die Hamburger wöchentlichen Nachrichten 1814 bis 1816. — Im J. 1816 begründete er die bis 1842 bestandene, vielgelesene Zeitschrift „Lesefrüchte vom Felde der neuesten Literatur des In- und Auslandes“, eine nicht ohne Geschick und Geschmack erlesene Auswahl aus den besten Erzeugnissen der neuesten (hauptsächlich schönwissenschaftlichen) Literatur. Auch als Uebersetzer aus dem Französischen und Englischen war er thätig, sowie als Mitarbeiter an Meusel's gelehrtem Deutschland, an Koch's allgem. lit. Anzeiger und anderen Werken. Er starb zu Hamburg am 19. December 1856.

S. Hamb. Schriftstellerlexikon V, 646, 647. — Lesefrüchte 1842, Bd. IV. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 20, 1842, I, Nr. 17.

Beneke.

Pappenheim: Gottfried Heinrich Graf zu P., wenn nicht einer der Haupthelden des dreißigjährigen Krieges, so doch in zweiter Reihe vornan stehend auf katholischer Seite — „die Blume der Ritterlichkeit, die, in Schlachtfeldern verwildert, auf blutigem Boden sich kräftigte zur Ehre der Heiligen, für deren Sieg er das Banner erhoben“. Geb. am 29. Mai 1594 in dem Städtchen Pappenheim a. d. Altmühl, dem Hauptort der gleichnamigen Herrschaft, entstammte er einem uralten Adelsgeschlechte, das neben dem Vorzug des erblichen Besitzes der Reichsmarschallswürde sich zahlreicher Sprößlinge rühmen durfte, welche den Kaisern im Laufe der Jahrhunderte namhafte Waffendienste geleistet. Aus einem Mal an der Stirn, das, scheinbar ein paar kreuzweise gelegte rothe Schwerter darstellend, bald für gewöhnlich wohl verschwand, bei heftigen Gemüthsbewegungen aber oft noch im Mannesalter zum Vorschein kam, wurde auch ihm sein militärischer Beruf prophezeit. Indeß bestimmten ihn Mutter und Vormund, nachdem er bereits im siebenten Jahre den Vater verloren, für eine mehr wissenschaftliche Laufbahn. Sorgfältig erzogen, wurde er um das Jahr 1608, als erst Vierzehnjähriger, auf die berühmte, zuvor schon von Wallenstein besuchte Universität Altdorf geschickt und nach nur kurzer Studienzeit als Adliger von Stande, der Sitte der Zeit gemäß, von den servilen Professoren zum Rector Magnificus daselbst erkoren. In Tübingen vollendete er seine Studien, worauf er, dem Beispiel seiner Standesgenossen folgend, sich für mehrere Jahre auf Reisen nach den wichtigsten Culturländern Europas, nach den Niederlanden, Frankreich,

Spanien und Italien begab. Des Lateinischen mächtig, erlernte er unschwer die Sprachen dieser romanischen Länder; doch vergaß er dabei nicht, seine Anlagen zu ritterlichen Uebungen auszubilden. Gar manches blutige Abenteuer scheint er damals schon erlebt zu haben; u. a. wußte er von einer Begebenheit mit vier Cavalieren in Spanien zu erzählen, von denen er zwei mit seinem Degen sofort niedergestoßen, den dritten zu Boden gestreckt und den vierten in die Flucht gejagt haben will. Sein Aufenthalt an den Hauptstätten der katholischen Glaubensrichtung übte offenbar aber noch eine andere nachhaltige Wirkung auf ihn aus: ähnlich dem Mortimer der „Maria Stuart" brachte der als Protestant geborene und erzogene P. von dort einen Eifer für die nämliche Richtung mit, der fortan fast die vornehmste Triebfeder seiner Handlungen bildete. Nachdem er 1614, in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre, öffentlich zur katholischen Kirche übergetreten, diente er ihr in der That mit einer Verehrung, einer Hingebung und einem Fanatismus, wie sie, um von Wallenstein ganz zu schweigen, keiner all der übrigen zeitgenössischen Convertiten in nur annäherndem Maße gezeigt hat. Von Kaiser Matthias an den Hof zu Prag gezogen und zum Reichshofrath ernannt, schien er in dieser Stelle — mehr als seiner juristischen Kenntnisse, wol gerade seines Glaubenseifers wegen — glänzende Aussichten zu haben. Dennoch duldete es ihn dort nicht lange; noch vor Ausbruch des großen deutschen Krieges vertauschte er, seinen wahren Beruf erkennend und dem Drange seines Genius folgend, die Feder mit dem Schwert und nahm zunächst Dienste bei König Sigismund von Polen, dem Blutsfreund des österreichischen Erzhauses und dem Todfeind des Schwedenkönigs Gustav Adolf. Kaum aber entbrannte in Böhmen der Kampf, als er den Waffen der katholischen Liga folgte und ihr thatkräftiges Haupt, Maximilian von Baiern, als seinen Herrn erkannte. Unter Tilly zog er demgemäß nach dem böhmischen Kriegsschauplatz, focht, schnell zum Oberstlieutenant avancirt, am 8. November 1620 in der Entscheidungsschlacht am weißen Berge bei Prag und blieb, mit vielen, zum Theil schweren Wunden bedeckt, wie todt auf dem Felde liegen. Er meinte im Fegefeuer zu sein und kam in Gefahr, von Soldaten der eigenen Partei beim Plündern erschlagen zu werden. Ein kaiserlicher Reiter rettete und ein erfahrener Wundarzt heilte ihn, so daß er schon im nächsten Frühjahr von neuem ausmarschiren konnte. Unter den ligistischen Obersten in Tilly's Armada bald der Infanterie, bald der Cavallerie zugezählt, half er nun den Grafen Ernst von Mansfeld in der Pfalz und am Oberrhein bekämpfen. Trotz mancher glänzenden Waffenthat, bei der sein Name mit Auszeichnung genannt wird, scheint aber sein militärischer Ehrgeiz nicht befriedigt worden zu sein. Bereits im Januar 1622 bat er von Weinheim aus um seine Entlassung und erhielt dieselbe auch. Nach seinem Wiedereintritt im September harrte er, den Befehlen Tilly's gehorchend, noch die nächstfolgenden Jahre, bis Anfang 1625 aus. Doch seine Augen richteten sich mittlerweile auf die Verwickelungen in Oberitalien und im Veltlin; Bruch und offenen Krieg zwischen den dabei betheiligten Großmächten Frankreich und Spanien vorhersehend, hoffte er in letzterem mehr Lorbeern erringen zu können. Nicht im Zweifel über die zu ergreifende Partei — er betrachtete mit deutschem Nationalbewußtsein die Franzosen als Erbfeinde und verehrte die Spanier als nächste Bundesgenossen des Kaisers, als Vorkämpfer seiner Kirche —, bat er den Kurfürsten von Baiern jetzt nochmals um seinen Abschied sowie um die Erlaubniß, für König Philipp ein Corps von ein paar Tausend Mann im Lande ob der Enns zu werben. Beides ward ihm gewährt und die Verstärkung, die er damit dem Herzog von Feria, dem spanischen Gouverneur in Mailand, zuführte, erwies sich als sehr bedeutungsvoll. Wenn auch nicht im Stande, die Spanier auf den übrigen

Punkten, wo die Franzosen angriffen, vor herben Verlusten zu bewahren, rettete er jenen doch gerade den wichtigen Posten, den Feria ihm anwies. Es war Riva am Comer-See — durch die fast ein Jahr lang dauernde Vertheidigung dieser verschanzten Position gegen die vereinigte Macht der Franzosen und Graubündtner gründete P. überhaupt erst seinen Waffenruhm. Ihm selber allerdings genügte sein Erfolg keineswegs; er dachte an Rückeroberung des den Spaniern bis auf eben diesen Punkt entrissenen Veltlins; er würde am liebsten an der Spitze einer kühnen Schaar von einigen tausend Reitern unmittelbar in Frankreich eingefallen sein und, bis nach Narbonne oder weiter vordringend, die ihm verhaßte Nation für ihre „Insolenz“ gezüchtigt haben. Unzufrieden, wenn er auch später noch sich mit Stolz „Ihrer königl. Majestät zu Hispanien bestallten Obristen“ nannte, verließ er die Stätte seiner bisherigen Thätigkeit, als im Frühjahr 1626 ein für den König wenig günstiger Friede derselben ein Ziel setzte. Aber schon winkte ihm, mehr als früher, auf dem heimathlichen Boden oder doch in dessen Nähe die Gelegenheit sich auszuzeichnen. Noch bevor er Italien verlassen, richtete er an den Baiernfürsten aus eigener Initiative schriftliche Vorschläge, wie der damals in Oberösterreich wüthende Bauernaufstand niederzuwerfen und die von den Rebellen soeben belagerte Hauptstadt Linz zu entsetzen sei. Den Grund dieses Aufstands bildeten die Religionsbedrückungen Kaiser Ferdinands II., welchem die zahlreiche protestantische Landbevölkerung dort im Lande ob der Enns ohnehin grollte, da er dasselbe dem von ihr außerordentlich gehaßten und gefürchteten Kurfürsten pfandweise übertragen hatte. Eben durch letzteres Verhältniß kam indeß P. mit Maximilian nun wieder in nähere Beziehungen, während er darauf brannte, seinem Kaiser und der von ihm zielbewußt erstrebten Gegenreformation in den österreichischen Erbländern zum Siege zu verhelfen. Sein Wunsch, den Krieg gegen die Oberennser zu führen, wurde durch persönliche Umstände noch erhöht; galt es ihm doch, zugleich mit seinem Stiefvater, dem bairischen Statthalter Grafen Herberstorff in Linz, seiner dort bedrohten Mutter und zwei Schwestern zu Hilfe zu kommen. Nicht zu hoch wird von P. die Zahl, zu welcher die Aufständischen angewachsen waren, auf 80 000 Mann angegeben; den Bauern hatten sich zahlreiche mißvergnügte Herren und Edelleute angeschlossen. Bei abwechselndem Waffenglück war die Lage, zumal auch im Hinblick auf den gleichzeitigen Einbruch Mansfelds in Schlesien und Ungarn und auf Bethlen Gabor's feindselige Haltung, eine äußerst gefährliche. Noch kurz vor Pappenheim's Eingreifen schlugen die Bauern das in Oberösterreich einrückende kaiserliche Corps des Herzogs Adolf von Holstein und die bairischen Hilfstruppen des Generals Lindlo bis zur Vernichtung. So war es denn die nächste Aufgabe des jungen Helden, der, von Maximilian freudig begrüßt, inzwischen (15. Juli 1626) schon zum bairischen General-Wachtmeister ernannt worden war, als nunmehriger Chef der Unternehmungen gegen das Land ob der Enns den Schimpf der kaiserlichen und bairischen Waffen zu rächen, den Geist der durch die Niederlagen entmuthigten Truppen wieder aufzurichten. Und das Glück war ihm hold. Den Feind durch eine wohlgelungene Kriegslist täuschend, machte er sich (Anfang November) den Weg nach Linz frei und hielt, da ohnehin die Belagerung schon aufgehoben war, ungehindert seinen Einzug in diese Stadt. Darauf vereinigte er ligistische und kaiserliche Truppen und ging ohne Säumen zum Angriff über. Mit der Schlacht bei Efferdingen, die er den Bauern am 9. November lieferte, wurden die Leidenschaften dieses Krieges erst vollends angefacht. Er selber berichtete, daß sie sich nicht wie Menschen, sondern wie höllische Furien gewehrt, daß sie sich, ohne ach oder weh zu sagen, hätten niederschlagen lassen wie die Hunde. Was ihnen am militärischer Rüstung und Schulung abging, ersetzten sie durch den Muth und die Wuth ihrer Verzweiflung.

ch heißem und überaus blutigem Ringen erlagen sie dennoch dem kampf-
bten Feldherrn, der, einer der Vordersten im Handgemenge, den Tod der
hmach einer nochmaligen Niederlage vorgezogen haben würde. Noch ein zweites,
noch ein drittes und ein viertes Treffen — bei Gmunden, Vöcklabruck und
alseck — folgten in den nächsten vierzehn Tagen. P. nennt, in seinen
apporten über diese, die Bauern rasende, wüthende Bestien; niemals, behauptete
, ein hartnäckigeres und grausameres Gefecht als das zu Gmunden erlebt zu
ben. Fortgesetzt siegreich, ward er darum nur um so stolzer und schonungs-
ser. Nicht genug, daß tausende von gefallenen Bauern die Schlachtfelder be-
ckten — er ließ zum abschreckenden Beispiel die Köpfe ihrer Hauptanführer in
nz auf die Thürme stecken. Verarmt und verwüstet lag Oberösterreich da;
er, von seinen Soldaten besetzt, leistete es keinen Widerstand weiter; unter-
orfen und schnell entwaffnet — so überlieferte der Sieger es dem kaiserlichen
trafgericht. Seine Aufgabe war erfüllt und er zog (Anfang 1627) von dannen.
doch die Trauerlieder der Bauern hielten, ihn als den „leidigen Teufel" be-
chnend, das Andenken an seine Schreckensgestalt lebendig. —

Alles Bisherige ist gleichwohl nur gewissermaßen ein Vorspiel der tief ein-
hneidenden Lebensthätigkeit dieses fanatischen Kriegsmanns gewesen. Ein neuer
chauplatz bot sich ihm nach kurzer Frist, nach einem vorübergehenden Zuge
gen den alten Markgrafen von Baden-Durlach und dessen Land, im nieder-
chsischen Kriege dar. Wenn auch Tilly das Haupt und den Führer der an
esem betheiligten protestantischen Stände, König Christian IV. von Dänemark
reits bei Lutter a. B. auf's empfindlichste geschlagen, demnach einen Stand
ch dem anderen zur Unterwerfung unter den Kaiser gebracht, den König selbst
m Rückzug weit gegen Norden genöthigt hatte: so war bei der Hart-
ckigkeit des Letzteren das Ende des Krieges doch nicht abzusehen. Des Königs
uth hielt nicht zum Wenigsten der Umstand aufrecht, daß in den braun-
hweigischen Landen noch ansehnliche Festungen von seinen Truppen behauptet
urden. Insbesondere Wolfenbüttel, der vornehmste Waffenplatz und zugleich
e Residenz des Herzogs und Kreisdirectors Friedrich Ulrich, trotzte unter dem
ommando des Grafen von Solms den andringenden Ligisten mit zäher Kühn-
it; militärisch und politisch wurden ihnen von dort aus noch große Ungelegen-
iten bereitet. Und so erschien die Einnahme Wolfenbüttels dem Kaiser ebenso
e der Liga als ein vor Allem dringendes Gebot. Sie zu bewerkstelligen, ward
. von Tilly auserſehen, als er im August in Niedersachsen eintraf. Durch den
erösterreichischen Krieg zur ligistischen Fahne zurückgeführt und jetzt dem An-
hein nach ihr unverbrüchlich treu, durch den oberitalienischen Krieg im Festungs-
mpf geübt und vorzüglich bewährt, war er in Tilly's Heer ohne Frage der
eignetste, der rechte Mann an jenem Platze. Anfangs September begann er
it 22 Compagnien zu Fuß und 22 zu Pferde die Belagerung, die, beinahe
er Monate während, erst zu glücklichem Ende geführt wurde, nachdem er durch
bdämmung der Ocker die Gassen und Märkte der Stadt unter Wasser gesetzt
nd dasselbe, den Einwohnern ihr Gewerbe zum Stillstand bringend, in die Erd-
choffe der Häuser getrieben. Bis dahin hatte Solms in täglichen starken
usfällen die Festung zu Pappenheim's eigener Bewunderung vertheidigt. Ja,
och weitab vom Gelingen, hatte dieser es förmlich als ein Glück gepriesen, den
ampf mit des Königs besten Soldaten zu führen, und sich dabei einen eigen-
hümlichen, wie er es nannte, alt abenteuerlichen Rittersbrauch gefallen lassen.
„Wenn das Treffen vorüber und unsere schweißigen Köpfe abgewischt, so kommen
wir dann zusammen auf dem Feld, discurriren, essen und trinken und lobt Einer
des Anderen ritterliche Thaten, als wenn wir die besten Freunde wären; wenn
wir dann wieder von einander scheiden, geht es nicht ohne fröhliches Scharmützieren

10*

ab.“ Ein so furchtbarer Feind P. auch war: ihm imponirte der sich helden- müthig wehrende Gegner im selben Maße, wie er den aus Muthlosigkeit unter- würfigen verachtete. Als nach dem Fall der übrigen Plätze endlich auch Wolfen- büttel sich nicht mehr halten konnte, als Wassers- und Hungersnoth die Belagerten zu parlamentiren zwang, da bewilligte er, wenngleich erst nach schwierigen Ver- handlungen, in der Capitulation vom 18. December 1627 der Besatzung freien Abzug mit allen soldatischen Ehren. Den Landesfürsten Herzog Friedrich Ulrich aber tractirte er hinfort wie einen Gefangenen, obwohl derselbe, im Gegensatz zu dieser dänischen Besatzung, die Uebergabe der Festung von vornherein betrieben und den katholischen Angreifern mehr als nöthig zu Gefallen gethan hatte. P. sah hierin eben doch nur eine unaufrichtige und feige Devotion, wie er denn überhaupt den niedersächsischen Kreisständen Mißtrauen und Mißachtung in gleichem Maße zeigte. Ein kühner Kriegsmann, glaubte er über die Häupter der elenden Fürsten schon hinwegschreiten zu dürfen. Und kein Geringerer als der kaiserliche Obergeneral, Wallenstein, bestärkte ihn darin, indem er, seine Hand nach dem Herzogthum Mecklenburg ausstreckend, Tilly das Fürstenthum Calenberg und P. das Fürstenthum Wolfenbüttel zu verschaffen gedachte. Wenn darin auch für diesen eine hohe Anerkennung lag und er gleichsam als der dritte im Bunde der Kriegshäupter erschien, so hatte Wallenstein doch offenbar noch seine besonderen Absichten. Er wollte, die natürliche und stets wachsende Eifer- sucht der ligistischen Fürsten gegen die von ihm vertretene Kaisermacht vor Augen, die beiden Feldherren der Liga seiner Sache und seiner Person soviel als möglich verpflichten, sie in gewissem Maße vielleicht schon zu sich herüber- ziehen; er wollte auf Kosten des reichsfürstlichen Princips eine bis dahin un- bekannte Militäraristokratie unter der eigenen Aegide errichten. Neben der Ver- drängung der Herzoge von Mecklenburg wäre auch die Beseitigung des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, auf welche Tilly's und Pappenheim's Erhöhung begründet werden sollte, ein entschiedener Schlag gegen den ganzen angestammten Reichsfürstenstand mit Einschluß der Liga gewesen. Weit entfernt nun zwar in Wallenstein's Sinne die Liga kränken zu wollen, ging P. dennoch um so begieriger auf das Anerbieten des kaiserlichen Generals ein, als es seiner persön- lichen Ehrsucht in hohem Grade schmeichelte. Energisch arbeitete er, von Wallen- stein aufgestachelt, auf die Aechtung und Absetzung jenes von ihm für unfähig, falsch und treulos erklärten Fürsten hin und ließ sich, im eigensten Interesse, zu einem schlimmen Inquisitionsverfahren wider ihn gebrauchen. Friedrich Ulrich sollte, trotz seiner notorischen Kaisertreue, mit Hilfe erpreßter Zeugen- aussagen durchaus zu einem Verräther gestempelt werden. Es beweist Pappenheim's Eifer, daß er, als Präsident der Untersuchungscommission, nach einem wie es scheint endlosen und doch das gewünschte Resultat nicht völlig herbeiführenden Inquiriren sich in Person an den kaiserlichen Hof begab, um den Reichs- hofrath, dessen nominelles Mitglied er immer noch geblieben war, für seine Intentionen zu gewinnen. In diesem Zeitraum scheint er selbst noch einmal, seines ehemaligen Berufs gedenkend, sich in erster Linie als Jurist gefühlt zu haben, so überaus verdächtig immer seine Thätigkeit war. Die nach der Er- oberung Wolfenbüttels einer längeren Erholung sehr bedürftigen Truppen hatte er Winterquartiere in der Altmark beziehen lassen; dort aber blieben sie auch noch im folgenden und sogar im nächstfolgenden Sommer (1628, 29) liegen. Wohl entsprach seinem unermüdlichen Thatendrang diese Inactivität am wenigsten, ja mit großem Verdruß empfand er ihre lähmende Wirkung. Der Dänenkönig hielt die Waffen aufrecht, aber die Verhältnisse brachten es mit sich, daß zunächst nur gleichsam ein halber Krieg, ein schleppend[illegible]ungskrieg geführt wurde, der die katholischen Streitkräfte zu zersplittern [illegible]rmüden drohte. [illegible]

rd auch für diesen Krieg Pappenheim's Erfahrung und Thatkraft in Anspruch
nommen. Wallenstein selber bat ihn von Tilly sich aus, um die holsteinischen
ätze Glückstadt und Krempe zu recognosciren und sein Gutachten betreffs ihrer
stigkeit sowie der Aussichten auf ihre Einnahme abzugeben. P. that dies im
eptember 1628 und bewirkte damit nicht zum Wenigsten den zwei Monate
äter erfolgenden Fall von Krempe. Bei alle dem, und obwohl auch Tilly ihn
iederholt die untere Elbe und die Häfen an der Nord- und Ostsee recognosciren
eß, befand sich P. doch nicht in voller freudiger Wirksamkeit. Es war, als
enn die Aufgaben ihm nicht mehr genügten, und jedenfalls meinte er nun Muße
enug übrig zu haben, um sein juristisch-politisches Intriguenspiel gegen den un-
lücklichen Herzog von Braunschweig in Prag und in Wien persönlich weiter zu
erfolgen. Einen Urlaub, den er sich von Tilly angeblich zu einer neuen Reise
ach Italien erbeten, benutzte er im Frühjahr 1629, ohne sich über Wien hinaus
u begeben, hauptsächlich zu dem oben erwähnten Zweck. Seine und in diesem
Punkt zugleich Wallenstein's Erwartung wurde nichtsdestoweniger getäuscht. P.
rang mit der Anklage gegen Friedrich Ulrich nicht soweit durch, daß dessen
Absetzung ausgesprochen wurde. Weder der Reichshofrath noch der Kaiser selbst
wollten ihm Ansprüche zugestehen, wie sie nur der fast allmächtige Wallenstein
ür seine Person allein erheben durfte. Tilly war aber überhaupt zu ehrlich und
u uneigennützig, als daß er den gewaltthätigen Sturz eines Reichsfürsten als
Staffel zu eigener Erhebung gebraucht haben würde. Ja, kaum erkannte er die
wahre Absicht von Pappenheim's Aufenthalt in Wien, als er durch ein warnendes
Schreiben an den Kurfürsten von Baiern die Intrigue vollends zerstörte. Maxi-
milian ehrte P. außerordentlich; schon im September des vergangenen Jahres
hatte er den noch jugendlichen Mann zum ligistischen Generalfeldzeugmeister er-
nannt; aber niemals würde sein Hoheitsgefühl und seine reichsfürstliche Collegialität
das, was hier im Werke war, geduldet haben. „In dem Tone eines erzürnten
Souverains" verwies er P. (April 1629) sein eigenmächtiges Inquisitions-
verfahren — und das Spiel war aus. Wie sehr den ehrbegierigen Streber das
Mißlingen nach soviel Mühe und Arbeit verdroß, läßt sich wohl auch daraus
ersehen, daß er sofort wieder daran dachte, die bairisch-ligistischen Dienste mit
den spanischen zu vertauschen. Seine Unterhandlungen mit dem königlichen Ge-
sandten in Wien führten indeß zu keinem Ziele. Genöthigt, auf seinen Posten,
nach seinem Hauptquartier Gardelegen zurückzukehren, näherte er sich dagegen in
der Folge um so mehr seinem großen Gönner Wallenstein, dessen Glanz an und
für sich den bescheideneren Tilly, wie insgemein, so zumal in Pappenheim's
Augen verdunkeln mochte.

Wider sein Vermuthen machte der nunmehr mit Dänemark geschlossene
Friede dem deutschen Krieg noch immer kein Ende. Das gleichzeitig vom Kaiser
erlassene Restitutionsedict war nur zu geeignet, die Flammen, auch wo sie schon
im Erlöschen begriffen, auf's Neue anzufachen, während Wallenstein auf eigene
Faust, durch die in schroffer Form gestellte Forderung einer starken Einquartirung
die auf ihre Freiheiten trotzige Stadt Magdeburg in einer Weise provocirte,
welche dort an der Elbe einen überaus erbitterten Blokadekrieg zur Folge hatte.
Und wieder gab dieser Krieg die Gelegenheit, die Intervention Pappenheim's
herbeizuführen. Wallenstein bat ihn, mit einem Theil seiner Truppen, sich noch
einmal von Tilly aus, um Magdeburg zur Nachgiebigkeit zu bringen. Sehr
wahrscheinlich, daß P., auf seine fortificatorischen Kenntnisse und mehr noch auf
den Effect seiner erprobten Belagerungskunst bauend, die Blokirten durch Ab-
graben des Elbstromes ebenso zu bezwingen hoffte, wie er die in Wolfenbüttel
Belagerten durch Abdämmung der Ocker bezwungen hatte. Als aber kriegerische
Verwicklungen rings um die Grenzen des deutschen Reichs, besonders der in

Italien wieder ausgebrochene und den Kaiser jetzt in unmittelbare Mitleidenschaft ziehende Krieg dem Generalissimus dringend rathsam erscheinen ließen, den Streit mit Magdeburg durch gütliche Verhandlungen, wenn auch vorläufig noch unter Aufrechterhaltung seiner Forderung beizulegen, da bestimmte er P. sogar zum diplomatischen Friedensvermittler. Dieser jedoch meinte wohl, als er im September zu Klein-Ottersleben mit den städtischen Gesandten zusammenkam, auch schon durch bezügliche Drohungen mit Worten und Demonstrationen das gewünschte Ziel erreichen zu können. Er wollte, versicherte er ihnen, sich den Kopf zwischen die Füße legen lassen, wenn er nicht binnen vierzehn Tagen durch Abstechung des Wassers u. s. w. die Stadt erobert haben werde. Allein er täuschte sich über die Widerstandsfähigkeit der Bürger, welche, selbst nicht zur Leistung einer größeren Abfindungssumme geneigt, mit täglich wachsender Erbitterung durch kühne verzweifelte Ausfälle denen von Wolfenbüttel es nachzuthun bestrebt waren. Da ließ Wallenstein, bei Weitem weniger optimistisch als P., seine Ansprüche fallen, und unter Bedingungen, die Niemand schmerzlicher als dieser wie eine Niederlage empfinden mußte, erfolgte zu Anfang October die Aufhebung der Blokade. Kein Zweifel, daß P. seitdem einen unversöhnlichen Groll gegen das „hochmüthige" Magdeburg im Herzen trug. Indeß, die anderweitigen Verwicklungen und Wirren, derentwegen es einen so günstigen Frieden erhalten, berührten unabwendbar auch seine Seele immer stärker — neben den italienischen und mehr bereits als diese, die niederländischen. Von jeher hatte er die Holländer als die Rebellen des Königs von Spanien und als die Patrone aller deutschen Rebellen verabscheut, und jetzt mußte er sehen, wie dieselben durch ein paar glänzende Siege und Eroberungen, die sie damals über die Spanier davongetragen, eine Uebermacht und einen Uebermuth gewannen, bedrohlich nicht allein für Belgien, sondern für Rheinland-Westfalen, für ganz Nordwestdeutschland. Nachrichten über Nachrichten trafen in Bezug auf ihre Bewegungen und vermeintlichen Absichten gegen Ende des laufenden und im Frühjahr des nächsten Jahres (1630) ein, die, so übertrieben, ja so willkürlich sie auch waren, P. mit wachsender Besorgniß und verstärktem Ingrimm erfüllten. Da entwarf er, noch in seinem altmärkischen Hauptquartier Gardelegen, Pläne, die nach seiner Versicherung innerhalb eines Jahres zu völliger Unterdrückung jenes „aufwieglerischen" Volkes führen mußten und welche, dem König von Spanien übersandt, von Letzterem so ernst genommen wurden, daß er den ligistischen General um jeden Preis an sich zu fesseln wünschte. Wohl würde P. selbst nunmehr lieber denn je sich den Spaniern gewidmet und ihrer ermattenden Kriegsführung frische Impulse gegeben haben, wenn nicht in nächster Zeit schon neue außerordentliche Aufgaben auf deutschem Gebiet an ihn herangetreten wären. Zwar nur nebensächlich erscheint es, wenn der Kaiser durch eine Acte vom 20. März 1630 ihn nebst einigen anderen glaubenseifrigen Männern zum Executor des Restitutionsedicts in den Stiftern Magdeburg und Halberstadt mit der besonderen Tendenz, seinem Sohne, dem Erzherzog Leopold Wilhelm, die Huldigung als Erzbischof und Bischof dort zu erwirken, bestimmte. Ferdinand II. kannte und würdigte die mit der Hingebung an die katholische Kirche eng gepaarte Kaisertreue Pappenheim's; nicht weniger zum Dank für diese als zur Belohnung seiner militärischen Leistungen hatte er ihn, den bisherigen Freiherrn, bereits am 19. Mai 1628 in den Reichsgrafenstand erhoben, ihm außerdem auch eine reiche Dotation an Geld und Gut zugewiesen. Ohne ihn der Liga entziehen zu wollen, war er überzeugt, auf P. stets vornehmlich rechnen zu dürfen. Daß er in dem hier vorliegenden Fall sich täuschte, war gleichwohl nur seine, des Kaisers eigene Schuld. Im Princip stand P. mit ihm durchaus auf dem Boden jenes ominösen Edicts; das Recht und die Pflicht, die geistlichen Güter von den Ketzern zurückzufordern, war auch für

P. über jeden Zweifel erhaben. Man müsse, sagte er im Hinblick darauf, den Baum mit der Wurzel ausgraben. Aber so einsichtig zeigte er sich doch, daß er gerade deshalb die Nothwendigkeit betonte, günstigere Zeiten abzuwarten und, anstatt immer neuer Verwicklungen, erst ein großartiges allgebietendes Uebergewicht der katholischen Waffen in Deutschland zu schaffen, wie es, trotz der vorausgegangenen Siege, Angesichts der von außen drohenden Gefahren keineswegs vorhanden war. Während er (Mai 1630) sich nur vorübergehend an der „Apprehension“ des Stiftes Halberstadt im Namen des Kaisers und des Erzherzogs betheiligte, enthielt er, noch durch die Holländer nach Westdeutschland abgezogen, sich gänzlich der ihm für das Erz- und Primatstift Magdeburg angetragenen Commission, so daß ein anderer höherer Officier hiermit betraut werden mußte. Bald jedoch nahm die folgenschwere, von ihm längst geahnte Invasion Gustav Adolf's seine Aufmerksamkeit, nahmen die kriegerischen Erhebungen, die sie in Norddeutschland hervorrief, seine Kräfte völlig in Anspruch. Sowie überhaupt nun die holländische Gefahr von der schwedischen überflügelt wurde, trat naturgemäß für P. das Gebot, sich eben dieser entgegenzustellen, ganz und gar in den Vordergrund.

Der Plan des Schwedenkönigs, den strategisch und politisch überaus wichtigen Elbstrom zu gewinnen, ihn soweit als möglich dem Kaiser und der Liga zu verschließen, während er selbst sich in den Ostseeküstenländern Schritt für Schritt erobernd festsetzte, fand die eifrigste Unterstützung von Seiten des Herzogs Franz Karl von Lauenburg und des ehemaligen Administrators Christian Wilhelm von Magdeburg. Ersterer bemächtigte sich, nachdem er einige tausend Mann zusammengebracht, im September der Städte Boitzenburg, Lauenburg und Neuhaus an der unteren Elbe. Letzterer hatte sich schon im Voraus insgeheim in Magdeburg eingeschlichen, diese noch unter dem herben Eindruck der Wallenstein'schen Blokade stehende, dazu in Folge des Restitutionsedicts tief erregte Stadt mit Hilfe kühner Demagogen seinem Willen im Namen des Königs unterworfen, darauf unverweilt die Fahne des Aufstands erhoben und in übereilten Ausfällen ebenso leichte wie vergängliche Eroberungen ringsumher im Erzstift gemacht. Während die Kaiserlichen, immer stärker herbeiziehend, einen Platz nach dem anderen ihm wieder abnahmen und die lärmende Hauptstadt schon mit einer neuen Blokade bedrohten, erbat sich P. von Tilly die Erlaubniß, mit wuchtigen Schlägen über den Herzog Franz Karl herzufallen und seiner Unternehmung ein schleuniges Ende zu bereiten. So zwang er ihn denn (October), die bezeichneten Plätze zu verlassen und auf Ratzeburg zu retiriren; dort nahm er ihn, als er zu Schiffe von dannen flüchten wollte, noch rechtzeitig gefangen. Mit seiner erfolgreichen Festsetzung im Lauenburgischen gewann er aber selbst nun einen Posten an der Elbe, durch welchen er dem König den Paß nach Magdeburg hinreichend verlegte und den Aufstand des Administrators isolirte. Doch blieb er auf halbem Wege um so weniger stehen, als Gustav Adolf inzwischen einen seiner ersten Officiere, seinen Hofmarschall Falkenberg nach Magdeburg gesandt hatte, um mit Umsicht und Energie die Leitung dieses Aufstands zu übernehmen und das alte Bollwerk des Lutherthums recht zur Basis seiner eigenen Operationen zu machen. P. erkannte sofort, wieviel von Magdeburgs Besitz für den schwedisch-deutschen Krieg abhing. Das Fundament des ganzen Krieges nannte er es und er war überzeugt, daß mit dieser Feste der König stehen oder fallen würde. Strategische und politische, religiöse und persönliche Gründe ließen, in Eins gleichsam zusammenfließend, ihn mit Begier die Führung des Kampfes gegen Magdeburg erstreben. Erzketzer und Erzrebellen waren ihm die Bürger, die er überdies nach der vergeblichen und, wie er wußte, nur der auswärtigen allgemeinen Gefahren wegen aufgehobenen Blokade von 1629 jetzt nachträglich zu

demüthigen und ernstlich zu züchtigen gewillt war. Sehr begreiflich, wenn unter solchen Umständen Tilly dem eben damals (im Spätherbst 1630) zum ligistischen Feldmarschall ernannten P. das ersehnte Commando mit Vorliebe anvertraute. Allein, bei Weitem mühsamer, als er erwartet, fand Letzterer die Aufgabe, Magdeburg zu nehmen. Nach einem glücklichen Debut gegen das Städtchen Neuhaldensleben, das er den Aufständischen zu deren schwerem Schaden schnell entriß, schloß er mit Beginn des neuen Jahres (1631) die Metropole ein, so gut es ging, jedoch ohne Aussicht auf baldige Eroberung. Denn nicht bloß, daß Tilly, nach der Absetzung Wallenstein's jetzt der oberste Feldherr auch der Kaiserlichen, mit der großen Hauptmacht der combinirten Armeen gegen Gustav Adolf direct in's Feld rücken und daher P. vor Magdeburg mit nur mäßigen, gegenüber den weitläufigen Anlagen dieser Festung jedenfalls ungenügenden Kräften zurücklassen mußte. Auch der lange anhaltende Winterfrost erschwerte ungemein die nöthigen Schanzenarbeiten im Felde, die Vorbereitungen zur Belagerung. Der neue Feldmarschall, der zu dieser ohne Umstände überzugehen gewünscht hätte, sah sich denn in der That vorläufig und für unberechenbare Zeit auf eine nochmalige Blokade beschränkt. Die Eifersucht des kaiserlichen Statthalters im Erzstift, des Grafen Wolf von Mansfeld, trug nur noch mehr zur Hemmung seiner Bewegungen bei. Ja, Tilly ward, zum Nachtheil für das Vorhaben und entgegen seiner ursprünglichen Absicht, aus höheren politischen Rücksichten genöthigt, das Commando vor Magdeburg zwischen den beiden Ehrgeizigen zu theilen; er that es, indem er dem Einen das rechte, dem Andern das linke Elbufer zuwies. Der feindliche Gegensatz der beiden trotzigen Charaktere ließ aber wenig Gutes erwarten, wie denn von einem gemeinsamen Vorgehen kaum die Rede war. Während Mansfeld's langsame Bedächtigkeit P. zur Verzweiflung bringen konnte, dachte dieser feurige, übereifrige Krieger wiederholt wohl daran, den Sturm auf die Wälle und Mauern auch ohne die unentbehrlichsten Vorbereitungen und Sicherheitsmaßregeln, mit seiner unzureichenden Schaar zu wagen; nur Tilly's Verbote hielten ihn davon zurück. Vergeblich suchte der Ungeduldige dann wieder Falkenberg durch großartige Verheißungen und Bestechungen auf seine Seite zu ziehen; er mußte, von ihm abgewiesen, sich eine schnöde Antwort gefallen lassen. Im Uebrigen waren es ebenbürtige Gegner: Falkenberg in der Vertheidigung gleich unermüdlich und tüchtig, wie P. im Angriff, in der — wenn auch bloß partiellen — Umzingelung des von den Städtern besetzten Terrains; Fehler beging freilich dieser wie jener. Unter so bewandten Verhältnissen würde indeß die Blokade der reichlich mit Lebensmitteln versehenen Stadt sich vielleicht endlos hingezogen haben, wenn nicht Tilly, den P. schon zu Anfang März gegen dies „Centrum mali" herbeirief, sich einen Monat später mit der gesammten Heeresmacht dorthin gewandt hätte, nachdem er fruchtlos bemüht gewesen, den König zwischen Oder und Elbe zum Stehen wie zum Schlagen zu bringen. Und jetzt erst änderte sich die Situation; Dank dieser Uebermacht, die binnen Kurzem die Zahl von 30 000 Mann erreichte, konnte der Feldmarschall, der unter den Augen des Oberfeldherrn schnell die wichtigsten Außenwerke der Feinde erstürmte, in den ersten Tagen des Mai die förmliche Belagerung beginnen. Wohl schmerzten ihn die Verluste, die Gustav Adolf in der Zwischenzeit den Kaiserlichen an der Oder zufügte, und in gar trüber Stimmung beklagte er bitter die durch seine fürstlich-ligistischen Herren im ungeeignetsten Zeitpunkt bewirkte Entlassung Wallenstein's als des Einzigen, dessen zwingende Autorität das Unheil zu verhüten im Stande gewesen wäre. Aber die Besorgniß, daß der König mit erhöhtem Muthe zum Entsatz der Elbfeste herbeieilen werde, verdoppelte auch Pappenheim's großen Eifer. In Tilly's Heer bildete sein früheres Blokadecorps, das er in täglichen Exercitien zu einer Mustertruppe herangebildet, den eigentlichen Kern; und während

aufgräben anlegte, Batterien errichtete, unter unaufhörlichem Schießen
ie Festungswälle eingrub, bereitete er dasselbe stündlich auf die blutige
ung, auf den nahen Sturm vor. Tilly schwankte, ob er einen solchen,
Bresche gelegt, wagen oder ob er vor des Königs drohendem An-
ie Belagerung aufheben sollte. P. war es, der dies verhinderte. Große
e auf seiner, der Neustädter Seite ließen ihn allerdings die anderweitigen
gkeiten, zumal die auf der Sudenburger, wo sein Antipode Mansfeld
e, mit gewohnter Rücksichtslosigkeit übersehen. Immer beibt die Er-
g Magdeburgs am Morgen des 10./20. Mai recht eigentlich Pappen-
Werk und, vom Standpunkte seiner Partei aus, sein Verdienst. Ungerecht
ist es, wie noch heute so häufig geschieht, den Eroberer als den Zerstörer
tadt zu brandmarken. Da nach der Ersteigung des Walles, die in Wirk-
eine Ueberrumplung war, ein erbitterter Widerstand von Seiten Falken-
olgte und im nächsten Moment Alles auf dem Spiele stand, ließ P., um
erwirrung der Feinde diesen Widerstand zu brechen, ein paar Häuser am
bei der Hohen Pforte in Brand stecken. Niemals geleugnet und als
Maßregel weder unerlaubt noch an sich auffällig, hat diese Handlung
dem glühenden Haß der magdeburg-schwedischen Partei gegen ihren
sten Dränger offenbar den eigentlichen Vorwand zu der schweren Anklage
daß er auch die nachfolgende umfassende Brandstiftung, die totale Zer-
der Stadt planmäßig anbefohlen habe. Wie sich für letztere aber eine
Urheberschaft nachweisen läßt, so läßt sich auch behaupten, daß P. mit
ategische und außerdem noch starke persönliche Gründe hatte, das besiegte
urg als Stadt und Festung zu erhalten. Wohl hatte er, wie gesagt, es
wollen, um die Bürgerschaft zu züchtigen, jedoch nicht weniger auch, um
besitzen und seinen Besitz eben der großen Partei, für die er kämpfte,
h selber dauernd nutzbar zu machen. Ja, je näher er während der müh-
Belagerung seinem Ziele kam, um so entschiedener war, da er nach seinen
Worten in seinem Interesse durchaus nicht blind sein wollte, sein Wunsch,
Kaiser Hab' und Gut der Rädelsführer zur Belohnung schenken zu
Auf einer schwarzen Liste hatte er Taxwerth und Einnahmen von bürger-
ütern, auf einer andern die „zu confiscirenden Herrlichkeiten der Stadt“,
alien und Steuern, so das „Ziseamt“, das jährlich 30—50 000 Thaler
en müßte, den Brückenzoll mit 4000, das Fähramt und Ziegelamt mit
20 000 Thalern, in Summa Objecte, die „wohl auf eine Million Goldes-
verzeichnet. Ueber Alles dies hoffte P., der auch Burggraf von Magdeburg
wollte, in Zukunft theils für sich, theils für das gemeine Wesen disponiren
en. Und so erklärt es sich denn auch, wenn er in seinen Berichten, den
der Magdeburg mit lebhaftem Frohlocken schildernd, im Tone des Be-
fortfuhr, daß die vielen — wie er überzeugt war, von den Bürgern
rten — Feuer „in wenigen Stunden diese schöne Stadt mit all ihrem
Reichthum in die Asche gelegt“. Er empfand das mit Tilly als einen
litia“ geführten Schlag, ohne im ersten Moment, neben den materiellen
n, die seiner Partei in strategischer Hinsicht so überaus schädlichen Wir-
der Zerstörung schon ganz zu übersehen. Tilly's scharfer strategischer
ttete die mit ihrem Sieg in arge Verlegenheiten gerathene Armee vor
rderben, in welche Pappenheim's Befangenheit und gleichzeitig seine Toll-
sie gestürzt haben würde. Denn nicht, wie dieser wollte, fiel jener mit
er Ausbeutung des Schreckens der Eroberung und ohne Rücksicht auf den
enkönig alsbald über die Leipziger Schlußverwandten, die stark rüstenden
ntischen Stände in Mitteldeutschland her. Tilly's Aufmerksamkeit blieb,
d er sich allerdings in dem verwüsteten und sämmtlicher Vorräthe dadurch

beraubten Magdeburg mit seiner Hauptarmee nicht halten konnte; zwischen den Ständen und dem König mit zwingender Nothwendigkeit getheilt. Und P. selbst gab ihm nachher Recht, als er, auf halbem Wege, aus Thüringen nach der Elbe mit etwa 7000 Mann zurückgeschickt, in den ersten Tagen des Juli gerade noch zur Zeit im Magdeburgischen wieder ankam, um den im Vordringen begriffenen Schweden Halt zu gebieten und mit dem Erzstift zugleich die auch nach der Zerstörung als Elbpaß höchst bedeutsam erscheinende Hauptstadt zu decken. Gustav Adolf würde, wenn Tilly sich voreilig mit den unbotmäßigen Ständen in Thüringen und Hessen, dem ursprünglichen Wunsche Pappenheim's entsprechend, gemessen und in Krieg verwickelt hätte, Raum und Zeit zu der wichtigsten, durch die Zerstörung ungemein erleichterten Eroberung und Festsetzung am Elbstrom gewonnen haben und der kaiserlich-ligistischen Streitmacht darauf unschwer in den Rücken gefallen sein. Schnell bekehrte sich der Feldmarschall zu der bessern Einsicht des Höchstcommandirenden. Aber freilich, im ferneren Verlauf der Dinge konnte der Eine so wenig wie der Andere dem genialen königlichen Feldherrn in seiner festen Stellung zu Werben beikommen, konnte Keiner verhindern, daß derselbe über ihre Häupter hinweg mit Bernhard von Weimar, mit Wilhelm von Hessen und vor Allem dann mit dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen die folgenreichsten Beziehungen knüpfte. Der Einfall der beiden katholischen Generale in das Kurfürstenthum, die Einnahme von Merseburg und Leipzig (Anfang und Mitte September) fand statt, als das schwedisch-sächsische Bündniß bereits beschlossen und unabänderlich war. P. nannte nun zwar den Kurfürsten verblendet, bedauerte ihn scheinbar, daß er seines Landes Unglück und Ruin nicht sähe, und war in Wirklichkeit über diese Wendung hoch erfreut, da hiermit das gute Recht zum Angriff auf Sachsen gewonnen war. Selbst aber ein Verblendeter, zweifelte er keinen Augenblick, in der bevorstehenden Feldschlacht den Sieg davonzutragen. Ja, mit verwegenem Ungestüm, durch eine verfrühte und sehr bedenkliche Cavallerieattaque beschleunigte er am 7./17. September in der Ebene von Leipzig eigenmächtig die Schlacht, die, wenngleich unvermeidlich, von Tilly dennoch bis zum Eintreffen der erwarteten Verstärkungen verschoben worden wäre. Und mehr noch, er zwang dadurch den Oberfeldherrn, eine trefflich gewählte, vortheilhafte Position zu verlassen. Wenn man P. darum auch noch nicht die Hauptschuld an dem Verluste dieser Hauptschlacht zuschreiben darf, so ist sein Verfahren vom militärischen Standpunkt aus doch überaus tadelnswerth gewesen. Einigermaßen sühnte er seine Schuld, indem er, Wunder der Tapferkeit verrichtend und der Letzte auf dem Schlachtfeld, die Reste der Geschlagenen sammelte und rettete. Sein Rückzug nach Halberstadt verdient so hinwieder das größte Lob. Und einen neuen Ruhmeskranz flocht er sich, als es in der nun folgenden Epoche, während Gustav Adolf's unaufhaltbarem Siegeszug nach dem Rhein und nach Oberdeutschland darauf ankam, in Niedersachsen und Westfalen im Rücken des Siegers zu agiren, daselbst ein neues Corps zu bilden und die Nebenheere des Königs sowie seiner sich aller Orten erhebenden norddeutschen Verbündeten mindestens dergestalt zu beschäftigen, daß sie unfähig blieben, die im Süden sich ausbreitenden Schweden durch Zuzüge zu verstärken. P. war eine derartige Aufgabe um so erwünschter, als sie ihm Gelegenheit gab, endlich einmal wieder selbständig und ohne das stete Einreden Tilly's, dessen Umsicht und Einsicht er rühmend anerkannte, dessen Bedächtigkeit er aber Unentschlossenheit schalt, auf großem Felde zu operiren.

Bezeichnend ist es, daß seine erste bemerkenswerthe That in diesem neuen Abschnitt der Befreiung Magdeburg's galt, welches nach der Lage seiner traurigen localen Verhältnisse von Mansfeld blos mit einer schwachen Garnison besetzt, in seiner Verwüstung nicht mehr im Stande erschien, sich nur auf kurze

gegen ein 8—10,000 Mann starkes Corps des schwedischen General Banér
halten. P., nachdem er in der Eile aus den westfälisch-niedersächsischen Be-
ungen der Liga die entbehrlichsten Truppen herausgezogen, rückte, um die von
nsfeld schon eingeleitete Capitulation zu vereiteln, gegen Neujahr 1632 mit
m 5000 Mann herbei. Indem er aber vor sich her verbreiten ließ, daß er
20,000 Mann zum Entsatz komme, nöthigte er durch dieses „Strategema"
besorgten Banér zur Aufhebung der Belagerung noch vor seiner Ankunft.
ne Absicht war allerdings nun, nicht sowohl die unhaltbar gewordene Stadt
die Besatzung zu retten. Mit schwerem Herzen hatten sich inzwischen die
holischen Mächte, Kaiser und Liga, hatte auch Tilly sich gestanden, daß alle
Magdeburg verwandte Mühe nach der Zerstörung nur vergeblich und es
er das Beste sei, die Festungswerke vollends zu schleifen. Eben das führte
alsbald in so radicaler Weise aus, daß auch hier aus einer militärisch ge-
enen Handlung auf seine angebliche Zerstörungswuth geschlossen worden ist.
that mit bestem Gewissen nur das Unvermeidliche: Magdeburg wurde auf-
eben und verlassen und sollte, nach gleichzeitiger Demolirung der Elbbrücke,
h den Feinden so viel als möglich nutzlos gemacht werden. Nicht lohnt es sich, die
enden Unternehmungen des Feldmarschalls ausführlich aufzuzählen. Genug,
hielt die Ehre der katholischen Waffen aufrecht, bot mit beschränkten Kräften den
neralen Tott und Baudissin, den Fürsten Wilhelm von Hessen und Georg
n Lüneburg, so gut es ging, Trotz, behauptete insbesondere siegreich die
ellung an der Weser und stärkte sich allmählich durch neue Werbungen, indem
freilich kaum erschwingliche Contributionen in den längst ausgesogenen Län-
n, namentlich von den Städten erhob. Seine Absicht, den Zuzug zu Gustav
olf zu verhindern, erreichte er indeß nur unvollkommen, wohingegen der Ab-
rsch so bewährter Führer wie Banér's und Wilhelm's von Hessen ihm größere
eiheit, ihm die Fähigkeit gab, zum Ersatz für verlorenes Terrain wieder an-
res zu erobern. Von Stade bis nahe an Kassel, von Hildesheim bis nach
astricht gingen, um nur Einzelnes hervorzuheben, seine ruhelosen Streifzüge.
i der Solidarität der Interessen, dem inneren Zusammenhang der schwedischen
d der holländischen Operationen wurde in diesem nie ermüdenden Geiste noch-
ls, und mächtiger als vordem, der Wunsch rege, sein eigenes Operationsgebiet
in die Niederlande hinein auszudehnen. Noch gegen Ende des Jahres 1631
tte er der spanischen Infantin in Brüssel seine Dienste angeboten und sie
hm dieselben mit Eifer an, als die Holländer unter dem Prinzen Friedrich
inrich von Oranien im darauf folgenden Sommer Mastricht, diese Festung
ten Ranges, von deren Erhaltung die Rettung Belgiens abzuhängen schien,
lagerten. Sie ließ P., um seinen Anmarsch zu beschleunigen, zur Befriedigung
ner über Soldrückstände murrenden Truppen 500,000 Reichsthaler anbieten;
ch sollten zu besonderem Reiz für seine Ehrsucht ihm alle Plätze in der Pfalz
erlassen werden, die, vormals in des Königs von Spanien Gewalt, von ihm
Zukunft zurückerobert werden würden. Im August 1632 erschien P. mit
,000 Mann an der Maas im Angesicht des staatischen Heeres. Schnell warf
die Maske der zum Schein beobachteten Neutralität ab und brach diese
f eigene Faust, indem er, seine Ehre für die Befreiung Mastrichts verpfändend,
m Zeichen der erklärten Feindschaft seine Geschütze gegen das verschanzte Lager
s Oraniers richtete. Am 17. unternahm er den berühmten Sturm auf das
tere, mit unvergleichlichem Heldenmuth und dennoch vergeblich — die spa-
ische Heerführung ließ den deutschen Feldherrn, der hier 1500 Mann opferte,
ider Pflicht und Versprechen, ja mit förmlichem Hohn im Stich. Somit un-
rmögend, sein Wort einzulösen, den unabwendbaren Verlust von Mastricht vor
ugen, trat er, voller Ingrimm und mit äußerster Geringschätzung über jene

Heerführung sprechend, alsbald seinen Rückzug nach Deutschland an. Wohl wünschte die Infantin und König Philipp selbst ihn zu halten und zu verstärken. Er aber mochte nach den letzten Erfahrungen von seiner Sympathie für die Spanier nun doch einigermaßen geheilt sein. Und ihres Undanks nicht genug: sein eigenmächtiger Zug gegen die Holländer, durch den er Westfalen und Niedersachsen in gefahrvoller Weise entblößt, neben anderem Ungemach seine Festung Wolfenbüttel einer Belagerung durch Herzog Georg von Lüneburg ausgesetzt hatte, wurde von Seiten des Kaisers wie der ligistischen Fürsten höchst ungnädig aufgenommen. Hieß es doch, daß Wallenstein, der, längst mit außerordentlichen Vollmachten als kaiserlicher Generalfeldhauptmann restituirt, nach Tilly's tödtlichem Abgang nun auch Pappenheim's nächster Vorgesetzter war, ihn vor ein Kriegsgericht stellen wollte. Aus dem Lager vor Nürnberg, von Gustav Adolf festgehalten, hatte er wie der Kurfürst von Baiern an P. geschrieben, gerade als dieser nicht blos ligistische, sondern — durch eine auf Wallenstein's persönliche Empfehlung noch während der Belagerung Magdeburgs erfolgte Ernennung — auch kaiserliche Feldmarschall im Anzug auf Mastricht begriffen war. Beide hatten ihn aufgefordert, sich nach völliger Sicherstellung Wolfenbüttels mit seiner Armee zum Anmarsch auf Nürnberg, zu ihrer unmittelbaren Unterstützung gefaßt zu halten. Ihre Aufforderungen waren umsonst gewesen — und was stand jetzt nicht außer Wolfenbüttel Alles auf dem Spiele! P., klagte der Kurfürst von Köln, habe durch seinen Eigensinn die westfälischen Stifter und Länder in die äußerste Gefahr gestürzt, sein eigenes Erzstift und das ganze Reich „in neue Commotion" gebracht. Was er verschuldet und versäumt, das wollte P. freilich dann mit ehrlichem Bestreben, mit seiner ganzen Energie wieder gut machen. Und die Fehler seiner Gegner, die sehr zur Unzeit sich getheilt hatten, kamen ihm dabei über Erwarten zu statten, so daß er in kurzer Frist (bis Anfang October) nicht allein die an der Weser und in Westfalen bedrohten Plätze rettete, Baudissin zu einem fluchtartigen Rückzug nach Hessen zwang, Wolfenbüttel durch einen nächtlichen Ueberfall des Belagerungsheeres entsetzen ließ, sondern auch noch als positiven Gewinn die Einnahme der längst von ihm begehrten, „mächtigen und reichen" Stadt Hildesheim erzwang. Allein, während er Erfolg auf Erfolg davontrug, brachte sein eigenwilliger Charakter ihn schon auf's Neue in Gefahr, eine schlimme Insubordination zu begehen. Von Maximilian dringend zur Rettung Baierns vor Gustav Adolf's Invasion herbeigerufen, vom Kaiser zur Vereinigung mit Wallenstein, von diesem selbst zu gleichem Zweck noch einmal citirt, war er fortan unwiderruflich dazu ausersehen, wider die schwedische Hauptarmee, wohin sie sich auch wenden würde, eine entscheidende Verstärkung in's Feld zu führen; denn alle irgend sonst entbehrlichen Kräfte galt es gegen den gewaltigen Feind mit Hintansetzung jedes Nebenplans zu concentriren. P. aber, zu lange an ein selbständiges Auftreten gewöhnt, wünschte gar sehr, sein eigener Chef zu bleiben und schrieb aus Hildesheim (11. u. 16. October) an den Baiernfürsten wie den Kaiser, daß, wenn nur ihm 6500 Mann Verstärkung zugeschickt würden, er sich getraute, den König nach Niedersachsen an sich zu ziehen. Die Wahrheit ist, daß Gustav Adolf, voll Hochachtung vor Pappenheim's Talenten, mit Besorgniß auf seine Operationen blickte; wie aber hätte er darum den kaiserlichen Generalissimus auch nur einen Moment außer Acht lassen dürfen! Wallenstein war es, der den König nach sich zog, um auf kursächsischem Boden sich in blutiger Feldschlacht mit ihm zu messen; und hierauf sich vorbereitend, sandte er, während er marschirte, wiederholt ernstliche Befehle an den Feldmarschall, unverzüglich aufzubrechen und ihm über Thüringen nach Leipzig und Merseburg entgegenzueilen. Mißtrauisch und ungeduldig wegen seines Zögerns, erklärte der gestrenge Friedländer, wenn auch sonst ihm persönlich zugethan,

ine gefahrvollen „Indecencen", seine Eigenmächtigkeit nicht leiden zu wollen. . kam nun allerdings und vereinigte sich mit Wallenstein am 4. November in er Ebene zwischen den beiden genannten Orten; allein in einem allgemeinen kriegsrath zu Weißenfels wußte er dann trotzdem mit seiner Ansicht durchzu- ringen, daß dem mittlerweile schon bis Naumburg avancirten und dort ver- chanzten König in so vortheilhafter Stellung, bei der vorgerückten Jahreszeit icht wohl beizukommen, dagegen der von holländischer Seite in große Gefahr ebrachten Stadt Köln auf's schleunigste beizuspringen sei. So setzte er es in er That noch einmal durch, daß er — und diesmal von Wallenstein selber, er nun auch die Schlacht nicht für so nahe bevorstehend hielt — Ordre zum Aufbruch nach der Weser und weiter zum Succurs für Köln empfing. Immer- hin, um ihn nicht zu bald aus der Nähe zu verlieren, gab Jener ihm gleichzeitig en Auftrag, unter Beihilfe etlicher auserlesener Regimenter zunächst das von den Schweden besetzte Halle nebst der Moritzburg einzunehmen. Indeß gerade die Absendung Pappenheim's hatte jetzt eine für seinen eigenen Plan vernichtende Wirkung; gerade durch sie wurde, wie nicht zu bezweifeln, Gustav Adolf erst recht bestimmt, unverweilt zum Angriff überzugehen; Pappenheim's Abwesenheit ließ ihn den Sieg hoffen. Der umsichtige kaiserliche Generalissimus erkannte, als beide Theile bei Lützen sich entgegengerückt waren, noch bei Zeiten das Vor- haben seines königlichen Feindes und schickte durch Eilboten den dringlichsten Befehl an P., Alles stehen und liegen zu lassen und mit gesammter Truppen- zahl umzukehren. Welchen Verlauf aber würde die Schlacht des nächsten Tages — 6./16. November — genommen haben, wenn nicht wider des Königs Verhoffen starke Herbstnebel seinen Angriff um mehrere Stunden verzögert hätten! P., der sich der Stadt Halle bereits bemächtigt, folgte dem letzten Be- fehl, es ist wahr, ohne Zaudern; denn in diesem großen Moment kam auch für ihn jedes andere Interesse zum Schweigen. Die Gefahr reizte ihn, und erfüllt von längst genährter Begier, auf den König zu stoßen, eilte er mit seinen acht Reiter- regimentern in vollem Galopp, das nachrückende Fußvolk weit hinter sich lassend, dem Schlachtfeld entgegen. Und so konnte er, wenn auch der Kampf inzwischen begonnen, in denselben noch rechtzeitig und auf's Wirksamste, eben auf der Seite, wo der König kämpfte, eingreifen. Ein persönliches Rencontre fand dennoch nicht statt; in geringer Entfernung von einander wurden beide wohl zur nämlichen Stunde — gegen 2 Uhr Nachmittags — in ritterlichem Streit auf den Tod getroffen. Der Kampf tobte weiter, während Gustav Adolf auf dem Felde sein Leben aushauchte und P. hinweggebracht werden mußte. Früh am nächsten Morgen ist auch er seinen Wunden auf der Pleißenburg zu Leipzig erlegen. Wallenstein hat ihn nachher im Kloster Strahow zu Prag mit gebührenden Ehren begraben lassen. Eine Wittwe, seine zweite Gemahlin, aus dem gräflich Oettingischen Geschlecht, und ein vierzehnjähriger Sohn aus erster Ehe, für wel- che Wallenstein als Testamentsvollstrecker und Curator dann auch zu sorgen hatte, weinten um den — nur 38 Jahre alt gewordenen — Helden, zugleich mit zahllosen Parteigenossen, die ihn bewundernd verehrt und aus deren Seele der Praemonstratenser Bandhauer geraume Zeit später das treffende Wort ge- sprochen: „Ihrer Römisch Kaiserlichen Majestät und der katholischen Kirche Feinde hat er verfolget, wo er gekonnt; aber seit der Zeit, daß er bei Lützen in der Schlacht geblieben, ist ihm noch Keiner also nachgefolget."

Diesem Ruhm entsprach nur zu sehr ein von Seiten der Gegenpartei in Deutschland und im ganzen evangelischen Europa gehegter Abscheu. Charakte- ristisch für letzteren ist des holländischen Dichters Vondel „Grafschrift voor den Graaf van Pappenheim", welche, zum Schein aus Magdeburg datirt, ihn als Erzfeind, als Pest und Fluch des menschlichen Geschlechts bezeichnete. Unaus-

löschlich haftete P. doch einmal in den Augen der protestantischen Welt der Makel des Zerstörers und des Mörders jener einst weltberühmten Commune an. Und ob ihm gleich darin Unrecht geschehen — das Odium des Glaubensverfolgers, des erklärten Vorkämpfers papistischer Geisteskuechtschaft, des Anhängers und Kampfgenossen der spanischen Tyrannen fiel mit niederdrückender Wucht auf sein Andenken, es blieb und bleibt auf demselben lasten. Bei all seiner, bis zu den Tagen von Mastricht bewiesenen Vorliebe für die Spanier möge ihm aber dennoch das Lob gegönnt werden, ein deutscher Patriot, wenn auch in seiner Art, gewesen zu sein. Wohl allen Ernstes gedachte er die Majestät des alten Kaiserreichs wiederherstellen zu helfen. Kaiser und Reich waren ihm, neben der römisch-katholischen Kirche, die heiligsten Begriffe; und wie er, monarchischen Geistes, die Stärkung der kaiserlichen Macht trotz jenes undeutsch gewordenen Ferdinand II. für identisch mit der Stärkung des Reiches hielt, so erschien ihm auch die Erhöhung und Ausbreitung seiner Kirche, deren Vogt nach mittelalterlichen Begriffen der Kaiser war, zugleich als religiöse und patriotische Pflicht. Dahingestellt muß bleiben, wie weit dabei der moderne Jesuitismus, dem Tilly und dem Ferdinand selber huldigte, P. beherrscht habe. Bigot im Grunde seines Herzens und jeden Augenblick sich der Mission bewußt, mit seinem Schwert in den „bisher irrigen" deutschen Landen den Boden für die „Süßigkeit" der alleinseligmachenden Kirche vorzubereiten, unterschied er immer doch sehr wohl zwischen dieser und den einzelnen Geistlichen. Er verlangte des großen Zwecks halber gerade auch von den letzteren außerordentliche Opfer an Geld und Gut, schalt die seufzend Widerstrebenden geizige Pfaffen und warf ihnen die Beschuldigung in's Gesicht, daß „das teuflische Sonderinteresse dem Dienste Gottes vorgezogen werde". Stets rigoroser, nachdem in den früheren Jahren seine voreilige Hoffnung auf den deutschen Frieden wiederholt getäuscht worden war, erwartete er weder noch wünschte er Friedenstractate und Vergleiche; denn dadurch würde die Wurzel des Uebels nicht ausgerottet. Jedem Compromiß auf's Entschiedenste abhold, sah er die einzige Möglichkeit, um den Krieg zu beendigen, in einem absoluten, die Unterliegenden zu Boden werfenden Siege, die Bedingungen dieses Sieges aber, neben der göttlichen Gnade, die er für sich ohne Weiteres in Anspruch nahm, in den ungeheuersten Rüstungen, im Uebersetzen des Feindes, wie er es nannte, in einer schon durch ihre Waffen vernichtenden Ueberzahl. Wallenstein's System zu dem seinigen machend, wollte er so einen Kriegszustand ohne Schonung; allein er ging über Wallenstein weit hinaus, indem er darauf verzichtete, „dieser Leute Gemüther mit Gutem oder Böse mit Liebe oder Zwang zu gewinnen"; der Ueberwinder habe die Gesetze nach seinem Gutdünken zu dictiren. In Wirklichkeit scheute er somit nicht davor zurück, daß Deutschlands protestantische Hälfte in eine Einöde verwandelt werde. — Von dem dunklen Hintergrunde dieses grauenhaft fanatischen Princips hebt sich nichtsdestoweniger seine ritterliche Persönlichkeit glänzend ab. Hart bis zur Grausamkeit, wenn er zu züchtigen beschloß, und oft vor unpolitischer Barmherzigkeit gegen die „Feinde der Kirche" warnend, ist P. dennoch kein Alba gewesen. Wäre es gleich so, wie die Chronik erzählt, daß seit dem Tage seiner Geburt Niemand ihn mehr habe weinen sehen: die Stimme des Mitleids, ein menschlich Rühren, mindestens Wehrlosen und bis zur Unschädlichkeit Geschlagenen gegenüber, ein gewisser Edelmuth hat auch in Pappenheim's Brust sich geregt. Und auch andererseits ehrt es ihn nur, wenn er der Tapferkeit der Gegner, die er zu zerschmettern wünschte, in seinen Berichten volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, wenn er den Heldenmüthigen in Momenten der Waffenruhe seine Achtung unumwunden aussprach, ja mit ihnen dann wohl wie mit Freunden, jedenfalls wie mit Männern, die seiner würdig waren, ritterlich mit Rittern umging. Ihm selber ist von den Größten seiner Feinde nicht geringere Ehre widerfahren.

ustav Adolf — der bei allen inneren Gegensätzen ihm an jugendfrischer That-
aft so ähnlich, mit ihm auch völlig gleichaltrig gewesen — nannte diesen
apferſten der Tapferen vorzugsweise den Soldaten und pries ihn, wie es heißt,
n schwedischen Officieren als das Vorbild aller Krieger. Sprechende Zeugen
iner Bravour waren die Narben, die sein Antlitz bedeckten und ihm den Bei-
amen „Schrammhanß" verschafften; an seiner Leiche zählte man über hundert,
on Wunden, welche er im offenen Kampfe empfangen hatte. Sehr erklärlich,
enn eine so martialische Persönlichkeit, begeistert und begeisternd, der Abgott
er eigenen Soldateska war; freilich war er dies auch noch aus anderen Grün-
en, seiner umfassenden Fürsorge und seiner ungemessenen Freigebigkeit wegen,
uf sein Volk verwandte er Alles. Ein Irrthum indeß ist es, wenn man von
hm sagt, daß er für seine Person jeden Gewinn verachtet, kein Privatinteresse,
einen Eigennutz gekannt habe. Er straft die so Urtheilenden Lügen durch obiges
Selbstbekenntniß, daß er in seinem Interesse „nicht gerne blind" sei, durch seine
unaufhörlichen Gesuche bei Kaiser und Liga und wohl auch bei den Spaniern
um Güter und einträgliche Ehren zur Erkenntlichkeit für seine Dienste. Das
Fürstenthum Wolfenbüttel, die Burggrafschaft zu Magdeburg hatte er so wenig,
wie Wallenstein seine zahlreichen Herrschaften, bloß dem Titel nach besitzen, vor
Allem in Magdeburg hatte er reich werden wollen. Nachträglich noch klagend,
daß seine italienische Campagne, seine Eroberung Oberösterreichs ihm nichts ein-
gebracht, hatte er in einem Moment, wo er den nutzlosen Plan, König
Christian IV. auf seinen Inseln zu bekriegen, entwarf, sich der Vorsicht halber
gleich im Voraus das ansehnliche fruchtbare Fünen als Recompens ausgebeten.
Genöthigt, sich mit kleineren, immerhin recht stattlichen Schenkungen zu begnügen,
hinterließ er seiner Familie allerdings keine Schätze. Aber Habgier schließt Ver-
schwendung nicht aus — und offenbar achtete P. den Werth von Geld und
Gut um so geringer, als er ihm aus dem Raube des Krieges, aus Confiscationen
wie aus Contributionen, aus Brandschatzungen und Plünderungen massenhaft
zuströmte. Dabei ist es denn ganz wahrscheinlich, daß er das ihm zugeschriebene
Wort gebraucht habe, nicht in den Kisten beim Golde liege der Name: um Fürst
und Vaterland verdient! Seinen Ehrgeiz an sich hat Niemand bezweifelt; aber daß er
auch da mit dem idealen Ruhme sich keineswegs begnügte, daß er Rang und
Ansehen in immerwährender Steigerung suchte, beweist sein rast- und schranken-
loses Streben nach neuen Auszeichnungen. Nicht zufrieden mit dem schnellen
Avancement, das er, wenngleich in erster Linie seinen kriegerischen Leistungen, so
doch großentheils auch seiner Herkunft und seinen Protectionen verdankte, bewarb
er vom fernen Kriegsschauplatz sich brieflich bei Kaiser und Liga um höhere,
kaum noch vacant gewordene Aemter. Und welche Cumulation er ohne Scrupel
in's Auge faßte, zeigt, daß er einige Monate nach seiner Ernennung zum Feld-
marschall — seinem Wunsche nach hätte er selbst diese Würde um mehr als
Jahresfrist zuvor empfangen müssen — als der nominell damals älteste Reichs-
hofrath vom Erzstift Magdeburg aus die gerade erledigte Stelle des Präsidenten
dieses kaiserlichen Tribunals beanspruchte. Diesmal doch kam er zu spät, sie war
schon vergeben. Zur Erhöhung seines äußeren Glanzes hatte er außerdem den
König von Spanien, bereits zwei Jahre vor seinem Zuge nach Mastricht, mit
seinem ganzen kecken Selbstbewußtsein um das goldene Vließ ersuchen lassen.
Wäre der Kaiser willens gewesen, ihn statt Wallenstein zu seinem Generalissimus
zu ernennen: nicht einen Augenblick würde P. gezögert haben, anzunehmen. Ob
er zum commandirenden General geschaffen war, ist aber eine andere Frage. —
Kein bloßer Haudegen, wie man sich ihn vorzustellen pflegt, war P. jedenfalls ein
ebenso gebildeter wie geistvoller Officier. Außer seiner allgemeinen zeigt er seine
technische Bildung vornehmlich in der — zwar noch nicht übermäßig entwickelten

— Fortificationskunst und Belagerungskunst. Vor Magdeburg, brüstete er sich, habe er als Ingenieur, Schanzmeister und Minirer das Meiste allein thun müssen; mit einiger Geringschätzung sprach er sogar von der bekannten Kunst der niederländischen Ingenieure. Er durfte sich ferner rühmen, ein Meister in geschickten Handstreichen und glücklichen Kriegslisten zu sein. Kein Zweifel jedoch, daß er, über das Gebiet der Taktik hinaus, sich auch für einen bedeutenden Strategen hielt. Eine Reihe von Denkschriften liegt vor, in welchen er, unaufgefordert, seinen fürstlichen Herren die großartigsten Vorschläge zur Eroberung von Städten und Ländern machte. Mit einer weiten Perspective, in großen politischen Combinationen sich ergehend — denn stets auch verfolgte er die hohe Politik und ihre Conjuncturen für den Krieg — giebt er da Pläne und Entwürfe, die ein erstaunliches Zeugniß von der Beweglichkeit seines schnell erfassenden Geistes und seiner zuversichtlichen Kühnheit ablegen. Ein scharfer Blick für die von Feinden wie von Freunden begangenen Fehler — amor patriae et religionis, schreibt er, zwängen ihn zu freimüthiger Aufdeckung der letzteren — hinderte ihn nicht, sondern verleitete ihn vielmehr, über unbesiegbare Schwierigkeiten hinwegzusehen und sich selbst mit geringen Mitteln die Ueberwindung solcher zuzutrauen. Eine Kleinigkeit wäre es nach P. gewesen, die Inseln des Dänenkönigs und damit das Herz seines Reiches, zugleich mit dem Sund und einem guten Theil seiner Kriegsflotte in die Hände des Kaisers zu liefern; einmal dachte er sogar daran, diese Flotte mit Hilfe eines Hamburger Kapers zu entführen. Binnen Jahresfrist, wie wir schon wissen, erbot er sich, mit den angeblich von ihm gefundenen Mitteln die über Spanien triumphirenden, im Zenith ihrer Macht stehenden Holländer nach mehr als fünfzigjährigen vergeblichen Kämpfen zu bezwingen und zum Gehorsam zu bringen. Und ähnlich in allem Uebrigen; „keine Schwierigkeiten — meinten seine Bewunderer —, die sein Geist nicht besiegt", das hieß auf dem Papier besiegt hätte. Seine Gegner, wenn sie auch kaum den zehnten Theil seiner Absichten kennen mochten, spotteten seiner Großsprecherei. Kurzum, mit wenig Kritik und um so mehr Phantasie liebte dieser „Enthusiast, Sanguiniker und Fanatiker" über die reellen Verhältnisse zu urtheilen, wie er denn auch, die Edelsten schnöden Verraths für fähig haltend, selbst aber einem verrätherischen Beamten geraume Zeit leichtfertig vertrauend, nur ein schlechter Menschenkenner war. Mit so chimärischen und himmelstürmenden Projecten wechselten freilich, wenn er auf das Maß der Verhältnisse einging, wiederum ganz treffliche, durch den Erfolg belohnte strategische Pläne. Im Allgemeinen aber zu vag, zu willkürlich launenhaft und daher viel zu unzuverlässig, wäre er zum Oberbefehlshaber niemals berufen gewesen. In höherem Sinne kein Stratege, dagegen ein brillanter Truppenführer, fühlte er sich doch erst in seinem eigentlichen Element, wenn er in offenem Felde mit dem Feinde die Klinge kreuzen konnte. Allen Waffengattungen hat er gedient; allein im Grunde sehr gegen seine feurige Natur auf den langwierigen, meist langweiligen Festungskrieg jener Zeit hingewiesen und so zum Ingenieur und Artilleristen ausgebildet, steht er uns immer in erster Linie als schneidiger Reiterofficier an der Spitze seines Kürassierregiments, der berühmten „Pappenheimer" vor Augen. Und sein verwegener Ungestüm beeinträchtigt den Glanz dieses Bildes nicht, so lästig, ja gefährlich auch derselbe, neben seinen sonstigen Eigenmächtigkeiten, seinen Vorgesetzten gelegentlich werden konnte. „Dieser Mensch — soll allerdings Tilly nach seiner verhängnißvollen Attaque bei Beginn der Schlacht von Leipzig ausgerufen haben — wird mich noch um Ehre und Reputation und den Kaiser um Land und Leute bringen." Wie weit er jedoch P. hierbei im Verdacht hatte, ihm vorsätzlich abgeneigt zu sein, ist schwer zu sagen. Schon frühe eine eigenthümliche Mittelstellung zwischen dem ligistischen und dem kaiserlichen Feldhauptmann ein-

d, zeigte P. in Bezug auf Ersteren, obwohl officiell ihm die größte Ehr- rweisend, sich nicht selten mißvergnügt und wandte seine Sympathien seit ll von Wolfenbüttel mehr und mehr Letzterem, dem ihm in ganz anderer mponirenden Friedländer zu. In gleichem Maße sind aber beide Ober- e ihm selbst mit seinen großen Vorzügen und nicht geringen Fehlern ge- worden. Mit eben diesen, mit der Summe seiner Leistungen bleibt er, tzend und durch und durch originell, auch seines Fanatismus ungeachtet r interessantesten Erscheinungen des dreißigjährigen Krieges und wohl der eschichte überhaupt.

Khevenhiller's Annales Ferdinandei IX—XII; Conterfet II. — Kriegs- ten, herausgegeb. von baierischen Officieren. München 1820. Heft I, II V. — Heß, Gottfr. Heinr. Graf zu Pappenheim. Leipzig 1855 (in An- ung an Hormayr's Pappenheim-Artikel in Ersch' und Gruber's Allgem. llopädie III. 11. Leipzig 1838). — Wittich, Magdeburg, Gustav Adolf Tilly. Berlin 1874. — Vgl. Förster, Albrecht von Wallenstein's Briefe. in 1829. Bd. II, S. 261 f. — Von der Decken, Herzog Georg von nschweig und Lüneburg. Hannover 1833. Bd. I, S. 259 f., S. 278 f. G. Droysen in der Zeitschrift f. Preuß. Gesch. und Landesk. VIII. 1871; 1872. — Benutzt sind insbesondere auch Manuscripte der Staatsarchive ünchen, Wien, Dresden und Brüssel. Wittich.

appenheim: Matthäus v. P., zur Biberbachschen Linie seines Ge- s gehörig, wurde am 1. Juli 1458 geboren. Er wendete sich dem m der Wissenschaften zu und erwarb sich in Paris 1482 die Würde Doctors beider Rechte. 1492 wurde er Propst bei St. Gertraud in Augs- 1494 Canonicus am dortigen Dom und wieder zwei Jahre darauf Cano- m Stift zu Ellwangen. Ob er hernach noch eine andere kirchliche Stellung mmen hat, vielleicht zu seinem Canonicat am Dom zu Augsburg zurück- ist, läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln; bei seinem Tod erscheint er onicus Augustanus. Daß er schon 1499 oder 1511, wie Jöcher be- (s. Literatur), der überhaupt über ihn meist Unrichtiges schreibt, ge- sei, ist falsch. Er starb vielmehr sicher im J. 1541, denn in dem noch renden Buche über das Herkommen seiner Familie (de origine etc.) heißt rücklich: „1541 reverendus vir et dominus Matheus Marescalcus in ch j. u. doctor et canonicus, autor hujus libri, obiit in Treushaim, sepultus est, die Veneris ante festum Galli.“ (Treushaim jetzt Druis- nd Biberbach, beide im bair. Bez.-A. Wertingen im Kreis Schwaben.) ieb mit Vorliebe historische Studien, eine Neigung, der wir eine Anzahl licher Schriften verdanken, welche freilich erst nach seinem Tode durch uck veröffentlicht wurden. In erster Linie ist hierbei die Geschichte seiner Familie zu nennen, sie führt den Titel: „De origine et familia illu- dominorum de Calatin, qui hodie sunt domini a Pappenheim, S. R. Imp. lci haereditarii.“ Die Herausgabe dieser Schrift mit einer deutschen zung und einem Anhang ließ sein Familiengenosse Johann v. Pappen- on einem Sachverständigen (historiarum studioso) 1554 besorgen, gedruckt sie von Philipp Ulhardt. Die vier zunächst zu nennenden Schriften 1600 Freher in sein Sammelwerk: Germanicarum rerum scriptores auf, „Chronica Australis“ von 852—1326 in 2 Abtheilungen. Von Be- ist nur der zweite Theil, der eigentlich nur eine Partie des ersten behandelt, unter dem besonderen Titel: „Australis historiae pars plenior“ 76—1303. Der Verfasser, der ein flüssiges und correctes Latein schreibt, er ganz auf der Seite der Habsburger, zu vergl. seine Verurtheilung des Adolf v. Nassau. Ferner: „Ex chronica Augustensi antiqua excerptum etc.“

von 973—1104, eine unbedeutende und magere Compilation der Reichsgeschichte jenes Zeitraumes, in welcher er an einzelnen Stellen der Wendenchronik Helmold's (Helmoldi Chronica Slavorum) folgt, ohne sich z. B. dessen feindselige Beurtheilung Heinrichs IV. anzueignen. „Alia pars chronicae monasterii SS. Udalrici et Afrae etc.“ von 1152—1265 enthält nur eine kurze Aneinanderreihung annalistisch geordneter Begebenheiten aus der Stauferzeit. Endlich „Chronica Elwangensis monasterii excerptum etc.“ von 1095—1477, besteht aus dürftigen chronistischen Notizen, die sich auch da nicht erweitern, wo sie das 15. Jahrhundert betreffen. Man sieht, daß P. ein Freund geschichtlicher Dinge war und es liebte, Chroniken, die ihm zur Hand kamen, zu „excerpiren“, von einer selbständigen Thätigkeit ist keine Rede. Er verstand es dagegen, gewissenhaft genealogischen oder verwandten Fragen nachzugehen: auf diesem Gebiet lag seine Stärke. Dies beweist schon die angeführte Geschichte seiner eigenen Familie; in dieser Richtung bewegen sich auch die folgenden Schriften: „Tractatus seu historia de origine progressuque baronum de Geroldsheim.“ — „De antiquitate et initio civitatis episcopatusque Augustensis“. — „Genealogiae S. Udalrici, S. Simperti etc.“ — „Catalogi episcoporum, praepositorum, canonicorum August.“ — „Chronik der Truchsesse von Waldburg.“ F. A. Oefele (f. unter Veith) schreibt ihm auch noch die Autorschaft einer Abhandlung zu: „De suprema potestate papae vicarii Petri apostoli.“ Von seinen näheren Lebensumständen ist wenig bekannt; das Wenige, was wir wissen, entnehmen wir seinen Schriften über seine Familie; in dieser machte ihm besonders sein streitsüchtiger Oheim Tristam viel zu schaffen. Im Umgang mit gelehrten und gleichgesinnten Freunden bestand seine Freude. Er gehörte zu dem Augsburger Humanistenkreis, dessen Haupt Konrad Peutinger war. Der Letztere schätzte das Wissen Pappenheim's und zog ihn öfters brieflich über wissenschaftliche Fragen zu Rath. Auch der bekannte Ingolstädter Theologe Dr. Eck schätzte P. und nannte ihn 1515 in einer öffentlichen Rede unter den durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Zeitgenossen. Mit dem baierischen Geschichtsschreiber Aventin stand er in brieflichem Verkehr. Wir besitzen noch einen Brief vom 10. Dec. 1526 (Werke Avent. I, 625), worin P. und Konrad Adelmann von Adelmannsfelden gemeinsam den baierischen Forscher auffordern, die glänzenden Resultate seiner ausgedehnten historischen Studien baldigst zu veröffentlichen.

Veith, Bibl. Aug. II. — Jöcher, Allg. Gel.-Lexikon. — Freher, Germanicarum rerum scriptores. — Pl. Braun, Gesch. d. Bisch. v. Augsburg.

Wilhelm Vogt.

Pappenheim: Samuel Moritz P., Arzt, den 8. April 1811 in Breslau geboren, hatte daselbst Medicin studirt und war 1835 nach Vertheidigung seiner Dissertation „De caloris capacitate rudimenta“ zum Doctor promovirt worden. Er habilitirte sich darnach als Arzt in seiner Vaterstadt, beschäftigte sich aber, als Assistent von Purkinje, vorzugsweise mit histologischen und physiologischen Arbeiten, deren Resultate er theils in monographischen Schriften, so namentlich „Zur Kenntniß der Verdauung im gesunden und kranken Zustande. Ein physiologischer Versuch“ (1839). — „Die specielle Gewebelehre der Gehörorgane nach Structur, Entwickelung und Krankheit“ (1840) und „Die specielle Gewebelehre des Auges mit Rücksicht auf Entwickelungsgeschichte und Augenpraxis“ (1842), theils in Journalartikeln in verschiedenen naturwissenschaftlichen und medicinischen Zeitschriften veröffentlicht hat. Infolge übermäßiger geistiger Anstrengungen bei seinen Studien hatte sich bei P. eine psychische Störung entwickelt, welche seine Aufnahme in eine Heilanstalt nöthig machte. — Nach seiner Wiederherstellung ging er 1845 nach Paris und kehrte, unter Flourens' Leitung, zu seinen physiologischen Studien zurück; in den Jahren 1846—1848 veröffentlichte er eine Reihe physiologischer Arbeiten in den Comptes-rendus der Akademie

der Wissenschaften und 1847 erhielt er den ersten Preis für die von diesem Institute ausgeschriebene und von ihm gelöste Preisaufgabe „Ueber die Zeugungsorgane in den fünf Wirbelthier-Klassen“. Infolge eines Zerwürfnisses mit Flourens, das sich übrigens wahrscheinlich aus einer krankhaft gereizten Gemüthsstimmung Pappenheim's erklärt, verließ er 1849 Paris und trat eine wissenschaftliche Reise nach Amerika an, wo er 10 Jahre verweilte und, wie es heißt, behufs sprachvergleichender Studien zahlreiche Indianerstämme besucht hat. Ueber diese Zeit seines Lebens und seine Thätigkeit während derselben herrscht ein vollständiges Dunkel, das P. selbst mit keinem Worte gelichtet hat. Im J. 1859 war er in Havanna am Gelbfieber erkrankt; Landsleute, die ihn hier fast sterbend und in der traurigsten Lage antrafen, nahmen sich seiner an und vermittelten nach seiner Genesung seine Ueberführung über Hamburg nach Breslau. Zwei Jahre später siedelte er nach Berlin über und gab sich nun ganz ungeregelten wissenschaftlichen Studien auf verschiedenen Gebieten der Physik, Anthropologie, Medicin u. a. hin, deren sparsame, kaum nennenswerthe Resultate er in medicinischen Zeitschriften niedergelegt hat. Ein ziemlich bedeutendes Vermögen, welches er von seinen Eltern ererbt hatte, war während seines Aufenthaltes in Amerika vollkommen draufgegangen, sodaß er die letzten 20 Jahre seines Lebens in äußerst dürftigen Verhältnissen verbracht, übrigens aber — in anerkennenswerthem Stolze — die ihm von seinen vermögenden Verwandten gewährte Unterstützung nur so weit benutzt hat, als es zu seiner kümmerlichen Existenz eben nothwendig war. Schwer erkrankt ist P. am 10. Februar 1882 in einem Krankenhause, wo er Aufnahme gefunden hatte, erlegen.

Ueber Pappenheim's Leben vergl. Leopoldina 1882, S. 48, 122.

A. Hirsch.

Pappenheim: Walpurga v. P., auch v. Bappenheim genannt, wird in der Sammlung geistlicher Lieder von Wiedertäufern, welche unter dem Namen „Außbund“ zuerst im J. 1583 erschien, als Dichterin des Liedes: „Du glaubigs Herz, so benedei und gieb Lob deinem Herrn“ bezeichnet. Dasselbe Lied ist aber schon in dem Gesangbuch der böhmisch-mährischen Brüder, welches zu „Jung-Bunzel“ im J. 1531 herauskam, so abgedruckt, daß man es für ein Lied des Herausgebers dieses Gesangbuches, Michael Weiße, halten muß. Es beginnt hier zwar mit den Worten: „O glaubig Herz, gebenedei und gieb Lob deinem Herrn“, aber diese wie die übrigen höchst geringen Abweichungen zwischen beiden Drucken sind doch nicht der Art, daß man daran zweifeln könnte, daß beide ein und dasselbe Lied sind. Da Weiße nicht ausdrücklich sagt, daß er selbst alle Lieder gedichtet oder übersetzt habe, und da auch sonst eins und das andere von den 157 Liedern des Gesangbuches nicht von ihm sind, so kann die Angabe im Außbund wohl richtig sein. Von der Dichterin wissen wir übrigens außer dem Namen so gut wie nichts; sie wird im Außbund als „Edel Jungfrau“ bezeichnet; Koch fügt aus einer uns unbekannten Quelle, die er auch nicht angiebt, noch hinzu, daß sie zu Kalden gelebt habe und mit Pilgram Marbeck befreundet gewesen sei.

Auß Bundt, Das ist etliche schöne christenliche Lieder u. s. f., Basel 1838, S. 351. — Wackernagel, Bibliographie, S. 120 [b], unter no. 10. — Derselbe, Das deutsche Kirchenlied III, S. 290 f., no. 333 und 334. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., II, S. 120 u. 145.

l. u.

Pappus: Johannes P., Haupt der Lutheraner in Straßburg, ist am 16. Januar 1549 zu Lindau am Bodensee als Sohn des dortigen Bürgermeisters geboren. Sein streng lutherisch gesinnter Vater sandte ihn (1562) nach Straßburg, damit er [illegible] Marbach (s. A. D. B. II, 290) Theologie

studire; dieser energische Vertreter des Lutherthums flößte ihm seinen zelotischen Geist ein. Nachdem er in Tübingen zum Baccalaureus promovirt, darauf als Hauslehrer den jungen Grafen Falkenstein auf seinen Reisen begleitet, wurde er 1569 Diakonus in Reichenweyer im Oberelsaß. Aber schon im folgenden Jahre erhielt er einen Ruf als Professor der hebräischen Sprache nach Straßburg. Hier gerieth er bald in einen Conflict mit seinem bisherigen Gönner Marbach, der gern seinem Sohne den Lehrstuhl der hebräischen Sprache verschafft hätte und es ihm verwehren wollte, nach Tübingen zu gehen, um sich dort den Grad eines Doctors der Theologie zu erwerben. 1576 erhielt P. durch Vermittelung des Rectors der Straßburger Akademie, Johannes Sturm, den Auftrag, exegetische Vorlesungen über die gesammte heilige Schrift zu halten. Zwei Jahre später wurde er auch noch Pfarrer am Münster. Nun war es sein ausgesprochenes Streben, das alte Straßburger Bekenntniß, die Tetrapolitana zu verdrängen und an dessen Stelle die Concordienformel zur verpflichtenden Norm zu erheben. Hierüber gerieth er in einen überaus heftigen Streit mit Johannes Sturm, der für die Autorität der Tetrapolitana eintrat. In mehr als 40 Schriften bekämpften sich die beiden Gegner und die ihnen anhängenden Theologen. Aus dieser Streitlitteratur sind besonders hervorzuheben die vier von Johannes Sturm verfaßten „Antipappus", auf die der Angegriffene mit seinen vier „Defensiones" antwortete. Der Kampf endete 1581 damit, daß P., der in diesem Jahre Präses des Kirchenconvents zu Straßburg geworden war, den Rath zu bewegen wußte, daß dieser den hochverdienten Rector der Akademie seines Amtes enthob. Dem ebenso klugen wie thatkräftigen P. gelang es später (1597) sogar, vom Rath einen Befehl zu erwirken, der allen Calvinisten die Abhaltung von Conventikeln, ja selbst die Theilnahme an einem reformirten Gottesdienst in der Umgebung der Stadt untersagte. Sein Werk sah P. gekrönt, als 1598 der Rath alle Geistlichen der Stadt auf die von ihm nach einem Entwurfe Marbach's verfaßte Kirchenordnung verpflichtete und damit indirect die Concordienformel guthieß, die jene zu ihrer Voraussetzung hatte. P. starb am 13. Juli 1610. Er hat mehr als dreißig Schriften meist polemischen, aber auch exegetischen und kirchengeschichtlichen Inhalts verfaßt. Das ihm oft zugeschriebene bekannte Kirchenlied „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt" scheint vielmehr den Joh. Leon (s. A. D. B. XVIII, 298) zum Verfasser zu haben.

Salig, Vollständige Geschichte der Augsburgischen Confession, Halle 1730. — Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß, 3. Theil, Straßburg 1832. — Ch. Schmidt, Jean Sturm, Straßburg 1855. — Röhrich, Mittheilungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche des Elsaßes. 1. Bd., Paris und Straßburg 1855, S. 303 ff. R. Zoepffel.

Pappus: Leonhard P., Geschichtschreiber. Geboren am 27. Januar 1607 zu Feldkirch in Vorarlberg aus einem angesehenen adlichen Geschlechte, das erst bei seinen Lebzeiten den Beinamen „von Tratzberg" erhielt, war er ohne Zweifel von Anfang an für die kirchliche Laufbahn bestimmt. Einer seiner Lehrer war der bekannte Vielschreiber und Klopffechter Kaspar Scioppius, der sich später auf diesen seinen Schüler auch viel zu gute gethan hat. Welche hohe Schule P. besucht hat, ist uns nicht überliefert. In den geistlichen Stand eingetreten, sah er sich bei Zeiten darin gefördert und dürften die nahen Beziehungen seiner Familie zu den Habsburgern einiges dazu beigetragen haben. Schon im Jahre 1628 ist ihm ein Canonicat in Constanz zugefallen, ein Jahr darauf die Propstei des Collegiatstiftes St. Johann daselbst; 1633 ernannte ihn Kaiser Ferdinand II. zu seinem geistlichen Rathe, das Jahr darauf wurde er Domherr zu Augsburg u. s. w. Offenbar hat sich P. früh den Ruf eines brauchbaren Geschäftsmannes erworben. Im Jahre 1639 bestellte ihn Kurfürst Maximilian

von Baiern zum Generalvicar „bei unserer anvertrauten Geschäftsarmada“ und fast gleichzeitig die Erzherzogin Claudia, die Wittwe des Erzherzogs Leopold von Tirol, zu ihrem Residenten am kaiserlichen Hofe, und im J. 1646 ernannte ihn Kaiser Ferdinand III. zum Residenten am päpstlichen Hofe. Zuletzt noch erwählte ihn das Domcapitel zu Augsburg, wo er in den späteren Lebensjahren vielfach residirt zu haben scheint, zu seinem Decan, nachdem ihm dieselbe Würde bereits 1645 zu Constanz zugefallen war. Am 6. Juni 1677 ist er in dieser Stadt gestorben. Das bleibende Gedächtniß seines Namens ist jedoch gleichwol nicht an die Thätigkeit geknüpft, die er in den erwähnten Aemtern und Vertrauensstellungen entwickelt hat, sondern in seiner in lateinischer Sprache verfaßten „Geschichte Deutschlands in den Jahren 1617 bis 1641“, der verhängnißvollsten Zeit der deutschen Geschichte. Er zeigt sich hier als gebildeter, gelehrter Mann, der die Welt gesehen und die politischen Geschäfte kennen gelernt hat. Dem kaiserlichen Hause, wie das ja auch die äußere Geschichte seines Lebens bezeugt, ergeben, hat er sich als Geschichtschreiber doch einen wohlthuenden Grad, wenn nicht der vollen Unbefangenheit, so doch der Mäßigung bewahrt. Die Form der Darstellung ist knapp und gewandt, der Stil verräth ein sorgfältiges Studium des Tacitus. Ob auch die Fortsetzung von 1641 bis 1648 von P. herrührt, bleibt zweifelhaft, wenn man auch wiederholt den Versuch gemacht hat, sie ihm zuzuschreiben. Die neueste Ausgabe unter dem Titel: „Epitome Rerum Germanicarum ab anno MDCXVII ad annum MDCXLVIII“ hat, in zwei Theilen (Wien 1856 u. 1858), Ludwig Arndts besorgt und sie mit einer litterarischen Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen. Wegele.

Par: drei Brüder, Franz, Johann Baptista (oder Hans) und Christoph P., auch Pahr oder Parr genannt, waren als Baumeister der Herzoge von Mecklenburg zwischen 1558 und 1573 an Bauten beschäftigt. 1558—1565 baute Franz das schöne Renaissanceschloß von Güstrow für Herzog Ulrich; seit 1562 gibt er auch Rath bei den Schweriner Bauten des Herzogs Johann Albrecht. Johann Baptista baute 1557—1572 für den Letzteren, holte auch selbst dazu Kalk aus Dänemark und Sandstein von Pirna. Er baute den Thurm zu Lübz und leitete seit 1558—1571 den Schloßbau in Schwerin, erbaute namentlich auch die Schloßcapelle, ebenso 1570 die alte Kanzel im Dome zu Schwerin und das fürstliche Renaissancehaus zu Fürstenberg. Johann Albrecht hielt ihn hoch, denn er ließ ihm ein Hofkleid „gleich den Hofjunkern“ reichen. Neujahr 1570 wurde er noch mit 220 Thlr. Gehalt für drei Jahre angestellt, trat aber doch schon 1572 mit Genehmigung des Herzogs in den Dienst des Königs von Schweden. 1578 kam er wieder nach Schwerin zurück. Christoph arbeitete auch seit 1558 neben Johann Baptista am Schweriner Schloß, dann neben Franz am Güstrower, 1563 kaufte er sich in Schwerin an. 1572 und 1573 heißt er dort „Baumeister“ und schuf im Dome den fürstlichen Kirchenstuhl, der jetzt „adelicher Chor“ genannt wird. 1573 hat er den Dienst des Herzogs verlassen. Die Brüder galten als Oberdeutsche.

H. Wilh. H. Mithoff, Mittelalterl. Künstler und Werkmeister. 3. Aufl. 1885. S. 242 ff. (nach Lisch, Jahrb. und Lotz, Statist. d. deutschen Kunst im MA.). Krause.

Paracelsus: s. Hohenheim, Bd. XII, S. 675.

Paradeiser: Georg Freiherr v. P., geboren?, gestorben am 19. Oct. 1601. Er stammte aus einem angesehenen protestantischen Geschlechte Kärnthens. Ueber seine Jugend ist nichts bekannt. Zuerst wird er erwähnt im J. 1594, wo er im Auftrage des Erzherzogs Maximilian in Prag weilte. Der Kaiser überwies ihm im selben Jahre ein Hochzeitsgeschenk, dessen Werth auf eine angesehene Stellung deutet. 1596 wurde er Statthalter zu Segna in Dalmatien und gerieth bei dem Versuche, die Stadt Clissa zu entsetzen, vorübergehend in die Gefangenschaft der Türken. Am 12. *September 1598* wurde er zum Befehlshaber der Grenz-

festung Kanisza ernannt. Vergebens drang er sofort auf Verstärkung der Befestigungen und Vermehrung der Besatzung und der Lebensmittel. Als im Mai 1600 die Türken zum Angriff vorrückten, standen P. nur 160 Mann zur Verfügung und da nach erfolgter Einschließung der Festung die Vorräthe rasch zusammenschmolzen, verlangten am 20. October die unter der Besatzung befindlichen Ungarn und Franzosen, daß P. die Festung übergeben solle. Seine Weigerung erwiderten sie mit Todesdrohungen und da auch die deutschen Knechte meuterten, mußte er sich fügen. Der Fall Kanisza's erregte in der ganzen Christenheit die größte Bestürzung und Entrüstung. Man beschuldigte P. des Verrathes und, um sich den Vorwürfen zu entziehen, stellte die kaiserliche Regierung ihn vor ein Kriegsgericht. Seine Vertheidigung fand kein Gehör, ein Fluchtversuch, welchen er in den Kleidern seines Narren unternahm, mißglückte und alle Fürsprache blieb erfolglos. Im April 1601 wurde er des Verrathes schuldig erklärt und am 19. October wurde ihm zuerst die rechte Hand, dann das Haupt abgeschlagen.

Hurter, Gesch. Ferdinand II. Bd. IV. und gleichzeitige Meßrelationen.

K. Mayr-Deisinger.

Paradies: Fräulein Marie Therese P., geb. in Wien am 15. Mai 1759, erblindete in ihrem 4. Lebensjahre. Der Vater, k. k. Regierungsrath, erkannte sehr bald die bedeutenden musikalischen Anlagen seines Kindes und ließ sie von den besten Lehrern der Musik in allen Disciplinen unterrichten. Schon in früher Jugend trat sie als Sängerin in Kirchenconcerten auf, spielte auch fertig die Orgel und errang sich die Gunst selbst der höchsten Gesellschaftskreise, sodaß ihr von der Kaiserin Maria Theresia auf Lebenszeit ein Gnadengehalt von 200 Gld. zugesichert wurde. Im J. 1784 begab sie sich auf Kunstreisen durch ganz Europa und setzte alle Welt durch ihren Gesang und ihr treffliches seelenvolles Clavierspiel in Bewunderung. Ganz besonders staunte man über ihr Gedächtniß, und Zeitgenossen versichern, daß man eine Composition verlangen konnte, die man wollte und sie setzte sich hin und spielte sie in unübertrefflicher Weise. Selbst von Mozart weiß man, daß er sich lebhaft für sie interessirte und sie besonders zu größerem Selbstvertrauen ermunterte. Auch als Componistin war sie außerordentlich thätig, doch ebenso ängstlich, etwas davon ans Licht zu geben. Ein Zeitgenosse erzählt in der Allgemeinen Leipziger Musikzeitung, Bd. 12, Sp. 471 ff., daß er sie einst frug, warum sie keines ihrer Werke herausgäbe? „Würden es mir die männlichen Kunstgenossen verzeihen — antwortete sie ihm — wenn ich als Frauenzimmer es wagte, mich mit ihnen zu messen?“ Ueber die bei Breitkopf (& Härtel) erschienenen 12 deutschen Lieder und Bürger's Lenore äußerte sie sich, es seien unreife Früchte der Jugend. Die Lieder habe sie auf ihrer Reise in Leipzig Breitkopf zum Andenken überlassen „und die Lenore war zum Zeichen der Erkenntlichkeit für die Freundschaft, welche Bürger mir schenkte, bestimmt“. — 1786 kehrte sie nach Wien zurück und betrieb eifrige Studien unter Kozeluch, Righini, Salieri und dem Kirchencapellmeister Friebert. Obgleich sie nur selten öffentlich auftrat, wurde sie desto mehr in geschlossenen Kreisen begehrt und dort entwickelte sie ihr talentvolles Künstlerthum, gepaart mit der größten Bescheidenheit und einer von Allen gepriesenen Liebenswürdigkeit. Nach dem Tode ihres Vaters errichtete sie ein Musikinstitut für junge Mädchen, was bald so in Blüthe kam, daß es ihr eine sorgenfreie Existenz gewährte. Die damaligen Zeitschriften ergehen sich mit großem Lobe über die Art ihres Unterrichtes und über die vortrefflichen Leistungen ihrer Schülerinnen. Von ihren Compositionen werden besonders mehrere Opern erwähnt, die in Wien und Prag 1791, 1792, 1794 und 1797 zur Aufführung gelangten. Urtheile über dieselben sind jedoch nirgends niedergelegt, soweit ich mich in der damaligen noch gering entwickelten Zeitungslitteratur auch umge-

sehen habe. Daß dieselben nur geringen Erfolg erzielten, läßt sich schon daraus entnehmen, daß sie bald wieder von der Bühne verschwanden. Als Titel werden genannt: „Ariadne auf Naxos", Oper in zwei Acten, ferner „Ariadne und Bachus", „der Schulcandidat", „Rinaldo und Armida". Außerdem werden noch eine „Trauercantate auf den Kaiser Leopold II." und „Teutsches Monument auf Ludwig den Unglücklichen" erwähnt. Gedruckt wurden noch einige ihrer ersten Compositionen, die jedenfalls während ihrer Concerttour erschienen und zwar als Opus 1 und 2 je „Six Sonates pour le clavecin. Paris, chez Imbault." Ferner „Douze Canzonettes italiennes avec accompagnement de Pianoforte. London, chez Bland." In wie großer Verehrung sie bis in ihre letzten Lebenstage beim Publicum stand, beweist die Anzeige ihres Dahinscheidens. Ein Wiener schreibt an die Redaction der Allgem. Leipziger musik. Zeitung: „Heute (am 1. Februar 1824) starb im 64. Lebensjahre die berühmte blinde Virtuosin, Fräulein Therese Paradies; sie hinterläßt viele, um ihren Verlust innig trauernde Schülerinnen, in deren dankbaren Herzen ihr theures Andenken noch lange fortleben wird." Rob. Eitner.

Pareus: Daniel P., Philologe, Historiker und Schulmann, 1605—1635, wurde als Sohn von Joh. Phil. P. (s. u.) in Neuhaus in der Pfalz, wo der Vater Rector der lat. Schule war, im J. 1605 geboren, erhielt seine Bildung unter seinem Vater auf den Gymnasien zu Neustadt a. d. H. und Hanau, und scheint dann durch Vermittlung von Gerh. Vossius Erzieher im Hause der Grafen von Isenburg geworden zu sein. Da Vossius' Versuche, ihm eine Professur in den Niederlanden zu verschaffen, fehlschlugen, so ging P. nach Kaiserslautern und errichtete dort eine lateinische Schule, wurde aber — noch nicht 30 Jahre alt — am 17. Juli 1635 ermordet, nach der einen Ueberlieferung bei der Eroberung der Stadt durch die Truppen des Generals Gallas, nach der andern durch Straßenräuber. — Die Zahl seiner schriftstellerischen Arbeiten ist eine sehr bedeutende, er gab den Musaeus 1627 heraus, in demselben Jahre den Herodian, und das „Mellificium Atticum", 1629 den Quinctilianus, 1631 Heliodor's Aethiopica und Lucretius und schrieb Animadversiones zur Sallust-Ausgabe seines Vaters, die noch jetzt von Werth sind. Von seinen historischen Schriften ist die „Universalis historiae profanae medulla" 1631, die „Universalis historiae ecclesiasticae medulla" 1633, vorzüglich aber die „Historia Palatina" 1633 zu nennen, welche die Geschichte der Pfalz bis 1630 behandelt. Von diesem sehr verdienstlichen Buche hat Georg Christian noch 1717 eine neue Ausgabe veranstaltet.

G. Christian, Vorrede zur Hist. Palatina S. 152 ff. — F. A. Eckstein in Ersch und Gruber's Encyklopädie III, 12, S. 33 ff. R. Hoche.

Pareus: David P. (eig. Wängler), reformirter Theologe und treuester Schüler des Ursinus, des Mitverfassers des Heidelberger Katechismus, geb. am 30. December 1548 zu Frankenhausen in Oberschlesien, † am 15. Juni 1622 zu Heidelberg. Schon auf der Schule zu Hirschberg zeichnete er sich durch außerordentlichen Fleiß aus, so daß sein Lehrer Chr. Schilling auf ihn aufmerksam wurde. Als dieser wegen seiner reformirten Abendmahlslehre von da vertrieben am Amberger Gymnasium Unterkunft fand, folgte ihm P. dahin. Von da kam letzterer bald nach Heidelberg, wo er als Alumnus in das Sapienzcolleg Aufnahme fand, dem Ursinus damals vorstand. Unter diesem und den übrigen ausgezeichneten Lehrern Heidelbergs studirte er daselbst Philologie und Theologie. Hierauf wurde er 1571 Prediger zu Schlettenbach bei Weißenburg im heutigen Elsaß, dann nach kurzer Wirksamkeit daselbst Lehrer am Pädagog zu Heidelberg, von wo er aber 1573 an die Gemeinde zu Hemsbach an der Bergstraße berufen wurde. Nach dem Tode Friedrichs III. von der Pfalz fand er 1577 in dem Gebiete des Pfalzgrafen Johann Casimir zu Oggersheim einen

neuen Wirkungskreis, dann zu Winzingen bei Neustadt an der Haardt. Als nach Ludwigs VI. Ableben Johann Casimir wieder den Calvinismus in Heidelberg restituirte, berief er Pareus zum 2. Lehrer an das Sapienzcolleg, dessen Vorsteher er in der Folge wurde und dann 1598 Professor der Theologie an der pfälzischen Hochschule. In dieser Stellung gewann er bald ein solches Ansehen im In- und Auslande, daß selbst viele Jünglinge aus der Ferne zu seinen Vorlesungen eilten und es für eine große Auszeichnung hielten, wenn sie in seinem unter dem Schloßberge aufgeführten Hause, das er sein Pareanum nannte, eine Aufnahme zum Zusammenleben mit diesem ihrem verehrten Lehrer fanden. Besonders waren es Magyaren und Polen, welche ihn hochschätzten. — P. war bei aller confessionellen Entschiedenheit eine irenische Natur, welche am wenigsten an dem Gezänke so vieler Theologen seiner Zeit Gefallen fand. Gegen die Beschuldigungen eines Polykarp Leyser u. a. Lutheraner, man könne nicht mit den Reformirten gegen die Römischen sich verbinden, mit denen man in vielen Punkten einiger sei als mit jenen, gab er 1615 seine Hauptschrift heraus: „Irenicum sive de unione et Synodo Evangelicorum conciliandа, liber votivus paci ecclesiae et desideriis pacificorum dicatus.“ Er stellt in diesem Buche einen Consensus der Lehre beider evangelischen Kirchengemeinschaften fest und zeigt, da erst nach Luthers Tode der Zwiespalt der Lehre von Christi Person und der Prädestination ausgebrochen, daß ursprünglich dieser sich nur auf die mündliche Nießung im Abendmahle erstreckt habe, auch daß die Reformirten nicht die Augsburger Confession verwerfen, sondern vielmehr allein recht auslegen. Doch sollte durch diese Schrift keineswegs irgend einer Abschwächung einzelner Lehrpunkte das Wort geredet werden. Allein trotz seiner Friedensliebe wurde auch P. in theologische Kämpfe verwickelt. Seine Bearbeitung der sog. Neustädter Bibel im J. 1587, in welcher er zu der lutherischen Uebersetzung neue Capitelüberschriften, Zusätze und Anmerkungen setzte, rief die ganze Entrüstung eines Jacob Andreä gegen ihn hervor, der eine „Christl. Erinnerung und Warnung“, Tüb. 1589 dagegen ausgehen ließ. P. antwortete hierauf in „Rettung der zu Neustadt gedruckten Bibel“. Ebenso sah er sich zur Polemik aufgefordert durch Beschuldigungen, welche lutherischer Seits auf dem Reichstage zu Regensburg 1594 laut wurden, die Pfälzer seien nicht als Augsburgische Confessionsverwandte anzusehen. Gegen solche schrieb er seinen „Clypeus veritatis catholicae pro sancta Dei veritate et aeterna Christi divinitate“ und gab solchen zugleich deutsch heraus unter dem Titel: „Summarische Erklärung der wahren katholischen Lehre von den fürnehmsten jetziger Zeit streitigen Religionsartikeln.“ Amberg 1598, worin er die Verwandtschaft der reformirten Lehre mit der altlutherischen, von der die heutigen Lutheraner abgefallen, nachzuweisen sich bemühte. Da er in seinem Commentare zum Römerbriefe in den Fällen, wo der Gehorsam gegen die Obrigkeit mit dem Gewissen in Conflict kommt, einen bedingten Widerstand gegen diese einräumt, so sah er sich darüber von mehreren Seiten angegriffen. Gegen den Papst und die Jesuiten erließ er zum Reformationsjubiläum 1617 eine Schrift, nachdem er bereits 1604 seine „Disceptatio epistolaris“ mit dem Jesuiten Joh. Magirus zu Speyer herausgegeben. Das meiste Verdienst aber hat sich P. erworben durch die Veröffentlichung der in lateinischer Sprache geschriebenen Auslegungen des Heidelberger Katechismus seines Lehrers Ursinus im J. 1600. Das letzte Lebensjahr des P. war noch sehr unruhig. Der Einfall der Spanier in die Pfalz vertrieb ihn im September 1621 aus Heidelberg. Er flüchtete nach dem zweibrückischen Städtchen Annweiler, von wo er in krankem Zustande zu seinem Sohne Philipp, Rector in Neustadt a. d. Haardt, im Januar 1622 eilte und [illegible] Testament aufsetzte. Im Mai reiste er sodann, seinem Herzenswunsche, [illegible] Pareanum zu sterben, folgend, nach Heidelberg, da sich eben das [illegible] den protestan-

tischen Waffen günstig gezeigt. Kurze Zeit darauf starb er daselbst. Seine Werke hat sein oben erwähnter Sohn zu Frankfurt und Genf 1647—1650 in vier Bänden veröffentlicht. Im 1. Bande gibt dieser eine ausführliche Lebensbeschreibung nebst einem Verzeichnisse der Schriften seines Vaters, welche bei Verwüstung der Pfalz verloren gegangen.

Ersch und Gruber III. Sect. 12. Th. — Herzog's Realencyclopädie. — Bayle. — Niceron, Mémoires. — Vor allen aber die vita des P. in s. opp. Cuno.

Pareus: Johann Philipp P. (Wängler), Philologe, Theologe und Schulmann, 1576—1648, wurde in Hemsbach in der Diöcese Worms, wo sein Vater, der bekannte Theologe David P. (s. o.), Pfarrer war, am 24. Mai 1576 geboren. Die erste Bildung erhielt er auf dem damaligen pfälzischen Gymnasium in Neuhaus und studirte dann, um seines Vaters willen von seinem Kurfürsten reichlich unterstützt, in Heidelberg zunächst im philosophischen Curs. 1598 ging er nach Basel, um Grynäus und Polanus zu hören, und wurde hier am 15. Februar 1599 Magister. Nach einem längeren Aufenthalte in Genf bei Theodor Beza, dann in Freiburg, Tübingen und Straßburg, kehrte er 1600 nach Heidelberg zurück; am 20. December beschenkte ihn hier der bekannte Dichter Paul Schede (Melissus) mit dem poetischen Lorbeerkranze. Kurz darauf wurde er Rector der Schule in Kreuznach, nach wenigen Jahren kam er in gleicher Stellung nach Neuhaus und 1610 nach Neustadt a. d. Haardt. Hier blieb er, um bei den schweren Kriegszeiten in der Nähe seines Vaters zu sein, trotz wiederholter lockender Berufungen an auswärtige Universitäten, namentlich nach Franeker. Die Besetzung und Verwüstung der Pfalz durch die Spanier im Jahre 1622, die ihn auch seine werthvolle Bibliothek kostete, nöthigte ihn jedoch, Neustadt zu verlassen; er fand in Hanau im folgenden Jahre die ersehnte Zufluchtstätte. Hier hatte die Landgräfin Katharina Belgica als Vormünderin ihres unmündigen Sohnes Philipp Moriz die vorhandene lateinische Schule zu einem Gymnasium illustre, der „hohen Landesschule", auszubilden begonnen und berief nun P. als Professor der Theologie, der hebräischen Sprache und Philosophie; zugleich ernannte sie ihn zum Rector der Anstalt. P. nahm die Berufung mit Freuden an und blieb auch Hanau treu, als ihm von den verschiedensten Seiten glänzende Anerbietungen gemacht wurden, so von Herborn, Lausanne, Harderwyk und Deventer aus. Am 20. April 1647 ertheilte ihm die Baseler Universität den theologischen Doctorgrad; er starb 1648, nachdem er einige Jahre vorher in den Ruhestand getreten war. — Seine zahlreichen Schriften sind vornehmlich philologische; besonders verdienstlich und von dauerndem Werthe sind seine Arbeiten zu Plautus. Auf die „Electa Plautina" (zuerst 1597) folgte 1610 die erste vollständige Ausgabe der Plautinischen Komödien (1619 die zweite mit neuer Vergleichung der sämmtlichen pfälzischen Handschriften) und 1614 das „Lexicon Plautinum"; die Kritik und Erklärung des Dichters datirt eigentlich erst von diesen Arbeiten, deren Werth und Zuverlässigkeit freilich s. Z. Janus Gruter in leidenschaftlichen Angriffen bestritten, neuerdings aber Fr. Ritschl gebührend anerkannt hat. Weniger bedeutend sind die Arbeiten zu Symmachus: die Ausgabe der „Epistolae", das „Lexicon Symmachianum" und die „Calligraphia Symmachiana", sämmtlich 1617. Außerdem gab er den Terentius 1610, den Sallustius 1617 u. A. heraus. Seine letzte große Arbeit war das „Lexicon criticum s. Thesaurus linguae Latinae" 1645. Seine theologischen Schriften: „Catechesis religionis christianae" 1615, „Theatrum philosophiae christianae" 1623, u. A. sind meist vergessen.

F. A. Eckstein in Ersch und Gruber's Encyklopädie III, 12, S. 31 ff. — [illegible]it, Geschichte des Gymnasiums in Hanau 1865, S. 48 u. S. 61 ff., [illegible] auch ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften befindet.

R. Hoche.

Parhamer: Ignaz P. wurde am 15. Juni 1715 zu Schwanenstadt in Oberösterreich als Sohn wohlhabender, wegen ihrer Rechtschaffenheit und ihres ungemein Wohlthätigkeitssinnes geachteter und beliebter Bürgersleute geboren. Sehnlichst wünschten sie, daß ihr Sohn sich zum Priester heranbilde. Er genoß die erste Schulbildung in seinem Geburtsorte und absolvirte das Gymnasial- und philosophische Studium in Linz, wohin seine Eltern mittlerweile übersiedelt waren. Seine eigene Neigung bezüglich der Wahl seines zukünftigen Berufes stimmte mit dem Lieblingswunsche seiner Eltern überein. Die von ihm angesuchte Aufnahme in den Jesuitenorden wurde jedoch mit dem Hinweise auf seine schwächliche Gesundheit vorläufig abgelehnt. Er ging zunächst nach Wien, begann hier Theologie zu studiren und fand endlich am 17. October 1734 Aufnahme in das Jesuiten-Collegium zu Trencsin in Ober-Ungarn. Gleich nach zurückgelegten Probejahren im Lehrfache verwendet, lehrte er durch zwei Jahre die Humaniora in Belgrad, ein Jahr lang Poesie und Rhetorik in Erlau und wieder ein Jahr lang die gleichen Fächer in Neusohl. Zu Tyrnau, wo er die theologischen Studien beendete und drei Jahre als Katechet der deutschen Jugend wirkte, wurde er 1744 zum Priester geweiht. In demselben Jahre veröffentlichte er das Buch „das folgsame Kind", dessen zweite Auflage, in Verse gebracht, 1748 erschien. Im J. 1745 hörte P. in Graz das kanonische Recht und war dort als Katechet in der Kirche des Jesuiten-Collegiums thätig. Nach Vollendung des dritten Probejahres zu Judenburg in Ober-Steiermark kam er 1746 nach Wien. Er lehrte hier Dialektik und wurde von der Wiener Universität zum Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste promovirt. Seit dem Jahre besorgte er auch den Religionsunterricht in der akademischen Kirche und in der Kirche am Hof zu Wien. Die Kaiserin Maria Theresia übertrug ihm 1748 die Aufsicht über die Trivialschulen. Parhamer's im J. 1750 erschienener „Katechismus für drei Schulen und mit gewöhnlichen Schulgesängen" errang große Erfolge und eine weit über die Grenzen der Wiener Erzdiöcese hinaus reichende Verbreitung. Er wurde wiederholt aufgelegt und in die ungarische, serbische und böhmische Sprache übersetzt. An dieses für jene Zeit sehr verdienstliche Schulbuch schloß sich Parhamer's im J. 1752 veröffentlichter „Historischer Katechismus mit historischen Fragen, Glaubens- und Sittenlehren". Auch Parhamer's Obere bewiesen, daß sie seine Tüchtigkeit würdigten, indem sie ihm ein weiteres Gebiet der Wirksamkeit eröffneten. Er wurde katechetischer Missionär der Wiener Erzdiöcese und bald darauf Superior der katechetischen Missionen in den Diöcesen Wien, Salzburg, Seckau, Görz, Raab und Gran. Er durchpilgerte im Auftrage der Kaiserin diese Gegenden und organisirte in den Hauptstädten der betreffenden Länder „Christenlehr-Bruderschaften", wie sie Papst Paul V. schon 1571 bestätigt und allen Bischöfen empfohlen hatte. Die Kaiserin Maria Theresia, ihr Gemahl und ihre Kinder schrieben sich in das Verzeichniß dieser Bruderschaft ein und unterstützten dadurch wesentlich die Bemühungen Parhamer's. Noch jetzt singt das katholische Volk Oesterreich's bei der Spendung des Segens das von P. eingeführte Lied: „Heilig, heilig, heilig". Der Ruf der ihm eigenen Beredtsamkeit, seine ebenso würdevollen als volksthümlichen Vorträge lockten Alt und Jung von Nah und Fern herbei. Die Kirchen vermochten zumeist die Zuhörerschaft nicht zu fassen. Der Gemahl Maria Theresia's, Kaiser Franz I., wählte ihn im J. 1758 nach dem Tode des Paters Bittermann zu seinem Beichtvater. Es wird auch dem Einflusse des Kaisers zugeschrieben, daß Maria Theresia im J. 1759 P. die Leitung des Wiener Waisenhauses am Rennwege übertrug, dessen Räume sie in der Folge auf Parhamer's Antrag durch Ankauf angrenzender Gebäude [illegible]lich vergrößern[illegible]. Das Waisenhaus nahm unter seiner Leitung einen [illegible]wohnten Aufschwung. Ueber seinen Lehr- und Erziehungsplan finden [illegible]irte Angaben

n Buche von G. Rieder, die zum großen Theile auf Parhamer's Jahres-
en beruhen. Die Knaben waren in acht, die Mädchen in vier Schulclassen
lt. Die Kinder wurden im Lesen, Schreiben und Rechnen, in der Recht-
ung, der Geographie, dem Zeichnen und der Musik, die Knaben im
zieren und der Kriegskunst“, die Mädchen in Handarbeiten unterrichtet.
dem hatten sie ein Handwerk, insbesondere die Knaben das von Schneidern,
machern oder Schreinern zu erlernen, die Mädchen aber mußten die
e zurichten und in Stand halten. Die Knaben waren in eine Abtheilung
iere und drei Compagnien Grenadiere und Füseliere vertheilt, deren jede
mirt und vollständig ausgerüstet war. Sie vollführten unter Leitung eines
ichen Officiers als Exerciermeisters alle militärischen Uebungen mit Ge-
n und Feldstücken. Diese Exercitien und Kirchenparaden, die nicht selten
er Kindergeneral“ selbst commandirte, übten große Anziehungskraft auf
r und Fremde; sie wurden allmählich eine Sehenswürdigkeit Wiens. Der
Lehr- und Erziehungsplan Parhamer's fand bei Zeitgenossen und späteren
hriftstellern verschiedene Beurtheilung. Es zeigt von richtiger Erkenntniß,
P. selbst sagt, die Anstalt habe die Aufgabe, taugliche Beamte und Lehr-
r, gut gesittete Bürger, emsige Arbeiter, vortreffliche Künstler, getreue
boten heran zu bilden. Friedrich Nicolai hebt die allenthalben „sehr
nische Ordnung in diesem auf alle Weise sehr merkwürdigen Waisenhause“
. Er meinte den Kindern anzusehen, daß ihre jugendliche Lebhaftigkeit
der Last einer militärischen Subordination unterdrückt sei. „Kein
kter war zu unterscheiden, sondern einer sah aus wie der Andere, Alle steif
wie in einem Rahmen eingespannt“. P. selbst sah in den Exercier-
ngen seiner kleinen Armee kein bloßes Kinderspiel. Er hatte einen
ogischen Zweck dabei im Auge. Die Kinder sollten Ernst und Höflichkeit
erkehr, Gehorsam gegen Obere lernen, eine gute Körperhaltung annehmen,
dere Fertigkeit und Geschicklichkeit bekommen, sich an Reinlichkeit gewöhnen,
hrgefühl sollte geweckt werden. Der Aufschwung des Wiener Waisenhauses
Parhamer's Leitung zeigte sich auch in der Zahl der dort untergebrachten
r, sie stieg von 300 auf nahezu 800, die Stiftungen von 49446 Gulden
08.200 Gulden. Auch Kinder aus bemittelten Familien wurden als Kost-
im Parhamer'schen Waisenhause untergebracht. Nach dem Tode des
rs Franz I. wurde P. für einige Jahre Beichtvater der Erzherzogin
beth. Die Kaiserin Maria Theresia und die Erzherzoginnen besuchten
rholt das Waisenhaus, wohnten dem von P. geleiteten Gottesdienste und
Andachtsübungen bei. Die Erzherzoge Karl Leopold, Ferdinand und
milian erhielten in Parhamer's Institute ihren ersten militärischen Unter-
Die Erzherzoginnen zeichneten ihn durch Erinnerungen und Briefe aus.
Parhamer's Kosten ging der Lehrer Anton Felkel bei St. Stefan 1768 in
erühmte Schule nach Sagan, um dort eine bessere Unterrichtsmethode zu
, die dann auch im Wiener Waisenhause eingeführt wurde. In der 1774
enenen Schrift von der „Beschaffenheit des Waisenhauses Unserer Lieben
en am Rennweg“ stellte P. die ganze Einrichtung dieser großartigen
anitäts-Anstalt dar und vertheidigte sie gegen manche laut gewordene An-
. P. blieb auch nach Aufhebung des Jesuiten-Ordens unbeirrt Director
Waisenhauses. Maria Theresia anerkannte im J. 1777 sein verdienstliches
en durch Verleihung der Titular-Propstei Drózó in der Erlauer Diöcese
erschien mit den Erzherzoginnen zu seiner Benediction und Infulirung am
September. Im Todesjahre der Kaiserin 1780 veröffentlichte P. sein Buch
ulregel für die Eltern, Kinder und Lehrer“. Er wurde im J. 1781 zum
or Magnificus der Universität Wien gewählt. Papst Pius VI. besuchte
Waisenhaus am 11. April 1782. P. ließ zur Erinnerung einen Denkstein

setzen. Bei der Reform der Humanitäts-Anstalten unter Kaiser Josef II. wurde der Propst P. „Oberdirector der sämmtlichen Waisenhäuser in den k. k. Erbstaaten“, im folgenden Jahre auch Director des k. k. Findelhauses und später Director der Stiftungs-Commission. Als P. vom Kaiser Josef II. anstatt der Propstei Drózó und der bisher bezogenen Pension als ehemaliger kaiserlicher Beichtvater die Abtei Lekér in der Diöcese Waitzen erhielt, verwendete er die Einkünfte mehrerer Jahre darauf, die Abtei zu verbessern, Schloß, Kirche und Schule zu restauriren. Als am 20. April 1783 die neue Pfarreintheilung von Wien ins Leben trat, wurde P. auf Wunsch Kaiser Josefs II. Pfarrer an der neuerrichteten Wiener Pfarre im Waisenhause zu Mariä Geburt am Rennweg. Am 2. Juni 1783 errichtete P. in seiner Vaterstadt Schwanenstadt eine Waisenstiftung. Am 14. October desselben Jahres wurde das Parhamer'sche Institut am Rennweg aufgelassen; die Kinder in das neue Waisenhaus in der Währingerstraße versetzt. P. blieb als Pfarrer am Rennwege zurück. Das Scheiden aus dem ihm lieb gewordenen Wirkungskreise inmitten der Waisenkinder scheint dem Greise sehr nahe gegangen zu sein. Er kränkelte von diesem Augenblicke an und starb am 1. April 1786.

Quellen: v. Helfert, die österreichische Volksschule. Geschichte, System, Statistik. 1. Band (Prag 1860). — v. Arneth, Geschichte Maria Theresia's. 4. Band (Wien 1870). — v. Wurzbach, biographisches Lexicon. 21. Theil (Wien 1870). — G. Rieder, Ignaz Parhamer's und Franz Anton Marxer's Leben und Wirken (Wien 1872). — Topographie von Niederösterreich. Herausgegeben vom Vereine für Landeskunde von Niederösterreich. 1. Band. (Wien 1877.)

A. Felgel.

Parish: John P., Kaufmann. Zu denjenigen Notabilitäten Hamburgs, deren Bedeutung nicht nur in ihrem wohlerworbenen Reichthum, sondern in ihrer selbsterworbenen geistigen und moralischen Capacität liegt, gehört auch der Obengenannte, welcher, obgleich kein Hamburger, auch kein Deutscher von Geburt, doch länger als 50 Jahre als ein guter Bürger Hamburgs sich bewiesen hat. Geboren im März 1742 zu Leith in Schottland, anscheinend keiner hervorragenden Familie entsprossen, kam er kaum 15jährig im J. 1756 nach Hamburg, vermuthlich in das Haus und Geschäft eines hier etablirten Landsmanns, vielleicht eines der Mitglieder der privilegirten Englischen Factorei (der sog. Court). Als er später sein eigenes Handelsgeschäft gründete, trat er dieser Genossenschaft nicht bei, sondern zog es vor, dem Gemeinwesen als Bürger anzugehören. Mit guten Naturgaben ausgestattet, deren Cultivirung — auch ohne die Beihülfe höherer Bildungsanstalten (in einer von ihm verfaßten Staatsschrift erklärte er später, etwaige Formfehler entschuldigend, daß er niemals eine andere Bildungsanstalt als die Comptoirschule besucht habe) — ihn bald zu einem klugen, kenntnißreichen Weltbürger förderte, gelang es ihm, sein Haus zu einer respectabeln Größe zu erheben, und seiner Firma eine anerkannte Reputation besten Klanges zu verschaffen. Nachdem sein Haus nun auch die allgemeine Geschäftskrisis von 1799 unerschüttert überstanden hatte, zählte es ohne Frage zu den solidesten des Hamburger Großhandels. Die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte bereits 1793 dem ehrenwerthen P. ihr Consulat in Hamburg (beiläufig: das erste seiner Art in Deutschland) anvertraut, von welchem Posten er jedoch 1796 freiwillig zurücktrat. — Im J. 1801 befand sich Hamburg in großer Bedrängniß, indem die plötzliche Besetzung der Stadt durch dänische Truppen, die Bedrohung des freien Elbverkehrs durch fremde Kriegsschiffe, sowie die nur zu begründeten Gerüchte über eine demnächstige Mediatisirung und Annectirung der Republik Hamburg durch eine der mehreren beutelustigen Monarchieen, den Welthandel der Stadt völlig brachlegten. Dem Senat erschien es deshalb angezeigt, durch eine [illegible]

zwar keines Diplomaten, sondern eines sachkundigen gewandten Kaufmanns,
Londoner Cabinet davon zu überzeugen, wie sehr Englands commercielles
teresse dabei betheiligt sei, daß Hamburg schleunig von der dänischen Occu-
ion erlöst werde, und ein freies, selbständiges Gemeinwesen mit anerkannter
utralität, auch ferner bleibe, wofür Englands Vermittelung bei bevorstehenden
iedenstractaten anzurufen. Diese Mission übertrug der Senat dem zufällig
London anwesenden John P., welcher die schwierige Aufgabe als seine
rgerpflicht willfährig übernahm und sie mit Geschick in taktvollster Weise
lgreich zu lösen verstand. In einem amtlichen Schreiben drückte der Senat
h Parish's Heimkehr demselben seine wie der ganzen Stadt Dankbarkeit in
rkennenden Worten aus. — Im J. 1806 feierte P. in seiner Villa zu
nsteden an der Elbe ein seinem 50jährigen reichgesegneten Aufenthalt in
mburg gewidmetes Fest. Jedem der zahlreichen Theilnehmer überreichte er
e deshalb geprägte Denkmünze, welche in Gaedechens' Werk über die Ham-
ger Münzen und Medaillen (I, 194) abgebildet und beschrieben ist. Als
chiedener Feind der französischen Weltherrschaft, war er ein warmer Freund
d Verehrer Blücher's, welcher 1806 als Kriegsgefangener in Hamburg lebte
d Parish's Gastfreundschaft genoß. Nach dem Frieden 1814 ließ P. eine
ohl Hamburgs Befreiung andeutende, als Blücher's Feldherrnruhm verherr-
ende Medaille anfertigen, welche in genanntem Münzwerk (I, 195) beschrieben
In demselben Jahre gedachte Hamburgs Senat nochmals Parish's handels-
itische Kenntnisse und Erfahrungen zu benutzen, indem er ihn zum Beige-
neten einer nach London bestimmten Mission ernannte. Doch scheint P. diese
re abgelehnt zu haben, da sein ältester Sohn, John P. jun. des Vaters
elle in dieser Gesandtschaft vertrat. — Später lebte er vorzugsweise in Eng-
d, nachdem er sein Hamburger Domicil aufgegeben und seine Firma, sein
adt- und Landhaus seinen Söhnen übertragen hatte. Unter diesen wie
ter unter seinen Enkeln erhielt das von ihm gegründete Handelshaus noch
ge Zeit seinen alten Glanz und wurde erst 1842 aufgelöst. — P. starb zu
th in England im December 1829. — Sein Name lebt in Hamburg noch
fort in seines Enkels Charles Wittwe, Frau Auguste P. geb. Godeffroy,
Vorsteherin des (Sieveking'schen) weiblichen Vereins für Armen- und Kranken-
ege, sowie in einer, armen Schulkindern gewidmeten milden Stiftung seiner
66 gestorbenen Enkelin, Frl. Harriet Parish.
(Zum Theil nach archivalischen Quellen.) Beneke.

Parix: Johann P. nennt sich ein deutscher Buchdrucker des 15. Jahr-
nderts in Toulouse. Zwar wird als sein Name oft auch Paris angegeben
d als der Ort seiner Druckerthätigkeit wird — und wurde namentlich in
herer Zeit — auch Tolosa in Spanien bezeichnet. Das erste ist vollständig un-
ründet, denn unser Meister schreibt sich immer nur Parix. Die andere Angabe
einen Stützpunkt in dem Umstand, daß in den Schlußschriften seiner Drucke
elmäßig die (lateinische bezw. spanische) Namensform Tholosa oder Tolosa
t, sowie auch darin, daß unter diesen Drucken, die sonst alle lateinische Texte
halten, auch drei spanische sich finden. Allein für die kleine spanische Pro-
cialstadt ist dies so wenig beweisend, als es die analogen Erscheinungen bei
rix' Berufsgenossen in Toulouse, Heinrich Mayer (s. A. D. B. XXI, 95)
d. Daß vielmehr auch P. so gut wie dieser in Toulouse druckte, geht mit
herheit aus der näheren Wohnungsangabe „juxta pontem veterem", die sich
einem seiner Drucke findet, hervor. Denn wie Desbarreaux-Bernard in der
rift „L'imprimerie à Toulouse aux XVe, XVIe et XVIIe siècles, 2. éd.
68, p. 27 und 59 mittheilt, hat es in Toulouse mehrere Ponts vieux gegeben
d existirt dort heute noch eine Rue du Pont Vieux, während von Tolosa
hnliches sich nicht nachweisen läßt. Auch auf den andern Umstand möchten

wir aufmerksam machen, daß in einem von Parix' Drucken (der „Legenda aurea" des Jacobus de Voragine, s. a.) ein „professor fidei" Jacobi als Corrector vorkommt. In Tolosa hat es nie einen „professor fidei" gegeben, wohl aber in Toulouse, wo an der Universität eine theologische Facultät bestand. Daß an diese Stadt auch bei dem „Tholosa" der Parix'schen Drucke zu denken ist, steht somit außer Frage. Wie lange aber P. in Toulouse als Buchdrucker thätig gewesen, ist weniger sicher. Sein Name kommt überhaupt nur auf Drucken der Jahre 1479, 1480 (vielleicht auch 1481) und — in Verbindung mit dem sonst unbekannten Drucker Stephan Cleblat — 1489 vor. (Falsch ist die Namensform Clebat für den Genossen des P. und unrichtig ist es auch, wenn oben Band XXI, S. 95 gesagt ist, der Letztere, P., habe bis 1486 gedruckt.) Aber wie jedenfalls in der Zwischenzeit zwischen den genannten Jahren, so ist er möglicher Weise auch vor und nach denselben thätig gewesen. Insbesondere ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß die fünf ohne Bezeichnung des Druckers erschienenen Toulouser Drucke, welche Desbarreaux-Bernard a. a. O. S. 35 ff. aus den Jahren 1476—1479 unter dem Titel: „Les ouvriers de Schoiffer (?)" aufführt, aus des P. Presse hervorgegangen sind, wenn sie gleich andere, ältere Typen aufweisen. P. wäre in diesem Fall der Prototypograph von Toulouse. Hievon abgesehen beträgt die Zahl der Drucke, welche sei es nach der Schlußschrift sei es nach den Typen diesem Meister zugehören, nach der Aufzählung bei Desbarreaux-Bernard (bezw. bei Mendez, s. weiter unten) zehn. (In einem derselben nennt sich P. Johannes Theutonicus, welche Bezeichnung also keineswegs, wie vielfach geschieht, auf einen andern, sonst unbekannten Meister zu beziehen ist.) Hervorgehoben mag unter diesen Drucken des Angelus de Gambiglionibus de Aretio Lectura super titulo de actionibus institutionum 1480 werden, welche Desbarreaux-Bernard a. a. O. S. 54 eines der schönsten Druckdenkmale Frankreichs aus den Anfängen der Buchdruckerkunst nennt. Die genannte Zahl bezeichnet übrigens nicht sämmtliche Erzeugnisse von Parix' Presse. Aus ihr ist gewiß noch mancher der undatirten Toulouser Drucke (s. Desbarreaux-Bernard a. a. O. S. 64 ff.) hervorgegangen; von mit des Meisters Namen gezeichneten aber sind dem erwähnten Bibliographen jedenfalls zwei entgangen, des Vincente Arias de Balboa „Comentarios sobre el Ordenamiento de Alcala", Jahr unbekannt, (s. Fr. Mendez, Tipografia española 2. ed. corr. etc. por D. Hidalgo", 1861, p. 292) und des Petrus de Osoma „Commentaria in Sinbolum [sic] quicunque vult," s. a. (s. A. Claudin „Origines de l'imprimerie à Albi", 1880, p. 64 sq. Not. 3), Drucke, welche auch dadurch bemerkenswerth sind, daß in ihnen (jedenfalls im zweitgenannten) neben dem Namen des Druckers auch der Ort seiner Herkunft angegeben ist, nämlich Heidelberg. Auf diese letztere Notiz beschränkt sich zugleich alles, was wir über die persönlichen Verhältnisse des Mannes wissen. Wir können höchstens noch aus dem Nichtvorkommen seines Namens in der Heidelberger und mancher anderen Universitätsmatrikel mit einiger Wahrscheinlichkeit den Schluß ziehen, daß er nicht zu den gelehrten Buchdruckern zählte und daß das Magister, welches er vor seinen Namen setzte, nur den Meister, nicht den Magister artium bezeichnet. Möglich, daß er aus einer der Mainzer Druckerwerkstätten hervorgegangen ist, wiewol es hiefür nach dem, was wir nun über seine Heimat wissen, keine Bedeutung mehr hat, daß der Name Paris (= Parix?), wie v. d. Linde „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst", 1886, III S. 717 mittheilt, in Mainz vorkommt. Zum Schluß müssen wir noch das Signet erwähnen, das in des P. Drucken aus der Zeit seiner Verbindung mit Stephan Cleblat sich findet (vorher scheint er keines gehabt zu haben). Es ist auf schwarzem Grund ein weißes Kreuz mit zwei Querbalken und einem Stern unter denselben. An den Fuß des Kreuzes lehnen sich die Monogramme der Drucker an; aber während links ganz deutlich

S und C zu lesen ist, steht rechts ein eigenthümlich geformtes J und ein ganz unverkennbares R, nicht ein P; höchstens könnte man sagen, daß in dem R auch das P steckt. Und merkwürdig, dasselbe Monogramm (J R), wieder mit dem eigenthümlichen J und wieder an ein weißes, wenn auch etwas anders geformtes und anders gestelltes Kreuz mit zwei Balken angelehnt findet sich in den Drucken des Joh. Rosenbach (s. Mendez a. a. O. S. 60), der von 1494 ab in Barcelona und andern Orten Spaniens als Buchdrucker thätig war. Nehmen wir dazu, daß auch Rosenbach Heidelberg als seine Heimat bezeichnet, so liegt in der That der Gedanke nahe, daß zwischen P. und ihm irgend eine Beziehung bestehen müsse. Durch Vergleichung von Rosenbachs Drucken ließe sich dies vielleicht des Näheren feststellen. Da uns solche aber nicht zu Gebote stehen, so möge es genügen, hier zum ersten Male auf die auffallende Erscheinung hingewiesen zu haben.

Vergl. die oben genannten Schriften von Desbarreaux-Bernard und Mendez, in welchen man auch Reproductionen aus Parix' Drucken und zwar bei Desbarreaux-Bernard Taf. 15 Fig. 2 und bei Mendez S. 379 das besprochene Druckerwappen, bei Ersterem Taf. 1 ff. auch Wasserzeichen und Taf. 7 und 8 Typenproben findet. Steiff.

Parizek: Alexander P. (nach Wurzbach ist der Name in den czechischen Schriften Pařizek gedruckt, was Parzizek zu sprechen ist), katholischer Geistlicher, geb. zu Prag am 10. November 1748, † daselbst am 15. April 1822. Er studirte die Humaniora in Jesuitenschulen, trat mit 17 Jahren zu Leitmeritz in den Dominicanerorden und studirte dann Theologie zu Brünn und Prag. Nachdem er einige Zeit Katechet in Prag gewesen, wurde er 1783 Director der Hauptschule in Klattau. Als das dortige Dominicanerkloster aufgehoben wurde, wurde er Weltgeistlicher. Auf die Empfehlung des Bischofs Kindermann (s. A. D. B. XV, 758) wurde er 1791 zum Director der Prager Musterschule ernannt. 1798 wurde er Ehrendomherr in Leitmeritz, 1802 zu Prag Dr. theol. honoris causa, 1811 Decan der Prager theologischen Facultät, 1816 infulirter Prälat. Er hat mehrere pädagogische und erbauliche Schriften in deutscher und czechischer Sprache veröffentlicht. Seine „Erklärung der sonn- und festtäglichen Evangelien für Schulen" hat fünf, die „Erklärung der Episteln" zwei Auflagen erlebt. Auch seine Gebetbücher, „Gebetbuch für Frauenzimmer" und „Weg zur Seligkeit" waren früher in katholischen Kreisen sehr verbreitet. P. hat auch einige Messen und andere Sachen für Kirchenmusik componirt und viele Zeichnungen und einige Gemälde hinterlassen.

Waitzenegger, Gel.-Lexikon, 2, 84. — Wurzbach, Lexikon 21, 314.
Reusch.

Parkentin: Johann v. P., auch Berkentin geschrieben, aus der bekannten holsteinisch-lauenburgischen Ritterfamilie, war als Johannes V. der 26. Bischof von Ratzeburg und Nachfolger seines am 21. Januar 1479 verstorbenen Vorgängers Johannes IV. Stalkoper aus Wismar, der, obwohl im Geruche in Besitz der Goldmacherkunst zu sein, sein Bisthum stark heruntergebracht hatte. P. gelang es durch ein meist gutes Verhältniß zu den Herzogen von Mecklenburg und Sachsen-Lauenburg sein kleines viel angestrittenes Stift (das heutige mecklenburg-strelitzische Fürstenthum Ratzeburg mit ca. 20 000 Einwohnern) bedeutend zu heben, auch in seinem großen, noch in Mecklenburg zwischen Wismar, Eldena (an der Elde bei Dömitz) und der Elbe belegenen Sprengel wieder seine Rechte zur Ausübung zu bringen, obwohl ein Priester in Grabow es wagen konnte, von einem bischöflichen Edicte, Malvasier bei der Celebrirung der Messe zu gebrauchen, an den mecklenburgischen Herzog zu appelliren! Er wurde in Betheiligung gezogen bei dem bekannten Sternberger Hostienproceß, [illegible] 1492 zur Verbrennung von 27 Juden in Sternberg und

des Priesters Peter Däne (s. A. D. B. IV, 726) 1493 in Rostock führte, und in die Streitigkeiten der Rostocker Domfehde 1486—91. Als kriegführendes Mitglied nahm er theil an der verwüstenden Lübeck-Mecklenburger Fehde von 1505—1507 wegen der Fischerei auf der Stepenitz. Das Wichtigste seiner Bischofszeit ist die Umänderung, transmutatio, des Ratzeburger Domcapitels, welche durch eine Bulle Papst Julius II. vom 22. Mai 1504 erfolgte. Seit der Gründung des Stiftes 1158 (oder 1154) hatte das Capitel durch Bischof Evermod dem Prämonstratenserorden angehört und war bis dahin in der mönchischen Organisation und bei der weißen Prämonstratensertracht geblieben. Erst seit dem Bischofe Stalkoper war ein Beziehen getrennter Curien und das Tragen eines blauen Ueberrockes (almutium) eingetreten; 1504 wurde dann die Verwandlung in ein weltliches Chorherrnstift durchgeführt. P. war angeblich ein Sohn des Detlev v. P. auf Lütgenhof, er ist seit 1460 nachweisbar als Canonicus, zum Bischof wurde er gewählt am 31. Januar 1479, starb am 15. Juni 1511 und wurde im Dom begraben. Als sein Nachfolger wurde am 28. Juni schon Heinrich (III.) Bergmeier (Bergmeyger, Berk-, Barkmeyer), † am 2. October 1524, gewählt; niederer Abkunft aus Hamburg, im Schreibdienste des Herzogs Johann von Lauenburg in die Höhe gekommen.

Ausführliche Darstellung mit Quellennachw.: G. M. C. Masch, Gesch. des Bist. Ratzeburg. S. 371—408. — Potthast, Bibl. Supplem. S. 431.

Krause.

Parleberg: Johann P., Geistlicher und Universitätslehrer für römisches und canonisches Recht, aus einer alten Stralsunder Patricierfamilie, von welcher mehrere Mitglieder in Prag (1377—86) studirten und akademische Grade erwarben, war der Sohn des Stralsunder Rathsherrn Arnold P. (1453—76), aus dessen erster Ehe mit Myntеke Liskow, übersiedelte aber in der Mitte des XV. Jahrhunderts mit mehreren Geschwistern nach Greifswald, wo sich seine Schwester Margarete P. mit Mathias Glewing, aus einer alten durch Stiftungen namhaften Familie, vermählte und sein Bruder Hermann P. von 1476—89 die Rathsherrnwürde bekleidete. Er selbst hatte zur Zeit der Gründung der Greifswalder Universität und des mit dieser verbundenen Domstiftes, seine Studien schon beendet und die drei Grade in der Artistenfacultät bereits erworben, demzufolge er, bei der Einweihung beider Körperschaften, am 19. October 1456, als Magister immatriculirt wurde, und am 12. Juni 1457 die Würde als Domherr bei der Nicolaikirche empfing. Anfangs Mitglied der Artistenfacultät wirkte er in dieser (1456—57) als Examinator und Decan, widmete sich aber zu gleicher Zeit auch juristischen Studien, und hörte die Vorlesungen von Dietrich Zukow und Georg Walter über römisches und canonisches Recht. Nachdem er dann in beiden Rechten die unteren Grade erworben hatte, erhielt er (1461) eine ordentliche Professur für römisches Recht, und schenkte bei seinem Abgange aus der Artistenfacultät an deren Bibliothek mehrere Texte und Commentare zum Aristoteles. In der Folge (1468) zum Doctor legum promovirt, empfing er die obere Leitung der Juristenfacultät und verwaltete (1466—82) wiederholt das Rectorat. In dieser Zeit war sein Ruf als Rechtsgelehrter schon so anerkannt, daß die pommerschen Herzoge Erich II. und Wartislaw X. ihn, mit mehreren ritterschaftlichen und städtischen Abgeordneten, im October 1469 nach Petrikau zum Könige Kasimir IV. von Polen sandten, damit er gegen die Ansprüche der Markgrafen von Brandenburg auf das erledigte Herzogthum Stettin, hinsichtlich welcher ein schiedsrichterlicher Spruch vom polnischen Herrscher erbeten wurde, die Rechte der Wolgaster Linie vermöge seiner juristischen Kenntnisse vertheidige. Als dann, infolge der von seinen Amtsgenossen Mathias v. Wedel (1465), sowie von Georg Walter und Jaroslaw Barnekow (1471) vor Friedrich III. zu Regensburg geführten ähnlichen Verhandlungen, der Kaiser

itenden Parteien zu einem Vergleiche nach Röreke bei Schwedt berief, sich die Wolgaster Herzöge, neben Georg Walter und Hermann Schlup- (1472) auch durch Johann P. vertreten, und ermächtigten ihn auch llziehung des am 30. Mai 1472 zwischen Pommern und der Mark ge- nen Friedens zu Prenzlau. Nach Walters Tode (1475) erhielt er die Stelle eines Ordinarius der Juristenfacultät, als welcher er über das nische Decret und die fünf ersten Bücher der Decretalen zu lesen, sowie nalen der Universität zu führen hatte, und kurz zuvor (1474), nach h Bukow's sen. Tode, auch die Würde des Präpositus an der Nicolai- rche. Mit dieser Wirksamkeit vereinigte er noch ein Canonicat in Stettin, nter eines Vicekanzlers und Subconservators der Universität, sowie eines hen Rathes und Syndicus beim Camminer Domcapitel. In dieser ein- hen Stellung hatte er wiederholt Gelegenheit, eine schiedsrichterliche keit auszuüben, sowie die pommersche Geistlichkeit in ihren Rechten zu , u. a. vermittelte er in dem Processe zwischen dem Rector Prof. Joh. nd dem Rathe, sowie in den Streitigkeiten zwischen dem Bürgermeister chmiterlow I. und der Bürgerschaft, und zwischen den Parteien innerhalb demischen Concils (1481—83); andererseits protestirte er (1481—82), neinschaft mit dem übrigen pommerschen Clerus, gegen die einseitig vom vollzogene Wahl des Bischofs Marino de Fregeno von Cammin, schützte r jedoch gegen die an ihm in Greifswald verübten Gewaltthaten, wofür schof aus Dankbarkeit die Privilegien der Nicolai-Domkirche vermehrte. ein geachtet und verehrt starb P. am 9. Juli 1483, und wurde in der kirche bestattet, in welcher sein Grabstein noch erhalten ist. Auch seine und seine theils nach G. Walter's Vorlesungen, theils selbständig ge- ten Collegienhefte, welche nach seinem Tode zuerst auf seinen Schüler Meilof (s. A. D. B. XXI, 218) und den Domprediger Everhard Grothus gen, befinden sich im Besitz der Bibliothek der Nicolaikirche.

Quellen: Kosegarten, Gesch. der Univ. I, 89. 93—95; II, 180—196. . Studien, XVI, 2, S. 73—129; XX, 2, S. 169 ff. — Pyl, Pom. alogien II, 260—296; Gesch. der Greifswalder Kirchen, 412, 813—817. Dinnies, stem. Sund.; Mon. Prag. I, 246, 282, 179; II, 125.

Pyl.

arler oder die Familie der Meister von Gmünd. — Nachdem Grueber „Gmünd" nur das wichtigste Glied dieser Familie, Peter, näher behandelt scheint es zweckmäßig, hier unter „Parler" eine Uebersicht über die ganze r zu geben. Sicher ist freilich der Zuname Parler nur bei Peter selbst, n er auch von seiner anfänglichen Parlierstellung herkommen könnte, und en Söhnen, sowie bei seinem Bruder Michael. Dagegen bleibt die Frage, Stammvater Heinrich auch schon Parler und nicht Arler hieß, bis jetzt im Streit wie die andere, woher er stammte, solange wir keine absolut ssige Entscheidung über den ursprünglichen Wortlaut der Inschrift bei der des Meisters Peter im Triforium des Domes zu Prag haben. Mir ens will die Frage auch durch Grueber's Angaben noch nicht völlig abge- n erscheinen, und die Kunstgeschichte würde am besten thun, für künftig tel „Meister von Gmünd" für die ganze Familie statt des streitigen Arler arler zu acceptiren.

Das erste sichere Glied der Familie ist der Meister Heinrich (I.) Arler arler, der Vater von Meister Peter nach der bereits erwähnten Inschrift, ch dessen Herkunft der Streit herrscht, ob in dieser Inschrift ursprünglich lonia oder de bolonia oder de colonia zu lesen war. Für das letztere hat rueber entschieden, und ich selbst habe ihm früher zugestimmt. Es ist aber

doch nicht zu verkennen, daß die nachweisbaren Cölner Beziehungen der Familie eigentlich erst in die Lebzeit seines Sohnes Peter fallen; und es spricht viel für die besonders von E. Paulus vertretene Annahme, der Meister sei von Boulogne gebürtig gewesen, weil der Gmünder Bau keinerlei Einfluß des Cölner Stils verrathe, die wahrscheinlich auf Glieder der Familie von Gmünd zurückgehenden Bauten in Reutlingen und Rottweil aber entschieden französische Art an sich haben. Meister Heinrich war thätig in schwäbisch Gmünd (früher Reichsstadt, jetzt Oberamtsstadt des Königreichs Württemberg), vielleicht schon um 13[illegible], jedenfalls aber um 1356, und ist jetzt so gut als urkundlich erwiesen als der Meister der herrlichen Heiligkreuzkirche in Gmünd durch einen Eintrag im Anniversarium dieser Pfarrkirche in dem um 1520 angelegten Pfarrbuch von Gmünd (im Besitz von Commerzienrath Jul. Erhard dortselbst) fol. 21 b. Dort liest man: Anniversarium Magistri Hainrici architectoris ecclesie peragetur In die sancti Galli (= 16. Oct.) cum 1 tt (1 Pfund Heller) ad vigilias. Die Kirche war im Chor 1351 begonnen, die Einweihung 1410 hat der Meister natürlich nicht mehr erlebt.

Ein Bruder von Meister Heinrich I und namengebender Oheim für dessen Sohn Peter könnte gewesen sein der Meister Peter der Steinmetz, von Reutlingen, auf dessen Tod 1359 eine Stiftung in's Kloster Bebenhausen verfiel. Ihm kann der Abschluß des Baues der Marienkirche, welche 1343 vollendet worden sein soll, und der Anfang der inschriftlich 1358 begonnenen Nikolauskapelle (jetzt katholischer Kirche) in Reutlingen zugeschrieben werden. Daß er Beziehungen zum Bau des Sommerrefectoriums in Bebenhausen (1335) gehabt hätte, wird von E. Paulus bestritten. Die Eingliederung dieses Meisters in unsere Familie ist um so wahrscheinlicher geworden, nachdem neuestens an den spätesten Theilen der Marienkirche, der Westseite, Steinmetzzeichen entdeckt worden sind, welche eine Thätigkeit von Gliedern der Gmünder Familie an diesem Bau erweisen, bis jetzt allerdings nur Gesellenzeichen.

Als der älteste Sohn des Heinrich I. erscheint mir Meister Johannes von Gmünd. Die Annahme von Paulus, der Meister Johannes, der am Bau des 1343—1348 ausgeführten Chores im Kloster Zwettl genannt wird (s. Dom. Avanzo, Zwettl und seine Restaurirungsbestrebungen, in den Berichten und Mittheilungen des Alt.-Ver. zu Wien, Bd. XXII, S. 30, 1883), sei unser Gmünder Meister, wird durch die Wahrnehmung, daß der Grundriß des Chores in Zwettl und seines Kapellenkranzes sich mit dem des Chores der Gmünder Heiligkreuzkirche decke, sehr empfohlen. Urkundlich sicher treffen wir den Meister und seine Frau Katharina in Basel 1357—1359. Er leitet da den durch das Erdbeben von 1356 nothwendig gewordenen Wiederherstellungsbau des Münsters, insbesondere des Chores (vgl. La Roche in den Beiträgen z. Gesch. d. Basler Münsters; III. Das Münster vor und nach dem Erdbeben, Basel 1885). Am 8. Januar 1359 aber wurde Johannes von Gmünd, „ein Bürger von Friburg", zur Leitung des 1354 angefangenen Chorbaues am Münster in Freiburg im Breisgau angestellt.

Als seine Söhne werden anzusehen sein:

a) Meister Michael von Freiburg, Werkmeister des Doms zu Straßburg 1383—1385, vermuthlich nach dem Oheim Michael (s. u.) genannt und von Freiburg geheißen, weil der Vater jetzt dort seßhaft und der Sohn dort geboren war.

b) Meister Johann von Freiburg, unter dem Namen Giovanni da Firimburg 1390 als einer der deutschen Werkmeister am Dom zu Mailand genannt und wahrscheinlich identisch mit dem daselbst erwähnten „Johann den Deutschen", dagegen zu unterscheiden von dem Anni (Annes, = Hans) in *Fernach daselbst*. Ein Sohn des Johann von Freiburg könnte sein: Meister

Giovanni, aus Freiburg gebürtig, Oberhaupt der Hütte am Dombau
1402 (s. Otte, Handb. d. kirchl. Kunstarchäol., 5. Aufl. II, 525).
r Peter von Gmünd, in Prag meist Peter Parler genannt, auf
m oder unter seinen Augen gefertigten Inschriften magister petrus de
lapicida; geboren 1333, vielleicht in Gmünd, 1356—1398 Dombau-
Prag, † in Prag um 1398. Ueber ihn und seine Werke hat Grueber
IX, S. 275 ff. ausführlich gehandelt. Ich glaube von ihm darin
zu sollen, daß ich den Meister Peter wohl als Baumeister, Bildhauer
hnitzer ansehe, nicht aber auch als Maler (blos darum, weil einige
tuen bemalt sind) und nicht auch als Graveur und Ciseleur. Der
ers an einem der zwei sehr ähnlichen Reliquienbehälter in Monstran-
elche der Domschatz in Prag enthält, wird in diesem Fall richtiger
ichen des Stifters, denn als das des Verfertigers gedeutet werden.
er neueste Forscher über Peter von Gmünd, Dr. Adalbert Horčička in
die: Die Kunstthätigkeit in Prag zur Zeit Karls IV. (im 11. und
hresbericht f. d. deutsche Staatsgymnas. in Prag Altst. f. d. Schulj.
3 und 1883—1884, Prag 1883 und 1884).
verdanken wir auch die Ergänzung, daß Peter eine Schwester hatte,
Söhne Nicolaus und Johannes gleichzeitig mit ihm nach Prag über-
aren. Ferner, daß Peter dreimal verheirathet war; das erstemal mit
ila, an deren Stelle indessen schon 1359, wo sie genannt wird, die
tin getreten war, Druda (Gertrud), eine Tochter des in Cöln wohn-
inmetzen Bartholomäus v. Hamm in Westfalen und der Gattin des-
trix. Um 1380 wird die dritte Frau Agnes oder Elisabeth v. Bur
Ihr Sohn Paul war das älteste mehrerer Kinder, von denen wir aber
er wissen. Die zwei ersten Frauen hatten drei Söhne und eine Tochter
lleicht allein aus erster Ehe) hinterlassen. Führen wir noch einiges
inder an:
klas, Parlers Sohn (Nikolas Parler Synek), als Geistlicher an der
in Prag und als Canonicus 1380—1398 genannt.
ohann oder Hanns Parler (z), Steinmetz. Er ist vielleicht der
n Prag, der 1375—1386 das Mittelschiff der Sandkirche in Breslau
on 1380 an scheint er in Kuttenberg einige Zeit geweilt und an der
rakirche dort gebaut zu haben, heirathete dort vor 1383 Helena,
Gewerken Jessek, eine Wittwe. Schon vor 1388 aber ist er wieder
wo er 1398 Amtsnachfolger des Vaters war, an der Weiterführung
ues am Dom arbeitete und um 1407 starb. Er hinterließ mehrere
unter einen Johannek Parler, der noch 1418 genannt wird.
enzel Parlerz, Steinmetz, in Prag um 1383—1388 genannt.
r „Wenzla", der um 1411—1419 am Regensburger Dom thätig
ie Veste Ernfels wieder aufbaute, 1419 eine Wittwe Elsbeth hinter-
, war nach Neumann (Verhandl. des hist. Ver. von Oberpfalz und
40, 1886, S. 233 f) kein Glied der Familie von Gmünd, sondern
vater der Roritzer.
e Tochter erscheint 1383 als Gattin des am Dom zu Prag arbei-
inmetzen Michael aus Cöln, der möglicherweise ein Sohn des dortigen
isters Michael (1364—1387 genannt) war (s. u.).
aul, Steinmetz, 1383—1388 in Prag genannt, soll 1388 den Bau
enkirche in Breslau geleitet haben (?).
ael von Gmünd, Steinmetz, als Michael de Gmund lapicida
er und als Bruder Peters zwischen 1380 und 1383 zu Prag vor-

Heinrich (II) von Gmünd, trotz allem, was im Wege zu stehen scheint, doch wahrscheinlicher ein Bruder als ein von einem andern Bruder stammender Neffe des Meisters Peter. Um 1380—1383 ist er in Prag beschäftigt. 1387 aber treffen wir ihn als magister Heinricus de gemunden lapicida in Brünn im Dienst des Markgrafen Jodok von Mähren, ohne Zweifel als Leiter am Bau der St. Jakobskirche, neben ihm als seine Gattin Drutginis, Tochter des Cölner Dombaumeisters Michael (s. o.). Auch Schloß Pernstein in Mähren wird ihm zugeschrieben. Vom 28. November 1391 bis 29. Mai 1392 wirkte er als heinrichus da gamundia oder Enrico da Gamodia am Dom zu Mailand, konnte aber ebensowenig als die anderen deutschen Meister dort seine Anschauungen gegenüber denen der italienischen Meister durchsetzen. Er soll sich dann in Bologna niedergelassen haben; in dem Lavabo der Certosa zu Pavia findet sich eine Büste, die dem Enrico da Gamodia zugeschrieben wird, ein ausgezeichnet charaktervolles Gesicht, (Gipsabguß im Besitz von Commerzienrath J. Erhard und in der Heiligkreuzkirche zu Gmünd). Der Enric Alamant (Heinrich der Deutsche), der am Ende des 14. Jahrhunderts das reizende Portal des Doms zu Palma auf den Balearen, die Puerta del Mirador, schuf und eine förmliche Kunstschule auf den Balearen gründete (s. Deutsche Kunst auf den Balearen, im christl. Kunstbl. 1867, S. 49 ff.), wird wohl ebenfalls unser Meister gewesen sein.

Das Stammzeichen der Familie der Meister von Gmünd kann beschrieben werden als ein doppelter rechter Winkelhaken, d. h. an den kürzeren Schenkel eines rechten Winkels, der nach rechts unten gekehrt ist, ist am rechten Ende gegen unten im rechten Winkel wieder ein längerer dem oberen gleicher Schenkel angeschlossen. Bei der Bildung eines Meisterschildes ist das Zeichen so behandelt, daß es (gold auf rothem Schild) oben und unten den Schildrand erreicht. In dieser Form ist es uns, als Meisterzeichen, bekannt: a) auf dem Siegel des Johannes von Gmünd an dem Freiburger Vertrag von 1359; b) gemalt am westlichen Strebepfeiler des südlichen Seitenschiffes vom Dom zu Freiburg, also wahrscheinlich demselben Meister zuzuschreiben; c) unten an der Büste des Meisters Peter von Gmünd im Triforium des Doms zu Prag (Gipsabguß im germanischen Museum zu Nürnberg, im Besitz von Commerzienrath J. Erhard und in der Heiligkreuzkirche in Gmünd); auch an der Wenzelsstatue und an einem Reliquienbehälter daselbst (s. o.); d) (nach Dr. Schulte's Nachweis) auf dem Siegel des Meisters Michael von Freiburg zu Straßburg 1385; e) (nach E. Wernicke's Nachweis) am Dom zu Augsburg unter der Apostelstatue des Philippus im Südportal des Ostchors. Auf welches Glied der Familie es hier geht, ist vorerst ganz unbestimmbar.

Ein Gesellenzeichen gleicher Form kommt z. B. am Chor des Ulmer Münsters vor.

Derselbe Meisterschild, nur dadurch variirt, daß drei kleine Hämmerlein auf dem Doppelwinkel angebracht sind, findet sich, gleichfalls gemalt, zu Freiburg neben dem unter b) beschriebenen. Man hat da wohl an einen der Söhne des Johannes von Gmünd zu denken.

Außerdem kennen wir bis jetzt drei diesem Zeichen nächst verwandte, eines am Thurm der Kapellenkirche von Rottweil als Bildhauerszeichen, mit dem eines in Reutlingen gleich zu sein scheint, ein zweites in Reutlingen, ein drittes (nach Gurlitt's Nachweis) als Meisterzeichen in einer Kapelle der St. Barbarakirche zu Kuttenberg, dieses vielleicht auf den Sohn Peters, Hans Parler, zu beziehen.

Andere von Grueber herbeigezogene Zeichen können höchstens als Zeichen von Gesellen der Gmünder Meister in Betracht kommen.

Irgendwie muß mit den Meistern von Gmünd in nächstem Zusammenhang gestanden sein der Meister Heinrich, der Steinmetz, der am Bau der Eßlinger

Frauenkirche nach 1359 erwähnt wird, und der vermuthlich mit ihm identische Meister Heinrich, der 1386 als Meister des Münsters in Ulm starb; und durch ihn dann auch sein vermuthlicher Sohn, der Meister Heinrich, der um 1386/87 dem ersten in Ulm folgte, in Eßlingen bis 1397 erwähnt wird, in Ulm aber schon 1392 durch Meister Ulrich von Ensingen (wahrscheinlich von Oberensingen bei Nürtingen, 2 Stunden von Eßlingen), möglicherweise seinen Schwiegersohn, abgelöst erscheint. Der Name Heinrich legt die Annahme eines directen verwandtschaftlichen Zusammenhangs nahe, dem steht aber entgegen der Umstand, daß diese Meister nie, wie die sicheren Glieder der Familie, den Beisatz „von Gmünd" führen. Auch die vermuthlich auf sie sich beziehenden zwei Zeichen im Chor des Ulmer Münsters sind nur etwas entfernter dem Gmünder Stammzeichen verwandt. Wir dürfen daher die Meister von Eßlingen und Ulm wohl nur als Schüler der Meister von Gmünd ansehen.

Vergegenwärtigen wir uns, wie das im bisherigen geschilderte Wirken der Meister von Gmünd in den verschiedenen Zweigen der Familie die ganze Breite des deutschen Reiches von Prag und Brünn im Osten bis nach Straßburg und Freiburg im Westen umspannt, dann wird es uns zur höchsten Wahrscheinlichkeit werden, daß das, was über die Junker von Prag 1486 von Roritzer in Regensburg als über „alte, der Kunst wissende" und zwischen 1484 und 1487 von Schmuttermayer in Nürnberg als über „große berumbte maistern" gesagt wird, in Wirklichkeit auf Niemand anders zu beziehen ist, als auf unsere Meister von Gmünd, auf diese Familie, die ja eben in Prag einen Hauptsitz ihres Wirkens und den Sitz ihres bedeutendsten Mitgliedes hatte. Was aber in bereits mehr sagenhafter Weise in Straßburg besonders diesen Junkern von Prag zugeschrieben wird, das fällt in Wirklichkeit, soweit es sich um Bauthätigkeit handelt, wenn nicht etwa zum Theil schon dem Michael von Freiburg, dem Meister Ulrich von Ensingen zu, der 1399—1419 in Straßburg wirkte. Vergebens hat sich J. W. Ranck (Das Straßburger Münster und seine Baumeister, Stuttgart 1883) bemüht, die Leistungsfähigkeit dieses Ulrich möglichst in den Staub zu ziehen, um zwischen seine handwerksmäßige Thätigkeit von 1399—1402 und wieder 1414—1419 hinein die geniale Leistung des Planes zum Münsterthurm durch die Junker von Prag einschieben zu können. Der in Ulm liegende Riß des Ulmer Münsterthurms, der schon länger her auf Ulrich von Ensingen zurückgeführt wurde, der neu veröffentlichte in Bern liegende Riß über den Straßburger Thurmhelm, der gleichfalls viel eher auf Ulrich als auf seinen Sohn Matthäus zurückzuführen sein wird, die Thatsache, daß am Straßburger Thurm das Meisterzeichen Ulrich's prangt, die Thatsache, daß auch der Eßlinger Thurm um 1406—1410 unter seiner Leitung begonnen worden ist: das alles weist genügend nach, was Ulrich leisten konnte und leistete. Daß aber die Sage auch hier an die Junker von Prag dachte, das wird uns genügend erklärt durch das oben Gefundene, daß nämlich auch Ulrich von Ensingen in näherem Zusammenhang mit der Familie von Gmünd gestanden ist.

Nur kurz sei, um die Bedeutung der Familie der Meister von Gmünd recht herauszustellen, darauf noch hingedeutet, daß die Familienbeziehungen, welche in den Gliedern dieser Familie die bedeutendsten deutschen Bauhütten umfaßten, den Grund gelegt haben dürften zu der ein halbes Jahrhundert später 1459 in's Leben getretenen Brüderschaft der deutschen Steinmetzen.

Außer den bei Peter von Gmünd IX, 275 ff. genannten Quellen vgl. B. Grueber, Peter v. G., gen. Parler, in den Württ. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. 1878. — Klemm, Die Meister von Gmünd (Arler), in seiner Schrift: Württ. Baumeister und Bildhauer, Stutt., Kohlhammer 1882 (Separatabdruck aus den Vierteljahrsheften v. 1882, I—III). — Der Bau des Domes zu Mailand

(nach einem Vortrag von Schmidt in Wien), in der Deutschen Bauzeitung 1886, Nr. 51. Baugeschichtl. Notizen und Studien von Rud. Redtenbacher, in der Deutschen Bauzeitung 1884. Nr. 82. Klemm.

Parow: Johann Ernst Daniel P. verdienter Theolog, ward am 17. Mai 1771 in Wismar als der Sohn des dortigen Organisten an der St. Georgenkirche Dr. Johann Christoph P. geboren und starb am 19. Februar 1836 zu Greifswald. Seine Vorbildung erhielt er theils auf dem städtischen Gymnasium, theils durch Privatunterricht vornehmlich des wissenschaftlich ausgezeichneten Lehrers am Waisenhause, Schönebeck. Unter besonderer Leitung des Rectors und Professors Johann Daniel Densow, welcher sich durch die Uebersetzung der Naturgeschichte des Plinius einen Namen gemacht, und des Conrectors Ludwig Otto Plagemann, der in der Folge nach Rostock als Rector der dortigen großen Stadtschule berufen wurde, erwarb er die Reife für die akademischen Studien und bezog die Universität Greifswald. Unter Röhl's Anleitung widmete er sich dem Studium der mathematischen und philosophischen Wissenschaften, hörte mit besonderem Eifer Joh. Christoph Muhrbeck's philosophische Vorlesungen, wandte sich unter Overkamp und Trägard dem Studium der classischen und morgenländischen Sprachen zu und besuchte die theologischen Vorlesungen Brockmann's, Piper's und Ziemssen's. Von wesentlichem Einflusse auf seine Fortbildung war nach Quistorp's Tode (1788) die Berufung des Theologen Gottlieb Schlegel von Riga zum Generalsuperintendenten von Pommern im J. 1790, nicht nur durch dessen im Sinne des älteren Rationalismus gehaltene Vorlesungen, sondern namentlich dadurch, daß ihn derselbe zum Erzieher seiner Kinder und zu seinem amtlichen Stellvertreter erwählte. Als solcher hielt er für ihn einen Theil seiner Kanzelvorträge und stand ihm in seinen Correspondenzen und gelehrten Arbeiten als Assistent zur Seite, bis er durch seine Vermählung mit Schlegel's ältester Tochter auch in Familienverbindung mit ihm trat. Seine in der Philosophie und Theologie erworbenen umfassenden Kenntnisse bethätigte er 1795 bei seiner Magisterpromotion durch Herausgabe seiner „dissertatio de pondere et usu argumentorum religionis christianae divinitatem probantium“ und gab gleichzeitig seine „Untersuchungen über den Begriff der Philosophie und den verschiedenen Werth der philosophischen Systeme“ heraus. Im J. 1796 als Adjunct bei der philosophischen Facultät in Greifswald angestellt, las er Philosophie und Theologie, schrieb 1793 den Grundriß der Vernunftreligion, erhielt 1802 das theologische Doctordiplom von Wittenberg, ward 1803 außerordentlicher, 1818 ordentlicher Professor der Theologie, Beisitzer des Consistoriums und Pastor der Marienkirche, erhielt endlich auch die Würde eines Stadtsuperintendenten und Prokanzlers der Universität. Kosegarten bezeichnet ihn in seiner Geschichte der Universität Greifswald als einen der thätigsten und verdientesten Lehrer sowohl durch sorgfältige eigene Studien als durch vielseitige Anregung und Unterweisung nicht nur der akademischen Jugend, sondern auch aller derer, die zu ihm in nähere Beziehung traten. Unter seinen, von Biederstedt aufgezählten Schriften sind, außer den schon genannten namentlich Schlegel's Leben und die Festschrift zur Reformationsfeier 1818 zu nennen. Einen sinnigen Nachruf hat dem unermüdlichen Forscher und Denker als Jugendfreund Karl Lappe in den „Blüthen des Alters“ S. 163 dargebracht.

Theodor Gottlieb P., geboren zu Greifswald am 16. Februar 1808, der älteste Sohn Johann Ernst's, erregte durch hervorragende und eigenthümlich geartete Anlagen des Geistes und Charakters große Erwartungen, erlag aber, seit 1834 am Greifswalder Gymnasium als Lehrer beschäftigt, schon am 19. Mai 1838 einem Brustleiden. Aus seinem Nachlaß gab Ed. Mätzner „Aphorismen“ (1839) heraus, denen eine Biographie vorausgeschickt ist.

Biederstedt's Nachrichten, Stralsund 1822, S. 100 ff. — Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald I, S. 311.

Haeckermann.

Parpart: Adolf Ludwig Agathon v. P., Astronom, geboren am 13. November 1806 auf der Domäne Althausen bei Culm in Westpreußen, † am 20. December 1867 auf seinem ebendort gelegenen Gute Storlus. v. P. besuchte die Schulen in Thorn und Posen, studirte dann je zwei Jahre in Berlin und Warschau Jura und Camerale und trat dann als landwirthschaftlicher Praktikant bei seinem Vater, dem Domänenpächter von Althausen, ein. Der Landwirthschaft blieb er auch in der Folge getreu, indem er 1831 das Rittergut Storlus ankaufte und es bis zu seinem Tode bewirthschaftete. Musik und Astronomie liebte er jedoch daneben leidenschaftlich, und zwar ging sein Können und Wissen nach beiden Seiten hin über das Mittelmaß des Dilettanten hinaus. Er componirte Concerte und Opern und ließ dieselben unter seiner eigenen Leitung in Culm aufführen. In den vierziger Jahren erbaute er auf eigenem Grund und Boden eine wohleingerichtete Sternwarte, deren Zierde ein großer Refractor von Pistor und Martins bildete. Nachricht über die auf diesem Observatorium angestellten Beobachtungen gab eine Veröffentlichung vom J. 1851; außerdem ließ v. P. im nämlichen Jahre seinen „Bericht an die Akademie der Wissenschaften zu Berlin über die auf der Sternwarte zu Storlus während der Sonnenfinsterniß vom 28. Juli 1851 angestellten astronomischen und meteorologischen Beobachtungen" zu Culm erscheinen. Allerdings ist die in dieser Schrift enthaltene Theorie der Protuberanzen nicht haltbar, wie denn überhaupt die für einen Autodidakten wohl erklärliche Neigung zu etwas phantastischen Hypothesen bei v. P. mehrfach hervortritt, namentlich auch in seinen „Untersuchungen am gravizentrischen Indikator" (Culm 1867). Einige Aufsätze (Ueber das Sternschwanken, Ueber die Sonnenphotosphäre u. s. w.) wurden in den Astron. Nachrichten und in Jahns Unterhaltungen abgedruckt. v. P. war einer der Mitbegründer der deutschen astronomischen Gesellschaft.

Vierteljahrsschrift der astronomischen Gesellschaft, 3. Band, S. 5 ff. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde, 2. Band, S. 175, S. 426.

Günther.

Parreut: Johann P., welcher in einer Urkunde des Münchener Universitätsarchives richtiger Johannes de Bairreut genannt ist (also sicher aus Bayreuth gebürtig), hatte neben seinen medicinischen Studien auch das Baccalaureat der Theologie erworben und soll einige Zeit als Prediger in Braunau gewirkt haben. Sicher ist, daß er im J. 1474 als Professor der Medicin an der kurz vorher (1472) gegründeten Ingolstädter Universität angestellt wurde und daneben die Stelle eines Leibarztes bei Herzog Ludwig dem Reichen erhielt, welche ihm auch bei dessen Nachfolger, Georg dem Reichen, verblieb. Er starb in Ingolstadt an der Pest im J. 1495. Sowie manche andere Mediciner jener Zeit hatte auch P. sich mit der damaligen Schulphilosophie beschäftigt und so erschien von ihm eine beachtenswerthe Bearbeitung der ersten Bücher des aristotelischen Organons unter dem üblichen Titel „Textus veteris artis . . . . item Exercitata secundum doctrinam modernorum" (Ingolst. 1492 und noch drei weitere Drucke: Nürnberg 1494, Hagenau 1501 und Venedig 1507), worin er sich in der damaligen Parteispaltung entschieden auf die Seite der sog. Modernen, d. h. der Occamisten oder Terministen stellte.

Näheres in meiner Gesch. d. Ludw. Max.-Universität, Bd. I, S. 76, Bd. II, S. 91 und in meiner Gesch. d. Logik, Bd. IV, S. 239.

Prantl.

Parrot: Christoph Friedrich P., geboren am 28. Juli 1751 zu Mömpelgard. Er widmete sich in Tübingen der Theologie, daneben auch seinen Lieblingsstudien, Oekonomie und Mathematik, wurde dann Hauslehrer in einigen adeligen Familien, 1782 a. o. Professor der Philosophie in Erlangen, 1801 mit dem Charakter eines Regierungsraths geh. Secretär in Stuttgart, später Oberamtmann, zugleich Kameralverwalter und Amtsschreiber in Schmidelfeld, 1808 Oberamtmann in Marbach, 1810 Oberamtmann in Hornberg; † zu Eßlingen am 28. Februar 1812. Er ist der Verfasser einer Reihe, vorzugsweise mehr populärer Schriften im Gebiet der Mathematik, Physik, Geographie, Astronomie, der Cameral- und Polizeiwissenschaft.

Vgl. Fikenscher, Akad. Gelehrten-Geschichte der Universität Erlangen, Nürnberg 1806, III, 69—73. — Gelehrtes Teutschland, fortges. von Meusel, Bd. 6, Lemgo 1798, S. 33, Bd. 19, 1823, S. 64.

P. Stälin.

Parrot: Georg Friedrich v. P. wurde am 5. Juli 1767 n. St. (nicht am 15. Juli, wie Recke-Napiersky III, 364 schreiben) in der damals würtembergischen, jetzt französischen Stadt Mömpelgard oder Montbeliard im Dep. Doubs geboren, an demselben Ort, wo zwei Jahre später Cuvier das Licht der Welt erblickte. P. besuchte das unter Leitung des Rectors Veron stehende Gymnasium und ging dann 1781, erst 14 Jahre alt, auf die Karlsakademie nach Stuttgart, woselbst gleichzeitig mit ihm Cuvier seine Studien machte. Er beschäftigte sich mit der „ökonomischen" Wissenschaft, trieb aber daneben mit Vorliebe die Mathematik und Physik. Achtzehn Jahre alt verließ er die Akademie und suchte als Privatlehrer in Frankreich sein Brod. Er lebte zwei Jahre im Hause des protestantischen Grafen Herici. Hier machte er die Bekanntschaft des berühmten Astronomen Lalande und erwarb sich dessen Gunst, indem er ihm ein kleines selbstverfaßtes Lehrbuch der Mathematik vorlegte. Lalande wünschte das Büchlein gedruckt zu sehen, doch kam es nicht dazu; durch Nachlässigkeit eines Buchhändlers ging während der damaligen Wirren das Manuscript verloren. Dann lebte P. zwei Jahre lang als Lehrer der Mathematik in Karlsruhe und später in Offenbach am Main, neben seiner Lehrthätigkeit wissenschaftlichen Problemen die freien Stunden widmend. Früh hatte er sich verheirathet; seine Frau, Wilhelmine Lefort, aus der Genfer Familie, welche durch Peter des Großen Günstling bekannt geworden, wurde ihm aber schon 1794 durch den Tod entrissen, nachdem sie ihm zwei Söhne Wilhelm und Friedrich geschenkt hatte. Nach dem Hinscheiden der Frau verließ P. 1795 mit seinen beiden Söhnen die deutsche Heimath und begab sich nach Livland. Er folgte einem Rufe als Erzieher der Söhne des Grafen Carl Sievers in Wenden. In Livland wurde er bald heimisch, verheirathete sich 1797 in Riga mit A. H. v. Hausenberg, nachdem er kurz vorher die Stellung eines beständigen Secretärs der livländischen gemeinnützigen und ökonomischen Societät in Dorpat erhalten hatte. Durch seine litterarischen Leistungen, sowie durch die Thätigkeit, welche er in seinem neuen Amt entwickelte, lenkte er die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise auf sich, so daß er 1800 die Aufforderung erhielt, an der neuzugründenden Universität in Dorpat die Stelle eines ordentlichen Professors der Physik zu übernehmen. P. folgte dem Rufe — für die zu gründende Anstalt war er, der Mann der Wissenschaft und der praktischen Erfahrung, der bewährte Erzieher, eine ausgezeichnete Wahl. Nachdem P. von der Universität zu Königsberg i. Pr. 1801 den Doctortitel erhalten hatte, trat er mit einer Schrift: „Ueber den Einfluß der Physik und Chemie auf die Arzneikunde, nebst einer physikalischen Theorie des Fiebers und der Schwindsucht" (82 S., Dorpat 1802), sein Lehramt an, das er 25 Jahre inne hatte. Die Geschichte der deutschen Universität zu Dorpat während der ersten 25 Jahre ihres

ſtehens iſt eng an den Namen Parrot's geknüpft; vielſeitig als Organiſator, s Lehrer, als Gelehrter hat er gewirkt — die Früchte ſeiner Thätigkeit ſind ute noch zu finden. Es iſt ſehr zu bedauern, daß nicht einer der Zeitgenoſſen arrot's die Verdienſte deſſelben um die Univerſität in gebührender Weiſe der achwelt überliefert hat; eine ausführliche Biographie Parrot's iſt nicht geſchrieben erden, ebenſowenig als eine eingehende Geſchichte Dorpats. Am 21. April 802 wurde die neubegründete Univerſität zu Dorpat mit 19 Studenten eröffnet; ach der lateiniſchen Inaugurationsrede des Prorectors Lorenz Ewers, eines heologen, hielt P. eine deutſche Rede „Ueber einige Anſichten der Natur- nntniſſe, in Anſehung ihres Einfluſſes auf Menſchenkultur, ſowohl von der tellectuellen als von der moraliſchen Seite betrachtet". Als Lorenz Ewers ſeiner ränklichkeit wegen ſehr bald vom Amt eines Rectors zurücktrat, wurde P. zum ector erwählt. Am 22. Mai 1802 beſuchte Kaiſer Alexander auf der Durch- iſe Dorpat und die neue Univerſität. P. empfing den Monarchen mit einer anzöſiſchen Rede, welche ſehr wohlgefällig aufgenommen wurde. Hier knüpfte h zwiſchen dem edlen Beherrſcher des mächtigen Reichs und dem hervorragenden elehrten ein Band, wie es wohl ſelten zwei Perſonen ſo verſchiedener Sphären reinigt; ein Band, welches inſonderheit der jungen Pflanzſtätte der Wiſſen- haft, der neuen Univerſität zu großem Segen und bedeutendem Vortheil gereichte. m October deſſelben Jahres (1802) reiſte P. als Rector nach St. Petersburg, m perſönlich dem Kaiſer die Bitten der Mitglieder der Univerſität, beſtimmte orrechte derſelben zu gewähren, an's Herz zu legen. Der hochherzige Monarch füllte die Bitten; er unterzeichnete am 12./24. December an ſeinem fünfund- vanzigſten Geburtstag die Stiftungsurkunde der Univerſität zu Dorpat. P. atte das Glück, die Urkunde aus den Händen Alexanders ſelbſt zu empfangen, m ſie der Univerſität zu überbringen. Parrot's Thätigkeit und Einfluß an der niverſität iſt von hoher Bedeutung geweſen; er war wiederholt Rector; er irkte mit bei Feſtſtellung der Univerſitätsſtatuten, welche am 12. September 803 die allerhöchſte Beſtätigung erhielten, er war Mitarbeiter an einem Ent- urf der Verordnungen für die Studirenden. P. war nicht allein Gelehrter, ndern ein ausgezeichneter Geſchäftsmann. Er iſt im großen wie im kleinen für as Wohl der Univerſität beſorgt und ſtets zu ihrem Dienſt bereit; wiederholt ält er akademiſche Feſtreden, widmet den verſtorbenen Collegen Nachrufe; aber r verfaßt auch eine Ordnung für die Löſchanſtalten der Univerſität und giebt enaue Vorſchriften zum Bau eines Thurmes, der zur Aufnahme des Refractors er Sternwarte beſtimmt iſt. Alle ſchwierige Verhältniſſe, in welche die junge niverſität gerieth, löſt P. mit Geſchick und Umſicht. Er iſt wiederholt in St. etersburg und vermittelt perſönlich zwiſchen der Univerſität und dem Curator, enn möglich mit dem Kaiſer. — Alexander ſchenkte ihm volles Vertrauen und . ſtand deßhalb in Dorpat in ganz beſonderem Anſehen, zumal da er auch mit em Kaiſer Briefe wechſelte. Der Inhalt dieſer gewiß hochintereſſanten Cor- ſpondenz iſt leider nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen; es iſt auch nicht kannt, wohin nach dem Tode Parrot's die Briefe gelangt ſind. P. war aber uch als Lehrer von großer Bedeutung für die Univerſität — es genügt hier ie Bemerkung, daß unter ſeinen zahlreichen Schülern einige ſpäter als Gelehrte ch bekannt gemacht haben. Es ſei hier hingewieſen auf ſeinen Sohn und Nach- olger Friedrich P., auf die nachmaligen Petersburger Akademiker A. R. Kupffer nd E. Lenz. — Im October 1826 erbat ſich P. ſeine Entlaſſung aus dem Amt eines ordentlichen Profeſſors und folgte einem Ruf an die k. Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg. Im Jahre 1840 ließ er ſich auch als Aka- demiker emeritiren und ſtarb hochbetagt auf einer Reiſe zu Helſingfors am 8./20. Juli 1852.

P. war ein geistreicher Mann von vielseitiger Bildung, ein vortrefflicher Redner und ein fleißiger Schriftsteller. Das Verzeichniß der von ihm verfaßten Abhandlungen, Reden, Monographien und Lehrbücher, wie dasselbe bei Recke-Napiersky sich findet, ist sehr groß. Einiges davon kann angeführt werden: „Theoretische und praktische Anweisung zur Verwandlung einer jeden Art von Licht in eines, das dem Tageslicht ähnlich ist“ Wien 1791. „Esprit de l'education, ou catechisme des pères et des instituteurs“ Francfort sur le Main 1798. „Grundriß der theoretischen Physik zum Gebrauche für Vorlesungen“ 3 Theile, Dorpat 1811 (der 3. Theil unter dem Titel: Grundriß der Physik der Erde und Geologie). „Coup d'oeil sur le magnetisme animal“ St. Petersbourg 1816. „Ueber die Capillarität“ Dorpat 1817. „Entretiens sur la Physique“ Tome I–VI. Dorpat 1819—1824. Außerdem größere und kleinere Abhandlungen im Voigt's Magazin für den neuesten Zustand der Naturgeschichte, in Gilberts Annalen der Physik, in den Schriften der Petersburger Akademie. Ueber Parrot's wissenschaftliche Bedeutung liest man im Rückblick auf die Wirksamkeit der Universität Dorpat 1866, p. 57: „In letzter Beziehung (wissenschaftliche Arbeiten) ist der Antheil hervorzuheben, welchen P. an der Ausbildung der wichtigen Lehre von der Durchdringlichkeit organischer Membranen gebührt, die als Scheidewand zwischen Flüssigkeiten von verschiedener Natur ausgespannt sind. Die große Tragweite dieser Lehre ist freilich erst später erkannt worden, nachdem sie von Dutrochet 1826 unter dem Namen der Endosmose und Exosmose aufgestellt, zur Erklärung für die Bereitung des Saftes in den Pflanzen benutzt wurde, und besonders, nachdem sie in jüngster Zeit durch Graham zu einem neuen Verfahren chemischer Abscheidungen, der Dialyse geführt hat. P. aber hat das Verdienst, den in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Nollet entdeckten Fundamentalversuch nicht nur 1802 wieder aufgenommen und erreicht zu haben, sondern auch der Erste gewesen zu sein, der es aussprach, daß dieser Vorgang zur Erklärung der Secretionen im thierischen Körper dienen könnte und zur Erklärung der Assimilation und Reproduction den Schlüssel bieten würde („Ueber den Einfluß der Physik und Chemie auf die Arzneikunde“, 1802, § 52—56). Gegen Volta's Contacthypothese ferner stellte er die chemische Hypothese auf und sprach dabei einzelne Sätze aus, die später auch von de la Rive-Faraday gefunden worden sind („Skizze einer Theorie der galvanischen Electricität“ in Gilbert's Annalen der Physik Bd. XII, S. 49). Hat er sich hiernach an dem Fortschritt der Wissenschaft in bemerkenswerther Weise betheiligt, und dabei eine die Tragweite einzelner Lehren vorausahnende Scharfheit bewiesen, so war er nicht minder darauf bedacht, von den physikalischen Lehren nützliche Anwendungen zu machen, wie er sich zum Beispiel mit der Verbesserung des Sprachrohrs, der Pumpe, der Farbe, des Blitzableiters u. A. beschäftigt hat.“ L. Stieda.

Parrot: Johann Jakob Friedrich Wilhelm P. wurde in Karlsruhe am 14. October 1791 als Sohn des späteren Akademikers Georg Friedr. P. geboren (siehe diesen), besuchte zuerst die Domschule zu Riga, dann seit dem 15. September 1804 das Gymnasium in Dorpat, aus welchem er am 22. Juni 1807 mit dem Zeugniß der Reife entlassen wurde. Schon in der Schule lenkte er durch seine bedeutende Befähigung und seinen Fleiß die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich, noch mehr aber, nachdem er begonnen hatte, sich dem Studium der Medicin in Dorpat zu widmen. Er erhielt während seiner Studienzeit zwei silberne und eine goldene Medaille für Preisarbeiten; die letzte mit der goldenen Medaille gekrönte Arbeit „Ueber Gasometrie, nebst einigen Versuchen über die Verschiebbarkeit der Gase“, wurde 1813 auf Kosten der Universität gedruckt. Neben Medicin beschäftigte sich P. mit den Naturwissenschaften, vor allem aber mit der Physik; noch Student, folgte er einer Aufforderung des damaligen Kra-

fessors der Mineralogie, Moritz Engelhardt, ihn auf einer Reise in's südliche Rußland zu begleiten, speciell um die Vegetation des südlichen Rußlands, der Moldau und Walachei zu untersuchen und durch correspondirende Beobachtungen dem barometrischen Nivellement des Gebirges mehr Genauigkeit und eine größere Ausdehnung zu geben. Im Februar 1811 gingen die Reisenden durch das Gouvernement Pskow, Witebsk, Mohilew, Minsk, Wolhynien und Podolien nach Kamenez-Podolsk. Dem Vordringen in die Walachei stellten sich Schwierigkeiten entgegen, deshalb wandten sie sich, um ihre Zeit auszunützen in die Krim und verweilten daselbst drei Monate, insonderheit mit der Untersuchung des Gebirges, sowie mit barometrischem Nivellement sich beschäftigend. Dann begaben sie sich anfangs Juli nach Taman, gingen am Kuban hinauf bis Konstantinogorsk und von dort nach Mosdok, und über Wladikawkas in das kaukasische Gebirge, dann von der Quelle des Terek hinab zu seiner Mündung in's kaspische Meer. Auf dieser Reise wurde das Gebirge am Terek und Assai untersucht, der Berg Kasbek erstiegen und seine Höhe gemessen, die Schneegrenze und die Vegetationsstufen bestimmt; ferner wurde der Terek von seinem Ursprung bis zur Mündung, sowie der Landstrich zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere mit zwei correspondirenden, von Station zu Station sich folgenden Barometern nivellirt. Um dieser Messung mehr Vollständigkeit zu geben, um die Erfahrungen über den Einfluß der Witterung, der Temperatur auf den Gang des Barometers zu erweitern, um die Genauigkeit zu prüfen, welche seine Anwendung bei Höhenbestimmungen gestattet, begaben sich die Reisenden, die vorigen Beobachtungspunkte wählend, längs der kaukasischen Linie wieder an das schwarze Meer. Hier blieb Engelhardt zurück, während P. zum kaspischen Meere eilte, weil sie gleichzeitig an beiden Meeren beobachten wollten. Nach beendigter Arbeit fanden sie sich im Winter 1811 in Tscherkask am Don zusammen, kehrten von da über Woronesch, Tula, Twer, Nowgorod und Pskow nach Dorpat zurück. Die Ergebnisse dieser Reise sind niedergelegt in „Reise in die Krim und den Kaukasus von Moritz v. Engelhardt und Friedrich Parrot. Mit Kupfern und Karten. Zwei Theile. Berlin 1815." Der erste Theil enthält den historischen Reisebericht, der zweite Theil Engelhardt's und Parrot's barometrisches Nivellement zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, im Kaukasus und in der Krim beschrieben von P. S. 3—82 und Parrot's Beobachtungen über die Vegetation im Kaukasus S. 83—146. — In Dorpat wurden die unterbrochenen medicinischen Studien wieder fortgesetzt und als während des Krieges in den Hospitälern zu Riga Mangel an Aerzten eintrat, begab sich P. mit einigen Studiengenossen, darunter K. E. v. Baer nach Riga, um daselbst ärztliche Dienste zu leisten. Nachdem P. das medicinische Schlußexamen überaus glänzend bestanden und seine Dissertation „de motu sanguinis in corpore humano" vertheidigt hatte, wurde er am 22. Juni 1814 zum Doctor der Medicin und Chirurgie promovirt. Nun wandte P. sich nach Deutschland und Oesterreich, um seine Studien an verschiedenen anderen Universitäten fortzusetzen; er ging zuerst nach Wien, woselbst er mit Karl Ernst v. Baer zusammentraf und besuchte die großen Hospitäler. Als nach Napoleon's Rückkehr aus Elba der Krieg wieder ausbrach, trat er mit dem Range eines Stabsarztes erster Classe in den Dienst der russischen Armee. Ihm wurde der Auftrag zu Theil, in Meaux ein Militärhospital zu errichten; sobald jedoch der Feldzug beendigt war, nahm er wieder seinen Abschied, um seinen eigentlichen Studien wieder nachgehen zu können. Er besuchte, um seiner wissenschaftlichen Ausbildung willen, die Universitäten und Krankenhäuser in Berlin, Wien, Würzburg, Paris, Mailand, Pavia; dazwischen machte er Reisen, besonders Bergtouren. Im September 1816 verließ er Mailand, um den Monte Rosa zu ersteigen und an demselben die permanente Schneegrenze zu bestimmen. Er

construirte sich zu diesem Unternehmen ein ganz besonderes Barometer. Auf der Reise von Mailand bis zum Monte Rosa vollführte er ein barometrisches Nivellement der ganzen zurückgelegten Wegstrecke; seine Absicht, den Monte Rosa zu ersteigen, gelang nicht; bei einem Versuch kam er mit seinem Begleiter J. N. Zumstein nur 2057 Toisen über dem Meere (die Höhe beträgt 2360 Toisen). Ein Bericht über die Resultate der Reise findet sich unter dem Titel: „Ueber die Schneegrenze auf der mittäglichen Seite des Rosagebirges und barometrische Messungen" (Journal für Chemie und Physik Bd. XIX). Eine zweite Reise unternahm P. in die Pyrenäen. Er wanderte vom Murgthale aus über Straßburg, Besançon, Lyon, Montpellier nach Toulouse und weiter bis nach Bayonne und von hier in die Pyrenäen; sein Nivellement führte er von St. Jean de Luz dicht am atlantischen Meere bis zum mittelländischen Meere aus. Daneben bestimmte er die Höhe des Montperdu, Maladetta und einiger Pässe. Eine Besteigung des Montperdu (3346,3 m.) wurde mit Glück gemacht; auch den bisher für unbesteigbar gehaltenen Berg Maladetta (3309,6 m.) erstieg er. Dabei untersuchte er das Gebirge der Pyrenäen in geographischer Hinsicht, die daselbst vorkommenden Mineralquellen, die Schneegrenze und die Pflanzenvegetation und vergaß die daselbst wohnenden Menschen nicht. Er schilderte seine Reiseerlebnisse und seine wissenschaftlichen Arbeiten in einem Buche: „Reise in die Pyrenäen". (Mit 3 lithograph. Abbildungen. Berlin 1823. 169 S.) — Trotz aller dieser nicht der Medicin gewidmeten Studien blieb er dennoch der Medicin treu, kehrte aber nicht zu seinen Verwandten nach Dorpat zurück, sondern ließ sich in Heilbronn als praktischer Arzt nieder. Hier in Heilbronn trat er in nahe Beziehung zu Justinus Kerner, worüber die Tochter des letzteren, Frau Marie Niethammer berichtet (Justinus Kerner's Jugendliebe und mein Vaterhaus. Stuttgart, Cotta 1877, S. 99). Neben der Praxis arbeitete er wissenschaftlich und schrieb: „Ansichten über die allgemeine Krankheitslehre" (Mitau 1820. 220 S. 8), ferner „Ueber ein zweckdienliches Verfahren bei der sog. Thränenfisteloperation nebst Beobachtungen über die Verrichtung der Thränenwege" (Hufeland's Journal d. prakt. Heilkunde. 1820. April). Im Sommer 1820 kehrte P. nach Livland zurück, wurde von der Universität Dorpat zum ordentlichen Professor der Physiologie und Pathologie gewählt und trat das Amt am 26. Januar 1821 an. Im August desselben Jahres verheirathete er sich mit der Tochter seines Vaterbruders, welche ihm aber sehr bald (1825) durch den Tod entrissen wurde und ihm ein kleines Töchterchen hinterließ. Obgleich P. sich seiner Professur entsprechend mit medicinischen Vorlesungen und Studien befaßte, auch einige medicinische Abhandlungen herausgab („Abhandlungen über die Unterbindung der bedeutenden Schlagadern der Gliedmassen nach Scarpa", aus dem Italienischen übersetzt. Berlin 1821. „Ueber die Ernährung neugeborener Kinder mit Kuhmilch". Mitau 1826. „Ueber die Witterungs- und Krankheitsconstitution der Stadt Dorpat in den Jahren 1822—1824" in Gemeinschaft mit Sahmen in den vermischten Abhandlungen aus dem Gebiete der Heilkunde. 3. Sammlung. St. Petersburg 1826), so schien ihn die Medicin doch nicht sehr zu fesseln. Er vertauschte seinen physiologischen Lehrstuhl im J. 1826, als sein Vater nach Petersburg übersiedelte, gegen den nun freigewordenen Lehrstuhl der Physik, um sich nun dieser längst geliebten Disciplin ganz hingeben zu können. Im J. 1829 machte P. in Begleitung von vier Studirenden der Universität Dorpat seine denkwürdige Reise zum Ararat („Reise zum Ararat". 2 Theile. Berlin 1834). Es kann hier auf das Detail der Reise nicht eingegangen werden, es genüge zu erinnern, daß P. nach einmaligem mißlungenen Versuche am 27. September a. St. (9. October n. St.) 1829 am Nachmittag den äußersten Gipfel des Ararat (16 200 par. Fuß) erreichte. Daneben wurde ein erneuertes Nivel-

lement zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere, andere Nivellements zwischen dem Ararat und Tiflis, zwischen Tiflis und dem schwarzen Meere gemacht, ferner magnetisch-geographisch-astronomische und trigonometrische Arbeiten ausgeführt. Eine andere Reise unternahm P. im J. 1837 zum Nordcap, um daselbst Beobachtungen über Pendelschwingungen und über den Erdmagnetismus anzustellen. P. reiste in Begleitung des Candidaten Nöschel von Petersburg aus über Torneo, über das Kjölengebirge nach dem Lyngenfjord und dann bis Alten, theils zu Land, theils zu Wasser; von Alten über Hammerfest zum Nordcap und zurück zu Wasser. Am Nordcap wurde 12 Tage (bis zum 7./19. September) beobachtet und dann die Rückreise auf demselben Wege bewerkstelligt. Parrot's Absicht, auch diese Reise ausführlich zu beschreiben, gelangte nicht zur Ausführung, schwere Krankheit kam dazwischen; nur eine „Kurze Nachricht von meiner Reise zum Nordcap", wurde im Inland 1838, Nr. 1, gedruckt. Krankheit, und zwar wiederholte Krankheit hinderte ihn auch seinen Berufsgeschäften in gewohnter Treue und Thätigkeit nachzugehen. Er hatte am Schlusse des Jahres 1838 eine mehrmonatliche Krankheit zu bestehen; im Frühjahr 1840 brach die Krankheit von neuem aus, während des zweiten Halbjahres 1840 konnte P. nicht mehr seine Vorlesungen halten; am 3./15. Januar 1841 verschied er nach schweren Leiden und langem Todeskampfe. Er hatte sich nach seiner Rückkehr von der Araratreise mit Emilie Krause, Tochter des Dorpater Professors Krause verheirathet, welche er mit 3 Söhnen zurückließ. Die Universität Dorpat, welcher P. von 1821, also 20 Jahre angehörte, verlor an ihm sehr viel: einen ausgezeichneten Lehrer, einen still und fleißig wirkenden Gelehrten und ein für das Wohl und Wehe der ganzen Körperschaft stets besorgtes und überaus praktisches Mitglied. Er war wiederholt Decan der medicinischen und der philosophischen Facultät. Drei Jahre lang leitete er (1831—1833) mit sicherer Hand als Rector die Geschicke der Universität und stand bei seinen Collegen und seinen Mitbürgern in hohem Ansehen. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten, welche er veröffentlicht hat, seien zum Schluß — abgesehen von einigen Reisebriefen und einigen Gelegenheitsreden noch genannt: „Ueber das barometrische Nivellement" (Ledebour's Reise durch das Altaigebirge) I. Bd. Berlin 1829. S. 395—401 und „Von hohlen Electromagneten und der Wirkung innerer Spiralen bei denselben" (Bull. sc. de l'Acad. imp. des Sciences de St. Petersbourg. I. p. 121—125). „Ueber die genauere Temperaturbestimmung des Quecksilbers im Barometer bei Höhenmessungen mittelst desselben" (Bull. de la Soc. Imp. de Nat. de Moscou III. 283—298).

Recke-Napiersky III. S. 374—376. — Beise's Nachtrag. II. S. 94. — Neuer Nekrolog der Deutschen. XIX. Jahrg. 1841, I. Thl. Weimar 1843, S. 110—122. L. Stieda.

Parthey: Gustav Friedrich Konstantin P., Philologe und Buchhändler, geboren am 27. October 1798 zu Berlin, † zu Rom am 2. April 1872. Sein Vater, Daniel Friedrich P., ursprünglich ein Leineweber, hatte sich zum Hofrath im Generalfinanzdirectorium hinaufgearbeitet, die Mutter war die älteste Tochter Friedrich Christoph Nicolai's (s. A. D. B. XXIII, 580). Sie starb bereits 1803, und der Vater heirathete in zweiter Ehe die Wittwe seines verstorbenen Schwagers David Nicolai, Charlotte geborene Eichmann. Gustav P. hatte eine Schwester Lilli, die später den Componisten Bernhard Klein (s. A. D. B. XVI, 78) heirathete, und einen Stiefbruder Moritz. Nach dem Besuch der Hartung'schen Privatschule und des Gymnasiums zum Grauen Kloster, das er als primus omnium Ostern 1818 verließ, bezog er die Universitäten Berlin und Heidelberg, wo er bereits am 12. August 1820 promovirte. Den nächsten Winter verbrachte er in Paris und lernte im Hause der Herzogin von Kurland

(s. A. D. B. V, 357) viele berühmte Personen der vornehmen Gesellschaft lernen. Wiederholte Reisen durch Deutschland, Frankreich, England, Italien, Griechenland, Aegypten und Palästina bereicherten seine Kenntnisse und förderten seine wissenschaftlichen Arbeiten. Er hatte Sinn und Verständniß für die bildenden Künste und die Musik, eine große Bücherkenntniß und regen Eifer zum Sammeln auf mehreren Gebieten der Kunst und Wissenschaft. Die Anregung und den Grundstock zu den Sammlungen gaben ihm die reiche Bibliothek und die Gemälde, Kupferstiche und Handschriften des Großvaters Nicolai, die er mit der ihm vom Großvater überkommenen „pedantischen Ordnungsliebe" hegte und ergänzte. Nur schade, daß bei der Fülle seiner Interessen keine einzelne der Sammlungen einen hervorragenden wissenschaftlichen Werth erhielt. Sie galten ihm mehr als Mittel zur Förderung seiner eigenen Bildung und zur Erinnerung an seine Reisen. Wie aber Nicolai seine Bibliothek allezeit gern den Freunden öffnete und auf die Vignette, die er in alle seine Bücher klebte, die Inschrift gesetzt hatte: Nicolai et amicorum, so hat auch P. stets seine Sammlungen Gelehrten auf das gefälligste zur Benutzung freigegeben und viele durch bereitwillige Auskunft unterstützt. Auch hat er, und zwar ebenfalls nach Nicolai's Vorgange, wiederholentlich hunderte, ja tausende von Büchern an öffentliche Sammlungen geschenkt, so an die königl. Bibliothek in Berlin, das geheime Staatsarchiv, die deutsche Bibliothek in Flensburg, die Universitätsbibliothek zu Straßburg und das archäologische Institut zu Rom. Seine wissenschaftlichen Arbeiten gehören bald dem einen, bald dem andern Felde der Forschung an. Es sind meist sehr fleißige, registrirende Arbeiten, in denen oft ein großer gelehrter Apparat gewissenhaft und umständlich beigebracht wird auf Gebieten, die bisher noch wenig Bearbeiter gefunden hatten. Gerade solche Arbeiten entsprachen seiner stillen Natur, während scharfe Kritik oder gar Polemik ihm völlig fern lagen. Auch im äußeren Leben suchte er nie hervorzutreten. Davon hielt ihn eine ihm angeborene Zaghaftigkeit und Schüchternheit zurück, die er selbst öfters nach seiner Bescheidenheit beklagt hat. Die Verwaltung der Nicolaischen Buchhandlung, die er seit seines Vaters Tode (1825) führte, nahm nicht allzuviel Zeit in Anspruch, da er zuverlässige Geschäftsführer hatte. Sein Hauptberuf war ihm sein Privatstudium und der Verkehr mit gelehrten und kunstsinnigen Freunden. Im J. 1834 verheirathete er sich mit Wilhelmine Mitterbacher aus Karlsbad, mit der er bis zu seinem Tode in glücklicher Ehe lebte. Ihr ist auch der erste Band seiner Wanderungen durch Sicilien und die Levante in einem herzlichen Gedichte gewidmet. 1837 ward er zum Mitgliede des litter. Sachverständigen Vereins und 1857 zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften berufen.

Außer einzelnen Abhandlungen in Gubitz' Gesellschafter, E. Köster's zerstreuten Gedankenblättern über Kunst, Berghaus' Annalen der Erdkunde, in den Annali del Instituto Archeol., Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Monatsberichten der geographischen Gesellschaft, in Brandes' litterarischer Zeitung, in der deutschen morgenländischen Zeitschrift, im Archiv für die zeichnenden Künste, im Serapeum und Hermes und den Monatsberichten der Akademie u. s. w., sind namentlich folgende Werke hier zu erwähnen: Millin, mythologische Gallerie, aus dem Französischen übersetzt (1820). „De Philis insula commentatio" (1830). „Siciliae antiquae tabula" (1834). „Wanderungen durch Sicilien und die Levante", 2 Bde. und Bildertafeln (1834—1840). „Das alexandrinische Museum" (1837. Preisschrift mit einer goldenen Medaille gekrönt). „Vocabularium copticolatinum et lat-copt." (1844). „Itinerarium Antonini Augusti" (1847, mit Pinder zusammen). „Wenzel Hollar. Beschreibendes Verzeichniß seiner Kupferstiche" und „Kurzes Verzeichniß der Hollar'schen Kupferstiche" (1853). „Hermetis Trismegisti Poemander" (1854). „Die Bildersammlung in Rudolstadt" (1857). „Iamblichi de

mysteriis liber" (1857). „Ravennas und Guido" (1860, mit Pinder zusammen). „Deutscher Bildersaal" (1861—1864). „Eusebii Pamphili Onomasticon" (1862, mit Larsow zusammen). „Hieroclis synecdemus" (1866). „P. Melae de chorographia libri tres" (1866). „Mirabilia Romae" (1869). „Dicuili liber de mensura orbis terrae" (1869). Außerdem sind noch zu nennen das Verzeichniß der Mitarbeiter an der Deutschen Allgemeinen Bibliothek (1842, vom Lehrer Wetzel zusammengestellt) und die als Manuscript für Freunde herausgegebenen anregenden Schriften: „Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe" (1862, neu abgedruckt 1883) und „Jugenderinnerungen", 2 Theile (1871) mit dem für ihn bezeichnenden Motto: bene qui latuit, bene vixit.

Fritz Jonas.

Partsch: Paul Maria P., verdienstvoller Mineralog und Geologe, war am 11. Juni 1791 in Wien geboren und widmete sich nach eingehenden Studien dem Fache der Mineralogie und Geognosie, dem er zunächst als Privatgelehrter oblag. Auf großen und vielfachen Reisen sammelte er eine reiche Fülle von Erfahrungen auf mineralogisch-geognostischem Gebiete und wurde dann zuerst als Aufseher, seit 1835 als Custos und Vorstand des k. k. Hof-Mineralien-Cabinets in Wien angestellt. In diesem Dienste verstand es P. durch ausgiebiges und energisches Sammeln von Mineralien, besonders von Meteorsteinen, dann von geognostischen und paläontologischen Gegenständen die ihm anvertraute Sammlung zu einer der reichhaltigsten zu erheben und durch zweckmäßige Aufstellung der Benützung zugänglich zu machen. Seine wissenschaftlichen Publicationen in den von ihm vertretenen Fächern reichen bis in die zwanziger Jahre zurück. Zuerst erschien eine Abhandlung: „Beschreib. Verzeichniß einer Sammlung von Diamanten und der zur Bearbeitung nothwendigen Apparate", 1822; dann „Bericht über Detonationsphänomene auf der Insel Meleda bei Ragusa", 1828, „Das k. k. Hof-Mineralien-Cabinet in Wien", 1828; gemeinschaftlich mit Jacquin verfaßt: „Die artesischen Brunnen in und um Wien", 1831; „Geogn. und mineral. Anhang zu Pohls Reise im Innern von Brasilien", 1837, „Geogn. Skizze d. Umg. v. Gleichenberg (in Langers Heilqu. des Thals v. Gleichenberg", 1836; ferner „die Mineralien-Sammlung im Hof-Mineralien-Cabinet in Wien", 1843, „Die terminologische oder Kennzeichensammlung daselbst" 1844, „Geogn. Spezialkarte des Erzh. Oesterreich", 1843, „Geogn. Karte des Beckens von Wien nebst Erläuterungen", 1843 u. 1844; mit Haidinger gemeinschaftlich: „Bericht ü. d. Unternehmung e. geolog. Karte d. österr. Monarchie", 1848, „Commissionsbericht ü. d. vortheilhafteste Ausführung e. geolog. Karte d. österr. Monarchie", 1849, „Comm.-Bericht, die Betheiligung der k. Akademie d. W. an d. Weltumsegelungs-Exped.", 1850, „Geogn. Skizze der österr. Monarchie" (Jahrb. d. geol. Reichsanstalt II, 1851), „Katalog d. Bibliothek d. k. k. Hof-Mineralien-Cabinets in Wien", 1851 u. a. Besonderes Verdienst erwarb sich P. durch Beobachtungen und Beschreibungen von Meteoriten, über welche er namhafte Mittheilungen veröffentlichte: „D. Meteorite oder die vom Himmel gefallenen Steine i. Hof-Min.-Cabinet", 1843, „Ue. d. Meteoreisen von Rasgata" (Sitz.-Ber. d. Ak. d. W. VIII), 1852, „Ue. d. Meteorstein unweit Mező-Madaras in Siebenbürgen" (das. XI), 1853, „Ue. d. schwarzen Stein in der Kaaba zu Mekka" (Denkschr. d. Ak. d. W. XIII), 1856 u. s. w. Auch auf paläontologischem Gebiete war P. thätig; er beschrieb die sog. versteinerten Ziegenklauen a. d. Plattensee (Ann. d. Wiener Museums I), 1836 und bereitete durch reichliche Ansammlung der Petrefacten des Wiener Beckens die von seinem Schüler und Nachfolger M. Hörnes so vortreffliche Beschreibung der Versteinerungen des Wiener Beckens vor, welche Letzterer auf der von P. geschaffenen Grundlage meisterhaft ausgeführt hat. P. war als Mitbegründer der k. Akademie der Wissenschaften

in Wien und als langjähriges Mitglied derselben besonders thätig. Hochgeachtet starb P. am 3. October 1856 in Wien.

Fitzinger, Nekrol. in d. Wiener Ztg. vom 11. Nov. 1856. — W. v. Haidinger im Jahrb. d. geol. Reichsanst. 1856, S. 815.

v. Gümbel.

Parys: Wilhelm van P., Buchdrucker und Verleger zu Antwerpen während des sechszehnten Jahrhunderts von 1575—1586. Seine Unternehmungen sind nicht von hervorragender Bedeutung, bemerkenswerth ist nur ein von ihm im J. 1580 gedrucktes Münzbuch mit zahlreichen Abbildungen: „De figueren van alle goude ende silvere penninghen enz". Er wohnte auf der „Lombaerde Veste" im Hause zum goldenen Pelikan, wonach er auch sein Druckerzeichen führte: Einen Pelikan, der seine Jungen füttert, umgeben von einer ornamentirten Umrahmung, zu beiden Seiten geflügelte Genien, die Blumenkörbe auf den Köpfen tragen, das Ganze enthält die Inschrift: „Pellicanus alit suos suo sanguine verus". Von 1587 ab findet sich der Name seiner Wittwe auf Druckwerken, welche dasselbe Zeichen mit der Angabe des früheren Wohnorts „op de Lombaerde Veste in den gulden Pellicaen" tragen.

Bibliographie belge. Pallmann.

Pasch: Georg P., gelehrter Theolog. Er war am 23. September 1661 in Danzig geboren. Nach des Vaters frühem Tod sandte ihn die Mutter nach Graudenz. Hier hatte er Gelegenheit die polnische Sprache zu erlernen, so daß er später darin Unterricht ertheilen und predigen konnte. 1678 kam er nach Danzig zurück, vollendete hier den Gymnasialcursus und bezog dann die Universität Rostock, um Theologie zu studieren 1681. Im folgenden Jahre ging er nach Wittenberg, wo er 1684 Magister ward. Seine Lehrer waren hier Calovius, Quenstedt und Dassovius. Er habilitirte sich hier zunächst als Privatdocent und ward 1686 Adjunct der philosophischen Facultät. Er trat darauf eine gelehrte Reise an, besuchte Altorf, Tübingen, Straßburg, Gießen, ging dann nach Kopenhagen, von da nach Holland, Frankreich, England, kam wieder zurück nach Wolfenbüttel, Helmstädt und ließ sich endlich in Kiel nieder, das er schon von Rostock aus kennen gelernt hatte. 1689 ward er hier zum Professor der Moral ernannt, 1701 zugleich zum Professor der Logik und Metaphysik, dazu 1703 auch zum Professor „der geoffenbarten d. h. der in der Bibel enthaltenen Philosophie", 1706 kam er als extraordinarius in die theologische Facultät, wogegen er die Professur der Moral an Kortholt abgab. Einen Ruf als Kirchenrath und Pastor nach Wismar hatte er abgelehnt. In den letzten Jahren las er neben praktischer Theologie auch natürliche Theologie und Dogmatik. Von seinen Schriften sind etwa zu erwähnen: „De operationibus daemonum", 1684, „De curiosis hujus seculi inventis", 1695, „Ed. 2a", 1700, (vgl. Niceron, Nachr. v. berühmten Gel. VII, 331) — dann auch „Brevis introductio in rem literariam, pertinentem ad doctrinam moralem", 1706, „De variis modis moralia tradendi liber", 1707. Er starb erst 46 Jahre alt am 30. September 1707.

Moller, Cimbria litt. II, 610. — Jöcher. — Niceron, Nachr. VII, 329. — Schwarze, Nachr. v. Kiel S. 373. — Bouginé IV, 562. — Thieß, Gelehrtengesch. d. Univ. Kiel I, 234. — Carstens, Gesch. der theol. Facultät Kiel, S. 12.

Carstens.

Pasman: Hieronymus P., Stifter der nach ihm genannten, noch heute in gutem Rufe stehenden Paßmann'schen (richtiger Pasman'schen) Schule in Hamburg, wurde am 10. April 1641 in Hamburg geboren, wo sein Vater ein Blechschläger war. Nachdem er in Gießen und Jena Theologie studirt und an der letzteren Universität 1663 Magister geworden war, wurde er in seiner Vater-

unter die Candidaten des Ministeriums aufgenommen. Er mußte lange
re Anstellung warten. Am 9. Juni 1678 ward er sodann zum dritten
nus (Prediger) an der großen St. Michaelis-Kirche gewählt; nachdem er
. Juni das Colloquium bestanden hatte, wurde er am 9. Juli in sein
ingeführt. Die Gemeinde, an die er berufen war, hatte erst seit wenigen
ten die vollen Rechte eines besonderen Kirchspiels erlangt und war noch
völlig als ein solches eingerichtet; sie umfaßte die Neustadt, die schon da-
zu einem großen Theile von ärmeren Leuten bewohnt war. Die neue
nverwaltung hatte bei der Einrichtung der Armenpflege besondere Schwierig-
zu überwinden; als P. ins Amt kam, geschah für den Unterricht der
der Armen in dem nun auf sich selbst angewiesenen Kirchspiel noch nichts.
h die täglich wachsende Verwilderung der Jugend; nachdem er vielfach
ndere auf den Schaden hingewiesen, beschloß er auf Zureden des Syndikus
r Schele selbst eine Armenschule zu gründen. Sein Vorbild dabei war
t dem Jahre 1612 in der Altstadt errichtete Knackenrüggische Armenschule.
Segen wirkte. Der Bürgermeister Heinrich Meurer (s. A. D. B. XXI, 532 ff.)
e seinen Plan und im Januar 1682 legte P. ein Subscriptionsbuch an
rderte zur Zeichnung von Gaben auf. Neben ihm nahm sich hauptsächlich
Diakonus Caspar Theodor Fürsen zu St. Petri (Sohn des Bd. VIII,
1 erwähnten F.) der Sammlung an, die einen überraschenden Erfolg hatte.
iese Zeit gerieth P. in unangenehme Streitigkeiten mit angesehenen Mit-
n seines Kirchencollegiums. Nachdem er schon vorher mit seinem Haupt-
Georg Haccius (s. A. D. B. X, 288 f.), der wegen seiner Unfried-
eit bekannt war, über die Vertheilung der Armengelder einen Streit gehabt
glaubte er auch Anlaß zur Klage über die Art zu haben, wie die Leichnams-
orenen (so hießen die Verwalter des wichtigsten Theiles des Kirchenvermögens)
n Armengeldern umgingen. P. brachte diese Sache auch auf die Kanzel.
dann aber doch nicht seinen Vorwurf juristisch beweisen konnte, und auch
auf der Kanzel revociren wollte, wurde er am 15. September 1682 ab
suspendirt. Er supplicirte zu Rath; und als er dem Rathe Gehorsam
hatte, ward er am 22. November desselben Jahres wieder restituirt. Der
enfall scheint seinen Bemühungen für die Armenschule um so weniger ge-
t zu haben, als man in der Bürgerschaft ihm sachlich Recht gegeben zu
scheint; auch persönlich war er während der Zeit seiner Suspension mit
thaten überhäuft worden. Im Anfang des Jahres 1683 waren 20 000 Mark
nt für die Schule gesammelt; auf Pasman's Ansuchen ward durch Raths-
vom 30. März 1683 „die Anrichtung einer Armenschule in der Neustadt"
nigt und zu deren Verwaltung der von P. vorgeschlagene Vorstand berufen.
ch bestand der Vorstand aus P., seinem Freunde Fürsen, zwei Mitgliedern
athes und zwei Bürgern. Im Mai 1684 ward die Schule mit einer
ihungspredigt Pasman's in der kleinen Michaeliskirche eröffnet; sie war
st in einem gemietheten Hause, konnte aber schon im October 1684 ihr
Haus, in welchem sie sich noch befindet, beziehen; um diese Zeit war sie
von 500 Kindern beiderlei Geschlechtes besucht, die von mehreren Lehrern
hrerinnen unterrichtet wurden. Als Fürsen am 13. April 1684 gestorben war,
statt seiner der Hauptpastor zu St. Michaelis Johan Winckler, der Nach-
von Haccius, am 1. April 1685 in den Vorstand (das Patronat) der
berufen. Es ist wahrscheinlich, daß August Hermann Francke bei seinem
Aufenthalt in Hamburg (1683) in der Pasman'schen Schule unterrichtet
Als der Andrang zur Schule immer größer wurde, sind auf Winckler's
eb noch mehrere, bis zu seinem Tode noch vier, solcher Armenschulen in

der Neustadt gegründet. — Nach Winckler's Tode hatte P. noch mancherlei Widerwärtigkeiten zu erleben; durch Winckler's Nachfolger im Seniorat glaubten er und einige andere Prediger sich in den Ministerialconventen behindert, frei nach ihrem Gewissen zu votiren; P. und sein College Eustathius Köten blieben in Folge davon jahrelang aus den Conventen fort, bis am Anfang des Jahres 1710 dieser Zwist durch Vermittlung des Rathes friedlich beigelegt ward. P. starb am 21. April 1716 morgens 1 Uhr, 75 Jahre alt, nachdem er sich während 33 Jahre des guten Fortganges der von ihm gestifteten Schule hatte erfreuen können. Die Predigten, welche er bei der Einweihung der Schule und hernach bei der Grundsteinlegung gehalten hat, sind von ihm in Druck gegeben, die letztere mit einem Anhang zur Geschichte der Neustadt in Hamburg.

Fabricii memoriae Hamburgenses VII, pag. 205 ff.; hier ist der eben erwähnte Anhang abgedruckt. — Johannes Geffcken, Johann Winckler, Hbg. 1861, S. 246 f. — Lexikon der Hamb. Schriftsteller V, S. 648 f. — (Gädechens), Die Paßmann'sche Schule in Hamburg 1683 bis 1883, Hamburg (1883).

L. u.

Pasor: Georg P., berühmt als Lexikograph und Grammatiker des Neuen Testaments, geb. am 1. August 1570 zu Ellar bei Hadamar in Nassau, † am 10. December 1637 in Franeker. Sein Vater, ein Schultheiß in seinem Geburtsorte, widmete ihn frühe den Wissenschaften. Bereits 1591 wurde er Student in Herborn, wo sein Hauptlehrer Johannes Piscator ward, der ihn in die Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache recht einführte. In den folgenden Jahren setzte er seine Studien in Lausanne und Genf fort, kehrte aber 1594 wieder zurück und vollendete dieselben in Siegen, wo sich damals die nassauische hohe Landesschule befand. Hierauf wirkte er als Hofmeister der jungen Grafen zu Dillenburg bis 1517, wo er Lehrer an der Secunda zu Siegen und 1599 an der Prima und zugleich Pädagogearch wurde. In diesem Jahre wurde die Schule von Siegen nach Herborn zurückverlegt. P. offenbarte als Schulmann eine große Gabe im Unterrichten. Damit verband er eine ausgezeichnete Kenntniß der alten Sprachen. Bereits 1607 wurde er zum Professor der Theologie befördert, in welcher Eigenschaft er zugleich bis zum Jahre 1620 die Leitung des Pädagogs weiter führte. Am meisten beschäftigte er sich mit dem Sprachidiom des Neuen Testamentes, welches er nach wissenschaftlichen Principien behandelte. Seine Grammatik hat nach seinem Tode sein Sohn (s. u.) veröffentlicht. Seine Hauptschrift ist aber sein Lexikon zum Neuen Testamente, 1620 zu Herborn zuerst erschienen und dann öfter, durch welches er die Lexikographie des Neuen Testamentes begründet hat. Auf ihm basiren Schleusner und Schöttgen. Ein Charakteristikum ist sein Purismus, den er in der Sprache des Neuen Testamentes zu finden glaubt und der ihn alle Hebraismen aus denselben ausscheiden läßt. Seine übrigen wenigen Schriften erstrecken sich theils auf verwandte Gebiete, theils auf die classische Philologie. Vieles Ungemach, wie Brand und sogar Mißhandlungen, brachte für ihn die Kriegsfurie, so daß er gern 1626 einem Rufe nach Franeker folgte, wo er bis an sein Ende in akademischer Wirksamkeit stand.

Reformirte Kirchenzeitung f. 1884, wo alle seine Schriften zugleich aufgeführt werden. — Ersch und Gruber III. Sect. 12. — Glasius, Godgeleerd Nederland III. — Vriemoet, Athenae Fris. — Bayle.

Cuno.

Pasor: Matthias P., reformirter Theolog, Sohn des vorgenannten, geb. zu Herborn am 12. April 1599, † zu Groningen am 28. Januar 1658. Seine Studien machte er in Herborn, Marburg und Heidelberg. An [illegible]

genannter Universität war er kurze Zeit Professor der Mathesis, dann der orientalischen Sprachen und der Philosophie in Oxford, von wo er 1627 zum Professor der Theologie nach Groningen berufen wurde. Als seine Lebensaufgabe sah er es an, neben dem Lehramte, dem er sich mit Begeisterung widmete, seines Vaters Schriften zu verbessern und die noch nicht edirten herauszugeben. Er wollte nach seinem Geständnisse die Jugend durch seine Schriften nicht von der Lectüre besserer Werke abziehen, daher sah er von der Veröffentlichung jener ab.

Ersch und Gruber. — Glasius. — Bayle. — Abd. Widmari Parentalia in Matth. Pasorem. — Effigies et vitae proff. Acad. Gron. — Wood's Athenae Oxon. ed. Bliss.

Cuno.

Pasquich: Johann P., Astronom, geb. entweder 1753 oder 1759 in Wien (nach einer anderen Nachricht im Krainischen), † am 15. November 1829 ebenda. P. scheint früh in den geistlichen Stand getreten zu sein und die für diesen erforderliche Vorbildung genossen zu haben. Wann er sich den exacten Wissenschaften zuwandte, ist unbestimmt; jedenfalls begegnen wir ihm 1786 als Adjuncten der Physik an der Universität Pest. 1789 wurde er ebendort Observator der Sternwarte, 1792 Professor der höheren Mathematik. Von dieser letztern Stellung ließ er sich 1797 entheben, anscheinend, um sich mehr auf die Sternkunde beschränken zu können. Nachdem er bis 1824 das Directorat der Ofener Sternwarte bekleidet hatte, zog er sich in den Ruhestand nach Wien zurück und verblieb hier bis zu seinem Lebensende. —

Die litterarischen Arbeiten Pasquich's beziehen sich auf sämmtliche Theile der reinen und angewandten Mathematik. Mehrere statische und zahlentheoretische Artikel von ihm enthalten die von Hindenburg theils allein theils in Verbindung mit J. Bernoulli III herausgegebenen Zeitschriften; unter ihnen möchte sein Versuch einer neuen und schärferen Begründung der Differentialrechnung als „Exponentialkalkul“ erwähnenswerth sein. In v. Zach's Monatl. Correspondenz verbreitete er sich hauptsächlich über astronomische und geodätische Fragen. Die Gradmessungsarbeiten seiner Zeit interessirten ihn lebhaft, und da er richtig herausfühlte, wie unmöglich es sei, ein bestimmtes Rotationssphaeroid mit der wahren Erdgestalt zu vollkommener Uebereinstimmung zu bringen, so schlug er (s. a. a. O. VIII, 411 ff.) vor, für verschiedene Theile der Erdoberfläche auch verschiedene sich jener möglichst genau anschmiegende „Krümmungsellipsoide“ ausfindig zu machen. Von seinen selbständig erschienenen Schriften machen wir die folgenden namhaft: „Versuch eines Beitrags zur allgemeinen Theorie von der Bewegung und vortheilhaftesten Einrichtung der Maschinen“, 1789; „Unterricht in der mathematischen Analysis und Maschinenlehre“, 1790—91; „Supplementband“, 1798 (theilweise nach den nachgelassenen Papieren des Jesuiten Mittervacher v. Mitterburg gearbeitet); „Opuscula statico-mechanica“, 1799; „Epitome elementorum astronomiae sphaerico-calculatoriae“, 1810; „Anfangsgründe der gesammten theoretischen Mathematik“, 1812. — Pasquich's Name ist in der Geschichte der Astronomie viel genannt, allerdings nicht immer in einer durchaus ehrenvollen Weise. Es trat nämlich sein Assistent Kmety oder Kmeth gegen P. als Ankläger mit der Beschuldigung auf, jener habe Ortsbestimmungen eines Kometen ohne jede thatsächliche Grundlage bekannt gemacht, somit einen ebensolchen wissenschaftlichen Betrug begangen, wie ein Jahrzehnt vorher der Malteserritter D'Angos. Begreiflicherweise erregte dieser Vorwurf die allgemeinste Aufmerksamkeit, die angesehensten Astronomen, Encke, Gauß, Olbers, Bessel und Schumacher nahmen sich der Sache an, und da stellte sich denn heraus, daß Kmety selbst ruchlos gehandelt habe und P. in moralischer Hinsicht völlig schuldlos sei, allein freilich ließ sich nicht leugnen, daß letzterer bei der Reduction seiner

Beobachtungen sehr unvorsichtig zu Werke gegangen war. Gewissermaßen entlastend wirkt für P. die Thatsache, daß derselbe den berühmten Reisenden Seetzen in die astronomische Beobachtungskunst eingeführt und so indirect auch um die zahlreichen schönen Ortsbestimmungen sich verdient gemacht hat, durch welche Seetzen die Geographie vieler Länder des Orients bereicherte.

v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 21. Band. — Ungarische Nachrichten (Budapester Zeitung), 1863. — Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 710 ff. — Briefwechsel zwischen Gauß und Schumacher, 1. Band S. 363 ff. Günther.

Passavant: Jakob Ludwig P., Dr. theol., reformirter Geistlicher, als Freund Goethe's und Lavater's in weiteren Kreisen bekannt geworden, war einem angesehenen Geschlecht entsprossen, aus dem manche tüchtige Männer (siehe Johann Karl und Johann David P.) hervorgegangen sind.

Am Ende des 16. Jahrhunderts war Nikolaus de Passavant, der Stammvater des Baseler, wie des Frankfurter Zweiges, aus Frankreich nach Basel gekommen und hatte daselbst ein Geschäft gegründet. Er legte damals den Adel ab und trat zur reformirten Confession über, der seine Nachkommen mit großer Treue anhingen. Dessen Enkel Rudolph Emanuel kam 1667 nach Frankfurt am Main, wo die Familie bald zu Reichthum und Ehre gelangte. Er war der Urgroßvater von Goethe's Jugendfreund. Jakob Ludwig P. wurde geboren zu Frankfurt am 6. März 1751. Im Hause seines Vaters, des Kaufmanns Johann Ludwig P., herrschte ein schlichter frommer Sinn, dabei aber jene feineren Formen des Umgangs, wie sie in vielen französischen Emigrantenfamilien sich finden, bei denen die Vorzüge beider Nationen sich harmonisch verschmelzen. Die Erziehung des Knaben war vortrefflich; die durch Anmuth ausgezeichnete Mutter, Maria Jakoba geb. Koch, lehrte ihren Liebling selbst in der Familienbibel lesen. Jakob Ludwig war schon als Kind durch Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet. Aus Herzensneigung widmete der früh in sich gekehrte Jüngling sich dem geistlichen Berufe, während bis dahin fast alle Glieder der Familie sich dem Handelsstande zugewendet hatten. Schon in der Gymnasialzeit war er wohl zu dem zwei Jahre älteren Goethe in vertrauliche Beziehungen getreten, welche während der Studienjahre und noch etwas über diese Zeit hinaus sich fortsetzten. P. liebte den Dichter mit der ganzen Zärtlichkeit und Hingebung, deren seine weiche Seele fähig war, während dieser dem schlichten Freunde etwas rückhaltender gegenüber stand. Doch findet sich Passavant's Name mehrfach in „Dichtung und Wahrheit" erwähnt. Im Frühjahr 1768 bezog er die Universität Marburg, wo er bis zum Herbst 1771 verblieb, um dann nach Göttingen sich zu wenden. An beiden Orten gehörte er dem auf deutschen Hochschulen damals verbreiteten studentischen Orden Concordia an, in dem der Freundschaftscultus in überschwänglichster Weise gepflegt wurde, wie ein noch erhaltenes Stammbuch beweist. In Göttingen lernte er auch manche Glieder des Hainbundes (Leisewitz und wahrscheinlich die Grafen Stolberg) kennen. In dieser Zeit hatte er Gelegenheit das Manuscript von „Werther" kennen zu lernen, und war einer der Ersten, die vom „Wertherfieber" ergriffen wurden. Im Herbst 1773 verließ er Göttingen und hielt sich im Winter, wie es scheint, theils in Marburg, theils in Frankfurt auf. Im Sommer 1774 erbat er sich von Goethe zur Vermählung seines Bruders Jakob mit Susanne Friederike Philippine Schübeler, welche mit der Schönemann'schen Familie verwandt war, ein Hochzeitsgedicht, das jedoch verspätet eintraf und erst 50 Jahre nachher, bei der goldenen Hochzeit, dem Paare vom Pfarrer überreicht wurde. Die Candidatenzeit verbrachte P. in Zürich, wo er sich von Frühjahr 1774 bis October 1775 aufhielt. Vor allem zog ihn Lavater an, zu dem in der Sturm-

und Drangperiode alles pilgerte, was irgendwie von Begeisterung für die neuen Ideale erfüllt war. P. wurde Amanuensis des merkwürdigen Mannes, der den bescheidenen, aufrichtig nach Wahrheit suchenden Jüngling sehr liebgewann und zu dem „kleinen Cirkel seiner edlen Freundschaft“ rechnete. Mit Pfenninger, Heß, Häfeli und andern Gliedern der Lavater'schen Gemeinde, auch den edlen Frauen dieses Kreises, ward er sehr vertraut. Auch zu Bodmer, Breitinger und Geßner trat er in Beziehung und nahm an dem genialen Treiben, das in diesen Kreisen herrschte, lebhaften Antheil. Im April 1775 ward P. ordinirt, blieb aber dennoch ein halbes Jahr noch bei dem väterlichen Freund. In den Sommer dieses Jahres (1775) fällt die „Geniereise“ mit Goethe. Dieser war mit den beiden Stolberg's nach Zürich gekommen und machte dann am 15. Juni (nicht am 15. Juli wie Goethe angibt) mit dem Frankfurter Freunde einen Ausflug in die Urkantone, wo P. die Führung übernehmen konnte, da er dieselbe Reise bereits einmal gemacht hatte. Der Dichter war damals im Begriff das Verhältniß mit Lilli Schönemann zu lösen, verlebte aber doch mit P., der auf der Reise sich ungewöhnlich heiter zeigte, eine Reihe fröhlicher Tage. Vermuthlich hat Goethe ihn geschildert in dem „Ferdinand“, der in Werthers Reisen als Begleiter des jungen Werther erwähnt ist. P. betheiligte sich damals an dem fröhlichen Treiben der deutschen Kraftjünglinge in Zürich, wie es besonders von den Stolberg's angeregt worden war. Im October kehrte P. nach seiner Vaterstadt zurück, wo ihn der Dichter zu einem wunderlichen Rendezvous vor seiner plötzlichen Reise nach dem Odenwald bestellte. Indessen hatte er einen Ruf als Pfarrverwalter an der reformirten holländischen Gemeinde in Hamburg angenommen, und siedelte im November 1775 dahin über. Im J. 1776 war er mit Goethe, der mit ihm im Briefwechsel geblieben war, mit Herder, Lavater, den Stolberg's und einer Anzahl anderer Freunde zu Straßburg, wo sein Name heute noch, auf der Plattform des Münsters, neben dem jener Dichter eingetragen ist. Seit dieser Zeit hatte er wenig Berührung mehr mit dem gefeierten Jugendfreunde; dagegen blieb er mit Lavater im Briefwechsel, der auch in seiner letzten Krankheit eine Reihe von Blättern mit einzelnen für ihn bestimmten Sinnsprüchen beschrieben hat. Im J. 1777 wurde P. Geistlicher in Hannöverisch-Münden, von wo aus er regen Verkehr mit dem benachbarten Göttingen pflog und besonders mit dem Schweizer Johann Georg Müller, dem Bruder des Geschichtschreibers, vertraut wurde. Im folgenden Jahre verheirathete er sich mit Johanna Elisabeth Waitz. In dieser seiner ersten Ehe wurden ihm vier Kinder geboren, darunter ein Sohn Karl Wilhelm, der nachmals Prediger in Bremen wurde († 1846). Im J. 1787 wurde er zweiter Prediger zu Detmold, wo er für die mancherlei milden Anstalten großes Interesse zeigte und die Bestrebungen v. Coelln's und Ewald's unterstützte. Er war am Hofe sehr beliebt und trat noch nach seinem Weggang zu der geistreichen, für das kleine Land treu besorgten Fürstin Pauline (s. u.) in Beziehungen. Im J. 1794 vermählte er sich nach dem frühen Tode der ersten Gattin zum zweiten Male, mit Auguste Rotberg aus Detmold. In dieser Ehe wurden ihm noch 6 Kinder geboren, darunter ein Sohn, Friedrich, der 1862 als bairischer General verstorben ist. Bald darauf wurde er zum Superintendenten in Detmold ernannt, nahm aber schon im Herbst 1795 einen Ruf als zweiter Prediger bei der deutsch-reformirten Gemeinde der Vaterstadt an, zur innigen Freude der alten Mutter. Er erlebte noch die völlige Gleichstellung beider evangelischen Confessionen in Frankfurt unter dem Fürstprimas von Dalberg, der ihn 1812 zum Schul- und Studienrath ernannte. In dieser Zeit hatte er wieder manche Berührung mit Goethe, indem er viel mit Johann Jakob Willemer, dem Gatten der Marianne, verkehrte. Andere litterarisch bedeutende Männer, wie Jung-Stilling, besuchten häufig sein gast-

liches Haus. Auch mit den Züricher Familien Lavater, Geßner u. a. blieb er bis zu seinem Ende in brieflichem und persönlichem Verkehr. Im J. 1813 wurde P. erster Prediger und Consistorialrath. 1817 erhielt er von der theologischen Facultät zu Jena das Doctordiplom. Das 25jährige Jubiläum des „Vielliebenden und Vielgeliebten", zu welchem u. a. Friedrich Wilhelm Krummacher, damals Hülfsprediger der deutsch-reformirten Gemeinde, ein Gedicht verfaßt, legte Zeugniß ab für die Verehrung, die er in der Gemeinde genoß. Nachdem er lange Jahre hindurch infolge eines Nervenleidens nur mit großer Anstrengung seinen Pflichten nachgekommen war, starb er am 8. Januar 1827. P. hat sich nicht durch hervorragende Leistungen bekannt gemacht; doch ist seine edle, harmonische Persönlichkeit vielen, u. a. auch den beiden Neffen, dem Kunsthistoriker, sowie dem Arzte, zum Segen geworden. Seine theologische Richtung war durchaus die seines Freundes Lavater; die persönliche Gemeinschaft mit dem Erlöser war ihm Stern und Kern des Christenthums, während jede confessionelle Engherzigkeit ihm fremd war. Auf der Kanzel predigte seine johanneische Erscheinung beredter noch als die Lippen von der Liebe Gottes in Christo. Veröffentlicht hat P. nur einige Aufsätze in Pfenninger's Christl. Magazin, sowie etliche Predigten. — Ein Lebensbild Passavant's hat bis jetzt gefehlt. Die hier gebotene Skizze beruht theils auf unveröffentlichten Aufzeichnungen, theils auf hier und da zerstreuten Angaben; eine weitere Ausführung wird der Verf. im Archiv des Frankfurter Alterthumsvereins für 1887 liefern. Den Briefwechsel mit Goethe und Lavater hat P. leider selbst vernichtet, und andere Briefe von Werth sind gelegentlich eines Brandes zerstört worden, so daß viel wichtiges Material zu Grunde gegangen ist. H. Dechent.

Passavant: Johann David P., Neffe des Vorigen, geboren zu Frankfurt a/M. am 18. September 1787. Sein Vater, Johann David, betrieb in der Schnurgasse ein blühendes Handelsgeschäft in englischen Waaren. Seine Mutter war die Tochter des vermögenden Weinhändlers Johann Noë Gogel, welcher der in seiner Familie herrschenden Vorliebe für Kunst folgend — einer der Vorfahren war Maler, andere hatten sich als Dilettanten mit Grabstichel und Radirnadel versucht — eine ansehnliche Sammlung von Gemälden erworben hatte; auch besaß er eine bedeutende Bibliothek. An diesen Schätzen hatte sich das Wesen der Tochter entwickelt und sie trug ihre Neigung für Kunst und Geistesbildung auch auf ihren Sohn über. Durch frühzeitigen Zeichenunterricht bei dem Maler Bager und dem Architekten Ulrich wurde in dem Knaben diese Neigung vermehrt, und die Liebhaberei des Sammelns angeregt, welche er zuerst durch das Sammeln der Stiche Chodowiecki's bethätigte. Der Umgang mit dem Sohne des Frankfurter berühmten Pferdemalers Johann Georg Pforr brachte ihn den Kunstkreisen noch näher und P. empfand es schmerzlich, als der junge Franz Pforr nach dem rasch aufeinander folgenden Ableben beider Eltern zu seinem Onkel, dem Gallerieinspector Tischbein nach Kassel kam, um von ihm als Maler ausgebildet zu werden. Aber auch an unsern P. trat der Ernst des Lebens rasch heran. Sein Vater, dessen Geschäfte durch den Krieg schwer gelitten hatten, starb nach längerem Leiden im Jahre 1800, und P., zum Kaufmann von seinen Eltern bestimmt, trat im Jahre 1803 als Lehrling in das Geschäft ein, welches nach des Vaters Tod fortgeführt wurde; seine Neigung, Künstler zu werden, wagte er nicht laut werden zu lassen. Als aber sein Freund Franz Pforr nach dem Tode seines Onkels Tischbein im Sommer 1805 als siebzehnjähriger Jüngling nach Frankfurt zurückkehrte, erhielt diese Neigung neue Nahrung und wurde immer brennender, als Pforr, welcher im Herbst desselben Jahres nach Wien gegangen war, um sich auf der Akademie weiter auszubilden, ihm Briefe voll Begeisterung von dorten schrieb, und von seinem

neuen Freunde Overbeck schwärmte. Voll Kummer verharrte P. in dem Geschäft und ging 1809 zu seiner weiteren kaufmännischen Ausbildung nach Paris, woselbst er in dem Bankhause Rougemont & Löwenberg eine Stellung fand. Alle freie Zeit verwendete P. dort zum ernsten Studium aller jener Kunstwerke, welche Napoleon I. in Paris zusammengeschleppt hatte, und zur Vermehrung seines Wissens. 1812 erhielt P. in Paris die ihn tief erschütternde Nachricht von dem in Albano erfolgten Tode seines Freundes Franz Pforr.

Um diese Zeit schrieb P. eine Kritik der neu ausgestellten Werke von Gros, David, Gerard, Guérin ꝛc. ꝛc., indem er dieselben mit den alten Italienern verglich, und schickte dieselbe nebst einer in Kreide gezeichneten Landschaft seiner Erfindung in Poussin's Charakter nach Frankfurt an seinen Freund Herrn Henry Cornill. Dieser verschaffte ihm auch in Frankfurt bei Mumm & Co. eine Stelle, denn das Vermögen der Mutter war in Folge der Geschäftszerstörung durch die Continentalsperre so reducirt worden, daß P. nunmehr ganz auf sich selbst angewiesen war. Nach Napoleons Flucht von Elba ergriff die nationale Begeisterung auch ihn und er zog am 25. Juli 1815 mit der Compagnie der Freiwilligen zur Belagerung Straßburgs nach dem Elsaß. Bei diesem Losreißen von der kaufmännischen Thätigkeit entwickelte sich in ihm der Entschluß, sich ganz und gar dem künstlerischen Berufe zu widmen und bei seiner Rückkehr theilte er dieses seiner erschreckten Mutter mit. Auch säumte er nicht mit der Ausführung und reiste am 1. December nach Paris ab, woselbst der siebzigjährige David den schon achtundzwanzig Jahre alten Anfänger freundlich in sein Atelier aufnahm, in welchem damals auch Wach und Rittig studirten. An sie schloß P. sich innig an. Nach David's Exilirung übernahm Baron Gros das Atelier und P. studierte unter ihm weiter. Da das Museum geschlossen war, so verschaffte Alexander von Humboldt unserem P. die Erlaubniß, in demselben nach Raphael copiren zu dürfen; auch in selbstständigen Compositionen aus dem Nibelungenliede versuchte er sich und fand für dieselben den Beifall August Wilhelm von Schlegel's. Nach achtzehn Monaten anhaltendsten Fleißes kehrte er nach Frankfurt zurück, um alsbald seinem Freunde Wach nach Rom zu folgen.

Ueber Mailand und Bologna ging er nach Florenz, woselbst er Baron von Rumohr kennen lernte, welcher Studien für seine kunstschriftstellerischen Arbeiten sammelte. Dieses Zusammentreffen, der anhaltende Umgang mit Rumohr während einiger Monate, sollte für P. von bedeutenden Folgen werden, indem ihm hierdurch zuerst näherer Einblick in das Gebiet kunsthistorischer Forschung eröffnet wurde. Mit Baron Stackelberg machte P. gemeinschaftlich die Reise über Urbino und Perugia nach Rom, woselbst die Reisenden am 22. December 1817 eintrafen. Jetzt erst lernte P. Overbeck persönlich kennen, nachdem er durch Franz Pforr bereits in brieflichem Verkehr mit ihm gestanden hatte; auch zu Cornelius und Veit trat er bald in freundschaftliche Beziehungen. Die drei Genannten hatten damals schon ihre Fresken in der Casa Bartholdi vollendet und bereits die neuen Aufträge zur Ausschmückung der Villa Massimi erhalten, zu welcher auch noch Koch und Schnorr von Carolsfeld herangezogen wurden. Im Umgang und in engem Anschluß an diese Freunde suchte P. nun seine eigenen künstlerischen Studien zu fördern, indem er sich ganz der durch sie vertretenen Richtung anschloß, obgleich er sein ganzes Leben hindurch der reformirten Kirche, in welcher er aufgewachsen war, treu ergeben blieb. Mit Cornelius machte er einen Ausflug nach Neapel, mit Overbeck einen solchen nach Assisi, mit Julius Schnorr verweilte er drei Monate in Florenz und vollendete dort sein erstes größeres Oelgemälde, eine heilige Familie (jetzt im Besitz des Herrn Otto Cornill in Frankfurt a/M.). Mit Heinrich Heß

verbrachte er einen arbeitsamen Sommer in Perugia. Eine Charitas, eine Landschaft mit dem vor dem Hirsche knieenden heiligen Hubertus, deren Motiv der Umgebung um Olevano entnommen ist (jetzt im Städelschen Institute als Vermächtniß des Dr. Böhmer) entstanden in Rom. Alle diese Arbeiten zeugen von dem edlen, feinen Künstlersinn, welchen P. sein ganzes Leben hindurch bethätigte; doch zeigten sie mehr die Fähigkeit Gutes nachzuempfinden, als Neues zu gestalten, und der geringe Erfolg, welchen er mit denselben erzielte, mußte ihn darauf hinweisen, daß ihm auf dem Felde der Kunstausübung wenig Freude erblühen würde. Fast unbewußt lenkte er mehr und mehr in die Bahnen des Kunstforschers und Kunstschriftstellers ein und darin von seinen römischen Freunden bestärkt, schrieb er seine erste veröffentlichte Schrift unter dem Titel: „Ansichten über die bildenden Künste und Darstellung des Ganges derselben in Toscana, von einem deutschen Künstler in Rom“ 1820. Diese Mittheilungen, welche zur Bestimmung des Gesichtspunktes dienen sollten, aus welchem die neue deutsche Malerschule zu betrachten sei, sind später von vielen Kunstschriftstellern als Grundlage zur Darstellung der deutschen Kunstentwickelung jener Epoche benutzt worden, und sie sind von Wichtigkeit zur Kenntniß der Ideen, welche damals in Rom jene Künstler beseelten, die man später mit dem Namen der „Nazarener“ bezeichnete. Die Worte Passavant's: „es liegt die Blüthe einer Kunst nicht in den Folgen eines tiefen Friedens, nicht in dem Reichthum eines Volkes, nicht in der Freigiebigkeit eines Fürsten oder in kostspieligen Kunstanstalten, sondern in der Größe der in einem gebildeten Volke herrschenden Gesinnung“ sind heute noch so wahr und beherzigenswerth wie damals; und nicht rühmend genug kann hervorgehoben werden, daß in gleich entschiedener Weise der Nationalitätsgedanke noch nicht ausgesprochen worden war, wie in dieser Schrift. Da Rumohr den Künstlern in Rom eine ähnliche Abhandlung zugesagt, aber nie ausgeführt hatte, so war er über das Erscheinen von Passavant's Schrift gereizt und schrieb eine ungünstige Recension derselben im Kunstblatt (Kstbltt. 1821, Nr. 32, p. 125—128), welche die Künstler in Rom damals sehr empörte. Trotzdem aber erkannte Rumohr Passavant's Tüchtigkeit so sehr an, daß er ihn dem Herausgeber des Kunstblattes, Schorn, als Correspondenten aus Rom empfahl, was P. gerne annahm. Er begann die Reihe seiner Berichte mit einer Beschreibung der Fresken Overbecks in der Villa Massimi (Kunstblatt 1821, Aug. Nr. 64) und unterzeichnete sich Johannes von F. Besonderes Verdienst erwarb sich P. um die deutsche Künstlerschaft in Rom noch durch die mit Unterstützung Bunsen's ins Leben gerufene Gründung einer Künstlerbibliothek, welcher er bis zu seiner Abreise von Rom vorstand. Dieselbe erfolgte im Jahre 1824.

Ueber München kehrte er nach Frankfurt zurück und fand dort in dem Kreise der Männer, welche sich häufig bei dem Bürgermeister Thomas versammelten, freundlichste Aufnahme. Wir nennen unter denselben vorzugsweise Dr. Böhmer, Dr. Schlosser, Clemens Brentano, den Architekten Hübsch und den Kupferstecher Barth, die beiden letzteren Professoren an dem Städelschen Institut. Manche Hoffnungen, welche P. auf die Thätigkeit dieser Anstalt für die Wiedererweckung der monumentalen Kunst setzte, verwirklichten sich nicht und er mußte seine Kraft in dem Staffeleibilde zu verwerthen suchen. Er malte in der Folge verschiedene Madonnenbilder und Landschaften, ein Gemälde der heiligen Elisabeth und Katharina, welches er der katholischen Liebfrauenkirche zu Frankfurt schenkte, ferner ein größeres Gemälde „Paulus vor Festus“ (jetzt in dem städt. Gymnasium). Von all diesen Arbeiten gilt was schon oben gesagt wurde, und Passavants Freunde, namentlich Dr. Böhmer, fühlten dies wohl. Kurz vor dem Albert Dürer-Feste in Nürnberg (6. April 1828), zu welchem auch P.

r einen Aufsatz über „die dreifache Richtung der Kunst“ drucken, in
in Bezug auf die neue Kunst ausführte: „daß die bildende Kunst,
Bestrebungen der Menschen sich wieder, und zwar mit freiem Bedacht,
htung zurückwenden müßten, in welcher die Sehnsucht nach einem
Gott sich offenbare“. Wenn sein Freund Böhmer diesen Anschauungen
sich sehr ablehnend verhielt, so mochten sie doch sehr im Sinne der
nde sein, welche er in Nürnberg wieder fand. Zu diesen gehörten
und Schnorr, mit welchem letzteren er nach München ging, um dort
nes halben Jahres sowohl die Kunstschätze zu studiren, als auch bei
ie Freskotechnik zu erlernen, da er sich mit dem Plane trug: die
Halle des Friedhofes in Frankfurt mit Fresken zu schmücken. Für
hhof entwarf er auch in München eine Anzahl Grabmonumente,
) im Jahre 1828 in Frankfurt erschienen.
nun nahte die Zeit, in welcher P. durch eine zufällige Veranlassung
olreichen Thätigkeit hingeführt werden sollte, zu welcher ihn sein
ng ganz besonders befähigte, nämlich zur kunsthistorischen Forschung.
ierüber selbst: „Im Jahre 1830 beabsichtigte Professor Braun in
e verbesserte Ausgabe seines Büchleins über Raphael, worüber er
ich in Italien gewesen, oft um Rath fragte. Das that ich denn
räften, allein er kam damit nicht zurecht, so daß er mich aufforderte,
Werk über diesen Meister zu schreiben. Einem solchen Unternehmen
mich indessen in keiner Weise gewachsen. Ich faßte jedoch den Ge-
und begann gründliche Forschungen über diesen Gegenstand.“ (Vergl.
icht über das Städ. Kunstinstitut, December 1863.) Zu diesem Zwecke
noch im Herbst 1830 Berlin, wozu die Uebersiedlung seiner verhei-
chwester dorthin ihm erwünschte Veranlassung bot; von da ging er
en. Im April 1831 finden wir ihn abermals in Paris, von wo
dem Maler Bläse nach London ging. Alle öffentlichen und privaten
en, alle Schlösser, in welchen sich Werke Raphaels befinden, suchte
allenthalben erwarben ihm seine Kenntnisse und seine guten ge-
rmen im Vereine mit einer schönen männlichen Erscheinung die beste
Auch fand er bei Verwandten seines Schwagers Gelegenheit, in
Familienporträt zu malen, wodurch der Zustand seiner Reisekasse
gebessert wurde, so daß er auf der Rückreise sich auch in Belgien
umsehen und die flandrische Kunst, wie auf der Weiterreise über
d' Köln die niederrheinische, gründlich studiren konnte. Als Folge
veröffentlichte er sein Werk: „Kunstreise durch England und Belgien
n Bericht über den Dombau zu Frankfurt a./M.“ 1833. Die
welche für die Kunstforschung von besonderem Interesse waren, stellte
zen Artikeln für das Kunstblatt zusammen (1832, Nr. 66—74).
war das Staunen bei diesen Publicationen über die in England
, noch wenig bekannten Kunstschätze. In Belgien wie in England
Werk gleiches Aufsehen; in Belgien bestellte die Akademie 500 Ex-
sselben; die Nachrichten über die englischen Künstler erschienen so-
echt in einer „Review“ und Miß Rigby übertrug das ganze Buch ins
(„Tour of a german artist in England.“ London 1836, 2 Bde.).
rschungen dieser Reise schließt sich auch an: „Lettre de M. Passavant
rt à Mr. O. Delepierre à Bruges sur les productions des peintres de
école flamande au XVème et XVIème Siècle etc.“ Gand 1842, 1 Bd.
Vervollständigung seiner Raphaelstudien ging P. im Herbst 1834
nach Italien. Er besuchte nach einander Mailand, Pavia, Genua,
, Neapel, Urbino und die Mark Ancona. Sein Besuch in Fano,

Pesaro, Montefiore, Sinigaglia galt namentlich seinen Studien über Raphael's Vater, Giovanni Santi. Sodann besuchte er Perugia, Florenz, Bologna, Venedig und kehrte über Wien und München nach Frankfurt zurück. Erst 1839 konnte er sein Werk: „Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi" (2 Bde.) erscheinen lassen. Eine weitere Frucht seiner Reise waren die im Kunstblatt (1838 in Nr. 66 u. ff.) erschienenen Artikel „über die alten lombardischen Maler". Das Buch über Raphael machte das größte Aufsehen; in solcher Vollständigkeit war bis dahin trotz vieler ähnlicher Arbeiten noch nichts geleistet worden; demungeachtet konnte P. im Jahre 1858 einen dritten Band mit Nachträgen, namentlich mit reichhaltigen neuen Angaben über Handzeichnungen Raphael's veröffentlichen. Im Jahre 1860 wurde das Werk ins Französische übersetzt und damit der ganzen Kunstwelt zugänglich gemacht, den Ruhm des Verfassers allenthalben verbreitend.

War Passavant's künstlerische Thätigkeit schon während der letzten Jahre sehr gering gewesen — sie hatte sich fast nur auf das Malen einiger Landschaften idealen Charakters beschränkt — so stellte er dieselbe fast gänzlich ein, nachdem er im October 1840 zum Inspector des Städel'schen Instituts ernannt worden war; nur die lebensgroße Figur Kaiser Heinrichs II. für den Kaisersaal des Römers in Frankfurt fällt in die Zeit kurz nach seiner Ernennung. Diese Stellung schloß zugleich ein Lehramt in sich. Sie legte ihm die Leitung der Studien jener Schüler auf, welche nach den Gypsabgüssen zeichneten; die geläuterte edle Auffassung, welche sich in seinen Correcturen nach der Antike aussprach, ist für viele jener Anfänger von unschätzbarem Werthe in ihrer Weiterentwickelung geworden. Auch theilte er mit den anderen Professoren die Correcturen nach dem lebenden Modell im Actsaal. Seine Hauptthätigkeit aber war fortan der Vermehrung der Gemälde- und Handzeichnungen-Sammlung, sowie der Entwickelung und Ordnung des Kupferstichcabinetes gewidmet. Der treffliche Katalog der Gemäldesammlung ist sein Werk und in der 1855 erschienenen Schrift: „Eine Wanderung durch die Gemäldesammlung des Städel'schen Kunstinstituts" (Verlag von Heinrich Keller) gab er eine kurze Kunstgeschichte der in der Sammlung besonders vertretenen Zeiten. Dazwischen machte er häufige Reisen zu steter Bereicherung seines Wissens, namentlich mit Rücksicht auf die altdeutschen und altitalienischen Kupferstecher. Eine Darstellung der Entwickelung des Kupferstichs in kurzem Abrisse gab er in dem im August 1859 veröffentlichten Berichte des Städel'schen Instituts heraus. Manche kleinere Abhandlungen erschienen in den Kunstblättern von Schorn, Kugler, Eggers, in von Quast's und Otte's Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst, im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst und in Naumann's Archiv für zeichnende Künste. Sie sind für die Kunstforscher vielfach von der größten Wichtigkeit gewesen. Auch Spanien bereiste P. und legte seine Beobachtungen nieder in dem Werke: „Die christliche Kunst in Spanien" (1853, 1 Bd.). Im Jahre 1860 erschienen die zwei ersten Bände seines „Peintre-graveur", ein Werk, welches jenes gleichnamige von Bartsch vervollständigen und berichtigen sollte. Aber erst nach seinem Tode erschien der letzte der sechs Bände (1860—1864, 6 vols. avec table alphabétique générale etc. etc.) dieses bedeutenden Werkes, welches zu den unentbehrlichen in der Kunstwissenschaft gehört, und welches Staunen erregte durch die Fülle des früher unbekannten Materials, durch welches neues Licht über die dunkelsten Anfänge der Kupferstechkunst verbreitet wurde, wenngleich P. Widerspruch dadurch erregte, daß er den Deutschen die Erfindung des Kupferstiches zuschrieb.

Noch hatte P. die Freude die vollständige, systematische Ordnung der Kupferstich- und Handzeichnungen-Sammlung zu erleben, welche unter seiner Leitung von seinem Gehülfen, dem späteren Inspector Malß, ausgeführt wurde.

Am 17. August 1861 verschied er bei noch vollständig klarem Geiste. Seine Hingebung an die seiner Obhut anvertrauten Sammlungen hat er stets dadurch bethätigt, daß er werthvolle Kupferstiche und Handzeichnungen, welche er entweder schon besaß, oder mit der Absicht Lücken in den Sammlungen auszufüllen, aus eigenen Mitteln erwarb, den Sammlungen schenkte, namentlich zu Zeiten, in welchen die Administration aus ökonomischen Rücksichten mit ihren Mitteln bei Ankäufen zurückhaltend war. Auch hinterließ er der Gemäldegallerie eine Anzahl sehr werthvoller Oelgemälde, der Bibliothek seine sehr bedeutende Sammlung von Kunstbüchern und Kupferwerken, sein nicht gedrucktes Manuscript: „Jean Fouquet de Tours, peintre et enlumineur du Roy Louis XI", sowie 37 Bändchen seiner handschriftlichen Notizen zu seinen kunstgeschichtlichen Arbeiten, durch welche er einer der ausgezeichnetsten Mitbegründer der modernen Kunstforschung geworden ist.

Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a./M. 1864 und 1865: „Joh. Dav. Passavant, ein Lebensbild von Dr. Ad. Cornill". — Desgl.: Fünfter Bericht über das Städel'sche Kunstinstitut durch die Administration veröffentlicht im Dec. 1863. — Desgl.: Didaskalia Nr. 120 und 121, 1. und 2. Mai 1862.

Otto Donner-von Richter.

Passavant: Johann Karl P., Arzt und Schriftsteller, wurde geboren zu Frankfurt a./M. am 22. April 1790 und starb daselbst am 14. April 1857. Sein Vater war der Kaufmann Christian P., ein Bruder des Pfarrers (s. S. 196). Dieser übte auf die religiöse und sittliche Entwickelung des Neffen einen bedeutenden Einfluß aus, wie denn auch beide in der Milde der Gesinnung, wie in der Feinheit des Empfindens, innere Verwandtschaft beweisen. Vielleicht hat der mit Lavater und Jung-Stilling befreundete Oheim zuerst den Jüngling auf die tieferen Probleme des Seelenlebens hingewiesen. Doch auch die Mutter, Marie Elisabeth de Bary, hatte durch eine aufrichtige Frömmigkeit auf des Kindes früh empfänglichen Sinn segensreich eingewirkt. In manchen Zügen trat es bald zu Tage, was in seinem Innern verheißungsvoll sich regte. Die strengste Wahrhaftigkeit zeichnete schon den Knaben aus, der ernste Selbstprüfung und Selbstzucht an sich übte und der allen religiösen Fragen ein tiefes Interesse entgegenbrachte. Während der Gymnasialzeit hegte er lebhaft den Wunsch sich dem geistlichen Berufe zu widmen, doch entschloß er sich, als er im Herbst 1807 die Universität Heidelberg bezog, durch äußere Verhältnisse bestimmt, zum Studium der Medicin. Zunächst war ihm begreiflicher Weise daran gelegen, im allgemeinen den Wissensdurst zu befriedigen und seinen geistigen Horizont zu erweitern, weshalb er die Vorlesungen eines Daub, Fries, Creuzer und Boeckh (über Philosophie, Mythologie und Symbolik) den Fachcollegien vorzog; doch gewann er ein tieferes Interesse für die Heilkunde, als er Ostern 1809 nach der durch treffliche Lehrer ausgezeichneten Tübinger Hochschule übersiedelte. Kielmeyer und Autenrieth zogen ihn an, und er begann schon damals eigene physiologische Versuche anzustellen. Im 20. Jahre (1810) erwarb er sich die Doctorwürde und begab sich dann nach Wien, um in den dortigen Hospitälern zu arbeiten, wobei er der Augenheilkunde große Aufmerksamkeit zuwandte. Damals machte ihn Malfatti genauer mit dem Magnetismus bekannt, mit dem er sich bald schon selbstständig beschäftigte. Immerhin schwankte P. noch, ob er nicht, wie sein Freund Veith, statt des ärztlichen Berufes den seelsorgerlichen erwählen solle; aber auf Verlangen des Vaters blieb er der einmal angetretenen Laufbahn treu, ohne doch von der „Braut seiner Jugend" völlig sich abzuwenden. Es war von nun an sein höchstes Ideal, eine Versöhnung zwischen der Naturwissenschaft und der Theologie herbeizuführen und über den scheinbaren Gegensätzen beider Disciplinen eine höhere Einheit nachzuweisen, wie denn sein ganzes Wesen in persön-

lichen, wie in theoretischen Fragen, auf Vermittlung angelegt war. Es
seine Ueberzeugung, daß Vernunft und Offenbarung, als aus einer Q
stammend, sich nicht widersprechen können, daß die Offenbarung zwar
aus der Vernunft herrühre, aber doch mittelst der Vernunft erkennbar sei.
Philosophie muß zur Theosophie, alle Wissenschaft zur Mystik geläutert und
klärt werden". In solchen Ansichten wurde er besonders bekräftigt durch
edlen Sailer, der damals Professor der katholischen Theologie in Landshut
und nachmals Bischof in Regensburg wurde. Dieser Mann, welcher auc
Lavater in Beziehungen gestanden hatte, wurde Passavant, wie so ma
anderen Protestanten. ein väterlicher Freund bis an sein Lebensende. P
suchte ihn häufig und trat auch mit ihm in lebhaften brieflichen Verkehr (B
Sailer's finden sich in den von Passavant's Wittwe herausgegebenen „Ge
blättern an Johann Karl Passavant, Frankfurt a./M., Heyder und Zi
1860", während die Schreiben Passavant's an Sailer, wie an dessen g
gesinnten Schüler Diepenbrock, sich nicht mehr aufgefunden haben). Es is
zuerkennen, daß keiner dieser katholischen Priester versucht hat, den Freund
Uebertritt zu bewegen, obwohl P. selbst manchmal dazu geneigt war, h
am römischen Gottesdienste theilnahm und noch kurz vor seinem Tode beka
von den meisten Wahrheiten dieser Kirche überzeugt zu sein. Neben
Einfluß von Sailer ist übrigens in dieser Periode auch der Einfluß von Sche
nicht zu verkennen, dessen Philosophie damals viele Geister mächtig anzog.
Jahre 1816 ließ sich P. nach mancherlei Reisen als praktischer Arzt in
Vaterstadt nieder. Er hatte gelernt die Ausübung dieses Berufes auch als
Arbeit am Reiche Gottes aufzufassen und hat ihn in diesem idealen
allzeit geführt. Von den Collegen trat ihm besonders Dr. Neeff nahe, der
magnetische Kuren machte, außerdem trat er zu dem Bibelforscher Jo
Friedrich von Meyer in vertraute Beziehungen. In diese Zeit fällt auch
lebhafte Correspondenz mit Baader und anderen Theosophen, die sich für
sacramentliche Auffassung der magnetischen Kuren aussprachen. Mit se
kunstsinnigen Vetter Philipp machte er im Winter 1816/17 eine Reise
Italien, wo er auch mit einem anderen Vetter, Johann David, dem
maligen Kunsthistoriker (s. o.), zusammentraf und eine interessante Audien
Pius VII. hatte, in der er mit diesem unbeugsamen Kirchenfürsten von se
Lieblingsthema, der Wiedervereinigung der Confessionen, zu reden wagte.
Jahre 1818 wurde P. Hausarzt an dem Versorgungshause, dessen Insassen
mit großer Liebe anhingen, und dessen Einrichtungen vielfach auf seinen
zurückzuführen sind. In den Jahren 1819 und 1820 hielt er im Senckenb
schen Stift Vorlesungen über den Lebensmagnetismus vor einem gewählten
hörerkreise, dessen Interesse an seinen Beobachtungen ihn veranlaßte, ein
über diesen Gegenstand herauszugeben: „Untersuchungen über den Le
magnetismus und das Hellsehen" Frankfurt a./M. bei Brönner 1821.
zweite vielfach veränderte Auflage erschien 1837.) Im folgenden Jahre
er eine geistig angeregte Lebensgefährtin in Marianne Lessing, die er in
bindung mit einer Somnambule ärztlich behandelt hatte. Durch Sailer m
P. die Bekanntschaft von Melchior Diepenbrock, der damals die rechte
des greisen Bischofs war, und trat bald zu ihm in die herzlichsten Beziehu
In Frankfurt verkehrte er in dieser Zeit viel in einem romantisch gerich
Kreise, in welchem außer den Vettern Johann David und Philipp P.
Thomas, Böhmer und Christian Schlosser besonders hervorragten. Durch
Verkehr erhielt seine Sympathie zum Katholicismus beständig Nah
wiewohl er seit seiner Vermählung sich der reformirten Gemeinde, der
Ahnen angehört hatten, wieder förmlich anschloß. In einem engeren Kreise

29 und 1830 Vorträge über Psychologie, die zwar nicht gedruckt vorliegen,
Frucht aber einige später erschienene philosophische Monographieu
. Um diese Zeit traf er auf der Heidelberger Naturforscherversammlung
) zum ersten Male mit einem Mann zusammen, dessen Bekanntschaft er
der Aehnlichkeit der Beschäftigungen längst zu machen gewünscht, mit dem
und Dichter Justinus Kerner, dem er allmählich sehr nahe trat, ohne
dessen Ueberschwänglichkeiten auf dem Gebiete des Somnambulismus zu
n. Der Wunsch, die Cholera persönlich beobachten zu können, führte ihn
wieder nach Wien, wo er längere Zeit in Hospitälern thätig war. Im J.
wirkte er bei der Neugründung des physikalischen Vereins in Frankfurt mit,
elchem Anlaß er die Festrede „über das Studium der Naturwissenschaften als
llgemeines Bildungsmittel" hielt. Im folgenden Jahre erschien die Schrift:
der Freiheit des Willens", Frankfurt bei Brönner 1835, welche die Vor-
kungen zum Verständniß seiner letzten Schrift („über das Gewissen") enthält.
. 1837 bot sich ihm Gelegenheit, sich über seine Stellung zu der neuen Er-
ung der Homöopathie auszusprechen. Bei einer Versammlung homöopathischer
e hielt er eine Rede, in der er zwar die relative Berechtigung der neuen
ode anerkannte, wie er denn auch meist nur kleine Gaben zu verordnen
e, aber drei verschiedene Heilarten, eine antipathische, eine homöopathische
ine sympathische, unterschied, die je nach dem vorliegenden Falle anzu-
n seien. Im Anfang der 40er Jahre beschäftigte er sich besonders ein-
d mit theologischen Problemen. In diese bewegte Zeit fallen die „theo-
en Briefe" an Diepenbrock und ein Theil der „philosophischen Gedanken"
die „Gedenkblätter"), ferner eine Reihe von Aufsätzen in der Allgemeinen
ng, in welchen er dem Gedanken der Versöhnung der beiden christlichen Kirchen
uck gab. Obwohl die deutsch-katholische Bewegung sein Ideal von einer
herung der Confessionen scheinbar zu verwirklichen suchte, stieß sie ihn doch
Anfang an ab, und besonders die leitenden Persönlichkeiten waren ihm
r. Das „tolle Jahr" brachte ihm viel anregende Bekanntschaften — auch
zwischen zum Fürstbischof von Breslau erhobene Diepenbrock hielt sich als
rdneter in Frankfurt auf. Die auf 1848 folgende Steigerung der con-
ellen Gegensätze berührte ihn wehmüthig — er selbst wurde von ultra-
ner Seite wegen seines Lebensbildes des 1853 verstorbenen Diepenbrock
iffen, besonders aber das neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß
(1854) brachte viele seiner optimistischen Hoffnungen zum Scheitern,
hl er an seinen Idealen bis an das Ende festhielt. Sein philosophischer
nengesang war die in fast erbaulichem Ton geschriebene Betrachtung:
Gewissen", Frankfurt, Heyder und Zimmer 1857, die übrigens nicht
eine psychologische Analyse, als vielmehr eine auf der Grundlage des
ens aufgebaute religiös-sittliche Weltanschauung mit besonderer Berück-
ung der eschatologischen Probleme darbietet. Bald nach dem Erscheinen
Schrift, die ein Bild seiner eigenen Persönlichkeit darstellte, verschied er nach
Leiden am 14. April 1857. Die Harmonie und Liebenswürdigkeit seines
s sowie die Lauterkeit und Uneigennützigkeit seines Handelns hatten ihm
htung seiner Mitbürger in hohem Grade zugewandt. Seine Gattin folgte
ereits 1862 im Tode, nachdem sie sich um Ordnung des Nachlasses ver-
gemacht hatte. Durch alle Schriften Passavant's, aus der ältesten, wie
er letzten Zeit, und durch den ganzen Briefwechsel zieht sich *eine* Grund-
mung hindurch. Es wäre unschwer, ein förmliches philosophisch-theologisches
m aus seinen Werken zusammenzustellen; hier sei nur das Wichtigste
eutet. Die beiden wesentlichsten Punkte, die uns in seinen Schriften
egentreten, sind die Lehre von dem Lebensmagnetismus und die Hinneigung

zu dem katholischen Dogma. Doch ist das letztere Moment aus dem ersteren zu erklären; seine physiologischen und psychologischen Studien führten ihn zu dem Interesse an solchen Lehren der katholischen Kirche, die von den Reformatoren bestritten worden waren. Er war nicht romanisirend gerichtet — seine Freunde in jener Kirche wurden von ultramontaner Seite gehaßt — er schwärmte auch nicht, wie manche seiner Frankfurter Bekannten, für die gesellschaftlichen und staatlichen Zustände des Mittelalters, gehörte vielmehr einer gemäßigtliberalen politischen Richtung an; auch bestimmte ihn nicht, wie manche Convertiten, eine aus innerer Unselbstständigkeit hervorgehende Sehnsucht nach einer unbedingt bindenden Autorität; am wenigsten war er begeistert für den Kirchbegriff, wie denn die Bestrebungen des neuauflebenden lutherischen Confessionalismus trotz vielem Gemeinsamen, das er anerkennen mußte, ihm unsympathisch waren — sein Interesse am Katholicismus hing vielmehr, wie angedeutet, aufs engste mit der Lehre vom Lebensmagnetismus zusammen. Es folgt darum zunächst ein Ueberblick über diese Lehre. P. geht von dem Gedanken aus, daß im geistigen Leben analoge Gesetze wie im materiellen Leben herrschen, nur daß uns überall eine Entwickelung vom Niedrigeren zum Höheren entgegentritt. Die organischen Kräfte erscheinen ihm als Modificationen der allgemeinen Naturkräfte oder Imponderabilien (wie Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus), so daß das Verständniß der Naturkräfte zum Verständniß jener höheren Kräfte führen kann, die zwar nicht mit ihnen identisch, aber doch ihnen entsprechend sind. Die organische Kraft im Thierreich, die Nervenkraft, wirkt im Organismus selbst durch bestimmte Leiter, die Nerven; kann aber auch analog der Elektricität über ihre Organe hinauswirken und, vielleicht durch einen ausströmenden Nervenäther, einen unmittelbaren Einfluß auf nähere oder entferntere Gegenstände ausüben. So entstehen die lebensmagnetischen Erscheinungen, die einen weiten Umkreis von den tiefsten animalischen Aeußerungen bis zu den höchsten Seelenwirkungen haben. P. unterscheidet hier drei Stufen: 1. eine nur organische lebensmagnetische Thätigkeit, die bei allen lebenden Wesen beobachtet werden kann, 2. eine geistige, bei der das organische Princip in den Dienst des menschlichen Willens tritt (hierher gehören die lebensmagnetischen Curen), 3. eine höhere geistige, wo der geschaffene Geist dem absoluten als Leiter dient, und die Schranken seiner jetzigen Natur überschreitet (Wunder). Wie aber hier die Nervenkraft über die Grenzen der Bewegungsorgane hinausgeht, so kann sie auch über die Grenzen der Sinnesorgane hinausgehen. Jenes geschieht durch die Magie, dieses durch die Extase. Auch hier unterscheidet P. drei entsprechende Stufen. 1. den thierischen Instinct (niederes Ahnen), 2. das Hellsehen (magisches Schauen), 3. die gottbegeisterte Seherkraft, bei der der menschliche Geist freies Organ des absoluten wird. P. sieht in all diesen Erscheinungen nirgends Aufhebung der Gesetze der Weltordnung (im eigentlich supranaturalistischen Sinne), sondern das Hereinleuchten einer höheren Weltordnung, für die der Mensch bestimmt ist, als dessen letztes Ziel P. in der Weise der mittelalterlichen Mystiker die Theilnahme an der göttlichen Natur, die Vergottung, bezeichnet, ein Ziel, das allerdings erst im jenseitigen Leben erreicht wird, in dem die Entwickelung der Seele sich fortsetzt. So erklärt sich seine Ueberzeugung von der Wirksamkeit des magnetischen Heilsverfahrens, sowie von der Bedeutung des Somnambulismus für die Medicin; aber es wird auch begreiflich, daß P. von jenen Voraussetzungen aus nicht nur den Schlüssel zum Verständniß der Wunder und Weissagungen der Schrift zu besitzen glaubte, sondern auch von der in der katholischen Kirche behaupteten Fortdauer der Mirakel und Visionen durchdrungen war. Weiter erklärt sich so auch sein Interesse an dem Cultus und der im Meßopfer gipfelnden Sacramentenlehre jener Kirche. Cultus und

Sacrament erscheinen ihm geradezu als heilige Magie, deren Verständniß durch die Erscheinungen des Magnetismus näher gerückt werden, wie er andererseits auch den magnetischen Curen einen sacramentlichen Charakter zuzuschreiben geneigt ist. In den Sacramenten tritt ihm das Ziel der ganzen Natur, Organ des Geistes zu werden, am klarsten hervor, weil hier das Ewige im Zeitlichen dargeboten wird, und da ist es ihm denn bedeutsam, daß nach römischer Lehre, alle wichtigen Punkte des Menschenlebens durch die ununterbrochene, die Geister emporführende Thätigkeit des Gottmenschen, eine höhere Weihe empfangen. Außerdem findet er für seine Auffassung von der Willensfreiheit sowie von der auch im Jenseits fortdauernden Läuterung und Entwickelung der Menschenseelen in den katholischen Dogmen von der Rechtfertigung und den Heiligen und dem Fegefeuer bedeutsame Anknüpfungspunkte. Endlich ist auch der Umstand nicht außer Acht zu lassen, daß P. durch edle Katholiken vorzüglich in seinem inneren Leben gefördert worden war, was bei einem für persönliche Einwirkung so empfänglichen Gemüth nicht ohne dauernden Einfluß bleiben konnte. Uebrigens gilt hier überall der Satz: „si duo faciunt idem, non est idem“; nirgends ist ein katholisches Dogma im strenggläubigen Sinn aufgefaßt. Selbst die Christologie ist nicht ganz orthodox, noch weniger die Lehre von den letzten Dingen. P. hat es denn auch ausdrücklich ausgesprochen, daß, wenn auch das katholische Dogma die Grundlage seiner Zukunftskirche bilden soll, doch nur das tiefer ergründete und von dem Zufälligen und Unwesentlichen gereinigte Dogma dazu geeignet sei; er erkannte stets die Berechtigung des von der Reformation aufgestellten Grundsatzes der Entwickelung (Evolution) an. Sein Ideal ist darum nicht sowohl das Aufgehen des Protestantismus im Katholicismus, als eine höhere Entwickelung, bei der die berechtigten Momente beider Kirchen zur Geltung kommen sollen. Was Passavant's Stellung zum Lebensmagnetismus anlangt, so sind die vorliegenden Probleme heute noch nicht völlig aufgehellt; der Streit ist noch unter dem Richter. Was seine irenischen Bestrebungen betrifft, so ist seit seinem Tode der confessionelle Gegensatz so viel schärfer geworden, daß man in beiden Lagern für solche ideale Anschauungen vielfach nur ein mitleidiges Lächeln hat. Es giebt aber noch immer stillere Gemüther, denen Gestalten, wie P. und Sailer, wie eine Weissagung auf eine bessere, wenn auch ferne, Zukunft erscheinen, wenn sie vielleicht auch die Lösung des Problems in einer anderen Richtung erwarten. Außer den „Gedenkblättern“ enthält religiöse Abhandlungen noch die „Sammlung vermischter Aufsätze“ von Dr. J. C. Passavant“, herausgegeben von Dr. Fr. Hoffmann. Frankfurt 1857.

Reichhaltiges Material findet sich besonders in dem trefflichen Werke von Adolph Helfferich: Johann Karl Passavant. Ein christliches Charakterbild. Frankfurt, Christian Winter 1867. — Vgl. ferner Dr. Mettenheimer, Zur Erinnerung an Joh. K. Passavant, Frankfurt, Brönner 1858. Vortrag im ärztlichen Verein und J. Hamberger: Dr. Johann Carl Passavant. Ein Characterbild. München 1857. H. Dechent.

Passe: Crispin van P., ein geachteter Kupferstecher, war nicht, wie Sandrart aussagt, „von Cölln gebürtig“, was sich schon durch des Künstlers eigene Angabe auf verschiedenen seiner Arbeiten widerlegt, wo er sich „Zelandus“ nennt. Sein Zeitgenosse Mathias Quad (Teutsch, Nat. Herrl. 357) macht uns mit seinem Geburtsort genau bekannt, indem er bei Beschreibung der Grafschaft Zeeland berichtet: „Gegen Oosten ligt das stattlin Armuien, darauß Chrispin de Passe der figurschneider burtig ist.“ In welchem Jahre er (um 1565) in Armuyden oder Arnemuyden, wie das Städtchen heutzutage heißt, geboren worden, ist nicht bekannt. Die frühesten Daten auf seinen Blättern nähern sich dem Ende des 16. Jahrhunderts und die letzten reichen bis um 1630. Nachdem er [illegible]

Zeichnen und Kupferstechen bei Dirk Volkaert Coornhaert erlernt hatte, übte er seine Kunst in verschiedenen Städten aus, hauptsächlich in Köln, Utrecht, Amsterdam, Paris und London. Er hat als Kupferstecher ausgezeichnete Verdienste, den Grabstichel wußte er mit Kraft und Zartheit in verständiger Abwechslung zu handhaben, so daß manche seiner Leistungen eines Goltzius würdig genannt zu werden verdienen; doch unternahm er zu viel und mitunter zu Geringfügiges, als daß er in seinen Arbeiten sich immer hätte gleich bleiben können. Mit der Liebe zur Kunst verband er Geschmack an den Wissenschaften und suchte den Umgang gelehrter und angesehener Männer. In dem Vorbericht zu seinem Werk über das Zeichnen und Kupferstechen erzählt er in französischer Sprache einiges von seinen Lebensumständen; dort heißt es: „Dès ma jeunesse je me suis adonné à plusieurs et divers exercices; mais je me suis particulièrement attaché à estudier, avec les plus fameux maistres, le Sieur Freminet, peintre de sa Majesté très-chrétienne, le renommé peintre et architecte Sieur Petro Paulo Rubens, Abrah. Bloemart, Paulo Morelson, peintre et architecte de Utrecht—mais plus particulièrement le trés-noble Seigneur Van der Burg, avec lequel je visitay l'académie ou étoient les plus célèbres hommes du siècle — L'illustre prince Maurice, de heureuse mémoire, pour enseigner le desseign à l'académie du Sieur Pluvinel, premier écuyer du roy." Das Werk, dem diese Stelle entliehen ist, erschien zu Paris; es ist mit vielen Kupfern versehen und handelt über die Verhältnisse des menschlichen Körpers, über Perspective, akademisches Zeichnen, Gebrauch des Gliedermannes zum Anordnen der Gewandung u. s. w. Ueberaus zahlreich sind die kleinen Bildnisse, welche de Passe geliefert hat. Sie gehören einer Zeit an, die reich an bedeutenden Persönlichkeiten war, und viele werden daher, neben ihrem Kunstwerth, aus doppeltem Grunde hochgeschätzt. In England hat er zweimal das Bild der Königin Elisabeth gestochen, in ganzer Figur und als Hüftbild, wovon besonders das erstere als eine Perle hoch gewerthet wird. Von seinen Folgewerken nennen wir: Die Sibyllen, Sibyllarum icones, 16 Blätter, 1601 zu Köln erschienen und dem Bürgermeister Johann von Lyskirchen gewidmet; Metamorphoseon Ovidianarum typi, 1602, eine zweite Ausgabe erschien 1606 und ist dem Doctor der Theologie Wilhelm Salsman in Köln dedicirt; Romani imperatores, opera Crispiani de Pass, apud Colonienses aericidas, Anno 1604, 23 Blätter; Illustriss. Juliacensium etc. principum tabula genealogica, Coloniae 1610, 16 Blätter; Abbildung Herrn Friderichs deß V. Pfaltzgraffen bey Rhein und Frawen Elisabeth ihrer Fürstlichen Gnaden Gemahlin, daneben ihrer Königlichen und Churfürstlichen Eltern und nechsten Blutsverwandten, 1613, 11 Blätter; sehr selten. — Dem Rath von Köln wollte der Künstler im Jahre 1607 eine Aufmerksamkeit erweisen, die jedoch eine nichts weniger als geneigte Aufnahme fand. Sein Antrag, den Häuptern der Stadt die nach dem Kölner Maler Geldorp Gortzius in Kupfer gestochenen vier Evangelisten widmen zu dürfen, wurde, ungeachtet der Fürsprache Constantin's von Lyskirchen, zurückgewiesen. Die Ursache war, weil man dahinter gekommen, daß de Passe sich zur Secte der Wiedertäufer bekannte. Dagegen fanden sich unter den angesehensten Einwohnern der Stadt auch manche kunstsinnige Männer, welche das hervorragende Talent des Künstlers durch eine wohlwollende Gesinnung anerkannten, so der gelehrte Dechant beim Mariaad gradus-Stifte Georg Braun, der Canonikus Gerhard Stempelius vom St. Georgs-Stifte, der Doctor der Theologie Wilhelm Salsman, der Propst von St. Severin Jacob Chimarraeus, der Doctor der Rechte und kaiserliche Hofrath Johann Baruit (Barwitz), die Kunstsammler Everard Jabach und Heinrich Stapedius u. a. m. Vornehmlich aber hatte er sich der Gewogenheit der Herren von Lyskirchen zu erfreuen. Der arbeitsame Mann hat allein in Köln weit

über 200 Platten ausgeführt, die von 1595 bis 1611 datirt sind. Auch in der benachbarten Kaiserstadt Aachen hat er eine kurze Zeit verweilt; hier erschien eine Folge von sechs Blättern: Die Geschichte des verlorenen Sohnes nach Martin de Vos, die er dem dortigen Rath widmete. J. J. Merlo.

Seit 1612 wählte P., in sein Vaterland zurückgekehrt, Utrecht zu seinem ständigen Aufenthalte. In demselben Jahre erschien in seinem Verlage in Utrecht das Werk „Academia". Wir ersehen daraus, daß P. wie es fast allgemein üblich gewesen, auch Verleger und Kunsthändler gewesen ist und manches Blatt, das nur de Passe exc. bezeichnet ist, mag in seiner Officin von einem Schüler ausgeführt sein. Wie in Köln, so erfreute sich der Künstler auch in Utrecht der Achtung seiner Mitbürger; im J. 1613 wurde er in Utrecht als Bürger aufgenommen. Sein Kunsthandel war sehr verbreitet; so wissen wir, daß ein Joh. Wils in Paris 1634 Vollmacht von ihm erhielt, Schuldforderungen von verschiedenen Händlern daselbst zu ordnen. P. hatte drei Söhne und zwei Töchter; die ersteren und die Tochter Magdalena wurden vom Vater in seiner Kunst unterwiesen. Sie eigneten sich desselben Stichweise so vollkommen an, daß man ihre Stiche, wenn sie unbezeichnet sind, nicht von einander unterscheiden kann. Nur Simon de Passe zeichnet sich durch eine weichere abgerundetere Strichlage aus, während der Grabstichel der anderen etwas spitzig und hart erscheint.

Crispiaen van de P., der jüngere, ältester Sohn des Vorigen, ward in Köln 1593 oder 1594 geboren und starb in Amsterdam nach 1663. Er war unter den Augen seines Vaters von frühester Jugend an mit der Führung des Grabstichels vertraut gemacht. Als sein Vater nach Utrecht zog, war er bereits ausübender Künstler; trotzdem besuchte er noch in letzterer Stadt die Kunstschule. Im J. 1617 hielt er sich in Paris auf, wo er die Platten zu Pluvinel's: Le Maneige royal stach. Im J. 1630 war er wieder in Holland und gab verschiedene Bildnisse heraus. Beim Tode seines Vaters dürfte er sich in Utrecht aufgehalten haben, im J. 1639 finden wir ihn aber in Amsterdam, wo er bis zu seinem Tode thätig war.

Simon van de P. war ein zweiter Sohn des alten Crispin, geb. um 1590. Das Sterbejahr ist unbekannt. Sein erster Stich, vom J. 1612, stellt Heinrich Prinz von Wales vor. Er arbeitete bei seinem Vater bis 1616; in diesem Jahre befand er sich in London, wo er für den Verleger Compton Holland die schönen Bildnisse von Herren und Damen in ihren reichen Anzügen in trefflichen Stichen ausführte. Im J. 1619 entstand, nachdem sich der Künstler wahrscheinlich wieder in Holland befand, die Folge der Kurfürsten zu Pferd. Für die Maneige royal stach er auch ein Blatt, vielleicht gelegentlich eines Besuches seines Bruders Crispin in Paris. Er wandte sich später nach Kopenhagen, vielleicht dahin berufen. Seit 1631 führte er den Titel eines kgl. Kupferstechers. Wahrscheinlich starb er in Dänemark.

Willem van de P., dritter Sohn des Crispin, Geburts- und Sterbejahr unbekannt. Ersteres dürfte um 1595 zu setzen sein; sein erster datirter Stich trägt das Jahr 1623. Er stach viele Illustrationen in Bücher, wie z. B. für die Embleme von J. de Brune, die Zeeusche Nagtegael von A. van de Venne u. a. m. Sein Aufenthalt in England ist durch viele Bildnisse englischer Persönlichkeiten documentirt. Ob er auch in Paris thätig war, ist nicht mit Sicherheit anzugeben.

Magdalena van de P., Tochter des alten Crispin, ist geboren um 1600 in Köln und starb 1640. Sie heirathete den Frederik van Beverwoorde, war aber 1630 Wittwe geworden. Zur Zeit ihrer Wittwenschaft wohnte ihr Vater bei ihr. Im J. 1617 stach sie mehrere Sibyllen. Bei ihrer späteren Thätig-

keit suchte sie die feine, effectvolle Stichmanier des Grafen Goudt nachzuahmen der damals in Utrecht lebte. Das Werk der Familie van de P. ist sehr reich ein besonderes Verdienst derselben, das wir noch nicht hervorhoben, besteht darin daß uns vielfach Compositionen alter berühmter Meister übermittelt werden, di den Künstlern zugängig waren und die sonst für uns verloren gegangen wären Wir nennen hier nur Joh. von Achen, J. de Baker, H. van Balen, H. Bol J. Brueghel, Elzeimer, L. von Leyden, Mabuse, Q. Metsys, Moreelse, Backen burg, A. van de Venne und viele andere.

Franken, L'oeuvre gravé des van de Passe. **Wessely.**

Passow: Gottfried Thomas Arnold P., Philologe und Schulmann, 1829 bis 1870. Er wurde als der einzige Sohn von Karl P. (s. S. 215) am 29. Dec. 1829 in Berlin geboren, erhielt seine Bildung, ohne je eine Schule zu besuchen, ausschließlich durch Privatunterricht, für einzelne Fächer (Mathematik, Franzö sisch u. a.) dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen als Unterrichts-Ge nosse beigegeben, und bestand Ostern 1848 als Extraneer die Maturitäts-Prü fung am Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin. Zuerst studirte er in Bonn, wo Welcker ihn vorzugsweise anzog, dann in Berlin Philologie, löste hier 1851 eine Preisaufgabe, wurde 1852 zum Dr. ph. promovirt („de comparationibus Homericis") und bestand 1853 die Lehramtsprüfung. Nach kurzer Lehrthätig keit am Friedrich-Werder'schen und Joachimsthal'schen Gymnasium begleitete er einen jüngeren Freund auf einer längeren Reise durch Italien, die Schweiz und Frankreich und legte dann das pädagogische Probejahr 1854—55 am Gymna sium in Bonn ab, dessen Director Schopen er von seiner Studentenzeit her nahe stand. Im Herbst 1855 als Adjunct nach Schulpforta berufen, trat er dort besonders den Professoren Koberstein und Steinhart (s. d.) näher, deren för dernden Einfluß auf ihn er dankbar zu rühmen pflegte. 1858 wurde er an das Pädagogium U. L. Fr. nach Magdeburg versetzt und verheirathete sich hier mit der Tochter des 1843 in Athen verstorbenen Professors H. N. Ulrichs (s. d.), dessen litterarischen Nachlaß herauszugeben er nachher übernahm: 1863 erschien der zweite Theil von Ulrichs' „Reisen und Forschungen in Griechenland" mit einem Lebensabriß des Verfassers, nachdem P. bereits 1860 mit den „Carmina popularia Graeciae recentioris" und 1861 mit der Uebersetzung der „Liebes- und Klage-Lieder des Neugriechischen Volkes" hervorgetreten war. 1861 wurde P. als Oberlehrer an das Domgymnasium in Halberstadt berufen, hier 1866 zum Professor ernannt, bereits Ostern 1868 aber nach Lingen als Director des dortigen Gymnasiums versetzt. Mit der ganzen lebhaften Energie seines Wesens übernahm er die Pflichten dieses neuen Amtes, eifrig bemüht auch in weiteren Kreisen Sinn und Verständniß für Kunst und Alterthum zu erwecken. Ein früher Tod setzte seinem Wirken ein vorzeitiges Ende. Ein rasch sich entwickeln des Lungenleiden nöthigte ihn schon im April 1870 seine Thätigkeit einzustellen; nach erfolglosem Besuche verschiedener Heilquellen starb er am 12. Novbr. 1870 in Wiesbaden. Von seinen Schriften sind außer den bereits genannten noch zu erwähnen die „Sophokleischen Studien" 1864.

B., Zur Erinnerung an Arnold Passow, in der Berliner Zeitschrift für Gymnasialwesen, 1870, Bd. XXIV, S. 930—33. **R. Hoche.**

Passow: Franz Ludwig Karl Friedrich P., Lexikograph, Sohn des Hofdiakonus und Prinzeninstructors Moritz Joachim Christoph P. in Ludwigs lust und dort am 20. September 1786 als ältester von 13 Geschwistern geboren, wurde bis zum 9. Lebensjahre vom Vater und nachher von Hauslehrern unterrichtet. Unter diesen war es Ernst Breem, später Propst in Gägelow bei Sternberg, der von 1799—1802 auf die Weiterentwickelung des Knaben als Lehrer und Erzieher den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt hat. Er verstand es

ernbegierde seines fähigen Schülers zu fesseln und die Liebe zum Alterthum
m zu wecken und zu nähren und legte in den alten classischen Sprachen
essen künftige Studien einen so gediegenen Grund, daß, als P. 1802 nach
i auf das Gymnasium gethan wurde, Rector Döring ihn bedingungslos in
selecta aufnehmen konnte, in welcher Jacobs den Unterricht im Griechischen
ilte. 1804 ging P. auf die Universität oder vielmehr, wie er sich in seiner
biographie ausdrückt, „zu Gottfried Hermann in Leipzig", der ihn sofort in
griechische Gesellschaft aufnahm. Nach dem Wunsche der Eltern sollte
heologie studiren, doch hat er nur im ersten Semester einige theologische
sungen gehört und in den folgenden sich ausschließlich den classischen Sprachen
met. Den mit eisernem Fleiße Arbeitenden und selbstständig Forschenden
ochten die hergebrachten Collegien nicht zu befriedigen und außer den
ngen in Beck's lateinischer und Hermann's griechischer Gesellschaft wurden in den
Semestern selten mehr als 4 Stunden wöchentlich von ihm auf den Besuch
Vorlesungen verwendet. In den Ferien durchwanderte er Sachsen und Thü-
zu Fuße nach allen Richtungen. In den Museen Dresdens, die er 1806
ersten Male besuchte, erschloß sich ihm die Herrlichkeit der antiken und
rnen Kunstwelt und dieser Besuch wurde für ihn Anlaß, die Geschichte der
den Kunst in den Kreis seiner Studien einzubeziehen und seine schon in
a begonnene, aber in Leipzig liegen gelassene Beschäftigung mit den neueren
chen wieder aufzunehmen. Auf einer dieser Ferienreisen war P. in Halle
mit Goethe in Berührung gekommen und dieser hatte an dem für Poesie
classisches Alterthum begeisterten Jüngling einen solchen Gefallen gefunden,
r ihm, als 1807 der Professor der griechischen Litteratur am Gymnasium
eimar, Heinrich Voß, nach Heidelberg berufen wurde, ungebeten das erledigte
ige Amt antrug. P. nahm es nicht ohne Besorgniß an und rückte
och nicht vollendetem 21. Lebensjahre in eine Stelle, die im gewöhnlichen
der Dinge erst im höheren Lebensalter erreicht zu werden pflegt. Aller-
war das damit verbundene Gehalt ein recht bescheidnes und betrug nur
Thaler, aber es reichte hin, seine Jugendliebe, Louise Wichmann aus
a, als Hausfrau heimzuführen. Nach dem Director die erste Stelle beklei-
ging P. mit Freuden an die seiner wartende Arbeit. Die Schule
t durch ihn eine neue Organisation; wie in Gotha wurde eine Selecta er-
, deren Schüler in akademischer Weise zu selbständigen Arbeiten Anlei-
erhielten, und das Aufblühen der Anstalt widerlegte binnen kurzem alle
gnisse, deren die Freunde des Hergebrachten sich bei Passow's Neuerungen
hatten entschlagen können. Trotz seiner 16 Stunden Unterricht, die P.
ntlich zu geben hatte, fuhr er unermüdlich fort, für sich selber zu arbeiten.
Schriftsteller hatte er sich bereits, jedoch unter fremdem Namen, mit einem
chen Gedichte „Menon an Heliodora", Helmstädt 1806, hervorgewagt;
zweite Schrift „die Küsse" des Johannes Secundus, die er in Dresden
cht hatte, erschien nebst dem lateinischen Text 1807. In Weimar wurden
us 1809, Musäus 1810 und 1811 des Sophisten Longos „Daphnis und
", Text und Uebersetzung nebst Anmerkungen, edirt. Auf letztere Arbeit
r indessen nie Werth gelegt und von ihr in seinen Briefen immer nur mit
gewissen Reserve gesprochen. Sie sollte ein Deficit in seiner Kasse decken
war invita Minerva ausgearbeitet worden. Uebrigens war gelehrte Schrift-
ei damals wenig lohnend. Wie P. einem Freunde schrieb, waren 5 Thaler
Bogen das höchste Honorar für Classikerausgaben. Immerhin war aber
w's Name durch seine Schriften weit über Weimar hinaus bekannt gewor-
wie aus dem höchst vortheilhaften Anerbieten, welches der Rath der Stadt
g P. 1810 machte, hervorgeht. Im Anfange des Jahrhunderts war

aus dem großen Legate eines Herrn von Conradi ein großes Unterrichts- und Erziehungs-Institut in Jenkau bei Danzig unter dem Namen Conradinum nach dem Muster des Philanthropin in Dessau errichtet worden; es sollte in eine gelehrte Schule umgewandelt werden und der Rath bot P. die zweite Directorstelle an derselben an. Die Bedingungen waren glänzend. Der mit dieser Stelle verbundene Baargehalt betrug, nicht unbedeutende Nebenemolumente nicht eingerechnet, 1000 Thaler. Dabei war P. ganz selbstständig und die Leitung des Unterrichts ihm allein anvertraut. Dieser Umstand bestimmte ihn, den an ihn ergangenen Ruf anzunehmen. Allerdings war die Aufgabe, der er sich gegenüber gestellt sah, eine überaus schwierige; die Anstalt mußte von Grund aus umgestaltet werden. Sie zählte etwa 50 Zöglinge, aber nur der zehnte Theil derselben lernte Griechisch, die übrigen waren dispensirt, und auch das Lehrercollegium ließ viel zu wünschen übrig; indeß P. ging entschlossen an's Werk. Das Griechische wurde zur conditio sine qua non gemacht und mit Erlernung desselben in der Quinta der Sprachunterricht begonnen. In der Quarta trat das Latein hinzu, in der Tertia das Französische, in der Secunda das Englische. Der Schulcursus war auf 8 Jahre berechnet. Unverdrossen übernahm P. die Hauptarbeit und unterrichtete im Anfang täglich 6 Stunden, aber er fühlte sich in dieser arbeitsreichen Stellung so glücklich, daß er 1811 eine Berufung nach Berlin als Professor an's graue Kloster an Spalding's Stelle und 1813 eine andere als Director an das altstädtische Gymnasium in Königsberg unbedenklich ablehnte. Doch was er freiwillig nicht hatte thun mögen, sich von der ihm an's Herz gewachsenen Anstalt zu trennen, das besorgte der Krieg. Er hatte die Hilfsquellen der Stadt erschöpft und das Vermögen der Anstalt ruinirt; sie wurde am 15. Februar 1814 dem Namen nach suspendirt, in der That aber für immer aufgehoben. Wie ein Unglück selten allein kommt, so traf den augenblicklich amtlosen P. sofort auch noch das zweite und bei weitem größere: er verlor seine innig geliebte Gattin im ersten Kindbett. Augenblicklich hatte das Leben für ihn jeden Reiz verloren. Seinen mutterlosen Knaben der Pflege einer befreundeten Familie, der Gemahlin des Regierungsraths Jachmann in Danzig übergebend, eilte er nach Berlin, um von dort als freiwilliger Jäger zum Blücher'schen Heere zu gehen. Er kam zu spät; der Krieg war inzwischen durch die Einnahme von Paris beendet worden und Passow's Wunsch, den Tod auf dem Schlachtfelde zu finden, ging nicht in Erfüllung. Er benutzte die unfreiwillige Muße zu einem Besuche in der Heimath und zu einer Reise nach Süddeutschland, an den Rhein und in die Schweiz, von welcher er im November 1814 nach Berlin zurückkehrte. Hier verlebte er den Winter im anregendsten Verkehr mit Bekker, Böckh, Buttmann, Bernhardi, Ideler, Niebuhr, Schleiermacher, Solger und Zumpt, übernahm einige Stunden in der Prima des grauen Klosters und besuchte Wolf's Vorlesungen. P., unter den Gelehrten einer der gelehrtesten, besaß noch keinen akademischen Grad; die philosophische Facultät der Berliner Universität ehrte sich selbst, als sie ihn mit ihrem Doctorat auszeichnete. Auch wartete seiner bereits ein Wirkungskreis, wie er ihn sich für seine Arbeitslust und Arbeitskraft schöner kaum wünschen konnte. In Breslau lagen die philologischen Studien gänzlich darnieder. Johann Gottlob Schneider hatte in Rücksicht auf sein hohes Alter beim Minister um Entbindung von den akademischen Geschäften nachgesucht und Heindorf war kränklich und im Begriff nach Halle zu gehen. Ein philologisches Seminar gab es nicht, es hatte sich seit 1813 aufgelöst. Hier war, wenn den philologischen Studien wieder aufgeholfen werden sollte, eine junge Kraft nöthig und der noch nicht dreißigjährige P. war der Mann, diese Aufgabe zu lösen. Als ordentlicher Professor der Alterthumswissenschaft nach Breslau berufen, trat er Ostern 1815 sein Amt an

erstes Geschäft war die Wiedereröffnung des philologischen Seminars und
d Müller war der erste, der sich zum Eintritt in dasselbe meldete. Vor=
einziger Vertreter der Philologie, las P. bis zur Berufung K. E. Ch.
der's täglich 4 Stunden. Seine Vorlesungen erstreckten sich über die meisten
schen und lateinischen Dichter, von Prosaikern über Herodot, Xenophon,
thenes, Cicero und Tacitus, außerdem über griechische Alterthümer und
logie, römische Litteratur und alte Kunstgeschichte, und mit dieser öffent=
Thätigkeit als Lehrer ging eine gleich große häusliche als Schriftsteller
in Hand. Zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen verfaßte er als Com=
m die „Grundzüge der griechischen und römischen Litteraturgeschichte“,
u 1816, zweite Auflage 1829, und gab 1817 die Germania des Tacitus
. Uebrigens war P. nichts weniger als pedantischer Stubengelehrter. Er
n Jenkau den Nutzen der Leibesübungen aus eigner Anschauung kennen
und war ein Fußgänger, dem es in Ausdauer Wenige gleich thaten.
war in Breslau 1815 durch den Director des Schullehrer=Seminars Wil=
Harnisch das Turnen eingeführt worden und auf dem von der Stadt dazu
esenen Platze herrschte ein frisches, fröhliches Turnleben. Viele hatten
reude daran, unter ihnen P.; andern mißfiel es und namentlich war es
ofessor am Elisabethan, Prorector Karl Adolph Menzel, der bekannte
ker (s. A. d. B. XXI, 380), der zu den entschiedensten Gegnern des
is gehörte und sich sogar vor seinen Schülern mißbilligend und spot=
über dasselbe äußerte. P. wurde dadurch veranlaßt, eine Apologie des=
unter dem Titel „Turnziel. Turnfreunden und Turnfeinden von Franz
“ zu veröffentlichen. Sie wurde, 218 Seiten füllend, 1818 im März
eben und als P., um nicht inconsequent zu erscheinen, obendrein persönlich
den Uebungen auf dem Turnplatz zu betheiligen anfing, brach der Sturm
ihn los. Wenige Wochen nach dem Erscheinen seiner Schrift brachte
er's litterarisches Wochenblatt einen giftgeschwollenen Artikel über dieselbe
dem Titel „die edle Turnkunst“. Er war das Signal zu einem Kriege
egen alle; Streitschriften, Aufsätze und Erklärungen in öffentlichen Blät=
lgten förmlich einander; doch hier ist nicht der Ort, diesen unter dem
„Breslauer Turnfehde“ bekannt gewordenen litterarischen Streit, in wel=
er Prorector Menzel eine unglückliche Rolle gespielt hat, in seinen ein=
Phasen zu verfolgen; es genüge die Bemerkung, daß auf Passow's Seite
Harnisch und Maßmann, damals Turnwart in Breslau, die Professoren
r, Karl von Raumer, Schneider, Kaysler, Linge und Hauptmann von
ling standen, während für Menzel nur Steffens, dessen „Turnziel“ im
ber 1818 erschien, und zwei seiner Collegen, Rector Etzel und Prorector
mit unbedeutenden Erklärungen in die Schranken traten. Gleichwol blieb
l, da die höchsten Behörden sich gegen das Turnen hatten einnehmen
und es schließlich ganz untersagten, Sieger und diesen Sieg hat er in
Weise ausgenutzt, die kaum Jemand wird billigen können. P. hatte in
is (Jahrgang 1819, S. 526 ff.) einen heftigen Artikel gegen „die Bres=
Turnfeinde“ veröffentlicht und sie ohne weiteres mit Namen genannt.
vergessend, was sie ihm angethan hatten, belangten sie P. bei dem Ober=
gericht in Breslau wegen Injurien. Sein Ausbleiben in dem zur Ver=
ng angesetzten Termin, sowie, daß er schon einmal wegen Injurien zu
lern Strafe verurtheilt worden war, wirkten strafverschärfend. Das Erkennt=
utete auf eine achtwöchentliche Haftstrafe, die P. in einem als Gefängniß
chteten Zimmer des Universitätsgebäudes vom 16. Jan. bis 13. März 1821
sen hat. Natürlich war P. in den maßgebenden Kreisen im höchsten Grade
big geworden und man wollte ihn unter jeder Bedingung und zwar so

bald als möglich aus Breslau fort haben. Als der Plan, ihn nach Halle zu versetzen, 1821 gescheitert war, dachte man 1822 daran, ihn nach Berlin zu berufen, doch unterblieb es, weil Böckh ihn nicht als Collegen neben sich haben wollte; da wurde 1824 eine Professur in Königsberg vacant und der Minister verfügte Passow's Versetzung in diese Stelle, ohne ihn vorher darum gefragt zu haben. Der nicht endenden Vexationen müde, „stellte P. seine Lage auf Halten und Brechen". Er weigerte sich, nach Königsberg zu gehen, und man trug Bedenken, gegen den gefeierten Lehrer, der durch die an ihm vollstreckte Strafe seinen Freunden und Schülern nur noch theurer geworden war, mit Absetzung vorzugehen, zu der überdies nicht der geringste Grund vorlag; P. blieb weiterhin unbehelligt und hat bis zu seinem Tode in Breslau gelehrt und gearbeitet. Die Ausarbeitung seines Hauptwerkes, des griechischen Handwörterbuchs, fällt in die Jahre 1819—1823. Schon 1813 hatte er sich in einer Schrift „über Zweck, Anlage und Ergänzung griechischer Wörterbücher" über das, was Noth that, ausgesprochen, und der Verleger des Schneider'schen Handwörterbuchs konnte für die Besorgung einer Ausgabe desselben für Schulen wohl kaum einen besseren und tüchtigeren Bearbeiter als P. finden. Sie erschien 1819—1823 in 2 Quartbänden unter dem Titel „Johann Gottlob Schneider's Handwörterbuch der griechischen Sprache. Nach der dritten Ausgabe des großen griechisch-deutschen Wörterbuchs mit besondrer Berücksichtigung des Hom. u. Hesiod. Sprachgebrauchs und mit genauer Angabe der Silbenlänge ausgearbeitet". Diese Arbeit war eine lohnende. P. erhielt vom Verleger für den Bogen ein Honorar von 10 Thalern, bei jeder folgenden Ausgabe aber 5 Thaler und außerdem für jeden die Bogenzahl der vorhergehenden Auflage übersteigenden Bogen eine besondere Vergütung von 20 Thalern. Schon 1825 wurde eine zweite, 1827 eine dritte Auflage nöthig. Die 10000 Exemplare derselben waren binnen drei Jahren vergriffen, so daß 1831 eine vierte Auflage veranstaltet werden mußte; sie führte den Titel: „Handwörterbuch der griechischen Sprache von Franz Passow". Außer einer großen Anzahl akademischer Gelegenheitsschriften („Fr. Passowii opuscula academica. Disposuit Nic. Bachius". Lipsiae 1835) sind von größern Arbeiten aus diesen Jahren noch zu nennen die Herausgabe des Corpus scriptorum eroticorum Graecorum. Vol. I. 1824, Vol. II. 1833 und der Periegesis des Dionsyius, 1825. Arbeitslustig wie er war, erbot er sich, als Büsching 1829 starb, zur Uebernahme der Vorlesungen desselben. Sie wurden ihm zugleich mit der Direction des Universitätsmuseums für Alterthum und Kunst übertragen. Ein Verzeichniß der Sammlungen war nicht vorhanden und P. inaugurirte seinen Amtsantritt mit der Anfertigung eines mit den nöthigen Nachweisungen versehenen Katalogs. Die mit dieser Arbeit unzertrennlich verbundenen Anstrengungen haben jedenfalls seinen Tod beschleunigt. Am 2. Januar 1830 war P. bei strenger Kälte mit einem jüngern Freunde früh auf's Museum gegangen, Nachmittags wurde er auf der rechten Seite vom Schlage gerührt. Zwar entrann er für diesmal noch dem Tode und eine Badecur in Landeck schien ihn völlig hergestellt zu haben, aber der Tod seines Vaters und eine lange schwere Krankheit seiner Gattin, — er hatte sich 1816 mit einer Tochter seines Collegen Wachler zum zweiten Male vermählt, — erschütterten seine Gesundheit auf's neue und brachen seinen Lebensmuth. 1833 am 11. März machte ein Nervenschlag seinem Leben ein Ende; am 14. wurde er auf dem reformirten Kirchhofe neben seinem ihm wenige Wochen früher im Tode vorausgegangenen Freunde von Cölln (s. A. D. B. IV, 391) beerdigt. Sein Grab ist durch ein von seinen Schülern und Freunden 1835 ihm errichtetes schönes Denkmal aus schlesischem Marmor vor dem Vergessenwerden geschützt; ein unvergängliches Denkmal aber hat er sich selbst in seinen Schriften gesetzt.

Franz Passow's Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler. Herausgegeben von Albrecht Wachler. Breslau 1839. Am Schlusse eine Uebersicht der von P. herausgegebenen selbstständigen Schriften, sowie der in Gesellschaftsschriften und Journalen veröffentlichten Abhandlungen, Aufsätze und Recensionen. Schimmelpfennig.

Passow: Karl Friedrich Rudolf P., Philologe und Schulmann (1798 bis 1860), wurde in Sternberg in Mecklenburg-Schwerin am 1. April 1798 geboren als der Sohn des Consistorialraths und Superintendenten Dr. th. Moritz Joachim Christoph P., der später als Oberhofprediger nach Ludwigslust berufen wurde; sein älterer Bruder war der bedeutende Philologe Franz P. (s. S. 210). — Durch Privatlehrer im elterlichen Hause vorbereitet kam Karl P. zu Michaelis 1811 auf das Conradinum zu Jenkau bei Danzig, dessen zweiter Director sein Bruder Franz damals war; zu seinen Lehrern gehörte damals u. a. auch August Meineke. Die Aufhebung der Anstalt im Frühjahr 1814 veranlaßte die Heimkehr Passow's in das elterliche Haus, doch brachte ihn der Vater noch in demselben Jahre auf das Friedrich-Werder'sche Gymnasium zu Berlin, welches er bis Michaelis 1815 besuchte, um alsdann nach Breslau überzugehen, wohin sein Bruder inzwischen als Professor der Philologie berufen worden war. Hier besuchte er das Gymnasium zu St. Maria Magdalena, dessen Rector damals der treffliche Manso war, dem P. wesentliche Förderung zu danken hatte. Ostern 1817 ging er zur Breslauer Universität über, um Alterthumswissenschaft zu studieren; außer seinem Bruder hörte er vornehmlich Wachler, Schneider und Steffens. Mit ganz besonderem Eifer betheiligte er sich an den auch durch seinen Bruder lebhaft unterstützten turnerischen Bestrebungen der Breslauer Studentenschaft, er gehörte zu den „tüchtigsten Ordnern und Führern". Im Herbst 1820 begab sich P. nach Berlin, bestand hier im October d. Js. die Lehramts-Prüfung und wurde zunächst als Mitglied des pädagogischen Seminars am Gymnasium Zum Grauen Kloster beschäftigt, Ostern 1822 an demselben als Oberlehrer angestellt. Aber schon im September desselben Jahres wurde diese Thätigkeit unterbrochen; er wurde wegen des Verdachtes der Theilnahme an demagogischen Umtrieben suspendirt und erst zu Ostern 1824 wieder als außerordentlicher Lehrer am Friedrich-Werder'schen Gymnasium in Berlin beschäftigt. In diese Jahre fallen seine Arbeiten über die Satiren des Horaz (1827 u. 28) und die „Adnotatio critica in Aristophanis Nubes" (1828). Ostern 1828 wurde P. als Professor an das k. Joachimsthal'sche Gymnasium versetzt, dessen Director kurz vorher sein früherer Jenkauer Lehrer Aug. Meineke geworden war. In diesem Amte ist er, allmählich bis zur ersten Professur aufrückend, bis an seinen Tod verblieben, als Lehrer und Gelehrter in verdientem Ansehen, einer der Hauptträger der philologischen Traditionen des Joachimsthals. Er starb am 7. November 1860. — Von seinen Arbeiten sind noch als besonders werthvoll zu erwähnen die Ausgabe und Uebersetzung der Episteln des Horaz (1833) und besonders die „Beiträge zur Geschichte der deutschen Universitäten im XIV. Jahrhundert" (1836); seine späteren Arbeiten hat er nicht mehr veröffentlicht.

R. Jacobs, Zur Erinnerung an Dr. K. Passow, in der Berliner Zeitschrift für Gymnasialwesen, 1861 Bd. XV, 2, S. 149–156. — G. Kießling, Gedächtnißrede, wieder abgedruckt in den „Joachimsthaler Schulreden", 1886, S. 81—86. R. Hoche.

Passow: Wilhelm Arthur P., Director des Gymnasiums in Thorn, ältester Sohn von Franz P. (o. S. 210), und am 20. März 1814 in Jenkau geboren, erhielt den ersten Unterricht von Privatlehrern und seine Vorbildung für die Universität 1827—1832 in Schulpforta. Sich der Philologie widmend

studierte er zwei Jahre in Breslau, ging Michaelis 1834 nach Berlin und nahm im Sommer 1835 eine am herzoglichen Gymnasium in Meiningen ihm angetragene Lehrerstelle an, welche er nach bestandenem Examen pro facultate docendi am 14. September 1835 antrat. 1846 am 17. November zum Professor ernannt, folgte er 1854 einem Rufe als Prorector an das Gymnasium in Ratibor, bei welcher Gelegenheit ihm die philosophische Facultät in Jena ihr Doctorat honoris causa verlieh. 1855 wurde er zum Director befördert und 1858 als solcher nach Thorn versetzt. Der Eintritt in das neue Amt fiel mit dem Zeitpunkt zusammen, in welchem die Erweiterung des Gymnasiums durch parallele Realclassen ihren Abschluß erreicht hatte. Passow's Wirksamkeit war eine so erfolgreiche, daß 1860 die Realabtheilung des Thorner Gymnasiums unter die Realschulen erster Ordnung aufgenommen wurde. Ostern 1861 wurde P. von einem Brustleiden befallen, welches sich durch wiederholte Badecuren nur hatte lindern, nicht heilen lassen, so daß ihm 1864 im Juli ein längerer Urlaub bewilligt werden mußte. Glücklich kam er in dem Curort Streitberg bei Forchheim in der fränkischen Schweiz an, wo er sich zu erholen gedachte; dort überraschte ihn der Tod am 3. August 1864. Passow's litterarische Thätigkeit bewegte sich vorzugsweise auf dem Gebiete der deutschen Litteraturgeschichte, in welche ihn Koberstein in Schulpforta eingeführt hatte. Bekannt ist seine Umarbeitung des Pischon'schen Leitfadens der deutschen Litteraturgeschichte, welche 1862 erschien; andre Arbeiten sind in wissenschaftlichen Zeitschriften und Schulprogrammen zerstreut. Aus dem Nachlaß seines Vaters gab er „vermischte Schriften“ 1843 heraus.

Programm des Thorner Gymnasiums von 1864.

Schimmelpfennig.

Paßquelinus: Johann P. war Baumeister im Dienste des Herzogs von Jülich, Cleve und Berg. Schon im Jahre 1588 findet man ihn als herzoglichen Hofbaumeister genannt; er erhielt damals auf Betreiben des Marschalls Wilhelm von Waldenburg, genannt Schenkern, den Auftrag Pläne anzufertigen, um das unterhalb Köln gelegene Städtchen Mülheim zu einer großen Stadt zu erweitern und mit starken Festungswerken zu versehen. Als später, unter seiner Leitung, zur Ausführung der Befestigung geschritten wurde, entstanden vielfache Zwistigkeiten mit der darin eine Bedrohung argwöhnenden Nachbarstadt Köln. Das seltene Werk: „Spiegel und Abbildung der Vergänglichkeit“, welches die Begräbnißfeier des am 5. Januar 1592 zu Düsseldorf verstorbenen Herzogs Wilhelm beschreibt und den Leichenzug in einer Folge von Kupferstichen abbildet, berichtet, daß er bei den Anordnungen mitgewirkt und mehrere Entwürfe („Patronen“) zu einem herrlichen Denkmal für den hingeschiedenen Fürsten, seinen Herrn, angefertigt habe. Im Jahre 1602 wurde seine Thätigkeit von dem Rath der Stadt Köln in Anspruch genommen. Das Sitzungsprotokoll vom 12. Mai meldet, daß „Paßquelinus, fürstlich Jülich'scher Baumeister, einen kostbaren Bau abgezeichnet, wie diese Stadt zu befestigen“. Am 3. Januar 1605 beauftragt der Rath ein Mitglied der Baudeputation, mit dem Baumeister P., „der das Bollwerk an der Neugasse ordinirt“, wegen des ihm zu gewährenden Honorars zu verhandeln. J. J. Merlo.

Passy: Anton P., Redemtorist, geb. am 31. März 1788 zu Wien, † am 11. März 1847 daselbst. P. trat 1809 in das Alumnat zu St. Pölten, um sich zum geistlichen Stande vorzubereiten, mußte aber wegen Kränklichkeit austreten und wurde nun zunächst Lehrer in einem Institut, dann 1817 Bibliothekar und Vorleser bei dem Grafen Széchényi. Hier lernte er den Redemtoristen Clemens Maria Hoffbauer (s. A. D. B. XII, 565) kennen, trat

in dessen Congregation ein und wurde am 18. März 1821 zum Priester geweiht. Zacharias Werner hielt ihm die Primizpredigt. Auch mit Joh. Emmanuel Veith war er befreundet. Mit diesem zusammen begründete er auf Hoffbauer's Zureden 1819 die erbauliche Zeitschrift „Oelzweige", deren Redaction sein Bruder Georg übernahm, der als Laienbruder bei den Redemtoristen eingetreten war; sie erschien bis 1823. (Ueber die Schwierigkeiten, auf welche P. bei der geistlichen und weltlichen Censurbehörde stieß, als er 1841 die Zeitschrift fortsetzen wollte, bringt das Archiv f. österr. Gesch. 50, 505 ergötzliche Mittheilungen.) Außerdem gab er eine lange Reihe von frommen Schriften heraus, populärgeschichtliche, Biographien, Erzählungen, Legenden, Gebet- und Betrachtungsbücher und Gedichte. Auch der oben genannte Bruder Georg und ein zweiter, Joseph, der erst Schauspieler, dann bei dem Bücherrevisionsamte angestellt war, haben Gedichte veröffentlicht. Ein dritter Bruder, Johann Nepomuk, Buchhändler in St. Pölten, gab 1848 einen ausführlichen Nekrolog Antons mit einem Verzeichnisse seiner Schriften heraus (dessen gleichnamiger Sohn, der schon 1840 starb, hat auch Verse gemacht). P. genoß als Seelsorger in den frommen Kreisen Wiens ein großes Ansehen.

N. Nekrolog 25 (1847), S. 198. — Wurzbach, Lexikon 21, 326.

Reusch.

Pastor: Adam P., theologischer Schriftsteller und Parteiführer aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ueber Zeit und Ort seiner Geburt wissen wir ebensowenig etwas Bestimmtes wie über sein Todesjahr. Er soll aus Westfalen gebürtig gewesen sein und als sein ursprünglicher Familienname gilt Rudolph Martini. Seine Bedeutung liegt darin, daß er die unitarische Richtung des sog. Anabaptismus in Nordwestdeutschland zu einer Zeit wissenschaftlich vertreten und verfochten hat, in welcher alle übrigen Führer der Anabaptisten im Nordwesten sich in diesem Punkte bereits der orthodoxen Auffassung im Großen und Ganzen wieder angeschlossen hatten. Die Folge davon war, daß P. sowohl mit Dietrich Philipps wie mit Menno Simons, deren Anschauungen er im allgemeinen theilte, in Meinungsverschiedenheiten gerieth, deren Ausgleich bei den Religionsgesprächen zu Goch und zu Lübeck (1552) versucht ward, aber nicht gelungen zu sein scheint. P. soll identisch sein mit jenem unter dem Namen Spiritus Belga bekannten Theologen, welcher im J. 1546 zu Krakau von sich reden machte; dasjenige, was wir von den religiösen Anschauungen dieses Belga wissen, scheint mit den Ansichten Pastors übereinzustimmen. Wir besitzen von P. zwei Druckschriften: 1) „Von der Barmherzigkeit Gottes" (c. 1540). 2) „Underscheit tuschen regte Leer unde valsche Leer." Durch A. P. (c. 1550). Beide sind erhalten und finden sich in der Bibliothek der Taufges.-Gemeinde zu Amsterdam. Das Leben und die Lehre Pastor's sind bis jetzt nicht eingehender untersucht worden, obwohl die Eigenart des Mannes und seine vielfachen Beziehungen zu bekannten Persönlichkeiten dazu hätten auffordern können. Er soll schließlich zu Emden gestorben sein. Seine Schriften stehen im Index in der 1. Classe der Libri prohibitorum.

Gerardus Nicolai, Tegens de Weederdoopers etc. Emden 1569. Fol. 95 ff. — Handschriftliche Nachrichten im Staatsarchiv zu Düsseldorf Msc. Dorth. Vol. XIV f. 288 ff. — Apocalypsis insign. aliquot Haeresiarch. Lugd. Bat. 1608. Fol. 9. — C. V. S. Iconica hist. descriptio etc. Arnheim 1609. — F. Trechsel, Die protestantischen Antitrinitarier. Heidelberg 1839. I, 35 ff.

L. Keller.

Pastorff: Johann Wilhelm P., Astronom, geb. am 17. Juni 1767 in Schwedt a. O., † am 21. November 1838 in Buchholz (Mark Brandenburg).

Er trat nach vollendeten Studien in den Staatsbaudienst, in welchem er bis zum Baudepartements-Conducteur aufstieg; später trat er von diesem Posten zurück und kaufte sich als Gutsbesitzer in Buchholz bei Drossen an, um ganz seiner Lieblingsbeschäftigung, der beobachtenden und beschreibenden Astronomie, zu leben. Zahlreiche Beobachtungen von ihm werden in Bodes Jahrbuch (1823—1829) und in den Astron. Nachrichten (1826—1835) registrirt. U. a. suchte er die Rotationsdauer der Sonne schärfer zu bestimmen und bewies, daß Souths Entdeckung einer dichten und ausgedehnten Mars-Atmosphäre auf einer optischen Täuschung beruhe. Seine zahlreichen Beobachtungen der Sonnenflecke haben in Rudolf Wolf's Händen sich als ein werthvolles Material zur Begründung der neueren Sonnen-Physik erwiesen. Nach Pastorff's Tode ging sein Refractor von 4,5 Fuß Brennweite in Wilhelm Beers Besitz über und diente diesem Forscher bei seinen in Gemeinschaft mit Maedler unternommenen wichtigen Forschungen über die physische Beschaffenheit der Planeten und des Mondes.

Poggendorff, Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, 2. Band Sp. 373. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde, 2. Band S. 114, S. 375. — R. Wolf, Astronomische Mittheilungen (Vierteljahrsschr. d. naturf. Gesellsch. zu Zürich), Nr. VII.

Günther.

Pastorius: Johann Augustin P. de Hirt, Publicist des 17. Jahrhunderts. Das Wenige, was über seine Lebensumstände zu ermitteln ist, findet man theils in seinen eigenen Schriften, theils in seines um etliche Jahre jüngeren, 1624 geborenen Bruders Melchior Adam P. kleiner Autobiographie, welche in der „Geographischen Beschreibung der Provintz Pensylvaniae“ von Franciscus Daniel P. (Frankfurt und Leipzig, 1700, S. 103—120) abgedruckt ist. Nach der letzteren Quelle war der Vater der beiden Brüder Martinus P., Schöffe und Assessor des kurfürstlich Mainzischen Ehegerichts in Erfurt, die Mutter Brigitte, geborene von Flinsberg. Während des dreißigjährigen Krieges büßte der Vater auf einer Reise von Erfurt nach Mainz durch Mißhandlungen schwedischer Soldaten sein Leben ein. Augustin P. war damals bereits auf die Schule zu Mainz verschickt und wurde deshalb durch dieses Unglück minder hart betroffen als die anderen Geschwister. Als im August des Jahres 1644 Melchior P. nach Rom kam, fand er dort seinen Bruder als Residenten des Trierischen Kurfürsten Philipp Christoph von Söteren. Der ältere Bruder führte den jüngeren in Rom in das deutsche Collegium ein. Später wurde Augustin Kaiser Leopolds I. Rath und Historicus, von ebendemselben auch am 4. März 1661 in den Freiherrnstand und zu einem Constatus im Königreiche Ungarn erhoben. — Was sich zur Vermehrung dieser dürftigen Lebensnachrichten aus seinen eigenen in Druck erschienenen Schriften entnehmen läßt, beschränkt sich auf folgendes. Außer dem Titel eines Doctor utriusque juris führte P. auch die Titel Licentiatus in Theologia und Protonotarius Apostolicus; durch ein Decret vom 7. Juli 1647 verlieh ihm Kurfürst Philipp Christoph die Präpositur zu Gemünden, am 28. Juli 1658 ernannte ihn Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen zu seinem und seiner Familie Historiographen und zum Herold (Rex armorum); 1660 nennt er selbst sich auch noch Principis Holsatiae Cancellarius ablegatus. — Sämmtliche von ihm verfaßte Bücher erschienen, soweit bis jetzt bekannt, in dem kurzen Zeitraum von 1656 oder 1657 bis 1661. Ihren Inhalt machen zum größten Theile zeitgenössische politische Schriftstücke, sogenannte Acta publica, aus, die Tendenz, welcher zu dienen sie bestimmt sind, ist die Vertheidigung der Interessen des Kaiserhauses. Die anonym herausgegebenen „Historisch-politischen Tractaten“

Verlägung J. A. Kinckii 1657) und die „Historischen und Politischen
n", deren Fortsetzung, können P. mit großer Wahrscheinlichkeit beigelegt
Sein „Römischer Adler oder Theatrum electionis et coronationis Ro-
sareae" (Frankf. a. M. 1657, 4°) bedarf aus dem Grunde besonderer
ig, weil der Verfasser auf dem Titelblatte M. (wol nicht = Magister)
us genannt ist. Der aus fünf Bänden bestehende „Europäische neue teutsche
welcher 1659—1661 theils in Frankfurt a. M., theils in Wien erschien,
demjenigen Bande (dem dritten), dessen Titel lautet: „Scharffinniger
der Europäischen Flori Historici Continuation" (S. 324—344), sowie
Theile (S. 624—643 und 812 f.) eine Reihe von Documenten, die
es Verfassers Person und die Verfolgungen beziehen, welchen er wegen
öffentlichungen von kurpfälzischer und kurmainzischer Seite ausgesetzt war.

Franz Schnorr von Carolsfeld.

orius: Franz Daniel P. wurde am 26. September 1651 zu
aufen im bairischen Unterfranken geboren, machte seine Studien in
g, Basel und Jena und wanderte 1683 als Bevollmächtigter der Frank-
sellschaft nach Amerika aus. Hier gründete er die erste deutsche An-
in Germantown, die jetzt einen Theil von Philadelphia bildet, und
hier als Richter, Bürgermeister und Lehrer bis zu seinem am 27. Sep-
719 erfolgten Tode eine außerordentliche Thätigkeit. Daneben war er
äußerst fruchtbar; seine Schriften sind nicht alle erhalten, doch lassen
Werke, meist gemeinnützigen Inhalts, Reisebeschreibungen ꝛc. nachweisen.
ter machte er sich bekannt durch seine „Deliciae hortenses. Eine
g deutscher epigrammatischer Gedichte" (1710).

Franz Brümmer.

orius: Joachim P. (v. Hirtenberg), am 20. September 1611 in
geboren, Sohn eines Predigers, in den religiösen Anschauungen der
r erzogen und ihnen auch ergeben (s. u.), studirte Medicin und erlangte
Wissenschaft auch den Doctorgrad. An welchem Orte er seine erworbenen
praktisch verwerthete, ist unbekannt. Doch bald machte er sich durch
che und philosophische Arbeiten sowie durch lateinische Dichtungen be-
641 erschien in Leyden und Danzig ein von ihm verfaßter „Florus
", ein kurzer Auszug aus Cromers die Geschichte Polens behandelnden
Mit diesem Werke half er offenbar einem schon lang gefühlten Desiderium
„Florus P." erschien bereits 1642 in zweiter Auflage und hat noch
ere Auflagen erlebt. So ward aber auch sein Name in weitere Kreise
man ward aufmerksam auf ihn. Philosophische Arbeiten und lateinische
e, wie Heroës Sacri, Musa peregrinans, Flos Poloniae et epigrammata
44 edirt) verstärkten den günstigen Eindruck. Auch versäumte er nicht,
damals gebräuchlichen Sitte die Vornehmen durch ihnen gewidmete
n auf sich aufmerksam zu machen. So hat er 1649 dem Könige
Kasimir von Polen durch die Dichtung „Aquilae Sarmaticae super
nuptiis Joh. Casimiri applausus" gehuldigt. Vielleicht hat ihn auch
chen Schlesier jener Zeit der Einfluß der Gräfin Margaretha Sibylla
off, einer geborenen Prinzessin von Liegnitz und Brieg gefördert, wofür
und spricht, daß er ihr nach ihrem 1657 erfolgten Tode einen ganz
schwungvollen Nachruf gewidmet und in dem Anhang seiner „Palaestra
1678 veröffentlicht hat. Immerhin erhielt er jetzt eine feste Anstellung
tphysikus in Elbing und 1651 an dem dortigen Gymnasium das Amt
essors der Geschichte, 1652 das des Rectors. Ungefähr siebzehn Schriften
end seines Elbinger Aufenthaltes von ihm verfaßt und publicirt worden,

darunter 1654 die oben erwähnte „Palaestra nobilium“; eine pädagogische Schrift auf der er sich nur J. P. M. D. genannt hat. 1654 ward er von dem Danziger Rathe, bei dem alle Bedenken gegen seine Anstellung geschwunden, da P. sich jetzt der lutherischen Kirche zugewandt hatte, zur Professur der Geschichte am Particulare berufen und am 28. Januar 1655 in dies Amt eingeführt. Seine Wirksamkeit bewegte sich in denselben Bahnen wie bisher. Bei allen größeren politischen Ereignissen oder wichtigen Vorfällen in der polnischen Königsfamilie erschien ein Gedicht seiner Hand. Auch größere Gedichtsammlungen erschienen, wie „Sylvae“ (p. I 1656, p. II 1657, Danzig, 12°), und einige Abhandlungen zur polnischen Geschichte. Seiner Thätigkeit fehlte nicht persönlicher Erfolg; 1656 erhielt er den Titel eines „Historicus Regius“, 1662 wird er von dem polnischen Reichstage wegen seiner Verdienste um die polnische Geschichte mit dem „Indigenat“ bedacht, in Folge dessen er sich „ab Hirtenberg“ nannte, „ex exemplo fratris Tonsoris in Suecia“ sagt eine Satyre jener Zeit, und 1665 ist er zum „Secretarius Regius“ ernannt worden. 1667 ist er in den Lectionskatalogen des Danziger Gymnasiums zum letzten Male genannt. Am Ende gen. Jahres hat er seinen Abschied genommen. Bald nachdem er resignirt hatte, trat er „vergente aetate“, sagt sein Biograph, zur katholischen Kirche über, in der er, trotzdem er verheirathet war und seine Frau erst 1675 starb, hohe Würden und Pfründen erhielt, u. a. das General-Officialat für Pommerellen und die Domherrnwürde zu Frauenburg. In dieser seiner letzten Lebenszeit hat er neben einigen religiösen Gedichten und Gelegenheitspoesien, eine größere, umfassendere Geschichte Polens verfaßt, deren erster Theil 1680 erschien, und deren zweiter von seinem Sohne vollendet nach seinem Tode 1685 herauskam. Er starb am 26. December 1681 zu Frauenburg. Im dortigen Dome ward ein Epitaph mit einer Portraitbüste und langer Inschrift angebracht.

Witte, Diarium biograph. ad a. 1681. — Ephr. Praetorii Athenae Gedanenses (Lips. 1713. 8°) pag. 114 ff. und 233. — Ueber seine religiösen Anschauungen und deren Wandelungen: Joann. Friedr. Hackius, Regia via pag. 209. — Scherzerus, collegium Antisocinianum Disp. 1 pag. 14 (2. Ausg.), an welcher Stelle der Danziger Theologe Aug. Strauch sein Urtheil abgibt. — Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie II, 17. Buch 13. Cap. § 23. — Sicher ist, daß P. das Leben des Joh. Crell, des Socinianers, geschrieben hat. Es findet sich den „Opera Crellii“ (Eleutherop. 1656) als Anhang beigefügt, wie auch der „Bibliotheca fratrum Polonorum“. — Siehe auch Placcius, theatrum anonymorum pag. 308. Bertling.

Patenier: Joachim de P., Maler, geb. in Dinant im Bisthum Lüttich um 1490, nach anderen Forschern in Bovines in der Grafschaft Namur, † in Antwerpen im J. 1524. Von seinen Lebensverhältnissen ist wenig bekannt, im J. 1515 wurde er als Meister in die St. Lucas-Gilde in Antwerpen aufgenommen, am 5. Mai 1521 vermählte er sich zum zweiten Male. Bei dieser Hochzeit war A. Dürer, der sich damals eben in Antwerpen aufhielt, als Gast anwesend. Als Künstler hat sich P. das besondere Verdienst erworben, die Landschaft aus ihrer untergeordneten Stellung befreit und zur selbständigen Kunstgattung erhoben zu haben. Früher nur als Hintergrund für historische Compositionen dienend, wurde sie nun Selbstzweck, so daß figürliche Darstellungen im Rahmen der Landschaft zur Staffage wurden. Es haben zwar schon die beiden van Eyck der Landschaft in ihren Bildern eine besondere Kunstpflege angedeihen, aber diese doch nur in zweiter Linie gelten lassen. P. führte seine Landschaften mit möglichstem Fleiße aus; aber auch die Figuren in denselben erfreuten sich, als wären sie Hauptsache, der gleichen Sorgfalt. Daß in der Landschaft das Bunte, Vielfarbige vorherrschte, daß Hintergründe eben so kleinlich und

taillirt ausgeführt wurden, wie der Vordergrund und daß infolgedessen dem Gesammtbilde die Harmonie abging, wird nicht überraschen; die landschaftliche Darstellung befand sich eben in ihrem Kindesalter. Als Staffage verwendete P. solche biblische Stoffe, die eine stärkere Betonung des Landschaftlichen erheischen. Namentlich war es die Flucht der hl. Familie nach Egypten oder die Ruhe auf derselben, die P. oft malte. Wien besitzt zwei Bilder dieses Inhaltes; Berlin, Antwerpen, München je eines. Wien besitzt ein Hauptwerk seiner Kunst, die Taufe Christi, bezeichnet: Opus Joachim D. Patinier. Neben den genannten ist dann noch ein h. Hieronymus, eine Marter der h. Catharina zu nennen. Abweichend von seiner gewöhnlichen Stoffwahl erscheint P. in seiner Schlacht von Pavia mit der Gefangennahme Franz I., ebenfalls im Belvedere zu Wien. Die Bekehrung des h. Hubertus (in Berlin) setzt dann wieder das Landschaftliche nothwendig voraus. A. Dürer erhielt ein kleines von P. gemaltes Bild, das Loth mit seinen Töchtern darstellte vom Rathssecretär Adrian in Antwerpen. Dürer schreibt in seiner niederländischen Reise: Ich habe Meister Joachim mit dem Stift porträtirt und ihm auch noch ein Angesicht mit dem Stift gemacht. Das geschah im J. 1521. Nach der ersten Zeichnung existirt ein Stich, den Bartsch irrigerweise dem Dürer zuschreibt. Van Mander dürfte Recht haben, wenn er Conr. Cort als den Stecher bezeichnet.

v. Immerzeel. Kramm. Dürers Tagebuch.

Wessely.

Pater: Paul P., 1656 zu Menersdorf in der Grafschaft Zips in Oberungarn geboren, Sohn des dortigen lutherischen Geistlichen, in seiner Vaterstadt in den Anfangsgründen unterrichtet, empfing in Kaesmark weitere Unterweisung, namentlich von dem Mathematiker David Fröhlich. Als die Verfolgung und Vertreibung der Protestanten in Ungarn eintrat, mußte auch er sein Vaterland verlassen. Er begab sich nach Breslau, wo er zunächst den Beruf des Buchhändlers ergriff. Doch nach kurzer Zeit und infolge besonderer Lebensführung wandte er sich wieder den Studien zu, und betrieb sie auf den berühmtesten Gymnasien der erwähnten Stadt. Sein Fleiß und seine Begabung lenkten bald die Blicke und Interesse seiner Lehrer auf ihn, besonders der beiden: Martin Gans und Christian Gryphius. Auf ihre Empfehlung und Ansuchen hin nahm ihn der Syndikus von Breslau, Casp. v. Lohenstein, als Lehrer seines Sohnes in sein Haus. Auch Lohenstein's Gunst erwarb sich P., und ihr ist es zuzuschreiben, daß der Breslauer Rath ihn mit einem Stipendium zum Universitätsstudium auf 5 Jahre bedachte. So verließ er Breslau, auf dessen Gymnasien er schon in den alten Sprachen, der Philosophie und Geschichte große Fortschritte gemacht hatte, begab sich nach Leipzig und von da, als eine Pest ausgebrochen war, nach Jena. Auf dieser Universität, auf der er die früheren Studien fortsetzte, genoß er besonders die Unterweisung und den Umgang der beiden Mathematiker Erhard Weigel und Joh. Andr. Schmid. Durch sie gefördert war er imstande seine Universitätsstudien mit Erlangung der Magisterwürde der philosophischen Facultät abzuschließen. In der ersten Zeit, nachdem er diesen Lohn seines Fleißes errungen, lehrte er nun selbst Mathematik, wie auch griechische und lateinische Litteratur. Doch sein Ruf hatte sich verbreitet, und es erging an ihn die Aufforderung, die Bibliothek zu Wolfenbüttel zu leiten. Er folgte ihr und hat dort das ihm aufgetragene Amt zur Zufriedenheit versehen bis zum Jahre 1688, wo ihn der Magistrat von Thorn als ordentlichen Professor an das dortige Gymnasium berief und er dieser Einladung Folge gab. Am 18. März 1688 trat er die Thorner Professur an mit einer Rede „de iis quae recentiores mathematici in coelo detexerunt“. Siebzehn Jahre verwaltete er dies Amt mit Lehrgeschicklichkeit und Treue, war aber auch schrift-

stellerisch thätig, begann namentlich 1690 die Herausgabe der für das polnische Reich bestimmten Kalender, für die er ein besonderes Privileg des Königs erhielt. 1705 verließ er Thorn um der Drangsale und Wirren willen, die der schwedisch-polnische Krieg über die Stadt heraufführte. In Danzig suchte und fand er Zuflucht, wie auch einen Mann von Einfluß, der seine Fähigkeiten anerkannte. Der Bürgermeister Joh. Heinr. Schmieden war es, dessen Gunst Paul P. zu Theil wurde und ihm vom Danziger Rathe die Anstellung als Professor der Mathematik verschaffte. Am 25. September 1705 trat P. dies Amt an mit einer Rede „de causis mathematicae pereuntis“, und hat es bis zu seinem Tode mit großen Erfolgen für seine Schüler und sich verwaltet. Dabei unterblieb seine schriftstellerische Thätigkeit keineswegs, wie zahlreiche Publicationen beweisen. Im J. 1711 sogar begann er ein anderes Unternehmen, das der Herausgabe seiner Schriften, namentlich der Kalender, besonders dienstbar sein sollte: er legte mit Erlaubniß des Rathes eine Druckerei an, in der arme Schüler des Gymnasii beschäftigt wurden und mit Rücksicht auf ihre Förderung nur lateinisch gesprochen wurde. Bis zu seinem Tode hat P. diese Officin erhalten. Sie lieferte nicht nur die von P. selbst verfaßten Schriften, sondern auch viele andere, und war wegen der Sauberkeit ihrer Lettern und wegen ihrer Sorgfalt, die auf Satz und Abdruck verwandt war, sehr beliebt. Mit diesen verschiedenen Arten der Thätigkeit erfüllt, verlief sein Leben ohne weitere besondere Geschicke bis zu seinem am 7. December 1724 erfolgten Tode. Die von ihm selbst aufgestellte Grabschrift lautet: Hic situs est Paulus Pater, Mathematum Professor, qui nescivit in vita, quid sit cum morbis conflictari, ira moveri, cupiditate aduri. Decessit vita caelebs MDCCXXIV d. VII. Dec. Pater's Schriften machen eine ziemlich stattliche Zahl aus. Sie sind theils ethisch-philosophischen, theils mathematischen, theils astronomischen Inhalts, endlich auch am Schlusse seines Lebens didaktischer Art z. B. „Anweisung zur heutigen Schreibkunst“ (Danzig 1724, 4°), „Danziger Schulkatechismus“ (Danzig 1719, 12°). Seine Publicationen astronomischen Inhalts bestehen meistens in Beschreibung von Himmelserscheinungen seiner Zeit; so die am frühesten erschienene: „duo phaenomena rarissima, alterum luna in cruce, alterum meteorum ignitum“ (Jenae 1682) und eine späteren Datums: „Beschreibung der Sonnenfinsterniß am 12. Mai 1706“ (Danzig 4°). Daneben gab er deutsche und lateinische Gedichte heraus, „Exercitationes Plinianae“ (Thorn 1695) und „Diss. de Germaniae miraculo optimo maximo typis literarum earumque differentia“ — (Lips. 1710).

Vergl. Nova literaria maris Baltici s. a. 1719 pag. 284. — Ephr. Praetorii Athenae Gedanenses (Lips. 1713) pag. 166—167, 219, und auch besonders noch „Continuirtes Gelehrtes Preussen“ (Thorn 1725, 8°), 3, 71 ff. Hier wird S. 82 im Anschluß an die Biographie eine „Inscription eines aufgeweckten Kopfes“, eine Grabschrift mitgetheilt, in der P. ziemlich unverblümt des Lasters der Trunksucht beschuldigt wird. Gegen diese boshafte Nachrede wandten sich zwei Schriften: „Ehrenrettung Hrn. Paul Pater's wider die falschen Auflagen des Gelehrten Preußens entworfen von einem Auditore des Seel. Hrn. Professoris“, Halle 1726 und „Die Ehre des Verblichenen wider die im Gelehrten Preußen enthaltene Beschimpfung Hrn. Paul Pater's, gerettet von einem des Seel. Hrn. Professoris ehemals gewesenen Auditore“. Frankf. und Leipzig 1727. — Ueber seine Druckerei zu vergl. Löschin, Dr. G., Geschichte der Danziger Buchdruckereien, Danzig 1840.

Bertling.

Patje: Christian Ludwig Albrecht P., geb. am 2. August 1748 zu Hannover, † daselbst den 11. Februar 1817. Nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt besucht hatte, studirte er in Göttingen Jurisprudenz und

ralwissenschaften. Im Sommer 1766 verzeichnet ihn Pütter unter seinen
tern. Nach Beendigung seiner Studien bereiste er Italien. 1768 trat er
ammerauditor in dieselbe Verwaltungsbehörde ein, der sein Vater Friedrich
P. († 1773) angehörte, und wurde im nächsten Jahre Kammersecretär
1770 zugleich seinem Vater als Hofsecretär d. h. als Secretär im Ober-
rschallamte adjungirt. An die Spitze der Cameralen, wie man die Sub-
en im Gegensatz der Geheimräthe und Kammerräthe bezeichnete, seit 1790
rückt, führte er den Titel Kammermeister. Schon vorher, als 1786 zur
äßigen Leitung und Besorgung der Staatsökonomie des Landes das Com-
ollegium geschaffen wurde, war ihm Amt und Titel eines Commerzraths
heil geworden. Schriftstellerische Thätigkeit ist ihm von früh an Bedürfniß
en; sie galt allgemeinen Interessen und denen des Berufes. Um sich selbst
eit und Ueberblick zu verschaffen, schrieb er einen „Abrégé historique et
que de l'Italie“ (4 Thle., Yverdon 1781), eine compendiarische Zusammen-
ng des historisch und statistisch Wissenswerthen über die einzelnen Staaten
ens. Höhern Werth haben historische Einzeluntersuchungen: so wenn er in
hrenrettung Sully's gegen Linguet (Götting. Magazin hg. von Lichtenberg
Forster, Bd. IV, 1785) den französischen Minister gegen die Anschuldigung
Mémoires sur la Bastille (1783) in Schutz nimmt, er habe den Prinzen
Condé in die Bastille zu werfen beabsichtigt, um die Prinzessin in den
n des Königs zu erhalten, oder wenn er in einer der Königl. Gesellschaft
Wissenschaften zu Göttingen durch Spittler überreichten Abhandlung:
erches historiques et philosophiques sur les causes de la grandeur et
evers de Henri le Lion“ (Hanovre 1786) den durch die welfische Erbschaft
rgerufenen Conflict mit dem Kaiser und den Starrsinn Herzog Heinrichs
ie Ursache seines Sturzes in historischer und psychologischer Ausführung
t. Näher seinem Berufe verwandt waren Abhandlungen wirthschaftlichen
lts: in Schlözers Staatsanzeigen von 1783 (Heft 11 S. 368 ff.) beschreibt
in den sog. Moorämtern des Herzogthums Bremen (Bremervörde, Lilien-
Osterholz und Ottersberg) unternommenen Moorculturen, im Neuen
öv. Magazin von 1798 (Stück 99) handelt er über die Entbehrung aus-
scher Bedürfnisse. Als zu Anfang des Jahres 1797 die englischen Stocks
im Course sanken wie nie zuvor und die Londoner Bank ihre Zahlungen
lte, suchte er durch eine kleine Schrift: „Ueber den englischen National-
“ (Hannov. 1797) namentlich seine Landsleute, die große Summen in
chen Papieren belegt hatten, zu beruhigen. Ein umfangreicheres Buch:
er Abriß des Fabriken-, Gewerbe- und Handlungszustandes in den Chur-
schweig-Lüneburgischen Landen“ (Göttingen 1796) knüpft an eine von dem
gerichteten Commerzcollegium ins Werk gesetzte Enquete an und giebt
detaillirten und wohlgeordneten Bericht über alle im Lande verbreiteten
rbszweige, der die zum Theil sehr dürftig ausgefallenen amtlichen Ermitt-
n durch private Nachforschungen ergänzt hat. Besondern Werth erhält das
durch eine umfassende, frisch und lebendig geschriebene Einleitung, welche
Schilderung der Bewohner des Landes vom wirthschaftlichen Standpunkt
rft und die Unternehmungen und Pläne der Regierung zur Hebung von
el und Industrie übersichtlich zusammenstellt. „Eine Anmerkung zu den
Schriften über die Hannöverischen Angelegenheiten“ (Hannover 1803),
ht in dem litterarischen Chorus, welcher nach der Katastrophe von 1803
rhob, zahlenmäßig nachzuweisen, was der Landesherr fortwährend für das
gethan hat, ist die einzige der eigentlich politischen Schriftstellerei ange-
Arbeit Patje's. Um so vollständiger sollte ihn fortan die praktische Politik
spruch nehmen. Als das Hannoversche Ministerium beim Verlassen des

Landes am 3. Juli 1803 ein Landesdeputationscollegium einsetzte zu unmittelbarer Verfügung desjenigen, was die französischen Befehlshaber an Prästationen verlangen möchten, ernannte es P. zum Mitglied. Ebenso berief ihn der französische General Mortier in die aus fünf Hannoveranern bestehende Executivcommission, die unter dem Präsidium von Dürbach, dem Schwager Mortier's, eine Art interimistischer Regierung bildete. Die ausgezeichnete Verwaltungskraft, die das Land an P. besaß, seine Geschäftsgewandtheit verbunden mit vollständigster Beherrschung der fremden Sprache, empfahlen ihn zu solcher Stellung, und allemal unter den politischen Wechselfällen der nächsten Jahre hat man zu ihm seine Zuflucht genommen. Als Mortier im November 1806 Hannover zum zweiten Male in Besitz nahm, bildete P. zusammen mit den Landräthen v. Meding und v. Münchhausen die von ihm eingesetzte Executivcommission oder, wie sie nach ihrer Verstärkung hieß, Regierungscommission. Vergebens bemühte er sich im Frühjahr 1807 im Verein mit dem Geh. Kammerrath v. Arnswaldt bei Daru in Berlin, eine Verringerung der dem Lande auferlegten Contribution von 16 Mill. Francs zu erwirken. Bei dem Durchzuge Friedrich Wilhelms von Braunschweig-Oels im August 1809 benahm er sich sehr gewandt und gab dem Herzoge unter dem Vorwande, die Verpflegung des Corps auf dem Marsche zu überwachen, den Amtsschreiber Cropp, einen intelligenten und ortskundigen Mann, mit, der die Schwarzen auf dem kürzesten Wege nach Elsfleth und Brake brachte und ihren Verfolgern entzog. Bei aller Anerkennung, welche P. für die Geschicklichkeit seines Benehmens gegenüber den fremden Machthabern und die unverdrossene Vertretung der Landesinteressen unter den schwierigsten politischen Verhältnissen bei seinen Landsleuten fand, wollten ihm doch manche schon früh den Tadel zu großer Nachgiebigkeit nicht ersparen. Nachdem am 1. März 1810 Jerome von Hannover Besitz genommen hatte, begab sich auf Patje's Betreiben eine zahlreiche Deputation zur Begrüßung des Königs nach Kassel. An ihrer Spitze hielt er am 14. März im neuen Ständesaale eine übrigens zuvor den hervorragendsten Mitgliedern der Deputation mitgetheilte Anrede, die im ganzen maßvoll gehalten, doch mit dem Satze schloß: Daignez, Sire, entourer votre trône d'un nouveau peuple heureux, reconnaissant et fidèle. P. wurde Präsident der Oberrechnungskammer in Kassel, erhielt gelegentlich der Anwesenheit des Königs Jerome in Hannover den Titel Baron, wurde Mitglied des Staatsraths und im März 1811 Commandeur der westfälischen Krone. Eine seiner letzten Verwendungen im öffentlichen Dienst war die Thätigkeit in der zu Hamburg sich versammelnden Commission, welche die Landesgrenzen und Landesschuld zwischen Frankreich und Westfalen reguliren sollte. Obschon P. unzweifelhaft zu den Mitgliedern des westfälischen Beamtenthums gehörte, die dem Stande die hohe Anerkennung verdienten, welche er bei patriotischen und einsichtigen Beurtheilern gefunden hat, so ist ihm doch sein Verhalten von der restaurirten Regierung verdacht und keine Wiederanstellung zu Theil geworden. Seine Muße als Privatmann füllte er mit schriftstellerischer Thätigkeit aus. „Philosophische Betrachtungen“ (Hannover 1814), zwei compendiarische Schriften historischer Art: „Geschichte der merkwürdigen Begebenheiten 1789—1814“ (Hannover 1815), „Taschenbuch der deutschen Geschichte“ (das. 1816) und das liebenswürdigste und originellste seiner Bücher: „Wie war Hannover?“ (das. 1817) stammen aus dieser Zeit. Das letztere, erst aus seinem Nachlasse von E. A. v. Werlhof herausgegeben, spiegelt am besten seine Art zu denken und zu schreiben wieder; es enthält eine Fülle wohlgeordneter historischer und culturhistorischer Daten, die mit guter Kritik behandelt und belebt und humorvoll vorgetragen werden.

in Stockholm ein. Schon in Livland
[illegible]nnten Generalgouverneur Hastfer die
[illegible]ti, durch welches die livländische Rit-
[illegible]t und Erbrecht über ihre Güter erlangt
[illegible]te muthig die Gültigkeit desselben vor
[illegible]er Würdenträger. Aber alle Remon-
[illegible]rklärung Karl's XI. (22. Mai 1691),
[illegible]iebigen Interpretation seines General-
[illegible]vland der Willkür Hastfers preisgegeben.
[illegible]ht sinken; die Schwierigkeiten, die man
[illegible]hreckten ihn nicht zurück; er reiste dem
[illegible]ort wechselte, nach und suchte eine Ge-
[illegible]lben herbeizuführen. In Oerebro, Wen-
[illegible], sich dem Könige zu nähern, der von
[illegible]atkul's Anliegen berührte und dadurch in
[illegible] Bitte erweckte. Nach Stockholm zurück-
[illegible]ängere Audienz (18. November 1691) und
[illegible]seinem gepreßten Herzen Luft zu machen.
[illegible]te er das Verarmen und das Elend des
[illegible] an, suchte ihm aber dann die Nothwen-
[illegible]ens beschlossenen Reduction auseinanderzu-
[illegible]letzteren in Abrede stellte. Auf die heftige
[illegible]sich wohl unterstehen wollten, die schwedi-
[illegible]ätten sie mit Livland nicht nach Gebühr
[illegible] lauten Ja. Wenn nur der König es ge-
[illegible]jestät und der ganzen Welt diese Ungebühr
[illegible]mit Schweden geschlossenen Verträge und auf
[illegible] König blieb nicht ganz ohne Wirkung. Karl
[illegible] ein willig Ohr zu leihen, wenn die Ritter-
[illegible]de; P. kehrte voller Hoffnung nach Livland
[illegible] (11. März 1692), wo er über seine Mission
[illegible] Vorschläge betreffs einer Erweiterung und
[illegible]nen Antrag zur Annahme gelangten, beschloß
[illegible] den König. Dieselbe wurde von P. verfaßt
[illegible] und mit erschütternden Worten die Noth und
[illegible] Unrecht (30. Mai 1692). Diese Schrift soll
[illegible]ung den Eindruck gemacht haben, als ob „die
[illegible] Ferne vernehmen ließe". Trotz alledem wurden
[illegible] des Landes zur Verantwortung für ihre Ver-
[illegible]ber 1693 machte Hastfer der Ritterschaft einen
[illegible] Befehl des Königs bekannt, der die Landräthe,
[illegible] hatten und P. [illegible] Stockholm citirte. Gegen
[illegible] groß, er wurde [illegible] falscher Darstellung un[illegible]
[illegible]ner Relation, weg[illegible] ausgesetzten Deliberand[illegible]
[illegible]residirenden Landr[illegible] wegen Theilnahm[illegible]
[illegible]angeklagt, dazu [illegible] als Verfasser der [illegible]
[illegible] die Zusammenrott[illegible] Capitaine gegen sei[illegible]
[illegible]vor Gericht gezogen[illegible] Obrist Helmer[illegible]
[illegible]Capitain diente, [illegible] Auftrage mehre[illegible]
[illegible]gefaßt. Von Helm[illegible] nämlich die livlä[illegible]
[illegible]Regimente in beleidi[illegible] behandelt wor[illegible]

nisse, in denen er lebte und die er vertrat". P. war nach Livland zu einer Zeit zurückgekehrt, wo drohende Wolken am politischen Horizonte sich aufthürmten; es war das Jahr der schwedischen Reduction (d. h. Einziehung derjenigen Güter, welche wirklich oder angeblich ehemals Staatseigenthum gewesen waren) in Livland. Trotz der Bestätigung der Privilegien und des Gelöbnisses, ohne Einwilligung der Landschaft keine Umänderungen vorzunehmen, verlieh Karl XI. einem Beschluß des schwedischen Reichstages betreffs der Ausdehnung der Reduction auf Livland bereitwillig seine Sanction, obgleich die Livländer auf diesem Reichstage durch keinen Abgeordneten vertreten waren. Bald fühlte sich der König auch berechtigt, die Reduction bis auf herrmeisterliche Zeit auszudehnen. Die Noth brach an, das Land verarmte; alle Bitten und Vorstellungen der livländischen Ritterschaft, die 5/6 ihres Grund und Bodens verloren hatte, blieben ohne Erfolg; der eiserne Wille des Königs fand seine Durchführung. Mit Berufung auf die Privilegien des Landes stellten die Livländer dem König das ihnen widerfahrene Unrecht vor. Dieser, wenn auch nur passive Widerstand brachte ihn nur auf. Er verlangte im J. 1690, daß man ihm die urkundlichen Belege des Landesrechts im Original vorlege, und die Besorgniß lag nahe, daß er dabei nicht eben wohlwollende Absichten verfolgte. Vom livländischen Landtage wurden zur Ueberreichung aller livländischen Rechtsurkunden, des sogenannten „corpus privilegiorum", und zur Vertheidigung der Rechte und Freiheiten der Ritterschaft der Landrath Budberg und der Capitain Patkul designirt. Letzterer war dazu sonder Zweifel die geeigneteste Persönlichkeit. P. tritt uns als ganzer, fertiger Mann, im Vollbesitz seiner leiblichen und geistigen Kraft, in der Blüthe seiner Jahre entgegen. Auf alle, die ihn näher kennen lernten, machte er den Eindruck eines ungewöhnlich begabten, aber auch ehrgeizigen Menschen. Vor seinen Standesgenossen zeichnete er sich durch den Reichthum seines Wissens und durch seinen Scharfsinn aus. Neben seiner Muttersprache verstand er das Lateinische und Griechische, er schrieb und sprach ein elegantes Französisch, auch ist es wahrscheinlich, daß er sich das Schwedische und Russische aneignete, als die Umstände die Erlernung dieser Sprachen erheischten. Für eine militärische Laufbahn bestimmt, hatte er nicht ohne Neigung und mit Eifer in den Kriegswissenschaften gearbeitet, da er auf diesem Gebiete emporzukommen hoffte. Besonders die Exercitien der Infanterie, das Fortificationswesen, die Mathematik und Ingenieurwissenschaft nahmen sein Interesse in Anspruch. Seine diplomatischen Talente, verbunden mit der Gabe feuriger Beredsamkeit, seltener Gewandtheit der Feder und Gediegenheit juristischer Kenntnisse, entwickelten sich in der praktischen Ausübung politischer Geschäfte. Obwohl P. einen ausgesprochenen Sinn für das Nützliche und Praktische an den Tag legte und daher eine nüchterne Natur genannt werden muß, so fehlte ihm keineswegs das Verständniß für die idealen Güter des Lebens; das Alterthum mit seinen Reizen übte auf ihn einen Einfluß aus, dauernd jedoch fesselte ihn das Studium der Rechte. Unter der Last trüber Sorgen und aufreibender Geschäfte fand er noch Muße zum Verkehr mit Männern, welche den idealsten Zielen nachstrebten. Thomasius und Hermann August Francke suchte er als Flüchtling auf und als vielbeschäftigter Staatsmann schenkte er den Ideen des universellsten Geistes Europas, dem großen Gelehrten Leibniz, seine Aufmerksamkeit. Neben diesen Vorzügen seines Charakters hafteten ihm nicht geringe Fehler an. Beispiele ungezügelter Leidenschaft, des Jähzorns, des engherzigsten Standesvorurtheils und der Rücksichtslosigkeit lassen sich nachweisen. Die Härten und Schwächen seines Wesens treten später im Getriebe der Welthändel und im Kampfe um's Dasein oft unliebsam in den Vordergrund und verdunkeln die edleren Züge. Auf diesen reich beanlagten und durch Energie und Patriotismus ausgezeichneten Mann lenkten sich bald aller Augen. An

12. October 1690 trafen Budberg und P. in Stockholm ein. Schon in Livland war von dem den Livländern feindlichgesinnten Generalgouverneur Hastfer die Echtheit des privilegium Sigesmundi Augusti, durch welches die livländische Ritterschaft das unbeschränkte Dispositionsrecht und Erbrecht über ihre Güter erlangt hatte, angefochten worden. P. vertheidigte muthig die Gültigkeit desselben vor dem Könige und einer Versammlung hoher Würdenträger. Aber alle Remonstrationen blieben erfolglos. Durch die Erklärung Karl's XI. (22. Mai 1691), daß alle königlichen Resolutionen der beliebigen Interpretation seines Generalgouverneurs anheimzugeben seien, war Livland der Willkür Hastfers preisgegeben. Trotz alledem ließ P. die Hoffnung nicht sinken; die Schwierigkeiten, die man ihm auch in den Weg stellen mochte, schreckten ihn nicht zurück; er reiste dem Könige, der beständig seinen Aufenthaltsort wechselte, nach und suchte eine Gelegenheit, um eine Sinnesänderung desselben herbeizuführen. In Oerebro, Wenersberg und Gothenburg gelang es ihm, sich dem Könige zu nähern, der von sich aus, freilich nur vorübergehend, Patkul's Anliegen berührte und dadurch in ihm die Hoffnung der Erhörung seiner Bitte erweckte. Nach Stockholm zurückgekehrt, gewährte der König ihm eine längere Audienz (18. November 1691) und P. benutzte diesen günstigen Moment, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. In hinreißender Beredsamkeit schilderte er das Verarmen und das Elend des Landes. Der König hörte ihn gnädig an, suchte ihm aber dann die Nothwendigkeit der von den Ständen Schwedens beschlossenen Reduction auseinanderzusetzen, wogegen P. die Befugniß der letzteren in Abrede stellte. Auf die heftige Frage des Königs, ob die Livländer sich wohl unterstehen wollten, die schwedischen Stände zu beschuldigen, als hätten sie mit Livland nicht nach Gebühr gehandelt, antwortete er mit einem lauten Ja. Wenn nur der König es gestatten wolle, werde er vor Sr. Majestät und der ganzen Welt diese Ungebühr erweisen. Seine Berufung auf die mit Schweden geschlossenen Verträge und auf die Bestätigung derselben durch den König blieb nicht ganz ohne Wirkung. Karl versprach seinen treuen Livländern ein willig Ohr zu leihen, wenn die Ritterschaft sich an ihn persönlich wende; P. kehrte voller Hoffnung nach Livland zurück und der Landtag zu Wenden (11. März 1692), wo er über seine Mission Bericht abstattete und verschiedene Vorschläge betreffs einer Erweiterung und Befestigung der Adelsrechte auf seinen Antrag zur Annahme gelangten, beschloß die Absendung einer Supplik an den König. Dieselbe wurde von P. verfaßt und schilderte in kühner Sprache und mit erschütternden Worten die Noth und das der Ritterschaft widerfahrene Unrecht (30. Mai 1692). Diese Schrift soll auf den König und seine Umgebung den Eindruck gemacht haben, als ob „die Stimme des Aufruhrs sich in der Ferne vernehmen ließe". Trotz alledem wurden erst nach Jahresfrist die Vertreter des Landes zur Verantwortung für ihre Vermessenheit gezogen. Im September 1693 machte Hastfer der Ritterschaft einen vom 10. August 1693 datirten Befehl des Königs bekannt, der die Landräthe, welche jene Schrift unterzeichnet hatten und P. nach Stockholm citirte. Gegen P. war der Unwille besonders groß, er wurde wegen falscher Darstellung und unerlaubter Auslassungen in seiner Relation, wegen der aufgesetzten Deliberanda, wegen der Instruction an die residirenden Landräthe und wegen Theilnahme an den Maßnahmen der letzteren angeklagt, dazu wurde er als Verfasser der anstößigen Bittschrift, und weil er die Zusammenrottung der Capitaine gegen seinen Obrist Helmersen angestiftet, vor Gericht gezogen. Gegen den Obrist Helmersen, in dessen Regiment P. als Capitain diente, hatte er im Auftrage mehrerer Officiere eine Klageschrift abgefaßt. Von Helmersen waren nämlich die livländischen Edelleute in seinem Regimente in beleidigender Weise behandelt worden.

Generalgouverneur Hastfer, dem P. in einem Liebeshandel den Rang abgelaufen haben soll, und der diesem auch sonst nicht gewogen war, bezeichnete die Klage als Meuterei und ließ die Kläger vor ein Kriegsgericht stellen, dem P. sich durch die Flucht entzog. Erst der Landesangelegenheiten wegen kam er nach Zusicherung eines freien Geleites nach Stockholm. Gegen alle Punkte der Anklage vertheidigte er sich und berief sich betreffs der Supplik auf die Instruction der livländischen Ritterschaft. Gar bald konnte er im Verlaufe des Processes sich der Ueberzeugung nicht mehr verschließen, daß seine Ankläger auch seine Richter seien, und seine Feinde und Neider auch sein Urtheil fällen würden. Ehe sie ihre Netze zusammenzogen, war er mit Zurücklassung eines Protestes gegen das Verfahren des Gerichtshofes nach Kurland entflohen. Was er gefürchtet, trat ein. Am 12. December 1694 wurden die Landräthe Budberg, Vietinghoff und Mengden als Rebellen und Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Patkul's Strafe wurde verschärft. Für seine Verbrechen sollte er mit dem Verlust seines Lebens, seiner Ehre, seiner Güter und seiner rechten Hand büßen. Die Krone zog seine Güter ein und der Henker verbrannte seine Schriften.

Ueber Patkul's Aufenthalt in Polen und Deutschland sind die Nachrichten lückenhaft; 1696 berichtet Nils Bjelke nach Schweden, daß sich P. unter dem angenommenen Namen v. Kegen in Memel aufhalte und häufig Reisen nach Polen unternehme, wo er mit dem Feldherrn Jablonowski befreundet sei; auf die Anfrage, ob er sich seiner Person bemächtigen solle, erhielt er die Weisung, P. wenn möglich nach Stockholm zu befördern. Ueber Berlin und Halle begab sich P. nun in die Schweiz. Hier lebte er unter dem Namen Fischering unweit des Genfer Sees auf dem Schlosse Prangins mit Privatunterricht und wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Der Gegenstand seiner Studien war das Natur- und Völkerrecht von Pufendorf, das fortan auch die Grundlage seiner politischen Ueberzeugung bildete. Während seines Aufenthaltes in der Schweiz besuchte er Lausanne und Genf und unternahm dann Reisen durch Italien, Savoyen und Frankreich. Aber auch hier soll er vor Verfolgern nicht sicher gewesen sein. Alle Bemühungen um Amnestie blieben erfolglos. Karl XI. hatte wohl die drei livländischen Landräthe auf seinem Sterbebette begnadigt, aber gegen P. blieb er unerbittlich und ebenso unversöhnlich war sein Sohn Karl XII. Die Nothwehr trieb P. in das Lager der Feinde. Sicherheit der Person und Befreiung seines Vaterlandes konnte er nur durch die Vernichtung seiner Gegner erringen. Gegen die Wende des Jahrhunderts schon machten sich die Vorzeichen einer großen Veränderung auf der Weltbühne bemerkbar. Fast um dieselbe Zeit traten drei jugendliche Herrscher, jeder in seiner Art, von Ehrgeiz und Thatendrang getrieben, mit bestimmten Absichten auf den Schauplatz der Geschichte: Friedrich August, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Karl XII., König von Schweden, Peter, Zar von Moskau. In der durch sie hervorgerufenen Wandlung der europäischen Politik war P. berufen eine maßgebende Rolle zu spielen. Im December 1697 und Januar 1698 finden wir ihn noch in Prangins. Der Günstling des Königs von Polen, Graf Flemming, dem P. im Mai 1698 zu Buckau vorgestellt wurde, forderte ihn auf, nach Polen zu kommen (1. November 1698). Er folgte der Einladung und hier fand P. ein günstiges Feld für seine Absichten; der Gedanke eines Angriffskrieges gegen Schweden war schon vor seinem Auftreten sowohl in Rußland als auch in Dänemark ventilirt worden, auch hatte der Zar eine Aufforderung zu gemeinsamem Vorgehen an Friedrich August zu Rawa gerichtet, doch von einem Zusammenwirken der drei genannten Staaten auf ein Ziel hin war noch nicht die Rede gewesen. Die Verbindung dieser Tripelallianz hat P. zustande gebracht und damit seine weltberühmte diplomatische Laufbahn betreten. Der König von Polen trug sich, ein

r P. kennen lernte, mit ganz anderen Plänen (gegen Ende des Jahres 1698). Der Gedanke einer Erweiterung seines Reiches nach Süden hin nahm ihn voll nd ganz in Anspruch. Die Walachei wollte er überrumpeln, Siebenbürgen und inen Theil von Oberungarn der kaiserlichen Botmäßigkeit entreißen. Mit Patkul's Auftreten fielen diese Pläne in sich zusammen. Eine Frontschwenkung ach Norden wurde mit einem Male gemacht; die Erweckung und Hegung der Wünsche nach dem Besitz Livlands in König August und die Verbindung der an iner Schwächung Schwedens arbeitenden Mächte Dänemark und Rußland mit Sachsen und Polen, das war Patkul's Werk. In verschiedenen Denkschriften Grodno, 1. Januar 1699) suchte P. den König von der Nothwendigkeit eines Krieges gegen Schweden in Livland zu überzeugen und machte er ihn auf die ortheilhaftesten Allianzen aufmerksam. Im Mai 1699 wurde durch P., der ach Kopenhagen ging, Dänemark für das Bündniß gewonnen, und im Herbst 11./21. November 1699) brachte vornehmlich P. in Moskau einen Vertrag zwischen dem Zaren und dem Könige von Polen zustande. Hieraus ersieht man, nwiefern P. als individueller Urheber des nordischen Krieges gelten kann. Aus inem Kopfe stammt auch der Plan einer Ueberrumpelung Rigas und eines leichzeitigen Angriffs der Russen und Dänen. Eine „Entreprise“ auf die Stadt Riga schien nicht allzuschwierig, zumal die Befestigungswerke daselbst nach Patkul's Ansicht sich in einem bedenklichen Zustande befanden, auch gab er sich der Hoffnung hin, daß das geplante Unternehmen von befreundeter Seite in der Stadt und auf dem flachen Lande Unterstützung erfahren würde. Das von Schweden befreite Land sollte in eine, unter polnischem oder sächsischen Schutze tehende, selbstständige Adelsrepublik mit eigener Verwaltung und eigenem Heerwesen umgewandelt werden, hierzu werde ihm die livländische Ritterschaft, so meinte P., die Hand bieten. Der Anschlag auf Riga scheiterte aber, Dank dem Mißtrauen, welches die Polen gegen den König, der den Krieg ohne Wissen der Republik unternahm, hegten und der fahrlässigen Ausführung des von P. entworfenen Planes (December 1699 bis Februar 1700), auch erwiesen sich Patkul's Verbindungen in Livland als unzureichend. Er nahm, freilich mit Unterbrechungen, da König August seines Rathes im Conflict mit der polnischen Adelsrepublik bedurfte, n dem ungünstig verlaufenden Feldzuge in Livland Theil. Den von August an ie Livländer gerichteten Schutzbrief hat er mit unterzeichnet. Zu erwähnen ist erner, daß er auf einem seiner Streifzüge in's Land marodirende Kosaken strafen ieß und daß das Bombardement von Riga (1. September 1700) auf sein Verwenden eingestellt wurde. Ein Anschluß der Livländer erfolgte trotz der ihm von inigen Mitgliedern der Ritterschaft gemachten Aussichten nicht. Wie wenig übrigens P. bei seiner Anwesenheit von einer thatbereiten Mithülfe seiner Standesgenossen erwartete, beweist der Umstand, daß er gelegentlich des Vorrückens er Sachsen über die Düna dem Adel in der Befürchtung, er könne für den Schwedenkönig aufsitzen, die Pferde abnehmen ließ.

Nicht zum geringen Theil aus Furcht vor der königlichen Ungnade und em von Generalgouverneur Dahlberg ausgeübten Zwange nachgebend unterzeichneten die Abgeordneten des Adels (135), des Raths (22), der großen Gilde 356) und der kleinen Gilde (364) einen Revers, in dem sie P. und seine Anhänger als Erzverläumder und Ehrendiebe hinstellten und die Erklärung abgaben, daß sie mit ihren Kindern und Kindeskindern bis an der Welt Ende unter des Königs von Schweden christlicher, gerechter und gnädiger Regierung stehen möchten (9. Juli 1700); selbst seine Mutter versagte ihm das Wiedersehen und wollte nichts von ihm wissen. So hatten P. nun auch seine Standesgenossen, seine Landsleute und seine Mutter verlassen. Karl XII. hatte im Fluge erst die Dänen und dann die Russen geschlagen und näherte sich der Düna. Unterdessen war zu

Birsen, im Beisein Patkul's (26. Februar/10. März 1701) der Vertrag zwischen Peter und August erneuert worden. Geld und Truppen versprach der Zar und sicherte wiederum den Besitz von Est- und Livland den Polen zu, während er sich mit Ingermanland und Karelien begnügen wollte. Was an der Düna August gewonnen hatte, mußte aufgegeben werden und Karl XII. drang siegreich in Polen vor, besetzte Warschau und nahm Krakau, während der Zar in Livland festen Fuß faßte. August's Stellung den Polen gegenüber wurde eine äußerst kritische, weil nur von einem Theil des Adels seine Maßnahmen Billigung erfahren hatten und einflußreiche Factionen sogar einen sofortigen Frieden abzuschließen und die Absetzung August's auszusprechen bereit waren. Dadurch aber war auch der Boden, auf dem P. stand, schwankend geworden. Schon vor der unglücklichen Wendung des livländischen Kriegsunternehmens hatte er den wahren Charakter August's und seiner gleichgesinnten Rathgeber durchschaut. Die Uneinigkeit der Polen, die Friedensbestrebungen des französischen Gesandten Du Heron, der Wankelmuth und die Treulosigkeit des Königs und seiner Minister, denen P. seine Gesinnung über sie nicht vorenthielt, bedrohten ihn und seine Pläne bei längerem Verweilen im sächsischen Dienste mit ernsten Gefahren. Ganz andere Aussichten boten sich ihm im Osten dar, wo ein Herrscher von eisernem Willen und klarem Blicke sich mit heroischem Muthe an das Werk der Befreiung seiner Unterthanen aus den Banden orientalischer Lebensformen machte. Die Fülle der Kraft, die in diesem unermeßlichen Reiche lag, war P. nicht entgangen. Die frischen Lebenssäfte, deren der Zar für sein Volk bedurfte, lagen in dem vor ihm abgeschlossenen Westen, die Ostseeländer mit ihrer Cultur sollten die Brücke werden, die Rußland mit dem Abendlande verknüpfte. Im Dienste dieser gegen Schweden am baltischen Meere gerichteten Bestrebungen waren die Befreiung Livlands und die Schädigung Schwedens realisirbar. Nachdem P. von den im livländischen Kriege erhaltenen Wunden genesen war, erklärte er dem russischen Gesandten Dolgoruky, daß er den sächsischen Dienst aufgeben werde. Darüber berichtet (27. August 1701) derselbe an den Zaren, welcher sofort P. zum Eintritt in russische Dienste auffordern ließ. Hocherfreut nahm P. dieses Anerbieten an. Unterrichtet von den Bemühungen des Zaren um ein Bündniß mit Frankreich, wollte er gleichsam als Gegengabe für die Aufforderung, die Mittheilung über die Anbahnung eines diplomatischen Verkehrs zwischen Rußland und Frankreich nach Moskau bringen, deshalb suchte er in einer Unterredung im Februar 1702 mit dem französischen Gesandten Du Heron eine Verbindung zwischen Peter und Ludwig XIV. herbeizuführen. Seine Vorstellungen hatten wenigstens die Absendung des außerordentlichen französischen Gesandten Baluze nach Moskau zur Folge (1703). Gleich nach der ersten Unterredung mit Du Heron (am 11. Februar) reiste P. über Kiew nach Moskau ab, wo er Ende März eintraf. Mit dem Titel eines Geheimraths in den russischen Dienst tretend, legte er dem Zaren seine Pläne betreffs der Reorganisation der russischen Armee vor, von denen der Vorschlag einer Umwandlung aller Cavallerieabtheilungen in Dragonerregimenter insofern Beachtung verdient, weil in jüngster Zeit diese von P. ausgesprochene Idee in Ausführung gebracht ist. Der König von Schweden, über P. tief erbittert, gab seinem Zorn in Wort und Schrift Ausdruck, während dieser seinerseits mit denselben Waffen und in derselben Weise sich zur Wehr setzte. In beiden Lagern wurden die Schriften des Gegners verbrannt und aus beiden Lagern wiederholt Rechtfertigungen und Anklagen in die Welt geschickt. P. hat zur Behauptung seiner Stellung und Erreichung seiner Ziele alle ihm zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung gebracht. Ein merkwürdiger Kampf war ausgebrochen, den ein König und ein Unterthan aus der Entfernung mit Erbitterung führten; der Natur der Sachlage gemäß gestalteten sich die herangezogenen Mittel

eßteren nicht denen des Ersteren ebenbürtig, sondern sie mußten füglich
icherer Art sein. Demnach läßt sich nicht leugnen, daß P. öfters im Licht
politischen Abenteurers erscheint. Als russischer Generalcommissar und Ge-
:ath finden wir ihn in Polen thätig, wo er den Schweden soviel wie möglich
genarbeitete. Aber nicht allein sollte der Schwedenkönig in Polen beschäf-
werden, damit Peter unterdessen an der Ostsee sich festsetzte, sondern der
Patkul's zielte zugleich nach einer Schwächung der polnischen Kräfte. In
einstimmung mit dem Zaren bediente er sich des Parteiinteresses in Polen
als Mittel zur Durchführung russischer Pläne. Dadurch erst wurden die
vendigen Bedingungen der russischen Politik erfüllt. Schweden und Polen
en das Hinderniß, welches den Verkehr und die Wechselbeziehungen zwischen
and und dem Westen erschwerten. Erst nach Niederwerfung derselben war
Zarenreiche der Eintritt in den europäischen Staatenbund möglich. Als
er bot sich P. an, dessen Gewandtheit in praktischen Dingen und dessen Ge-
:ät dem Zaren imponirten. Rücksichtlich seiner militärischen Kenntnisse war
Peter's Augen eine Autorität. Als erwünschter Mitarbeiter an seinem
n Reformwerk und als erfahrener Rathgeber für kriegerische und diploma-
Unternehmungen trat P. an des Zaren Seite. Er zeigte sich in der För-
g russischer Interessen ungemein rührig. Er mußte dem Zaren eingehende
cte zur Reform des ganzen Militärwesens entwerfen, geschickte ausländische
:ere für den russischen Dienst anwerben und geeignete Persönlichkeiten als
nten an den verschiedenen Höfen anstellen. Diesem Wunsche des Zaren
r mit unermüdlichem Eifer nach. Seiner Vermittelung verdankte Peter
ewinnung der ausgezeichneten Generale Ogilvy, Huyssen und Rönne. Neben
nilitärischen und diplomatischen Geschäften im Dienste Rußlands wurde P.
Zaren bei Beschaffung von mehr oder weniger untergeordneten Persönlich-
zu Rathe gezogen. P. mußte ihm Ingenieure, Rechtskundige, Schmiede,
ertfeger, Gärtner, Schäfer und andere anwerben. Wenn es galt, einen
:aitmaler zu gewinnen oder einen Aufseher für das Arsenal anzustellen oder
Buchdruckerei einzurichten, wurde seine Meinung eingeholt.
Im Mai 1702 begab sich P. als zarischer Gesandter nach Polen zur An-
ung gemeinsamer Operationen aller Parteien gegen Schweden. Karl's XII.
ringen veranlaßte ihn, sich wieder zurückzuziehen. Ende Juni finden wir
in Krakau, wo sich ihm Gelegenheit bot, die wenig Erfolg verheißende
sch-sächsische Armee kennen zu lernen und am 8. Juli war er im Ge-
August's Zeuge der unglücklichen Schlacht bei Klissow. Gleich darauf be-
r sich nach Wien, damit er sich dort, wo alle Fäden der Politik zusam-
iefen, über die Stellung des kaiserlichen Cabinets zu den polnisch-sächsischen
legenheiten Aufklärung verschaffe und vortheilhafte Allianzen gewinne (August
November 1702). Seine Rückkehr nach Rußland wurde in der Ukraine durch
Paley'sche Angelegenheit verzögert. Ein Kosak, Paley, unterstützt von ent-
nen polnischen Leibeigenen und heimlichen Feinden August's hatte die pol-
: Stadt Belaja Zerkow besetzt und erklärte, nur auf Befehl des Zaren und
Kosakenhetmanns von seiner Position zu weichen. Die mit Paley gepfloge-
Unterhandlungen ließen P. in dieser Affaire ein zu Gunsten der russischen
ik zu verwerthendes Moment erblicken, Belaja Zerkow sollte, einer Eröffnung
Zaren gemäß, erst nach dem erfolgten Bündnisse mit der Republik herausgegeben
en. Am 16. März 1703 langte P. in Moskau an und folgte dem Zaren
ie Ufer der Newa, wo er mehrere Monate an der Seite Peter's verweilte.
var Zeuge der weltgeschichtlichen Scene der Gründung Petersburgs. Ange-
des den Weg nach Europa hin erschließenden Meeres erwählte Peter ihn
Ernennung zum ersten Gesandten an den ausländischen Höfen zum Pfad-

finder der russischen Diplomatie. Das Herz von den kühnsten Hoffnungen für die Zukunft seines Reiches geschwellt, überließ Peter die Einführung Rußlands in den europäischen Staatenbund dem unternehmenden livländischen Edelmann, dessen Fähigkeiten und Verdienste die günstigsten Aussichten eröffneten. In der Folgezeit finden wir Patkul's Arbeitsgebiet zwischen der Thätigkeit eines Feldherrn und eines Diplomaten getheilt. Petersburg verläßt er am 15. Juli 1703. Nach kurzem Aufenthalt in Moskau begab er sich über Smolensk, Mohilew und Minsk nach Warschau, wo er am 13. September 1703 anlangte. Einen bedeutenden Schritt vorwärts in seiner Politik war P. erst durch den Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses (12. October 1703) mit König August gelangt, ohne daß die Republik ihre Einwilligung dazu gegeben hatte. Von jetzt ab war P. der vertraute Begleiter des Königs, dem er vom Zaren Hülfstruppen und große Summen zuführte, die August in unverantwortlichem Leichtsinn mit polnischen Schönen und anderen Creaturen im Strudel kostspieliger Vergnügungen vergeudete, während das Land unter dem Druck der Steuern seufzte und seine Kriegsunternehmungen in Polen fast immer unglücklich waren. P. war an der siegreichen Belagerung und Einnahme Warschau's betheiligt (September 1704), vermochte aber infolge mangelhafter Unterstützung vonseiten des Königs nicht Posen zu entsetzen (2. November 1704) und mußte gleich den sächsischen Truppen mit dem russischen Hülfscorps vor den siegreichen schwedischen Heeren Polen räumen. Die Gefahr eines Einfalls der Schweden in das Kurfürstenthum Sachsen ließ eine Reorganisation der zerrütteten sächsischen Militärmacht dringend geboten erscheinen. P. unterzog sich diesem schwierigen Werke und verlangte von den Ständen Sachsens Geldmittel zur Durchführung der geplanten Reformen, jedoch mit Haß und Erbitterung traten dieselben dem Fremdling und Urheber der Kriegsnoth entgegen. Auch die einflußreichen Persönlichkeiten des sächsischen Hofes, General Schulenburg, Statthalter Fürst Egon von Fürstenberg, Hofmarschall Pfingsten waren ihm nicht gewogen. Die Schwächen derselben rücksichtslos und mit Sarkasmus aufdeckend, hatte er sie in Wort und Schrift wiederholt beleidigt. Eine leidenschaftliche, reizbare, Widerspruch nicht duldende Natur wie P., mußte sich mit den von den Umständen zur Mitarbeit ihm zugewiesenen, aber von ihm als untergeordnet erachteten Persönlichkeiten überwerfen. Nicht Unverdientes und Unwahres sagte ihnen der fremde Tadler, doch einem gefährlichen Wagniß gab er sich Höflingen gegenüber hin, die Dank ihrer Sippe nicht ganz machtlos waren und in ihm einen ausländischen Eindringling sahen. Seine Stellung am Dresdner Hofe war eine in der That allmächtige und schien durch die russische Freundschaft gesichert zu sein. Zur Kräftigung der Allianz bemühte er sich neue Bundesgenossen zu gewinnen, namentlich verfolgte er auf seinen wiederholten Besuchen in Berlin den Plan einer intimeren Verbindung mit dem Königreich Preußen, dem er gleichfalls Entschädigung und Erweiterung seiner Grenzen auf Kosten Polens in Aussicht stellte. Der Gedanke einer Theilung Polens taucht öfters in seinen Schriften auf. Schon aus diesem Grunde ist der Haß der Polen gegen ihn, der kein Verständniß für ihre Interessen und ihre Leiden an den Tag legte, erklärlich. Das Jahr 1704 zeigt Patkul's Ansehen und die ganze Bedeutung seiner politischen Rolle im Zenith. Bezeichnend für die Beurtheilung und Würdigung seines Einflusses und für die Vielseitigkeit seiner Interessen ist die Thatsache, daß sich der größte Gelehrte jener Zeit, Leibniz, an ihn mit dem Gesuche um Unterstützung seines Planes betreffs der Errichtung einer Societät der Wissenschaften in Dresden wendete, worauf ihm P. mit Zusicherung seiner Hülfe in einem elegant französisch geschriebenen Briefe antwortet; ganz um dieselbe Zeit legte ihm auch Leibniz einen detaillirten Plan zur Förderung der Wissenschaften und der Civilisation in Rußland vor, wußte er doch, welche Stel-

zu des Zaren Bestrebungen hinsichtlich der Europäisirung seiner Völker
und welchen Werth Peter dem Urtheil dieses genialen Livländers bei-
nuar bis Februar 1704). Nur flüchtig berührten Patkul's Gedanken
che Arbeit der Civilisation und den Plan zur Gewinnung eines gün-
dens für dieselbe in dem der Cultur abgeschlossenen Rußland. Ganz
nge nahmen ihn in Anspruch. Zwar behauptete noch der russische Ge-
eine allmächtige Stellung, hoch über den anderen Höflingen, aber er
schlüpfrigem Boden. Als ein Wechsel in der Politik eintrat, spitzte sich
iner Katastrophe zu, der er sich nicht mehr zu entziehen vermochte.
g August wollte mit Schweden Frieden schließen, weil Krieg und Po-
Ruhe seines Genußlebens beeinträchtigten; damals begann des Königs
ältniß mit der Freifrau Anna Constanze v. Hoym, der späteren Gräfin
ien erschlaffenden Einfluß geltend zu machen und die Sehnsucht nach
erwecken (Ende 1704, Anfang 1705). Patkul's Gegner waren mit der
Particularfriedens vollkommen einverstanden und im größten Geheim-
eten sie an der Befreiung vom russischen Einfluß und an dem Sturze
ers und Hauptförderers des Krieges, der zugleich ihr persönlicher Feind
zu ihrem größten Aerger durch seine projectirte Vermählung mit der
insiedel Aussicht zur Erlangung des sächsischen Indigenats gewonnen
er bei der Einnahme Warschaus in sächsische Gefangenschaft gerathene
Oberbefehlshaber Arved Horn, einer der gewandtesten Diplomaten,
n Statthalter Fürstenberg und vom Könige mit Auszeichnung behan-
hre Tafel gezogen und als Vermittler der Verhandlungen zwischen dem
Hofe und dem schwedischen Lager in Rawicz benutzt. Diese Dinge
keineswegs unter dem Mantel der Verschwiegenheit, vielmehr fielen die
und die ostentative Geschäftigkeit des schwedischen Kriegsgefangenen auf.
h dieses Umschwunges in der Politik war Patkul's Stellung eine äußerst
Als er von dieser nicht allein seine Pläne und seine Stellung unter-
sondern auch seine ganze Existenz in Frage stellenden Absicht eines
enden Separatfriedens erfuhr, war er vor Unmuth und Zorn außer
heftiger Sprache schrieb er dem Könige von seiner Kenntnißnahme der
gerichteten Umtriebe. Ohne alle Schminke sagte er ihm die Wahrheit,
in düsterem Lichte die Zerrüttung seines Landes, den Verlust seines
an den übrigen europäischen Höfen, den Mangel an Vertrauen, die
eit und Bestechlichkeit der Räthe schilderte und den Ruin der Herrschaft
. Der König suchte sich durch Leugnen und Verhüllungen der Wahrheit
rechtfertigen, bedurfte er doch, bis seine Unterhandlungen mit den Schwe-
eife gelangten, der russischen Allianz, vornehmlich des russischen Geldes.
haute ihn. In fieberhafter Aufregung machte er in zahlreichen Briefen
iften seinem gepreßten Herzen Luft; käuflich, selbstsüchtig und unfähig
die Intriganten in August's Umgebung. Das Interesse des Zaren sowohl
ie Sicherheit seiner Person waren der größten Gefahr ausgesetzt. Der
istischen Staatskunst der Zeit nicht fremd, kam er auf die Idee, durch
omatischen Schachzug das Gewebe der Intrigue zu zerreißen. Da man
rn, den Zaren und ihn so schändlich hintergangen, so hinderte ihn keine
mehr, die Sache Augusts vollkommen preiszugeben. Er selbst wollte
vermittelst eines Separatfriedens mit Karl XII. versöhnen und für sich
eim Schwedenkönig erwirken (im Sommer 1705). Dieses Anerbieten war
olland aus gemacht worden, wenn er eine Verständigung zwischen Peter
XII. herbeiführe. Die Gefahr in der er schwebte, wie auch der Haß
falschen und ihm widerwärtigen Minister und den unaufrichtigen und
König, der Wunsch nach dem Genuß des Glückes eines eigenen Fami-

lienlebens, alles das ließ ihm die holländischen Offerten als annehmbar erscheinen. Den Minen seiner verkappten Feinde sucht er durch Auffindung neuer Anschläge zu entgehen. August zeigte ihm ein freundliches Gesicht, ließ aber seine wahren Absichten nicht merken. P. war von allem unterrichtet und machte Peter darüber mit der Bitte um Schweigen Mittheilung, doch auch von seinen Briefschaften und Plänen hatten seine Gegner durch Spione und Verräther Kundschaft. Es war ein Intriguenspiel der bedenklichsten Art und unter dem prunkendenden Glanz des damaligen sächsischen Hoflebens barg sich eine tiefe sittliche Verderbniß der tonangebenden Kreise. Das Verweilen in dieser Umgebung und in dieser Luft war auch für P. verhängnißvoll. Der jüngste Darsteller seiner Schicksale hat über diese Veränderung seines Charakters eine der Wahrheit wohl sehr nahe kommende Schilderung gegeben: „Durch das Zusammentreffen und die Verbindung", schreibt er, „mit einer Persönlichkeit von der Handlungsweise und der politischen Richtung des Königs August II., geräth der anfänglich für die Rechte und Freiheiten Livlands schwärmende, dabei von Rachegedanken gegen die schwedische Bedrückung erfüllte P. in eine Atmosphäre, deren Einfluß früher oder später eine wenn auch noch so ideell angelegte Natur nicht unberührt lassen konnte. Und er ist hiervon nicht das einzige Beispiel. Es schwebt ein sonderbares Verhängniß über so vielen Persönlichkeiten, die das Schicksal mit den Rococohöfen des 18. Jahrhunderts in zu nahe Berührung kommen läßt, mögen sie Görtz, mögen sie Patkul oder Struensee geheißen haben. Es ging mit ihnen von Stufe zu Stufe. Ursprünglich Idealisten, Philosophen, Menschenbeglücker, werden sie in der sie umgebenden Atmosphäre unwillkürlich zu Ränkeschmieden und Intriguanten, um noch später den Wahn, mit dem Feuer eines sittenverdorbenen Hoflebens spielen zu können, mit ihrem Kopfe zu bezahlen. P. beginnt gleichfalls seine Laufbahn als Idealist, um demnächst seine Rolle als ein bald eingeschulter, intriguanter Diplomat weiter zu spielen".

Wir wollen sein Thun und Verhalten König August gegenüber durchaus nicht für sittlich gerechtfertigt erklären; wie man vom Standpunkte der Moral darüber zu urtheilen hat, liegt außer allem Zweifel. P. hat gefährliche Intriguen gegen seine Gegner, die doch, freilich nur nominell, seine Bundesgenossen waren, eingefädelt, und dieselben zu täuschen gesucht; man darf aber auch nicht vergessen, in welcher Lage er sich befand. Sollte er ruhig zusehen, wie seine Bundesgenossen sich mit seinen Todfeinden die Hände reichten? Das vermochte er nicht. Seine Parade verräth dieselbe Fechterkunst, wenn er aus einer, seiner bisherigen Politik so ganz widersprechenden Combination für den Zaren und sich die größten Vortheile abzuleiten bereit war. Will man den Mangel seiner Wahrheitsliebe und die Verwerflichkeit seiner Schritte rügen, so muß man gleichfalls das Verhalten des Königs August und seiner Minister ihm gegenüber ein gewissenloses, falsches Spiel nennen; sie haben ihn auf eine schiefe Bahn getrieben und dürfen demnach der Verantwortlichkeit nicht entzogen werden. Der Conflikt löste sich tragisch für P. und erschütternd ist die Buße der Schuld.

Ehe wir den letzten Abschnitt seiner Lebensgeschichte, seinen Ausgang, behandeln, erübrigt noch die Beantwortung der Frage, was für Absichten hat P. mit Livland nach seinem Austritt aus sächsischem Dienste verfolgt: muß man Jarochowski vollkommen Recht geben, wenn er behauptet, P. habe Livland aus seinem Programm als einen verlorenen Posten gestrichen, und er sei selbst den Interessen des Landes in dem Maße entfremdet, daß man vergeblich in seinen zahlreichen Schriften und Verhandlungen auch nur nach dem Namen seines Vaterlandes Livland sucht? Betreffs der ersten Frage ist Folgendes zu bemerken. Fast bis zum Schluß der Laufbahn Patkul's lag dem Zaren die Absicht einer Incorporation Livlands, das der Republik Polen kraft verschiedener Verträge

ufallen sollte, durchaus fern. Im Grundsatz stand auch P., obgleich er gelegentlich dem Zaren gegenüber verlockende Aussichten auf gewisse Erwerbungen diesseits der Narowa machte und eine Theilung Polens in Betracht zog, für die Aufrechterhaltung der größtentheils von ihm zustande gebrachten Verträge ein. Den Gedanken einer Selbständigkeit Livlands, dieses von mächtigen, um den Besitz des Dominiums am baltischen Meere miteinander concurrirenden Reichen umworbenen Gebietes hielt auch er für undurchführbar, dagegen mußte er in der Wiederherstellung der verletzten Landesrechte das Ziel seines Strebens sehen. Das Schicksal Livlands wollte er nicht allein von der Entscheidung der Waffen, sondern wol hauptsächlich von dem Ergebniß der den Krieg beendenden Friedensunterhandlungen abhängig machen, von denen er auch für sich eine Rehabilitation seiner Person erhoffte. Bezüglich des letzten Umstandes weisen wir auf die Thatsache hin, daß er den Kaiser und den Zaren um eine Verwendung bei einem eventuellen Friedensschluß für sich behufs Erlangung einer Amnestie von Seiten der Schweden bittet. Seiner früher ausgesprochenen Ansicht, die Seemächte England, Holland, Dänemark und Brandenburg hätten, falls der Zar Est- und Livland zu besetzen Miene machen sollte, das Entscheidungsrecht über die Zugehörigkeit dieser Länder und würden als Garanten der Verträge anzusehen sein, wird er auch später gehuldigt haben, da er eine Besitznahme derselben durch Rußland für vertragswidrig hielt. Für sein dem Land bewahrtes Interesse sprechen noch andere Momente. Nach seiner Rückkehr aus Wien 1702 äußerte er seinen Unwillen über die grausame und verwüstende Kriegführung der Russen in Livland, zugleich forderte er die Auslieferung zweier, von den Kosaken geraubten und in die Ukraine entführten Livländerinnen, der Töchter des livländischen Landraths Vietinghoff. Im J. 1704, wo er durch die diplomatischen Geschäfte ganz ungemein in Anspruch genommen war, rügte er in heftiger Sprache in einem an Golowin gerichteten Schreiben das barbarische Verfahren der Russen in Livland. „Die Ravage in Livland und die gar zu unchristlichen Proceduren mit den Bewohnern des Landes“ bezeichnet er als unerhörten Vertragsbruch und schildert in ausführlicher Weise die aus demselben für den Zaren sich ergebenden verhängnißvollen Consequenzen. Obgleich P. sich im Auftrage des Königs an den russischen Großkanzler wendet, so sind seine Auslassungen Eingebungen von Empfindungen, die eine Anhänglichkeit an sein Vaterland nicht verkennen lassen, und deutlich geht auch aus dem Briefe die von ihm vertretene Ansicht über eine Vereinigung Livlands mit Polen hervor, an der er auch noch in seinem letzten, seine Laufbahn abschließenden politischen Acte festgehalten hat. In dem mit dem österreichischen Gesandten Strattmann abgeschlossenen Tractate betreffs der Ueberführung russischer Truppen in österreichische Dienste spricht er auch von den seitens Oesterreichs zu befürwortenden russischen Erwerbungen und will von Oesterreich nur einen Hafen am baltischen Meere garantirt wissen. Wenn er eine Einverleibung Livlands durch Rußland angestrebt hätte, so wäre der zwischen August und Zar Peter abgeschlossene Vertrag nicht so von ihm respectirt worden. Daß die Rechte und Freiheiten Livlands in seinen Schriften keine Erwähnung finden, darf nicht Wunder nehmen: dieselben konnten erst später nach Erledigung verschiedener Vorfragen bei einem definitiven Friedensschlusse zur Sprache kommen. Das Angeführte beweist, daß Livland stets einen wichtigen Factor seiner Politik bildete und daß das Schicksal seines Vaterlandes ihm bis zuletzt am Herzen lag.

Die Katastrophe führte Patkul's eigenmächtige Verfügung über die in Sachsen stationirten russischen Truppen herbei, über deren Verwendung nach sächsischer Auffassung eine definitive Entscheidung nur dem sächsischen Kriegsrath und nicht dem russischen Generalcommissar zukomme, da die russischen Soldaten dem König August zur Verfügung gestellt waren. Als die sächsischen Truppen von Karl XII.

aus Polen verdrängt wurden, sah sich auch das russische Hülfscorps genöthigt sich zurückzuziehen und in der Oberlausitz Quartier zu nehmen, wo dasselbe trotz aller Vorstellungen Patkul's von der sächsischen Regierung eine so ungenügende Verpflegung erfuhr, daß endlich P. vom russischen Großkanzler Golowin die erwünschte Ordre erhielt, die besagten Truppen, falls die Zurückführung derselben durch Polen nach Rußland auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoße, im äußersten Nothfall unter den möglichst vortheilhaftesten Bedingungen auf die Dauer einer Campagne dem Kaiser zu überlassen. Am 15. December 1705 schloß P., die Vortheile Rußlands und Sachsens im Auge haltend, das Geschäft der Ueberführung des russischen Hülfscorps in kaiserliche Dienste ab. König August hielt sich zur Zeit in Grodno auf, und Patkul's Feinde, an ihrer Spitze der Statthalter Fürstenberg, benutzten die Gelegenheit, wo die Macht in ihren Händen lag, zum Sturze des verhaßten Günstings. Wegen seiner Competenzüberschreitung und seiner vielfachen Intriguen wurde er verhaftet und auf die Veste Sonnenstein gebracht (19. December 1705). Das war ein Attentat gegen die Unverletzlichkeit des Repräsentanten einer fremden Macht und verursachte ein großes Aufsehen. Es hat den Anschein, als ob diejenigen Personen, von denen Patkul's fernere Schicksale abhingen, August und Peter, sich über die gegen ihn ergriffenen Maßregeln für's Erste geeinigt hätten. August mochte vielleicht mit innerer Schadenfreude den Abschluß der Laufbahn Patkul's begrüßt haben, Peter, mangelhaft unterrichtet, zeigte sich inconsequent, lau und unentschieden, später warnte und drohte er, wenn man seinen Gesandten nicht freilasse, aber über Warnungen und Drohungen ist er nicht hinausgegangen. Von allen verlassen, richtet der in seinem Ehrgefühl tiefgekränkte P. ergreifende Schreiben an den Zaren und an die Oeffentlichkeit, in denen er die ihm und seinem Herrn widerfahrene Schmach, seine Unschuld und die Verletzung des Völkerrechts darlegt. Vergeblich sind seine Rufe. Am 9. September 1706 bringt man ihn auf die Festung Königstein. Bald darauf rückt Karl XII. in Sachsen ein und zwingt August zum Frieden von Altranstädt, dessen 11. Artikel die Auslieferung des Livländers Joh. Reinh. Patkul fordert. Jetzt begann sich in August der Zweifel an der Rechtmäßigkeit des gegen P. eingeschlagenen Verfahrens zu regen und sein Gewissen zu schlagen. Das Bewußtsein seiner Schuld, die Furcht vor dem Zaren und der öffentlichen Meinung riefen die Bedenken wach, welche die Ueberantwortung Patkul's verzögerten. Den Umständen keineswegs widersprechend erscheint uns die Mittheilung, August habe P. im geheimen die Möglichkeit der Flucht eröffnet, jedoch sei von diesem das Anerbieten in dem Wunsch durch den Urtheilsspruch eines Gerichtshofes Genugthuung zu erhalten, abgelehnt worden. Hoffte er doch immer noch auf die Dazwischenkunft des Zaren, eine trügerische Hoffnung! Karl XII. verlangte energisch die Ausführung des Feiedenstractates, und länger wagte man den unerbittlichen Schwedenkönig nicht zu reizen. In der Nacht wurde P. einer Reiterabtheilung des Generalmajors v. Meyerfeld ausgeliefert und in Ketten abgeführt (7. April 1707). Heftig klagte der Zar in seinem Schreiben an König August und an den Kaiser über das seinem Gesandten angethane Unrecht — zu spät! Patkul's Schicksal war, nachdem er seinen unversöhnlichsten Feinde in die Hände gefallen, entschieden. In Kazmierz ließ Karl XII. sein grausames Urtheil am 10. October 1707 vollstrecken. Der Regimentsprediger Lorenz Hagen, der Berichterstatter über jenen schrecklichen Vorgang, bereitete den Unglücklichen zum Tode vor. Wohl wußte der Verurtheilte, daß er am Ende seiner Laufbahn stehe, daß ihm seine Feinde schaudererregende Marter beschieden, ahnte seine Seele nicht. Von einem in seinem Handwerk ungeübten Henker wurde er, wie Karl XII. es angeordnet, geräbert und geviertheilt, und seine Gebeine sollten auf dem Blutgerüste vermodern. Das war das Ende des

einst so mächtigen Staatsmannes, welchen das Schicksal in den Streit der drei nordischen Herrscher verwickelt hatte, auf die sein Ausgang einen mehr oder weniger dunklen Schatten wirft. König August hatte sich P. gegenüber einer, vor keinem Richterstuhl zu rechtfertigenden Handlungsweise bedient, Zar Peter sich Mangel an Energie und Gleichgültigkeit gegen seinen treuen Diener zu Schulden kommen lassen, Karl XII. aber durch diesen grausamen Racheact für alle Zeiten seinen Heldenmuth befleckt.

Bernoulli, Joh. Reinh. v. Patkul's Berichte an das zarische Cabinet. Bd. 1—3. 1792—1797. — Otto A. Wernich, Der Livländer Joh. Reinh. v. Patkul. Bd. 1. 1849. — Устряловъ, Исторія Царствованія Петра Великаго, Томъ IV. 1883. — C. Schirren, Livl. Antwort. 1869. — Fr. Bienemann, Aus baltischer Vorzeit. VI. 1870. — K. v. Jarochowski, Patkul's Ausgang. Neues Archiv für sächsische Geschichte. Bd. 3, 1882—1883. — Otto Sjögren, Johann Reinh. Patkul, Historik Karaktersbild. 1882. — C. Schirren, Ueber Fredrik Ferd. Carlson's Carl XII. Th. I. Göttingische gel. Anz. 1883. — Ed. Bodemann, Leibnitzens Plan einer Societät der Wissenschaften in Sachsen. Neues Archiv für sächsische Geschichte. Bd. 4. 1883. — C. Schirren, Patkul und Leibnitz. Mitth. aus der livld. Geschichte. Bd. 13. 1884. — C. Mettig, Joh. Reinh. v. Patkul. Nordische Rundschau Bd. 3. 1885. — H. v. Bruiningk, Patkuliana a. d. livld. Hofgerichtsarchive. Mitth. a. d. livld. Geschichte. Bd. 14. 1886.

Mettig.

Patruban: Karl v. P., Arzt, als Sohn eines hochgestellten städtischen Beamten 1816 in Wien geboren, hatte daselbst Medicin studirt und 1839 die Doctorwürde erlangt. Er war zuerst mit Lange als Assistent an dem unter der Leitung von Berres stehenden anatomischen Institute thätig, 1842 wurde er als Professor der Anatomie und Physiologie nach Innsbruck und bald darnach als Professor der Physiologie nach Prag berufen. Infolge seiner politisch-agitatorischen Thätigkeit im Jahre 1848 sah er sich veranlaßt, von dieser amtlichen Stellung zurückzutreten; er ging nach Wien, wo er, als begüterter Mann, sich wissenschaftlich beschäftigte, auch als Chirurg practisch thätig war, besonders haben die von ihm mit Glück ausgeführten Unterbindungen der Kopfpulsader und die von ihm geübten Nervendehnungen seinen Ruf als Operateur begründet. „Die letzten Jahre seines Lebens", erklärt sein Biograph, „verbrachte P. in gänzlicher Abgeschiedenheit. Seine sonst so rege Theilnahme an dem öffentlichen und wissenschaftlichen Leben, seine agitatorische Thätigkeit auf politischem und wissenschaftlichem Gebiete war einer vollständigen Apathie gewichen; harte Schicksalsschläge, schmerzliche Familienereignisse hatten den kräftigen, energischen Mann gebeugt" und so ist er nach längerem sehr qualvollem Leiden am 2. October 1880 gestorben. Seine litterarische Thätigkeit ist eine beschränkte geblieben: er hat einige physiologische und chirurgische Artikel in verschiedenen medicinischen Zeitschriften veröffentlicht, außerdem ist er viele Jahre mit der Redaction der von dem Doctoren-Collegium der medicinischen Facultät in Wien herausgegebenen „Oesterreichischen Zeitschrift für praktische Heilkunde" beschäftigt gewesen.

Kraus in Wirner allgem. med. Zeitung 1880 Nr. 40, S. 429.

A. Hirsch.

Patuzzi: Alexander Eduard Johann Joseph P. entstammte einer italienischen Familie, von der sich ein Zweig in Oesterreich niedergelassen hatte, und wurde am 11. März 1813 in Wien geboren. Er erhielt seine Erziehung im Elternhause und dann durch sieben Jahre im gräflich Löwenburgischen Convicte, worauf er in Wien das Studium der Medicin begann; doch unterbrach er dasselbe und wandte sich nunmehr dem Buchhandel zu. Nachdem er hier

und da conditionirt, war er zuletzt bei Kollmann in Leipzig als Gehilfe thätig, brach dann aber mit seinem Berufe und führte nun seit 1838 ein Jahrzehnt hindurch ein fröhliches Wanderleben. Er durchstreifte, meist zu Fuß, Oesterreich, Deutschland, die Schweiz und Italien, ja er wechselte auch nach seiner Vermählung wiederholt seinen Aufenthalt. Längere Zeit weilte er in Würtemberg, wo er den Redactionen der „Schnellpost" und dann der „Chronik" angehörte. Trotz des unstäten Lebens fand P. doch noch Muße, sich als Dichter zu bethätigen. Nachdem er mit einigen Novellen „Der finstere Herzog", „Die Taufe des Erstgeborenen", „Die todte Schwester" (1840) debütirt hatte, veröffentlichte er den Liederkranz „Des Wanderers Pilgerfahrt und Heimkehr" (1841), der manche Gedichte enthält, die von poetischem Sinn und Talent zeugen, darauf „Schwäbische Sagen-Chronik" (1844), „Die beiden Bürgermeister von Ulm" (1843), ein historisches Trauerspiel in 5 Acten, in dem er einen gut gewählten Stoff leider wenig glücklich durchgeführt hat, und endlich „Der Thron von Württemberg" (1848) einen Balladencyklus, der einzelne werthvolle Gemälde enthält, aber in formeller Hinsicht wie in poetischer Auffassung der Personen viel zu wünschen übrig läßt. Ende der vierziger Jahre kehrte P. nach der Heimath zurück, wirkte 1850 in Graz an der Redaction der dort erscheinenden Landeszeitung mit und nahm 1851 seinen dauernden Aufenthalt in Wien, wo er seitdem von dem Ertrage schriftstellerischer Arbeiten der verschiedensten Art lebte. Im J. 1859 weilte er einige Monate als Berichterstatter für mehrere Journale auf dem Kriegsschauplatze in Italien. „Dem Haifischhunger des Erwerbens preisgegeben", fand P. nur wenig Zeit, der Poesie zu huldigen: außer einem Trauerspiele in 3 Acten und einem Vorspiele „König und Aebtissin" (1853) hat er nach dieser Seite hin nichts mehr veröffentlicht. Dagegen wandte er sich dem ernsten Gebiete der Geschichte zu und schrieb eine „Geschichte Oesterreichs, dem Volke erzählt" (1864) und die „Geschichte der Päpste" (1867), an deren Vollendung er indeß durch den Tod verhindert wurde. Beide Arbeiten sind von der fachmännischen Kritik entschieden zurückgewiesen worden; sie sind geradezu unbedeutend und tragen alle Schwächen einer unvollendeten Bildung zur Schau. P. starb in Wien am 10. April 1869.

Wurzbach, Biographisches Lexikon, 21. Bd., S. 355. — Kurz, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 4. Bd., S. 360.

Franz Brümmer.

Patzke: Johann Samuel P. wurde am 24. October 1727 zu Frankfurt a. O. im Hause seines Großvaters geboren und von dem letzteren auch erzogen, da der Vater des Knaben, ein armer Accisebeamter in Seelow bei Frankfurt, die Sorge um die Erziehung seines Kindes gern dem Großvater überließ. P. besuchte die Frankfurter Oberschule und zeichnete sich hier sowohl durch seine Fähigkeiten als auch durch seine Dürftigkeit aus. Wegen seiner armseligen Kleidung wollte ihn sogar der Rector von der Schule verweisen: ein Gelegenheitsgedicht, das P. zur Hochzeitsfeier des Rectors verfaßte, ermöglichte ihm den Weiterbesuch der Schule, von der er 1748 zur Universität seiner Vaterstadt überging. Hier, wie auch später in Halle, wohin ihn der Ruf Baumgartens gezogen hatte, lag er den theologischen Studien unter großen Entbehrungen, aber auch unter vielfachen Erweisungen göttlicher Gnade ob. Seinen Unterhalt erwarb er sich theils durch Hausinformationen, insonderheit aber durch Abfassung von Gelegenheitsgedichten, worin er eine große Gewandtheit besaß. Auch ließ er noch in Halle eine Sammlung seiner „Gedichte" (1750) erscheinen. Nach Beendigung seiner Studien kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er sich mit der Vorbereitung zur Uebernahme eines Predigtamtes und mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte. Zu letzteren gehörten „Lieder und Erzählungen" (Ul.

54); „Virginia, ein Trauerspiel“ (1755) und eine Uebersetzung von „Des
blius Terenzius Lustspiele“ (1753), von der die damalige Kritik behauptete,
aß Patzke's Terenz die erste deutsche Uebersetzung dieses Dichters sei, die sich
en ließe“. Inzwischen war P. mit dem Oberhofprediger Sack in Berlin be-
nnt geworden, und dieser empfahl ihn an den edlen Markgrafen Heinrich von
hwedt zu der erledigten Pfarrstelle in Wormsfelde nebst Stolzenburg bei
ndsberg a. d. Warthe, die ihm denn auch im J. 1755 übertragen wurde.
atte P. hier auch bei geringem Einkommen mit Mangel und Armuth zu
mpfen, so lenkte Gott doch das Herz des Markgrafen, daß er seinen Prediger
auf die edelmüthigste und zugleich sinnigste Weise beschenkte und unter-
ützte. Schwer hatte P. unter den Drangsalen des siebenjährigens Krieges zu
iden. Bald nach seiner Verheirathung fielen die Russen unter Fermor (1758)
die Neumark ein, verwüsteten Patzke's Wohnort nnd verwandelten sein Pfarr-
us in eine Mördergrube, so daß er sein Leben nicht hätte fristen können, wenn
m sein alter, bewährter Wohlthäter, der Markgraf, nicht monatlich 8 Thaler
tte auszahlen lassen. Im folgenden Jahre wurde P. Pfarrer in Lietzen (nicht
nzen, Lenzen, Tiegen) bei Frankfurt a. O., hatte aber hier unter dem erneuten
nfall der Russen in die Mark abermals schwer zu leiden. Hier entstanden
ch die „Freundschaftlichen Briefe“ Patzke's (1760), die später unter dem Titel
Briefe von dem Verfasser des Greises“ (1767) neu herausgegeben wurden. Im
1762 kam er auf Empfehlung des Markgrafen als Prediger an die heil.
istkirche nach Magdeburg, wo sich ihm ein weites Feld der Thätigkeit eröffnete.
gespornt durch den allgemeinen und gerechten Beifall, dessen sich sein Amts-
noffe zu erfreuen hatte, verwendete P. den andauerndsten Fleiß auf seine
nzelvorträge und bildete sich so zu dem großen Kanzelredner aus, für welchen
bis zu seinem Tode gegolten hat. Die Anerkennung, welche seine Predigten
nden, veranlaßte ihn auch, drei Sammlungen derselben in 7 Bänden durch den
uck zu veröffentlichen, und drei weitere Sammlungen sind noch nach seinem Tode
chienen. Als Schriftsteller wirkte P. besonders für Volksbelehrung und Besse-
ng durch Herausgabe von Wochenschriften, wie „Der Greis, eine Wochenschrift“
VI, 1763—69), „Der Wohlthäter, eine Wochenschrift“ (VI, 1772—73) und
Wöchentliche Unterhaltungen“ (mit Schummel und Berkhan herausg., III,
77—79). Noch nie zuvor war in Magdeburg ein Mittel dieser Art gebraucht
rden, um Kenntnisse und edle Gesinnung unter das Volk zu bringen. Einen
ichen Zweck verfolgte P. mit seinen geistlichen Dramen („David's Sieg im Eich-
l“, 1766; „Saul, oder die Gewalt der Musik“, 1777; „die Leiden Jesu“, 1776;
bel's Tod“, 1769; „die Auferstehung Jesu“ u. a.), welche vom Musikdirector
lle in Musik gesetzt und in den Winterconcerten unter solchem Beifall zur
fführung gebracht wurden, daß sehr viele Arien derselben zu Volksliedern ge-
rden sind und noch heute gesungen werden. Später gab er diese Dramen
anderen Dramen aus der griechischen und altgermanischen Götterlehre unter
n Titel „Musikalische Gedichte, nebst einem Anhange einiger Lieder für Kin-
r“ (1780) heraus. Im J. 1769 war P., der sich in seiner Gemeinde die un-
grenzteste Liebe und Achtung erworben hatte, zum Pastor und Senior des
nisteriums der Altstadt Magdeburg erwählt worden und fühlte sich in diesem
irkungskreise so wohl, daß er verschiedene ehrenvolle Berufungen nach Peters-
rg, Halle und Braunschweig ablehnte. Die letzten drei Jahre seines Lebens
tte er mit den größten Körperschmerzen und Beschwerden zu kämpfen, bis end-
der Tod am 14. December 1787 seinem Leben ein Ende machte. P. war
er der achtungswerthesten und edelsten Menschen. Er besaß ein reiches Maß
Geisteskräften und Talenten und hatte keins derselben unausgebildet und
benutzt gelassen. Sein Verstand war geklärt, sein Geschmack geläutert, sein

Urtheil geschärft. In mehr als einem Fache der Wissenschaften hatte er sich einen nicht gewöhnlichen Vorrath der gründlichsten Kenntnisse erworben.

K. H. Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, IV. Bd., S. 154. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs, VI. Bd., S. 293.

Franz Brümmer.

Paucker: Karl Heinrich v. P., Archäologe und Philologe, 1820—1883. Er wurde als der Sohn eines evangelischen Oberlehrers von adeligem Stande (s. u.) in Mitau am 7. December 1820 geboren, besuchte seit 1833 das dortige Gymnasium und später die Universität Dorpat, wo er unter Preller und Neue classische Philologie studirte. Im December 1844 wurde er Candidat, ging dann nach Berlin, wo er drei Jahre hindurch namentlich Gerhard und Böckh hörte, kehrte dann nach Dorpat zurück und wurde hier im März 1850 auf Grund seiner Dissertation „De Sophocle medici herois sacerdote“ zum Magister promovirt. In demselben Jahre wurde er Oberlehrer am Gymnasium in Mitau, vornehmlich für die griechische Sprache, und blieb in dieser Stellung, bis er 1861 als außerordentlicher Professor für classische Philologie und Pädagogik nach Dorpat berufen wurde. Nachdem er im März 1870 zum Doctor promovirt war („De latinitate scriptorum historiae Augustae“), wurde er ordentlicher Professor, auch 1872—74 Decan der philosophischen Facultät, trat aber nach vollendeter 25jähriger Dienstzeit 1875 in den Ruhestand. Eine neue Berufung an die Universität in Kasan lehnte er ab, übernahm aber noch für wenige Jahre die Stellung als Director der Kurländischen Gouvernements-Schule in Mitau. Die letzten Lebensjahre verbrachte er in Reval, wo er am 7. August 1883 starb. — Seine zahlreichen archäologischen Abhandlungen erschienen theils in den „Arbeiten der Kurländischen Gesellschaft“ (Alcon, der Heros der paionischen Heilkraft; das attische Palladion u. a.), theils in Gerhard's „Denkmälern“ (Achilles auf Leuke; Termeros; Perseus und Andromeda; Dioskuren in Delphi u. a.); die eigentliche philologische Arbeit Paucker's erstreckte sich auf die lateinische Sprachgeschichte, Wortbildungslehre und Lexicographie; auf die „Addenda lexicis latinis“ 1872 folgten in einer großen Reihe verdienstlicher Fortsetzungen und Einzel-Untersuchungen, theils als selbstständige Schriften, theils in den verschiedensten philologischen Zeitschriften, sehr werthvolle Beiträge zur Kenntniß der lateinischen Sprache. Ein vollständiges Verzeichniß dieser Arbeiten s. bei Rönsch, Nachwort zu Paucker's Vorarbeiten zur lat. Sprachgeschichte.

Herm. Rönsch, Karl von Paucker, in Iw. Müller's biograph. Jahrb. für Alterthumskunde. 6. Jahrg. für 1883, S. 93 ff.

R. Hoche.

Paucker: Magnus Georg v. P. wurde am 15. November 1787 als Sohn eines Landpfarrers in Estland geboren, genoß zuerst eine sehr sorgfältige Erziehung im elterlichen Hause, dann seit dem 11. Jahre bei einem Oheim in Wesenberg; zuletzt erhielt er mit mehreren gleichaltrigen Knaben den Unterricht zu Hause durch einen kenntnißreichen Hauslehrer Joh. Heinr. Fidejustus Heuser aus Erfurt, der seinem Zögling insbesondere eine entschiedene Neigung zu den mathem. Wissenschaften einflößte. Im J. 1805 bezog er die Universität zu Dorpat und gab sich unter Leitung der Professoren Parrot und J. W. Pfaff dem Studium der Physik, Astronomie, Mechanik und Hydraulik mit dem größten Eifer hin. Schon als Student veröffentlichte er „astrognostische Notizen“ und „über den Sehungsbogen der Fixsterne“ in Pfaff's astronomischen Beiträgen (Dorpat 1806). P. vollführte auch im Sommer 1808 die Vermessung des Embachstroms in Livland von seinem Ausfluß aus dem Würzjärw bis zu seinem Einfluß in den Peipussee trigonometrisch; doch wurde die Arbeit erst 50 Jahre später publi-

t („Vermessung des Embachs, seines Laufes und seines Profils im Sommer s J. 1808“, Dorpat 1855). Im J. 1809, nachdem er seine Studien in orpat beendigt hatte, ging er nach St. Petersburg und errichtete bei Zarskoje lo den ersten Telegraphen in Rußland. Er bereitete sich vor, in das Institut r Ingenieure einzutreten, um sich später ganz der Praxis zu widmen, als ihn Herbst ein Ruf nach Wiborg (Finnland) als Oberlehrer der Mathematik hrte. Hier weilte er jedoch nur kurze Zeit. Schon im Anfang 1811 als bservator an die Sternwarte nach Dorpat übergesiedelt, begann er mit Erfolg rlesungen über Analysis, Differential- und Integral-Rechnung zu halten. Im ärz 1813 erwarb er sich die Würde eines Doctors der Philosophie (Diss. de nova plicatione phaenomeni elasticitatis corporum rigidorum) und wurde im Januar selben Jahres zum außerordentlichen Professor der Mathematik ernannt. Trotz-m gab er die akademische Laufbahn auf und nahm die Stelle eines Ober-rers der mathematischen und physikalischen Wissenschaften am Gymnasium in itau im August an. Hier eröffnete sich ihm ein zwar nicht sehr weiter, aber ch gesegneter Wirkungskreis für Jugendbildung und Verbreitung wissenschaft-her Kenntnisse, dem er mit unermüdlichem Eifer ein volles Menschenalter ne beste Kraft und seine reichen Erfahrungen gewidmet hat. Er begnügte h aber nicht mit dem blos mündlichen Unterricht in allen Zweigen der Mathe-tik und Physik, sondern suchte auch durch zahlreiche Schriften der Wissenschaft weiten Kreisen Anhänger und Freunde zu verschaffen, wobei er später vor-hmlich die practische Anwendung der wissenschaftlichen Errungenschaften auf meinnützige Zwecke im Leben und Verkehr der Menschen im Auge hatte und ch allen Seiten durch Wort und Schrift anzubahnen bemüht war. Neben nen Schulpflichten unterzog er sich bereitwillig den Arbeiten, welche das Amt es beständigen Secretärs der Kurländischen Gesellschaft für Litteratur und nst mit sich brachte; er bethätigte sich sehr energisch an der Lösung der die sellschaft beschäftigenden Fragen historisch-litterarischen wie wissenschaftlichen In-lts. Nachdem am 28. Juli 1818 Dr. Huth, Professor der Astronomie, in rpat gestorben und Professor Brandes (Breslau) den Ruf nach Dorpat aus-chlagen hatte, wurde die Professur der Astronomie und Mathematik P. an-ragen — allein P. lehnte ab. Und noch einmal wurde ihm ein Ruf zu il: im J. 1831 wurde ihm der ehrenvolle Antrag gemacht, die Stelle eines entlichen Mitgliedes der k. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg zunehmen. Aber P. nahm den Antrag nicht an: er zog es vor, in Mitau seinen bisherigen Verhältnissen und in der ihm liebgewordenen Amtswirksamkeit bleiben. Es waren lediglich Rücksichten auf seine Familie, welche ihn zu sem Schritt veranlaßten. Am Ende des Jahres 1846 gab er sein Amt am mnasium auf, um ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen zu leben. Er rb zu Mitau den 19. August 1855. Die Zahl der von P. verfaßten Ab-ndlungen ist sehr groß — sie sind in Recke-Napiersky, III, S. 390—393, ise's Nachträge dazu II, S. 109—113 in chronologischer Reihenfolge aufgeführt. ßer einigen Programmen und Reden und vielen Aufsätzen in den Jahresver-ndlungen der Kurl. Gesellschaft nennen wir: „Die ebene Geometrie der ge-den Linie und des Kreises oder die Elemente.“ Erstes Buch, Königsberg 1823, lémoire pour la construction géometrique des équations du troisième degré sur les propriétés principales de ces équations, demontrées par la géométrie mentaire“ (Mémoires de l'Académie des sciences de St. Pétersbourg 1846 me X, p. 158—266). Eine sehr umfassende Arbeit lieferte er über die etrologie Rußlands und stellte dieselbe handschriftlich der Petersburger Aka-mie vor, welche ihm dafür die volle Demidow'sche Prämie von 5000 Rbl. B. A. lieh. Eine Reihe Arbeiten bekunden seine Thätigkeit auf der Mitauer Stern-

warte: „Resultate der Aberrationstheorie der Fixsterne, Planeten und Kometen", über correspondirende Sonnenhöhen (Bode's astron. Jahrb. 1818—1828). Er schrieb „Metrologie der alten Griechen und Römer" (Dorpater Jahrbücher für Litteratur, Statistik und Kunst V. 1835, S. 177—217; ebendaselbst eine Valvationstabelle römischer Denarien, verglichen mit russischem Gewicht und Münze. Ferner „die Maaße und Gewichte Rußlands und seiner Provinzen" (Schumacher's Jahrb. 1836 u. 1837); „Fundamente der Geometrie", I.—IV. Cursus Congruenz, Parallellinien, Aehnlichkeit, Mitau 1842, V.—VIII. Cursus Leipzig 1842; „die Gaussischen Gleichungen des Bogendreiecks und zwei merkwürdige Sätze vom Raum", Mitau 1844; „Die Bildlehre", Leipzig 1846 u. s. w. Paucker's treffliche Schriften und practische Arbeiten sichern ihm für alle Zeit einen würdigen Platz in der Geschichte der Wissenschaft.

Recke-Napiersky III, 390—393. — Beise's Nachträge II, 109—111. — Nekrolog im Dorpater „Inland" 1855 Nr. 40—42 und ein Sonderabdruck daraus; auch in Grunert's Archiv der Mathematik und Physik, XXVI. Lit. Ber. CI. 1—14. L. Stieda.

Paudiß: Christoph P. (nicht Christian, wie Förster angiebt), Paudiß, Baudiß, Paudiz, Paudisch, Pudiß, Baudies ɪc., hervorragender Maler aus Rembrandts Schule, wol aber kein Schüler Rembrandts selbst. Ueber sein Leben wissen wir nur wenig. Er soll 1618 in Niedersachsen geboren und 1666 (nicht 1669, wie Hübner vermeint) zu Freising bei München, von wo Nachrichten über ihn leider nicht eingegangen sind, als Hofmaler des Fürstbischofs daselbst gestorben sein. Er selbst giebt 1660 in einem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen, dessen Hofmaler er damals war, an, daß er sich geraume Zeit „in Ungarn, in Niederlandt und andern Orten" aufgehalten habe. Sein vorzüglichstes Werk dürfte das im K. S. Jagdschlosse zu Moritzburg befindliche, einen inmitten reicher Jagdbeute mit Ausweiden von Wild beschäftigten Jäger (P. selbst) darstellende Gemälde aus dem Jahre 1660 sein, welches er dem Kurfürsten Johann Georg II. vor seiner Uebersiedelung nach Wien verehrte. In der Dresdner und der Wiener (Belvedère, S. Gsell, verkauft 1870) Galerie sind ebenfalls mehrere Stücke von Paudiß' Pinsel aufbewahrt, desgleichen in der alten Pinakothek zu München, bezw. jetzt im Schlosse und in dem Gemäldedepot zu Schleißheim bei München, im Dome zu Freising, in der Galerie zu Augsburg (das im Landauer Bruderhause zu Nürnberg aufbewahrt gewesene Stück ist nicht mehr dort), auch 1852 wurden mehrere Stücke von P. aus dem Staatsbesitze veräußert (noch 1805 befand sich das seither verschollene Bild in der kurfürstlichen Galerie), in Würzburg, Dessau, Prag (Nostitz'sche Sammlung), während die Angabe, es besitze auch Schwerin Werke von P., unbegründet ist. Dagegen befindet sich in Petersburg (Eremitage) ein Stillleben von ihm, auch wurde eine interessante und überaus curiose Arbeit von ihm vor kürzerer Zeit in Köln verkauft (Bredius i. d. Kunstchronik 1886). P. soll aus Aerger über eine mit dem unbedeutenderen Thiermaler Rosenhoff (Franziskus Rössel?) mißglückte Concurrenz — Sandrart? — (jetzt in Schleißheim, das Rosenhoff'sche in Bamberg, Katalog Nr. 330, bez. Franciscus Roesel von Rooshoff f. anno 1666) gestorben sein.

Sandrart, Füßli, Descamps, Houbraken, Brulliot, Förster (Gesch. d. dtsch. Kunst III, 1855), Waagen (Kunstwerke und Künstler in Dtschl. I. 1843), Bryan, Stanley, Balkema, Kramm u. s. w., Nagler (Künstlerlexikon und Monogrammisten), Woermann (Braun's Dresdn. Galeriewerk XI, 374), Distel (Zeitschrift f. Museol. Jhrg. IV, Nr. 22 und Kunstchronik, 20. Jhrg. Nr. 32), von Engerth (Gemälde, II. Bd., 1884). In dem Dresdner Galeriekatalog — 5. Aufl. (Hübner) — ist unter Nr. 1819 statt 1689 1659 zu lesen. Theodor Distel.

Paul Friedrich, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, war geboren am 15. September 1800, † 7. März 1842. Er war der Sohn des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig, nach dessen Tode am 29. November 1819 er selbst Erbgroßherzog wurde, und der Großfürstin Helene Paulowna, der Tochter Kaiser Pauls von Rußland, die schon am 24. December 1803 starb. 1814—1818 wurde er in Genf ausgebildet, besuchte dann ein Jahr Jena und danach die Universität Rostock. Nachdem er sich am 25. Mai 1822 mit der Prinzessin Alexandrine von Preußen (der Schwester Kaiser Wilhelms) vermählt hatte, succedirte er seinem Großvater, dem Großherzog Friedrich Franz I. am 1. Febr. 1837. Seine kurze Regierung gilt als eine gesegnete Zeit im Lande; sein derbes und dabei freundliches, auch dem kleinen Manne verständliches Wesen, die Gewandtheit im Gebrauch der plattdeutschen Rede, die er auch seinen Söhnen einzupflanzen nicht unterließ, haben ihm bei seinen Unterthanen ein dankbar-populäres Andenken hinterlassen, das durch die schlichtfürstliche, liebenswürdige Weise seiner Gemahlin noch gesteigert wurde. Die hohe Frau hat es verstanden, den Hohenzollern-Namen den Mecklenburgern lieb zu machen. Die Zurückverlegung der Residenz von Ludwigslust nach Schwerin hat diese Stadt zu ihrer jetzigen Blüthe gebracht, nach dem Fürsten heißt der Stadttheil, dessen Aufbau er in's Leben rief, die „Paulsstadt", nach ihm eigentlich mehr als nach dem Apostel die neue Paulskirche. Die Prachtbauten der Residenz hat er, wenn auch nicht vollendet, doch begonnen und gefördert. Zur besseren Verbindung mit der Rechtsgelehrsamkeit der Universität verlegte er das mecklenburgische Oberappellations-Gericht von Parchim nach Rostock. Seine erste politische That war die freilich widerwillig gegebene Einwilligung zur Vermählung seiner Halbschwester, der Herzogin Helene von Mecklenburg mit dem damals muthmaßlichen französischen Thronerben, Herzog Ferdinand Philipp von Orleans, am 30. Mai 1837. Obwohl im besten Sinne volksmäßig und in der Wahl seiner Umgebung frei von allem Geburtsvorurtheil, glaubte er doch den ritterschaftlichen Adel in seinen Vorrechten schützen zu sollen, und als unter ihm der Kampf der bürgerlichen Rittergutsbesitzer um Gleichstellung mit den adligen entstand, bestätigte er — was noch nie Seitens der Regierung geschehen war — am 6. November 1841 durch ein Rescript den letzteren, freilich zunächst nur provisorisch, alle beanspruchten Vorrechte: alleinige Wählbarkeit in die ständische Regierung des „Engeren Ausschusses", die alleinige Nutznießung der „Landesklöster" und die ritterschaftliche Uniform, natürlich mit dem durch sie bezeichneten gesellschaftlichen Range (s. u. F. Pogge). Nach Friedrich Paul's unerwartet raschem Tode folgte ihm sein ältester Sohn, Friedrich Franz II., geboren am 28. Februar 1823; gestorben unter fast unsagbarer und allgemeiner Trauer des Landes am 15. April 1883.

Ernst Boll, Geschichte Mecklenburgs, II. — „Mecklenburg". Jahrbuch für 1845 (von Raabe). Krause.

Paul: Friedrich P. Wilhelm, Herzog von Württemberg, zweiter Sohn Herzog Eugens von Württemberg aus dessen Ehe mit Louise Prinzessin von Stolberg-Gedern, geboren zu Karlsruhe in Schlesien am 25. Juli 1797, † zu Mergentheim am 25. November 1860. Nachdem er zuerst einige Zeit in der preußischen und württembergischen Armee gedient hatte — in letzterer erhielt er noch im J. 1833 den Charakter und Rang eines Generalmajors — widmete er sich ausschließlich den Naturwissenschaften und der Länder- und Völkerkunde, in welcher Hinsicht er namentlich für jene Zeit bedeutende Reisen unternahm. So abgesehen von kleineren: im October 1822 bis December 1824 in die Länder am Mississippi, Ohio und Missouri, worüber er einen Bericht in der

Form eines Tagebuchs im Jahr 1835 in Stuttgart erscheinen ließ; 1829—32 nach dem nördlichen Mexiko, den angrenzenden Theilen der Vereinigten Staaten, den bis dahin noch wenig bekannten Inseln und Küsten des mexikanischen Meerbusens; im September 1839 bis August 1840 unter Anschluß an eine militärische Expedition, die der Vicekönig von Egypten Mehemed Ali unternehmen ließ, in die theilweise noch unerforschten Länder der oberen Nilgegend; im Frühjahr 1849 bis Herbst 1856 wieder nach Amerika und auf verschiedenen Kreuz- und Querfahrten von den nördlichsten Theilen der Vereinigten Staaten und Canada bis zur Maghellanstraße; 1857 noch einmal in die Mississippigegenden und zuletzt 1858 und 1859 nach Australien, Neuseeland, Ceylon und zurück über Egypten. Aus Anlaß seiner Vermählung mit der Prinzessin Sophie Dorothea Caroline von Thurn und Taxis im J. 1827 erhielt er das vormalige Deutschmeister'sche Schloß zu Mergentheim als Residenz angewiesen, wo er seine verschiedenen (nach seinem Tode leider zerstreuten) Sammlungen im Gebiet der Geographie, Ethnographie, Alterthums- und Naturwissenschaften aufstellte. In Anerkennung seiner Leistungen auf dem Gebiete der letztgenannten Wissenschaften wurde er von der medicinischen Facultät in Tübingen honoris causa zum Doctor ernannt.

Vergl. den Nekrolog in: Jahreshefte des Vereins für vaterl. Naturkunde in Württemberg, 18. Jahrg. 1862, S. 20—24.

P. Stälin.

Paul von Bernried läßt sich zuerst um 1102 als Cleriker der Regensburger Kirche nachweisen; schon damals hatte er einen Zögling Gebehard, welcher Zeit seines Lebens sein unzertrennlicher Begleiter blieb. Er muß also um 1080, wenn nicht früher, geboren sein. Auf seine Ausbildung und Denkweise hatte vorzüglich der Domherr Walther großen Einfluß, welcher 1119 Erzbischof von Ravenna wurde, ein eifrig und streng kirchlich gesinnter Mann, und derselben Richtung schloß auch P. sich an, ein rüstiger Kämpfer gegen Simonie und Priesterehe und deshalb in Regensburg verhaßt. Gern hielt er sich in Epfach am Lech auf, wo der Pfarrer Sigebot sein Gesinnungsgenosse war, und der fromme Wandel der Herluca (s. A. D. B. XII, 120) ihn besonders anzog; auch andere Führer dieser Partei verkehrten dort häufig. Schon 1107 wollte er ganz dortbleiben, aber Herluca gebot ihm, heimzukehren und fortzukämpfen. Erst 1121 verließ er wirklich Regensburg, durch Bedrängung von Seiten Heinrichs V. genöthigt, trat nun in das eben neugegründete Chorherrenstift Bernried ein und erwirkte in Rom von Calixt II. das Privileg vom 12. November 1122 für dasselbe. Auf der Rückreise hielt er sich in Mailand im Ambrosiuskloster auf, und schloß hier Freundschaft mit dem Custos, später Propst Martin, was zu einem noch erhaltenen Briefwechsel Anlaß gab. Paul und Gebehard suchten eifrig nach Schriften des h. Ambrosius, welche sie nach Mailand schickten, wogegen sie sich die Ambrosianische Liturgie und Nachrichten über die alten Erzbischöfe von Mailand erbaten. Im J. 1128 verfaßte Paulus sein Leben Gregors VII., wozu er in Rom Nachrichten gesammelt hatte und auch schriftliche Quellen, namentlich die Briefe Gregors, benutzte. Als heiligen Kämpfer für die Reform der Kirche stellte er seinen Helden dar, berichtete von Wundern, welche ihn verherrlichten, und sah in Heinrich IV. nur das verkörperte Princip des Bösen, den modernen Nero. Im J. 1142 starb Herluca, welche ebenfalls in Bernried eine Zuflucht vor der gegen sie feindlich erregten Stimmung des Landvolks gefunden hatte; P. beschrieb 1145 ihr Leben, ihren frommen Wandel, Visionen und Wunder, aber das Buch ist unvollendet. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Tod ihn dabei überrascht hat; nirgends wird von ihm etwas berichtet, wir kennen ihn nur aus seinen uns erhaltenen Schriften. Er ist ein rechter Typus der rückhaltlosen

Verehrer der in der Kirche zur Herrschaft gekommenen Richtung und ihrer römischen Führer.

S. Joh. May, Leben Pauls v. Bernried, im Neuen Archiv d. Ges. f. ält. d. Gesch. XII, S. 333—352. **Wattenbach.**

Paulus: P. Diakonus, des Warnefrid Sohn, der Geschichtschreiber der Langobarden; sein Ur-Urgroßvater Leupichis war unter Alboin 568 mit dem Volke der Langobarden eingewandert und zwar hatte sich später wenigstens seine „Fara“ niedergelassen in dem Gebiet des nachmaligen langobardischen ducatus Forojuliensis, der „regio“ des Städtleins Forum Julii (Cividale del Friuli), zu der provincia Venetia gehörig. Bei dem Einfall der Avaren von 610 wurden die fünf Söhne des Leupichis aus der eroberten Burg Friaul gefangen fortgeschleppt. Dem Jüngsten derselben — er hieß ebenfalls Leupichis — gelang es als Mann (ca. 620) in die Heimath zurück zu fliehen; er fand das Dach des alten Hauses zerfallen, Brombeeren und Gedörn füllten den Innenraum, eine hohe Esche erhob sich daraus. Der Sohn dieses Leupichis hieß Arichis, dessen Sohn Warnefrid vermählte sich mit Theodelindis: dieser beiden Kinder waren unser P. (geboren ca. 725), ein Bruder Arichis und eine Schwester, welche früh schon Nonne ward. Also

Leupichis I.
o o o o o Leupichis II.
o Arichis
o Warnefrid — Theodelindis
o Paulus o Arichis o Schwester

Das Geschlecht war gemeinfrei, vielleicht einer niederen Schicht des neu aufgekommenen Dienstadels, nicht dem alten Volksadel der Langobarden angehörig: auch reich war es wenigstens nach der Heimsuchung durch die Avaren (610) nicht mehr: der heimgekehrte Leupichis erhielt zwar durch Geschenke von Geschlechtsvettern und Freunden so viel, daß er das verfallene Haus wieder aufbauen und ein Weib heimführen mochte: allein an den Liegenschaften hatten Nachbarn die Ersitzung inzwischen vollendet. Dieser nicht glänzenden Begüterung entspricht es, daß das Geschlecht in einem jedesfalles sittlichen und thatsächlichen, vielleicht auch rechtlichen Abhängigkeitsverhältniß stand zu dem Herzogsgeschlecht zu Benevent, welches aus Friaul stammte: Arichis war ein in diesem Geschlecht häufiger Name: vielleicht ward Paulus' Großvater zu Ehren eines solchen friaulisch-beneventanischen Herzogs Arichis genannt, wie seine Mutter vermuthlich zu Ehren der gefeierten bajuwarischen Fürstentochter Theodelindis (s. den Artikel), welche die berühmteste und einflußreichste Langobardenkönigin gewesen war. P. war ungefähr 720—725 geboren, er ward, nach einer zweifelhaften Ueberlieferung, am Hofe des Königs Ratchis erzogen. Hier zeigte ihm dieser einmal (ca. 748) den sagenberühmten Becher König Alboins; er besuchte die Schulen und lernte (ca. 749) sogar (bei dem Grammatiker Flavianus) zu Pavia griechisch, was ihn später am Hofe Karls des Großen sehr empfehlen sollte. In nahem Verhältniß stand P. (ca. 755—774) zu dem aus Friaul stammenden Herzog Arichis von Benevent und dessen Gemahlin Adelperga, der Tochter des letzten Königs der Langobarden, Desiderius (s. A. D. B. V, 70): das Fürstenpaar hatte aufrichtig Sinn und Neigung für Wissenschaft, Kunst und Bildung. Er richtete Gedichte an beide (763) und eignete der Herzogin (766—774) eines seiner wichtigsten Werke zu, die „historia Romana“. Er hatte ihr den Eutropius geliehen: da sie aber diesen Auszug allzu mager und namentlich keine Angaben über die Kirche

darin fand, welche offenbar der frommen Fürstin näher anlag als die Kriegs- und Staatsactionen der heidnischen Römer grauer Vorzeit, so erweiterte und vervollständigte er die Bücher Eutrops und führte die Erzählung weiter bis auf die Mitte des VI. Jahrhunderts, genauer die Eroberung Italiens und die Vernichtung des Ostgothenreichs durch die Byzantiner: hier, kurz vor dem Auftreten des eigenen Volkes auf der Halbinsel, brach er ab. Er verspricht am Schluß das Werk „bis auf unsere Tage" fortzusetzen: das ward wol vor 774 geschrieben: schwerlich würde P. dies Versprechen ertheilt haben, hätte er gewußt, daß er alsdann in dem der Herzogin gewidmeten Werke ihr die Entthronung und Gefangennehmung ihres Vaters, den Sturz ihres Reiches und Hauses würde zu erzählen haben. Für unsere Kenntniß der in diesen sechs Büchern erzählten Dinge ist das Werk ohne Belang: denn das Wenige, was P. Eutrop einfügte, ist aus ohnehin bekannten Quellen entnommen. Seine Gesinnung sowie Geschichtsauffassung ist aus seinem selbständigen Werke besser zu beurtheilen: doch bekundet er auch hier seine streng kirchliche, eifrig kaiserlich-römische und den „Barbaren" abgeneigte Gesinnung. Am meisten lag ihm an, „die Kirchengeschichte in Zusammenhang mit der weltlichen darzustellen", wie er der Fürstin schrieb. Sein Verkehr mit dem herzoglichen Paar zu Benevent — daß er längere Zeit an diesem Hofe gelebt ist möglich, aber nicht nachweisbar — fällt in die Jahre 763—774 vor seinem Eintritte in das Kloster, vielleicht auch vor dem Eintritt in den geistlichen Stand. Daß die Katastrophe des Langobardenreiches P. bewogen habe, in dem Kloster einen Ausweg und eine Zuflucht zu suchen, darf vielleicht vermuthet werden: trafen doch damals schwere Schläge auch das Haus seiner Gönner zu Benevent und die eigene Familie. Herzog Arichis, der Eidam des entthronten Königs, und dessen nach Byzanz geflüchteter Sohn Adelchis bereiteten eine Erhebung wider Karl den Großen vor: der Papst meldete diese Gefahr seinem Beschützer: sollte P. in seiner Seele für den Papst oder für den Herzog Partei ergreifen? Gleichzeitig (776 nach Ostern) ward Paulus' einziger Bruder, der wie der Herzog von Benevent Arichis hieß, von Karl gefangen nach Frankreich abgeführt, weil er sich an der geplanten Erhebung des Beneventaners und des Friaulers wider die Frankenherrschaft betheiligt hatte, auch sein Vermögen ward eingezogen (deshalb ist wohl nicht anzunehmen, daß er nur als Geisel schon 774 mitgenommen wurde). Dieser hart neben P. einschlagende Wetterstrahl, der die „Fara" Warnefrids zerstörte, mochte wohl Neigung und Beschluß aus der Welt in den Frieden des Klosters zu flüchten (776?) bestärken und beschleunigen. Er nennt sich selbst in jener Zeit „verkannt, arm, hilflos". Im siebenten Jahre der Gefangenschaft seines Bruders (also 782) begab sich P. aus dem Kloster Monte Casino in das Frankenreich zu Karl, sei es, um Fürbitte für seinen Bruder einzulegen, sei es, von Karl an den Hof berufen. An diesem Hof nahm er bald eine hochangesehene Stellung ein in dem Kreise der Gelehrten, welche man wol Karls Akademie genannt hat. Er hat wahrscheinlich die Freigebung des gefangenen Bruders erwirkt. Zahlreiche Gedichte von P. an Karl, von Petrus von Pisa im Namen Karls an P. u. dergl. sind uns erhalten: sie bezeugen den heitern, traulichen Verkehr in Scherzen, die uns freilich zuweilen recht frostig anmuthen. P. folgte während seines Aufenthalts im Frankenreich dem wechselnden Hoflager Karls: er weilte, wie er selbst schreibt (G. Langob. VI. 16), zu Diedenhofen (Ostern 783 — 23. März — bis Mai und September bis Weihnachten 784), an der Mosel 10. Januar 783, zu Metz und zu Poitiers zwischen 782 und 786, außerdem etwa zu Kiersey, Düren, Heristal, Attigny. Er erhielt 784/785 den ehrenvollen Auftrag, Karls älteste Tochter (damals neunjährig), von Hildegard, Hrothtrud, im Griechischen zu unterrichten, da sie (Ostern 781) mit dem Thronerben von Byzanz verlobt worden. Auch dichtete er noch

Karls Auftrag (783) die Grabschriften für die Königin Hildegard († am 30. April 783) und ihr nur zweiwochiges Töchterlein Hildegard († 9. Mai 783), sowie eine früher 774 (ebenfalls als Säugling) gestorbene Tochter Adelheid und für zwei Töchter von Karls Sohn Pippin: Adelheid und Hrothtrud, welche alle in der Capelle des heiligen Arnulf (s. A. D. B. I, 607), des Stammhauptes des Geschlechts, zu Metz beigesetzt waren. Während seines Aufenthaltes im Frankenreich höchst wahrscheinlich (etwa zu Diedenhofen?) verfaßte er (nach October 783: etwa 784/5) auf Wunsch des Bischofs Angilramn von Metz die Geschichte der Bischöfe von Metz, wie er selbst in der Langobardengeschichte (VI. 16) erzählt. Dagegen dasjenige Werk Paulus', welches die Kirche nun ein Jahrtausend im Gebrauch gehalten hat, die auf Karls Befehl veranstaltete (später von Alkuin umgearbeitete) „Sammlung und Ausziehung von Predigten", hat er wol erst nach der Rückkehr nach Monte Casino verfaßt. Vielleicht hat er Karl (December 786) auf dessen Reise nach Rom begleitet, jedesfalles in Rom schrieb er die kurze Biographie Gregors des Großen (Januar und Februar 787?) und ging dann (März 787) mit Karl nach Monte Casino. Bald nach dem Tode des Herzogs Arichis (25. August 787) und vor der Rückkehr von dessen Sohn Grimoald aus Frankreich nach Italien (Frühjahr 788) dichtete er die schöne, innig-empfundene Grabschrift für jenen. Sein Hauptwerk aber, die Geschichte seines eigenen Volkes, die er bis 744 herabgeführt, hat er nach 786/7, ungefähr 790 zu Monte Casino verfaßt oder doch begonnen; vielleicht hat ihn der Tod an der Vollendung gehindert: er starb am 13. April eines unbestimmbaren Jahres; etwa 795? Im Jahre 792 beantwortet er noch von Monte Casino aus eine Anfrage Karls wegen der Regel seines Klosters, welche er eingehend erläutert hat. Sehr bald hat sich die langobardisch-beneventanische Sage und eifriger noch die Gelehrtenfabel mit P. beschäftigt und ihm allerlei Geschicke angedichtet, welche ihn wegen seiner Treue gegen Desiderius und das Herzogsgeschlecht zu Benevent getroffen haben sollten. Die Würdigung seiner Langobardengeschichte hat meisterhaft gegeben Wattenbach I. 5. Aufl. S. 161 (s. die Litteraturangabe unten). Aus seinen Quellen (origo gentis Langobardorum c. 670, Gregor von Tours, Beda, Leben der Päpste, die uns verlorene Langobardengeschichte des Bischofs Secundus von Trient, † 612, und besonders Friaulische Ueberlieferungen) nimmt er ganze Stücke auf, ohne sie eigentlich zu einem Ganzen zu verarbeiten; in der Kritik, sogar in der Sorgfalt und Genauigkeit bei der Benützung seiner Gewährsmänner erscheint er schwach, höchst verwirrt in der Chronologie, und obwol seine eigentliche Aufgabe die Volksgeschichte der Langobarden ist, nimmt er ohne rechtes Maß doch auch Fernerliegendes auf. Läßt er aber demnach als gelehrter Geschichtschreiber viel zu wünschen übrig, so entschädigen uns doch dafür andere sehr wesentliche Vorzüge: „die einfache Klarheit seiner Darstellung, die lautere Wahrheitsliebe, die ihn von allem in ungeschminkter Geradheit berichten läßt, die Wärme des Gefühls für sein Volk, welche sich auch ohne ruhmwürdige Verherrlichung besonders in der Aufzeichnung der alten Sagen kundgibt. Sehen wir nun aber vollends auf den materiellen Werth seiner Geschichte, so ist derselbe unbedenklich als ganz unschätzbar anzuerkennen: wir verdanken ihm eben die Bewahrung jenes reichen, durch keine spätere Gelehrsamkeit verfälschten Sagenschatzes und über die Geschichte der Langobarden was er aus . . verlorenen Quellen schöpfte sowol wie die Aufzeichnung mündlicher Ueberlieferung: rettungslos würde alles dieses nach dem Sturze des Reiches dem Untergang verfallen sein, wenn nicht des alten Mönches Hand es mit treuer Liebe aufgezeichnet hätte" (Wattenbach).

Ausgabe: Waitz in den Monumenta Germaniae historica: Scriptores rerum Langobardorum et Ital. saec. VI—IX, 1877. (Hiezu Monod, Revue critique

1879 I. Die Gedichte ebenda hrsg. v. Dümmler, Poetae Latini medii aevi I pag. 27. — Literatur: Bethmann, P. D. Leben und Schriften; die Geschichtschreibung der Langobarden Pertz Archiv X. — Abel, P. D. und die übrigen Geschichtschreiber der Langobarden, zweite Ausgabe durch Jacobi 1878. — Jacobi, Quellen der Langobardengeschichte 1877. — Dahn, Langobardische Studien I. Des Paulus D. Leben und Schriften 1876. — (Hiezu Waitz, Gött. gel. Anz. 1876). — Ebert, Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande. II. 1880. S. 36 ff. Dahn.

Paulus: P. von Middelburg, Astronom, geb. 1455 (nach Andern 1445) in Middelburg auf Seeland (damals noch zum deutschen Reiche gehörig), † am 15. December 1534 in Fossombrone in Italien. P. studirte zu Loewen, erhielt darauf ein Canonicat in seiner Vaterstadt und nahm bald nachher (um 1480) einen Ruf als Professor der Mathematik und Astronomie an die Universität Padua an. Am 30. Juli 1494 wurde er zum Bischof von Fossombrone ernannt und schied damit aus der Lehrthätigkeit aus. Wiewol Poggendorff mehrere anscheinend astrologische Schriften von ihm anführt (zumal die 1484 in Urbino gedruckte „Practica de pravis constellationibus ad Maximilianum Austriacum“), so war er doch jedenfalls kein Sterndeuter gewöhnlichen Schlages, denn in seinem „Prognosticon, ostendens anno domini 1524 nullum neque universale neque partiale diluvium fore“ (Fossombrone 1523) bekämpft er mit Glück die bekannte Sintflut-Weissagung Stoeflers. Eifrig beschäftigte P. die damals mehr und mehr brennend werdende Frage der Kalenderreform; er suchte für dieselbe nach einander die Päpste Julius II. und Leo X. sowie den Kaiser Maximilian I. zu interessiren und legte schließlich dem Lateran-Concil eine umfangreiche Denkschrift („Paulina, sive de recta paschae celebratione et de die passionis domini nostri Jesu Christi“, Forosempronii 1513) über diesen Gegenstand vor. Er erreichte durch die sehr kritisch gehaltene Arbeit wenigstens soviel, daß die Angelegenheit in Fluß kam, und daß man von einer Reihe hervorragender Fachmänner aus allen Ländern Gutachten und Verbesserungsvorschläge einzuholen beschloß.

Foppens, Bibliotheca Belgica, tomus II, S. 944 ff. — Favaro, Galileo Galilei e lo studio di Padova, Vol. I, S. 121 ff. — Kaltenbrunner, Die Vorgeschichte der Gregorianischen Kalenderreform, S. 89 ff. — Poggendorff, Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften, 2. Band, Sp. 378. Günther.

Pauli: Adrian P., am 29. Juni 1548 zu Danzig geboren, ward nachdem er den gewöhnlichen Schul- und Universitätsunterricht empfangen hatte, 1575 Conrector des Thorner Gymnasiums, 1578 Rector an der Danziger Petrischule, 1580 Diakon an der reformirten Petrikirche und 1592 im April Pastor an derselben Kirche. Er starb am 30. März 1611. Seine Schriften verzeichnet Adami (s. u.).

Zu vergl. Regenvolscius, systema hist. ecclesiarum Slavonicarum, pag. 374 und die ausführliche Biographie in Melch. Adami, vitae theologorum Germanicorum, pag. 808 (ed. IIa, Francof. 1706, pag. 384). Bertling.

Pauli: Broderus P., Hamb. Syndikus, sodann Bürgermeister. Geboren zu Husum 1598, einem dortigen rathsherrlichen Geschlecht angehörig, studirte er Jura in Wittenberg, Leipzig, Straßburg und Basel, bereiste dann die Schweiz und Italien und wurde 1629 zu Helmstedt Dr. der Rechte. — In die engen Verhältnisse seiner Vaterstadt zog es den begabten jungen Mann nicht zurück, er habilitirte sich in Hamburg, wo er mit Erfolg advocatorische Praxis betrieb. Talent, Geschick und ein ehrenwerther Charakter erwarben ihm Ansehen, Gunst

und Förderung einflußreicher Männer, z. B. der Bürgermeister Winckel und von Eitzen, sowie des Gelehrten Dr. Friedr. Lindenbrog. Diese mögen im J. 1638 Pauli's Erwählung zum Syndikus veranlaßt haben. — Das Syndikat hatte sich in Hamburg aus zeitweiligen Anstellungen juristischer Doctoren zu einem festen Amte von großer Wichtigkeit herausgebildet, da demselben, außer der Führung reichsgerichtlicher Stadtprocesse, auch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten oblag, in deren Verfolg beständig Gesandtschaften zu verrichten waren. Die Bürgerschaft war gemeint, daß ein so bedeutsamer Posten nur einem Bürgerssohn anvertraut werden dürfe, weshalb Pauli's Erwählung ihrem Widerspruch begegnete. Da jedoch der Senat, welcher ein Vorrecht des Bürgerssohnes nur bei gleicher Tüchtigkeit gelten lassen wollte, entgegenkommende Zusagen für die Zukunft machte, Pauli's Geschicklichkeit auch inzwischen sich bewährt hatte, so wurde die Differenz beigelegt. In der That hat dieser Mann, den engherziger Particularismus anfangs verkannte, in der Folge als treuer tapferster Vorfechter der Unabhängigkeit Hamburgs sich erwiesen, gegenüber den Angriffen der dänischen Krone, welche damals besonders heftig ihre vermeinten Ansprüche auf die Erbunterthänigkeit der Stadt zu verwirklichen trachtete. Im Auftrage des Senats verfaßte er die mit vielen Urkunden versehene Staatsschrift „Apologia Hambergensis“, worin Hamburgs Immedietät nachgewiesen wurde, was den dänischen Hof sehr erzürnte und namentlich den König gegen den Verfasser persönlich so erbitterte, daß nicht nur Pauli's Besitzthum in Dockenhuden auf königl. Befehl confiscirt, sondern auch er selbst, als er von einer Gesandtschaft nach Gottorp heimkehrte, in Rendsburg verhaftet und monatelang gefangen gehalten wurde, um ihn unschädlich zu machen. Was des Königs Härte nicht hatte bewirken können, das gelang auch seiner Gnade nicht, als er in einer späteren Audienz zu Hadersleben dem Hamburger Syndikus P. eine hohe Anstellung im königl. Dienste anbot, welche dieser entschieden ablehnte. — Im J. 1653 erschien P. infolge Auftrags des Senats als Reichstagsgesandter zu Regensburg, was der dänische König auf's Neue sehr ungnädig vermerkte. In den Verhandlungen einer deshalb nach Rendsburg abgeordneten Hamburger Gesandtschaft verfocht P. das Recht Hamburgs so unerschrocken energisch, daß der dänische Kanzler in heftigen Ausdrücken gegen ihn auffuhr. Indessen nahmen die übrigen Theilnehmer dieser Conferenz den freimüthigen Redner in Schutz und plaidirten für die Redefreiheit eines Gesandten. — Wenn es nun auch P. bei der Hartnäckigkeit der Gegenpartei nicht gelang, den ganzen Streit, der erst durch den Gottorper Vergleich von 1768 nach großen Opfern Hamburgs seine Endschaft erreichte, schon damals zu vertragen, so erwarb er sich doch das Verdienst, den derzeitigen Rechts- und Standpunkt klargestellt und als Basis künftiger Tractate behauptet zu haben. Im J. 1670 zum Bürgermeister erwählt, erschien er noch einmal als Hamburger Gesandter vor dem dänischen König zu Rendsburg. Die Erfolglosigkeit dieser Mission veranlaßte den Kaiser, der Reichsstadt Hamburg überhaupt jede fernere Verhandlung inbetreff dieser Streitfrage mit der Krone Dänemark zu verbieten, da deren Ansprüche vor dem Reichsgericht zu verhandeln seien. — Bereits 81 Jahre alt that der verdiente Bürgermeister einen schweren Fall, welcher seinen Tod am 19. Januar 1679 herbeiführte.

Wilkens, Hamb. Ehrentempel, S. 68—84. — Buek, die Hamb. Bürgermeister, S. 111—116.

Beneke.

Pauli: Friedrich P., zu Landau in der Pfalz, Arzt und Chirurg, wurde am 3. Februar 1804 in dem damals noch französischen Landau geboren, als Sohn des im J. 1856 in hohem Alter verstorbenen Medicinalrathes gleichen Namens, eines beliebten, viel beschäftigten, daselbst mehr als ein halbes Jahrhundert thätigen Arztes. Der sehr begabte Knabe erhielt seine erste Ausbildung

von einem Landgeistlichen, besuchte dann die Lehranstalten zu Karlsruhe und Speyer und bezog nach glänzend bestandener Maturitätsprüfung 1821 die Universität Straßburg, ging 1822 nach Göttingen, wo er seine medicinischen Universitätsstudien vollendete und 1824 mit der Inaug.-Abhandlung „De vulneribus sanandis“, die er auf Veranlassung seines von ihm hochverehrten Lehrers K. J. M. Langenbeck verfaßt hatte und die mit einem Preise gekrönt worden war, zum Dr. med. promovirt wurde. Jene sehr fleißige, auf sechsmonatliche Beobachtungen und Experimente an Thieren gestützte Schrift trug das charakteristische Motto: „Naturam optimam ducem, tanquam deum sequimur“, dem er sein ganzes übriges Leben treu geblieben ist. Er bildete sich dann noch weiter 1825/26 in München in den Kliniken von Ringseis und Grossi und in Berlin unter Neumann, Rust, v. Graefe, v. Siebold aus und erhielt nach zu München 1826 bestandener Staatsprüfung die Erlaubniß zur Praxis, machte aber, ehe er sich 1828 in seiner Vaterstadt dauernd niederließ, noch eine wissenschaftliche Reise nach Prag, Wien und Paris. Dem trefflich vorbereiteten jungen Arzte eröffnete sich in kurzem ein ausgedehnter Wirkungskreis; es fiel ihm besonders die chirurgische Praxis zu, in der er sich bald einen bedeutenden Ruf verschaffte und die er auch, obgleich er alle anderen Zweige der Medicin mit nicht minderer Sorgfalt cultivirte, mit besonderer Vorliebe lebenslang ausgeübt hat. So war er denn, von der Natur als Chirurg in hervorragender Weise ausgestattet, ein sehr glücklicher Operateur, und besonders Staar- und plastische Operationen übte er mit Virtuosität. Zu bemerken ist, daß er die Schieloperation zuerst am Lebenden versuchte und daß mehrere in die Augenheilkunde später eingebürgerte Benennungen (Phacomalacie, Phacosclerom, Staphylaematom) von ihm herrühren. Die Ausübung der Chirurgie bildete übrigens nur den geringeren Theil seiner praktischen Thätigkeit, da er als innerer Arzt nicht minderes Vertrauen genoß, so daß, da er auch eine nicht unerhebliche litterarische Thätigkeit entfaltete, die, nebst wissenschaftlichen Studien seine eigentliche Erholung bildete, da er für die gewöhnlichen Lebensgenüsse keinen Sinn hatte, seine Zeit vollständig in Anspruch genommen war. Von seinen etwa 15 selbständig erschienenen Schriften, vielen größeren, theils in den Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte, theils in den Generalversammlungen der pfälzer Aerzte gehaltenen Vorträgen, einer sehr großen Zahl kleinerer und größerer Abhandlungen, vorwiegend chirurgischen Inhaltes, zerstreut in den bedeutendsten medicinischen Schriften Deutschlands, zu denen noch eine zahllose Menge von Recensionen der hervorragendsten Erscheinungen aus der Litteratur des In- und Auslandes hinzutritt, kann hier nur ein sehr kleiner Theil angeführt werden. Sein erstes selbständiges Werk war eine „Medicin. Statistik der Stadt und Bundesfestung Landau u. s. w.“ (1831), welcher „Beobachtungen über die Ruhr und das Scharlachfieber u. s. w.“ (1835) folgten, die er im Jahre vorher zu machen Gelegenheit gehabt hatte. In der einige Jahre später erschienen Schrift: „Ueber den grauen Staar und die Verkrümmungen und eine neue Heilart dieser Krankheiten“ (1838, mit Abbild.) schlug er eine neue, von ihm öfter geübte Operationsmethode des Staars vor, die aber keine weitere Verbreitung gefunden hat. In der Schrift: „Ueber Pollutionen, mit besonderer Beziehung auf Lallemand's Schrift über diese Krankheiten“ (1841) unterwarf er letztere einer vernichtenden, ihre Haltlosigkeit darthuenden Kritik, während seine im folgenden Jahre erschienene Arbeit „Die in der Pfalz und den angrenzenden Gegenden üblichen Volksheilmittel, gewürdigt. Eine gekrönte Preisschrift“ (1842) ein werthvoller ethnographischer und culturgeschichtlicher Beitrag ist. In seinen „Untersuchungen und Erfahrungen im Gebiete der Chirurgie“ (1844 mit 4 Tafeln) finden sich mancherlei beachtenswerthe Beobachtungen niedergelegt. Seine Schrift „Ueber

Contagiosität und Erblichkeit der Syphilis“ (1854) verdankt ihre Entstehung einem Bestreben, schweres Unheil von einem Collegen abzuwenden, welcher angeklagt war, die Syphilis durch Vaccination auf eine große Zahl von Kindern übertragen zu haben. Wenn auch Pauli's auf innerster Ueberzeugung beruhende damalige Ansicht von der Nichtübertragbarkeit der secundären Syphilis sich als ein Irrthum erwiesen hat, so verdient doch die dabei zu Grunde liegende collegiale Gesinnung alle Anerkennung, ebenso wie das bei der Naturforscherversammlung zu Freiburg 1838 von ihm zu Gunsten des auf der Feste Oberhaus gefangen gehaltenen Collegen Eisenmann angeregte Gnadengesuch. Bei Gelegenheit des ophthalmologischen Congresses in Brüssel trug er ein „Mémoire sur l'ophthalmie d'Egypte“ (1858, 4°) vor, das mehrere Abweichungen von den landläufigen Anschauungen darbot. Mit Uebergehung mehrerer werthvoller Abhandlungen, über Speichelgeschwülste, die Natur des Trippers, die Hypertrophie der Prostata u. s. w., wollen wir nur noch seiner Monographie „Der Croup“ (1865) gedenken, die, auf eine 30jährige Erfahrung gestützt und mit der umfassendsten Litteraturkenntniß geschrieben, sich einer solchen Anerkennung erfreute, daß bereits nach 6 Monaten eine neue Auflage nothwendig wurde. — P. war als Schriftsteller durch Gewandtheit und Klarheit der Darstellung, scharfe Kritik, unbefangenes, nüchternes Urtheil und Wahrheitsliebe ausgezeichnet; in seinen Recensionen (z. B. in Schmidt's Jahrbüchern der Medicin), die einen bedeutenden Theil seines litterarischen Wirkens bildeten und oft durch einen schwer zu zügelnden Witz gewürzt waren, deckte er alle Arten von Charlatanerie und Reclame und jede Herabwürdigung der Medicin zu gewinnsüchtigen Zwecken schonungslos auf, war aber andererseits ein das wahre Verdienst anerkennender und mit Gerechtigkeit würdigender Kritiker. Obgleich es seit Jahrzehnten sein Wunsch gewesen war, sich der akademischen Laufbahn zu widmen und im J. 1846 die Universität Würzburg ihm eine außerordentliche Professur antrug, lehnte er, zu fest mit Heimath und Familie verwachsen, auf Drängen der letzteren, dennoch ab. Die Anerkennung, die er von der wissenschaftlichen Welt erfuhr, äußerte sich darin, daß er von 22 gelehrten Gesellschaften, darunter mehrere im Auslande, zum Mitgliede ernannt worden war. Nach 40jährigem fruchtbringendem Wirken als Arzt und Schriftsteller wurde er, noch in voller Thätigkeit, nach kaum achttägigem Kranksein, am 21. Januar 1868 vom Tode ereilt, dem er 5 Jahre früher mit genauer Noth entgangen war, als er bei einer Operation sich eine Wundvergiftung zugezogen hatte, die mit dem Verlust des linken Zeigefingers aber noch glücklich endigte. Sein Tod war ein schwerer Verlust für seine Vaterstadt und seine heimathliche Provinz, die erst nach seinem Hinscheiden zu vollem Bewußtsein darüber kam, was sie an ihm besessen; denn er war nicht nur ein ausgezeichneter, immer hülfsbereiter, Allen, Arm und Reich gleich zugänglicher Arzt, sondern auch ein edler Mensch, von unversiegbarer Herzensgüte, rechtlichem Sinn, offenem, geradem Charakter, gefälligem und rücksichtsvollem Benehmen gegen seine Collegen und unwandelbarer Treue gegen seine Freunde.

Bayrisches ärztliches Intelligenzblatt, Jahrg. 1885, S. 203. — v. Langenbeck's Archiv für klinische Chirurgie, Bd. XII, 1871, S. 18. — Callisen, Medicin. Schriftsteller-Lexikon, Bd. 31, S. 165. — Wilh. Engelmann, Bibliotheca medico-chirurg., 6. Aufl., S. 424; Supplem. S. 188.

E. Gurlt.

Pauli: Friedrich August von P., Oberbaudirector. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen stammte Friedrich August P., dessen Name als Ingenieur und Förderer des technischen Bildungswesens in Baiern den gleichen guten Klang hat, aus einer seit zwei Jahrhunderten in der Rheinpfalz ansässigen Predigerfamilie. Sein Vater, Johann Friedrich Gerhard, war zuerst Erzieher

im Anhalt-Bernburgschen Fürstenhause und dann reformirter Prediger in Dres
Einige Jahre später an die reformirte Gemeinde in Hamburg berufen,
heirathete er sich daselbst am 4. Juni 1781 mit der ältesten Tochter M
des dortigen Kaufmanns Keesmann. Anfangs der neunziger Jahre kehrte
in die Heimath zurück und wurde Pfarrer in Kaiserslautern. Nach der Schl
in der Nähe dieser Stadt (26. bis 28. November 1793) flüchtete er mit Fa
nach Heidelberg und fand im dortigen Kirchenrathe Beschäftigung. Als
zwei Jahren wieder einige Ordnung am linken Rheinufer hergestellt war, w
Vater P. zum ersten Pfarer in Osthofen bei Worms ernannt, und hie
Friedrich August am 6. Mai 1802 geboren worden, als der jüngste u
zwölf Geschwistern, wovon vier in früher Jugend starben. Im Herbste 1
wurde der neunjährige Knabe zum Besuche der Lateinschule nach Grün
verbracht, und an Ostern 1814 trat derselbe in das Gymnasium zu Kai
lautern ein, dessen Rector sein Pathe war. Der ziemlich ungenügende Spr
unterricht war vielleicht schuld, daß P., was er dem Mangel an Talent
schrieb, den lateinischen und griechischen Classikern kein Interesse abgewin
konnte. Desto mehr zog ihn das Studium der Mathematik, insbesondere
Geometrie an, welche Rector Balbier lehrte. So sehr war P. in diesem F
seinen Mitschülern überlegen, daß er zu ihrem Repetitor der Geometrie
gestellt wurde. Als im April 1816 der Vater gestorben und die Mutter n
in der Lage war, ihren Sohn August weiter auf dem Gymnasium zu bela
erbot sich dessen Bruder Wilhelm, der in Manchester Procuraträger der Fil
eines Hamburger Hauses war, ihn zu sich zu nehmen und für seine
nere Ausbildung zu sorgen. Im Sommer 1817 kam dieses Anerbieten
Ausführung. Von Manchester aus brachte Wilhelm P. seinen des Englis
ganz unkundigen Bruder behufs Erlernung der Sprache zu einem in der N
wohnenden Landgeistlichen, der weder deutsch noch französisch verstand. S
ausschließlich englische Umgebung versetzt, machte August P. in der Spr
so rasche Fortschritte, daß er schon nach einem halben Jahre schriftlich
mündlich verkehren konnte. Hierauf trat derselbe bei seinem Bruder in
kaufmännische Lehre, und als dieser bald, besonders aus der Lectüre erk
hatte, daß der Lehrling von der angewandten Mechanik im hohen Grade
gezogen wurde, machte er ihm selbst den Vorschlag, zu ihr überzugehen.
fand sofort Aufnahme in den Werkstätten des wissenschaftlich gebildeten Me
nikers White, während John Dalton, einer der bedeutendsten englischen Phy
jener Zeit, sich bereit finden ließ, ihm Privatunterricht in Mathematik
Physik zu geben. Der angehende Mechaniker hatte sich in der neuen Lehre n
nur mit mechanischen Arbeiten zu beschäftigen, sondern auch die zahlreichen
White erfundenen Maschinen zu studiren, wodurch er auch in der Beurtheil
von anderen Werken der Mechanik sehr gefördert wurde. Nach Beendig
der zweijährigen Lehrzeit bei White versiegte für P. die aus dem Einkom
seines Bruders geflossene Unterstützung, da dieser im Juli 1821 starb, un
mußte nun darauf bedacht sein, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen.
versuchte dies mit dem Betriebe einer auf eigene Rechnung errichteten Me
dreherei; als aber die Einnahmen aus derselben bei aller Einschränkung k
zum Leben ausreichen wollten, kehrte er nach einiger Zeit über Hamburg in
Heimath zurück, um mit Freunden und Bekannten zu überlegen, welchem
rufe er sich nun zuwenden solle. P. entschied sich für das Ingenieurfach und b
deshalb von Ostern 1822 bis zum Herbst 1823 die Universität Göttingen,
an ihr vorzugsweise reine und angewandte Mathematik, sowie Naturwissenscha
zu studiren. Seine praktischen Studien machte er im Kreisbaubureau zu Sp
in das er nach seinem Abgange von Göttingen als Bauadspirant aufgenom

urde. Nachdem er zur Erweiterung und Befestigung seiner theoretischen Kenntisse im Winter 1824/25 in München, wo es damals weder Universität noch olytechnikum gab, bei verschiedenen Mitgliedern der Akademie auch noch deren orlesungen über Physik, Chemie und Mineralogie gehört und an den damit rbundenen praktischen Uebungen theilgenommen hatte, legte P. im Juni 1825 i der Königlichen Obersten Baubehörde die Staatsdienstprüfung ab, welche er n allen Theilen mit ausgezeichnetem Erfolge" bestand.

Schon war P. im Begriff, in der Eigenschaft eines Baupraktikanten nach Speier zurückzukehren, als ihn ein neues Verhältniß in München festhielt. u den Akademikern, deren Vorlesungen er kürzlich besucht hatte, gehörte auch Joseph Fraunhofer. Dieser berühmte Optiker wollte den jungen P. zu seinem achfolger heranziehen und bot ihm deshalb Beschäftigung in seinem Institute n; sein Wunsch sollte sich aber nicht erfüllen, da er schon nach einem Jahre (7. Juni 1826) in den Armen seines jungen Freundes starb. Bald darauf ehrte P. in die Pfalz zurück, wo er mit dem Kreisingenieur Panzer Vorarbeiten ür die Fortsetzung des Kanals Monsieur von der französischen Grenze bis Speier erzustellen beauftragt war. Aber noch vor Vollendung derselben wurde er am 17. Februar 1827 als Hilfsingenieur zur Ministerialbausection nach München berufen, um bei dem Entwurfe eines die Donau bei Kelheim mit dem Main bei Bamberg verbindenden Schifffahrtskanals, den schon Karl der Große geplant und angefangen hatte, jedoch technischer Schwierigkeiten wegen nicht ausführen konnte, mitzuwirken. Pauli's und seiner Mitarbeiter nächste Aufgabe war, das Terrain auf der die genannten Ströme trennenden Wasserscheide und in den dazu gehörigen Thälern aufzunehmen, um hiernach die Theilungshaltung des Kanals festzusetzen. Die Lösung dieser Aufgabe und der Projectirung der Kanalstrecke Neumarkt-Bamberg war um so mühsamer und zeitraubender, als es damals für Franken noch keine Steuerblätter gab, in welche die technischen Bestimmungen sofort hätten eingetragen werden können. Schon in diesen Vorarbeiten für den Donaumainkanal tritt uns in P. der gelehrte und denkende Ingenieur entgegen, welcher, der erste in Baiern und Deutschland, das aus der französischen Schweiz stammende und vom Genfer Ingenieur Ducarla 1782 zur Versinnlichung der Oberflächengestalt des Meeresbodens angewendete Hilfsmittel der Horizontalcurven auf das feste Terrain und die Projectirung von Ingenieurbauwerken übertrug, sowie er es bei seinen im Jahre 1840/41 im Ingenieurcurse zu München gehaltenen Vorlesungen seinen Zuhörern dringend zur Benutzung empfahl und später (1843—1860) bei der Traſſirung der bayrischen Staatseisenbahnen in ausgedehntem Maße anwenden ließ. Im April 1832 wurde P., der nun fünf Jahre unter den Augen der obersten Baubehörde praktisch thätig war, unter dem Titel eines Kreisingenieurs mit der Vorstandschaft der königl. Bauinspection Reichenhall betraut. Aus dieser Stellung berief ihn jedoch schon am 15. März 1833 ein königliches Decret zum Oberingenieur der obersten Baubehörde, zum Professor der höheren Mechanik an der Universität München und zum zweiten Vorstande der königl. Polytechnischen Schule daselbst. Eine Ministerialentschließung vom 11. Septbr. jenes Jahres fügte auch noch das Rectorat der neugebildeten Kreisgewerbeschule für Oberbaiern hinzu.

Ein so reicher Aemtersegen, wie er außer P. wohl noch keinem anderen Beamten auf einmal bescheert wurde, bedarf einer Erläuterung, welche auf das zu Anfang der dreißiger Jahre in Baiern geschaffene System des technischen Unterrichts zurückgreifen muß. König Ludwig I. hatte seit seinem Regierungsantritt der Hebung von Kunst, Gewerbe und Landwirthschaft besondere Fürsorge zugewendet und infolge dessen unter dem 16. Februar 1833 die Errichtung von drei

Gattungen technischer Unterrichts- und Bildungsanstalten befohlen: Landwirthschafts- und Gewerbeschulen, polytechnische Schulen und eine technische Hochschule. Im Herbste jenes Jahres traten über zwanzig Landwirthschafts- und Gewerbeschulen ins Leben, darunter acht Kreisanstalten, welche den humanistischen Gymnasien parallel gestellt waren und deren Absolutorium, wenn ihm bei einer vierclassigen Lateinschule vorausging, zum Uebertritt an die technische Hochschule befähigte, im anderen Falle aber nur zur Aufnahme in einer der drei mit dem Range von Lyceen ausgestatteten polytechnischen Schulen zu München, Nürnberg und Augsburg. Die technische Hochschule war mit der cameralistischen Facultät der Universität München verbunden, und an ihr sollte der Oberingenieur P. neben seinen sonstigen umfassenden amtlichen Arbeiten Vorträge über höhere Mechanik halten. Zur Vorbereitung auf dieselben wurde ihm allerdings eine Frist von zwei Jahren gewährt; als aber dieser Termin verstrichen war, erklärte sich P. wegen Mangels an Zeit außer Stande, die ihm übertragene Universitäts-Professur anzutreten, und bat um Enthebung von derselben. Seinem Gesuche wurde jedoch erst dann willfahrt, als man auf Grund einer siebenjährigen Erfahrung an maßgebender Stelle einsah, daß die technische Hochschule an der Universität nicht gedeihen könne und in anderer Weise für die Ausbildung von Adspiranten des technischen Staatsdienstes gesorgt werden müsse. Dieses Auskunftsmittel bot die Errichtung eines Ingenieurcursus an der polytechnischen Schule in München, welcher am 14. Juli 1840 beschlossen und mit Beginn des Studienjahres 1840/41 eröffnet wurde. An diesem Cursus nun hatte der gleichzeitig zum Rector der erweiterten polytechnischen Schule ernannte, dagegen vom Rectorate der Kreisgewerbeschule enthobene Oberingenieur P. Vorträge über Straßen-, Brücken- und Wasserbau zu halten. Als Oberingenieur besorgte er das Referat über das Bauwesen in zwei alljährlich zu bereisenden Regierungsbezirken und über den Donaumainkanal, ferner mußte er als Collegialmitglied den wöchentlichen Sitzungen der obersten Baubehörde beiwohnen, endlich Jahr für Jahr die Concursprüfungen für den Staatsbaudienst abhalten. Als Professor lag ihm der Vortrag der Theorie des Ingenieurwesens und die Leitung der damit verbundenen Constructionsübungen ob, ein Pensum, welches jetzt (freilich in colossaler Erweiterung) an den meisten technischen Hochschulen drei Professoren beschäftigt. Und die Führung des Rectorats der polytechnischen Schule war selbst damals keine Sinecure, wenn auch die Zahl der zu erledigenden Geschäftsnummern nicht den zehnten Theil der jetzigen betrug.

Die Verdienste Pauli's um das technische Bildungswesen in Baiern verbreiten sich in drei Richtungen: Zunächst auf seine Mitwirkung bei der Ein- und Durchführung der Gewerb- und polytechnischen Schulen, für welche es damals an geeigneten Lehrern und Rectoren fehlte. Dann auf seine an dem Ingenieurcurse in München gehaltenen Vorträge über Straßen-, Brücken- und Wasserbau, welche deutsche Studirende mit der damals bedeutendsten Litteratur des Ingenieurfaches, der französischen, in einer Weise bekannt und vertraut machten, wie es an keiner andern polytechnischen Schule in Deutschland geschah. Endlich auf das Praktikum, welches er nach Niederlegung des Lehramts für seine beim Eisenbahnbau verwendeten ehemaligen Schüler jedesmal dann abhielt, wenn er die ihm untergeordneten Bausectionen visitirte, um mit deren technischem Personale an Ort und Stelle die in Aussicht genommenen oder bereits in Ausführung begriffenen Erd- und Kunstbauten in derselben klaren und lebendigen Weise zu besprechen, die auch seine Vorlesungen auszeichnete. Die Katheder-Lehrthätigkeit Pauli's und seine selbständige Rectoratsführung an der polytechnischen Schule a. O. erstreckte sich kaum über ein Jahr, da er mit Ende Juni

nach Nürnberg übersiedeln mußte, um dort als dirigirendes Mitglied in
Eisenbahnbau-Commission einzutreten, welcher König Ludwig I. die Auf-
gestellt hatte, von der sächsischen Reichsgrenze bei Hof über Bamberg und
berg bis Augsburg und gegebenen Falls bis Lindau eine Locomotiv-Eisen-
auf Staatskosten zu bauen. An der Spitze dieser Commission standen
glich drei Directoren: Kreisbaurath Denis für die Strecke Hof—Nürnberg,
ingenieur P. für die Strecke Nürnberg — Augsburg, und Oberzollinspector
g für die Administrativgeschäfte auf der ganzen Linie. Eine so vielköpfige
leitung bewährte sich jedoch nicht, und schon nach einem Jahre trat Denis
ihr zurück und P. erhielt die gesammte technische Direction, während Dürig
wie vor die ökonomischen Geschäfte besorgte. Während seines siebenjährigen
nthalts in Nürnberg (1841 bis 1848) wurde P. unter Belassung in seiner
lung als technischer Vorstand der königl. Eisenbahnbaucommission zweimal
dert: 1843 zum Kreisbaurath bei der Regierung von Mittelfranken, und
8 zum Oberbaurath bei dem königl. Ministerium des Innern; auch erhielt
n dieser Zeit zwei inländische Ordensdecorationen: 1845 das Ritterkreuz
Verdienstordens vom heiligen Michael und 1847 das den persönlichen Adel
ihende Ritterkreuz des Civilverdienstordens der bayrischen Krone. Von
n technischen Leistungen während dieses Zeitraumes wird noch besonders die
r sein; über die von ihm zu bewältigende Arbeitslast aber äußerte er selbst,
sich in Folge derselben der Sonntag bei ihm von den Wochentagen nur
rch unterschieden habe, daß er am Vormittag die Predigt besuchen und am
hmittag um 5 statt um 8 Uhr nach Hause gehen konnte.

Von Nürnberg hatte P. zwei größere wissenschaftliche Reisen in Eisenbahn-
legenheiten zu machen. Die erste im Winter 1843/44 nach England und
nd, um im Auftrage der königl. Staatsregierung die eben vollendete und so
gepriesene „atmosphärische Eisenbahn" zwischen Kingstown und Dalkey
usehen und zu studiren; die andere im Frühjahr 1846 in die Schweiz, um
Einladung des St. Galler Eisenbahncomités in Gemeinschaft mit dem
tembergischen Oberbaurathe Etzel ein Gutachten über die wirthschaftlichste
age einer von Rorschach über St. Gallen nach Wyl führenden Eisenbahn
ugeben. Die Ergebnisse seiner Reise nach England hat P. in zwei sehr ein-
nden Berichten an das ihm vorgesetzte königl. Staatsministerium dargelegt
darin sich gegen die Einführung der auf dem Druckunterschiede zwischen ge-
nlicher und in Röhren verdünnter Luft beruhenden atmosphärischen Eisen-
n in Deutschland und Baiern ausgesprochen, weil der Betrieb, abgesehen
seiner Kostspieligkeit, sowohl durch die gekünstelte Einrichtung der Treib-
en für die Kolben als auch durch die Unbilden des deutschen Winters fort-
renden Störungen unterliegen würde. Im Verfolge der Schweizer An-
genheit gab P. außer dem mit Etzel im Mai 1846 bearbeiteten gemein-
en Gutachten im April 1851 auch ein Separatvotum ab, worin die An-
en der vom schweizerischen Bundesrathe über die gleichen Fragen vernommenen
ischen Ingenieure R. Stephenson und H. Swinburne gründlich erörtert und
r scharfen sachlichen Kritik unterstellt wurden. Es handelte sich dabei nicht
die Verschiedenheit der Trassen, welche von deutscher und englischer Seite
geschlagen wurden, sondern um den Unterschied in den Bewegungsmitteln,
che an den steilsten Stellen der in Aussicht genommenen Bahnstrecken in
wendung kommen sollten. Die Deutschen P. und Etzel waren für den Loco-
tivbetrieb, wie sie ihn auf den schiefen Ebenen bei Neumarkt in Bayern und
der rauhen Alp bei Geißlingen in Würtemberg eingeführt haben, die beiden
gländer verfochten den Seilbetrieb mit stehenden, durch Wasserkraft zu be-
benden Maschinen. Daß die wissenschaftlich besser gerüsteten deutschen

Kämpfer einen glänzenden Sieg über ihre englischen Gegner davon trugen, es giebt sich auch für den Laien schlagend aus dem Umstande, daß schon lange auf großen Eisenbahnen gar kein Seilbetrieb mehr besteht. Am 18. Septbr. 18[illegible] wurde P. zum Director der königl. Eisenbahnbaucommission und am 15. Januar 1856 gleichzeitig auch zum Vorstande der Obersten Baubehörde im Staatsministerium des Innern ernannt: beides auf Antrag des Ministers v. d. Pfordten. Beide Aemter führte P. fort, bis nach Vollendung der München-Salzburger Bahn (15. August 1860) die Eisenbahnbaucommission der Generaldirection der königl. Verkehrsanstalten einverleibt wurde. Da legte er die neunzehn Jahre lang geführte Vorstandschaft derselben nieder, um als Oberbaudirector seine Kräfte ausschließlich der Verwaltung des sogenannten ordentlichen Staatsbaudienstes zu widmen.

Aus dieser letzten Periode seines Wirkens im Staatseisenbahnbaudienste sei blos ein Werk besonders hervorgehoben, die Eisenbahnbrücke über die Isar bei Großhesselohe, welche zur Zeit ihrer Vollendung (1857) durch die schmiedeeisernen Fachwerkträger Aufsehen erregte und deren den Namen Pauli tragendes System nach der bei Hesselohe bestandenen Probe sofort in den Stromgebieten des Rheins und der Donau die ausgedehnteste Anwendung fand. Auffallenderweise fehlt nicht blos in Pauli's hinterlassenen biographischen Notizen, sondern auch in den Acten der königl. Eisenbahnbaucommission jede Nachricht über den Ursprung der Erfindung, und wohl deshalb, weil sich auch an dem Pauli'schen Brückensystem der schon vielfach erprobte Satz bewährte, daß im Gebiete des Ingenieurwesens keine für die Praxis wichtige Erfindung sofort fertig in die Welt tritt, sondern erst nach und nach durch die Gedankenarbeit Mehrerer die Vollendung erhält, in der sie Gemeingut wird. In der That unterscheidet sich die erste von P. allein construirte und im J. 1853 bei Günzburg ausgeführte Fachwerkbrücke wesentlich von der vier Jahre später bei Hesselohe erbauten, für welche auf Herrn v. Pauli's Wunsch der Verfasser dieser Biographie im Mai 1856 ein von den Mängeln des Günzburger befreites und somit verbessertes System entwickelt und in einer ausführlichen Denkschrift dargestellt hatte. An diesem Systeme traf P. in Verbindung mit dem damaligen in seinem Dienste stehenden Ingenieurpracticanten, nunmehrigen rühmlichst bekannten Director der Süddeutschen Brückenbaugesellschaft H. Gerber nur noch bezüglich eines Constructionstheils eine Aenderung, und mit dieser mehr ökonomischen Verbesserung kam das fragliche Trägersystem bei der Großhesseloher Brücke zur Anwendung. Hatten nun an der Feststellung dieses Systems zwei engere Fachgenossen und an der Ausarbeitung der Constructionspläne ein hervorragender praktischer Mechaniker (L. Werder in Nürnberg) mitgewirkt, so konnte und wollte sich P. nicht als den eigentlichen Erfinder des nach ihm benannten und auf seinen Namen patentirten Brückensystems bezeichnen; wohl aber gebührt ihm allein die Ehre, die Erfindung dieses Brückensystems veranlaßt und geleitet und dann den Muth gehabt zu haben, dessen wissenschaftliche und praktische Bedeutung durch den Hesseloher Bau unwiderleglich zu erweisen.

In die Verwaltung des baierischen Staatsbauwesens war zwar gegenüber früheren schwankenden Zuständen durch drei an ihrer Spitze gestandene Männer wie G. v. Reichenbach, L. v. Klenze und F. v. Schierlinger eine feste Ordnung gebracht worden; doch empfand man es noch als einen Uebelstand, daß in demselben die Trennung zwischen dem Hochbaufache und dem Ingenieurwesen nicht ebenso durchgeführt war wie auf einem anderen Gebiete die Trennung der Justiz von der Verwaltung. Wesentlich dieser Mangel und die hieran sich knüpfende Forderung an die Baucandidaten, zwei verschiedene Anlagen fordernde Fächer wie Architektur und Ingenieurwissenschaft gleichzeitig zu studiren, veranlaßten

ald nach Pauli's Eintritt in die Oberste Baubehörde eine Reorganisation des Bauwesens, bei der es jedoch des Kostenpunktes wegen noch nicht möglich war, die Trennung des Ingenieurfachs vom Landbaufache ganz durchzuführen; sie geschah vorläufig blos bei der Obersten Baubehörde und den Kreisbaubehörden, die äußeren Bauämter behielten noch Vorstände, die für beide Fächer geprüft und ausgebildet waren. Demnach konnte auch der Unterricht an der in München bestehenden Bau- und Ingenieurschule noch nicht auf ein Fach beschränkt werden. Eine von P. herrührende Eigenthümlichkeit der Organisationsverordnung vom 13. November 1857 war es auch, daß die beiden Professoren des Ingenieurwesens (C. M. Bauernfeind) und der Hochbaukunst (G. Neureuther) an der genannten Bau- und Ingenieurschule unter Beibehaltung ihrer Lehrstühle als Bauräthe zur obersten Baubehörde versetzt, und soweit es ihr Lehrberuf nur immer gestattete, mit Referaten über die von ihnen vertretenen Fächer bedacht wurden. Vorzugsweise dem Einflusse dieser zwei jüngsten Collegialmitglieder war es zu danken, daß bei der Organisation der technischen Hochschule im J. 1867/68 für das Studium des Ingenieurfachs und der Architektur besondere Abtheilungen an derselben errichtet wurden, womit auch den Vorbedingungen der vier Jahre später vollständig durchgeführten Trennung des Hoch- und Tiefbaus vollständig Genüge geschah. Die königliche Verordnung vom 23. Januar 1872, welche diese Trennung aussprach, kam noch unter Pauli's Mitwirkung zu Stande, zu ihrer Durchführung hielt er sich aber, da er unterdessen siebenzig Jahre alt geworden war, nicht mehr für rüstig genug, und er bat deshalb, das drei Jahrfünfte hindurch mit höchster Einsicht und Gewissenhaftigkeit verwaltete Amt eines königlichen Oberbaudirectors niederlegen zu dürfen, was ihm auch unter den huldreichsten Ausdrücken der Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienste am 3. Februar jenes Jahres gerne bewilligt wurde.

Noch elf Jahre eines friedlichen Lebensabends waren P. beschieden. Er verbrachte ihn frisch fast ausschließlich in seinem kleinen Landhause zu Leutstetten bei Starnberg. Obwohl sich ihm die Beschwerden des Alters wenig fühlbar machten, unterbrach er doch jedes Jahr die ländliche Stille und Zurückgezogenheit durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Reichenhall oder Kissingen. Dorthin war er auch Mitte Mai 1883 gegangen. Nach den ersten Wochen eines anscheinend günstigen Kurgebrauchs überfiel ihn am 4. Juni eine Krankheit ohne bestimmten Charakter, und schon am 17. desselben Monats trat eine Schlundlähmung ein, welche den Genuß von Speise und Trank unmöglich machte und den Verfall der Sprache und Kräfte nach sich zog. Pauli's Bewußtsein aber blieb ungetrübt, bis er am 26. Juni, umgeben von seiner Familie, sanft entschlief. Nach seinem Willen ruht er auf dem Kirchhofe zu Kissingen, nicht weit vom Grabe des gelehrten Oberbergdirectors v. Flurl und gegenüber dem Standbilde der trauernden Germania, welche das Massengrab der am 10. Juli 1866 dortselbst in heißem Kampfe gefallenen deutschen Krieger schmückt.

Oberbaudirector v. Pauli, der in seiner äußeren stattlichen Erscheinung an englisches Wesen erinnerte, war ein eigenartiger scharf ausgeprägter Charakter. In Dingen des privaten Lebens wenig aus sich herausgehend, wurde er sehr mittheilsam in Bezug auf seine schaffende öffentliche Thätigkeit, zumal im Kreise junger Ingenieure. Als Vorgesetzter war er, der an sich selbst die größten Anforderungen des Fleißes und der Gewissenhaftigkeit stellte, immer strenge, mochte er als Rector über sittliche Fehler oder Unarten von Schülern, oder als Amtsvorstand über mangelnde Berufstreue oder Pflichtversäumniß von Beamten und Dienern zu urtheilen haben. Wer auf Mannestugend, Berufstüchtigkeit und Pflichttreue etwas hielt, mußte ihn hochachten; lieben aber konnte ihn nur, wer einen Blick in sein Innerstes gethan, dessen Mittelpunkt eine unzerstörbare, den

Geheimnissen des christlichen Glaubens zugewandte Zuversicht war. Auf diesem Herzensgrundgefühle ruhte seine ganze Persönlichkeit, wie sie sich in zwei glücklichen Ehen, im Familienleben, im amtlichen und gesellschaftlichen Verkehr offenbarte. Aus ihm erklärt sich die unerschütterliche Ruhe bei dem Tode seiner ersten Gattin und dreier erwachsener Kinder, darunter eines zu großen Hoffnungen berechtigten Sohnes, und hierauf läßt sich das willige Ertragen von Kränkungen, die auch ihm nicht erspart blieben, sowie seine unglaubliche Bedürfnißlosigkeit und Genügsamkeit, auch den erlaubten edleren Genüssen des Lebens gegenüber, zurückführen. Viele Worte waren seine Sache nicht, weder im Familien- und Berufsleben, noch in Freud und Leid: wo Blicke und Worte nicht genügten, waren seine Zurechtweisungen kurz, im Dienste auch manchmal scharf. Doch barg die ruhige und scheinbar kalte Außenseite ein warmes Herz, wie nicht blos seine Hinterbliebenen und zahlreichen Freunde, sondern auch seine ehemaligen Untergebenen und Viele, welche Zeugen seiner Opferwilligkeit waren, bestätigen. Seiner Natur hat es mehr zugesagt, greifbar zu gestalten, als beschreibend darzustellen: er hat daher außer den schon genannten Gutachten über schweizerische Eisenbahnangelegenheiten nur wenige Artikel für technische Zeitschriften, namentlich des Kunst- und Gewerbeblatts des polytechnischen Vereins für Baiern geschrieben. Dieser Verein, dem er ein halbes Jahrhundert lang und davon zwei Jahrzehnte als Ausschußmitglied angehörte, ehrte ihn mit seiner großen goldenen Vereinsmedaille, sowie ihm zwei Könige von Baiern, der Kaiser von Oesterreich und die Könige von Preußen, Sachsen und Würtemberg für die ihren Regierungen erwiesenen Dienste durch Verleihung hoher Orden ihre Anerkennung kundgaben. Hat es sonach dem Oberbaudirector v. P. in einem langen Leben an wohlverdienter Anerkennung nicht gefehlt, so bleibt ihm auch nach seinem Tode ein treues Andenken seiner Hinterbliebenen und Freunde gesichert, und sein Name, den keine Geschichte der Entwicklung der Eisenbahnen übergehen kann, sowie seine im neuen Münchener Bahnhofe neben James Watt, George Stephenson und Karl August Steinheil verkörperte Persönlichkeit ermahnen die Laien zu Dank und Hochachtung, die Jünger des Ingenieurfachs aber zu ausdauernder und gründlicher Arbeit, die zur inneren Befriedigung meist auch lohnenden äußeren Erfolg gewährt.

Vergl. C. v. Bauernfeind's Gedächtnißrede auf Friedrich August v. Pauli, München 1884. — Dann die Eisenbahnzeitung von Etzel und Klein, Jahrgänge 1850 und 1851, ferner in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure vom Jahre 1865 den Artikel von Gerber über die Berechnung der Brückenträger nach Pauli's System, und endlich die Zeitschrift für Baukunde, Band VII. Bauernfeind.

Pauli: Georg P., geboren am 7. Februar 1656 zu Danzig, Sohn des reformirten Pastors Adrian P., empfing die in seiner Vaterstadt herkömmliche Vorbildung und schloß den Lerncursus an dem Particulare 1605 mit einer „Oratio de annis climacteriis“. Nachdem er auf mehreren Universitäten studirt hatte, begab er sich schließlich nach Heidelberg. Hier gab er 1607 Keckermann's „Praecognit. philos. lib. II.“ und „Systema ethic.“ heraus, und erlangte 160[illegible] den höchsten Grad der philosophischen Facultät, sowie die damals vacante Professur der Mathematik. 1612 wandte er sich nach Basel und dem Studium der Theologie zu, in der er auch im November genannten Jahres den Doctorgrad erwarb. 1613 folgte er dem von seiner Vaterstadt an ihn ergangenen Ruf, die Professur der Ethik und Politik an dem dortigen Gymnasium zu versehen, und hat dieselbe bis zu seinem Tode bekleidet, daneben aber auch das Amt eines Geistlichen für die reformirte Gemeinde. Auch theologische Vorlesungen sind von ihm gehalten worden. Am 12. December 1650 ist er gestorben. Nur

kleine Zahl von Schriften, darunter drei Predigten, sind von ihm ver-
tlicht worden.

Andreae Charitii Commentatio historico-litteraria de veris eruditis
edani ortis (Witt. Sax. 1715. p. 119). — Christ. Friedr. Charitii Spici-
gii ad D. Andreae Charitii commentationem hist.-litt. de viris erud. Ged.
rtis pars prior (Ged. 1729). p. 42. — Ephr. Praetorii Athenae Geda-
enses (Lips. 1713). p. 60, 61. A. Bertling.

Pauli: Georg Jacob P. wurde als jüngster Sohn von Hermann
nhold P. (vgl. u. S. 260) am 24. Juli 1722 zu Braunschweig geboren,
chte das reformirte Gymnasium illustre in Halle a. d. S. und vom Jahre
7 an die Universität ebenda. Im J. 1745 ward er unter die königlichen
didatos alumnos in Berlin aufgenommen, um aber seinem alten Vater hilf-
h zur Seite stehen zu können, nahm er den im October 1746 an ihn er-
enden Ruf zum Rector des genannten Gymnasiums in Halle an. Etwa ein
r nach dem Tode seines Vaters folgte er einem Rufe als Prediger auf der
edrichstadt in Berlin (1751) in welcher Stellung er vierzehn Jahre verblieb.
nn ging er im J. 1765 nach Halberstadt als Hofprediger und Consistorial-
h; 1775 wurde er als erster Domprediger und Inspector der reformirten
meinden des Saalkreises wieder nach Halle berufen, wo er am 23. Februar
5 starb. Er war ein sehr fleißiger und außerordentlich beliebter Prediger,
r in seiner theologischen Stellung völlig ein Kind seiner Zeit, ein um Ent-
ung „alles Mystischen“ eifrig bemühter Rationalist. In diesem Sinne ar-
ete er auch in Verbindung mit Joh. Karl Pischon, seinem derzeitigen Collegen
Halle, das reformirte hallesche Domgesangbuch aus, dessen Einführung an
Tage stattfand, an welchem Pischon ihm die Gedächtnißpredigt hielt, am
März 1795. Die Verbesserung des Gesangbuches rühmte der Redner dabei
die eigentliche Amtsthat des Verstorbenen. Das Gesangbuch enthält mehrere
ne Lieder Pauli's, die meistentheils mit Recht vergessen sind; unter ihnen
das Abendmahlslied: „Kommt und eßt das Brot des Bundes, kommt und
kt von meinem Wein“, welches schon im J. 1777 in einem Anhange zu
vorigen Gesangbuche gedruckt war, wol das beste; es hat auch noch u. a.
dem Berliner Gesangbuch von 1829 Aufnahme gefunden. Die ältern Kirchen-
er überarbeitete P. so stark, daß sie theilweise gar nicht oder nur am Vers-
he wiederzuerkennen sind.

Dreyhaupt, Chronik des Saalkreises II, S. 688 f. — Evangelisch-
eformirte Kirchenzeitung, Jahrgang 1863, S. 103 ff. — Koch, Geschichte
es Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., 6. Bd., S. 497 f.

l. u.

Pauli: Mag. Hinrich P., gewöhnlich Arsenius genannt, gebürtig aus
ht: aus der Nähe von) Arssen in Westfalen, † kurz vor dem 17. November
5. Er wurde im Winter 1534 als Bruder des Fraterklosters oder Klosters
Brüder vom gemeinen Leben in Rostock immatriculirt, 1539 magister
um, 1551 ist er als Senior des Klosters genannt, 1557—59 war er dessen
er Rector. Er blieb stets katholisch, wurde aber seiner guten Wirksamkeit
en und weil das Kloster seiner Druckerei und seiner deutschen Schule wegen
ebt war, vom Rathe der Stadt geschützt, ja gefördert; selbst von den eifrigen
ologen wurde er in seiner reinen Menschlichkeit, Milde und, bei aller Festig-
in seinem Glauben, doch völliger Streitlosigkeit anerkannt. In den bösesten
ten der Verwaisung der Universität haben er und Andreas Eggerdes das
ige gethan, sie hochzuhalten. Er war nach Eingang des Klosters Regens
akademischen Paedagogii Coeli porta, das in die Klosterräume gewiesen war,

beliebt bei der Jugend, hochgeehrt bei den Professoren der nach 1563 wieder blühenden Universität. Als 1563 der berühmte Posselius die Regentie übernahm, wurde bestimmt, daß der alte verdiente Arsenius nicht verdrängt, sondern neben ihm bleiben solle. Sein Hauptstudium waren die griechischen Kirchenväter, und noch 1571 erbot er sich, und empfahl Posselius ihn, zu einer griechischen Vorlesung. Nach einer Notiz scheint ihm auch die Kunst, gebrannte Wasser zu fertigen, bekannt gewesen zu sein.

Die Quellen in Lisch, Jahrb. 4, S. 22 ff.; die älteren besonders gesammelt in „Etwas von Gelehrten Rostockschen Sachen“ 3, S. 439 f.

Krause.

Pauli: Hermann Reinhold P. wurde am 28. Februar 1682 als Sohn des Professors der Theologie Reinhold P. in Marburg geboren. Seine Vorfahren väterlicherseits waren in mehreren Generationen Geistliche in Danzig gewesen. Er verlor seinen Vater sehr früh. Nachdem er die Schulen in Marburg besucht, begann er ebenda im J. 1696 das Studium der Theologie, ging dann mit seinem älteren Bruder auf das akademische Gymnasium in Bremen und setzte hernach von 1701 an das Studium in Marburg fort. Kaum 20 Jahre alt ward er im J. 1702 Hofprediger der verwittweten Fürstin von Nassau-Schaumburg. Im J. 1705 kam er als erster reformirter Prediger an die Bartholomäikirche in Braunschweig, wo der Herzog Anton Ulrich den Reformirten freie Religionsübung gestattet hatte. Um seiner kleinen Gemeinde die kirchlichen Lasten zu erleichtern, unternahm er im October 1705 eine Collectenreise nach Holland, auf der er auch die Bekanntschaft der bedeutendsten dortigen reformirten Theologen machte. Im J. 1724 ging er als Prediger nach Frankenthal in der Pfalz; da seine Mutter von hier gebürtig war — sie war eine Tochter des Predigers Daniel Tossan und war im J. 1697 gestorben —, glaubte er, diese Berufung in weit ungünstigere Verhältnisse nicht abweisen zu dürfen. Da seine Wirksamkeit hier eine wenig erfolgreiche war, folgte er gern im J. 1728 einem Rufe nach Halle a. d. S. Hier wurde er zunächst zweiter Domprediger und Professor am reformirten Gymnasium illustre, hernach im J. 1734 erster Domprediger und Consistorialrath, später auch Inspector des Domgymnasiums u. s. f. Er starb am 5. August 1750, nachdem er mehrfach vorher schwere Krankheiten durchgemacht hatte. — P. ist Dichter des Liedes: „Lobe, lobe meine Seele, den der heißt Herr Zebaoth“, welches Freylinghausen in den 2. Theil seines Gesangbuches (nicht ganz unverändert) aufnahm und welches von hier aus in mehrere Gesangbücher, namentlich in Magdeburg und Umgegend, Aufnahme gefunden hat. Außerdem ist er Verfasser einer Reihe theologischer Abhandlungen; auch hat er Predigten drucken lassen.

Dreyhaupt, Chronik des Saalkreises II, S. 688. — Rotermund zum Jöcher V, S. 1694. — Meusel, Lexicon X, S. 296. — Evangelisch-reformirte Kirchenzeitung 1863, S. 33 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., 6. Bd., S. 77 ff. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 37.

I. u.

Pauli: Joachim P., ein ausgezeichneter Dichter geistlicher Lieder, wird im J. 1656 unter den Primanern des Gymnasiums zum grauen Kloster zu Berlin genannt, welche den Geburtstag des Conrectors Michael Schirmer feiern. Er bezeichnet sich selbst als aus Wilsnack in der Mark, doch findet sich sein Name angeblich nicht in den vom J. 1632 an vorhandenen Taufregistern dieses Städtchens. P. verfertigte als Primaner und hernach als Student der Theologie — er studirte wahrscheinlich in Frankfurt a. d. O. — lateinische und deutsche Gelegenheitsgedichte, von denen eine Anzahl noch vorhanden sind, so

z. B. ein Trostlied auf den Tod eines Sohnes von Paulus Gerhardt († im October 1665). Da er sich unter diesem Liede noch SS. theol. Stud. nennt, so hat er damals (im J. 1665) noch keine Anstellung gehabt. Er lebte nach Beendigung seiner Studien in Berlin; eine Zeitlang war er Hauslehrer in der v. Platen'schen Familie. Am 25. Februar 1674 verheirathete er sich in Berlin mit Maria Fehrenholz; in Gedichten, die zur Verherrlichung dieser Feier gedruckt sind, wird er als Candidat bezeichnet. Es ist dieses, soviel uns bekannt, das letzte sichere Datum aus seinem Leben; worauf sich die Angabe, die sich hie und da findet, er sei Prediger in der Nähe von Berlin gewesen, gründet, vermögen wir nicht zu sagen. Als Mitglied der „Fruchtbringenden teutschen Gesellschaft" hieß er „der Treffliche". Sein Todesjahr ist so wenig bekannt, wie sein Geburtsjahr. P. gab „Vier geistliche Lieder" heraus, „dem lobwürdigen Gott zu Ehren und dessen Liebhabern zum besten abgefaßt von Joachimo Pauli"; sie erschienen ohne Angabe von Ort und Jahr; da aber am Schlusse des kleinen Heftchens ein Gedicht von Paulus Gerhardt „auf die vier gegenwärtigen geist- und andachtreichen Gesänge" sich befindet, welches von Gerhardt als Prediger zu St. Nicolai in Berlin unterzeichnet ist, so muß diese Sammlung vor 1666 erschienen sein. Im J. 1664 erschien bei Christoph Runge in Berlin „*ΑΓΩ*, Vorgeschmack der traurigen und fröhlichen Ewigkeit u. s. f."; auch diesem Büchlein ist als Anhang ein Gedicht Gerhardt's hinzugefügt. In diesem letztgenannten Buche ist zum ersten Male Pauli's Lied: „Zion, gieb dich nur zufrieden, Gott ist noch bei dir darin", gedruckt, das nachher eine weite Verbreitung fand. Andere Lieder Pauli's sind zuerst in den bei Runge erschienenen Ausgaben der „Praxis pietatis melica" 1664, 1666 und 1672 gedruckt, wie Bachmann (vgl. unten) nachgewiesen hat; so sein bekanntes Weihnachtslied: „O Jesu Christe, Gottes Sohn, wie kommst du doch zu mir" in der Ausgabe von 1672. Schon seine Zeitgenossen haben Pauli's schöne Gaben und frommen Sinn gelobt; seine Lieder erinnern nicht selten an diejenigen Gerhardt's, mit dem er nicht nur bekannt, sondern auch befreundet gewesen zu sein scheint.

Rambach, Anthologie III, S. 351 ff. — Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben 1855, S. 46. — J. F. Bachmann, M. Michael Schirmer, Berlin 1859, S. 232 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., Bd. 3, S. 342 ff. — Bode, Quellennachweis, S. 126. — Ueber die angeführten Lieder Gerhardt's vgl. Bachmann, Paulus Gerhardt's geistliche Lieder, Berlin 1866 (1876), S. 309 f.

l. u.

Pauli: Johannes P. Um das Jahr 1455 von jüdischen Eltern geboren (was indessen neuerdings bestritten wird), trat er früh zum Christenthum über, wurde in Straßburg Magister, dann Mitglied des Franciscanerordens und predigte schon 1479 in dem Kloster seines Ordens zu Thann im Elsaß. Im J. 1499 wurde er als ausgezeichneter Prediger zu dem von Franz Sabarra nach Oppenheim berufenen Convent entsandt. Von 1506—1510 war er Guardian des Barfüßerklosters in Straßburg, wo er die Predigten Geilers von Kaisersberg hörte, die er aufzeichnete und in den folgenden Jahren ausarbeitete. Die erste Sammlung derselben gab er als Lesemeister zu Schlettstadt 1515 unter dem Titel „Evangelibuch" heraus, der im folgenden Jahre eine andere, die „Emeis", und 1517 eine dritte, die „Bröfamlin" folgte. Auch zu Villingen im Schwarzwalde war er kurze Zeit lang Lesemeister; 1518 versah er dasselbe Amt wieder in dem Kloster seines Ordens zu Thann, wo er 1519 die Schwanksammlung „Schimpf und Ernst" vollendete, 1520 die bisher nur in lateinischer Uebersetzung von Jac. Other bekannten Predigten über Sebastian Brant's

Narrenschiff ins Deutsche zurückübersetzte und bis zu seinem nach 1530 erfolgten Tode verblieb. Ohne die Verdienste Pauli's um die Fixirung der Geiler'schen Predigten schmälern zu wollen, muß doch ausgesprochen werden, daß der Schwerpunkt seiner Bedeutung in der Zusammenstellung des bereits erwähnten Schwankbuches „Schimpf und Ernst“ liegt, welches, in zahllosen Auflagen, Bearbeitungen und Nachahmungen verbreitet, einen sehr erheblichen Einfluß sowohl auf die allgemeine Bildung wie auf die Dichtung des XVI. Jahrhunderts ausgeübt hat.

C. Veith, Ueber den Barfüßer Johannes Pauli, Wien 1839. — J. M. Lappenberg, Ulenspiegel, Leipzig 1854. — J. Pauli, Schimpf und Ernst, herausgegeben von H. Oesterley, Stuttgart 1866 (Liter. Verein). — Betreffend die neuerdings bestrittene jüdische Herkunft Pauli's zu vgl. K. Eubel, O. S. F., Geschichte der oberdeutschen Minoriten-Provinz. Würzburg 1886.

H. Oesterley.

Pauli: Karl Friedrich P., s. am Schlusse dieses Bandes.

Pauli: Karl Wilhelm P., geb. am 18. Dec. 1792 zu Lübeck, † daselbst am 18. März 1879, stammte aus einer Familie, die zu Altena in Westfalen ansässig, seit Anfang des 18. Jahrhunderts nach Lübeck übergesiedelt war. Mehr als der durch seine Reisen und Geschäfte in Anspruch genommene Vater Adrian Wilhelm P., der Kaufmann in Lübeck war, übte die Mutter Einfluß auf die Entwicklung des Sohnes aus. Magdalena Poel, aus einer ursprünglich holländischen Familie, die durch drei Generationen in Rußland gelebt und ein erhebliches Vermögen erworben hatte, war die Schwester Peter Poels, der sich seit 1789 in Altona niedergelassen und die Herausgabe des Altonaer Mercurs übernommen hatte. Durch litterarische und verwandtschaftliche Beziehungen des Bruders war auch die Schwester mit den geistig hervorragendsten Kreisen der Hamburger Gesellschaft, den Büsch, Reimarus, Sieveking, Voghet vertraut geworden, und als die Eltern eine Zeitlang in Altona ihren Wohnsitz nahmen, trat frühzeitig eine Reihe bedeutender Menschen in den Gesichtskreis des jungen P. Den ersten Unterricht genoß er in der Pension des Abbé Guiot zu Altona, später besuchte er die Prima des dortigen Gymnasiums, das er mit dem zu Bückeburg vertauschte, als die Familie 1808 dahin übersiedelte. Ostern 1811 verließ er die Schule, um in Tübingen Jurisprudenz zu studieren, nachdem er sich zuvor über die Wahl dieses Berufs guten Rath bei Karl Sieveking, der damals als Privatsecretär des Grafen Reinhard in Cassel fungirte, geholt hatte. Die beiden in Tübingen verlebten Jahre bildeten den Glanzpunkt seiner Jugend. Tübingen nannte er seine geistige Heimath und im späteren Lebensalter hat er wohl daran gedacht, sich dorthin zurückzuziehen. So eifrig er auch seinen Berufsstudien obgelegen hatte, was ihm Tübingen für immer werth machte, war die Erinnerung an die Genossen, mit denen er ein von Poesie, Liebe und Freundschaft bewegtes Leben geführt hatte. Vorzugsweise waren es Süddeutsche, vor allem Gustav Schwab, in dessen elterlichem Hause er ein gern gesehener Gast war, der Jurist A. Köstlin, der Theologe Osiander, August Pauly, August Mayer, der eine früh durch Krankheit hinweggerafft, „entrückt der andere unter Eis und Erz“, wie Gustav Schwab dem im Feldzuge des Winters 1812 umgekommenen Freunde nachsang, bildeten einen Kreis, dem Uhland, Karl Mayer, der Bruder Augusts, und andere Aeltere noch nahe standen. Als P. Ostern 1813 nach Bückeburg zu Fuß heimkehrte, war er entschlossen, mit den Waffen in der Hand die vaterländische Gesinnung zu bethätigen, welche eine hochgemuthe Jugend auch in den rheinbündischen Staaten gehegt und gepflegt hatte. Ein Empfehlungsschreiben der Gräfin Wilhelmine von Schaumburg-Lippe an den Grafen Walmoden-Gimborn, der an der Elbe commandirte, verschaffte ihm zwar Aufnahme in das Corps erst als Sergeant, nachher als Officier, aber die

Thätigkeit blieb eine sehr unbefriedigende. Anstatt ruhmvoller Kämpfe wurde ihm nichts zu Theil als müssiges Umherziehen in den mecklenburgischen Tannenwüsten und eine dreimonatliche Belagerung der Festung Glückstadt. Im Frühjahr 1814 heimgekehrt, beschäftigte er sich mit mancherlei poetischen und litterarischen Plänen; ein in dieser Zeit verfaßtes Gedicht: „das Lied vom alten Helden“ nahm Görres in den Rheinischen Merkur auf, von wo es irrthümlich als von Max von Schenkendorf herrührend in dessen sämmtliche Gedichte (erste Ausg., Berlin 1837, S 271) übergegangen ist. Im Herbst 1814 nahm P. seine Studien wieder auf und wurde am 23. October 1814 in Göttingen immatriculirt, wo er bis zu seiner Promotion verweilte. Auch diese Zeit verlebte er im Umgange mit ausgezeichneten jungen Männern, wie Bethmann-Hollweg, Bodelschwingh, Hassenpflug, A. v. Haxthausen, Christ. Aug. Brandis. Er hat wohl diese Zeit als rein praktische der in Tübingen verlebten gegenüber gestellt; aber sie ist doch nicht blos in ein gründliches Studium des Jus aufgegangen. Er spielte fleißig Violine, unterhielt gesellschaftliche Beziehungen zu Heise, dem Hause der Frau von Rodde geb. Schlözer, vertiefte sich in die in Aufnahme kommenden und in Göttingen durch Benecke so ausgezeichnet vertretenen altdeutschen Studien und verfolgte die Politik mit regstem Interesse, wenn auch bald mit steigendem Unwillen über die Enttäuschungen der Zeit. Am 18. October 1815 litt es ihn nicht in den engen Mauern Göttingens; das Nibelungenlied in der Tasche, wanderte er nach Eisenach, um in der Stadt die Russen und bei dem Freudenfeuer auf der Höhe Landsleute zu finden, die im scharfen Ostwind froren und „ein freies Leben führen wir“ sangen. So haushälterisch er mit seiner Zeit umgehen mußte, die Lectüre der Schrift des Staatsraths von Dabelow über die Bedeutung des Art. 13 der Bundesacte erregte ihn dermaßen, daß er an den in Göttingen weilenden Verfasser einen derben, bald allgemein verbreiteten Brief richtete und damit eine Reihe studentischer Demonstrationen einleitete, wofür er noch in den letzten Wochen seiner Studentenzeit mit der Waffe in der Hand einzustehen hatte. Nachdem er am 9. März 1816 das Examen bestanden hatte und am 13. April promovirt worden war, begab sich P. nach Lübeck, um sich als Rechtsanwalt niederzulassen, wohl zugleich in der Hoffnung, in den öffentlichen Aemtern Verwendung zu finden, zu denen den Reformirten in Lübeck erst die Bundesacte Zugang verschafft hatte. Die Advocatenthätigkeit sagte P. auf die Dauer wenig zu, und so nahm er mit Freuden den Antrag des Senats an, Secretär des mit dem 13. November 1820 ins Leben tretenden gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts der vier freien Städte zu werden. Diese Stelle hat er bis 1843 bekleidet. Er kam dadurch in die nächsten dienstlichen Beziehungen zu so ausgezeichneten Männern wie dem Präsidenten Heise, den Räthen Hach und Cropp, nahm an allen Berathungen eines so hervorragenden Collegiums, wie dies Gericht war, Theil und hatte doch genug freie Zeit übrig, um sich der fruchtbarsten litterarischen Thätigkeit zu widmen. Die früheste juristische Arbeit Pauli's, die an die Oeffentlichkeit getreten ist, behandelte ein processualisches Thema, das Princip der sog. sententiae duae conformes. Obschon einer praktischen Frage des Hamburgischen Rechts geltend, war die Untersuchung doch von so allgemein wissenschaftlichen Gesichtspunkten geführt, daß ihr Heise und Cropp in ihrer classischen Sammlung juristischer Abhandlungen (Bd. II, 1830, S. 183 ff.) einen Platz einräumten. Erst nach weitern zehn Jahren wurden die Arbeiten Pauli's bekannt, die ihm seine eigenthümliche Stellung in der rechtswissenschaftlichen Litteratur verschaffen sollten. Die Wiedergeburt des Vaterlandes hatte den Sinn für ein deutsches Leben und Streben erweckt und das Fehlschlagen der patriotischen Hoffnungen diesen Sinn nur noch verstärkt und mehr nach Innen gerichtet. Wo hätte er bessere Nah-

rung finden können, als in dem altehrwürdigen Lübeck mit seinem reichen Schatz historischer und künstlerischer Erinnerungen? P., der seit seiner Uebersiedelung sich mit der Geschichte und dem Recht der Vaterstadt eifrig zu beschäftigen begonnen, stand auch nicht allein mit solchen Studien. Die patriotische Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, zu Ende des vorigen Jahrhunderts begründet und Mitglieder aller Stände umfassend, nahm sich auch dieser Bestrebungen an, und schon früh hielt ihr P., 1817 zu ihrem Secretär erwählt, Vorträge aus der heimathlichen Geschichte. Mitglieder des Oberappellationsgerichts wie der städtischen Behörden erforschten und sammelten die Denkmäler der lübischen Geschichte und des lübischen Rechts und wurden durch manch schönen Fund belohnt. Keiner der geringsten war der, welcher P. gelang. Die alten Ober- und Nieder-Stadtbücher Lübecks, vom Ende des 13. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart reichend und Urkunden über die ganze Fülle verschiedenartigster Rechtsgeschäfte, welche vor den städtischen Behörden vorgenommen waren, enthaltend, waren seit längerer Zeit verschwunden. Im J. 1834 fand P. sie nicht nur wieder auf, er verstand auch die Kunst, diesen todten Zeugen wieder zum Leben zu verhelfen, die Rechtssätze, deren Existenz oder deren Anwendung sie erschlossen, mit denen der Gesetzbücher in Verbindung zu bringen und alle Seiten des geschichtlichen Lebens zu ihrer Erklärung heranzuziehen. Das Resultat dieser Studien liegt in den beiden Hauptwerken Pauli's vor, die auf gleichem Boden erwachsen, nach gleicher Methode gearbeitet, doch in ihrer äußeren Erscheinung sehr verschieden sind. Das eine: „Abhandlungen aus dem lübischen Recht“ betitelt, umfaßt vier Theile, deren erster 1837, die folgenden 1840 und 1841, der letzte nach langer Unterbrechung 1865 erschien. Sie stellen Institute des Privatrechts: das Recht der Erbgüter, die ehelichen Erbrechte, das Erbrecht der Blutsfreunde und die Testamente, die sog. Wieboldsrenten oder Rentenkäufe in ihrer ganzen historischen Entwicklung und systematischen Entfaltung dar und stützen sich insbesondere auf das ungedruckte Material der Stadtbücher, das sie in reichen Mittheilungen dem Leser zur Nachprüfung vorlegen, denn, wie der Verfasser im Vorwort erklärt, „mir ist die Wahrheit lieber als meine Vorstellung von derselben“. Er ist ebenso entfernt von einer isolirten Betrachtung des Lübischen Rechts wie von einer unklaren Vermischung desselben mit fremden Rechtsquellen. Er hat einen scharfen Blick für das Echte und Unechte, das Alte und das Neue, die Regel und die Ausnahme, das Ursprüngliche und das aus der Fremde Aufgepfropfte. Es genügt ihm aber nicht an der theoretischen Erkenntniß der verschiedenwerthigen Bestandtheile des geltenden Rechts; seine Arbeiten verfolgen nicht blos neben, sondern in ihrer historischen Untersuchung einen praktischen Zweck, den einer Reform jener Rechtsinstitute in dem Sinne einer Beseitigung der schädlichen Einflüsse, welche die romanistische Revision des 16. Jahrhunderts ausgeübt hat. Ist dieses Ziel auch nicht erreicht worden, so hat P. doch die Genugthuung erlebt, daß seine Untersuchungen weit über die Grenzen eines particularen Rechts hinaus Ansehen gewonnen haben. Wem es um gründliche und quellenmäßige Erörterung deutscher Rechtssätze und Institute zu historischen oder praktischen Zwecken zu thun ist, der wird zu Pauli's Abhandlungen greifen. Sind diese ein Muster rechtshistorischer Untersuchung, so sind die „Lübeckischen Zustände“ Vorbilder volksthümlicher Behandlung eines gelehrten Themas. Ihr erster Theil erschien 1847 und gab Darstellungen des städtischen Lebens zu Anfang des 14. Jahrhunderts in einfachster und doch aus der reichsten Kenntniß des Gegenstandes geschöpfter Form. Aus Vorträgen hervorgegangen, die P. in den Jahren 1838—46 vor der patriotischen Gesellschaft gehalten hat, befleißigen sie sich der größten Anschaulichkeit und Klarheit und erfüllen den Wunsch ihres Verfassers, dem Laien faßlich zu sein, ohne dem Ge-

langweilig zu werden. Der zweite erst 1872 erschienene Theil der Zu-
steht nur insoweit auf der Höhe des ersten, als er fest geschlossene, dem
hen Boden entnommene Gegenstände behandelt; der dritte Theil aus dem
1878 hat nur den Namen mit den beiden ersten gemein, denn er hält
nehr an der Vortragsform fest, noch giebt er Bilder vergangener Zustände
Ereignisse, sondern reiht eine Anzahl rechtshistorischer Anmerkungen auf
aden der Artikelfolge der revidirten lübischen Statuten. Mit einem werth-
den Stadtbüchern entnommenen Urkundenbuche ist auch dieser Theil gleich
beiden Vorgängern ausgestattet. Im J. 1843 trat P. als Rath in das
ppellationsgericht ein; schon lange hatte ihn der Präsident Heise sich zum
en gewünscht, aber das unter den freien Städten wechselnde Wahlrecht
cht früher die Gelegenheit, als bis in jenem Jahre Bluhme ausschied, um
Professur in Bonn zu übernehmen, und Lübeck die vacante Stelle zu be-
hatte. Die gesteigerten Anforderungen des Amtes an seine Zeit ließen P.
nicht mehr zu größern Arbeiten kommen; der 4. Band der Abhand-
war schon lange vor seinem Erscheinen bearbeitet. Doch hat P. die
noch den gewohnten Studien zugewandt, sich an der Herausgabe des
denbuches der Stadt Lübeck wie an der 1855 begründeten Zeitschrift des
s für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde betheiligt und zu letzterer
Reihe sehr werthvoller Beiträge, wie die Mittheilungen aus dem ältesten
buch (Bd. I.) und die aus dem Tagebuche des Bürgermeisters Henrich
s († 1623) geliefert. Man würde einen Mann wie P. sehr unvollständig
, wenn man ihn blos nach seiner gelehrten und amtlichen Thätigkeit
gte. War er auch von Jugend auf von einem lebhaft religiösen Sinne
, so haben doch erst die Freiheitskriege und die sich ihnen anschließende
Bewegung die christliche Gesinnung in ihm erweckt, in der er das Glück
Lebens fand. Die Beziehungen zu seinen schwäbischen Freunden waren
einen religiösen Grundzug beherrscht, der Kampf des Jahres 1813 erschien
nter dem Vorbilde des Christenthums, der religio morte victrix. Die
ntschaft, die er in Göttingen mit den Brüdern Sack machte, die Briefe
Freundes Ernst Osiander, seines geistlichen Vaters, wie er ihn wol
, die Lectüre des Buches von der deutschen Theologie brachten ihn nicht
Gegensatz zu dem herrschenden Rationalismus, sondern führten ihn dem
mus zu, ohne daß er an dessen krankhafter Ausartung je Gefallen ge-
hätte. Der Pastor der reformirten Gemeinde zu Lübeck, Johannes Geibel,
n hervorragender Vertreter der gleichen Richtung; an ihn schloß sich P.
n und lieh der Sache seines Sohnes Karl Geibel, als er 1832 auf An-
n einer von Professor Petri geführten rationalistischen Bewegung durch
erzog seines Amtes in Braunschweig entsetzt wurde, seine Feder. Alsbald
seiner Verheirathung im J. 1822 wurde P. Vorsteher der reformirten
und war lange mit Wort und Schrift in diesem Amte thätig. Er über-
1832 die Redaction des neuen Gesangbuches der Gemeinde, wobei er den
satz möglichster, jedoch nicht unbedingter Conservirung der alten Kirchen-
befolgte. Hymnologische Arbeiten haben ihn stets interessirt. Als 1840
ntwurf eines lutherischen Gesangbuches für Lübeck veröffentlicht wurde,
er eine ausführliche Beurtheilung desselben und noch in seinen letzten
jahren eine „Geschichte der Lübeckischen Gesangbücher und Beurtheilung
genwärtigen“ (1875). In dem von Geibel 1814 begründeten Bibelverein
dem durch Bürgermeister Overbeck ins Leben gerufenen Missionsverein
er eifrig mit. Als aber der letztere beschloß, seine Gaben nicht wie bis-
n Baseler Missionsinstitut, sondern daneben auch der evangelisch-lutherischen
ger Missionsgesellschaft zuzuwenden, schied er aus, weil er unter den Heiden

nur eine evangelische, nicht eine lutherische und eine reformirte Kirche gepflegt sehen wollte. Die Kirche ging ihm stets über die Confessionen. In den religiösen Tagesfragen ergriff er wiederholt das Wort, bald in selbständigen kleinen Schriften, bald in Aufsätzen kirchlicher Zeitschriften. Die Neue Evangelische Kirchenzeitung entsprach seinem Standpunkte, während er ein entschiedener Gegner der exclusiven Richtung Hengstenbergs war und in der Bekämpfung der reformirten Kirche durch die lutherische die widerwärtigste aller Erscheinungen erblickte. Er hielt nichts von dem confessionellen Dogmatismus; ihm war die Religion Sache des Herzens, nicht der Demonstration. — Im April 1869 traf ihn ein Schlaganfall. Nach einigen Jahren erholte er sich soweit, daß er seine historischen und hymnologischen Studien wieder aufnehmen konnte. Der zweite und dritte Theil der Lübeckischen Zustände, die Abhandlung: „Lübecks Mangeld und Kaperwesen“ (Lübeck 1875), die angeführte Arbeit über die Lüb. Gesangbücher und der Aufsatz über den Lübecker Peter Heyling, der im 17. Jahrhundert als Missionar in Abessinien wirkte (Warneck's Allgem. Missionszeitschrift, Mai 1876), erschienen in dieser Zeit. Seiner richterlichen Thätigkeit vermochte er seit jenem Krankheitsanfalle sich nicht mehr zu widmen und erhielt im J. 1876 seine Entlassung in den ehrendsten Formen. Am 16. März 1879 traf ihn der Schlag aufs neue und führte am 18. März seinen Tod herbei.

G. Poel, C. W. Pauli, ein Lebensbild (Zeitschr. für Lüb. Gesch. IV, 1881). — F. Frensdorff, Pauli's juristisch-litterarische Thätigkeit (das.). — Neue Evang. Kirchenztg. XXI, Nr. 17. — v. Bippen, Heise, S. 175, 227, 239, 312 ff. — Klüpfel, G. Schwab S. 31, 36 ff. — Goedeke, Grundriß III, S. 230 N. 627.

F. Frensdorff.

Pauli: Ludwig Ferdinand P., Schauspieler, geb. am 30. Juni 1793 in Berlin, † am 28. November 1841 in Dresden. Zu den vielgenannten, oft lange Zeit hinaus populär bleibenden Namen gehört der Name Pauli's nicht, aber wo er dem Kundigen genannt wird, verbindet sich damit der Begriff großer Tüchtigkeit und jener freudigen Ehrlichkeit gegenüber dem Beruf, die in neuerer Zeit seltener wird. Pauli's Vater war Buchdrucker und er bestimmte den Sohn zur Erlernung dieses Gewerbes. Nach vollendeter Lehrzeit in der Decker'schen Hofbuchdruckerei und nachdem er einige Zeit als Gehülfe seines Vaters thätig gewesen, kam Pauli 1812 nach Magdeburg in die Pansa'sche Druckerei. Schon in Berlin, wo damals am Hoftheater hervorragende Künstler unter Iffland's Direction wirkten, war die Neigung für das Theater in ihm erwacht, sie wuchs in den neuen freien Verhältnissen, in die er jetzt eingetreten war und durch Vermittlung des ihm nachmals sehr befreundeten Schauspielers Weiß erhielt er Zutritt zur Bühne. Sein erstes Auftreten fand am 22. November 1812 in einer Nebenrolle des Schauspiels „Der Sonnenwirth“ statt. Die rasche Entwicklung seiner künstlerischen Begabung wurde 1815 unterbrochen, in welchem Jahre P. als Freiwilliger des zweiten Magdeburger Jägerdetachements mit ins Feld zog. Nach seiner Rückkehr im folgenden Jahre sah er sich genöthigt, zunächst wieder als Schriftsetzer thätig zu sein, allein bald erhielt er durch Empfehlung von Weiß eine neue Anstellung am Magdeburger Theater. Die Neigung zu der Schauspielerin Karoline Auguste Tilly, welche 1817 in Magdeburg engagirt wurde, 1818 aber einem Rufe an das Dresdener Hoftheater folgte, wurde die Ursache, daß auch P. sich nach Dresden wandte. Er gastirte dort an der königl. Bühne im Januar 1819 und trat bereits am 4. März d. J. in den Mitgliederverband dieses Instituts ein, dem er bis zu seinem Tode als eines der geachtetsten und beliebtesten Mitglieder angehörte. Vom 18. December 1824 bis 31. December 1825 führte er gemeinschaftlich mit Friedrich Burmeister auch die Geschäfte der Regie, die er vom 1. Januar 1829 bis 31. December 1832

allein versah. Am 22. November 1837 beging er, gefeiert und ausgezeichnet, sein 25 jähriges Künstlerjubiläum. Leider stellten sich schon einige Jahre später (1840), wohl infolge der Anstrengungen einer großen Gastspielreise, Krankheitsanfälle ein, die sich verschlimmerten und 1841 seinen Tod herbeiführten. — Die Rollenfächer, in denen P. seine ganz Kraft entfaltete, waren ihrem Charakter nach die widersprechendsten. Humoristische, gutherzige und polternde Alte, die er mit „ganz unwiderstehlicher und dabei höchst behaglicher Wirkung“ darstellte, auf der einen, Intriguants, „so lange dieselben blos Naturmenschen waren oder doch nicht über die Sphäre des bürgerlichen Lebens hinausgingen“ waren auf der anderen Seite seine mit Recht bewunderten Leistungen. Competente Richter gaben allerdings den ersten den Vorzug, so warm sie sonst auch Pauli's Jago, Ossip oder Moor und selbst Mephisto anerkannten. Besonders Gutes leistete P. als Glittern (Wasserkur), Falstaff, Daniel (Erbvertrag), Gleyser (Advocat), Lorenz Kindlein rc. — P. war zweimal vermählt, seine erste Frau ist die erwähnte Caroline Auguste Tilly gewesen. Dieselbe wurde geboren am 22. August 1800 zu Berlin, lebte von 1801—13 in Wien, wo ihr Vater eine Stelle als Theaterdichter und Secretär beim Grafen Palffy einnahm, kehrte dann mit den Eltern in ihre Vaterstadt zurück und wurde hier, von der mit ihr verwandten, berühmten Schauspielerin, der nachmaligen Mad. Crelinger für die Bühne ausgebildet. Ihr erstes Auftreten fand im J. 1817 als Elsbeth (Graf v. Burgund) auf der Bühne des Berliner Königl. Schauspielhauses statt. Noch im gleichen Jahre kam sie nach Magdeburg und von da nach Dresden, wo sich P. am 1. November 1819 mit ihr vermählte. Neun Jahre später, am 31. October 1828 starb sie. Frau P. war eine gute Schauspielerin, die es verstand, ihren gern gesehenen Leistungen im Lustspiel den Reiz des Natürlichen und Anmuthigen zu geben. — Pauli's zweite Frau, die er am 30. März 1838 heimführte, war die Freiin Isidora von Friesen, die ihn überlebte.

Vgl. namentlich L. Pauli, Dresden 1842 und Wolff's Almanach für Freunde der Schauspielkunst a. d. J. 1841, S. 131—141.

Joseph Kürschner.

Pauli: Martin Gottlieb P., Rechtsgelehrter, geb. am 11. Januar 1721 zu Lauban, † am 12. März 1796 zu Wittenberg. P. begann die humanistischen Studien am Lyceum seiner Geburtsstadt, wo sein Vater Christoph P. als Bürgermeister lebte und setzte sie seit 1740 in Leipzig fort; er besuchte anfangs medicinische, dann rechtswissenschaftliche Vorlesungen. Entschlossen, sich dem akademischen Berufe zu widmen, wurde P. 1745 in Leipzig Magister, 1747 mit der Dissertation: „De theoriae et praxis juridicae discordia“ (Lps. 1747, 4°) doctor utriusque juris, und im gleichen Jahre kursächsischer Notar und Advocat. Die Praxis sagte ihm jedoch wenig zu, dagegen hielt er sehr eifrig juristische Vorträge. 1753 ging er als Gymnasialinspector, zugleich als Professor der Rechte und Geschichte, nach Danzig und nahm von letzterer Stelle am 18. October mit feierlicher Rede Besitz. Zehn Jahre später (1763) finden wir ihn als Professor der Institutionen, dann als Beisitzer am Hofgerichte, am Schöppenstuhle und an der Juristenfacultät zu Wittenberg. 1765 wurde er zum Professor „digesti veteris“ so wie zum Beisitzer im Geistlichen Consistorium ernannt und schied dort im 76. Lebensjahre aus dem Zeitlichen. — Als Schriftsteller ist Martin Gottlieb P. durch eine größere Zahl von Programmen und Dissertationen bekannt, außerdem lieferte er einige Abhandlungen in periodischen Zeitschriften (so in H. Winkler's philosophischen Untersuchungen vom Seyn und Wesen der Thiere, Leipzig 1741—44; ferner in Bach's Unpartheiische Kritik rc.). Eine Zusammenstellung seiner litterarischen Arbeiten geben Meusel X, 300—303;

Weidlich, Biographische Nachrichten von jetztlebenden Rechtsgelehrten. Bd. 2, S. 172–175.

Meusel und Weidlich a. a. O. und die dort Genannten.

Eisenhart.

Pauli: Reinhold P., geb. am 25. Mai 1823 zu Berlin, † am 3. Juni 1882 zu Bremen. Sein Vater gehörte einer Familie an, aus der sich viele Abkömmlinge den theologischen Studien, wie dem Dienste der Kirche gewidmet hatten. Er bekleidete selbst eine Predigerstelle, zuerst an der Werder'schen Kirche in Berlin, dann, entschlossen sich dem Vorgehen des Kirchenregimentes im Agendenstreit nicht zu beugen, nach Aufgabe seines bisherigen Amtes, in Bremen. Die Mutter stammte aus einem Kaufmannshause, dessen Name Humbert auf hugenottischen Ursprung hindeutete. Der Knabe war erst drei Jahre alt, als die Uebersiedelung der Eltern nach Bremen stattfand. Dort in der alten Hansestadt wuchs er auf und erhielt er größtentheils seine Jugendbildung. Nur in den beiden letzten Schuljahren besuchte er das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium seiner Vaterstadt Berlin. Auch begann er hier 1842 seine Studien, die sich besonders auf Philologie und Geschichte erstreckten. Schon als Gymnasiast hatte er bei Ranke zu hospitiren gewagt; dieser übte als akademischer Lehrer und wissenschaftliches Vorbild die tiefste Wirkung auf ihn aus. Während des einen Universitätsjahres, das er in Bonn verbrachte, fühlte er sich besonders durch Dahlmann angezogen. Am 26. Aug. 1846 erhielt er in Berlin nach Einreichung einer Dissertation De pace Antalcidea die philosophische Doctorwürde und bestand gegen Ende des Jahres das Examen vor der wissenschaftlichen Prüfungscommission. Seine Absicht war den Lehrerberuf in Preußen zu ergreifen, wo er nicht ohne Mühe die Staatsangehörigkeit wiedererlangt hatte. Aber eine Empfehlung Trendelenburg's verschaffte ihm im Frühling 1847 eine Hauslehrerstelle in der Familie des Rechtsanwaltes Bannatyne zu Glasgow, und damit trat die Wendung seines Lebens ein, die ihn einem anderen Ziele entgegenführte. Englische Sprache und Litteratur hatte er im Verein mit Nikolaus Delius und Otto Gildemeister längst gepflegt und studirt. Englische Geschichte in ihrem Gesammtumfange von den Ursprüngen an zu durchforschen, wurde nun der Gegenstand seines unermüdlichen Strebens. Acht Jahre verweilte er jenseits des Kanals, nur ein Jahr in der anfänglichen Stellung, die übrige Zeit unter mehrfachem Wechsel des Aufenthalts, durch Edinburg, Oxford, Cambridge, vorzüglich aber durch London gefesselt. Er mußte sich aus eigenen Mitteln erhalten und sich manche Entbehrung auflegen. In London hatte er aber das Glück, vom Beginne des Jahres 1850 an, über zwei Jahre als Privatsecretär des preußischen Gesandten, des Freiherrn v. Bunsen, in dessen Hause verweilen zu dürfen und wie ein Mitglied der Familie betrachtet zu werden. Er hat ihm selbst im dritten Bande dieses Werkes (A. D. B. III, 541 ff.) ein schönes biographisches Denkmal gesetzt und immer in freudiger Erinnerung hervorgehoben, was er jener höchst anregenden Zeit verdankte. Das Zusammensein mit dem hochgestellten und geistvollen Manne, der Verkehr mit den Größen der englischen Politik, Wissenschaft und Litteratur, die sich in den gastlichen Räumen zu Carlton-Terrace ein Stelldichein gaben, der Einblick in das bunte, wenn auch keineswegs immer erfreuliche Getriebe der großen Welt, alles das erweiterte seinen Gesichtskreis, ohne daß er sich dadurch von der hohen, ihm vorschwebenden Aufgabe hätte abziehen lassen. Um ihrer Lösung seine beste Kraft zu widmen, gab er die Stelle in Bunsen's Hause wieder auf und fuhr fort, in Archiven und Bibliotheken den Quellen der englischen Geschichte nachzuspüren. Die erste Frucht seiner Studien wurde Bunsen gewidmet. Es war das Buch „König Aelfred und seine Stelle in der Geschichte Englands“, das bereits 1851 erschien. Nach dem Vorwort war der Plan dieser Arbeit zu Oxford entworfen, „im November des

tſchweren Jahres 1848, zu einer Zeit, da deutſche Herzen wie ſelten zuvor
ie Erhaltung des Vaterlandes und insbeſondere für das Fortbeſtehen des-
en Staates erzitterten, den der Himmel zum Schutz und Hort Deutſchlands
nmt hat". In König Aelfred ſah der Verfaſſer eine jener rettenden, heroiſchen
lten, wie er ſie ſeinem deutſchen Vaterlande wünſchte. Inſofern war die
wahl des Themas nicht ohne Zuſammenhang mit den Erſchütterungen der
nwart, die ihn auf's tiefſte ergriffen. Aber der Schüler Ranke's ließ dies
auf ſeine Darſtellung einwirken. In objectiver Weiſe, mit umſichtiger
k der Quellen erhob er die geſchichtliche Perſönlichkeit des großen Königs
dem Nebel von Sagen, der ſie umfloß. Das Werk wurde in's Engliſche
ſetzt und in Deutſchland wurde es durch ſeinen väterlichen Freund, Lappen-
warm begrüßt. Dieſer vorzügliche Gelehrte wußte denn auch, als die Zu-
ne ſeines Augenleidens ihn zwang, auf die Fortſetzung der „Geſchichte von
and" in der Heeren-Ukert'ſchen Sammlung zu verzichten, keinen geeigneteren
ßmann zu empfehlen als P. Der 3., 4. und 5. Band des Werkes (1853,
, 1858) trägt Pauli's Namen und bleibt das bedeutendſte Monument, das
interlaſſen hat. Er hat die Geſchichte Englands durch drei und ein halbes
hundert von 1154—1509 fortgeführt und dies in einer Weiſe, welche ſeine
ung für die Engländer ſelbſt zu einer bewundernswerthen machte. Die größte
wierigkeit, die er durch eiſernen Fleiß zu überwinden wußte, ging aus der
haffenheit des Quellenmaterials hervor. Noch war in England ſehr wenig
kritiſche Sammlung und Herausgabe der mittelalterlichen Urkunden und Chro-
gethan. Er mußte vielfach die Handſchriften ſelbſt aufſuchen und machte
i, wie man mit Recht geſagt hat, einen vorzüglichen „praktiſchen Curſus der
iographie und Diplomatik" durch. Engliſche Freunde nahmen ſich ſeiner umſo
ger an, je deutlicher ſie ſeine Begabung und Begeiſterung für die Beſtellung
von ihm erwählten Arbeitsfeldes erkannten, vor allen anderen Thomas Duffus
dy, der in dem damaligen großen Towerarchive ſchaltete. Manche glück-
Entdeckung lohnte ſeine anſtrengende Beſchäftigung mit den vergilbten Per-
enten. Auch verdankte er ihr die einzige Unterſtützung, die ihm von der
nath her zu Theil wurde. Die Berliner Akademie bewilligte auf Pertz' An-
einen Beitrag, um eine Sammlung der für die deutſche Geſchichte wichtigen
umente des Towerarchives zu ermöglichen. Was die mittelalterlichen Chro-
n Englands betrifft, die nicht in einer bequemen monumentalen Ausgabe
gen, ſo gab P. am Schluſſe jedes Bandes über ſie eine fortlaufende Rechen-
t, bei deren Ablegung Gewiſſenhaftigkeit und Scharfſinn miteinander wett-
en. Niemand wäre ſo befähigt geweſen wie er einen „engliſchen Watten-
" zu ſchreiben. Dieſe Idee, begünſtigt durch die neueren trefflichen Vorar-
n engliſcher Forſcher, hat ihn denn auch lange beſchäftigt, und noch im
hling 1877 theilte er in einem Briefe mit, daß „jeder freie Augenblick einer
riographie des engliſchen Mittelalters angehöre." — So große Sorgfalt er
Sammlung und Sichtung des Rohſtoffes verwandte, er war nicht der Mann
n zu erſticken. Seine Darſtellung zeigte auf jeder Seite, daß er ihn zu be-
ſern wußte. Einfach und würdig feſſelte ſie durch Klarheit und Lebendigkeit.
chronologiſchen Gefüge ordnete ſich ebenſowohl die Erzählung der politiſchen
gänge im engeren Sinne ein, wie die Entwickelung der ſchwierigen ſtaats-
lichen Verhältniſſe oder der Nachweis der internationalen Handelsbeziehungen.
dem feinen Kenner und glühenden Verehrer engliſcher Literatur ließ ſich
arten, daß auch dies Element des Volkslebens ſeine volle Würdigung empfing,
er denn ſein Intereſſe für einen der älteſten engliſchen Dichter, John Gower,
h Herausgabe von deſſen „Confessio Amantis" (London, Bell and Daldy
7, 3 Vols.) bekundete.

Im Sommer 1855, in welchem der zweite von ihm bearbeitete Band der Geschichte von England in der Heeren-Ukert'schen Sammlung (der vierte des ganzen Werkes) erschien, verließ P. das Land, in dem er Belehrung und Freunde für's Leben gewonnen hatte, um zu versuchen, sich an einer deutschen Universität eine feste Stellung zu erobern. Er begann seine akademische Laufbahn als Privatdocent in Bonn, las aber dort nur zwei Semester. Den Winter 1856–1857 verbrachte er auf eine Einladung des Königs Maximilian von Baiern in dem anziehenden Kreise, den dieser Monarch um sich sammelte. Ostern 1857 folgte er einer Berufung als ordentlicher Professor nach Rostock. Er konnte sich hier einen eigenen Hausstand gründen, hatte aber das Unglück seine junge Frau, Anna geborene Ulrichs aus Bremen, bald zu verlieren. Dieser schwere Schlag ließ ihn in Rostock nicht heimisch werden. Er folgte 1859 umso lieber einer Berufung nach Tübingen, als er hoffen durfte, dort einen größeren Wirkungskreis und leichteren Zugang zu den unentbehrlichen Hilfsmitteln der Arbeit zu finden. Seine Inauguralrede (Gotha 1859) behandelte den „Gang der internationalen Beziehungen zwischen Deutschland und England". Mit dem in kritischer Zeit hier ausgesprochenen Wunsche, daß es nie gelingen möge, „die beiden alten Stützen der germanischen Welt zu trennen", mußte der Redner ein Echo in den Herzen seiner Zuhörerschaft wachrufen. Von ausgesprochen norddeutschem Wesen faßte er an der schwäbischen Hochschule Boden. Auch gewann er hier bald ein trauliches Heim, indem er sich mit der Schwester seiner verstorbenen Frau, Elisabeth Ulrichs, verheirathete. Dieser Ehe entsprossen vier Töchter. Der akademische Beruf, zuerst in der staatswirthschaftlichen, dann in der philosophischen Facultät nahm ihn sehr in Anspruch und nöthigte ihn, sich mehr und mehr universalhistorischen Aufgaben zuzuwenden. Er bewährte sich dabei als ein äußerst anregender Lehrer, dem das Wort leicht und sicher von den Lippen floß und der die studirende Jugend immer zu fesseln wußte, wenn er auch rhetorische Künste verschmähte. Nicht weniger glückten ihm in Tübingen, wie später an anderen Orten, populäre Vorträge, welche die ganze Frische und Ursprünglichkeit seines Naturells abspiegelten. In Seminarübungen kamen aber sein reiches Wissen, sein treffliches Gedächtniß, seine unermüdliche Hilfsbereitschaft allen denen zugute, die sich ihm vertrauensvoll anschlossen. Seine Feder ruhte nicht, aber sie war zunächst kleineren Arbeiten gewidmet. Verschiedene Gründe bewogen ihn, die Fortsetzung des bis an den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts geführten großen Werkes abzubrechen. Er hat sich später mit dem Gedanken getragen, wenigstens eine Geschichte Heinrich's VIII. folgen zu lassen. Aber auch dieser Plan wurde nicht verwirklicht, und nur einige Monographien sowie das nach seinem Tode veröffentlichte Fragment „Die Anfänge Heinrich's VIII." lehren, was man von der Ausführung des Ganzen zu erwarten gehabt haben würde. Eine Anzahl jener kleineren Arbeiten wurde unter dem Titel „Bilder aus Altengland" (Gotha, die 1. Auflage erschien 1860, 2. Auflage 1876) vereinigt. Sie beweisen Pauli's großes Talent für den historischen Essay, und nichts sprach mehr dafür, als daß sie in dem classischen Lande dieser Literaturgattung in Uebersetzung verbreitet wurden. Ein Programm von 1864 „Ueber Bischof Grosseteste und Adam von Marsh" führte ihn zu einer erneuten Beschäftigung mit der Geschichte des Simon von Montfort. Diesem selbst, „dem Schöpfer des Hauses der Gemeinen", galt die ausgezeichnete Arbeit, die er sich vornahm, seinem Lehrer Ranke zur Feier von dessen fünfzigjährigem Doctorjubiläum zu widmen (erschienen Tübingen 1867). Schon aber hatte er wieder an ein umfassendes darstellendes Werk die Hand gelegt. Salomon Hirzel gewann ihn dafür, es auf sich zu nehmen, für die „Staatengeschichte der neueren Zeit" die Geschichte Englands zu schreiben. Sie erschien in drei Bänden (Leipzig 1864, 1867, 1875), welche den Zeitraum vom

1815 bis 1852 umfaßten. P. verhehlte es sich nicht, welchen Schwierigkeiten die Behandlung eines und eben dieses theilweise zeitgenössischen Stoffes begegnen würde. Es war ihm mitunter zu Muthe, als ob er „mit heißer Lava und kaum mit Material zu thun habe, das angegriffen und behauen werden kann". Aber während der Arbeit wuchs ihm die Kraft. Als ein Mann, der Land und Leute aus eigener Anschauung kannte, alle Regungen des öffentlichen und geistigen Lebens des Inselvolkes in unablässiger Beobachtung, durch Lectüre und brieflichen Gedankenaustausch verfolgte, schrieb er nicht wie ein Stubengelehrter, sondern vereinigte Wissen und Erfahrung in seltenem Maße. Mit der Zeit erschlossen sich ihm auch ungedruckte Quellen, wie die Berichte des preußischen Gesandten in London, des Barons v. Bülow, die hinterlassenen Privatpapiere des Freiherrn v. Bunsen, Briefe Richard Cobden's „dieses echtesten und reinsten Urhebers der Manchesterschule". Wenn der Deutsche die neueste Geschichte Englands leidenschaftsloser zu erzählen vermochte als irgend ein Engländer, so suchte er deshalb seine warme Theilnahme an dem Wirken einzelner großer historischer Gestalten wie Canning und Peel nicht zu verbergen. Wenn der Kenner und Bewunderer der alten Grundlagen englischer Macht manche von diesen durch die unaufhaltsame demokratische Fluthwelle des neunzehnten Jahrhunderts erschüttert sah, so war er weit entfernt davon, den Unglückspropheten Recht zu geben, welche den nahen Untergang Englands voraussagten und in erster Linie das parlamentarische Regiment dafür verantwortlich machen wollten. In dem ernsten Bestreben bei großer Entschiedenheit der eigenen Ansicht sich über den Horizont der Partei zu erheben wie in dem unverdrossenen Bemühen die Wechselwirkung äußerer und innerer Politik aufzudecken, verrieth sich wieder der Schüler Ranke's. Doch erschwerte er sich die Gruppirung des Stoffes ein wenig dadurch, daß er die Erzählung der verschiedenartigsten Vorgänge häufig dem Rahmen eines Berichtes der parlamentarischen Debatten einzufügen suchte. Auch wird sich nicht verkennen lassen, daß das Bild der socialpolitischen Kämpfe und Reformen, welches einen so großen Raum in der Darstellung der Jahre 1815—1852 einzunehmen hat, mancher Nachhilfe und Ergänzung bedarf.

Das Vorwort zum zweiten Bande dieses Werkes datirt noch von Tübingen. Der Verfasser erklärt hier, daß „eine ihm in jeder Beziehung ungemein erwünschte Muße" den Abschluß des Bandes möglich gemacht habe. Er spielt damit auf ein Lebensereigniß an, das mit den gewaltigen Ereignissen des Völkerlebens in Zusammenhang stand und seinen Weggang aus Würtemberg zur Folge hatte. Während des Krieges von 1866 stand er mit allen seinen Wünschen und Hoffnungen auf preußischer Seite. Er gab seinem erregten Gefühl alsbald lebhaften Ausdruck in einem Artikel „Würtemberg und die Bundeskatastrophe", der im Augustheft der preußischen Jahrbücher erschien. Die würtembergische Regierung glaubte sich durch diesen Artikel verletzt, zu dessen Urheberschaft sich P. ohne Zögern bekannte. Der Cultusminister, nachdem er vergeblich auf eine Mitwirkung des Senates der Universität in dieser Sache gerechnet hatte, schlug gegen P. ein disciplinäres Verfahren ein. Er wurde, mit Belassung von Rang und Gehalt, an das niedere evangelische Seminar zu Schönthal versetzt. P. nahm sofort seine Entlassung, blieb aber noch den Winter in Tübingen wohnen. Im Frühling 1867 gab ihn eine Berufung nach Marburg dem akademischen Lehrstuhl zurück. Als Vertreter dieser Universität im preußischen Herrenhause hat er auch einigen Sitzungen desselben beigewohnt. Aus eben dieser Marburger Zeit stammt die Herausgabe der „Aufsätze zur englischen Geschichte" (Leipzig 1869), die eine neue Reihe lebensvoller Bilder, wie er sie in Vorträgen, Abhandlungen und Essays gestaltet hatte, vorführten. Ein Aufsatz über Irland, zu dessen Abfassung ihn früher eine Wanderfahrt durch die grüne Insel angeregt hatte, nimmt nach

Umfang und Inhalt die erste Stelle ein. Im Frühling 1870 vertauschte P. Marburg mit Göttingen, wo eine geschichtliche Professur durch Havemann's Tod erledigt war. Er wurde damit auf den denkbar günstigsten Boden verpflanzt, an die Hochschule, die seit ihrer Entstehung deutsch-englische Beziehungen mit Vorliebe gepflegt, an die Seite von Georg Waitz gestellt, der die historischen Studien hier zur höchsten Blüthe gebracht hatte. Die herrliche Bibliothek, für Pauli's Specialfach besonders reich und ihre Verwaltung stets bereit auf seine Wünsche einzugehen, um Lücken auszufüllen, gewährten ihm die beste Unterstützung. Ein überaus rascher Arbeiter, führte er nicht nur früher Begonnenes fort, sondern lieferte unablässig zahlreichen englischen und deutschen Zeitschriften und Sammelwerken neben kritischen Referaten gesuchte selbständige Beiträge. Es war ihm Bedürfniß nicht nur in sprudelnder Unterhaltung über Fragen der Wissenschaft und des Lebens, die ihn beschäftigten, sich auszusprechen, sondern auch darüber durch den Druck zu einem größeren Publicum zu reden. Er fühlte sich, wie er einmal sagte, nur glücklich, wenn er mehrere Bolzen in der Esse habe. Man begreift es, daß bei einer so ausgedehnten schriftstellerischen Thätigkeit mitunter die letzte Feile nicht angesetzt werden konnte, und daß bei dem Feuer seines Temperaments manches kühne Gleichniß, auch mancher Kraftausdruck mitunterlief, der nicht nach dem Geschmacke eines jeden Lesers sein konnte. Niemals litt indessen die Solidität des Inhaltes unter der Schnelligkeit des Schreibens oder unter der Lebhaftigkeit des Schreibers. Auch zogen ihn Gegenstände strenger Forschung immer wieder von den leichteren Aufgaben populärer Darstellung zurück. Die Gründung des Hansischen Geschichtsvereines veranlaßte ihn, an die Studien seiner Jugend wieder anzuknüpfen, in denen er sich so häufig mit den commerciellen Beziehungen der Hansestädte und des mittelalterlichen Englands beschäftigt hatte. Er verfolgte das Aufblühen dieses Vereines mit reger Theilnahme, wurde Mitglied seines Vorstandes und eifriger Mitarbeiter an den „Hansischen Geschichtsblättern“. Als der Verein 1878 in Göttingen tagte, empfing er die Edition eines merkwürdigen, für die Geschichte des Handels und der Volkswirthschaft werthvollen Gedichtes „The Libell of English Policye 1436“ durch W. Hertzberg (Text und metrische Uebersetzung, Leipzig 1878), zu der P. die geschichtliche Einleitung geschrieben hatte. Seine Thätigkeit für die Monumenta Germaniae historica, bei seinem ersten Aufenthalt in der Fremde begonnen und bei wiederholten Besuchen Englands fortgesetzt, kam dem großen Unternehmen sehr zu statten. Während er sich mit dem Gedanken trug, die Regierung Heinrich's VIII. als ein Ganzes darzustellen, die englische Historiographie des Mittelalters im Zusammenhang zu behandeln, drängte sich ein anderes Thema vor, das ihn auf's höchste anzog, die Geschichte der Erwerbung der englischen Krone durch das Haus Hannover. Er erhielt für die Bearbeitung desselben sehr werthvolle archivalische Materialien. Einiges von dem, was er aus ihnen noch verwerthen konnte, ist nebst jenem Fragment „Die Anfänge Heinrich's VIII“, Artikeln aus den Preußischen Jahrbüchern, aus der Zeitschrift Im neuen Reich u. a. m. in seinen „Aufsätzen zur englischen Geschichte. Neue Folge, herausgegeben von Otto Hartwig“ (Leipzig 1883) wiederabgedruckt.

In rastlosem Schaffensdrang sich mittheilend und mit den Freunden jenseits des Kanals immer in Verbindung, war er der berufene Vermittler englischer und deutscher Geschichtswissenschaft. Und diese Vermittlerstelle dehnte sich selbst über das wissenschaftliche Gebiet aus. „Was England an echt germanischen Substanzen bewahrt hat, auf dem Boden der Urheimath wieder fruchtbar zu machen“, daran wollte er zu seinem Theile in Wort und Schrift mitarbeiten. So begeistert er als deutscher Patriot den Ereignissen 1870 zujubelte, er vergaß darüber nicht, was Deutschland noch immer von anderen Völkern lernen könne. Ueberhaupt

ließ er sich niemals durch eine herrschende Strömung in der Selbständigkeit seines Urtheils über die öffentlichen Angelegenheiten beirren, so wenig wie er gewillt war, als Gelehrter sich in den Bann einer Clique zu begeben. Mannhaft, freimüthig und von unbestechlicher Wahrheitsliebe konnte er sich nicht selten scharf und kräftig aussprechen. Aber es war ihm immer um die Sache zu thun. Ein vortrefflicher Gesellschafter, ein gastfreier Hausherr, wohl erfahren in der Führung von Ehrenämtern, weltmännisch gewandt, Freund der Künste, und für Humor wie Witz gleichempfänglich, ließ er oft vergessen, daß er dem Lehrstande angehörte, und Unkundige mochten etwas Militärisches in seiner strammen Haltung finden. Indessen begann der bis dahin Rüstige gegen Ende der siebziger Jahre über seinen Gesundheitszustand zu klagen. Allmählich entwickelte sich ein Leiden, das sich besonders in gichtischen Anfällen äußerte. Er nahm noch 1882 an der Pfingstversammlung des Hansischen Geschichtsvereines zu Hannover Theil. Von dort reiste er zu einem Familienfeste nach Bremen. In der Nacht vom 2. auf den 3. Juni machte daselbst ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende.

Abgesehen von Nekrologen in Zeitungen s. F. Frensdorff: Reinhold Pauli. Rede gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen (Bd. 29 der Abhandlungen der K. G. d. W.) Göttingen, 1882. — Derselbe: Deutsche Rundschau. Bd. 34. Januar—März 1883. — Otto Hartwig: Zur Erinnerung an R. Pauli, in Pauli's von O. H. herausgegebenen Aufsätzen zur englischen Geschichte. Neue Folge. Leipzig 1883. — L. Weiland: Zum Andenken an R. Pauli in den Hansischen Geschichtsblättern, Jahrgang 1883. Leipzig 1884. — Giesebrecht: Nekrolog auf R. Pauli in den Sitzungsberichten der k. bairischen Akademie d. W. 1883. Philos.-hist. Classe.

Alfred Stern.

Pauli: Simon P., der Aeltere genannt, † am 17. Juli 1591, war am 28. October 1534 zu Schwerin in Mecklenburg geboren, wurde 1552 an der Universität Rostock immatriculirt, in Wittenberg 1555 Magister und am 5. November 1558 von Melanchthon dem Herzog Johann Albrecht I. für eine theologische Professur in Rostock empfohlen. Dieser aber, der ihn schon nach einer 1554 geschriebenen lateinischen Lobrede auf Schwerin und nach warmen Fürsprachen des David Chyträus kannte, berief ihn zu sich als Domprediger, nahm ihn auch mit zum Reichstage nach Augsburg und ernannte ihn darauf 1560 zum Pastor an St. Jacobi und fürstlichen Professor der Theologie in Rostock. In demselben Jahre recipirte ihn die Artistenfacultät unter ihre Docenten, und am 29. April 1561 promovirte ihn der pommersche Superintendent D. Jacob Runge als Vicekanzler zugleich mit David Chyträus und dem Stadtsuperintendenten Johannes Kittel zum Dr. theol. Ein treuer Schildknappe des David Chyträus, dem er in Gelehrsamkeit nachstand, an Predigtgabe und praktischem Sinn aber überlegen war, hat er seitdem bis zu seinem Tode mit jenem gemeinsam alle Gutachten der theologischen Facultät verfaßt und vertreten, als eifriger, wortgetreuester Halter an Luther's Ausdruck, selbst gegen Melanchthon, und vor allem, was man Kryptocalvinismus und Flacianismus nannte. Aber auch ein Vertreter geistlicher Machtvollkommenheit war er wider den Rath der Stadt Rostock, gegen den er in der Heßhusius'schen Angelegenheit und in dem Anspruch einen Stadtsuperintendenten zu ernennen die Führung des geistlichen Ministeriums übernahm. Die theologisch-politischen Streitfragen und Zänkereien, in denen er mit der Facultät thätig war, sind von O. Krabbe weitläufig dargelegt; ebenso, wenn auch mit Verkennung der städtisch-hansischen Stellung der Universität und des in Folge der Reformation nothwendig entstandenen schiefen Verhältnisses zwischen Landesherrn, Stadt und Universität, die Betheiligung Pauli's an den

Verhandlungen, welche zur Formula concordiae vom 11. Mai 1563 zwischen letzteren führten. Trotz der laudatorischen Behandlungen seines Auftretens in fast allen Darstellungen kann dasselbe nicht schön genannt werden. Der Zeitströmung gemäß neigte er der aufstrebenden fürstlichen Macht zu und verschmähte nicht, bei allem äußerlichen Schein der Versöhnlichkeit und Liebe zur Ausgleichung doch den Hader zwischen Bürgerschaft und Rath zu benutzen. Daß die Stadt am 28. October 1565 in den traurigen Wirren sich dem Herzoge Johann Albrecht auf dessen Versprechen hin ergab, was sie nachher schwer büßte, lag wesentlich an dem Zureden Pauli's. Im Streite über die Rostock'sche Superintendentur, ob Fürst oder Stadt sie zu bestellen habe, nahm er die fürstliche Bestallung für den Rostocker Kreis an, die Chyträus zu übernehmen bedenklich war. Nach der späteren Ausgleichung zwischen den streitenden Theilen im Erbvertrag vom 21. September 1573 mußte er diese Stelle niederlegen und wurde als erster von Geistlichkeit und Stadt gewählter Stadtsuperintendent am 28. März 1574 fürstlicherseits bestätigt. Ebenso ging es mit seiner Bestallung von 1570 als dritter geistlicher Beisitzer des fürstlichen Consistoriums, gegen welches der Rostocker Rath noch 1571 protestirte. Als solcher wird er 1574 herzoglicher Kirchenrath genannt. Rector der Universität war er viermal, 1566, 1570, 1582 und 1588. Sein Bild befindet sich in Westphalen, Mon. ined. III zu S. 1201. Ob der 1616 zum herzoglichen Archivar und Lehnssecretär ernannte Simon Pauli sein Sohn gewesen, steht dahin; der Name Pauli kommt übrigens mehrfach vor.

Alle älteren Quellen in: Krey, Andenken an die Rostock'schen Gelehrten VI, S. 23—32; die theologische Thätigkeit bei O. Krabbe, Univ. Rostock, und genauer noch bei O. Krabbe, Daniel Chyträus. — Schirrmacher, Johann Albrecht I. (Ueber 1565: T. I, S. 520 nach einer ungedruckten niederd. Chronik; auch Ungnaden, Amoenitates rc.) — Seine Schriften bei Krabbe und Westphalen, seine Vorlesungen bei Krabbe. — Lisch, Jahrb. XII, S. 64; XIX, S. 131—136; XXII, S. 183. — v. Wedel, Hausbuch, S. 323 f.

Krause.

Pauli: Simon P., der Jüngere, war der Großsohn Simons des älteren und der Sohn Heinrich Pauli's, der 1565 in Rostock geboren und 1594—1604 Dr. und Professor der Medicin und Stadtphysicus war, 1604 aber als Leibarzt der Königin-Wittwe Sophie von Dänemark nach Nykjöbing ging, wo er am 13. August 1610 starb. 1596 hatte er das Rectorat der Universität bekleidet. Simon P. war am 6. December 1603 (a. St.) geboren, studirte in Rostock und Leiden, später — besonders Anatomie — in Paris; auch ein halbes Jahr in Wittenberg, nachdem er England bereist hatte. Dr. med. wurde er 1630 in Wittenberg, war darauf praktischer Arzt in Rostock, dann in Lübeck, 1634 bis 1639 Professor der Medicin in Rostock, 1639—1648 Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik in Kopenhagen. 1648 wurde er Leibarzt des Königs von Dänemark und erhielt zur Besoldung die Pfründe einer Prälatur zu Aarhus; nur einige Zeit war er — angesteckt von schlechter Krankheit — 1655 wieder in Rostock, wo er Vorlesungen, zumal botanische, hielt. † 13. April 1680. Er hatte sich einen Namen als Anatom und Botaniker erworben, seine Schriften zählt Blanck auf; auch über die Anatomie des Pferdes hat er geschrieben. Eine „Flora Danica“ gab er 1648 in Kopenhagen heraus. Krey nennt auch ein „Quadripertitum botan.“ in 4°, worin sein Bildniß, welches auch vor seiner „Commentatio de abusu Tobaci et herbae Thee“ (Straßburg 1665) wiederholt ist.

Krey, Andenken an die Rost. Gelehrten VI, S. 8 f. — A. Blanck, die meckl. Aerzte S. 17 (Heinrich) und 30 (Simon).

Krause.

Pauli: Theodor P., Rechtsgelehrter, geboren am 22. September 1648 zu Greifenhagen in Hinterpommern, wo sein Vater Bürgermeister war, † am 12. August 1716 in Königsberg. P. besuchte seit 1665 das Gymnasium zu Colberg, dann das zu Stargard, bezog hierauf die Universität Greifswalde, im Herbst 1667 Frankfurt a. O., wo er 1672 den juristischen Doctorgrad erwarb, nachdem er vorher einen jungen Adeligen nach Hamburg und Bremen, Leipzig und Jena begleitet hatte. 1673 kam er als prof. juris extraordinarius nach Königsberg, wurde dort 1678 ordinarius secundus, 1679 zugleich Präses des Hofgerichtes, 1681 Primarius juris, 1697 Präses am Criminalgerichte, endlich 1703 neben seiner Professur Hof- und Tribunalrath, in welchen Eigenschaften er 1716 mit Tod abging. P. schrieb zu Frankfurt und Königsberg zahlreiche Disputationen, von denen an 36 im Druck erschienen; in seinem handschriftlichen Nachlasse befindet sich u. a. ein „Comment. in institutiones“ (Schriftenverz. bei Jöcher III, 1314 und Rotermund V, 1709). — Sein Sohn Theodor Christian P. schrieb: „Trigam observationum juridicarum“. Regiom. 1704. 4°.

Jöcher und Rotermund a. a. O. — Arnold, Histor. der Königsb. Universität, Thl. II, S. 26. — Neue Leipz. Zt. 1717 S. 460 u. ff.

Eisenhart.

Paulin: Pater P., Orientalist, geboren in Hoff an der Leitha in Niederösterreich. Seinen ursprünglichen Namen Johann Philipp Wesdin oder Weszdin vertauschte er, in den Jesuitenorden eintretend, mit dem Namen Paulinus a Sancto Bartholomaeo. Nach Indien entsandt, wirkte er dort als Missionar an der Malabarküste von 1776—1789. Nach seiner Rückkehr begab er sich nach Rom, wo er eine Reihe vermischter Werke über orientalische Sprachen und Alterthumskunde in lateinischer Sprache veröffentlichte und 1805 starb. Seine beiden Sanskritgrammatiken, eine kürzere und eine ausführlichere, erschienen 1790 und 1802 und waren die beiden ersten in einer europäischen Sprache abgefaßten Grammatiken der ehrwürdigen Sanskritsprache, deren Entdeckung auf die neuere Entwicklung der Sprachwissenschaft und Philologie einen so bedeutenden Einfluß geübt hat. Allerdings ist die Einführung des Sanskrit in die europäische Wissenschaft mehr den Arbeiten Colebrooke's u. a. englischer Orientalisten zu danken, als den zwei Grammatiken des P.; auch sind die letzteren keine ganz selbständige Leistung, wenn auch Näheres über ihr Verhältniß zu der von P. benutzten noch jetzt in Rom vorhandenen handschriftlichen Sanskritgrammatik des Jesuitenpaters Hanxleden, der im Anfang des 18. Jahrhunderts in der malabarischen Mission wirkte, nicht bekannt ist. Auch die Verwandtschaft des Sanskrit mit den europäischen Culturssprachen wurde von P. richtig erkannt und u. a. in seiner „Dissertatio de latini sermonis origine et cum orientalibus linguis connexione“ (Rom 1802) näher begründet. Das Alter und die Echtheit der Sprache des Zendavesta und die nahe Verwandtschaft desselben mit dem Sanskrit wies er durch Zusammenstellung von 100 verwandten Wörtern nach in der kleinen aber beachtenswerthen Schrift: „Dissertatio de antiquitate et affinitate linguarum Zendicae, Sanscritamicae et Germanicae“ (Padua 1798). Außerdem schrieb er über indische Palaeographie, Handschriftenkunde, Religionsgebräuche, Grammatiken u. s. w. und gab den Anfang eines in Sanskrit abgefaßten altindischen Wörterbuchs in tamulischen Lettern heraus.

J. Jolly.

Paulina, Tochter des Fürsten Friedrich Albrecht von Anhalt-Bernburg, geboren am 23. Febr. 1769, hat sich als Vormünderin und Regentin des Fürstenthums Lippe nicht nur bei ihren Lebzeiten in weiten Kreisen einen hochgeachteten Namen, sondern auch durch ihre kraft- und weisheitsvolle Regierung im lip-

pischen Lande ein bis auf den heutigen Tag dauerndes dankbares Anden
worben. Erzogen zu Ballenstädt unter Leitung ihres Vaters als dess
Gefährtin und Gehülfin bei seinen Regierungsgeschäften entwickelte sie scho
neben allen Vorzügen edler Weiblichkeit Charakter- und Geisteseigenschaft
sie sonst nur Männern eigen sind. Wiewol von Natur und durch An
Gleim's mehr zur Beschäftigung mit Litteratur und Poesie und ruhigem
leben geneigt, hatte doch ihr Geschick sie zu einer hervorragenden pol
Thätigkeit bestimmt, indem sie sich im Januar 1796 mit dem Fürsten
zur Lippe vermählte, welcher, nachdem er in seiner Jugendzeit mehrere Ja
Geisteskrankheit gelitten, schon am 4. Februar 1802 mit Hinterlassung vo
Söhnen starb. Sie genoß schon damals ein solches Vertrauen, daß ma
gegen die Regel der lippischen Hausgesetze, die Vormundschaft und
regentschaft übertrug, welche sie mit einem aus zwei landständischen und
Regierungsmitgliede bestehenden Collegium 18 Jahre lang mit rastloser
keit und Selbstaufopferung geführt hat. Die geistreiche Fürstin war di
dieser Regierung; von ihr ging fast immer der Anstoß aus zu dem, wa
rend ihrer Regierung zum Wohle des Landes geschah. In der schwierig
während des Kaiserthums und der Napoleonischen Kriege war ihr
Bestreben darauf gerichtet, ihr Land vor Bedrückungen und Gefahren m
zu schützen, und das ist ihrer geschickten Hand in solchem Maße gelunger
Lippe damals der Umgegend als eine Oase in der Wüste erschien. Se
ständlich trat sie, wie zahlreiche deutsche Fürsten, dem Rheinbunde bei, die
Möglichkeit, die Integrität und Selbstständigkeit des Landes zu erhalt
seine Lasten zu erleichtern. Sie wirkte für diesen Zweck mit unglau
Thätigkeit durch Correspondenz mit französischen und westfälischen Staatsm
sowie durch Reisen nach Mainz und Paris, um bei Napoleon, seiner Ge
seinen Ministern, dem Fürsten Primas für ihr Land persönlich das
führen. (Ein interessantes Tagebuch ihrer Reise nach Paris 1807 ist
Zeitschr. Germania von Rud. Wagner 1863 auszugweise veröffentlicht n
Der Erfolg war, daß Lippe nicht dem Königreiche Westfalen oder dem
herzogthum Berg incorporirt und von Einquartierungen und Requisitio
Ende 1813 fast ganz verschont wurde. Das Truppencontingent des
nahm zur Rheinbundszeit an den Feldzügen in Spanien, Tirol und R
theil und wurde nach dem Umschwung sofort zur Armee der Alliirten
Mit gleichem Eifer wandte sich die Fürstin während und nach der Kr
den damals noch sehr patriarchalischen Institutionen des Landes zu, w
in zeitgemäßem und freiheitlichem Geiste, ohne Schonung veralteter Sta
rechte, zu verbessern suchte. Dahin gehört die Einführung der allg
Militärpflicht mit kurzer Dienstzeit und einer ohne Rücksicht auf Ste
legien gleichmäßig auf das Einkommen der Bevölkerung, auch des Dom
gelegten Kriegssteuer, Reform des Finanzwesens, der Justiz, ausgedehnte
bauten, festere Stellung der Staatsdiener, Aufhebung der Leibeigenschaft,
Einführung einer Repräsentativ-Verfassung. Sie drang vor allem auf Ve
des im Laufe der Zeit kräftig entwickelten und bei den Staatslasten am
betheiligten Bauernstandes, fand aber bei den allen Neuerungen widerstr
von Selbstsucht und Kastengeist beseelten Ständen von Ritterschaft und
einen Widerstand, an welchem alle Einigungsversuche scheiterten. Sie
sich deshalb, zur Erfüllung einer Verpflichtung der Bundes-Acte im
eine landständische Verfassung zu octroyiren, welche jedoch durch den
tag auf Beschwerde von Ständen und Agnaten sistirt wurde. Diese l
dischen Kämpfe sind erst lange nach ihrem Tode zum Abschlusse gelangt.
den legislativen Reformen war es vor allem das Schulwesen, die Arme

Gründung wohlthätiger und gemeinnütziger Anstalten, Hebung der allgemeinen Sittlichkeit und Religiosität des Volks, was das Herz der Regentin beschäftigte. Zu den bedeutenden Kosten solcher Reformen trug sie mit freigebiger Hand aus eigenen Mitteln bei und wußte die Privatwohlthätigkeit dafür anzuregen. Ihre pädagogischen Ideen veröffentlichte sie zuweilen in den damals vom Gen.-Sup. von Cölln redigirten „Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung", correspondirte darüber mit auswärtigen Sachverständigen, wie Zeller in Zürich, suchte sich durch Abgeordnete nach der Schweiz über die Pestalozzi'sche Methode zu informiren und wußte zur Ausführung ihrer Pläne überall die richtigen Werkzeuge zu finden. So ist namentlich das Schulwesen des Landes durch ihre Fürsorge zu einer damals beispiellosen Blüthe gelangt. Unter den von ihr geschaffenen Wohlthätigkeitsanstalten verdient besonders die mit dem Lehrerseminar verbundene „Pflegeanstalt" zu Detmold genannt zu werden, welche zu einem Waisen-, Kranken-, freiwilligen Arbeitshause, einer Schule für Handarbeit und einer Kleinkinderbewahranstalt, jetzt Paulinenanstalt genannt — der ersten in Deutschland — bestimmt war. Für Bettler und Vagabunden wurde ein Zwangsarbeitshaus errichtet und schon seit 1804, als man noch wenig an Pflege der Geisteskranken dachte, sorgte die Fürstin für Gründung einer Irrenanstalt zu Brake, welche im J. 1811 eröffnet wurde. Ueberhaupt war sie in socialpolitischen Bestrebungen ihrer Zeit weit voran. Erfüllt von einem strengen Pflichtgefühl nahm sie persönlich an den Sitzungen der Regierung und der Rentkammer theil und hielt zweimal wöchentlich Audienzen, wo jeder Unterthan mit Bitten und Beschwerden bei ihr Zutritt und stets gerechte und humane Behandlung fand. Was die edle Frau ihrer näheren Umgebung durch Eigenschaften des Geistes, durch den mächtigen Zauber ihrer Persönlichkeit gewesen ist, lebt noch fort im Munde der Nachkommen. Nachdem sie im J. 1820 mit einer feierlichen Abschiedsrede die Regierung in die Hand ihres ältesten Sohnes Leopold niedergelegt hatte, wurde ihr von der Stadt Lemgo das Amt des regierenden Bürgermeisters angetragen, sie starb aber schon am 29. December dess. J. Die Regierung Paulinens, so schreibt ein zeitgenössischer Schriftsteller mit Recht, „wird in der lippischen Geschichte stets eine ihrer glänzendsten Perioden bleiben".

Reiches Material enthält Clostermeiers Krit. Beleuchtung. 1817. — Vgl. Zeitgenossen (Leipzig 1822) Bd. II, Heft VI, S. 7—74.

Falkmann.

Paulinus, der Heilige, Patriarch von Aquileja g. 730—40, † 11. Januar (?) 802. Dieser namhafte Kirchenfürst, Zeitgenosse und Landsmann eines Paulus S. des Warnefrid (Paulus Diaconus), des Geschichtschreibers der Longobarden, war zunächst Lehrer („Grammaticus") an der ihrer Zeit trefflichen Schule zu Cividale (Forum Julii). Als nach dem Falle des Longobardenreiches (774) der Friauler Herzog Hrodgaud den erfolglosen Erhebungsversuch mit blutiger Schlappe und schwerer Bestrafung seiner Anhänger gebüßt (776), erhielt P. von dem Frankenkönige Karl die Güter des Walando (Sohn des Immo von Luberiana); die erste, urkundlich bezeugte Gunstbezeugung des mächtigen Herrschers, dem nunmehr P. immer näher trat. Er kam nämlich an Karls Hof und theilte sich hier mit Alcuin in die Erziehung Angilberts, des Königssohnes, wie uns die Correspondenz des berühmten Angelsachsen bezeugt, der fortan in Freundschaft und brieflichem Verkehre mit P. beharrte. Entscheidend für das weitere Leben des Letzteren war die vom Frankenkönige veranlaßte Erhebung Paulin's zum Patriarchen von Aquileja. Früher bezeichnete man das J. 776 als Zeitpunkt dieses Ereignisses; Jaffé hat jedoch mit Grund erst 787 dafür angesetzt. Sein Vorgänger, der zweite in der Reihe der sog. „orthodoxen" Patriarchen war Sigwald von Cividale, aus dem Hause der Herzoge von Benevent, während die Tradition

unsern Paulinus von Premeriaco herstammen läßt und mit ihm das Geschlecht der Saccavini in Verbindung bringt, welches noch in unsern Tagen den Festtag des heilig gesprochenen Mannes feierlich begeht und sich uralter Freiheiten seitens des Patriarchates rühmte. Karl der Große, der Freund der Gelehrsamkeit und der gewiegte Politiker, der eines streng kirchlich gesinnten, eines loyalen Kirchenfürsten an den Südostmarken seines anschwellenden Reiches bedurfte, zog den Patriarchen nicht selten bei seinen Kirchenversammlungen zu Rathe, so bei dem Concil zu Aachen (789), zu Regensburg (792) und Frankfurt (794). Zu Regensburg erlangte P. von seinem königlichen Gönner die Befreiung des Patriarchates vom Fodrum (Naturalleistungen) und Abgaben bei einer Heerfahrt in Istrien ausgenommen den Fall, daß der König oder dessen Sohn Pippin dabei persönlich anwesend seien, desgleichen erhielt er eine Bestätigung seiner Güter. Bei der Frankfurter Synode handelte es sich um Stellungnahme zu den sog. Felicianischen Streitigkeiten, die durch den Widerruf des Felix und die dritte päpstliche Aechtung dieser Kirchenlehre in ihr vorletztes Stadium getreten waren. Karl der Große hatte veranlaßt, daß die bezüglichen Ansichten des Papstes und Geistlichkeit seines Reiches in eine für den heterodoxen Reichsprimas Spaniens, Helipandus von Toledo, und die übrige Geistlichkeit daselbst bestimmte Declaration zusammengefaßt wurden. Die zweite der darin verbundenen Schriften gegen den „Felicianismus“ oder „Adoptianismus“ stammte von P. u. d. T. „Libellus episc. Italiae contra Elipandum“ oder „Libellus sacrosyllabus“. — Um 795 finden wir den Patriarchen wieder in seiner friauler Residenz (Cividale). Damals verfaßte er für seinen Freund Erich, Markgrafen von Friaul, den „libellus exhortationis, vulgo de salutaribus documentis ad Henricum comitem seu ducem Forojuliensem“, dessen Inhalt großentheils dem Buche des Pomerius „de vita contemplativa“ entnommen ist. Es wird darin von der Tugend und von der Meidung der Laster gehandelt. Das 20. Cap. ist mit „miles spiritualis et terrenus“ überschrieben. Ursprünglich schrieb man das Buch dem h. Augustinus zu. 796 hielt der Patriarch eine Synode mit 15 Bischöfen seines Sprengels ab, in welcher gegen den Nestorianismus Stellung genommen wurde. Andrerseits finden wir angedeutet, daß als K. Pippin, Karls Sohn, den Heereszug gegen die Avaren antrat (796), derselbe an der Donau lagernd, Bischöfe, darunter auch den Patriarchen P., zu Berathungen einberief, bei denen „in vertraulicher Weise“ über die Christianisirung der Avaren berathen wurde. Alcuin selbst habe sich in dieser Angelegenheit an P. gewandt. Als der tapfere und beliebte Markgraf-Herzog von Friaul, Erich, bei Tersate in „Liburnien“ (in der Nähe des heutigen Fiume), an der Grenze der eigenen Mark, im Hinterhalte der Feinde einen vorzeitigen Tod erlitt, war es allem Anscheine nach P., der dem befreundeten und allgemein bedauerten Helden eine uns erhaltene Todtenklage in Versen widmete, die den Ruhm dieses Kriegsführers, Staatsmannes und Kirchenfreundes der Nachwelt vor Augen halten sollen. In dieses Jahr fällt auch der Abschluß der felicianischen Streitigkeiten. Auf der Synode zu Aachen (Mai, Juni) 799 disputirte Alcuin mit Felix, und die große Streitschrift des Ersteren gegen Helipandus und Felix sollte sich anschließen. Auch P. hatte für diesen Zweck seine „libri tres contra Felicem Urgelitanum episcopum“ abgefaßt. Die letzte bedeutsamere Thatsache im Leben unseres Kirchenfürsten ist dessen Concilversammlung in Altino (um 800). Sie war die Folge der gewaltsamen Haltung Venedigs und zwar des damaligen Dogen Johannes und dessen Sohnes Mauritius gegen den Patriarchen von Grado, Johannes, da dieser sich den Franken zuneigte und deshalb von den mit Byzanz zusammengehenden Venetianern in Grado angegriffen, gefangen genommen und getödtet wurde. Die besondere Veranlassung hiezu bot die Weigerung den gewählten Bischof von Olivolo, Christophorus, zu bestätigen. Offenbar bezweckte diese Synode, deren Abhaltung P. dem Frankenkaiser and

anmeldete, eine Manifestation gegen die Venetianer. Paulinus' Tod fällt, wie schon angegeben, in das Jahr 802. Außer den weiter oben angeführten Schriften werden ihm noch 11 geistliche Gedichte (Hymnen) zugeschrieben.

Biographie: Madrisius, (Ausg. der Werke des h. Paulinus, Venedig 1737, IX ff. als Einleitung). — Liruti, Notizie de' letter. del Friuli (1760) I. — de Rubeis, Monum. eccl. Aquilejensis (1740). — Manzano (Conte Franc.), Ann. del Friuli I. (1858). Udine. — Dümmler, Poetae lat. medii aevi. I (1880). — Das Urkundliche: Sickel, Acta Karolin. (1867—8). — Mühlbacher, Die Regesten des Kaiserreiches unter den Karolingern 1. 2. H. (1880—1). — Jaffé, monum. Alcuina. — Insbesondere Sig. Abel und Bernh. Simson, Jahrb. des fränkischen Reiches unter Karl d. Gr., II. Bd. (1883). — Miscellanea pubbl. dalla Deputazione Veneta di storia patria (1883) I. Abth. h. v. C. Cipolla. Krones.

Paulli: Wilhelm Adolf P., Schriftsteller und Dichter. Er war geboren im holsteinischen Flecken Bramstedt im J. 1719. Seine Vorbereitung zum Studium genoß er auf dem Hamburger Johanneum und widmete sich darauf der Rechtswissenschaft. Längere Zeit hat er in der schleswigschen Stadt Husum verweilt. Er erlangte den Titel eines großfürstlich holsteinischen Secretärs, verlebte aber den Rest seines Lebens als Privatgelehrter in der Stadt Hamburg, wo er am 21. August 1772 verstorben ist. Er war kaiserlich gekrönter Poet. — Von ihm erschienen folgende Zeitschriften: „Poetische Gedanken von politischen und gelehrten Neuigkeiten", Hamburg 1750—54, 6 Bde. 2. Aufl. 1762. „Poesie und Prosa zum Nutzen und Vergnügen", Hamburg 1755—56, 2 Bde. „Beytrag zum Nachtische für muntere und ernsthafte Gesellschaften". Eine Wochenschrift, Hamburg 1766—68, 2. Aufl. 1777—79, 2 Bd. „Die Muse an der Niederelbe". Eine Wochenschrift, Hamburg 1769. Seine Gedichte sind gesammelt erschienen: „Versuche in verschiedenen Arten der Dichtkunst", 1750.

Zeitschr. des Vereins f. Hamb. Geschichte II, 3, S. 491 ff. — Hamb. Schriftstellerlexikon VI, S. 7. — Brümmer, Dichterlexikon s. v. Carstens.

Paullini: Franz Christian P., Polyhistor. Geboren im Februar 1643 zu Eisenach, aus einer kaufmännischen Familie stammend, erhielt er seine gelehrte Ausbildung zunächst auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, weiterhin an dem Casimirianum zu Coburg. Er hat sich ursprünglich für den ärztlichen Beruf bestimmt, erwies sich aber zugleich bald genug den verschiedensten Anregungen und Einwirkungen zugänglich. Bei Zeiten gab er seinem Wandertriebe nach, der ihn weit in die Welt hinausführte. Er besuchte Königsberg, Kopenhagen, Franeker und Leiden, und hielt sich an diesen Orten seiner Ausbildung wegen überall kürzere oder längere Zeit auf. Außerdem hat er England, Norwegen, Schweden und Livland bereist. Mit anerkennungswerther Lernbegierde ausgestattet, erwarb er sich neben dem Studium der Arzneikunde die verschiedenartigsten Kenntnisse und verstand er es, mit erprobter Gewandtheit die mannigfaltigsten und ergiebigsten Verbindungen anzuknüpfen. Betriebsam wie er war, erlangte er an der Universität in Wittenberg die Magisterwürde und ließ er sich durch Sigismund von Birken in den Blumenorden an der Pegnitz aufnehmen; später ist er Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und der Leopoldina und bald auch der Recuperatoren in Florenz geworden. Denn auch Italien hat er aufgesucht; der Großherzog von Toscana ließ ihm eine Professur der Arzneikunde in Pisa anbieten: P. lehnte sie zwar ab, machte aber gleich darauf eine Reise über die Alpen, um dem gelehrten Jesuiten Athanasius Kircher — dessen Beifall er, man erfährt nicht wie, gewonnen und der ihn zu jener Professur empfohlen

hatte, in Rom einen Besuch abzustatten. Von da kehrte er nach Deutschland, und zwar nach Hamburg zurück, wo er sich gerne aufzuhalten pflegte, und hier erwarteten ihn neue Ehren; es wurde ihm die Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen zu Theil, kraft welcher er „viele Magistros, Poëtas und Notarios gemacht und H—-Kinder legitimirt hat“. Diese Wanderungen füllten in ihrer größeren Zahl das dritte Jahrzehnt seines Lebens aus. Endlich gewann es den Anschein, als wolle den Unsteten sein Geschick in den sicheren Hafen geleiten. Der bekannte streitbare Fürstbischof Bernhard von Münster, der zugleich Administrator der Reichsabtei Corvey war, ernannte ihn um das Jahr 1676 zu seinem Leibarzte und zugleich zum Historiographen des genannten Stiftes. P. hatte sich unseres Wissens zwar als Geschichtsforscher zur Zeit noch nicht hervorgethan, aber angesichts seiner angedeuteten polyhistorischen Neigungen und dem herrschenden Geiste des Zeitalters darf uns diese Thatsache nicht überraschen. Der Fürstbischof starb zwar schon das Jahr darauf, P. fuhr aber fort, an der ihm übertragenen Herstellung einer Geschichte von Corvey zu arbeiten und vollendete sie in der Handschrift im J. 1681. Im Zusammenhange mit dieser Arbeit ist es geschehen, daß sein Name in den bekannten litterarischen Proceß über die Echtheit des sogen. Chronicon Corbeiense in bedenklicher Weise verwickelt worden. Es darf indessen nicht verschwiegen werden, daß auf dieser und der nächsten Zeit seines Lebens ein unbehagliches Dunkel ruht, das mit confessionellen Zweideutigkeiten von seiner Seite verkettet ist und bis auf seine berührte Verbindung mit Athanasius Kircher zurückreicht. Gewiß ist, daß P., mit dem neuen Prälaten von Corvey entzweit, sich hier nicht mehr halten konnte, und nun zu dem braunschweigischen Hofe in Beziehungen trat, welche sich mit der eben verlassenen Stellung nicht recht vertrugen. Aber auch in Braunschweig gelang es ihm nicht, festen Fuß zu fassen, und so lenkte er denn im Laufe des Jahres 1685 die Schritte in seine Vaterstadt Eisenach zurück. Noch aus seiner Knabenzeit her erfreute er sich hier nutzbarer Beziehungen zu dem herzogl. sächsischen Hofe — einen solchen gab es damals in Eisenach — und auf Grund derselben wurde ihm jetzt das Amt eines herzoglichen Stadtphysikus übertragen, bei welchem er dann bis zu seinem Tode ausgehalten hat. In dieser Zeit hat P. eine dem Umfange nach äußerst fruchtbare litterarische Thätigkeit, und zwar in mehr als einer Richtung, entfaltet. Seine bezüglichen Schriften gehören theils der Arzneikunde und den Naturwissenschaften, theils der Historie an. Die ersteren sind überwiegend populärer Natur. Von ausgebreiteter Belesenheit zeugend, bekunden sie sämmtlich den Geschmack der Zeit, der bekanntlich nicht immer der feinste und oft sogar recht unsauber war. Schon die Titel mancher seiner Werke sind bezeichnend: „Bauernphysik“, „Heilsame Dreckapotheke“, „Anmuthige Langeweile“, „Zeitkürzende Lust“, und was dergleichen geistvolle Einfälle mehr sind. Die geschichtlichen Studien hat er nie ganz fallen lassen und im J. 1698 eine Anzahl meist von ihm selbst herrührende Chroniken und Untersuchungen u. d. T.: „Syntagma rerum et antiquitatum Germaniae“ veröffentlicht, deren Bedeutung und Werth freilich recht zweifelhafter Art waren. Indessen, gerade in Bezug auf die deutsche Geschichte trug er sich seit mehreren Jahren mit kühnen Gedanken: von keinem anderen als von ihm ist nämlich der Plan der Gründung eines „historischen Reichscollegs“ ausgegangen, dessen Aufgabe die Herstellung einer deutschen Geschichte im großen Stile durch die vereinigte Kraft aller dazu berufenen deutschen Gelehrten sein sollte. In der That war das das rühmlichste der mehrfachen Projecte, mit welchen P. sich zu verschiedenen Zeiten getragen hat. Es gelang ihm wirklich, eine Anzahl zum Theil vortrefflicher Männer, wie Hiob Ludolf, E. W. Tentzel u. s. f. für seinen Plan zu gewinnen, sodaß im J. 1687 die Hand an die Vorbereitung des löblichen Unternehmens gelegt werden

konnte. P. selbst wurde der Geschäftsführer, Syndikus und Archivar der Gesellschaft; das Programm, welches das Unternehmen ankündigte und präcisirte, war von ihm entworfen. Es ist hier nicht der Ort, das Schicksal des Reichscollegs des weitern und nähern zu verfolgen: es genüge anzuführen, daß die großen Erwartungen, die es ursprünglich erweckt hatte, zuletzt getäuscht wurden und daß die Sympathien, die ihm anfangs entgegenkamen, nur allzubald sanken und erloschen. Es endigte mit einem vollständigen Mißerfolg, vornehmlich, weil der Plan dazu von falschen Voraussetzungen ausgegangen war. P. hat mit seinen Hoffnungen am längsten ausgehalten. Er fand sogar den Muth, zu einer Zeit, als es mit dem Gelingen des Reichscollegs schon recht bedenklich stand, noch weitere, neue Projecte zu ersinnen. So trug er sich noch mit dem Gedanken des „Belorbeerten Taubenordens“, der sich mit Antiquitäten und Historie beschäftigen sollte. Und fast gleichzeitig machte der Unerschöpfliche den Vorschlag zu einer „Academia Pauperum“, einer gelehrten Anstalt für dürftige Jünglinge, wenigstens nicht das Abgeschmackteste, was sein erfinderischer Kopf ersonnen hat. Doch blieb es hierbei überall bei dem bloßen Vorschlag, und als dann sein Versuch mit der Gründung des historischen Reichscollegs seit dem Jahre 1703 als vollständig gescheitert betrachtet werden mußte, fing auch er zu verstummen an. Im J. 1711 ist er gestorben.

Vgl. meinen Aufsatz im „Neuen Reich“ (Jahrg. 1881) und die Geschichte der deutschen Historiographie (München 1885, S. 597 ff.).

Wegele.

Paulmann: Johann Ludwig P., geboren am 24. November 1728 zu Verwolda im Braunschweigischen, studirte zu Helmstedt, ward im J. 1759 Prediger zu Oelper bei Braunschweig und sodann im J. 1767 Prediger an der Brüderkirche in Braunschweig. Er starb hier am 28. December 1807 als Senior und Consistorialassessor. P. war mit Elieser Gottlieb Küster und Johann Joachim Eschenburg (s. A. D. B. VI, 346) Herausgeber des neuen Braunschweigischen Gesangbuches vom Jahre 1779; er lieferte zu diesem Gesangbuch, das sich unter den Gesangbüchern jener Zeit noch durch ein gewisses Maßhalten in der Veränderung der alten Lieder vortheilhaft auszeichnet, fünf eigne Lieder; unter diesen befindet sich auch sein Lied: „Wohlzuthun und mitzutheilen, Christen, dies vergeßt doch nicht“, ein Lied, das auch noch in neuere Gesangbücher, wie in das Hamburger vom Jahre 1842, Aufnahme gefunden hat. Außerdem gab er zwei Sammlungen eigner geistlicher Lieder „nach dem Inhalt einiger Kanzelvorträge“ heraus (1776 und 1790). Er ist (nach Heerwagen) der Pastor P . . . an der B . . . . kirche in der Stadt B., dessen Begabung und Beredsamkeit in dem bekannten Romane von Karl Philipp Moritz „Anton Reiser“ (1. Theil, Berlin 1785, S. 112 ff.) so außerordentlich gerühmt werden; ist die Schilderung auch übertrieben, so wird doch mancher Zug in ihr geschichtlich sein.

Heerwagen, Literaturgeschichte I, S. 254 f.; II, S. 210 f. — Rambach, Anthologie V, S. 389 f. — Rotermund zum Jöcher V, Sp. 1718 f. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., VI, S. 237.

l. u.

Paulssen: Anton Jacob P., Philologe und Schulmann, 1792—1835. In Jena im J. 1792 geboren erhielt P. nach privater Vorbereitung im elterlichen Hause den ersten Schulunterricht auf dem Lyceum zu Eisenberg und besuchte dann das Gymnasium in Weimar, wo Franz Passow und Joh. Schulze seine Lehrer waren. 1810 bezog er die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Nach dem Tode Griesbach's und dem Weggange Augusti's gab er

jedoch das angefangene Studium auf und widmete sich seit 1812 der cla
Philologie, beschäftigte sich aber auch mit philosophischen Studien und po
Arbeiten. 1814 trat er unter die freiwilligen reitenden sächsischen Jäger,
jedoch wegen des bald eingetretenen Friedensschlusses noch im Felde ver
zu werden. Noch in demselben Jahre erwarb er auf Grund seiner Dissert
„Observationes criticae in Catullum“ den Doctortitel und begann darau
lesungen über Aristophanes und Horaz zu halten, „nicht ohne Beifall, abe
sonderliche Aussicht für seinen Unterhalt“. Im Herbst 1816 begab er sic
Heidelberg, vornehmlich um die kurz vorher aus Rom dorthin zurückgeb
Handschriften näher zu untersuchen. Eine Frucht dieser Arbeiten war das
Jahre später erschienene „Supplementum var. lect. ex ipso cod. Palatin
thologiae collato“, dessen Bedeutung namentlich durch Fr. Jacobs rühme
erkannt wurde (s. Vorrede zum Delectus epigrammatum Graecorum S. 2
die „incredibilis fere diligentia“, welche P. in diesem „liber praestantis
bewiesen, hervorgehoben wird). Nach Jena zurückgekehrt begann er 1817
lesungen über Archäologie, Mythologie und Symbolik, entschloß sich abe
in demselben Jahre, auf die akademische Laufbahn zu verzichten und eine
als Inspector an der Ritterakademie in Liegnitz anzunehmen, die er abe
(Ostern 1819) mit der eines Oberlehrers am Gymnasium in Ratibor verta
Bereits im Anfange des Jahres 1824 wurde er vom Ministerium zum Gym
director ernannt und mit der Leitung des k. Gymnasiums in Essen betraut,
nahm auch das neue Amt mit lebhaftem und kraftvollem Eifer, wurde
bald von immer häufiger wiederkehrenden Nervenzufällen heimgesucht,
bereits 1828 zu einer ernsten Gefahr für sein geistiges Vermögen wurden.
1829 wurde er in die Provinzial-Irrenanstalt in Siegburg überführt und
in den Ruhestand versetzt; er starb in Siegburg am 26. Januar 1835.
großen Hoffnungen, welche seine Jugendschriften, denen keine weiteren
sind, erweckt hatten, blieben unerfüllt.

Paulssens Selbstbiographie in den „Miscellanea biographice paedag
im Essener Gymnasialprogr. 1825, S. 3–10. — Buddeberg, Gedächtn
auf den Director A. J. Paulssen, im Essener Gymnasialprogr. 1835, S.

R. Ho

Paulsen: Charlotte P., geb. Thornton (Philanthropin). Gebo
Hamburg am 4. November 1798, eine Tochter des angesehenen Kauf
John Thornton, welcher, wie seine nächsten Vorfahren, der in Hamburg
legirten Englischen Colonie (Court) angehörte. Sie galt in jungen Jah
den Kreisen der Hamb. Gesellschaft als eine höchst liebenswürdige Ersche
gleich ausgezeichnet durch Anmuth und Eleganz wie durch lebhaften m
Geist und große Herzensgüte, als eine Weltdame im besten Sinne des
verheirathet seit 1814 mit dem Makler A. Ch. Paulsen, welcher 1855 v
Daß eine von ihr im J. 1851 unternommene Reise nach den Vere
Staaten von Nord-Amerika, woselbst sie einen neunmonatlichen Aufenthalt
zusammenhing mit ihren soeben begonnenen menschenfreundlichen Bestreb
erscheint wahrscheinlich. Der lebhafte Thätigkeitstrieb ihres Charakters le
Grundgütigkeit ihres gefühlvollen Herzens auf den Plan der Stiftung
Frauenvereins zur Unterstützung der selten ausreichenden männlichen Armen
Dies bereits seit längerer Zeit in Hamburg durch Amalie Sieveking's wei
Verein für Armen- und Krankenpflege mit großem Segen angebaute Geb
allerdings noch genugsam Terrain auch für die Wirksamkeit eines zweiten V
Charlotte P. entschloß sich vielleicht um so lieber zur Gründung eines
als ihre der liberalen Richtung angehörige religiöse Ueberzeugung mit de
positiv christlichem Boden stehenden Sieveking'schen Verein nicht harmonirte

von ihr im J. 1849 zu Stande gebrachte Damenverein hat seitdem mit anerkennungswerthem Eifer und Fleiß seine humanen Ziele verfolgt und namentlich durch die von ihm geschaffenen Institute einer Kinderbewahranstalt und einer Mädchenschule höchst segensreich gewirkt. Frau Ch. P. starb am 15. November 1862 und wurde, ihrem Verlangen gemäß, in einfachster Weise auf dem Begräbnißplatze der damals concessionirten Freien Gemeinde (einer Abtheilung des St. Gertrudenfriedhofes) unter Theilnahme zahlreicher Freunde und Verehrer bestattet.

Eine treue Helferin und Theilnehmerin aller ihrer menschenfreundlichen Bestrebungen besaß Frau Ch. P. in ihrer Gesinnungsgenossin Frau Emilie Wüstenfeld geb. Capelle, aus Hannover, geb. daselbst am 17. August 1817, verheirathet 1841 mit dem Hamb. Kaufmann Julius Wüstenfeld. Dem Paulsen'schen Frauenverein beigetreten, wurde sie bald eine der thätigsten Mitarbeiterinnen, und nach der Stifterin Tode, Präsidentin. Ihrem pietätsvollen Eifer verdankt das dem Andenken an die verewigte Freundin gewidmete „Paulsen-Stift“ sein Entstehen; das im J. 1866 eingeweihte Gebäude beherbergt sowol die Kinderbewahranstalt als die Mädchenschule, welche jetzt 370—380 Zöglinge zählt. Aber die Thätigkeit der Frau W. beschränkte sich nicht auf diese Dinge. Eifrig bedacht, dem weiblichen Geschlecht geeignete Mittel zu selbständiger Erwerbsthätigkeit zu verschaffen, brachte sie im J. 1867 einen „Verein zur Förderung weiblicher Erwerbsthätigkeit“ zu Stande, als dessen verdienstvolles Werk die Errichtung und Leitung einer besonderen weiblichen Gewerbeschule in St. Georg zu betrachten ist. — Frau Emilie W. starb am 2. October 1874. Auch ihre Bestattung auf dem St. Jacobi-Begräbnißplatz erfolgte unter Betheiligung eines zahlreichen Gefolges von Freunden und Verehrern. Zu ihrem bleibenden Andenken wurde von denselben eine nach ihr benannte Emilie Wüstenfeld-Stiftung zu Stande gebracht, deren Zweck die Erhaltung der von ihr geleiteten Institute ist, des Frauenvereins zur Unterstützung der Armenpflege und dessen im Paulsenstifte befindlichen Schöpfungen, sowie des Vereins zur Förderung weiblicher Gewerbethätigkeit.

S. Hamb. Schriftsteller-Lex. VI, 10 und VIII, 183. — Weigelt, zur Erinnerung an Frau Emilie Wüstenfeld, Hamburg 1875.

Beneke.

Paulßen: Christian Heinrich P., der sich meist nur Christian P., zuweilen auch Pauelßen schrieb, stammte wahrscheinlich aus Holstein, wurde Kammerrath des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg und starb zu Grevesmühlen am 29. Januar 1753. 1717 war er, früher Officier im kaiserlichen Dinst, nach Mecklenburg gekommen um Pfandgüter zu erwerben, trat 1718 in herzoglichen Dienst und wurde als Oberadministrator der sequestrirten ritterschaftlichen (v. Bassewitz'schen und v. Bülow'schen) Güter, welche der Herzog den nach Ratzeburg geflüchteten Mitgliedern des ritterschaftlichen „Engeren Ausschusses“ hatte abnehmen lassen, eingesetzt; er nannte sich als solcher auch Landeshauptmann. Seinem Herzog treu verfiel er dadurch der Gehässigkeit und der Rache der Familie v. Bassewitz, als die hannoverschen Executionstruppen 1719 ins Land rückten. Vom hannoverschen Obersten Lucius gefangen wurde er 11 Wochen im schwedischen Wismar gefesselt gehalten, dann nach Rostock geschleppt und nach übler Behandlung der hannoverschen Commission überliefert. Die Bösartigkeit des unerhörten Verfahrens lag darin, daß die Junker, voran der Oberstlieutenant Joachim v. Bassewitz, den herzoglichen Administratoren aus deren Privatmitteln den vom Herzog erduldeten Schaden mit Zinsen auspressen wollten, wozu die „adelige Commission“ ohne weiteres die Hand bot. Am 5. März 1720 befahl der Reichshofrath, P. auf freien Fuß zu setzen, der Befehl wurde unterschlagen.

Einem erneuerten Befehl, vom 31. October 1720, gab die Commission auf v. Bassewitz' Betrieb ebenfalls keine Folge. Die andern Administratoren wurden auch niederträchtig behandelt. Zwei und ein halbes Jahr hatte Paulßen's Gefangenschaft gedauert, da gelangte des Reichshofraths Spruch endlich zur Ausführung. Während Karl Leopold von 1721—1730 in Danzig war, verwandte er P. von 1724—1726 in Wien als politischen Agenten, wobei er sich sehr gewandt und der damaligen Bestechungskünste kundig zeigte. Er wußte die Sache soweit fertig zu bringen, daß wenn der Herzog gewollt hätte, er seine Absichten in Wien wohl hätte durchsetzen können, während sein officieller Beauftragter, der Canzleirath Dr. Christian David Schröder, keine Ahnung von Allem gehabt zu haben scheint. Der Herzog sollte sich zuerst dem Kaiser unterwerfen, katholisch werden und das Kloster Doberan dem Benedictiner-Orden übergeben. Nach mehreren Reisen in Geldsachen für den Herzog ernannte dieser P. 1730 zum Kammerrath. Auf seine Veranlassung kehrte Karl Leopold dann nach Schwerin zurück und 1733 stellte er ihn mit an die Spitze des Aufgebots zur Landesvertheidigung gegen seinen Bruder, den „kaiserlichen Commissarius" Herzog Christian Ludwig II. P. folgte 1735 dem flüchtenden Karl Leopold nach Wismar, blieb bei ihm bis 1738 und zog dann nach Grevesmühlen. Seine Forderungen hat weder Karl Leopold noch Christian Ludwig ihm bezahlt. Sein Sohn erster Ehe, später dänischer Generalmajor, war 1765 als „Karl Leopold v. Leunbach", geborner Paulßen, geadelt, während er als Major im jütischen Dragonerregiment zu Veile stand.

Lisch, Jahrb. 16, S. 135—151. Krause.

Paulsen: Johann Christian P., Forstmann, geb. am 15. November 1748 zu Uslar (am Solling), † am 10. Januar 1825 auf seinem Gute Nassengrund bei Blomberg. Sein Lebenslauf bietet keine hervorragenden Momente dar. Auch beschränkte sich sein Wirkungskreis auf ein verhältnißmäßig kleines Gebiet. Er leistete aber auf diesem nicht nur als Wirthschafter Hervorragendes, sondern gab auch in forstmathematischer Beziehung wissenschaftliche Anregungen, deren weitere Verfolgung später Männer ersten Ranges beschäftigte.

Sein Vater war hannover'scher Verwaltungsbeamter und scheint namentlich eine gute mathematische Ausbildung besessen zu haben. Nach seiner Versetzung als Amtmann nach Lachem (bei Hameln) kam er auch mit dem Forstwesen in nähere Berührung und nahm diese Gelegenheit wahr, sich bezügliche Kenntnisse anzueignen. Der Sohn Johann Christian scheint nur eine mittelmäßige Schulbildung genossen zu haben; in der Hauptsache wurde er sowohl in den allgemeinen Wissenschaften, zumal der Mathematik, als im Gebiete der Forstwirthschaftslehre von seinem Vater unterrichtet. Eine förmliche forstliche Lehrzeit bei einem praktischen Forstmann scheint er zwar nicht durchgemacht zu haben, jedoch suchte er sich durch zeitweisen Aufenthalt bei erfahrenen Forstverwaltern die nöthigen praktischen Kenntnisse und Fertigkeiten im Forstwesen zu verschaffen. Sein äußerer Lebensgang nahm folgenden Verlauf: Durch Rescript der Churfürstl. hannover'schen Domänenkammer vom 28. Mai 1771 erhielt er — dem Ansuchen seines Vaters gemäß — seine erste Anstellung als Adjunct des reitenden Försters Rühmann zu Hemeringen (im Amte Lachem), jedoch vorläufig noch ohne Gehalt. Nach dem kurze Zeit darauf erfolgten Ableben seines Vorgesetzten wurde er durch Patent vom 12. September 1771 zum wirklichen reitenden Förster daselbst ernannt. Zu Anfang des Jahres 1789 verließ er den hannover'schen Forstdienst, um laut Patent vom 1. Mai d. J. als Oberförster in den fürstlich lippe'schen Staatsforstdienst mit dem Wohnsitze in Schieder überzutreten. Gleichzeitig hiermit wurde ihm die Inspection und Controle über die

n'schen, Kohlstädter, Eckelauer, Berlebecker, Hiddeser und Varenholzer Forste
Fürstenthum übertragen. Die von dem Kammerrath G. F. Führer ent-
rfene, aber wenigstens theilweise (I. Abschnitt) wohl seiner Feder entstammende
rstordnung vom 28. Februar 1791 bestimmte in einer angehängten Instruc-
n, daß er die herrschaftlichen Forstreviere des ganzen Fürstenthums, alternirend
t dem Forstmeister Pählig, alljährlich bereisen und inspiciren solle. 1794
rde er mit der Verwaltung des damals noch im gemeinschaftlichen Besitze
n Lippe (4/5) und Paderborn, später Preußen (1/5) befindlichen Schwalen-
rger Reviers mit dem Amtssitze in Biesterfeld betraut. Auch in dieser Stel-
ng behielt er die Revision der gesammten herrschaftlichen Reviere in der seit-
rigen Weise bei. Seine auf Hebung des lippe'schen Forstwesens gerichteten
strebungen fanden zwar in den zwei verdienten Männern: Kammer-
h Führer und Jagdjunker (später Landkammerrath) A. v. Donop wesentliche
terstützung, allein eine Anzahl der seiner Inspection unterstellten Revierförster,
lche mit den durch einen nicht zunftmäßig herangebildeten Vorgesetzten ein-
führten Betriebsvorschriften unzufrieden waren, wußte es, unter Pählig's
hrung, doch durchzusetzen, daß ihm die betreffende Revision 1797 ohne Weiteres
genommen und er sogar dienstlich in eine Untersuchung verwickelt wurde.
schon diese nicht ungünstig für ihn verlief, wurde er doch durch diese und
dere ihm durch die Intriguen seiner Gegner bereitete, unverdiente Kränkungen
bittert; da sich überdieß noch rheumatische und sonstige körperliche Leiden
zugesellten, suchte er 1812 um seine Pensionirung nach. Er erhielt diese
r erst auf wiederholtes Andrängen am 1. October 1815, worauf er sich auf
durch seine Verheirathung mit Amalie Kapaun (1791) erworbene Gut
ffengrund (bei Blomberg) zurückzog, um hier theils der Verwaltung desselben,
ils der Wissenschaft zu leben.

Seine erstere größere Leistung auf forstpraktischem Gebiete war die in den
den Jahren 1787 und 1788 bewirkte Taxation der Schieder'schen und Blom-
ger Forste behufs Theilung derselben zwischen der landesherrlichen Linie
ppe-Detmold) und der erbherrlichen (Schaumburg-Lippe) des fürstlichen Hauses
pe. Er führte diese Taxation nach seinem vor Beginn der Arbeit der Kammer
Detmold im Manuscripte vorgelegten „Entwurf zur wirthschaftlichen Ein-
lung des Holzvorraths sowohl in Eichen- als auch in Buchenforsten, so
rhaupt als Baum- und nicht als Schlagholz betrieben werden“ aus. In
em Entwurfe finden sich bereits die Grundzüge der „rationellen“ Taxations-
thode niedergelegt, welche er 1795 (s. später) in einer Druckschrift weiter
wickelte und welche Dr. Joh. Christ. Hundeshagen (s. A. D. B. XIII, 401)
h später (1826) — aber selbständig, da ihm Paulsen's Arbeit nicht bekannt
wesen zu sein scheint — zu einem förmlichen Waldertragsregelungsverfahren
sgebildet hat. Die bei diesem Geschäfte von ihm bewiesene Befähigung, Ge-
ickli chkeit und Betriebsamkeit waren die nächste Veranlassung zu seinem Ueber-
tt in fürstlich lippe'sche Dienste. Sein Hauptverdienst lag aber in der unter
chst schwierigen Verhältnissen bewirkten Ueberführung des in den lippe'schen
rsten bis 1791 stattgehabten regellosen Plänterbetriebes in den geregelten
chwaldbetrieb oder — wie es in den Acten heißt — „regulären Betrieb“.
ie Grundlagen der neuen Wirthschaft sind in den bereits genannten von dem
ndescurator Grafen Ludwig Heinrich Adolph zur Lippe erlassenen Forstordnung
suchen. Außerdem führte er — neben seiner durch bergiges Terrain, sowie
twickelte Holzabgabe- und Servitutverhältnisse sehr erschwerten Revierverwaltung
- noch mehrfache Waldtheilungen, Forsteinrichtungen und sonstige größere
ratorische Arbeiten in vorzüglicher Weise durch.

Seine wissenschaftliche Tüchtigkeit documentirte P. — abgesehen von dem bereits genannten „Entwurfe" ꝛc. — durch folgende zwei Arbeiten: 1) „Kurze praktische Anweisung zum Forstwesen, oder Grundsätze über die vortheilhafteste Einrichtung der Forsthaushaltung und über Ausmittelung des Werthes vom Forstgrunde; besonders auf die Grafschaft Lippe angewendet." Diese Schrift wurde 1795 mit dem Vermerke „verfasset von einem Forstmanne und bevorwortet vom Oberförster Kuntze zu Erzen" von dem bereits genannten Kammerrath G. F. Führer herausgegeben. Eine zweite Ausgabe erschien 1797. Es findet sich hierin die erste nähere Nachweisung über die Größe der Holzvorräthe und des Nutzungsfactors normal bestockter Waldflächen, begründet auf Untersuchungen über den Wachsthumsgang der Bestände. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind erst 1847 — also über zwei Jahrzehnte nach Paulsen's Tode — durch Theodor Hartig in dem unten genannten Werke in der Form von Ertragstafeln veröffentlicht worden. Dieselben erstrecken sich über den Ertrag der Rothbuchen-, Eichen-, Fichten- und Kiefernhochwaldbestände, sowie der Buchenniederwälder auf gutem, mittelmäßigem und schlechtem Boden. — 2) „Ueber die richtigste Art der Berechnung des Zuwachses an ganzen Holzbeständen in den Waldungen." Als Manuscript 1800 veröffentlicht, gelangte diese Arbeit erst durch die Fortsetzung der Hundeshagen'schen Beiträge zur gesammten Forstwissenschaft von Dr. J. L. Klauprecht (1845) zur Kenntniß in weiteren Kreisen. Hier lehrt P. u. A. zuerst die Ermittelung der Baumformzahlen und bringt die Laubhölzer bezüglich ihrer Kronenausdehnung in drei Baumclassen, welchen etwa die (Form-) Coefficienten 0,75, 0,66 und 0,50 entsprechen. Das Princip der Unterscheidung von Wuchsklassen (der Bäume) und Gruppirung der Formzahlen hiernach, um erstere als Anhaltspunkte zum Einschätzen der Formzahlen am stehenden Holze zu benutzen, ist von den meisten späteren Bearbeitern der Formzahlen (Cotta, König, Preßler, Baur ꝛc.) beibehalten worden. P. gehört nach diesen Andeutungen mit zu den begabtesten, ihrer Zeit weit vorausgeeilten Forstmännern. Seine in wirthschaftlicher und wissenschaftlicher Beziehung gleich ersprießliche Thätigkeit war schon zu einer Zeit mit noch ziemlich mangelhaften taxatorischen Hülfsmitteln der Erforschung der Ertragsverhältnisse unserer Wälder gewidmet, welche heutzutage in dem Arbeitsprogramme der deutschen forstlichen Versuchsanstalten eine Frage ersten Ranges bildet.

Dr. Th. Hartig, Vergleichende Untersuchungen über den Ertrag der Rothbuche im Hoch- und Pflanzwalde, im Mittel- und Niederwaldbetriebe nebst Anleitung zu vergleichenden Ertragsforschungen, 1847. Die Einleitungsworte sind den Manen Paulsen's gewidmet, enthalten aber einige unrichtige Daten in Bezug auf den äußeren Lebensgang. — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, VII. Band, 1875, S. 388 (J. C. Paulsen. Ein forstliches Lebensbild vom Oberförster Maertens zu Schieder). — Fr. von Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, IV. S. 243, Nr. 2882. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. II. S. 295 und 352 (Biographie); III. S. 261 und 273.

R. Heß.

Paulsen: Paul Detlev Christian P., schleswig-holsteinischer Jurist, geb. am 10. Januar 1798 zu Flensburg, wo sein Vater Kaufmann war, † daselbst in der Nacht vom 27. auf den 28. December 1854. Er studirte seit 1816 die Rechte in Göttingen, Berlin, Heidelberg, Kiel, bestand 1821 auf Gottorf das juristische Amtsexamen, erlangte 1824 zu Kopenhagen den Doctorgrad und ward 1825 außerordentlicher Professor des Dänischen Rechts an der Universität Kiel. 1828 unternahm er eine Reise durch Deutschland und Italien. 1842 zum ordentlichen Professor der Rechte in Kiel ernannt, ging er 1848

nach Kopenhagen als „provisorischer“ Mitarbeiter der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei, wurde dort in demselben Jahre Etatsrath, 1850 erstes Mitglied der Oberjustizcommission, des späteren Appellationsgerichts für das Herzogthum Schleswig, 1851 Mitglied der Notabelnversammlung in Flensburg. Sein Hauptwerk ist das „Lehrbuch des Privat-Rechts in den Herzogthümern Schleswig und Holstein“ (Altona 1834; 2. Aufl., mit dem lauenburgischen Rechte vermehrt, Kiel 1842). Nach seinem Tode erschienen seine „kleineren Schriften“ gesammelt, nebst einer biographischen Einleitung von H. N. Clausen (Kopenhagen 1857—1859, 3 Bde.).

Schriftsteller-Lexika von Lübker und Schröder, S. 421. — Erslew 2, 539, mit Supplement 2, 629. — Alberti, 2, 163.

Steffenhagen.

Paulus: Heinrich Eberhard Gottlob P., der „Rationalist“, ist geboren am 1. September 1761 zu Leonberg im Herzogthum Würtemberg, † am 10. August 1851 zu Heidelberg, als Professor der Theologie und Geheimer Kirchenrath.

Sein Geburtshaus war dasselbe Leonberger „Helferhaus“, in welchem 14 Jahre später der Philosoph Schelling das Licht der Welt erblickte; sein Vater der damalige Helfer oder Diakonus Gottlob Christoph P. (geb. am 9. Februar 1727 zu Markgröningen, † am 20. Mai 1790 ebendas.), seine Mutter Marie Christine geb. Köstlin. Jener, ein Schüler des Tübinger Wolfianers J. G. Canz und des Theologen Chr. Matth. Pfaff, halb Skeptiker, halb Pietist, ein begabter und kenntnißreicher, aber schroffer und eigensinniger Mann, war durch den frühen Tod seiner Frau in einen Zustand nervöser Aufregung versetzt und zuletzt, theils weil er mit Geistererscheinungen und mystischem Conventikelwesen sich abgegeben, theils weil er durch ein politisches Pamphlet (Der württembergische Solon 1765) einflußreiche Persönlichkeiten sich zu Feinden gemacht hatte, vom Stuttgarter Consistorium „ob absurdas phantasmagoricas visiones“ 1771 seines Amtes entsetzt worden. Nachdem der junge P. von seinem Vater, zu dessen Phantastereien er freilich bald kritisch sich verhielt, den ersten Unterricht erhalten, durchlief er nach rühmlich bestandenen Landexamen die würtembergischen Klosterschulen Blaubeuren und Bebenhausen (1775—79) und widmete sich dann 1779—84 im Tübinger Stift dem Studium der Philosophie, Geschichte und Theologie. Der Philosoph G. Ploucquet, der Historiker Chr. Fr. Rösler, der Orientalist Chr. Fr. Schnurrer, der Theologe Chr. G. Storr übten auf ihn nach seinem eigenen Bekenntniß den größten Einfluß. Daneben aber waren es theils mathematische Studien, theils die Bekanntschaft mit den Schriften von Semler, J. D. Michaelis u. A., durch welche schon damals während seiner Tübinger Studienzeit die rationalistischen Anschauungen in ihm begründet wurden, denen er dann lebenslang mit unverrückter Consequenz treu geblieben ist. Schon damals fand er beim Studium der paulinischen Briefe, daß der Apostel unter der christlichen Glaubensgerechtigkeit nichts anderes verstehe als „Gott gefällige Rechtschaffenheit aus Ueberzeugungstreue“. „Denken und Wollen des Rechten“ erschien ihm schon jetzt als Kern und Stern des Christenthums, mathematische Präcisirung der Lehrsätze als Aufgabe aller, auch der theologischen Wissenschaft; denn „was nicht mit mathematischer Gewißheit sich beweisen läßt, ist auch religiös und sittlich unwahr“.

Nachdem er 1781 durch eine Dissertation über die Weissagungen des Jesaias Magister geworden war, 1784 sein theologisches Examen mit glänzendem Erfolg bestanden hatte, wurde ihm die Stelle eines Secretärs bei der Christenthumsgesellschaft in Basel angetragen. Er lehnte sie ab, weil er sich selbst nicht mehr für gläubig genug hielt, um den dort an ihn gestellten Anforderungen genügen zu können, übernahm vielmehr zunächst die Stelle eines Hauslehrers

bei seinem väterlichen Oheim, Oberamtmann Paulus in Schorndorf, 1786 aber das Vicariat an der dortigen lateinischen Stadtschule und beschäftigte sich daneben mit exegetischen und dogmenhistorischen Privatstudien. Einen entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben bildete eine wissenschaftliche Reise, die er 1787—88 mit Hülfe eines von dem Freiherrn von Palm in Kirchheim und eines von der herzoglichen Regierung verwilligten Reisestipendiums unternahm: sie führte ihn zuerst nach Norddeutschland, wo er insbesondere in Göttingen bei seinen schwäbischen Landsleuten Planck, Spittler und Reuß freundliche Aufnahme und Förderung fand, dann nach Holland, England, Frankreich, wo er theils mit theologischen und pädagogischen Studien, theils mit orientalischen Handschriften, überhaupt aber mit allem Wissenswerthen sich beschäftigte. Interessante Mittheilungen aus seinem handschriftlich noch vorhandenen Reisejournal s. bei Reichlin-Meldegg Bd. I, S. 81—150.

Während P. noch in England weilte, dachte Planck in Göttingen daran, ihn für die dortige Universitätspredigerstelle und ein theologisches Lehramt vorzuschlagen und ließ zu diesem Zweck einige Predigten von ihm über Einheit und Geistigkeit Gottes drucken (Lemgo 1788). Kaum war er aber in seine schwäbische Heimath zurückgekehrt und eben im Begriff, in das Tübinger Repetenten-Collegium einzutreten: da erhielt er im April 1789 einen Ruf nach Jena als Professor der orientalischen Sprachen, für den soeben nach Göttingen abgegangenen Johann Gottfried Eichhorn. Nachdem er zuvor noch, freilich gegen den Willen seines Vaters, mit seiner Cousine Karoline Paulus, Tochter des Oberamtmanns Gottlieb Friedrich Paulus in Schorndorf, am 2. Juni 1789 sich hatte trauen lassen, traf er am 12. Juni in Jena ein, um sofort seine Vorlesungen über hebräische Sprache und den Prediger Salomonis zu beginnen. Nachdem er zunächst 1789—93 als Mitglied der philosophischen Facultät vorzugsweise mit orientalischen und alttestamentischen Studien, Vorlesungen und litterarischen Publicationen (z. B. einer arabischen Grammatik, einer Clavis in Psalmos, mit Herausgabe eines neuen Repertoriums für biblische und morgenländische Litteratur 1790 ff., einer neuen Zeitschrift für Philosophie und Geschichte der Religion unter dem Titel „Memorabilien“ 1791 ff.) sich beschäftigt, aber auch in anregendem Verkehr mit Reinhold, E. Schmidt und anderen jungen Männern in das Studium der Kant'schen Philosophie sich vertieft hatte: wurde er 1793 nach Döderleins Tod zum ordentlichen Professor in der theologischen Facultät ernannt und hatte nun vorzugsweise über Exegese des neuen Testamentes, aber auch über Dogmatik und Ethik zu lesen, während er zugleich, wie er selbst einmal schreibt, „in alle Gebiete der heiligen Theologie hinein zu ravagiren sucht“. Mit den damaligen Notabilitäten Weimars und Jenas, insbesondere mit seinen Landsleuten Schiller, Wieland, Niethammer, aber auch mit Goethe, Herder, Reinhold, Fichte &c. steht er in freundschaftlicher Verbindung, entwickelt aber neben all diesem vielseitigen Freundesverkehr fortwährend einen enormen Fleiß in schriftstellerischen Publicationen, giebt orientalische Reisebeschreibungen mit Kupfern und Karten (Jena 1792—1804), eine Sammlung von J. D. Michaelis kleinen Schriften, die Werke Spinoza's mit Anmerkungen und Lebensbeschreibung (Jena 1803) und Anderes heraus, liefert zahlreiche Beiträge zur Jenaischen, Halleschen und Leipziger Litteraturzeitung und legt seine Ansichten über biblische Geschichte und das Leben Jesu in einer Menge von Abhandlungen und Programmen nieder, insbesondere in seinem 1800—1802 erschienenen Evangeliencommentar, der durch die darin ausgeführte Methode der sog. natürlichen oder psychologisch-pragmatischen Wundererklärung großes Aufsehen macht. Heftige Angriffe gegen den freisinnigen Theologen blieben nicht aus. Das Eisenacher Consistorium, an seiner Spitze Generalsuperintendent

neider, verklagte ihn den 10. Januar 1794 bei den sächsischen Regierungen
en seiner gegen die christliche Offenbarung gerichteten Lehrvorträge und ver-
gte seine Entfernung von seinem theologischen Lehrstuhl, weil er den Grund
christlichen Religion zu untergraben, die Geschichte Jesu und der Apostel
ierlich zu machen, mit einem Wort die christliche Religion abzuschaffen und
Träumereien einer Religion der Vernunft einzuführen suche. Das Meininger
nsistorium schloß sich, wenn auch in milderen Ausdrücken, der Anklage an;
von Herder verfaßtes Gutachten des Weimarer Oberconsistoriums dagegen
hm sich des Verklagten an und warnte vor Maßregeln, die viel mehr Schaden
Nutzen stiften würden. Der Herzog Karl August legte die Denunciation
acta. Der auf die akademische Lehrfreiheit gemachte Angriff war gescheitert
ärz 1794). An litterarischen Anfechtungen des Jenenser Rationalisten und
ndererklärers fehlte es zwar auch ferner nicht (wie z. B. Lavater die von
vorgetragene Umdeutung des Meerwandelns Jesu in ein Wandeln am Meere
adezu für „schief, dumm und frech" erklärte); aber in seiner amtlichen
ellung und Wirksamkeit blieb P. fortan unangefochten, während er freilich
über seinen Collegen Fichte aus Anlaß des Forberg'schen Atheismusstreites
99 hereinbrechende Katastrophe weder durch freundschaftlichen Rath noch durch
ne amtliche Intercession als Prorector der Universität abzuwenden vermochte
gl. Paulus, Skizzen S. 168 ff.; Reichlin-Meldegg I, 308 ff.; Karl Hase,
naisches Fichtebüchlein. Leipzig 1856. S. 37 ff.; J. G. Fichte's Leben und
iefwechsel I, S. 292 ff.).

Aber auch seines Bleibens war nicht mehr lange in Jena. Seine Gesund-
it wie die seiner „kleinen Frau", die ihn 1791 mit einer Tochter Caroline
ophie, 1802 mit einem Sohne beschenkt hatte, schien unter den Einflüssen des
naer Klimas zu leiden; der Kreis der Freunde lichtete sich; die Universität
ohte bei den ungünstigen Zeitverhältnissen zu veröden. Mit Freuden folgte
daher einem Ruf des Kurfürsten von Baiern nach Würzburg als ordentlicher
hrer der Theologie an der Universität und als „protestantischer Landes-
rectionsrath im kirchlichen Departement". Seine Lehrthätigkeit an der Uni-
rsität, welche der baierische Minister Graf Montgelas zu einer paritätischen
d zu einem Centralpunkt der Aufklärung inmitten der überwiegend katholischen
völkerung des früheren Fürstbisthums zu machen gedachte, und wo P. in
rmangelung protestantischer Zuhörer den katholischen Seminaristen Vorlesungen
er theologische Encyklopädie zu halten hatte, bis denselben vom Bischof der
esuch derselben verboten wurde, war keine befriedigende; die collegialischen
rhältnisse zu seinem Landsmann Schelling, der mit ihm unter einem Dach
sammen wohnte, gestalteten sich, wie es scheint durch Schuld der Frauen,
roline Paulus und Caroline Schelling, die ihren schon von Jena her datie-
nden Damenkrieg in Würzburg fortsetzten, nicht aufs angenehmste (vgl. Aus
helling's Leben in Briefen, Bd. II, S. 1 ff.). Auch an giftigen Angriffen,
rleumdungen und Verdächtigungen gegen den ketzerischen Theologen, der seiner
tholischen Umgebung von Anfang an ein Dorn im Auge war, fehlte es nicht;
n verdrießlichsten aber waren ihm selbst die vielen Consistorialgeschäfte, die
m die Zeit zu litterarischen Arbeiten wegnahmen, und von denen er vergeblich
szukommen suchte, da er, wie er sagte, „lieber Gerste essen wollte, als Con-
torialrath sein". Dennoch lehnte er Rufe zu theologischen Professuren in
rpat und Erlangen ab, weil ihn die bairische Regierung festzuhalten suchte.
s aber Würzburg seit 1. Januar 1806 infolge des Preßburger Friedens die
uptstadt eines Kurfürstenthums unter dem Großherzog von Toscana geworden
r, so wurde P., nachdem seine beabsichtigte Berufung zu einer theologischen

Professur an der Universität Altorf sich zerschlagen hatte, im März 1807 als k. bairischer Kreis- und Schulrath nach Bamberg, 1808 in gleicher Eigenschaft nach Nürnberg, 1810 nach Ansbach versetzt, wo er besonders um Hebung des Volksschulwesens (z. B. durch Neubearbeitung eines allgemeinen Lesebuchs für Stadt- und Landschulen 1808, durch Abfassung einer populären Anthropologie oder Selbsterkenntnißlehre), aber auch um Erhaltung und Verbesserung des Nürnberger Gymnasiums, um die Vorbildung der evangelischen Theologen &c. sich verdient machte. Obgleich seine Stellung eine äußerlich befriedigende, insbesondere auch sein Verhältniß zu seinem Freund und Landsmann F. J. Niethammer in München, dem damaligen Ministerialreferenten in Kirchen- und Schulsachen, ein für Beide sehr angenehmes war: so sehnte sich P. dennoch fortwährend zurück aus der praktischen in eine akademische Wirksamkeit und ergriff daher mit Freuden den ehrenvollen und vortheilhaften Ruf, der 1810 nach langem Harren durch den badischen Minister von Reitzenstein an ihn gelangte, zu einer philosophischen und theologischen Doppelprofessur in Heidelberg. Als prof. ord. theol. et phil. mit dem Charakter eines Geheimen Kirchenrathes, als Nachfolger der beiden nach Berlin abgegangenen Professoren de Wette und Marheineke, als College von Daub, Schwarz und Abegg hatte P. hier nicht blos das Fach der Exegese und biblischen Theologie, sondern auch das ihm bisher noch fremde der Kirchengeschichte zu übernehmen. Mit eiserner Energie arbeitete er sich in die verschiedenen ihm obliegenden Disciplinen ein und auch das Verhältniß zu den Collegen, besonders zu dem „Mystiker" Daub, gestaltete sich durch des Letzteren Liebenswürdigkeit freundlicher als P. erwartet hatte. Er selbst blieb freilich in seiner Auffassung der heiligen Schrift und des Christenthums, besonders in seiner Evangelienerklärung und seiner Behandlung des Lebens Jesu, über welches er wiederholte, auch von Nichttheologen besuchte Vorlesungen hielt, seinem schon in Tübingen und Jena gewonnenen Standpunkt der rationalistischen, oder, wie er sie selbst nannte, psychologisch-pragmatischen Betrachtung und der sog. natürlichen Wundererklärung unveränderlich treu, sodaß er als der hervorragendste, aber auch letzte Repräsentant dieser Richtung nach allen ihren Licht- und Schattenseiten angesehen werden kann. „Jesus ist ihm der reine Mensch, aber ein Mensch, der in der ganzen übrigen Menschengeschichte seines Gleichen nicht hat, der weise Lehrregent, der der Menschheit ein neues Gesetz und Vorbild der Geistesrechtschaffenheit und der Ueberzeugungstreue bis zum Tod gegeben und dadurch das Wohlergehen der Menschheit gefördert hat."

33 Jahre lang, von 1811—44, wo er 83 Jahre alt nach einer mehr als 50jährigen Lehrthätigkeit in den Ruhestand getreten ist, hat P. in Heidelberg gelehrt und gewirkt, und stets mit der unwandelbaren „Ueberzeugungstreue", unbeirrt durch die Veränderung des Zeitgeistes, aber auch durch die Fortentwicklung der philosophischen und theologischen Wissenschaft, denselben Standpunkt des „vulgären Rationalismus" oder, wie er selbst ihn nennt, der „gotteswürdigen Denkgläubigkeit" in der Wissenschaft wie im Leben vertreten. Während in den ersten Heidelberger Jahren seine Lehrthätigkeit ihn so sehr in Anspruch nahm, daß er zu größeren litterarischen Arbeiten keine Zeit fand, so ließ in späteren Jahren seine Docententhätigkeit mehr und mehr nach und beschränkte sich seit 1831 auf wenige Stunden, zuletzt seit 1833 auf bloße Ankündigung von zwei alternirenden Vorlesungen über „Biblische Theologie im Zusammenhang mit Vernunft und Erfahrung" und über „Geschichte des Urchristenthums nach seiner Bildung durch äußere Schicksale, Lehre und Verfassung". In demselben Maße aber, wie die akademische Lehrthätigkeit abnahm, wuchs seine litterarische Fruchtbarkeit, die sich keineswegs auf theologische Fragen beschränkte,

ern mehr und mehr auch auf politische und allgemeine Tagesfragen sich ehnte. Mit besonderem Interesse verfolgte er insbesondere 1816 und in folgenden Jahren die Verfassungskämpfe in seinem würtembergischen Vater-e. sodaß sich damals sogar das Gerücht verbreitete, P. werde, wie dereinst Landsmann Spittler, in das würtembergische Ministerium berufen werden . Nippold, Rothe's Leben I, 46). Er gab 1816 eine Sammlung der ptürkunden der würtembergischen Landesgrundverfassung und verschiedene auf Fragen und Kämpfe bezüglichen Broschüren heraus (z. B. über „Vertretung Kirchen in den Ständeversammlungen"; „Philosophische Beurtheilung der ngenheim'schen Idee der Staatsverfassung", Heidelberg 1817). In Stuttgart de aber diese Einmischung des Heidelberger Professors in die politischen desangelegenheiten so übel vermerkt, daß P. 1819, als er seinen todkranken hn in Stuttgart besuchte, aus Würtemberg ausgewiesen wurde, da man nte, daß er nur zum Zweck politischer Umtriebe dort sich aufhalte (s. die P. herausgegebenen Actenstücke u. d. T. „Zur Sicherung meiner Ehre", delberg 1819). In demselben Jahre gründete P. eine eigene kirchlich-itische Zeitschrift u. d. T. „Sophronizon oder unparteiisch-freimüthige iträge zur neueren Geschichte, Statistik und Gesetzgebung der Staaten und chen", 1819—31 zu Frankfurt und Heidelberg in 13 Bänden erschienen, rin er alle Fragen der Tagesgeschichte, der Gesetzgebung und Politik erörterte r durch Andere besprechen ließ. Einer seiner Hauptmitarbeiter war sein llege Johann Heinrich Voß, dessen berüchtigter, gleich im ersten Jahrgang chienener Aufsatz „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" dem Herausgeber e Verwarnung von Seiten des großherzoglichen Staatsministeriums zuzog, i Auswahl der Aufsätze für seine Zeitschrift behutsam zu sein". Besonderes fsehen erregten sodann im J. 1823 die Aufsätze von P. über den bekannten onk'schen Proceß, die ihrem Verfasser den juristischen Doctortitel von Seiten r Freiburger Juristenfacultät eintrugen; ferner seine Artikel über die Städel'-he Stiftung in Frankfurt, über die Wessenbergische Sache u. A.

Von theologischen Arbeiten aus der Heidelberger Zeit sind noch zu nennen: ne „Gedächtnißrede am Säcularfest der Reformation 1817, über Luther's An-esenheit in Heidelberg"; sein „Theologisch-exegetisches Conservatorium" 1822; Ursprung der althebräischen Literatur" 1823; „Beleuchtung des Jubelablasses" 1825; „Der Denkgläubige" 1825 und 1829; „Kirchenbeleuchtungen" 1827; insbesondere aber sein theologisches Hauptwerk: „Das Leben Jesu als Grund-lage einer reinen Geschichte des Urchristenthums" 1828 (über dieses Werk vgl. besonders D. F. Strauß, „Leben Jesu für das deutsche Volk", Leipzig 1864, S. 13 ff.); ferner „Aufklärende Beispiele zur Dogmen-, Kirchen- und Religions-geschichte" 1830; „Exegetisches Handbuch über die 3 ersten Evangelien" 3 Theile 1831—33; „Paulus' Lehrbriefe an die Galater und Römer" 1831; „Des Apostel Paulus Ermahnungsschreiben an die Hebräerchristen" 1833. Weit zahl-reicher aber sind die Streit- und Flugschriften über Tagesfragen. In den drei Decennien von 1816—46 ist in der That kaum ein Jahr vergangen, in dem P. nicht mit irgend einer Schrift oder Broschüre auf dem Büchermarkt oder auf dem Kampfplatz erschienen wäre: so schrieb er 1816 „Verschiedenes über die Württembergischen Verfassungskämpfe" (s. o.), 1817 „über die Frankfurter Judenschaft", 1818 „über das neueste Betragen des römischen Kirchenregiments", 1819 „Zur Sicherung meiner Ehre", 1823 „Historisch-politische Schilderungen, Warnung vor Justizmorden", 1824 und 1825 „Rechtserforschungen", 1826 „Lebens- und Todeskunde von J. H. Voß", 1827 „Privatgutachten über die Frage, ob ein römisch-katholischer Regent oberster Bischof einer evangelischen

Kirche sein könne", 1828 über „Duellvereine und akademische Freiheit", über „die Judenfrage", über „Preßfreiheit", 1834 über „Homöopathi Reinarzneilehre", 1835 über „Entdeckungen unserer neuesten Philosophen" Schelling), 1836 über „Preßfreiheit aus Anlaß der Gutzkow'schen Wally", „Conversationssaal und Geisterrevue", 1838 und 1839 „Principienkamp schen römischer Hierokratie und deutscher Staatsrechtlichkeit" (aus Anla Kölner Streits), 1839 über „Theologische Lehrfreiheit und Lehrerwahl" Anlaß des Züricher Straußenputsches), 1839 „Votum über den Altenbur Rationalismusstreit", 1840 über „die unirte Kirche der Pfalz", 1841—44 Sophronizon", 1842 über „Kirchenzucht", 1842 über „den Magdeburger streit", über „das anglikanische Bisthum in Jerusalem", 1843 „Zur Berich der Ehescheidungsgesetze" &c. Einen Höhepunkt seines Lebens bildete im J. die Feier seines 50jährigen Docentenjubiläums, bei welcher Gelegenheit ih nah und fern zahlreiche Huldigungen und Ehrenbezeugungen zu Theil w Die Heidelberger Facultät (Abegg, Umbreit, Ullmann, Lewald) ehrte ihn einen Jubelabdruck seiner Schrift über das Hohelied; die Stadt Heidelberg Verleihung des Ehrenbürgerrechts; Deputationen aus Baden und der Pfa grüßten ihn als den unermüdlichen Kämpfer für Licht und Recht; fa theologischen Facultäten Deutschlands, mit Ausnahme von Berlin und überfandten ihre Glückwünsche. Als Ausdruck seiner „gerührtesten Dank für die vielen bei diesem Anlaß ihm zugekommenen, den Zeitgeist charakter den Zuschriften, aber auch als Aufforderung zum Verbreiten des einfach christlichen Pflichtenglaubens und zur Auflösung alles Dogmenzwange Dogmenstreites" veröffentlichte P. die „Skizzen aus seiner Bildungs Lebensgeschichte", Heidelberg 1839, die eine Hauptquelle für seine L geschichte bilden. Desto unerquicklicher für ihn selbst wie für das Pu war dann aber wenige Jahre nachher der von dem 82jährigen Greis mutl hervorgerufene Streit mit seinem speciellen Landsmann und ehemaligen J und Würzburger Collegen, dem Philosophen F. W. J. Schelling, dessen Philo P. schon früher in anonymen und offenen Schriften bekämpft und den „Charlatan, Taschenspieler, Speculanten und Obscuranten, Irrlehrer" &c. hatte, während Schelling seinerseits P. als einen „Satan und Erbfeind Philosophie", ja als „Erbfeind alles Höheren und Besseren", als einen verlassenen Menschen" bezeichnet. Der lang verhaltene Groll kam zum Au aus Anlaß von Schelling's Berufung nach Berlin 1841. P., der sich berufen gl „den philosophischen Humbug des alten Speculanten zu entlarven" ließ d Schelling im Winter 1841—42 gehaltenen Vorlesungen über Offenbarungsphilo wörtlich nachschreiben, um sie dann mit kritischen Anmerkungen herausz unter dem Titel „Die endlich offenbar gewordene Philosophie der Offenb der allgemeinen Prüfung vorgelegt durch Dr. H. E. G. Paulus." Dar Leske 1842. Schelling klagte bei Gericht wegen unbefugten Nachdruck „gegen die vollkommene Ehr- und Schamlosigkeit des 82jährigen Sünders kein Mittel etwas zu gewinnen sei, als durch Geldstrafe und Geldentschädi Das Buch wurde in Preußen mit Beschlag belegt. P. schrieb eine „Vor Appellation an das wahrheitsliebende Publikum": „Die Schelling'sche sophie erscheine ihm als Attentat auf die gesunde Vernunft, dessen Entl mit allen Mitteln ein gemeinnütziges Werk, ja geradezu eine Pflicht sei". Gerichte entschieden zu seinen Gunsten: Paulus wurde freigesprochen, d schlagnahme aufgehoben. Schelling verzichtete auf die ihm von der preu Regierung ertheilte venia legendi: „sei sie nicht im Stande, ihn gegen Na zu schützen, so sei er nicht im Stande zu lesen". P. hatte seinen Zw reicht. — Zum letztenmal trat er auf den Kampfplatz der Tageslitterat

Schutzschrift für den Deutschkatholicismus: „Zur Rechtfertigung der ch-Katholiken. Eine historische und staatsrechtliche Beleuchtung.“ Karlsruhe 8°, worin er die staatliche Unterdrückung einer allerdings in sich selbst sen Richtung aufs entschiedenste mißbilligt. Von da an ist er nicht mehr r Oeffentlichkeit getreten, zeigte aber fortan ein lebendiges Interesse für richtigen politischen, kirchlichen, wissenschaftlichen Erscheinungen, las und ch vorlesen, correspondirte mit alten Freunden, wie Salat, v. Wessenberg, itzenstein u. A., beschäftigte sich mit Ausarbeitung einer Schrift über e, in der er alte Erinnerungen aus der Jenaer Zeit niederlegte, die aber mehr zur Vollendung kam. Ja noch in seinen letzten Lebenstagen dictirte en Aufsatz gegen die damals im J. 1851 in Heidelberg aufgetretenen enmissionäre.

Sein zuvor so glückliches häusliches Leben hatte schmerzliche Störungen n — zuerst durch die unglückliche Verheirathung seiner einzigen Tochter e Caroline mit August Wilhelm von Schlegel (30. August 1818) und ald auf die Hochzeit gefolgte Trennung beider Ehegatten, dann durch den seines einzigen 17jährigen Sohnes (28. August 1819), zuletzt durch den seiner innig geliebten, geistig begabten, 55 Jahre lang mit ihm in glück- Ehe verbundenen Gattin († 11. März 1844) und den bald darauf ge- n Tod der Tochter (1847). Der körperlich von jeher schwächliche, aber - und willensstarke Mann vereinsamte mehr und mehr; aber „die Ratio- it hielt ihn aufrecht“. Die Revolutionsstürme der Jahre 1848 und 1849 ten an ihm vorüber: er verhielt sich ihnen gegenüber sehr nüchtern und haltend. Die alte Bundesacte fand er immer noch besser als die neue furter Reichsverfassung; er spottete über die alte Untugend der Deutschen, emper conveniunt et nunquam conveniunt, und über die Frankfurter rmacher, „welche flackern und gaggern, ehe das Ei gelegt ist“. So lange m seine geschwächte Sehkraft erlaubte, setzte er seine Aufzeichnungen fort rosa und Versen. Zuletzt erblindet, sieht er den Tod immer näher kommen beschäftigt sich viel mit Gedanken über das Sterben und über die Fort- des Geistes nach dem Tode. Im Juli stellen 1851 sich die Symptome einer verlaufenden Wassersucht ein. Endlich am 10. August 1851 schlägt dem hrigen seine letzte Stunde. Sein letztes Bekenntniß, das er noch wenige den vor seinem Ende aussprach, war: „Ich stehe rechtschaffen vor Gott das Wollen des Rechten“, sein letztes Wort: „Es giebt eine andere !“ Mit ihm starb einer der Väter, aber auch der letzte Epigone des ogischen Rationalismus des 18. Jahrhunderts. Die Geschichte der neueren logie kennt keinen, in welchem die Theologie der Aufklärung oder der ogische Rationalismus einen so charaktervollen Ausdruck gefunden hätte, in P. Er glaubte an den Rationalismus und lebte wie er glaubte. rend Andere von ihrem fortgeschrittenen theologischen Standpunkte aus oder den Höhen der philosophischen Speculation herab spotteten über den alten ren und ordinären Rationalismus mit seiner nüchternen und platten Ver- igkeit und Geistesarmuth, über einen „Denkglauben, der zu denken glaubt u glauben denkt“: so war es ihm selbst ein heiliger Ernst mit seiner ionalität“, seiner „göttlichen Denkgläubigkeit, Geistesrechtschaffenheit und zeugungstreue“; denn ihm war der Rationalismus nicht blos eine theolo- Ansicht, sondern seine Religion, seine Wissenschaft, sein Lebensideal. Als e Aufgabe des Theologen und Christen erschien es ihm: „durch Wissen, en und Vollbringen des Rechten dieses Leben für sich und für andere zu n zum Anfang eines ewigen seligen Lebens.“

Hauptquellen für seine Lebensgeschichte sind theils seine eig theilungen in einer kurzen, in Beyer's Magazin VII, 3, 329 ab Selbstbiographie, und in den „Skizzen aus meiner Bildungs- un geschichte zum Andenken an mein 50jähriges Jubiläum.“ Heidel Leipzig 1839. 8°, theils die aus dem reichen litterarischen Nachlaß mündlichen Mittheilungen geschöpfte ausführliche Biographie unter „Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit“, dargestellt Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg. 2 Bde. Stuttgart 18 Außerdem sind zu vergleichen Schenkel in der Protest. Realencykl. Bd. XI, S. 252 ff. — Kahnis, ebend. 2. Aufl. Bd. XI, S. 3 A. Hausrath, in den Badischen Biographien herausgegeb. von Fr. Heidelberg 1875. Bd. II, S. 119 ff. und in Hausrath's religion lichen Schriften 1883. — H. Döring in Schmidt's Nekrolog der 1851. I, 614 ff. — G. Frank, Geschichte der prot. Theologie, III, Baur, Kirchengeschichte des XIX. Jahrh. S. 100 ff. — Ueber seine in der Geschichte der protest. Theologie vgl. Baur, Dogmengesch S. 400 ff. — Landerer, Neuere Dogmengesch. S. 59 ff. — Ue Stellung in der Geschichte der Exegese s. E. Reuß, Geschichte der h. des N. T. 1874, S. 318 f. — Ein vollständiges Verzeichniß seiner bei Reichlin-Meldegg II, S. 465 ff.

Auch seiner Gattin, Elisabeth Friederike Caroline P. geb. gebührt eine Stelle in der deutschen Litteraturgeschichte, theils wege poetischer Versuche, die sie pseudonym oder unter ihrem eigenen Name gab, theils wegen der freundschaftlichen Beziehungen, in welchen sie zu Goethe, Voß, Jean Paul und anderen Notabilitäten der classischen un tischen Schule des 18. und 19. Jahrhunderts gestanden hat. Sie wa den 14. September 1767 zu Schorndorf in Würtemberg als Tochter de Oberamtmanns Gottlieb Friedrich Paulus und seiner Frau Friederike geb. Bilfinger. Ihr Vetter, der Theolog P., verlobte sich mit ihr seines Schorndorfer Aufenthalts kurz vor dem Antritt seiner wissens Reise 1787, hielt aber die Verlobung anfangs geheim, weil er der ent Abneigung seines Vaters gegen diese Verbindung gewiß war. Trotz lichen Widerspruchs aber, den er anfänglich zu überwinden suchte, ve er sich mit ihr vor seinem Abgang nach Jena den 2. Juni 1789. Jenaer Kreisen wurde die kleine, niedliche, lebhafte und gescheute Frau, blos eine treffliche Hausfrau war, sondern auch durch ihr gesellige ihre ästhetische und musikalische Bildung sich auszeichnete, freundlich aufg insbesondere fand Goethe, der das Paulus'sche Haus in Jena gern Gefallen an ihrem anmuthigen und „neckischen Wesen“, unterhielt sich ihr, erzählte ihr Märchen und Geschichten, theilte ihr manche seiner handschriftlich mit, besuchte sie auch noch später in Heidelberg. Anger diesen schöngeistigen Verkehr beschäftigte sie sich auch selbst in ihren Ne mit schriftstellerischen Versuchen, gab unter dem Pseudonym Eleutheri einen Roman „Wilhelm Dumont“ (Lübeck 1805) heraus, der von der Jenaischen Litteraturzeitung 1806, 167 günstig recensirt wurde; der Heidelberger Zeit folgte ein Roman „Adolph und Virginia oder Kunst“ (Nürnberg 1811); „Natalie Percy“, eine Novelle nach dem Fr (Nürnberg 1811), eine Uebersetzung von Voltaire's Trauerspiel „Se (ebenda 1811), und ein Bändchen „Erzählungen“, Heidelberg 18 2. Juni 1839 feierten beide Ehegatten ihre goldene Hochzeit, er 78, sie alt. Nach längerem Kränkeln und nach manchen trüben Lebenserfahr ihr der frühe Tod ihres einzigen Sohnes († 1819) und die unglücklich

ihrer einzigen Tochter mit A. W. v. Schlegel (1818) bereitet hatte, starb sie den 11. März 1844 in Heidelberg, schmerzlich beklagt von ihrem 82jährigen Gatten, der ihre „denkkräftige Richtung und die thätig-gute Anwendung all ihrer vorzüglichen Anlagen“ rühmt und sie dem wohlwollenden Andenken der Freunde empfiehlt, „das sie verdiente und von Vielen genossen hatte“.

Vgl. über sie Goedeke, Grundriß II, 1129 fg. — Brümmer, Deutsches Dichterlexikon, Bd. II. — Waitz, Caroline II, 115. — Besonders aber K. A. Reichlin-Meldegg in seiner Biographie ihres Mannes, Bd. I, S. 77 ff., Bd. II, S. 1 ff. Wagenmann.

Paulus: Karl Eduard von P., Topograph, Geognost und Alterthumsforscher, geb. am 29. Januar 1803 in Berghausen bei Speier, † am 16. Juni 1878 zu Stuttgart, stammte aus einer altwürttembergischen Beamtenfamilie. Schon im Jahre 1806 kam er mit seinen Eltern, welche sich nur vorübergehend in der Pfalz aufgehalten hatten, nach Stuttgart, wo sein Vater eine Anstellung als Registrator fand. P. durchlief das dortige Gymnasium bis zur achten Classe (Obersecunda) mit mehr Eifer für leibliche als für geistige Uebungen, wie er selbst oft zu erzählen pflegte. Sein „freier froher Sinn“ leitete ihn auch bei der Berufswahl. Er trat im J. 1819 in eine stuttgarter Privatforstschule ein und ging das Jahr darauf als Zögling zu dem Revieramte Böblingen. Allein, so wohl es ihm im Walde war, konnte er doch nicht widerstehen, als er im J. 1822 von Mittnacht, dem Vorstande der damaligen württembergischen Landesvermessung, eine Stelle als Zeichner angeboten erhielt. Er hatte die dem Forstmanne nöthige Kunst der Terrain-Aufnahme und -Darstellung mit besonderer Lust und ungewöhnlichem Geschicke zu betreiben angefangen. Nach zwei Jahren zog ihn der Vorstand des statistisch-topographischen Bureaus, Memminger, (s. A. D. B. XXI, 309) zu dieser Anstalt herüber, wo sein kartographisches Talent unter der Leitung des ehemaligen Ingenieur-Officiers Ferd. Dürrich eine treffliche Schulung fand. Der von dem Bureau nach den Ergebnissen der Landesvermessung in den Jahren 1821—1851 herausgegebene topographische Atlas des Königreichs Württemberg im Maßstabe von 1 : 50,000 gab die schönste Gelegenheit, auf diesem Felde Lorbeeren zu pflücken. Auf nicht weniger als 23 von den 55 Blättern dieses Werkes ist P. als Mitarbeiter genannt. Den wärmsten Dank der wanderfrohen Jugend in Schwaben erwarb sich P. durch seine erstmals im J. 1834 im Maßstabe von 1 : 450 000 herausgegebene Karte des Königreich Württemberg, an deren Stelle im J. 1841 seine Karte des Königreich Württemberg und der hohenzollern'schen Fürstenthümer im Maßstab von 1 : 400 000 trat, welche fortwährend verbessert mehrere neue Auflagen (die letzte im Jahre 1874) erhielt. Das Blatt darf sich neben den besten Leistungen seiner Zeit sehen lassen. Auch zu kartographischer Lehrthätigkeit wurde P. von der württembergischen Regierung zuweilen verwendet, so zum Unterricht im Planzeichnen an der Akademie Hohenheim im Jahre 1845 und 1851 und im Kartenlesen für Officiere im J. 1869. — Mit der Aufnahme und Darstellung der Oberfläche des Landes verband P. von Anfang an auch das Studium der geognostischen Verhältnisse. Er erwarb sich autodidaktisch die allgemeinen geognostischen Kenntnisse seiner Zeit und trug durch eigene Untersuchungen nicht wenig zur Erweiterung der württembergischen Gesteins- und Bodenkunde bei. Der geognostische Theil von vielen Oberamtsbeschreibungen ist von ihm bearbeitet. Bei der im J. 1863 begonnenen Herausgabe der geognostischen Specialkarte von Würtemberg war er als Mitredacteur betheiligt; einige Blätter derselben und deren Begleitworte sind von ihm selbst gefertigt. Die genannten Oberamtsbeschreibungen, deren 26 von 64 (vom Jahre 1850 an) dem Hauptinhalte nach von ihm verfaßt sind, gaben ihm manchfache Gelegenheit, sich auch auf anderen

Gebieten der Landeskunde zu erproben. So sind z. B. die darin von ihm gegebenen Landschafts- und Ortslagebeschreibungen, die Schilderungen der Lebensweise und Sitten der Bevölkerung kleine Meisterstücke seiner „schlichten guten Feder". Auch in dem Werke: Das Königreich Württemberg, eine Beschreibung von Land, Volk und Staat. Herausgegeben vom statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart 1863, sind diese Abschnitte von ihm ausgeführt. — Sein Lieblingsfeld aber, dessen Bebauung ihm einen bleibenden wissenschaftlichen Namen sichert, war die Alterthumskunde. Schon als Zögling in Böblingen fing er an, die Spuren, welche die Römer in Straßen und Wohnplätzen auf württembergischem Boden zurückgelassen hatten, aufzusuchen; bald aber ging er auch den Resten der germanischen und vorgermanischen Vorzeit, den Reihengräbern und Grabhügeln nach. Seine kartographischen und geognostischen Berufsarbeiten führten ihn kreuz und quer durch das Land; er benützte diese Reisen und längeren Aufenthalte in den verschiedensten Landestheilen immer zugleich auch für seine archäologischen Forschungen. Im Umgange mit Pauly, Stälin und anderen Archäologen von Fach lernte er von römischer Alterthumskunde so viel zu, als ihm für seine praktischen Bedürfnisse nöthig war; auch mit den früheren Ausgrabungen und Funden, soweit sie litterarisch fixirt waren, machte er sich bekannt. Aber es fiel ihm in seiner klugen Bescheidenheit nie ein, selbst den gelehrten Archäologen spielen zu wollen. Er setzte sich vielmehr als den Praktiker gerne in einen erklärten Gegensatz gegen den Buchgelehrten, übrigens mit so viel gutem Humor und aufrichtiger Achtung vor höheren Kenntnissen, daß ihm niemand darüber gram werden konnte. Sein Hauptbestreben war darauf gerichtet, das Netz der römischen Straßen- und Befestigungslinien, soweit es sich über württembergischen Boden erstreckte, wieder aufzufinden. Von den in älteren Aufgrabungsberichten sicher nachgewiesenen oder von ihm selbst entdeckten Wohnplätzen und Straßenstücken ausgehend, schritt er, wo möglich immer auf neue Funde fußend, langsam und bedächtig vorwärts. Füllte er wol zuweilen auch ein Mittelstück durch Combinationen aus oder machte er einen Schritt ins Ungewisse voraus, so stützte er sich dabei nicht auf historische Hypothesen, sondern auf seine in der Praxis allmählich erworbenen Anschauungen von der römischen Straßenführung, Befestigungsweise und Ansiedlungsart. Mit immer schärferem und sicherem Blicke wußte er dieselben auf jedes gegebene Terrain anzuwenden. Konnten seine Vermuthungen durch Grabungen, wozu ihm selten zureichende Mittel zu Gebot standen, nicht sogleich erhärtet werden, so wartete er geduldig Jahre und Jahrzehnte lang, bis zufällige Aufdeckungen oder kleine Schürfungen den nachträglichen Sachbeweis lieferten. Lange Zeit nur für sich sammelnd und aufzeichnend fing er zuerst an, in den württembergischen Jahrbüchern von 1830, 33, 34 Nachrichten über neuentdeckte Alterthümer und Römerstraßen zu veröffentlichen. Der Jahrgang 1835 brachte eine Abhandlung von ihm über den Limes, derselbe Jahrgang und der von 1837 einen Aufsatz über die Peutinger'sche Tafel. Später legte er einzelne Resultate seiner Forschungen auch in den Oberamtsbeschreibungen nieder, erstmals unter seinem Namen in der von Geislingen (1843) und in der Folge hauptsächlich in denjenigen Heften, welche von ihm als Hauptverfasser herausgegeben waren. Die ersten Versuche von größeren Zusammenstellungen machte P. in den Veröffentlichungen des Württembergischen Alterthumsvereins, dessen Hauptgründer und Leiter er war, so in den „Jahresheften" (I—XII, 1844—1862 in gr. Fol.) und namentlich in dem von ihm fast ganz geschriebenen 1. Bande der „Schriften" (1850—1868 in gr. 8°), z. B. in Heft 4, 1856: „Die Römerstraßen im Allgemeinen mit besonderer Rücksicht auf das Zehntland, nebst einer Anleitung zur Erforschung der alten Römerwege" (auch sep.); in Heft 5, 1859: „Der Schönbuch mit seinen Alterthümern" (auch sep.);

n Heft 6, 1863: „Der römische Grenzwall vom Hohenstaufen bis an den Main“ (auch sep.); in Heft 8, 1866: „Erklärung der Peutinger'schen Tafel u. s. w.“ (auch sep.). Trotz dieser Vorarbeiten aber erregte es unter den deutschen Geschichts- und Alterthumsforschern großes Aufsehen, als P. erstmals im J. 1859 über den Gesammterwerb seiner Forschungen öffentliche Rechenschaft ablegte in der: „Generalkarte von Württemberg, 4 Blätter im Maaßstab: 1 : 20 000 (=die Mittnacht'sche Karte.) Mit archäologischer Darstellung der römischen und altgermanischen (keltischen) Ueberreste.“ Eine solche Fülle von römischen Wohnplätzen, ein so reiches Netz von römischen Straßen fand sich hier eingetragen, daß die Sache vielen nicht geheuer scheinen wollte. Erst als P. im J. 1875 und 1876 in den Württembergischen Jahrbüchern mit der Abhandlung: „Die Alterthümer in Württemberg aus der römischen, altgermanischen (keltischen) und alemannischen (fränkischen) Zeit“ (auch sep. 1877) sozusagen den Text und die Belege zu der im J. 1867 zum zweiten und 1876 zum dritten Male aufgelegten und stets bereicherten Karte gab, fand sie allgemeinen Glauben und Württemberg wurde um eine Leistung beneidet, wie sie seine Nachbarstaaten noch heute nicht aufzuweisen haben. Noch in seinem letzten Lebensjahre widerfuhr P. auch die Genugthuung, daß eine von der württembergischen Regierung eingesetzte Commission für die archäologisch-topographische Aufnahme des römischen Grenzwalles von Lorch bis Osterburken, welche er selbst begleitete, die von ihm aufgestellte aber manchfach angezweifelte schnurgerade Linie vollkommen als richtig anerkennen mußte. — Das amtliche Leben von P. hatte seit seinem Eintritte in das statistisch-topographische Bureau einen ungewöhnlich einfachen Verlauf. Erst im J. 1836 erhielt er Staatsdienerrechte und einen festen Gehalt, 1852 den Rang, 1853 auch den Titel eines Finanzassessors, 1862 den Titel und Rang eines Finanzrathes und im J. 1877 bei seiner Pensionierung die Ehrenmitgliedschaft des Bureaus. Aber daß seine Verdienste nicht im Verborgenen geblieben waren, zeigt eine stattliche Anzahl von Medaillen und Orden seiner Landesherren, König Wilhelm und König Karl, ferner von Preußen, Baden und Hohenzollern, eine Reihe von Ehrendiplomen z. B. von dem germanischen Museum in Nürnberg als Mitglied des Gelehrten-Ausschusses, von dem römisch-germanischen Central-Museum in Mainz als auswärtiges Vorstandsmitglied, von dem archäologischen Institut in Rom und verschiedenen deutschen Geschichts- und Alterthumsvereinen, endlich die Ehrendoctorwürde von der philosophischen Facultät der Universität Tübingen, beim Jubiläum von 1877 verliehen. Sein von ihm frühe in alle seine Studien eingeweihter Sohn Eduard P. wurde ihm als Mitarbeiter auf dem statistisch-topographischen Bureau beigegeben, wo er sein Nachfolger geworden ist. Die poetische Ader, welche bekanntlich dem Sohne reichlich verliehen ist, war auch dem Vater nicht ganz versagt. Mit seinen im J. 1858 erstmals, 1861 wiederholt als Sammlung gedruckten „Waldbildern“ hat er seinen Freunden, deren der biedere Mann mit dem sonnigen Gemüthe unter allen Ständen eine große Anzahl besaß, ein köstliches Andenken hinterlassen.

Vergl. den Nekrolog von J. Hartmann in Württ. Jahrbücher f. Statistik und Landeskunde Jg. 1878 I, S. 5 ff. — Den Nachruf von demselben in Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte Jg. I, 1878 S. 152 ff. — Herzog, die Vermessung des röm. Grenzwalls in seinem Lauf durch Württemberg &c. in Württ. Vierteljahrshefte f. L. Jg. III. 1880 S. 81 ff. (auch sep.).

Wintterlin.

Pauly: August Friedrich P., bekannt besonders als erster Herausgeber der nach seinem Tode von Teuffel und Walz fortgesetzten und vollendeten Real-Encyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft (Stuttgart 1837 bis 1852, sechs Bände; der erste Band in neuer umgearbeiteter Auflage heraus-

gegeben von W. S. Teuffel, Stuttgart 1861—1866 in zwei Abtheilungen). Er gehörte einer ursprünglich katholischen und aus Ungarn eingewanderten Familie an; aber sein Großvater hatte seinen Sohn protestantisch erziehen lassen, und dieser war Pfarrer in Benningen bei Ludwigsburg, zuletzt in Mössingen bei Tübingen, zwischen hinein lange Jahre Professor am Seminar Maulbronn, und ist Verfasser eines für seine Zeit verdienstlichen Werkes „Methodologie für den gesammten Cursus der öffentlichen Unterweisung in der lateinischen Sprache und Literatur" (1785—1799, 3 Bände). In Benningen wurde am 9. Mai 1798 der dem Vater gleichnamige Sohn geboren, auf den sich des Vaters Neigung für philologische Studien und den Lehrerberuf vererbte. Nach Landessitte diese Studien mit theologischen verbindend war P. Zögling zuerst des niederen Seminars Maulbronn, dann (1813—1818) des höheren in Tübingen (des sog. „Stift"), erweiterte aber seinen Gesichtskreis durch Besuch von Heidelberg, wo damals Fr. Creuzer wirkte. Später Repetent in Urach und Tübingen wurde er 1822 Rector der Lateinschule in Biberach, 1828 Professor am Gymnasium in Heilbronn, 1830 an den oberen Classen des Stuttgarter Gymnasiums, in welcher Stellung P. bis zu seinem Tode (2. Mai 1845) wirkte, als ein durch Frische, Feinheit und Geschmack wie durch echte Humanität überaus anregender, hochverehrter und allgeliebter Lehrer. Nebenbei war er auch Mitglied des statistisch-topographischen Bureau in Stuttgart, bearbeitete als solches aus dem amtlich gelieferten Stoff und auf Grund örtlicher Untersuchungen die Beschreibungen der Oberämter Wangen, Leutkirch, sowie (mit K. Pfaff) von Eßlingen und (mit Stälin) Heidenheim, Nürtingen, und besorgte im J. 1841 die dritte Auflage von Memmingers Beschreibung von Württemberg. Auf dem Gebiete der classischen Philologie nicht eigentlich gelehrter Forscher, verband er doch auch hier mit Weite des Blickes Gründlichkeit im Einzelnen, feines Formgefühl und geschmackvolle Darstellung. (Ausgaben des Horaz, 1823; einzelner Schriften des Lukian, 1825; Senecae epist. selectae, 1825. Quaestiones Isocrateae, 1828. Uebersetzung sämmtlicher Werke Lukians in der Metzlerschen Sammlung, 1827—1832, 15 Bändchen; der Briefe des Seneca, 1832—1836, vollendet von A. Haakh.) Sein practischer Sinn führte ihn vorzugsweise der Denkmälerkunde zu, als der Vermittlung zwischen Vergangenheit und Gegenwart („Inscriptiones aliquot romanae in solo Württembergiae retectae", 1831. „Ueber den Straßenzug der Peutinger'schen Tafel von Vindonissa nach Samulocenis und von da nach Regino", 1836, 4. Zahlreiche Aufsätze, besonders in den württembergischen Jahrbüchern 1829 ff.) Ein anderer Theil seiner Schriften gilt der Schule: „Materialien für lateinische Stilübungen in den höheren Classen", 1830. Herausgabe einer griechischen Chrestomathie zusammen mit Bäumlein, 1837). Vermöge seiner ebenso liebenswürdigen als im Wesentlichen festen Persönlichkeit eignete sich P. auch vortrefflich zum Mittelpunkte für ein durch die Mitwirkung mehrerer sich aufbauendes Sammelwerk, wie die genannte Realencyklopädie, deren Herausgabe er vom Jahre 1837 an besorgte und bis zum Artikel Iuno fortführte. Seine eigenen Beiträge betreffen die alte Geographie Europa's, unter welchen sich die Arbeit über Corinthus auszeichnet, und die Sittengeschichte, aus welcher die Artikel Funus und Hetären hervorzuheben sind, Muster von geistreicher Auffassung und anziehender Behandlung.

G. Schwab im Schwäb. Merkur vom 30. Mai 1845. — Vorwort zum vierten Bande der Pauly'schen Realencyklopädie (Stuttgart 1846) S. VI f.

W. S. Teuffel.

Paumann: Konrad P. Die Orgelkunst, oder genauer gesagt das Orgelspiel feierte schon in einer Zeit Triumphe, in denen die übrigen Instrumente sich noch in dem Zustande ihrer Kindheit befanden. Schon die Verwendung

er Orgel in der Kirche gab ihr eine höhere Weihe und stellte sie als das bevorzugteste aller Instrumente hin. Dazu kam ihr lang gehaltener edler Ton, der sich der menschlichen Stimme am meisten näherte. Alle diese Umstände, vereint mit den rapiden Fortschritten ihrer technischen Verbesserung, spornten jeden Künstler an sie mit Meisterschaft behandeln zu lernen und schon vom 14. Jahrhunderte an nennt die Geschichte Männer, die trotz des allgemein verbreiteten Bestrebens sich auf diesem Instrumente auszuzeichnen, doch alle Anderen weit überragten und deren Ruhm bis auf unsere Zeit fortgetragen wurde. Ein Francesco Landino zu Florenz, der 1390 starb (blind geboren), wurde von seinen Zeitgenossen als unübertreffbarer Künstler hoch gefeiert. Ihm schloß sich Antonio Squarcialupi, ebenfalls ein Florentiner an, der 1475 starb. Deutschland blieb nicht zurück, und wenn es auch etwas später als jener Landino die Bahn des Ruhmes betrat, so reihte sich dann ununterbrochen Meister an Meister, denen In- und Ausland unbedingt die Palme zuerkannten. Der Altvater deutscher Orgelkunst ist unser Konrad P., ein Zeitgenosse Squarcialupi's. Um 1410 in Nürnberg blind geboren, erhielt er seine Erziehung daselbst durch Unterstützung hochgestellter Männer, wie ein uns glücklich erhaltenes Document mittheilt. 1446 war er bereits Organist an der St. Sebalduskirche daselbst und verheirathete sich in demselben Jahre mit Margarethe Weichserin. Dieses Ehebündniß wird uns durch ein von P. ausgestelltes Document bezeugt. (Abgedruckt in Dr. Lochner's neuer Ausgabe von Rosenplüt's Spruchgedicht, Nürnberg 1854 und daraus wieder in Chrysanders Jahrbüchern II, 75.) P. wurde nicht nur in Nürnberg hochgefeiert, sondern auch der deutsche Kaiser Friedrich III. zeichnete ihn aus und auf einer Reise nach Italien ward er, wie uns berichtet wird, besonders von den Herzögen von Mantua und Ferrara durch reiche Geschenke geehrt. Auch den Rittertitel, den er führte, wird er wohl auf dieser Reise vom Papste erhalten haben. Der Dichter Rosenplüt feiert ihn in seinem im J. 1447 abgefaßten Spruchgedichte auf die Stadt Nürnberg mit folgenden Worten (V. 257 ff.):

„Noch ist ein mayster in disem gedichte,
der hat mangel an seynem gesigt,
der heyst meyster Cunrat pawman,
dem hat got solche genad gedan,
das er ein meyster ob allen maystern ist,
wan er tregd yn seinen sinen list
dy musica mit yrm süssen don.
solt man durch kunst einen meister kron,
Er trug wol auf von golt ein kron.
mit contra tenor vnd mit faberdon,
mit primi tonus tenorirt er,
auf e lamy so sincopirt er“ etc.

Auch seine Leistungen als Componist sind wir im Stande einigermaßen zu beurtheilen, die freilich nach dem Maßstabe damaliger Kunstanschauungen und deren wissenschaftlichem Stande zu würdigen sind. Das Locheimer Liederbuch, Hds. des 15. Jahrhunderts auf der gräfl. Bibliothek zu Wernigerode, von Fr. Wilh. Arnold in Chrysander's Jahrbüchern II, 1 herausgegeben, ferner das von der Münchener Hof- und Staatsbibliothek erst jüngst erworbene Buxheimer Orgelbuch und das Münchener Liederbuch, Hds. des 15. Jahrhunderts, ebenfalls in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, herausgegeben vom Unterzeichneten im 2. Bd. des deutschen Liedes, Monatshefte für Musikgeschichte, enthalten eine Anzahl Orgelcompositionen und ein dreistimmiges deutsches Lied über den Text: „Wiblich figur, in deine schur“. Dies letztere Lied zeigt uns P. als einen für seine Zeit außerordentlich melodisch und wohlklingend schreibenden Contra-

punctisten, der mit der Fertigkeit in der Behandlung des mehrstimmigen Satzes, einer Kunst, die damals noch in der Jugend ihrer Ausbildung stand, zugleich zarte Empfindung verband, Eigenschaften, die sich in jener Zeit selten zusammen finden und selbst bei den damals bedeutendsten Componisten Italiens, der Niederlande und Frankreichs nur selten vereint waren. Weniger anmuthend berühren uns seine Orgelstücke, die mehr der damaligen virtuosen Technik huldigen als hervorragend in der Composition sind. Aber als die ersten Documente alter Orgeltechnik haben sie für uns einen höheren Werth, als manche spätere Erzeugnisse die, wenn auch bereits auf höherer Stufe der Kunst stehend dennoch gegen die gleichzeitige Gesangsmusik merklich zurücktreten, so daß sie mehr das historische Interesse in Anspruch nehmen als daß sie uns einen Kunstgenuß gewährten. Schlick's Orgelstücke, Hoffheimer's Compositionen für die Orgel, auch die der Italiener des 16. Jahrhunderts, tragen mehr oder weniger noch das Gepräge, was uns bereits bei P. entgegentritt. Rob. Eitner.

Paumgartten: Karl, Reichsritter v. P. wurde am 24. October 1796 zu Wien geboren, wo sein Vater Sigismund v. P. als Hof- und Gerichtsadvocat und als Hofrichter des Stiftes Schotten fungierte. P. verlor schon im 13. Jahre seinen Vater, und seine Mutter, eine geb. v. Sonnleithner, konnte bei ihrem geringen Vermögen nur darauf bedacht sein, ihre 7 unversorgten Kinder in irgend eine fremde Versorgung zu bringen. P. wurde nach Absolvirung der Gymnasialstudien auf den großen Gütern des Grafen Hoyos als Praktikant aufgenommen, worauf er nach einer Praxis von drei Monaten zum Kanzleischreiber befördert wurde. Er setzte seine Studien privatim fort, bis er zu Anfang des Jahres 1815 den Dienst des Grafen verließ und mit dessen Unterstützung als Privatcadett ins 49. Infanterieregiment eintrat, um gegen Napoleon zu kämpfen. Er wohnte mehreren Gefechten bei, wurde bei Mantua verwundet, nahm im März 1816 seinen Abschied und kehrte in die Dienste des Grafen zurück. Er wurde in seiner früheren Eigenschaft auf der Herrschaft Horn angestellt, nach 4 Jahren zum Controlleur der Herrschaft Hohenberg ernannt, 1821 in gleicher Eigenschaft in die Grafschaft Guttenstein und 1824 als Controlleur und Gerichtsactuar in die Herrschaft Drosendorf versetzt. Im Jahre 1826 legte er die Richteramtsprüfung ab, trat im April desselben Jahres als Praktikant bei der k. k. Tabaks- und Stempelgefällenadministration in den Staatsdienst, wurde im Mai 1827 zur provisorischen Leitung des k. k. Gefällen-Inspectorats zu Korneuburg berufen, 1829 zum wirklichen Administrator dieses Inspectorats befördert, erhielt 1833 nach Auflösung des Inspectorats die zweite Commissärsstelle bei der Cameralbezirksverwaltung daselbst, 1840 die erste Stelle, 1841 eine gleiche Stelle in Wiener Neustadt und 1844 in Wien. Im Jahre 1851 zum Finanzrath und Finanzbezirksdirector zu Unghvar in Ungarn ernannt, trat er 1856 wegen geschwächter Sehkraft in den Ruhestand und siedelte nach seinem Gute Graffachhof bei Pernitz in Niederösterreich über, wo er sich, soweit dies sein geschwächtes Augenlicht zuließ, mit litterarischen Arbeiten beschäftigte und am 19. August 1877 starb. — P. war als Schriftsteller auf juridischem, cameralistischem, politischem und poetischem Gebiete thätig. Sehr beachtenswerth ist seine „Erklärung des Strafgesetzes über Gefällsübertretungen" (1838). Von einer großen Anzahl Dramen („König und Künstler". — „Aus dem österreichischen Alpenleben". — „Des Verschwenders Ende". — „Liesli". — „Der Dorfnotar" u. a.) sind nur zwei dem Publicum durch den Buchhandel zugänglich gemacht worden: „Rudolf von Habsburg, dramatisches Gedicht in 5 A." (1859) und „Franz Rakoczy, dramatisches Gedicht in 4 A." (1859).

Kehrein, Biographisch-litterarisches Lexikon, 2. Bd., S. 4.

Franz Brümmer.

Pauteren: Johann v. P. oder Despautere, Pädagog und bedeutender Sprachkenner am Anfange des 16. Jahrhunderts, gehörte dem Kreise der Brüder des gemeinsamen Lebens an, und war während mehrerer Jahre Lehrer zu Ryssel (Lille), Herzogenbusch, Winoxbergen und Commines. Er war Schüler des verehrten Lehrers Gerard Cannyf gewesen, welcher noch 1512 an der Fraterschule zu Herzogenbusch lehrte, und folgte ihm dort als Lehrer. Seine Verdienste wurden sehr hochgehalten und die von ihm herausgegebene Sprachlehre wurde sogar von einer zu Mecheln am Anfang des 16. Jahrhunderts abgehaltenen Kirchenversammlung für den allgemeinen Gebrauch beim Unterricht autorisiert. Wiewohl ihm das eine Auge fehlte, wie Vossius scherzend meinte, hatte er, weit schärfere Einsicht in die Sprachlehre als die meisten Gelehrten seines Zeitalters. Dies machte nicht nur ihm selbst einen großen Namen sondern trug auch sehr zur Blüthe der Fraterschule Herzogenbusch bei, welche damals mehre hundert Zöglinge zählte. Um 1620 muß er gestorben sein; in Georgius Macropedius fand er einen vorzüglichen Nachfolger. Einige seiner Schriften, von Fabricius in seiner Bibliotheca medii aevi (II 67) erwähnt, wurden schon 1512 und 1514 gedruckt.

Delprat, Broedersch. v. G. Groote, Bl. 129, Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II 2e st. Bl. 244 und Miraeus, Chronicon p. 336. van Slee.

Pauw: Adriaen P., Herr von Heemstede, niederländischer Staatsmann, Reinier Pauw's (s. u.) ältester Sohn, geboren 1585 in Amsterdam, kam durch des Vaters Einfluß schon in jungen Jahren in die Regierung. 1612 wurde er Rath und Pensionär von Amsterdam und stand mit seinem Vater voran in den Reihen der Opposition gegen Oldenbarnevelt. Das verschaffte ihm im J. 1619 die Stelle eines Curators der Leidener Universität; er hatte die traurige Ehre, die Säuberung der Universität zu vollziehen und Männer wie Vossius und Barlaeus aus ihren Stellen als Professoren und letzteren auch als Regent des Staatencollegiums (des Theologenconvictes) zu entsetzen. Schon früh mit diplomatischen Missionen von den Generalstaaten betraut, nahm P. als Gesandter in Frankreich, England, Dänemark und Deutschland großen Antheil an der auswärtigen Politik der Staaten, die er bald neben dem Prinzen Friedrich Heinrich zu führen hatte, als er 1631 zum Rathspensionär von Holland erwählt wurde. In den ersten Jahren nach Oldenbarnevelts Fall tief heruntergekommen erhielt das Amt durch P. wieder einigermassen die Wichtigkeit, welche es vorhin besessen. Wahrscheinlich war es eben darum, daß der Prinz ihn mit de Knuyt im J. 1635 durch die Unterhandlung über das bekannte Schutz- und Trutzbündniß in Frankreich nach Paris zu entfernen suchte und seine Abberufung zu hintertreiben wußte. P. legte darum 1636 seine Stelle als Rathspensionär nieder, behielt aber, als Abgeordneter von Amsterdam nicht allein in den Staaten von Holland sondern auch als Mitglied der holländischen Deputation in den Generalstaaten noch einen maßgebenden Einfluß. 1646 wurde er Deputirter zum Friedenscongreß in Münster und nahm an dem Lauf der Unterhandlungen als Vertreter der Friedenspartei lebhaften Antheil; die Franzosen beschuldigten ihn, gewiß mit Unrecht, sich den Spaniern verkauft zu haben. Sein Ansehen stand jetzt hoch; er ward 1649 an die Spitze der Gesandtschaft gestellt, welche, das Leben König Karls I. zu retten, vergeblich nach England abgeschickt wurde. Wenn er auch nicht zu den Gegnern Oraniens gehörte, so vertrat P. damals doch eine Politik, welche in ihren Principien der von Oldenbarnevelt näher stand, und durchaus abwich von der demokratisch-calvinistischen, welche im J. 1618 von Moritz von Oranien, Aerssens und Pauw's Vater zum Siege geführt war. Letztere war eben in Amsterdam völlig zu Boden geschlagen, eben in jener Stadt hatten jetzt die Libertiner ihren Hauptort, die Remonstranten fanden dort

zuerst Schutz, der Frieden mit Spanien fand des Handels wegen den stärksten Anhang. Und das Interesse seiner Stadt galt P. so zu sagen als das Interesse des Landes. Als Wilhelm II. seinen verfehlten Staatsstreich gegen Amsterdam führte, verblieb P. in der Neutralität, welche ihn auch an dem schroffen Auftreten der Bicker und der anderen Amsterdamer Regenten keinen Theil nehmen ließ; doch als dann der Prinz gestorben und der Rathspensionär Cats nach Abhaltung der „Großen Versammlung“ seine Stelle niedergelegt hatte, ließ P. sich nach langem Sträuben und unter eigenthümlichen Bedingungen, namentlich um einer Wiederholung des Verfahrens der Jahre 1618 und 1619 vorzubeugen, 1651 aufs Neue zum Rathspensionär ernennen. Im nächsten Jahr versuchte er als außerordentlicher Gesandter vergebens den Krieg mit England abzuwenden und kam durch seinen Eifer für den Frieden in Verdacht, im Geheimen mit den Engländern zusammenzuhalten aus Feindschaft gegen das oranische Haus. Das Volk wollte sein Haus in Amsterdam und sein Schloß in Heemstede plündern; wogegen die Staaten ihn in ihre Protection nahmen. Nicht lange nachher, am 21. Februar 1653 ist er gestorben, den Ruf eines fähigen, wenn auch nicht immer groß denkenden und handelnden, etwas kleinlichen und nicht immer energischen und uneigennützigen Staatsmannes mit ins Grab nehmend. Den Fürsten und großen Herren und höfischen Diplomaten in Frankreich, England und Deutschland gegenüber erschien Pauws Auftreten als Gesandter etwas holperig und steif, wie Wicquefort sagt: P. war schon kein Kaufmann mehr, bloß Regent, wenn er auch das väterliche Vermögen eifrig vermehrte. Von seinen fünf Brüdern war der zweite, Michel (geb. 1590), der Stifter einer eigenen kleinen Pflanzung „Pavonia“ am Hudson im jetzigen New Jersey, welche er aber 1637 der Westindischen Compagnie verkaufte; der dritte, Reinier, (geb. 1591) war nicht weniger als 55 Jahre lang Mitglied und Präsident des Hohen Rathes (Appell- und Cassationshof) von Holland und Seeland; der vierte, Cornelis (geb. 1593) wurde zwanzigjährig der ersten niederländischen Gesandtschaft in Constantinopel attachirt, dann Consul in Aleppo und 1631 Gesandter beim König Gustav Adolf, den er auch auf seinem Siegeszuge begleitete, wie er auch später die Verbindungen der Republik mit Oxenstjerna vermittelte, einer der ersten Diplomaten von Beruf, welche die niederländische Geschichte zählt.

Vergl. Aitzema, Saeken van Staet en Orlogh. — Wicquefort, Hist. des Prov. Unies und L'Ambassadeur. — Wagenaar's Amsterdam. und Vaderl. Gesch. und die Noten des van Wyn zu derselben. — Vreede, Gesch. d. Nederl. Diplomatie. — Arend, v. Rees, Brill & v. Vloten: Alg. Gesch. d. Vaderl. — Tydeman, De zee betwist. — Koenen in Nijhoff's Bijdragen VI & VII.

P. L. Müller.

Pauw: Peter P. (Paaw, Pavius), Arzt, 1564 in Amsterdam geboren, hatte zuerst unter Bontius, Heurnius und Dodonaeus in Leyden, später unter Duret und Fabre in Paris Medicin studirt und sich auf der letztgenannten Universität vorzugsweise mit anatomischen Arbeiten beschäftigt. Zu seiner weiteren Ausbildung ging er nach Rostock, wo er 1587 die Doctorwürde erlangte, und sodann nach Padua, wo er unter Fabrizio seine anatomischen Studien fortsetzte. Nach der Rückkehr in seine Heimath wurde er 1589 zum Prof. extraord. für Botanik an der Universität Leyden ernannt, alsbald aber zum Prof. ord. für dieses Gebiet und für Anatomie befördert. Nach beiden Richtungen hin hat sich P. um die Leydener Universität sehr verdient gemacht; auf seine Veranlassung wurde ein anatomisches Theater gebaut und ein botanischer Garten angelegt und an beiden Instituten hat er bis zu seinem am 1. August 1617 erfolgten Tode als Lehrer eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelt. — Von seinen, vorzugsweise Botanik und Anatomie behandelnden

Schriften verdienen namentlich „Hortus publicus acad. Lugd.-Batav., ejus ichnographia, descriptio etc.“ (1601, erweitert 1603 und 1629), „Primitiae anatomicae de humani corporis ossibus“ (1615, 1630, 1633), „Andr. Vesalii epitome anatomica“ (mit Noten und Commentarien versehen, 1616, 1633), „De vulvula intestini Bauhini“ (in seinen „epistolae ad amicos“ in Fabricii Hildani Opp. med.-chir. abgedruckt) und „Observationes anatomicae selectiores“ (in Bartholini historiarum cent. III et IV) hervorgehoben zu werden. Eine von ihm verfaßte „Methodus anatomica“ ist bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts handschriftlich aufbewahrt gewesen, scheint seitdem aber verloren gegangen zu sein.

Ueber sein Leben vergl. Everard Vorst, Oratio funebris in memoriam P.-P., Leid. 1716 und Suringar, Gesch. van het geneeskundig Onderwys van de Leyd'sche Hoogeschool. — Ein Verzeichniß seiner anatomischen Schriften findet sich in Haller, Bibl. anat. I. 331.

A. Hirsch.

Pauw: Reinier P., niederländischer Staatsmann, geb. 1564 in Amsterdam, war der Sohn des Adrian P., der, aus Gouda, wo seine Familie schon länger als ein Jahrhundert in hohen Ehren stand, nach Amsterdam übergesiedelt, daselbst, namentlich durch den Ostseehandel, großen Reichthum erworben hatte, im J. 1568 wegen der hervorragenden Rolle, welche er als eifriger Reformator in den Wirren der sechziger Jahren gespielt, nach Emden geflüchtet und erst nach zehn Jahren zurückgekehrt war, doch, nach dem Sturz der katholischen Stadtregierung, 26. Mai 1578, zum Schöffen erwählt, schon im Herbste desselben Jahres starb. Der Sohn erbte des Vaters Reichthum und Einfluß in seiner Stadt und stand bald voran unter den Kaufherren, welche immer neue Handelswege aufsuchten, während er zugleich in der Stadtregierung und den Staaten keinen geringen Einfluß erwarb. Er gehörte zu den eifrigsten Vertretern des Calvinismus und ersah, wie es scheint, in den Unternehmungen in Indien und Amerika nicht allein den commerciellen sondern auch den politischen Vortheil und namentlich die Mittel, Spanien und die katholische Religion zu schädigen. Er nahm hervorragenden Antheil an der Errichtung der Vereinten Ostindischen Compagnie und suchte auch die Pläne des Wesselinx um eine westindische zustande zu bringen, zu verwirklichen. Wie es scheint, haben die weit auseinandergehenden Ansichten in diesem Punkte eine Feindschaft zwischen ihm und Oldenbarnevelt wenn nicht hervorgerufen, so doch genährt, welche schon in den Jahren, als über den Stillstand mit Spanien gehandelt wurde (1607—9), P. an die Spitze der Opposition gegen den Advocaten brachte. Freilich ein schroffer Calvinist, ein Verfechter des fortwährenden Kampfes mit Spanien, dazu seiner Stadt eine fast unabhängige Stellung vindicirend, konnte P. mit dem Haupt der Libertiner, der Friedenspartei und der Staatensouverainität nicht zusammengehen, wenn er auch dann und wann wie 1613, als er theilnahm an der Gesandtschaft nach England, um den Streit zwischen den englischen und niederländischen ostindischen Compagnien zu versöhnen, mit ihm einen Weg ging. In den folgenden Jahren stand P. mit François von Aerssens an der Spitze der Calvinisten in Holland und es erweckte große Entrüstung unter den Libertinern und bei allen, welche nicht von Parteihaß erfüllt waren, als er eine Stelle im außerordentlichen Gerichtshof erhielt, welcher den Advocaten zu urtheilen, oder besser gesagt, zu verurtheilen hatte. Die remonstrantische und libertinische Presse überhäufte P. mit bitterem Hohn, namentlich Vondel hat ihn hart angegriffen. Doch wurde er fürs nächste Jahr, 1620, zum achten Male zum Bürgermeister erwählt. Dann aber verließ ihn die Gunst seiner Mitbürger; in der Stadt verlor er seinen Einfluß; eine Gesandtschaft in Deutschland, 1623, konnte ihn dafür nicht entschädigen. 1625

mußte er es selbst erleben vom Volk bedroht zu werden wegen einer Anschuldigung des verbotenen Handels mit Spanien und in den zehn letzten Jahren seines Lebens sah er zwar seine Familie in hohen Ehren und seinen ältesten Sohn als einen Führer der niederländischen Politik thätig, aber gerade für die Principien, welche er aufs Aeußerste bekämpft hatte. Fortwährend nahm P. einen regen Antheil an den Unternehmungen auf dem Gebiete des Handels und der Colonisation. Er betheiligte sich lebhaft an der westindischen Compagnie und an der Anlage der Colonien in Nordamerika, wo sein zweiter Sohn mit seinem finanziellen Beistand die Colonie Pavonia am Hudson gründete. Er starb 1636, ein Typus jener starken, energischen und fähigen Generation von Kaufleuten und Regenten, die an der Spitze des Staates doch zugleich Handelsleute blieben. Seine Brüder, der eine, Peter, ein hoher Beamter der Provinz Holland und Vater des bekannten Anatomen und Botanikers Petrus Pavius, der andere, Jacob, Bürgermeister von Delft, waren ihm schon lange ins Grab vorangegangen. Drei seiner Söhne aber haben den Ruf seiner Familie glänzend erhalten.

Vgl. Wagenaar, Amsterdam und Vaderl. Historie, Bd. IX. — Commelin, Amsterdam. — Arend, van Rees und Brill, Alg. Gesch. des Vaderlands. — Spezielle Litteratur: Koenen in Nijhoff's Bijdragen, 1. Serie Bd. VI und über Pauw's Vater von demselben: Adriaen Pauw: Eene bijdrage tot de Handelsgeschiedenis der 16 eeuw. Amst. 1842.

P. L. Müller.

Pauwels: Barthélemy P., Drucker in Gent von untergeordneter Bedeutung, dessen Druckwerke eine sehr mittelmäßige Ausführung aufweisen. Seine Thätigkeit erstreckt sich von 1642—1644. Nach seinem im letztgenannten Jahre erfolgten Tode führte seine Wittwe das Geschäft bis 1647 fort, von da ab verschwindet der Name.

Ferd. Vanderhaegen, Bibliographie Gantoise. 8 tom. Gand 1858—66.

Pallmann.

Payen: Nicolas P. (Paien, Paen, Payenus), ein Priester und Componist des 16. Jahrhunderts, geboren gegen 1512 in Soignies, wo er anfänglich Sängerknabe war, später aber war er in der spanischen Hofcapelle in Madrid in gleicher Eigenschaft thätig. Die alten Rechnungen im belgischen Archiv zählen ihn noch im J. 1526 als solchen auf. Später wurde er in derselben Capelle sogenannter „chapelain des hautes messes“; darunter verstand man die Elite des Sängerchors. Um 1556 bekleidete er den Capellmeisterposten in derselben Capelle und starb im April 1559 zu Madrid (Fétis, Biogr. univers.). Verdiente Capellmitglieder erhielten in damaliger Zeit sogenannte Präbenden und P. besaß deren drei, wie Van der Straeten (La musique aux Pays-Bas, Bd. 3, p. 148) in den belgischen Archiven gefunden hat. Dort heißt es am 3. Juni 1553 „Messire Nicolas Payen, Capellsänger der hohen Messe, erhält aus der Präbende zu Béthune 45 Livres, 9 Sols; aus der zu Soignie 44 Livres, 10 Sols und aus der zu Lens 43 Livres, 16 Sols, 8 Deniers, Summa 133 Livres, 15 Sols, 8 Deniers.“ Fétis nennt andere Präbenden: eine zu Gaervliet, zu Valenciennes und Nivelles und fügt noch hinzu: später wurde er zum Dechant zu Turnhout um 1558 ernannt. Da Fétis hierzu keine Quelle verzeichnet und Van der Straeten, der die belgischen Archive sehr genau untersucht, nichts derartiges gefunden, so müssen wir diese Angaben vorläufig auf sich beruhen lassen. Von Payen's Compositionen sind uns durch den Druck nur 18 Gesänge erhalten, vielleicht finden sich in den Bibliotheken Spaniens handschriftlich noch einige, doch sind die dortigen Bibliotheken dem Ausländer verschlossen und die ein-

[r]ömischen Musiker haben bis jetzt kein Interesse für die alte Kunst gezeigt. Diese [...]8 Gesänge sind größtentheils in Sammelwerken deutscher Verleger des 16. Jahr[h]underts erschienen (siehe meine Bibliographie, Berlin 1877 p. 775). Ambros hat [ei]nen Theil derselben in Partitur gesetzt und berichtet darüber im 3. Bd. seiner [G]eschichte der Musik p. 303: Payen's Motetten sind ernst und tüchtig, aber [t]rocken. Eine seiner besten Compositionen ist die Motette auf den Tod der [K]aiserin Isabella, Gemahlin Karls V., „sie tönt wie das dumpfe Hallen einer Todtenglocke". Als Meister kunstvoller canonischer Stimmenführung zeigt er sich [i]n der fünfstimmigen Motette „Resurrectio Christi". Außer Motetten sind auch [e]inige Chansons und Canzonetten bekannt, die aber noch der Prüfung harren. Das deutsche geistliche Lied in Georg Rhau's Sammlung von 1544 „In Gott [g]laub ich" hat wahrscheinlich ursprünglich lateinischen Text und ist der deutsche Text wohl erst durch Rhau untergelegt, damit das Lied seinen Zwecken dienstbar [w]urde.

Rob. Eitner.

Peche: Therese P., Schauspielerin, geboren am 12. October 1806 zu [P]rag, starb am 16. März 1882 zu Wien. Therese P., deren Jugendgeschichte bis heute nicht genügend aufgehellt ist, war die Tochter eines österreichischen Officiers. Sie spielte in früher Jugend auf der Liebhaberbühne des sog. Niklastheaters und trat bald auch öffentlich unter Holbeins Leitung auf. Nach den Mittheilungen eines gewissen Friedrich aus Frankfurt, des Verfassers von „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten" zog sie dann am Rhein mit einer Menagerie [h]erum und zeigte sich als Circassierin verkleidet, als Schlangenbändigerin. Jener Friedrich entdeckte sie, entzog sie ihrem Wirkungskreis und brachte sie auf die Bühne zurück. Sie selbst hat später nach einer Mittheilung der N. Freien Presse diese abenteuerliche Jugendfahrt als erfunden bezeichnet. Im Winter 1826/27 [w]ar sie jedenfalls — ob mit Friedrichs Hülfe oder ohne diese ist kaum mehr [d]efinitiv festzustellen — Mitglied der vereinigten Theater Köln-Bonn, denen [R]ingelhardt als Director vorstand. In Bonn sah sie A. W. von Schlegel als Julie und war von ihrem Spiele „überrascht, erstaunt und bezaubert". In [e]inem Briefe, den Schlegel der Künstlerin nach der Vorstellung von Romeo und Julie damals schrieb (und der 1839 in Bäuerle's Theaterzeitung Nr. 208 ver[ö]ffentlicht wurde), sagte er ihr, es sei ihr gelungen in „dieser gewagten Rolle die [g]anze Gewalt der Leidenschaft auszudrücken und doch alles mit der sittsamsten [Z]artheit und Anmuth zu überkleiden". Und weiter hieß es: „Sie sind berufen [d]ie Werke wahrhaft großer Dichter durch Ihre Darstellungen zur Erscheinung zu [b]ringen ... Sie bedürfen keiner gelehrten Anleitung, Sie besitzen alles Wesent[l]iche und Ihr natürliches Gefühl wird sie am richtigsten leiten." Die glänzende [Z]ukunft, welche ihr Schlegel prophezeihte, wurde rasch zur Wirklichkeit. 1827 [w]urde P. als erste tragische Liebhaberin für das Hamburger Stadttheater engagirt, [a]n dem sie um so mehr wirkte, als sie nach Uhde's zuverlässigem Urtheil damals [d]as einzige Mitglied war, „welchem der unsagbare Reiz höchster poetischer Weihe [v]erliehen war". Ihre Schönheit bestätigt Lewald ausdrücklich. Obgleich sie bald [L]iebling der Hamburger wurde, unterzeichnete sie doch 1828 einen lebenslänglichen [C]ontract für das Darmstädter Hoftheater und vertauschte dieses im folgenden [J]ahr mit dem Hoftheater in Stuttgart. Allein auch hier war ihres Bleibens [n]icht lange. War sie in Darmstadt erbitterten Intriguen gewichen, so vertrieb [s]ie aus Stuttgart die Rivalität der vom König begünstigten Amalie Stubenrauch. [Z]u ihrem Vortheil! Denn nun erst trat sie in einen Kunstkreis und auf eine Stätte, die in theatralischer Hinsicht zu den ersten gehören: sie wurde Mitglied des Hofburgtheaters in Wien. Bis zu ihrer Pensionirung 1867 war sie Mitglied dieser hervorragenden Bühne und wirkte in dem' ersten Theil dieser

Periode durch das Zarte, Sinnige, Liebliche ihres Talents unwiderstehlich in Rollen wie Ophelia, Portia, Marianne, Klärchen ꝛc., und vertrat später als ihr Organ den lieblichen Klang verloren hatte, das Fach der Salondame meist mit Vornehmheit, aber leider nicht immer mit Erfolg. — Saphir rühmte ihr treffend nach, daß sie zu dem Gefühl die Bildsamkeit, zur Empfindung das Maß und zur Leidenschaft die Grenze hinzuzufügen verstehe und daß ihre Darstellungen an dem Element der Mäßigung gezeitigt wären. — Seit 1840 war sie mit dem Franzosen Vimel de Jauzet vermählt, der 1864 starb.

Josef Kürschner.

Pechlin: Friedrich Christian Ferdinand, Baron v. P., Diplomat und Dichter. Er war geboren in Norburg auf der schleswigschen Insel Alsen, wo sein Vater Kammerherr N. O. Baron v. P. damals Amtmann war, am 22. Januar 1789, widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft und bestand das juristische Amtsexamen 1811 mit Auszeichnung. 1813 ward er Auscultant in der schleswig-holsteinischen Kanzlei in Kopenhagen. Darauf trat er 1815 in die diplomatische Laufbahn ein als Legationssecretär bei der Gesandtschaft in Frankfurt a. M. Gegen Ende des Jahres 1823 ward er Deputirter in der schlesw.-holstein. Kanzlei. Doch dauerte dies nur bis 1825, da er wieder zur Diplomatie und nach Frankfurt zurückkehrte als Bundestagsgesandter für Holstein. Während dieser Zeit ward er schon 1825 königlicher Kammerherr, 1826 Commandeur vom Danebrog, 1828 auch Danebrogsmann, 1834 Großkreuz von Danebrog, 1841 Geheimer Conferenzrath und Excellenz. Auch seitens der Bundesfürsten wurden ihm mancherlei Auszeichnungen zu Theil. Im J. 1848 ward seine Stellung in Frankfurt unhaltbar. Nachdem er eine Zeit lang ohne Function gewesen, ward er 1852 zum Gouverneur und Landdrost des Herzogthums Lauenburg ernannt. 1856 ward er, auf sein Ansuchen, aus diesem Dienst mit Pension entlassen und trat in den Ruhestand, in dem er noch bis 1865 gelebt hat. Als Dichter machte sich P. zuerst bekannt durch seine Uebersetzung von Thomas Moore's Lalla Rookh 1830. Dann folgten Sammlungen seiner lyrischen Gedichte, 1840, 1842, 1852. Eigenthümlich ist sein Versuch, die Weltgeschichte in Versen wiederwiederzugeben: „Nachklänge der alten Geschichte, wiederhallend bis in die Neuzeit", 1844, 2. Aufl. 1856. Er theilt die Weltgeschichte in 9 Perioden, besingt die Begebenheiten jeder Periode und schließt die neueste Zeit mit dieser Reflexion:

> Wer sich ans Ewige nicht hält,
> Der muß verzweifeln an der Welt,
> Denn nimmer, nimmer wird er lösen
> Das große Räthsel von dem Bösen,
> Von seinem Fluch und seinen Ketten
> Kann ein Erlöser nur erretten.
> Wird neu er aus den Weh'n geboren
> Der Zeiten, die auch ihn verloren,
> Dann ist das Leben aus den Banden
> Des Todes, Tag aus Nacht erstanden.

Dieser Versuch ist trotz seiner 2 Auflagen nicht gerade als gelungen zu betrachten!

Alberti, Schriftstellerlexikon. — Brümmer, Dichterlexikon.

Carstens.

Pechlin: Johann Nicolas P., Arzt, 1644 (oder 1646) in Leyden geboren, hatte daselbst Medicin studirt und nach Vertheidigung seiner „Dissertatio de apoplexia" 1667 die Doctorwürde erlangt. Nach einer größeren wissenschaftlichen Reise durch Italien, wo er sich längere Zeit auf den bedeutendsten Universitäten aufgehalten hatte, wurde er 1673 zum Professor der Medicin in

el und 1680 mit dem Titel Hofrath zum Leibarzt des Herzogs Christian brecht von Holstein-Gottorp ernannt. Nach dem Adelspatent der P.'schen amilie vom Jahre 1740 avancirte er später zum Justiz- und Kanzleirath. Er gleitete den jungen Herzog Friedrich IV. 1698 nach Stockholm, wo sich der erzog mit König Karl's XII. Schwester Hedwig Sophie vermählte. Später 704) ging er als Begleiter des damals vierjährigen Herzogs Karl Friedrich, m er als Lehrer beigegeben war, noch einmal dahin und ist hier im Februar 706 gestorben. — Von seinen litterarischen Arbeiten (ein Verzeichniß derselben ndet sich bei Eloy, s. u., Haller, Bibl. anat. I 598, Bibl. chir. I 419 und Bibl. ed. pract. III 221) verdienen „Observationum physico-medicarum libri III" amb. 1691) genannt zu werden, die, neben manchen von Leichtgläubigkeit echlin's zeugenden Bemerkungen, interessante anatomische, chirurgische und edicinische Mittheilungen enthalten.

Eloy, Dict. hist. de la méd., Mons 1779 III, 507. — v. d. Aa, Biogr. oordenboek der Nederlanden. A. Hirsch.

Pechlin: Johann Frhr. v. P., Edler von Löwenbach, gottorpischer taatsmann, geb. 1677, † am 9/10. Februar 1757. Nach den Diplomen, urch welche er 1740 in den deutschen Adel- und 1743 unter Beifügung des amens Edler v. Löwenbach in den deutschen Freiherrnstand erhoben ward, wäre it König Christian I. von Dänemark aus dem burgundischen Krieg (s. A. D. . IV, 183) ein Stephan P., aus der Normandie stammend, mit nach Schleswig kommen, dessen Sohn, Enkel und Urenkel, Martin, Johann und Martin, „tapfer ee- und Kriegsmänner wie nicht weniger Landvogt auf der zum Herzogthum chleswig gehörigen Insel Fehmarn gewesen". Johann P. ward 1703 Assessor r gottorp. Justiz- und Regierungskanzlei in Schleswig und 1710 Justiz- und anzleirath, war auch Oberbibliothekar der herzogl. Bibliothek. Es war die eit der schwersten politischen Wirren für das Gottorper Haus und Herzog riedrich IV., aus seinem Lande vertrieben, war 1702 bei Clissow gefallen; er damals erst 2jährige Karl Friedrich ward 1704 unter der Hut ebenfalls nes Pechlin (s. o.) nach Stockholm gebracht. Als 1713 die gottorpische ibliothek in dänischen Besitz überging, stellte sich P. der gottorp. Regierung Kiel zur Verfügung. Zu wiederholten Sendungen an den kaiserl. Hof geraucht, ward er, nachdem 1719 Herzog Karl Friedrich die Regierung in Kiel ngetreten hatte, 1720 zum schleswig-holsteinischen Staatsrath, später zum eheimen Legationsrath, und endlich zum Kanzler ernannt. Herzog Karl Friedrich tarb schon 1739 und es trat auf's Neue eine vormundschaftliche Regierung ein . u. Peter, Kaiser von Rußland). Nachdem dann Herzog (Karl) Peter Ulrich) nach erlangter Mündigkeitserklärung vom 17. Juni 1745, die Regierung ber Holstein-Gottorp angetreten hatte, aber als Großfürst-Thronfolger in Rußand seinen Aufenthalt nehmen mußte, ward ein gottorpisches Regierungsconseil n St. Petersburg eingesetzt und 1746 ward P. zum gottorpischen Hofkanzler nd an die Spitze des gedachten Conseils berufen, in welcher Stellung er noch 11 Jahre bis an seinen Tod verblieb. In die Zeit seiner Leitung der gottorpchen Regierung fallen die wichtigen Verhandlungen mit Dänemark wegen des Austausches des großfürstlichen Antheils von Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, die P. aber nicht zur Zufriedenheit des Herzogs on Holstein führte, der ihm vorwarf, mehr die königlich dänischen als die erzoglich gottorper Interessen zu vertreten; wenn der dänische Verhandungs-Commissär Graf Lynar (cfr. Lynars Staatsschriften I, S. 280—467) ar so weit geht, auf Pechlin's Gesinnung einen Schatten zu werfen, so ist dies och eben nur die Stimme eines Gegners und man darf nicht verkennen, daß P.

bei diesen Verhandlungen mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu rechnen
Während er auf der einen Seite von der Kaiserin Elisabeth und dem ru
Großcanzler, die sich lebhaft für den Austausch interessirten, gedrängt war
häufigen Eingriffen Seitens des russischen Hofes in diese Verhandlungen
gesetzt war, begegnete er bei seinem Herzog einer entschiedenen Abneigung
den Austausch und bei dem dänischen Verhandlungs-Commissär einem auff
Mangel an Berücksichtigung der in der Billigkeit begründeten Forderung
Herzogs, wodurch denn die Verstimmung des Letzteren noch erhöht werden
Diesen Schwierigkeiten war P. nicht gewachsen. Als nun der Herzog wahr
daß die in § 5 des ihm vorgelegten und beiderseits genehmigten Ent
enthaltene Bestimmung, wonach die reciproke Succession der transigi
Häuser von dem Austausch nicht berührt werden solle, in dem Hauptdocu
das von dem dänischen Verhandlungs-Commissär vorgelegt ward, einfach
gelassen worden, brach der Herzog die Verhandlungen ab, mit dem Bei
daß er von dieser Angelegenheit nichts mehr hören wolle. Dem Hofkanzler
bei höchster Ungnade verboten, auf die Sache zurückzukommen. — Der
tausch kam bekanntlich erst nach Peters Tode in den Verträgen von 1767
zu Stande. Was die Leitung der inneren holsteinischen Angelegenheiten a
so ist diese Epoche durch ein gänzliches Ruhen der Gesetzgebung, sowie dur
in der traurigen Westphalen'schen Sache geübte Cabinetsjustiz bezeichnet.

Ranfft, Neue geneologische Nachrichten, S. 385, 784. — Dett
Moniteur des dates, S. 100. — Zedler, Univ.-Lex. 27. Bd., S. 1
F. Krogh, Historiske Minder, S. 81 ff. — Großherzogliches Haus-
Central-Archiv in Oldenburg, II, Abtheil. II. (Blendheims Briefe an Pe
Lynar, Staatsschriften I, S. 220—28.) F. v. Kro

Pechlin: Marten P. oder Pechelyn, von der Insel Fehmarn geb
(vgl. o. Joh. v. Pechlin, S. 307), einer der wildesten und blutigsten Co
der Nord- und Ostsee im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, war 1525
den doch edleren Claus Kniphoff und Schiffer Clement, 2 dänischen Mä
mit dem ebenso raubenden Brun von Göttingen in den Niederlanden i
Dienste des ausgewiesenen Königs Christian II. von Dänemark getreten
führte einen schonungslosen Krieg gegen die Hansen und die früheren Reich
Königs. Nach Kniphoffs Fall (s. A. D. B. XVI, 291 ff.) waren diese
der Schrecken der Meere: in einem einzigen Tage hatte P. 12 Kauf
(Schuten), die nach Schweden fuhren, genommen und 105 Mann „über
gehauen", d. h. die Besatzungen ins Wasser geworfen. 3 Lübische Kriegs
wagten sich nicht an ihn. Für gewöhnlich wurden die erbeuteten Fahrzeug
senkt oder sonst vernichtet, falls nicht hohe Lösegelder versprochen wurden.
Kirchen wurden ausgeraubt, 1526 waren Werne und andere Kirchen und K
der norwegischen Küste geplündert. Als am 31. October 1526 ein Stur
Skagerak den Lübischen Bergenfahrer Karsten Thode, den Alten, und den
marschen Schiffer Claus Wendt auf ihrer Fahrt von Bergen nach der
zwang den kleinen norwegischen Hafen hinter der Insel Hellöe anzulaufen,
sie im Scheersund (Westerripsen) hinter der Schäre Nysö, einem bekannten
räuberhafen, den „Stangenkreyer" Pechlin's mit starker Besatzung von Kn
Bruns liegen. Thode und Wendt beschlossen sich auf's Aeußerste zu wehre
trafen ihre Vorbereitungen, mit Geschütz waren sie wohl versehen. Den
erfolgenden Angriff vermittels eines Branders wußten sie abzulenken,
Blutes und sicher dann den Kreyer selbst zu empfangen, endlich zu enter
zu nehmen. P. wurde während des Kampfes durch den lübischen jungen
mann Gert Korffmaker (A. D. B. XVI, 703 f.) niedergeschossen, auch
von Göttingen fand seinen Tod, von der 80 Mann starken Bemannung w

r 6 gefangen und nach Seerecht über Bord geworfen, und nur 13 entkamen
nächst in 2 Booten. 4 davon fing ein Rostocker Schiffer und hieb sie über
rd; 8 wurden in Warberg in Halland von ihrem neunten, dafür freigegebenen
nossen geköpft. Die gemachte Beute theilten nach Kriegsrecht die Mannschaften
r 2 sieghaften Schiffe, welche im Kampfe 11 Todte, nachher noch einen Ver-
undeten verloren hatten. Jeder der 91 Mann bekam den Werth von 70 Mark
bisch; das Räuberschiff wurde verbrannt; die Flagge Pechlin's in der Marien-
rche zu Lübeck aufgehängt. Den Kampf beschrieb Korffmaker selbst 1527, D.
häfer hat den Bericht jetzt herausgegeben. Der Ruf der Schlacht lief aber
ich durch den Norden und veranlaßte ein bald verbreitetes historisches Volks-
d, das Hans von Göttingen den Bergenfahrern Lübecks widmete. Von den
Zeilen sind V. 25—65 nichts als die in Reim umgesetzte Erzählung Korff-
akers; V. 1—24 schildern die Schandthaten Pechlin's von 1524—25 in der
ordsee, Bülk bei Kiel, Fehmarn, Falsterbode.

Siehe Schäfer in den Hans. Geschichtsbl. VI (1876). — Lappenberg, in der Zeitschr. d. Hamburg. Gesch.-V. 2, 143. — Hildebrand, 100 histor. Volkslieder, Nr. 20. — v. Liliencron, Histor. Volkslieder III, S. 534, Nr. 398. — K. Goedeke, Grundriß II², S. 292, Nr. 72.

Krause.

Pechmann: Gabriel P. von der Schönau, kaiserl. Oberst, † 1627. —
nstreitig einer der begabtesten und tüchtigsten Officiere im Heere Wallenstein's,
ien P. zu einer ruhm- und ehrenvollen kriegerischen Laufbahn vor vielen Anderen
rufen; sein allzu früher Tod auf dem Schlachtfeld war für die kaiserliche
ache ein empfindlicher Verlust. Seine Herkunft ist unbekannt. In der Schlacht
f dem Weißen Berge kämpfte er mit großer Tapferkeit auf Seite der böhmischen
tände. Doch bald nachher fand er wieder Gnade am Wiener Hofe und erhielt
s P. „von der Schönau" und Besitzer eines confiscirten Gutes das Incolat in
öhmen. Dann focht er in polnischen Diensten gegen die Türken. Schon 1623,
November, empfing er sein erstes Patent als kaiserlicher Oberst, ohne darum
e polnische Bestallung aufzugeben. Als bald darauf mit Bethlen Gabor Friede
schlossen wurde, mußte P. seine Truppen abdanken, blieb aber kaiserl. Oberst
on Haus aus." Bei Aufstellung einer neuen Armee durch Wallenstein war
einer der Ersten, die mit Errichtung eines Regiments betraut wurden. Das
eite Patent, das deshalb ausgefertigt wurde, datirte vom 4. Juni 1625. Auch
der neuen Stellung gab er von Anfang an Beweise seiner außerordentlichen
erwendbarkeit. So nahm er hervorragenden Antheil an der Einnahme von
alberstadt und Halle, in welcher letzteren Stadt er auch eine Zeit lang com-
andirte. In der Entscheidungsschlacht am 25. April 1626 bei dem Brücken-
pf von Dessau führte er die Avantgarde der Friedländischen Armee und trug
rsönlich in so ausgiebiger Weise zum Siege bei, daß ihn nicht nur der Ober-
fehlshaber sondern auch der Kaiser selbst mit überaus schmeichelhaften Worten des
anke**s** und der Anerkennung auszeichneten. Noch auf der Walstatt wurde ihm
ne diplomatische Mission an den kursächsischen Hof übertragen, deren Endzweck
llerdings scheiterte, die aber dennoch die Beziehungen Kursachsens zum kaiserlichen
eerführer wesentlich kräftigte. Auf die Nachricht, daß Mansfeld, bedeutend ver-
ärkt, mit einem Einfall in Schlesien drohe, wurde P. mit 5000 Reitern aus-
eschickt, dieses Vorhaben zu hindern. Trotz aller Anstrengung Pechmann's traf
Mansfeld gleichzeitig mit ihm in Schlesien ein. P. mußte sich darauf beschränken,
em Feind den Uebergang auf das linke Oderufer zu wehren und ihn so viel
ie möglich am Weitermarsch zu hindern. Mit verhältnißmäßig geringen
Mitteln löste er beide Aufgaben nicht ohne Geschicklichkeit. Mit Wallenstein
og er hierauf nach Ungarn. — Im Winter 1626—27 führte er in Wallen-

stein's Abwesenheit „als hinterlassener General" das Commando in Schlesien und behauptete sich daselbst gegen einen numerisch mehrfach überlegenen Feind, bis der Generalissimus im Juni 1627 sich wieder mit ihm vereinigte. Beide begannen die Rückeroberung der von den Dänen besetzten schlesischen Städte und begegneten sodann dem Feinde im freien Felde, ohne ihn vorerst zum Schlagen zwingen zu können. Am 23. Juli wurde P. befehligt, mit 7000 Reitern den Flüchtigen nachzusetzen, um deren Entkommen zur dänischen Hauptmacht zu vereiteln. Nach einem eilftägigen, überaus kühnen und beschwerlichen, doch ebenso klug berechneten Kriegszug erreichte er die Verfolgten eine Meile südlich von Bernstein in der Neumark, beim Dorfe Granow, wo sie 5000 Mann stark lagerten. Er schlug sie in einem nächtlichen Treffen vollständig, bezahlte aber den Sieg mit seinem Leben (3. August). Er starb ohne Nachkommenschaft und liegt in Großglogau begraben.

S. „Oesterreich-Ungar. Revue" (Wien), 1887, 2. Heft.

Hallwich.

Pechmann: Eduard Ritter P. v. Massen, k. k. Feldmarschalllieutenant, Präsident der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien, geboren am 9. Februar 1811 zu Bellovár, † am 23. October 1885 zu Görz, hat sich als Leiter des österreichischen Militärerziehungs- und Bildungswesens, dann als Mathematiker, Geograph und Kartograph das Anrecht auf eine dauernde Erinnerung erworben. Seine Erziehung und Ausbildung genoß P. in den Jahren 1822—1830 in der Wiener-Neustädter Militärakademie, in welcher er unter einer außergewöhnlich großen Anzahl tüchtiger Zöglinge den Rang des zweitbesten einnahm. Am 10. October 1830 wurde P. als Lieutenant zum Infanterieregiment Nr. 16 ausgemustert, 1834 avancirte er zum Oberlieutenant, 1839 erhielt er seine Eintheilung ins Infanterieregiment Nr. 17. In dieser Zeit stand er anfangs als Compagnieoffizier, dann als Bataillons-, Inhaber- und Divisionsadjutant, endlich als Conscriptionsdepotcommandant in Verwendung. Schon 1840 trat P. aus Gesundheitsrücksichten, nach anderen Angaben in Folge einer ritterlich durchgeführten Duellangelegenheit, welcher er als Secundant beiwohnte, in den Ruhestand; im J. 1842 wurde er jedoch wieder activirt und dem k. k. militär-geographischen Institute zu Wien zugetheilt. Pechmann's nun folgende Ernennungen 1848 zum Capitänlieutenant, 1851 zum Hauptmanne im neu errichteten Ingenieur-Geographencorps, 1858 zum Major und 1859 zum Oberstlieutenant waren die wohlverdienten Anerkennungen für seine erfolgreiche Thätigkeit bei den geodätischen und astronomischen Landesvermessungen, 1854 war er im Hauptquartiere des Feldmarschalls Erzherzog Albrecht, später als Director des Calculbureaus und 1860 als Referent bei der Generaldirection des Grundsteuerkatasters im Finanzministerium, in welcher letzteren Stellung er sich nebenbei durch organisatorisches Wirken und Einführung wesentlicher Reformen ganz besonders bemerkbar machte. Damals avancirte er 1860 zum Titular-, 1861 zum wirklichen Obersten, 1866 wurde er aber neuerlich in den Ruhestand versetzt, angeblich weil die Leitung dieses Postens durch einen Militär nicht gerne gesehen wurde. P., welcher schon früher für die gelungene Verbindung der österreichischen Vermessungen mit dem Triangulirungsnetze von Rußland, Baiern und der Schweiz durch mehrere ausländische Orden ausgezeichnet und von vielen gelehrten Gesellschaften zum Ehren- oder Correspondirenden Mitgliede gewählt worden war, wurde nun auch der österreichische Eiserne Kronenorden III. Classe und der Ritterstand mit dem Prädicate von Massen verliehen. Nur zwei Jahre verblieb P. im Ruhestande, denn schon 1868 wurde er nochmals activirt und zum Vorstande der VI. Abtheilung im Reichskriegsministerium ernannt, als welcher er — vom November 1869 in der Charge eines Generalmajors — die für dringend noth-

wendig erkannte Umgestaltung des gesammten Militärerziehungs- und Bildungswesens vorzunehmen hatte. Erfüllt vom reinsten Patriotismus und dem Bestreben im Wege der Militärschulen die Brauchbarkeit und den Bildungsgrad der Officiere im k. k. österreichischen Heere nach besten Kräften zu heben, widmete er sich nun ausschließlich der ihm gewordenen ehrenvollen Aufgabe. Energie, pädagogische Kenntnisse sowie eine weitreichende wissenschaftliche Bildung förderten sein Walten; als Ziel galt ihm, den Nachwuchs des Heeres etwa bis zum 15. Lebensjahre dem häuslichen Verbande zu sittlicher, körperlicher und geistiger Entwicklung zu überlassen und denselben erst dann in Militärakademien für die militärische Bestimmung geschickt zu machen. Hiemit im Einklange milderte er die allzuscharfe Bevormundung der Zöglinge und erhob zum Grundsatze, daß vorwiegend auf Ehrliebe und Selbständigkeit zu wirken sei und die Entfernung der Mittelmäßigen und Ungeeigneten rechtzeitig stattzufinden habe. Die Anstalten selbst wurden den Zeitverhältnissen und dem geänderten Wehrsystem gemäß organisirt und zum finanziellen Vortheile des Staates eine nicht unbedeutende Anzahl bisher bestandener Militärerziehungsinstitute durch Stiftung von Stipendien überflüssig gemacht. Dabei hatte aber P. übersehen, daß die beabsichtigte Reducirung der Militäranstalten auf Militärakademien allein den Kindern der nur selten stabilen Officiere eine verspätete Versorgung bot und bei den Fortschritten der Nationalisirung der Civilschulen, der sprachlichen Schwierigkeiten wegen, das Erreichen einer höheren Ausbildung in den Militärakademien auf mannigfache Hindernisse stoßen mußte. Und so scheiterte denn an diesen Uebelständen sowie an der nicht immer glücklichen Wahl der Anstaltsvorstände Pechmann's gegenwärtig noch zu ideal gehaltenes System, weshalb er sich auch 1874 zum Rücktritt in den bleibenden Ruhestand als Feldmarschalllieutenant ad honores genöthigt sah. Den Wissenschaften aber blieb er bis an seinen Lebensabend ein nie rastender, unermüdlich schaffender Mitarbeiter. Er schrieb viele lichtvolle Reflexionen über die neuesten geographischen und naturwissenschaftlichen Forschungen und wirkte mit weit sehendem Blicke 1862—1863 als Vicepräsident, 1863—1864 als Präsident der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien. Zu seinen werthvollsten Publicationen zählen nachbezeichnete Werke: „Die geographische Breite von Innsbruck“, Wien 1859, eine für den damaligen Stand der Ansichten über die Massenattraction der Gebirge bedeutungsvolle Abhandlung; ferner „Die Abweichung der Lothlinie bei astronomischen Beobachtungsstationen und ihre Berechnung als Erforderniß einer Gradmessung“, Wien 1863—1865, berühmt als bahnbrechende Studie; dann: „Notizen zur Höhen- und Profilkarte, nebst dem Verzeichnisse der trigonometrisch bestimmten Höhen von Tirol und Vorarlberg“, Wien 1865, mittelst welchen er die unter seiner Leitung vortrefflich ausgeführten 8 Blätter der Höhen- und Profilkarte von Tirol und Vorarlberg mit einem höchst werthvollen Texte versah; und endlich: „Ein pädagogischer Beitrag zur Massenerziehung in den k. k. Militärinstituten“, Prag 1882, welcher als eine geistvolle, sein Erziehungssystem maßvoll vertheidigende Schrift bleibenden Werth hat. Ueberdies finden sich in den „Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien“, in „Streffleurs österr. milit. Zeitschrift“ und mehreren andern Fachblättern achtenswerthe Referate und Aufsätze aus Pechmann's Feder. Auch in seinem schriftlichen Nachlasse dürfte sich manches, der Gelehrtenwelt nicht vorzuenthaltendes Material vorfinden. Und somit kann denn von P. gesagt werden, er habe trotz mehrfachen bitteren Enttäuschungen stets das Beste gewollt und jederzeit die Ueberzeugung Anderer geachtet sowohl als freimüthiger Vorkämpfer moderner Bildung und humaner Bestrebungen als auch als nutzbringender, selbstthätiger Bearbeiter der Kartographie, Hypsometrie und Geodäsie.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. 21. Th. Wien 1870. — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, 8. Jahrg. Wien 1886. — Svoboda, die Zöglinge d. Wiener-Neust. Militär-Akademie. Wien 1870. — Wehr-Zeitung. Wien 1874. Sch.

Peckenstein: Lorenz P. (Peccenstein, Pechenstein), geboren am 29. Aug. 1549 zu Grimma als ältester Sohn des Blasius P., vierten Verwalters der dortigen Fürstenschule, Amtsschösser zu Schlieben und zu Sayda im sächsischen Kurkreis, † als vierter bestellter kursächsischer Historiograph nach 1618, hat zahlreiche Schriften verfaßt, namentlich: „Ordinum equestrium tam veterum quam recentium relatio“, Dresd. 1595; „Wittekindeae familiae prosapia, Libri IV“, Jen. 1597; „Marchionum Brandenburgensium et Burggrafiorum Norimberg enarratio ad a. 1590 deducta.“ Jen. 1597; „Rerum Silesiacarum succincta expositio“, Lips. 1606; „Poliographia. Histor. Erzählung etlicher Städte in Schlesien“. Leipz. 1606; „Rerum Ungaricarum status. Beschreibung der Obristen G. Castrioti, Joh. Huniadis, Matth. Corvini“, o. O. 1606; „Theatrum Saxonicum. Beschreibung der fürnembsten Könige, Chur- und Fürsten, Grafen und Herren in der fürnehmen Provinz Obersachsen“. 3 Thle. Jen. 1608 ꝛc. Ueber die Schicksale seiner hinterlassenen Manuscripte vergl. Groschuf, Nova librorum rar. collectio Fasc. 1 Vorrede S. 35 f. Flathe.

Peeters: Bonaventura P., namhafter Marinemaler, zu Antwerpen geboren und getauft am 25. Juli 1614, † in Hoboken am 25. Juli 1652. Die biographischen Angaben über die Entwicklung und Schicksale des Meisters sind sehr spärlich. Im J. 1635 wurde er in die Lucasgilde zu Antwerpen aufgenommen. Ob er Reisen unternommen habe, wird nirgends erwähnt; seine Gemälde verrathen uns aber, daß er nicht immer in Antwerpen sitzen blieb, sondern sich in der Welt umgesehen habe. Nur ist es nicht möglich, seine Rundfahrten zu bestimmen. Als Marinemaler nimmt er in seiner Zeit die erste Stelle ein; auch hat er sich ein besonderes Fach erwählt. Seine Vorgänger, wie Brueghel, Willarts, Stalbent, malten auch Wasser, Kähne, Strandscenen, aber bei diesen ist das Meer doch erst in zweiter Reihe zur Geltung gekommen; P. hingegen führt uns mit seiner Kunst in das offene Meer hinaus und namentlich sind es die fürchterlichen Scenen des Sturmes, die sich auf offener See abspielen, und ihre Folgen, die Schiffbrüche oder Schiffsbrände, auch Scenen des Seekrieges, die er mit solcher Naturwahrheit schildert, daß man fast gezwungen wird, die geschilderten Schrecken mitzuempfinden. In dieser Auffassung der tobenden Natur steht er unübertroffen da. Indessen verstand er es, auch die friedliche Natur mit dem ihr eigenen Reize aufzufassen und wiederzugeben. Gleichsam um von den gefährlichen Fahrten im Seesturm auszuruhen, führt er uns in den sicheren Hafen, um uns das geschäftige Treiben des Handels anzusehen, oder er zaubert vor unseren Blicken Dörfer am Flußufer, verfallene Thürme, die sich im Wasser spiegeln und belebt diese Scenerien mit köstlichen kleinen Figuren, die voll Leben und Bewegung sind. Daß der Künstler sehr productiv war und sich eines starken Absatzes seiner Bilder erfreute, beweist das Vorkommen so vieler seiner Gemälde. Parthey in seinem Bildersaal rechnet in deutschen Sammlungen allein an 60 Bilder. Fast jede größere Sammlung besitzt dergleichen. In Dresden sind zwei Bilder, eine Ansicht von Scheveningen und eine von Corfu (?) vom Jahre 1652. Im Belvedere zu Wien ist die Erstürmung eines venetianischen Forts durch die Türken; bezeichnet: B. P. 1645. Auch die Galerie Liechtenstein, ebenda, so wie Kassel besitzen Bilder von ihm. In Braunschweig ist eines seiner feinsten Bilder, Ansicht des belebten Ufers eines großen Flusses vom Jahre 1636. Berlin besitzt zwei Bilder mit bewegter See, Schwerin zwei Seestürme und einen Kampf zwischen zwei Kriegsschiffen. Der Meister liebte auch

ie Poesie, versuchte sich auch selbst in derselben, doch brachte sie ihm Unglück. In einem satyrischen Gedichte griff er die Jesuiten in Antwerpen an, daß sie hm eine Erbschaft entzogen hatten. Dafür verfolgten ihn die frommen Väter o nachdrücklich, daß er die Stadt verlassen mußte. Er siedelte sich in dem nahen Hoboken an, wo ihn der Tod ereilte. Auf seinem Grabe befand sich sein Bildniß, von A. Mathyssen gemalt — jetzt in der Kirche — und sein Bild: Schiffbruch des h. Paulus auf Malta. Auch die Radiernadel wußte er zu handhaben; v. d. Kellen verzeichnet in seinem Peintre-Graveur 9 Blätter, Seestücke, von ihm, die sehr geschätzt werden. Nach seinen Bildern haben Hollar (der auch sein Bildniß radirte), Major, Prenner, le Veau u. a. m. gestochen.

s. Kramm. — v. d. Kellen. Wessely.

Peeters: Jan P., Bruder und Schüler des Vorigen, Marinemaler, geb. in Antwerpen und getauft am 24. April 1624, † 1677. Er malte, wie sein Bruder, Marinen und wußte das Leben zur See gut zu schildern, doch erreichte er in künstlerischer Durchführung keineswegs sein Vorbild. Im J. 1645 wurde er Meister. In Schwerin ist ein Seesturm von ihm, in Antwerpen eine Ansicht dieser Stadt, vom Eis der Schelde aufgenommen. Hollar hat zwei Flußansichten nach ihm radirt, L. Vorsterman jun. sein Bildniß gestochen. Adr. van Bloemen war sein Schüler gewesen.

s. Immerzeel. Wessely.

Peez: August Heinrich P., Dr. med. und praktischer Arzt zu Wiesbaden, geb. zu Mainz 1786, † zu Wiesbaden am 10. März 1847. Er entstammte einer altmainzischen Beamtenfamilie und erhielt eine während der unruhigen Kriegsjahre vielfach gestörte Vorbildung auf den damals nach französischem Muster umgestalteten Schulen seiner Vaterstadt, widmete sich aber seit 1803 auf deutschen Universitäten, zu Würzburg, Heidelberg, Erlangen, Jena und Wien, dem Studium der Medicin. Im J. 1813 ließ er sich als praktischer Arzt zu Wiesbaden nieder, ohne weder damals den Aufforderungen seiner Freunde, die akademische Laufbahn einzuschlagen, noch späteren Berufungen an deutsche und ausländische Hochschulen oder an fürstliche Höfe zu folgen; eine erfolgreiche Weiterbildung seiner Wissenschaft erwartete er von einer umfassenden Praxis, die ihm dann auch in reichem Maaße zu theil wurde. Er erkannte nämlich, was man vergessen zu haben schien, daß die Anwendung der warmen Quellen Wiesbadens einer Erweiterung fähig sei, indem in vielen Fällen und für manche Leiden eine Trinkkur ersprießlicher sei als eine Badekur. Der litterarischen und praktischen Verwerthung dieser Erkenntniß verdankte der altberühmte Badeort einen erneuten Aufschwung, er selbst neben der zunehmenden Praxis auch äußere Anerkennung: er wurde 1818 zum Medicinalrath, 1830 zum Geh. Hof- und Medicinalrath, 1841 zum Brunnen- und Badearzt und im J. 1829 von der preußischen Regierung zum Mitglied einer Commission zur genaueren Untersuchung ihrer Heilquellen ausersehen; doch vereitelte die ausbrechende Julirevolution die Verwirklichung dieses Planes. Von seinen Schriften erwähnen wir das in mehreren Auflagen und auch in französischer, englischer und lateinischer Sprache erschienene Werk: „Wiesbadens Heilquellen.“ Gießen 1823. Andere, sowie Aufsätze in Zeitschriften, sind verzeichnet bei Scriba, biographisch-litterärisches Lexicon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen, II, S. 554. A. v. d. Linde, Die nassauer Brunnenliteratur Nr. 38. 77. 767—775.

Scriba, a. a. O. S. 552—555. — Menges, Statistik der Lebens- und Gesundheitsverhältnisse in Nassau, S. 107.

F. Otto.

Pegel: Konrad P., oder nach Sitte der Zeit Pegelius, ist d
Lehrer der Rostocker Universität, der sich zuerst der Reformation zuwandte, a
scheinend aber ohne sich direct bis zu seinem späteren Lebensende zu ihr zu b
kennen. Er stammte aus einer alten Familie in Wismar, welche seit 1428 i
Rath und mit Konrads Großvater Konrad, 1425 immatriculirt in Erfurt, i
gelehrten Studien nachweisbar ist. Geboren am 14. April 1487 wurde er i
Rostock 1505 immatriculirt und Schüler des hussitischen Docenten M. Nicolau
Rutze oder Rus, wie noch Flacius Illyricus angab; obwohl er dem Bischo
Konrad Lossius von Schwerin nahe verwandt war. Dessen Mutter war ein
Margarethe Pegel. 1508 (nicht 1509) wurde er Magister und Regens d
Regentie Porta Coeli, welche etwa den heutigen Gymnasialunterricht in alte
Sprachen hatte. Von da berief ihn Herzog Heinrich der Friedfertige zur Er
ziehung seines 1509 geborenen Prinzen Magnus 1514 nach Schwerin, und e
verblieb in dieser Stellung als sein 7jähriger Zögling 1516 zum Bischof vo
Schwerin postulirt wurde. Noch in demselben Jahre widmete er diesem seine
Tractat de poenitentia, der unter dem Titel „Dialogus Theophili ac Archia
bei Nicolaus Marschalcus Thurius erschien, aber nur im Abdruck in Schröder
Papistischem Mecklenburg bekannt geblieben ist. P. kannte danach Ovid
Horaz, Terenz, auch Livius; ob Homer und Plato mag fraglich sein. Au
Sophocles' Trachinierinnen und Aeschylus' Prometheus hat er übersetzte Stellen
und das Fegefeuer, oder richtiger ein Läuterungsverfahren für die Seele, schilder
er mit den Versen Verg. Aen. 6, 741 ff. Auch Hebräisch scheint er zu kenne
und citirt selbst als „primus ethnicorum theologus" den Zoroaster. Di
„Penitudo" besteht nach ihm aus der contusio, confessio und persolutio ode
satisfactio, und diese kann erreicht werden durch donatio, jejunium (also gut
Werke) und oratio (Gebet); er aber empfiehlt diesen letzteren reformatorische
Weg allein. 1521 im Sommer wurde er in Wittenberg als Rostocker Magiste
immatriculirt, ob gerade von Herzog Heinrich dorthin gesandt, wird kaum siche
anzunehmen sein, jedenfalls wird er in Erfurt docirt haben. Trotzdem blieb e
auch in späteren Jahren mit seinem früheren Zöglinge, nachher auch mit desse
Gemahlin (seit 1643) Elisabeth von Dänemark, der späteren Gemahlin Herzo
Ulrichs, in eifriger Correspondenz. Letztere soll über 100 Briefe von ihm au
bewahrt haben. 1532, nach dem Siege der Reformation in der Stadt Rostoc
finden wir ihn dort wieder als Decan der religiös gemischten Artistenfacultät
eine Würde, die er noch oft bekleidete. 1534 nahm er an der reformatorische
Kirchenvisitation Theil. In den bösen Jahren der fast erlöschenden Universitä
hielt er mit wenigen Genossen aus, wesentlich mußte er von den spärliche
Intraden, anfänglich wie es scheint eines Güstrower, später eines Rostocke
Domcanonicates leben. Das Rectorat bekleidete er zweimal 1538, zweima
1546, 1547, je zweimal 1550 und 1551, 1552, 1556 und 1565, also eigent
lich zwölfmal, da man aber die zusammenhängenden Verwaltungen nur je ein
mal zählte, so werden meist nur fünf Rectorate angegeben. Unfraglich ist ih
die Duldung und nachher die Ausbreitung der Reformation durch Herzo
Heinrich und den Herzogbischof Magnus wesentlich mit zu verdanken. De
Letzteren hielt er nach dessen Tode 1550 zu Doberan die lateinische Parentatio
Nach dem Tode des Dethlev Danckwardi (s. A. D. B. IV, 725), 1556 wurd
er als letzter bischöflicher Official und Rostocker Archidiakonus eingesetzt un
vollzog die diesem obliegenden ehegerichtlichen Geschäfte bis 1566/67, wo er mi
Johann Molinus die Rostocker Capitelgüter gegen eine lebenslängliche Ren
den Herzögen abtraten, welche nach längeren Verhandlungen 1571 ein Consi
storium zur Handhabung der kirchenrechtlichen Fragen einsetzten. In seinem
letzten Rectorate starb er, immer noch hochangesehen, am 13. November 1567

ie die Artistenmatrikel (S. 72) am Rande bemerkt, „senio admodum confectus", 80½ Jahr alt. Da er vor der Zeit der Universitätsconcordienformel das Rectorat bekleidete, war er unfraglich vom Rostocker Rathe, nicht von den Fürsten, zum Professor ernannt und bekleidete die astronomisch-mathematische Professur. Er hatte sich spät mit Anna Bolte aus Wismar vermählt und hinterließ einen Sohn Magnus (s. d.); von seinen Töchtern war Anna an den Mediciner Levinus Battus, Agnes an den vornehmen Bürger Albert Stechow, Margarethe 1572 an David Chyträus (in zweiter Ehe) und Elisabeth an den späteren Lehrer der Großen Stadtschule M. Joh. Forsterus oder Forstius verheirathet. Nathan Chyträus verfaßte ihm eine lateinische Grabschrift.

Schröder, Papistisches Mecklenburg. — Krabbe, Univ. Rostock (wo weitere Quellen). — Krabbe, David Chyträus. — Krey, Andenken an die Rost. Gelehrten 3, S. 10 ff. — Beitr. I. 141. 161 und II, 56. — Erf. Matr. I, S. 132. — Album acad. Vitemberg. p. 100 (Meckl. Jahrb. 48, S. 19 Nr. 48 und S. 21 Nr. 61). Krause.

Pegel: Magnus P. oder Pegelius, als Sohn Konrads 1547 zu Rostock geboren, wurde daselbst schon 1556 von seinem Vater als damaligen Rector immatriculirt, promovirte 1569 zum Magister, wurde 1572 als Docent in die philosophische Facultät aufgenommen und folgte 1579 einem Rufe als Professor der Mathematik nach Helmstädt. Aber schon 1581 kehrte er nach Rostock zurück, wo er zum Dr. med. promovirte und als Arzt aufgetreten zu sein scheint, jedenfalls eine angesehene Stellung einnahm, da er, spätestens 1589, eine Tochter des Bürgermeisters Jacob Lembke (Lemmichius; zu Rath gewählt 1576, Bürgermeister 1583, † 1605) heirathete. Am 30. März 1591 übertrug der Rath von Rostock ihm, dem „Dr. phil. et med." die Professur der Mathematik und Astronomie (Theorica planetarum), 1593 wurde er schon zum Rector erwählt, im Winter 1603/4 war er zum dritten Male Decan der philosophischen Facultät, konnte aber wegen Krankheit nicht fungiren, und von dieser Zeit an verfolgt ihn der Haß der Universität. Seine Familienverbindungen ergeben den sicheren Schluß, daß er von seinem Schwager, dem Paracelsier Levinus Battus (s. A. D. B. II, 135) in die Medicin eingeführt, diesem auch in der Richtung Arcana zu suchen und zu erfinden folgte; ferner daß er mit Tycho de Brahe bei dessen Aufenthalt in Rostock als Student und später als Flüchtling näher bekannt geworden ist. Diese Einflüsse wiesen ihn neben seinen Wissenschaften auf die Mechanik hin, in denen er Großes an Erfindungen geleistet haben muß, was freilich bei der Geheimthuerei jener Zeit verloren gegangen ist. Schwerlich hat die damalige Zopfgelehrsamkeit der Universität ihm solche Arbeit verzeihen können, seine bombastische Schreibweise und Großthuerei, sein Verbrauch für Experimente und Reisen bei mäßigen Mitteln ließ die Facultätsherren auf ihn herabsehen und seine Erfindungen, die man nicht verstand und nicht glauben wollte, verlachen; ja man suchte den Druck seiner Schriften zu hindern. Nur die Nachricht hat sich erhalten, daß er „instrumenta mathematica ingeniosae structurae", also wohl seine Meßinstrumente, der neu errichteten Facultätsbibliothek schenkte. Sie sind verschollen, wie auch seine Schriften zuletzt 1766 gesehen zu sein und seitdem verloren scheinen; sie sind nur aus Referaten noch zu beurtheilen. 1586 erschien von ihm „Universi seu mundi diatyposis, pro lectionis, collationum et meditationum materia mathematum, physices et medicinae adeoque naturae illius, quae complectitur omnia, candidatis proposita". Rostochii excudebat Stephanus Myliander. Es sind nur 2½ S. 4°, also nur Themata zu Arbeiten. Während er 1594 in einem Hochzeitswunsche für den Kanzler Dr. Bording („Oratio de vita et contempiativa seu practica et theorica") noch die Vielschreiber verspottet, welche gewissermaßen die Universitäts-

druckerei (St. Myliander, Möllmann, Müllemann) für sich allein beansp
hatte er schon 1593 sich ein kaiserliches, weitreichendes Privilegium geg
Nachdruck und die Nachbildung aller seiner herauszugebenden Schriften mi
geheim gebliebenen, ihm sehr wichtigen ferneren Bestimmung verschafft,
letztere von späteren für einen Adelsbrief gehalten wurde, bei unbefangen
wägung der eigenen Worte Pegel's aber nur eine Privilegirung und Sic
seiner kostspieligen Erfindungen gewesen sein kann. Den ersten Theil
kaiserlichen Briefs ließ er nun seiner 1604 erschienenen Ankündigung sein
findungen vordrucken, welche seinen Namen begründete in Spott, Haß un
erkennung: Thesaurus rerum selectarum, magnarum, dignarum, utilium
vium, pro generis humani salute oblatus Auctore Magno Pegelio Ge
Megapolitano, Rostochiensi. vana et impossibilia ne pronuntientur media
perspecta, tu meliora (elige?). — Fronte capillata est, post est occasio
Typis haec expressa Anno 1604. (4°. 1 Alphab. und 1/4 S.) Der
wagte sich also nicht zu nennen, man hatte versucht, den Druck zu hinder
Schrift, welche dem Kaiser Rudolf II. und den Reichsständen gewidme
schlug allerdings manchen akademischen Gepflogenheiten hart ins Gesicht.
Hader ist es wesentlich, der durch sein Decanat zog. 1605 ließ er noc
Disputation anschlagen: „Aphorismi de corporibus mundi totius, Respo
Jo. Fabricio, Finnone“, und diese scheint es zu sein, welche auf Befe
Concils vom schwarzen Brette abgenommen wurde, weil P. gegen Aris
und Melanchthon (den die Rostocker theologische Facultät sonst verketzerte
stoßen habe. Vermuthlich war der Aristoteliker und Jurist Nicolaus Wille
(1594 vom Rath als Professor der Ethik berufen, † 1613) sein Hauptg
1605 scheint P. suspendirt zu sein, denn seine Professur wurde dem Georg
(Dasenius, Dassenius, Rector 1611 und 1635) verliehen. 1606 legte e
Amt nieder, nachdem in demselben Jahre gegen ihn „eine schwere un
ganzen Collegio der Professoren nicht rühmliche Klage angestellt“ gewesen,
wegen ihm Rector und Concil gerathen, den Mann abzufinden und von
zu gehen. Es scheint nichts als eine Geldforderung gewesen zu sein (vie
aus der Familie seiner ersten Frau, da der alte Lembke gerade gestorben
über den von seiner Facultät als Schwindler behandelten Mann herein
während er auf die Nutzbarmachung seiner Erfindungen vergeblich hofft
die er vertröstet haben mochte. Nachher hat ihn Kaiser Rudolf II. als M
maticus bis zu seinem Tode (1612) bei sich gehabt; Seide hat er auch in
nicht gesponnen. 1615 habe er, 68 Jahre alt, in Rostock fast hungernd
sagt eine Nachricht; nach einer andern zog ihn Herzog Philipp von Pom
(doch wohl Philipp II., † am 3. Februar 1618) an seinen Hof und hie
in Ehren bis zu seinem in Stettin erfolgten Tode, der also zwischen 161
1618 eingetreten sein muß. Seiner hinterbliebenen, 1595 von der zweiten
Anna Stuven (mütterlicherseits aus dem reichen Hause Beselin) geborenen T
Anna nahm sich der damalige Advocat (seit 1633 Prof. jur.) Heinrich S
mann († 19. September 1656) als ein Vater an, der eine Stechow (T
der Agnes Pegel) zur Frau hatte. Morhof sieht mit Interesse auf Pegel
Thesaurus nur angedeutete, nicht beschriebene Erfindungen, Georg Pasch (Pas
geht ziemlich genau und anerkennend auf sie ein, in Rostock ließ der Geh.
und Professor der Medicin Joh. Ernst Schaper († 11. Januar 1721)
1698 den Ernst Heinrich Fecht (um 1727 Hof- und Leibmedicus und H
zu Schwerin) über die Quaestiones seines Specimen medicinae curiosae
tiren, deren vierte: „quid de inventis et promissis Pegelianis sit judican
absprechend urtheilte, und Mantzel erzählte, es sei Jemand darüber verrü
worden. Nachdem viele dieser „inventa und promissa“ von der Neuzeit w

unden und praktisch eingeführt sind, mehrt sich die vergebliche Nachfrage nach
nen Büchern und Instrumenten. Nach H. F. Taddel, der 1766 zuletzt den
hesaurus in Händen gehabt zu haben scheint, und nach Georgii Paschii In-
nta nov-antiqua (2. Ausg. Leipzig 1700) hatte das Buch 4 Abtheilungen.
n der 1. „Schola seu docendi et discendi ratio puerilis" hat P. höchst be-
htenswerthe Verbesserungen für den praktischen Sprachunterricht angeregt, aber
cht weiter durchgeführt; ebenso eine praktische Erziehungsmethode, in der die
thik sicherer eingepflanzt werde als durch das Dociren der Wissenschaft. Der
Theil behandelte ebenso die Jurisprudenz; so hatte er die Docenten des
iteinischen, Griechischen, Hebräischen, der philosophischen Disciplinen und die
uristen gegen sich aufgebracht. Der 3. Theil handelte von der Astrometrie,
iner speciellen Wissenschaft; der 4. „de philosophia tota et partibus illius et
e re dicta literaria tota". Dieser letztere erbitterte wegen scharfer Aufdeckung
kademischer Mängel in dem Abschnitte: „concordiae consilium urbicum, aca-
emicum, civicum" vorzugsweise, während hier auch seine Erfindungen angegeben,
ichtiger wohl ausgeboten, werden. Seine Gedächtnißkunst, Massen von Dingen
orwärts und rückwärts nach einer kurzen Notiz (efformatio) aufsagen zu können,
on Pasch noch bewundert, ist heute eine gewöhnliche Schaustellung geworden;
Aretin citirt sie, ohne sich genaue Kunde davon verschafft zu haben. Chirur-
ische Methoden, von Außen in den Menschen gute Säfte hineinzubringen und
chädliche auszutreiben, sind so vage angegeben, daß es zweifelhaft bleiben muß,
b er Einspritzungen in die Venen (chirurgia infusoria) meinte. Dagegen bot
r ein auf-, abwärts und seitwärts zu lenkendes Luftschiff an, mit dem bemer-
enswerthen Zusatz, daß die speciellen Anordnungen noch zu erproben seien,
erner ein Verfahren, gesunkene Schiffe und andere Gegenstände zu heben, die
kunst, unter Wasser in beliebiger Tiefe sich aufzuhalten und zu athmen, also
in Taucherverfahren, dazu ein Fahrzeug, das in beliebiger Tiefe unter Wasser
ahren und gelenkt werden könne. Beide Erfindungen seien brauchbar zu unter-
irdischen Bauten. Ferner Einrichtungen, Menschen und Habe in Schiffbrüchen
nd Wassersnoth zu sichern; es scheinen aufzublasende Apparate zu sein; schwerer
u errathen sind Einrichtungen, welche auch zu Hause oder zu Wagen völlig
icher machen sollen. Eine Maschine für Leistung irgend welcher Arbeit unter
Bedienung von Menschen- oder Pferdekraft, welche selbständig nach Ableistung
ines Arbeitsquantums die Bezahlung dafür auswerfen soll, ist uns etwas Ge-
wöhnliches, ebenso das Angebot von Hebelkraftmaschinen zur Bewegung von
Wagen, von Bremsvorkehrungen, Einrichtungen, das Umschlagen von Wagen zu
erhüten, von Oefen und Heizvorrichtungen zu schneller Heizung und Haltung
er Wärme, sowie deren gründliche Ausnutzung in allerlei Gebrauch. Ferner
atte er die Berechnung aufgestellt, wie sich die Länge des Geschützes zu seiner
Kugel (Gewicht oder Volumen?) verhalten müsse, um den kräftigsten und weitest-
ragenden Schuß zu thun; und hatte erfunden, wie aus einem Handrohre 30,
0, 100 Kugeln nacheinander oder zugleich gefeuert werden könnten, also das
Princip der Espignole. Endlich nennt er ein „Instrumentum Pantographicum
u holographicum", womit mehrere Abschriften oder Zeichnungen zu gleicher
Zeit durch einen Mechanismus hergestellt würden. Von alledem ist heute nichts
mehr auffällig. P. war ein großer, seiner Zeit weit vorauf geeilter Erfinder,
er die Mittel zur Verwerthung nicht auftreiben konnte, darüber von der
Dummheit verlacht wurde und in gelegentliches Elend gerieth. Gurlt u. Hirsch,
m Biogr. Lex. hervorragender Aerzte, kennen ihn ebensowenig wie Blanck,
„Meckl. Aerzte", und Const. v. Wurzbach im Oestreich. biogr. Wörterbuch.
Was Krabbe von seiner „Anregung" in Universitätskreisen sagt, ist Gerede
ohne Grund. Jöcher III, Rotermund V, (der ihn verkehrt nach Wittenberg

bringt) und Poggendorff, Biogr. litt. Handwörterbuch S. 387 nennen ihn höchst kurz.

Nachweise s. bei Krey Andenken rc. Stück 4, S. 45 ff. — Krey, Beiträge rc. II, S. 288. — Krabbe, Univ. Rostock S. 736 f. — Hauptquelle für sein Leben ist Etwas rc. VI, S. 615 ff. und H. F. Taddel in „Erneuerte Berichte von Gelehrten Sachen im J. 1766." Rostock. S. 349—356.

Krause.

Pegius: Martin P., Jurist und Astrolog, „florierte" nach Jöcher um 1560. Genauere Nachrichten über sein Leben scheinen zu fehlen, selbst M. Adams „Vitae Germanorum Jureconsultorum et Politicorum" (Heidelberg 1670) enthalten den Namen nicht. Er begegnet uns sofort als fürstbischöflich salzburgischer Rath, als welcher er über verschiedene Rechtsfragen (Gantrecht, Erbbaurecht u. s. w.) in deutscher Sprache Abhandlungen verfaßte. Er soll sogar eine Uebersetzung des justinianischen Codex angefertigt haben, und jedenfalls spricht es für das Ansehen des Mannes, daß sein Tractat „De servitutibus" noch 1733 zu Regensburg nachgedruckt wurde. Bekannter noch wurde er aber durch sein voluminöses Lehrbuch der „wissenschaftlichen" Astrologie, welches unter dem Titel: „Geburtsstundenbuch, darinnen eines jetlichen Menschen Natur und Eigenschafft auß den gewißen Leuffen deren Gestirn mit gutem bestandt gefunden werden mag", im J. 1570 bei Sixt Henricpetri zu Basel herauskam. In der an den Propst Neuhauser von St. Zeno (bei Reichenhall) gerichteten Einleitung entwickelt P. ausführlich seine pädagogischen Ansichten: „Raitkunst" — damit ist die Arithmetik gemeint —, „Erdmesserey" und „Gestirenkunst" sollen die Basis des gelehrten Unterrichtes bilden. So beginnt denn auch das Werk mit den vier Species, dann kommt die eigentliche Sterndeutekunst nebst zahlreichen astronomischen Einschaltungen, und den Beschluß machen Chronologie und Kalenderkunst.

Jöcher, Gelehrten-Lexikon, 3. Band. — Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 85.

Günther.

Pehem: Josef Johann Nepomuk P., Canonist, geb. zu Stockach (damals Vorderösterreich) im badischen Seekreise am 8. April 1740, † zu Wien am 17. Mai 1799. Er machte Vorstudien in Konstanz, die juristischen in Innsbruck und Wien, erwarb an letzterem Orte die juristische Doctorwürde im J. 1771, wurde sofort Professor des Kirchenrechts in Innsbruck, 1775 auch Director des adeligen Convicts, 1777 kaiserlicher Rath, endlich im J. 1779 nach Eybel's Versetzung als dessen Nachfolger Professor des Kirchenrechts in Wien mit dem Charakter eines niederösterreichischen Regierungsraths. Die Theorie von dem Verhältniß des Staats zur Kirche und den Rechten des ersteren in kirchlichen Dingen, wie sie P. entwickelt, geht dahin: der Staat entstand infolge des Bedürfnisses, weil die Einzelnen für sich allein ihren Zweck nicht erreichen konnten; der Beruf des Menschen ist Glückseligkeit, zur Erreichung derselben ist Staat und Kirche nöthig, als zwei besondere Gesellschaften. Die Kirche hat zu ihrem Objecte das Spirituelle, der Staat alles, wodurch die Glückseligkeit befördert wird. An sich sind beide von einander unabhängig; die Kirche kann ihre Aufgabe dem Staate ganz oder theilweise übertragen, sie hat für sich in zeitlichen Dingen weder directe noch indirecte Gewalt, daher auch nicht das Recht poenas civiles zu verhängen, ihr Civilrecht ist daher veränderlich und ein kirchlicher Act an sich ohne bürgerliche Wirkung. Kirche und Clerus stehen in bürgerlichen Angelegenheiten unter dem Gesetze und Gerichte des Staats, wo solche dem geistlichen Gerichte factisch unterstehen, können sie ihm jederzeit entzogen werden, weil diese Competenz lediglich auf Gnade ruhet. Der

Fürst hat als solcher das jus inspiciendi, impediendi et tollendi ea, quae civitati sunt noxia, die Advocatie, darum das Recht Concilien zu berufen u. s. w. Das sind die Ideen, von denen die Reformgesetze der Kaiserin Maria Theresia bereits beeinflußt waren, und welche in denen von Joseph II. zum vollen Durchbruche kamen. Sie haben in den kleineren Schriften von P. ihren Wiederhall für Einzelfragen. Obwohl P. von den sog. „Josefinern" unter den damaligen Kanonisten ziemlich der Consequenteste und Selbständigste ist, bedarf es doch nur eines Blicks in die Litteratur über das landesherrliche Kirchenregiment in der protestantischen Kirche, insbesondere in die Schriften von Pufendorf und Pfaff, um die Quelle der Theorie zu finden. Die Werke von P. leiden an Breite, sind weder von wissenschaftlicher Gründlichkeit, noch im ganzen mehr als, soweit die systematischen betrifft, in rein willkürlicher Anordnung gemachte Bearbeitungen an der Hand von Van Espen, Berardi, Barthel und Rautenstrauch. Schriften: „Jus ecclesiasticum publicum." P. I. 1781. „Jus ecclesiasticum universum", 1786. „Praelectionum in jus eccles. universum methodo discentium utilitati adcommodata congestarum partes duae." P. I. II. 1791, III. 1789, deutsch 1803, 2 Bde. „Disquis. hist.-jurid. de consensu parentum in nuptiis filiorum filiarumque familias", Innsbr. 1771. „Versuch über die Nothwendigkeit einer vorzunehmenden Reformation der geistlichen Orden und das Recht der Regenten, aus eigner Macht dieselben in allen Ländern zu reformiren, einzuschränken und aufzuheben", 1782. „Historisch-statistische Abhandlung von Errichtung, Ein- und Abtheilung der Bisthümer, Bestimmung der Erzbisthümer, Bestätigung, Einweihung und Versetzung der Erz- und Bischöfe, vom römischen Pallium und Eide, welche die Erz- und Bischöfe nebst anderen Prälaten dem römischen Papste schwören müssen, und von den Gerechtsamen der Regenten, in Ansehung dieser Gegenstände" u. s. w. 1790 (anonym). „Abh. von Einführung der Volkssprache in den öffentlichen Gottesdienst", 1783. Alle außer einer in Wien gedruckt und erschienen.

Weidlich, Biogr. Nachr. III, 235. — De Luca, Journal der Liter. u. Statist. I, § 35. — Meusel X, 308. — v. Wurzbach, Lex. XXI, 428 (nennt noch andere). — v. Schulte, Gesch. III, 1. 259.

v. Schulte.

Pehmöller: Christian Nicolas P., Kaufmann und Senator. Geboren zu Hamburg am 2. Februar 1769, Sohn eines bemittelten Zuckerfabrikanten, gut unterrichtet (jedoch den ihn später auszeichnenden hohen Bildungsgrad seinen eigenen stets fortgesetzten Studien verdankend), trat er 1784 in das kaufmännische Geschäft eines der bedeutendsten damaligen Handelshäuser Hamburgs als Lehrling, dann als Commis. Seine Anstelligkeit, sein rechtschaffener Charakter, seine Zuverlässigkeit erwarb ihm das volle Vertrauen seiner Principale, die wichtige Interessen in seine Hände legten. Die für sie unternommenen Geschäftsreisen nach Dänemark, England, Frankreich, Spanien und Portugal benutzte er zugleich zur Erweiterung seiner Kenntnisse wie seines geistigen Gesichtskreises überhaupt. Vorzüglich fruchtbringend wurde ihm ein dreijähriger Aufenthalt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Haupthandelsplätze er besuchte, und bis an deren fernste damalige Grenze er vordrang. Zufällig bekannt geworden mit dem größten Staatsmann Amerikas, dem Präsidenten Washington, durfte er denselben in seiner Residenz besuchen und seiner eingehenden Unterhaltung sich erfreuen, deren Inhalt ihm lebenslang im besten Gedenken geblieben ist. 1799 weilte er in England, von wo er in seine Vaterstadt heimkehrte, welche damals durch eine soeben bestandene große Handelskrisis empfindlich betroffen war. Dessenungeachtet unternahm er muthig mit seinem Freunde H. Droop das Geschäft seiner früheren Principale unter eigener Firma

und wußte dasselbe bald zu Ansehen und Ehren zu bringen. Nunmehr eta
und Bürger seiner Vaterstadt, widmete er sich auch dem Dienste derselben
dem regen Eifer eines Patrioten, alle ihm übertragenen Ehrenämter mi
wissenhaftester Pflichttreue verwaltend. — Als Mitglied der Banco-Be
erwies er sich 1813 als kühner tapferer Vertheidiger dieses Instituts gege
habgierigen Angriffe des französischen Gouvernements, welches den Silber
der Bank (ein Eigenthum nicht des Hamburger Staats, sondern der Banki
essenten, also des Handelsstandes), zu confisciren begehrte. Mit Unerschr
heit trat er dem Verlangen der französischen Machthaber entgegen, verwei
die Auslieferung der Schlüssel und wich endlich nur der brutalen militäri
Gewalt, als die Zwingherren den Raub des Silberschatzes thatsächlich ausfüh
dem Grundsatz huldigend: wenn der Staat Geld braucht, so nimmt er es,
er es findet. Die denkwürdigen Vorgänge dieses Ereignisses hat P. selbs
einer Druckschrift (deutsch und französisch) dargestellt. — Gleich nach Hamb
Befreiung, 1814, wurde P. zum Mitgliede der zur Berathung von Verfassu
und Verwaltungsreformen eingesetzten Bürgerdeputation gewählt. Hierauf,
Senate wie vom Publicum als geeignetster Mann für die Lösung der Banki
erkannt, wurde P. mit zweimaligen erfolgreichen Missionen nach Paris betr
um die Rückgabe des geraubten Bankschatzes oder eine genügende Entschädi
zu verlangen und durchzusetzen. Während seiner Abwesenheit 1816 zu a
meiner Befriedigung in den Senat gewählt, erwies P. sich seitdem als eines
ausgezeichnetsten, einflußreichsten Mitglieder dieser obersten Staatsbehörde H
burgs, je wirksamer seine hervorragenden Eigenschaften sich zeigten. Den
vereinigte in sich die strengste Rechtschaffenheit mit einsichtsvoller Staatsklu
und furchtloser Energie. Er war unter allen Umständen ein unabhäng
Charakter, gegen Lob und Tadel wie gegen fremde Einflüsse völlig unzugäng
Somit wurde P. allmählich zum allgemein hochgeachteten „Eckhart“ des Se
wie der Bürgerschaft. Aus seinem amtlichen Wirken ist Folgendes her
zuheben. 1820 und 1821 vertrat er in einsichtsvollster Weise die Hamburgis
und deutschen Handelsinteressen auf der von allen Elbuferstaaten beschi
Dresdener Conferenz behufs Feststellung der Elbschiffahrtsacte, abgeschlossen
23. Juni 1821, desgleichen auf der Conferenz zu Hamburg 1824 wegen R
sion derselben. Während seines Aufenthalts in Dresden häufig an den kö
Hof gezogen, erwarb er sich das Wohlwollen des Prinzen Johann, des n
maligen Königs von Sachsen, wie der Prinzessin Amalie, später als Sch
stellerin bekannt geworden. Der ihm vertraulich kund gewordenen Absicht e
Ordensverleihung an ihn, wußte er durch die Erklärung vorzubeugen, daß
Annahme einer solchen Decoration unvereinbar sei mit dem Charakter und
Stellung eines Senators der freien Stadt Hamburg. — Als ältester Sen
bekleidete er mit demselben einsichtsvollen Eifer die Angelegenheiten der H
burger gelehrten Schulen und Bildungsanstalten. Seiner thatkräftigen Fö
rung ist der Neubau der Gebäude des Johanneums und des akademischen G
nasiums, sowie der Stadtbibliothek zu danken, deren Einweihungsfeier
5. Mai 1840 Pehmöller's Rede einleitete. Bald nach dem Brande Hamb
im Mai 1842, welcher diese auf dem Grunde des vormaligen Domstiftes ste
den Gebäude verschonte, traten die infolge eines so rastlos thätigen Wir
unabweislichen Altersgebrechen auch bei dem tapfer dagegen ankämpfe
Protosenator hervor. Aber erst im Februar 1845 trat er von den Sta
geschäften zurück und starb bald darauf den 17. April 1845.

S. die von Prof. Chr. Petersen verfaßte lateinische Memorie. 1847.

Beneke

r: David P., chursächsischer Kanzler im 17. Jahrhundert. Geb.
am 3. Januar 1530, † zu Dresden am 1. Februar 1602 (nicht 1601).
ater, Nicolaus P. zog in seiner Jugend aus der fränkischen Heimath
ig, ließ sich daselbst als Rechtsgelehrter dauernd nieder, und starb
. Jahre seines Alters. Auch Davids ältester Bruder lebte als geschätzter
eipzig. David erhielt nach kurzem Besuche der Thomasschule mit
ltersgenossen Privatunterricht; er zeigte schon damals eine glückliche
, und bekundete bei kleinen Theatervorstellungen im elterlichen Garten
eine Jahre überraschende Auffassungsgabe; denn er wußte die Rolle
rnen Sohnes" trotz seines Knabenalters in ergreifender Weise zu spielen,
es Chereas im Eunuchen des Terenz ganz richtig wiederzugeben. 1544
f die von Herzog Moritz neu gegründete Schulpforte a/d. Saale, wo
ur ein Semester blieb, weil er bei der Prüfung Beweise hoher geistiger
gte. Die Prüfungsaufgabe bestand in der Begründung des Satzes: daß
erke allen anderen Schriften des Alterthums vorzuziehen seien. Während
ie übrigen Schüler mit bogenreichen Ausführungen abmühten, über-
ein einziges Blatt mit vier lateinischen Versen, welche, metrisch und
alisch tadelfrei, die Aufgabe in bündigster Weise lösten, und so P. den
schafften. David bezog 1546 die Leipziger Hochschule, hörte zuerst
che Vorlesungen, erwarb mehrere Auszeichnungen, wurde Magister
nd wandte sich dann unter Petrus Loriotus (Pierre Lorioz aus Epernay)
sstudium zu. Damals hatte der Spanier Ludwig Avila, Ritter des
rdens eine Geschichte des schmalkaldischen Krieges geschrieben, welche
ger Wilh. Molinäus in's Lateinische übertrug. Da sie beleidigende
auf den römischen König Ferdinand, Moritz v. Sachsen und andere
en enthielt, richtete P. zu deren Ehrenrettung an Avila ein Gedicht
, welches er auf dem Reichstage zu Augsburg (1550) Ferdinand
, der ihn als Dichter bald darauf mit dem Lorbeer krönte. Um P.
nden Nachstellungen des erzürnten Avila zu entrücken, wurde er der
aft beigegeben, welche damals im tiefsten Winter unter dem kaiserlichen
mian Pflug an den Polenkönig Sigismund August nach Krakau ab-
bei dieser Gelegenheit auch die benachbarten Salzwerke von Wieliczka
eren unerschöpfliche Ausbeute schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts
1555 ging P. über die Alpen nach Bologna, um dort als Schüler
nus Socinus d. J. und Ferdinand Veza in einem dreijährigen Curse
nene Rechtstudium zu vollenden. Während der Ferien bereiste er die
Städte und landschaftlich oder geschichtlich bedeutenden Punkte der
und lernte hiedurch das von Natur und Kunst so reich ausgestattete
dlich kennen. Nach dem zweiten Jahre seines Bologneser Aufenthaltes
, eben von Florenz zurückgekehrt, den juristischen Doctorgrad; nach
n besuchte er im Frühjahre 1558 Neapel mit Umgebung, und traf
and, den Gotthardt, Basel, Straßburg und Mainz Mitte August
en wieder in seiner Vaterstadt Leipzig ein. Ein Vorgang an der
deutschen Grenze gab zu einer ziemlich derben Anecdote Anlaß, welche
ch Rotermund Rechenberg's Angabe in der vita Peiferi nacherzählen;
te beweist, daß unser Gelehrter ein guter Deutscher aber ein ent-
Gegner Roms war. Dieser feindseligen Stimmung hatte er schon
der Elegie: „Epistolae Ecclesiae afflictae ad Christum" Ausdruck
worin dem Papstthume die Herabwürdigung der Christuslehre zum
Götzendienste vorgeworfen wird. — Wenige Wochen nach der Rückkehr
en verlor P. seine zärtlich geliebte Mutter. Der Vater schloß nach

kurzer Frist mit einer Wittwe aus Leipzig einen zweiten Ehebund, welche Sohne um so weniger zusagte, als er den Tod seiner Mutter noch tief betr Er verließ daher seine Geburtsstadt, und trat als Rath in die Dienste H Johann Albert v. Mecklenburg. Nach Schlichtung der zwischen den fürst Brüdern v. Mecklenburg bestandenen Rechtsstreitigkeiten, begleitete er seinen zu dessen Eidam, Albert v. Preußen, und kam nach Besichtigung der blüh Handelsstädte an der Ostseeküste bis Livland. Eine in der Heimath beabsi Verlobung erweckte bei P. den Wunsch nach vorgängiger Rücksprache mit Vater. Der hiezu nöthige Urlaub war um so leichter zu erhalten, a Primas von Magdeburg zur Austragung der zwischen dem Herzog v. M burg und dem Grafen v. Mansfeld bestehenden Händel um jene Zeit Gerichtstag nach Halle ausgeschrieben hatte, wozu Johann Albert seinen Ra mit 2 andern Delegirten abordnete. P. reiste somit zum angesetzten Termine Halle, und da sich Graf Mansfeld innerhalb dreier Tage nicht stellte, Leipzig, wo die Verlobung mit Barbara, einer Tochter des chursächsischen arztes Blasius Grünewald, mit den üblichen Förmlichkeiten gefeiert wurde. schon nach wenigen Tagen mußte er sich von der Braut trennen, weil i Cassel, wo der Herzog gerade weilte, neue Geschäftsreisen erwarteten. ging er trotz Kälte und Winterstürme zu Herzog Albert in Königsberg, zum Polenkönig Sigmund August, der sich in dem prachtvollen Fürsten Petrowskoy (Pietrocovia) aufhielt; von da ohne Verzug nach Schwerin, seinem Herrn über die Erfolge seiner Sendungen Bericht zu erstatten. Sigmund August wurde P. dreimal abgeordnet und von demselben stets huldvoll entlassen. Bei der zweiten Sendung im November 1564 befi König während einer Audienz, in der P. allein zugegen war ein sehr heftiges, stillbares Nasenbluten, so daß P. für des Königs Leben bangte; doch gin Anfall ohne nachtheilige Folgen vorüber. Im Juli 1563 feierte P. zu L seine Hochzeit mit Barbara Grünewald. In glücklicher Ehe wurde sie V von 15 Kindern (6 Knaben, 9 Mädchen), wovon nur fünf den Vater überl Diese Verbindung vermehrte Peiser's Wunsch, seine Dienste seinem Geburts zu widmen; er bat daher den Herzog um seine Entlassung, die er jedoc dem zögernden Fürsten auf wiederholte Bitte erst gegen Ende 1565 erhiel ihm eine Hofrathstelle zu Dresden in sicherer Aussicht stand. Frühere Anerb nach Stettin oder Thorn, hatte er mit Rücksicht auf den ihm gen Herzog abgelehnt.

In Dresden war er anfänglich mit Grenzbereinigungen, Beilegun Streitigkeiten und wiederholten Reisen an den kaiserlichen Hof betraut. berief ihn Churfürst August in den behufs Berathung der sog. „constitu Saxonicae“ zu Meißen niedergesetzten Convent, welcher aus 7 sächsischen räthen und 5 Universitätsprofessoren bestand, und der bei der großen Fü Materials — die Beschlüsse erstreckten sich auf 249 Rechtsfragen, — l Zeit tagte. Obwohl der ursprüngliche Berathungszweck nur der Beseitigun Controversen galt, erlangten doch die constitutiones in der Praxis allm Gesetzeskraft. Mit seiner 1574 erfolgten Beförderung zum Geheimrath w Umfang und Bedeutung der Geschäfte. Neben der Aufsicht über die ge Schulen und die churfürstlichen Theater bestand seine Thätigkeit hauptsäch den Verhandlungen mit fremden Gesandtschaften. Churfürst August geno bloß im Reiche, sondern auch außerhalb dessen Grenzen hohes Vertraue großes Ansehen. Aus diesem Grunde schickten Churfürsten und Reichsstände, auch die Könige von Spanien und Frankreich, von N England und Polen, ja der Kaiser selbst und außer diesen sowohl itali Fürsten als bedeutende Handelsstädte zum Oefteren Vertrauensmänner a

rsächsischen Hof; und so zahlreich die Sendungen waren, die sich meist auf
n Fuße folgten, so mannigfaltig waren deren Anliegen, bei welchen nicht selten
lateinische oder italienische Sprache gebraucht werden mußte. Wurde P. bei
sen Arbeiten auch von drei tüchtigen Räthen unterstützt, so lag doch namentlich
den letzten Regierungsjahren des Churfürsten, die Hauptlast auf seinen
chultern, und geben hierfür die in den sächsischen Archiven aufbewahrten Acten
bündigsten Belege.

In den Jahren 1578 und 1579 war P. der streng lutherischen Gesinnung
mäß im Einklange mit dem Churfürsten eifrig bemüht, das endliche Zustande-
mmen der „formula concordiae“ (des letzten lutherischen Glaubensbekenntnißes)
fördern. Sie wurde am 25. Juni 1580 auf dem Marktplatze zu Dresden
erlich verkündet, man verpflichtete auf sie Lehrer, Geistliche, selbst einzelne
eamte, und nahm bei Anstellungen u. dergl. auf Männer dieser Richtung
rwiegend Rücksicht. Allein nach dem Tode des Churfürsten August (12. Febr.
586), welchem der jugendliche Christian I. in der Churwürde folgte, trat eine
undsätzliche Aenderung der Kirchenpolitik ein. Christian I., mehr dem reformirten
ekenntnisse zugethan und daher ein Gegner der Concordienformel, hob sofort
ach seinem Regierungsantritte die Verpflichtung auf dieselbe auf. Trotzdem
nannte er P. am 9. Juni 1586 zum Kanzler, welcher dem zufolge an die
Spitze der Geschäfte trat; in Wirklichkeit lag indeß die innere und äußere
olitik in den Händen des Dr. Nicolaus Krell (s. A. D. B. XVII, 116).
Dieser, früher Mentor des Churprinzen, war von Christian sofort, im Mai 1586,
den geheimen Rath mit der ausdrücklichen Bestimmung aufgenommen worden,
mmer um dessen Person zu sein, damit der Churfürst „in den Sachen, darin
sein räthliches Bedenken begehren würde“, Dr. Krell stets sogleich zur Hand
abe. Letzterer besaß sohin seines Fürsten vollstes Vertrauen, und neigte sich
leich diesem dem reformirten Bekenntnisse zu. Da sich P. in unlöslichem Wider-
pruche mit der neuen Regierung, und um den nöthigen Einfluß gebracht sah,
at er um Enthebung von einem Amte, das ihm „nur Aergernuß“ bereite. Sie
rfolgte im Juni 1589. P. wurde zum Beisitzer bei den am Dresdner Ober-
ofgerichte halbjährig stattfindenden Proceßverhandlungen ernannt. An seine
Stelle trat Dr. Krell, und sind ihm in der Bestallungsurkunde vom 25. Juni
eitgehende Vollmachten eingeräumt. P. zog mit den Seinen auf sein Landgut
Goßeck (Gossigk), und verlebte dort nach langen Jahren aufreibender Arbeit
lückliche Tage der Ruhe und Erholung. Dieser Empfindung verleiht er beredten
Ausdruck in einer Elegie, „E Gossigiano Nonis Octob. MDLXXXIX“, die an
inen Jugendfreund den churfürstl. Rath Andreas Erstenberg gerichtet, mit dem
Distichon schließt:

At tu Ruricolam Pyladis urbanus Orestem,
Displicet haec lauto si tibi vita, mone!

Doch auch diese Tage sollten nicht ungetrübt verfließen; im November 1591
hatte P. den Tod seiner treuen Gattin zu beklagen, welche unter großer Be-
theiligung von Nah und Fern auf dem Landgute bestattet wurde. Wenige
Wochen früher am 5. October war Christian I. im noch nicht vollendeten
31. Jahre durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft worden; ein Ereigniß das
für Sachsen's innere Politik von den gewichtigsten Folgen begleitet war. Der
Verlebte hatte zu Vormündern seiner minderjährigen Söhne den Herzog Friedrich
Wilhelm zu Sachsen-Altenburg und den Markgrafen Georg v. Brandenburg
aufgestellt. Ersterer, streng lutherisch gesinnt, war gleich der sächsischen Ritter-
schaft ein erbitterter Gegner Krells, der auch sofort noch vor Beerdigung des
Churfürsten am 29. October auf dem Wege von der Kanzlei zu seiner Wohnung

nahm er dort in dessen Gegenwart den Pflichtigen den Treu- und Huldigun
und begleitete diesen zum nämlichen Zweck in die Hauptorte des Curland
wurde er zur Schlichtung der zwischen Bürgerschaft und Rath ausge
Streitigkeiten nach Leipzig gesandt. Ein paar Jahre später ging er
fürstlichen Administrator auf den Reichstag nach Regensburg, und b
sich an der Berathung über die schwebenden Reichsangelegenheiten. Am
1601, also wenige Monate vor seinem Tode, erlebte er noch die Freude,
der älteste Sohn, Stiftsrath Dr. David P. jun. zu Wurzen mit Agnes
verheirathete; im Januar 1594 hatte sich seine Tochter Justine mit
gerichtsassessor Dr. Georg Reich verehelicht; bei welcher Gelegenheit d
der Braut von Herzog Friedrich Wilhelm mit einem kostbaren Trinkge
einem Faße edlen Rheinweines beschenkt wurde. Kaiser Maximilian II.
sammt seinen Nachkommen in den Reichsadelstand, und beabsichtigte d
nennung zum Reichshofrath; doch starb der Kaiser vor Unterzeichnung
seinen Befehl bereits entworfenen Anstellungsurkunde. Obwohl unsern
mann die Dienstgeschäfte vollauf in Anspruch nahmen, war er doch auc
stellerisch thätig. Abgesehen von einer Jugendarbeit über Ovid, übe
handschriftlich „Oppiniani venationes“ aus dem griechischen ins lateinis
faßte unter dem Titel: „Lipsia seu originum Lipsiensium libri IV“
Geschichte Leipzigs, (welche Professor Adam Rechenberg mit einer Bi
Peifer's 1689 zu Leipzig herausgab); ferner „Epistolas Statum et eccl
reipublicae sub Augusto Elect. Saxon. illustrantes“, deren Publication
Gotter besorgte (Jena 1708); endlich „Historia de regni Pontificii o
crementis et fastigio“ (Lps.). Auch als lateinischer Dichter war der vie
Mann geschätzt; außer Widmungsgedichten an befreundete Personen,
sächsischen Juristen Adam Pflug und Peter Haige, (welch' Letzterer sic
sein leuchtendes Vorbild erkor) an seinen Jugendfreund Erstenberg un
— verfaßte er ein episch-elogisches Gedicht: „Imperatores Turcici,
eorum vita et rebus gestis“ (Basil. 1550), welches sich auch im V. B
„Delitiae poetarum german. hujus superiorisque aevi“ S. 31—57 a

Rector der Universität, im Sommer 1500 Decan der Artistenfacultät. Als unvereinbar mit diesen Thatsachen erscheint die Angabe, daß er selbst 1474, ein Vater, der Zeitzer Bürgermeister Bartholomäus P., 1453 geboren worden ei. Ebenso erweist sich die durch keinerlei urkundliche Nachricht unterstützte Vermuthung als unhaltbar, daß P. in der Zeit zwischen 1491 und 1497 Rector der Kathedralschule in Meißen gewesen sei. Wenn er nämlich in der Ueberschrift eines ihm gewidmeten Epigramms von Hermann Buschius (in dessen Epigrammatum Liber Tercius, Lips 1504, Bl. F, verso) „misnensis iuuentutis Moderator" genannt wird, so ist dieser Ausdruck (den eine alte handschriftliche Randbemerkung in dem der Dresdener Bibliothek gehörigen Exemplar des angeführten Buches von Buschius mit den Worten: „vel vt vulgo dicunt sed male Burse misnensis Conuentori" erläutert) nicht auf die Jugend der Stadt Meißen, sondern auf die Meißnische Nation der Universität Leipzig zu beziehen. Denn nichts deutet darauf hin, daß P. Leipzig, nachdem er sich dort niedergelassen, wieder verlassen habe. Im Jahre 1491 erschien daselbst sein „Philosophiae naturalis compendium", 1499 und nochmals 1503 und 1509 seine Ausgabe der „Libri metaphysicae" des Aristoteles, in welcher er „pro Scholarum manuductione" eine Eintheilung in Tractate und Capitel vorgenommen hatte. Neben demjenigen Studium, von welchem diese beiden Bücher Zeugniß ablegen, betrieb er auch das Studium der Rechtswissenschaft, in den späteren Jahren seines Lebens widmete er sich ihr, wie es scheint, völlig. Einige Tage, nachdem er sich mit Katharina Zabelstein, zu deren Heiratsgut ein Haus auf der Reichsstraße gehörte, verheirathet hatte, wurde er Doctor der Rechte. Im Jahre 1511 erscheint er unter dem Namen Doctor Zeytz als Deputierter der Meißnischen Nation bei den durch Herzog Georg veranlaßten Verhandlungen über Reform der Universität. 1512 erlangte er eine juristische Professur und gleichzeitig als Proconsul die Mitgliedschaft im Rathe zu Leipzig, im Jahre darauf wurde er Beisitzer im dortigen Schöppenstuhle.

Conradi Wimpinae scriptorum insignium centuria luci publicae tradita a J. Fr. L. Theod. Merzdorf, Lips. 1839, Nr. LIV S. 61. — Chr. Fr. Eberhard im Allgem. litterarischen Anzeiger 1801 Nr. 51. Sp. 481—486.

F. Schnorr von Carolsfeld.

Pein: Johann v. P., Sohn des kurfürstlich Mainzischen Vogtes auf dem Gleichenstein in Thüringen, war geboren daselbst am 10. März 1582. Nach Vollendung seiner juristischen Studien trat er in sächsische Dienste und war im Beginn des 30-jährigen Krieges Hofrath in Dresden. In dieser Stellung hatte er Gelegenheit sich den schlesischen Ständen wohlwollend und nützlich zu zeigen, daher berief ihn Breslau 1622 in das Amt eines städtischen Syndicus. In schwierigster Zeit, durch die ganze Dauer des 30-jährigen Krieges, bis an seinen Tod am 14. September 1649 hat er seiner neuen Heimath treue und erfolgreiche Dienste geleistet. Namentlich hatte er seine Tüchtigkeit als Unterhändler in wiederholten Missionen zu erproben, in denen es bald die politischen, bald die kirchlichen Rechte Breslaus gegen die neue Staatskunst des Wiener Hofes zu vertheidigen galt. Im J. 1629 war er als Gesandter in Wien, 1634 in Dresden, 1637, 1642, 1644—1645 in Wien, 1648 in Prag und 1649 wieder in Wien. Die letzten Missionen galten namentlich der Fernhaltung der Jesuiten von Breslau. Gewandtheit im Verkehr mit den Höfen, ein scharfer Blick für das Erreichbare und entschlossenes Ergreifen der günstigen Gelegenheiten zeichneten ihn aus und verschafften ihm in der Fremde und in der Heimath hohes Ansehen. Schon mit der tödtlichen Krankheit kämpfend beweist er noch eine bewundernswerthe Arbeitskraft. Im J. 1639 ward er kaiserlicher Rath, später auch Kanzler des Fürstenthums Breslau, obwohl der Breslauer Rath 1635 die Landeshaupt-

mannschaft über dasselbe nach 300jährigem Besitze verloren hatte. Sein Hauptamt blieb immer das städtische Syndicat. Am 12. August 1625 ward für ihn der alte Adel seines Geschlechts erneuert, er und seine Nachkommen nennen sich seit der Zeit v. Pein und Wechmar oder auf Wechmar, einem der Familie schon seit Jahrhunderten zustehenden Besitze im thüringischen Amte Ohrdruff. Sein Enkel Johann Ernst erlangte 1713 auch den böhmischen Freiherrenstand. Er war zweimal verheirathet, mit Anna Heideck v. Pfaffendorf im Meißnischen † 1633 und 1641, als er schon grau war, mit Katharina v. Sebisch aus einer der ersten Familien Breslaus.

Aus gedruckten und handschriftlichen Materialien der Breslauer Stadtbibliothek. Markgraf.

Peinlich: Richard P., Culturhistoriker und pastoraler Schriftsteller, Benedictiner des Stiftes Admont, geb. am 5. Mai 1819 zu Graz, erhielt in der Taufe den Namen Gabriel, welchen er später in üblicher Weise mit dem Stiftsnamen Richard vertauschte. Er wurde am Grazer k. k. Staatsgymnasium ausgebildet und trat am 2. Januar 1838 als Novize in das Benedictinerstift Admont in Obersteiermark ein. Inzwischen oblag er den theologischen Studien, nicht ohne auch mit besonderer Vorliebe sich dem Geschichtsstudium zuzuwenden, und legte 1841 die Ordensprofeß ab. Zuerst Lehrer am Sängerknaben-Institut zu Admont wurde P. 1844 Präfect im k. k. Convicte zu Graz, 1848 wurde er als Religionslehrer für Gymnasien approbirt. Als in demselben Jahre die stürmische Zeit für Oesterreich hereingebrochen war, finden wir P. als Caplan der akademischen Legion zu Graz, später als Feldcaplan des steirischen Freicorps in Italien. Er wirkte sodann als Professor der deutschen Sprache am k. k. Gymnasium zu Judenburg, seit October 1851 am katholischen Obergymnasium zu Ofen, woselbst er eine Zeit lang Redacteur des Wochenblattes: „Der katholische Christ“ war. Im J. 1854 wurde er an das k. k. Staatsgymnasium zu Graz versetzt, an welchem er 1861 die Direction übernahm, 1863 ernannte ihn der Fürstbischof von Seckau zum geistlichen und Consistorialrathe, 1870 wurde er durch den Titel eines k. k. Schulrathes, 1875 durch denjenigen eines k. k. Regierungsrathes ausgezeichnet. Er war inzwischen mehrfach auch durch Verleihung von Decorationen von Seite des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Würtemberg geehrt worden, sowie ihm im J. 1874 die k. k. österr. Kriegsmedaille zuerkannt wurde. 1878 schied P. aus dem Lehrfache, sich von da an mit historischen Studien und Arbeiten beschäftigend. Er war Mitglied einer Reihe wissenschaftlicher Vereine, insbesondere seit 1869 des historischen Vereins für Steiermark, dessen Vorstandsstelle er seit 1873 bekleidete. Zu Anfang der achtziger Jahren machte sich ein Herzleiden bei dem unermüdlich thätigen Manne bemerkbar, welches immer tiefere Wurzel faßte und am 29. Juli 1882 seinen Tod bewirkte. P. starb in seiner Geburtsstadt Graz, von allen Kreisen der Stadt und des Landes tief betrauert. Was die litterarische Thätigkeit Peinlich's betrifft, so ist hierbei die theologische und historische Seite derselben zu scheiden. In erster Beziehung veröffentlichte er eine Reihe von Predigten, von denen hier: „Jesus der Verrathene und Judas der Verräther, 7 Predigten“ (1855). „Unser heiliger Glaube im Gebete des Herrn, 7 Predigten“ (1860). „Die Weihe des Lebens von der Wiege bis zum Sarge, 7 Fastenpredigten“ (1861). „Gott ruft uns, Fastenbetrachtungen“ (1865). „Christliche Lebensweisheit eines getreuen Seelenhirten, 55 populäre Predigten“ (1860) genannt seien. Ganz besondere Aufmerksamkeit aber erweckten und verdienten seine fleißigen und genauen historischen und statistischen Arbeiten, unter denen die „Geschichte des Gymnasiums in Graz“, veröffentlicht in den Jahresberichten des ersten k. k. Staatsgymnasiums Graz von 1869—1874 als ein Werk riesigen Sammelfleißes obenan steht.

Daneben verdient weiter besondere Erwähnung die „Geschichte der Pest in Steiermark", 1877—1878. 2 Bände. Diese beiden Werke enthalten weit mehr als ihr Titel andeutet, sie bieten zahllose Beiträge in allen Richtungen zur Geschichte und Culturgeschichte der Steiermark und bilden das Resultat der Forschung eines halben Lebens. Beachtenswerth erscheinen ferner die Beiträge, welche P. zu Biographie des großen Mathematikers und Astronomen Johannes Kepler lieferte und die in den „Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark" XVI. und XXI. Heft enthalten sowie in Zeitschriften verstreut sind. Nicht minder hat sich P. um die Geschichte der Gegenreformation in Steiermark durch zahlreiche quellenmäßig gearbeitete Aufsätze verdient gemacht, seine Beiträge zur Geschichte des culturellen und des wirthschaftlichen Lebens in Graz und in Steiermark, zunächst in den erwähnten Mittheilungen des histor. Vereins für Steiermark enthalten, sind dem Culturhistoriker der Steiermark unentbehrlich. Aus Peinlich's Feder stammen weiter mehrere Nekrologe verdienstlicher Conventualen des Stiftes Admont, so des Abtes Benno Kreil (1863), Theodor Gaßner's (1877) u. A. m. Seine tabellarische Zusammenstellung „Chronistische Uebersicht der merkwürdigsten Naturereignisse, Landplagen und Culturmomente der Steiermark von 1000—1850" (1880), ist eine Arbeit unendlichen Fleißes. Alle historischen Aufsätze Peinlichs beruhen auf der gewissenhaftesten Quellenforschung, unermüdlich hat er die Archive im Lande Steiermark durchgearbeitet und ein Material zusammengebracht, das noch in seinem Nachlasse vorliegt und die Bewunderung einer solchen Thätigkeit hervorruft. Aus seinem Nachlasse hat P. Florian C. Kinnast eine Sammlung (zumeist geistlicher) Dichtungen herausgegeben.

Biographie von P. Flor. C. Kinnast in der erwähnten Ausgabe von R. Peinlich's Dichtungen (Graz 1883). Daselbst auch genaue Angabe seiner sämmtlichen Aufsätze und Werke. — Franz Ilwof's Biographie in den Mitth. d. hist. Vereins f. Steierm. XXXI Heft, Graz 1883. — Vergl. auch Schlossar, Bibliotheca historico-geographica Stiriaca (Graz 1886) im Register vox: Peinlich, Rich. Schlossar.

Pelargus: Ambrosius P. (Storch), Dominicaner, geb. in der Wetterau (wann?), † in Trier 1557, wo er in der Dominicanerkirche beigesetzt wurde. Er hatte in Basel, dann in Freiburg i. B. als Magister die Theologie gelehrt und mehrere Schriften gegen Zwingli und Oekolampadius veröffentlicht, als er 1534 nach Trier versetzt wurde, wo er als Domprediger und Lehrer der Theologie an der Universität eine bedeutende Thätigkeit entfaltete. Im J. 1546 entsandte ihn Erzbischof Johann IV. von Trier als Procurator auf das Trienter Concil, vor welchem er am 10. Mai d. J. eine große Rede hielt. Er ging in derselben Eigenschaft und zugleich als Vertreter Kölns nach Bologna: als Vertheidiger der Verlegung des Concils in diese Stadt zog er sich die Ungnade des Kaisers zu, in Folge deren ihm die Procuratie am 23. August 1547 entzogen wurde. Doch begleitete er seinen Erzbischof 1551 nach Trient, als die Synode dort wieder zusammentrat. Unter seinen zahlreichen Schriften ist der 1534 zu Freiburg gedruckte Sammelband, welcher eine Reihe von gegen die Reformation gerichteten Streitschriften enthält, und der mit Erasmus gewechselte Briefwechsel (Epistolarum ad Erasmum bellaria), Köln 1539, hervorzuheben. Mit letzterem war P. seinerzeit sehr befreundet, wie er denn vor den übrigen Dominicanern sich durch eine entschiedene Werthschätzung der humanistischen Studien auszeichnete; später griff er einzelne Behauptungen des Erasmus in den „Annotationes in ea quae Erasmus non orthodoxe scripsit" an. Außer einigen weiteren polemischen, exegetischen und ascetischen Schriften („de morte non timenda") des P. ist die 1548 vor der Trierer Provincialsynode von ihm gehaltene Rede zu erwähnen, welche sich durch edlen Freimuth in Besprechung der Schäden der Kirche vortheilhaft auszeichnet

(abgedruckt: Hardouin IX 2063, Hartzheim, Conc. Germ. VI 398, Hontheim, Hist. dipl. Trev. II 121, Blattau, stat. et ord. Trev. II. 106.)

Vergl. Quétif et Echard, Script. ordin. Praedic. II. 158 f. — Marx, Erzstift Trier IV 444.

F. X. Kraus.

Pelargus: Christoph P. (Storch), protestantischer Theologe, geboren am 3. August 1565 in Schweidnitz, † am 10. Juni 1633 in Frankfurt a. O. Sein Vater Johannes P., welcher 38 Jahre lang das Pfarramt und die Superintendentur in Schweidnitz verwaltete († 1599), huldigte in den confessionellen Streitigkeiten jener Zeit einer vermittelnden Richtung, in welche auch der Sohn früh vom Vater, und später auf dem Gymnasium in Breslau gelenkt wurde. Auf der Universität Frankfurt aber, wohin er sich 1583 begab, um Theologie zu studiren, fand er das strenge Lutherthum der Concordienformel zur Herrschaft gelangt, wie ein Gleiches damals nicht blos in den Marken, sondern auch in dem benachbarten Pommern und Sachsen der Fall war. Dieser Strömung gegenüber hielt der junge Theologe mit seinen, an Melanchthons Corpus doctrinae christianae sich stützenden Ansichten anfangs vorsichtig zurück, gewann aber durch eine große Anzahl gewandt geschriebener Dissertationen, deren 80 er bereits 1593 in einer ersten Sammlung vereinigte, den Beifall stimmführender Persönlichkeiten, so daß er nicht blos ungewöhnlich schnell die Stufenleiter akademischer Würden erstieg (er ward 1584 Magister, 1586 Professor der Philosophie, 1589 Licentiat und 1591 Professor der Theologie), sondern auch schon in seinem 30. Lebensjahre 1595, nach des Christoph Cornerus Tod (s. A. D. B. IV, 499) zum Generalsuperintendenten der Mark Brandenburg vom Kurfürsten Johann Georg ernannt wurde. Noch günstiger für P. schienen sich bald darauf die Verhältnisse mit dem Regierungsantritte Joachim Friedrichs (1598) zu gestalten (s. A. D. B. XIV, 86). Denn dieser, in der Hoffnung, die schroffen Gegensätze unter den protestantischen Confessionen zu mildern, beschloß gewisse Cerimonien, welche sich in den märkischen Kirchen noch aus der katholischen Zeit erhalten hatten, wie die Processionen auf den Kirchhöfen, die Elevation des geweihten Brodes und Kelches, abzuschaffen; doch bald nöthigte ihn die Besorgniß der Stände vor weiteren Concessionen an den Calvinismus zu dem Versprechen das Lutherthum zu schützen, sowie die Concordienformel als Norm der märkischen Kirche anzuerkennen. Als daher P. im J. 1608 (wiederholt 1609) ein Compendium der christlichen Lehre für Schulen (scholae doctrinae christ.) herausgab, beruft er sich gleich auf dem Titel als Quelle auf die heil. Schrift, die Kirchenväter, Luther und die Concordienformel. Ein gelehrter Commentar aber, den er über des Johannes Damascenus († um 760) vier Bücher de orthodoxa fide unter dem Titel einer „Epitome universae theologiae“ herausgab (1605, 2. Aufl. 1607), enthielt soviel Anklänge an calvinische Lehren, daß seine Gegner ihn deßhalb zur Verantwortung vor das Berliner Consistorium zogen. Doch wurde der Sache keine weitere Folge gegeben, um so mehr, als er schon 1606 eine Schrift „de fractione panis eucharistici“ veröffentlichte und dann gegen einen aus dem calvinistischen Lager kommenden Angriff des Daniel Candidus (pseudonym für David Pareus) durch eine Dissertation vertheidigte, in welcher er den von den Lutheranern beibehaltenen Gebrauch der Oblaten beim Abendmahl als aus den ältesten Zeiten der Kirche stammend nachweisen wollte, eine Ansicht, welche er freilich später wieder aufgab. Bewies Joachim Friedrich noch kurz vor seinem Tode dem P. durch Ernennung zum Visitator des 1607 in Joachimsthal eröffneten Gymnasiums sein Vertrauen, so erwarb dieser sich auch bald das seines Sohnes Johann Sigismund, (s. A. D. B. XIV, 169) welcher ihn 1610 zu sich nach Preußen berief, als er die dortigen Vormundschafts- und Successionsverhältnisse zu regeln versuchte. Dem P. blieb

nzweifelhaft die Hinneigung des Kurfürsten zum calvinischen Bekenntniß
nbekannt und der entscheidende Schritt, welchen derselbe am 25. December
n Berlin durch die Abendmahlsfeier nach reformirtem Ritus that, konnte
ht überraschen; auch suchte er den Kurfürsten nur vor übereiltem Vorgehen
es in Bezug auf das Brotbrechen, zurückzuhalten. Dabei war es eine
e Fügung, daß kurz vorher, am 31. August 1613, der Pfarrer Wenzel in
rt gestorben war und nun P. dessen Amt mit seiner Professur und
superintendentur zu verbinden wünschte, wie vor einigen Decennien auch
s Musculus diese drei Aemter bekleidet hatte. Der Magistrat aber, ehe
für seine Wahl entschied, forderte von P. eine verdammende Erklärung
en Calvinismus, welche dieser auch gab. Somit durfte er jetzt seine
nicht erheben zu Gunsten des Kurfürsten und zur Beschwichtigung der
ie Vorgänge in Berlin aufgeregten Gemüther. Daß er sich aber nicht
f die Seite der lutherischen Eiferer stellte, erbitterte diese auf das äußerste
in der Mark der Kurfürst durch das Edict vom 24. Februar 1614 dem
hen ungebührlichen Schelten und Schmähen Andersgesinnter steuerte, sah
bald von einigen jener Zeloten in Pommern und Sachsen — dem
Cramer in Stettin, dem Superintendenten Schlüsselburg in Stralsund,
fprediger v. Hoë in Dresden — mit den ärgsten Schmähungen über-
und, nicht ohne Grund, der Halbheit und Unbeständigkeit beschuldigt.
twort, zu der er sich endlich gedrängt sah, war würdig, aber zurück-
; heftiger trat für ihn sein junger Freund Johann Bergius in die
en und der Federkrieg dauerte fort, selbst nach der Erklärung des Kur-
vom 5. Februar 1615, „daß Jeder im Lande, der da wolle, könne bei
veränderten Augsburgischen Confession und auch dem Concordienbuch
en". Ja der Zorn loderte von neuem gegen P. auf, als dieser 1616
mpendium von 1603 wesentlich in calvinistischem Sinne geändert wieder
ab, sich für dieses Vorgehen sowie andere Retractationen auf Augustin's
und seine inzwischen gewonnene bessere Einsicht berufend. Ein Pamphlet
ßerster Heftigkeit, welches der aus Berlin entlassene frühere Hofprediger
Gedicke gegen den „zum abscheulichen Mamluck und abtrünnigen Cal-
gewordenen P." schleuderte, beschloß im J. 1617 auf gegnerischer Seite
hde. P. aber, der da meinte, daß auch bei abweichenden Ansichten über
welche nicht zu den Fundamentalartikeln gehörten, die Einigkeit im
ewahrt werden könne, promovirte am 30. Juni jenes Jahres fünf reformirte
en zu Doctoren und fungirte als Redner am 4. November bei der großen
feier der lutherischen Reformation in Frankfurt. Allmählich ließ auch
Böhmen entbrannte große Krieg die evangelischen Confessionen ihre
Streitigkeiten für einige Zeit vergessen; ja P. erlebte es noch, daß in
pziger Colloquium 1631, wo auch sein früherer Mitstreiter Joh. Bergius,
r Hofprediger in Berlin (s. A. D. B. II, 385), und sein heftiger Gegner
h die Hände reichten, wenigstens der Versuch gemacht wurde die vor-
n Gegensätze auszugleichen. Aber dasselbe Jahr brachte auch für P.
itterer Noth in Folge der Erstürmung Frankfurts durch Gustav Adolf,
die Einwohner schon vorher durch Krieg und Seuchen hart bedrängt
waren. Auch vielfache Todesfälle in seiner Familie trübten des P. letzte
hre. Seine Gattin, eine Tochter des Professors der Theologie Christoph
, verlor er 1630, von seinen Kindern überlebten ihn nur drei Töchter
r jüngste Sohn Gottlieb, welcher als Professor der Theologie 1672
s starb, so daß mit ihm des P. Stamm in männlicher Linie erlosch.
hhaltige Bibliothek, welche P. gesammelt hatte, ward von seinen Erben
versität übergeben und ist mit dieser 1811 nach Breslau übergesiedelt.

Die drei Aemter, welche er zugleich verwaltete, kamen nicht wieder in ei
Einzigen Hand. Dem zu seinem Nachfolger im Pfarramt erwählten Sin
Ursinus wurde nur zögernd und auf kurze Zeit (1639—40) die venia leg
in der theologischen Facultät ertheilt, da diese sich immer mehr zu einer reformir
gestaltete. Die Generalsuperintendentur der Mark ward zuerst vom Kurfür
dem Joh. Bergius angeboten; dieser aber schlug, die veränderten Verhältn
berücksichtigend, vor, den weltlichen Räthen des Consistoriums in Berlin n
einen reformirten und einen lutherischen Geistlichen für die Angelegenheiten
beiden Confessionen zuzugesellen, als welche (1637) sodann Bergius selbst und
Propst zu St. Petri, Joh. Koch ernannt wurden. So hatte Georg Wilhel
ganz im Sinne seines Vaters, die Einheit der beiden Schwesterkirchen bei vol
Gewissensfreiheit gewahrt, wie diese Union sich gleichsam als erster Versuch du
die Cumulation der Aemter in der Person des Pelargus vollzogen hatte.

Becman, notitia univ. Francof. 1706 p. 122—133. — Spieker, Ge
der Marienkirche zu Frankfurt a. O. 1835, S. 251—270. — H. Heri
Histor. Nachricht v. d. ersten Anfang d. reform. Kirche in Brandenburg 17
— Fr. Brandes, Gesch. d. kirchl. Politik des Hauses Brandenburg I. 18

R. Schwarze.

Pelargus: Nicolaus P. s. Storch.

Pelking: Johannes P. (Pelcking), Weihbischof von Paderborn, geb. 15
zu Münster, † am 28. December 1642 zu Paderborn. Er trat 1591 in d
Orden der Minoriten (Franciscaner-Conventualen) und wurde 1599 zum Prie
geweiht. Er wirkte namentlich als Prediger zuerst in Cleve, dann als Gu
dian zu Dortmund, wo seit 1580 nur noch in den Klosterkirchen der Minori
und Dominicaner katholischer Gottesdienst gehalten werden durfte. Das A
sehen, welches seine Controverspredigten erregten, veranlaßte den Magistrat, i
am 12. Februar 1604 auszuweisen. Er kam am 24. September mit der Co
mission zurück, welche mit der Ausführung eines von Kaiser Rudolf II.
Gunsten der Dortmunder Katholiken erlassenen Mandates beauftragt w
mußte aber wegen der durch sein Erscheinen hervorgerufenen Aufregung n
zwei Stunden die Stadt wieder verlassen. In der nächsten Zeit scheint
Guardian zu Münster gewesen zu sein; 1610 und 1615 wird er als Provin
erwähnt, 1617 und 1619 als Guardian in Köln. Im J. 1620 wu
er auf den Antrag des Kurfürsten von Köln, Ferdinand von Baiern, der
gleich Bischof von Paderborn und Hildesheim war, zum Bischof von Card
in partibus (in Thessalien) und Weihbischof von Paderborn ernannt. Ferdina
ernannte ihn zugleich zum Generalvicar für Paderborn und Hildesheim.
solcher war er eifrig für die Verbesserung der kirchlichen Zustände und für
Durchführung der (in Paderborn durch den Bischof Theodor von Fürstenb
begonnenen) Gegenreformation thätig; unter anderen setzte er in Lügde u
Höxter die Katholiken wieder in den Besitz der Kirchen. Auch den Fürstbisc
von Osnabrück, Franz Wilhelm von Wartenberg, unterstützte er mit Rath u
That, namentlich bei der Besitznahme der ihm 1630 verliehenen Bisthüm
Minden und Verden und 1632 bei der Errichtung der Academia Carolina
Osnabrück; von 1638 an war er dessen stellvertretender Commissar.

J. Evelt, Die Weihbischöfe von Paderborn, 1869, S. 68—102. 18

Reusch.

Pelldram: Leopold P., Bischof von Trier, geb. am 3. Mai 1812
Schweidnitz, † am 3. Mai 1867 zu Trier. Er absolvirte die Gymnasialstudie
zu Glatz, die theologischen Studien zu Breslau und Bonn und wurde am
5. April 1835 zu Breslau zum Priester geweiht. Nachdem er an mehrer

ten in der Seelsorge thätig gewesen, zuletzt als Pfarrer, Erzpriester
nspector zu Warmbrunn, wurde er von dem Fürstbischof Diepenbrock
li 1850 zum Propst von St. Hedwig in Berlin, fürstbischöflichen
für die Mark und Ehrendomherrn ernannt. 1859 vertauschte er
en mit dem des katholischen Feldpropstes der Armee. Als pflicht-
hgebildeter und milder Geistlicher stand er in Berlin in hohem An-
chdem Abt Haneberg die am 1. Juni 1864 auf ihn gefallene Wahl
f von Trier abgelehnt hatte, wurde am 29. December P. gewählt.
am 27. März 1865 präconisirt, am 28. Mai zu Breslau von dem
Förster unter Assistenz der Weihbischöfe Eberhard von Trier und
von Breslau consecrirt, am 11. Juni zu Trier inthronisirt, ver-
Bisthum aber nur zwei Jahre. Reusch.

rini: Giulio P., Bassist, geb. am 1. Januar 1806 in Mailand,
2. Juni 1858 in München. P. erhielt seine musikalische Ausbildung
onservatorium seiner Vaterstadt und debutirte in einer Oper von
2 mit großem Erfolg in Turin. Bald darauf wurde er für die
Oper in München engagirt, nach deren Aufhebung er als erster
dortigen deutschen Oper übertrat. Seit 1852 nahm seine Kraft ab,
sich 1854 pensioniren ließ und in der Rolle des Bertram (Robert
am 20. August desselben Jahres von der Bühne Abschied nahm.
Stimme zeichnete sich aus durch Kraft und Biegsamkeit, großen
d vortreffliche Schule. Seine Frau Clementine, geb. Morolt (ge-
7 in München, † daselbst am 7. Juli 1845), mit der er seit 1824
ar, genoß den Ruf einer guten Contraaltistin, deren schöne Stimme
ter, gefühlvoller Vortrag in der theatralischen Wirkung noch durch
heit unterstützt wurde. Clementine P. wurde 1843 pensionirt.
Joseph Kürschner.

rini: Karl Clemens Graf P., Ritter des goldenen Vließes,
des Militär-Maria-Theresienordens, Inhaber des k. k. Infanterie-
Nr. 49, k. k. Feldmarschall und Generaldirector des gesammten Genie-
ficationswesens, geboren am 20. November 1720 zu Verona, † am
nber 1796 zu Wien, entstammte einer italienischen Adelsfamilie.
5 soll er bei Philippsburg als einer der befähigteren Officiere bei
anzungsarbeiten verwendet worden sein, 1737—1739 befand er sich
ei einer Donauflottille, 1740—1748 betheiligte er sich als Major
als Oberstlieutenant an dem österreichischen Erbfolgekriege, 1756—
hligte er — von 1757 an als Oberst — das Infanterieregiment
on 1759 an als Generalmajor und Commandant einer aus Grena-
Carabiniers zusammengesetzten Brigade — während der meisten
s siebenjährigen Krieges. Der Tag von Breslau, 22. November 1757,
er sich Klein-Mochbers bemächtigte, brachte ihm das Ritterkreuz des
aria-Theresienordens; das Commandeurkreuz dieser sehr angesehenen
ng wurde ihm aber verliehen für sein erfolgreiches Verhindern des
nges bei Cölln am 3. December 1759, sowie in Anerkennung seiner
s rechten Flügels bei Torgau am 3. November 1760 an Stelle des
n Feldzeugmeisters Herzog von Arhemberg und des in Gefangenschaft
Feldmarschalllieutenants Freiherr von Angern. Mit dem Gefechte
am 1. August 1762, zu dessen gutem Erfolge er laut des Berichtes
arschalllieutenants Fürsten Löwenstein „das Meiste“ beigetragen, schloß
enswerthe Thätigkeit zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Nun über-
das Militärcommando von Oberösterreich und nachdem er, seit 1764

Feldmarschalllieutenant, auch als Inspector der Infanterie und als Hofk
gewirkt hatte, 1770 das Commando über das Ingenieur-, Mineur- und S
corps, 1778 die Oberdirection der Ingenieurakademien und 1780 die
direction über das Ingenieurcorps und das Fortificationswesen. I
Zeit avancirte er 1771 zum Feldzeugmeister, 1788 zum Feldmarschall.
lich als Oberdirector des Ingenieurcorps war Pellegrini's Thätigkeit wie
sehr hervortretende. Er festigte nämlich den Bestand des erst 1747
ständig erklärten Ingenieurcorps, indem er die Organisation desselben
bare Formen brachte und mit reger Sorgfalt die Ausbildung der Off
erweitern suchte; vom Feldzeugmeister Fürsten Franz Kinsky und
stammen ferner die 1777 ausgearbeiteten Entwürfe zur Errichtung ei
einigten Ingenieur- und Artillerieakademie, „um reifere, hinlänglich vor
Jünglinge in höheren fachlichen Wissenschaften zu unterrichten" un
Grundsätze, welche bei der 92 Jahre später erfolgten Anlage der te
Militärakademie zu Wien theilweise zur Geltung kamen; er förderte en
Befestigungserfordernisse mit erhöhter Rührigkeit, so daß unter seinem
die Festungen Theresienstadt, Königgrätz und Josefstadt zum Baue ge
Als jedoch der Türkenkrieg 1788/90 zum Ausbruche kam, begab sich
seines hohen Alters auf den Kriegsschauplatz und unterstützte 1789 a
von Temesvár aus die Belagerungsoperationen vor Belgrad. Bezügli
Verhaltens bei Belgrad selbst berichtet aber FM. Laudon an den Kais
er besonders den Eifer und die Thätigkeit rühmen müsse, womit P.
der Belagerung der Vorstadt nicht allein die Beschleunigung der T
arbeiten und die Anlage der Redoute besorgte, sondern auch nach dem
in der Nacht vom 1. zum 2. October die nöthige Arbeit in der Vorst
gestalt durch seine Gegenwart zu befördern suchte, daß zum wesentlichen
die Parallele auf dem Glacis in Form einer Linie auf 50 Klafter
deckten Wege angefangen wurde und die Mannschaft frühzeitig gan
stand." P. war es auch, der im Momente des Sturmes, als Laudo
den Schlag eines Pferdes direct außer Thätigkeit kam, zu den v
Colonnen eilte und deren weiteres Vorgehen lenkte. Erst nach Sch
Krieges und ausgezeichnet mit dem Großkreuze des Militär-Maria-T
ordens kehrte P. nach Wien zurück, wo er sich als tüchtiger Architekt
Gebiete der bürgerlichen Baukunst bethätigte. Im Hinblicke auf di
seltene dreimalige Auszeichnung mit dem höchsten militärischen Orden
seine nur in den Hauptzügen bekannte Einflußnahme auf das Ingeni
muß es aber als zweifellos bezeichnet werden, daß Pellegrini's dem
gewidmete, langjährige Wirksamkeit einstweilen noch nicht genügend ergr

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich. 21. Th. Wien 1
Kepner, Thaten 2c. berühmter österr. Feldh. Wien 1808. — Reil
graphien d. ber. Feldh. Oesterreichs. Wien 1813. — Hirtenfeld, de
Mar. Theres. Orden 2c. Wien 1857. — Schweigerd, Oesterreichs H
3. Bd. Wurzen 1854. — Weingärtner, Heldenbuch. Teschen 1881. —
Zur Gesch. d. k. k. Genie-Waffe in Streffl. Oest. milit. Zeitschr. Wie
— Schrott, Gesch. d. 59. Lin.-Inf.-Rgts. Wien 1835. — Zi
Feldzug 1760 in Sachsen 2c. in Mitth. d. k. k. Kriegsarchivs. Wie

Peller: Christoph P. von und zu Schoppershof, Rechtsg
Rath mehrerer Reichsstände, Prokanzler von Altorf und publicistischer
steller. Die P. waren ursprünglich ein sehr wohlhabendes fränkisches
geschlecht, das später im Nürnberger Patriciate eine einflußreiche Stell
hauptete. Das Peller'sche Haus zu Nürnberg ist heute noch ein archite

Schmuck der Stadt; auf dem Erbschlosse der Familie zu Schoppershof aber wurden von dem kaiserlichen Befehlshaber Ottavio Piccolomini und dem schwedischen Bevollmächtigten Grafen Ochsenstierna die Präliminarien zum heißersehnten westfälischen Frieden unterzeichnet. Martin P. wurde mit kaiserlichem Diplom vom 9. Januar 1585 in den erblichen Adelstand des Reiches erhoben, und haben sich mehrere von dessen Nachkommen um das städtische Gemeinwesen verdient gemacht, so Johann Jobst († am 23. Januar 1711), Martin († am 20. Februar 1720), Christoph Jakob († am 16. Februar 1729), Christoph Gottlieb († am 29. August 1741); namentlich aber der ältere Bruder des erstgenannten Johann Jobst, unser Christoph, geboren zu Nürnberg am 28. November 1630, † daselbst am 25. März 1711. — Sein Vater, Tobias P., Marktvorsteher zu Nürnberg, sandte ihn nach vollendetem Gymnasialstudium 1649 nach Tübingen, wo ihn Lauterbach in die Rechtswissenschaft einführte; 1651 ging er an die heimische Hochschule nach Altorf; bereiste sodann Elsaß und Holland und hielt sich in Straßburg, besonders aber in Utrecht, das damals in hoher Blüthe stand, längere Zeit auf, um sich an letzterem Orte bei Dr. Paul Poëtius auf die juristische Doctorwürde vorzubereiten, welche er etwas später (1658) in Altorf mit der Inaugural-Dissertation: „de diffidationibus“ erwarb. 1659 vermählte er sich mit der Kaufmannstochter Clara Einwag aus Nürnberg; die Ehe war mit 14 Kindern gesegnet, von denen jedoch nur eine Tochter den Vater überlebte. Im nämlichen Jahre trat P. in reichsstädtische Dienste; wurde 1659 Genannter des größeren Rathes, 1665 Consulent und Assessor am Untergerichte, 1674 am Stadtgerichte, 1692 (nach Rückkehr von einer Sendung an den baierischen Hof in städtischen Angelegenheiten) Assessor des Appellations- und Bancogerichtes, zugleich Prokanzler an der Universität Altorf. Als letztere das Privilegium erhielt, Doctoren der Theologie zu creiren, wurde der jeweilige Prokanzler zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt, und P. war der Erste, welcher diese Würde bekleidete. Da er den Ruf eines ebenso erfahrenen als unterrichteten Geschäftsmannes genoß, erwählten ihn 1683 Fürst Johann Adolph v. Schwarzenberg, 1685 Landgraf Karl zu Hessen-Cassel, 1693 die weimaranischen Herzöge, und bald darauf Graf Johann Otto v. Dornbach zum besoldeten Rath und Consulenten; seine Mitbürger aber verliehen ihm in dankbarer Anerkennung seiner mannigfachen Bürgertugenden die Ehrentitel: „Oraculum Norimbergense, delicium principum, asylum oppressorum.“ P. erreichte bei voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit ein Alter von mehr denn 86 Jahren; die Mußestunden widmete er gerne staatsrechtlichen Studien, wobei er von einer ausgewählten Büchersammlung unterstützt wurde, welche 1717 zur Versteigerung kam. Er schrieb einige publicistische Abhandlungen, die theils gedruckt, theils handschriftlich vorhanden; sodann: „Theatrum pacis h. e. tractatus instrumentorum praecipuorum ab ao 1647 usque 1681 in Europa initorum“ (2 Bde. 4°) und gab Kaspar Klock's „tractatus de aerario“ mit Anmerkungen heraus (1671 Fol.). Den Hauptgrund zu einem Namen in der Litteratur legte er indeß durch sein Werkchen „Politicus seleratus impugnatus, i. e. compendium politices novum, sub schemate hominis politici etc. etc.“, in dem er die Theorien, welche Philipp Andreas Oldenburger (A. D. B. XXIV, 261), ein seichter Compilator, unter dem Pseudonym Pacificus a lapide in seinem Buche: „homo politicus“ aufgestellt hatte, mit vielem Geschicke zu widerlegen wußte. Das Werkchen wurde zuerst 1663 in Nürnberg in 12°, dann ebenda 1664, 65, 69, zuletzt 1698 cum Ameloti commentario verlegt. —

Jöcher. — Rotermund. — Will, Nürnb. Gelehrten-Lexik. Thl. III. 129, fortges. v. Nopitsch Thl. VII. 114. Eisenhart.

Pellet: Ida P., Schauspielerin, geb. 1838 in Graz, starb am 10. Juli 1863 in Leipzig. Ida P., die Tochter des früheren Schauspieldirectors P., bereitete sich in Linz (das mehrfach auch als ihre Geburtsstadt bezeichnet wird) zur Bühne vor, debutirte 1853 in Nürnberg, ging von da 1854 nach Linz, im folgenden Jahre nach Wien ans Karltheater, im J. 1857 nach Stettin und wirkte 1858—1861 in Wiesbaden, schon damals im tragischen Fach anerkannt. Im Sommer 1861 gastirte sie mit außergewöhnlichem Erfolg als Jungfrau von Orleans, Julie und Klärchen am Hoftheater zu Berlin und gehörte nun seit September 1861 diesem Institute als Mitglied an. 1863 gastirte sie in Prag und Leipzig und starb hier unerwartet nach kurzem Krankenlager. Ihr Lehrer Emil Devrient ließ ihr auf dem Leipziger Friedhof ein einfaches Denkmal errichten. P. war von großer Schönheit und vielversprechender Begabung; sie leistete trotz ihrer Jugend in Rollen wie die genannten, ebenso als Anne Liese, Gretchen, Marie Stuart, aber auch als Chriemhilde u. dergl. so Beachtenswerthes, daß ihr Tod thatsächlich einen ernstlichen Verlust für die theatralische Kunst bedeutete. Joseph Kürschner.

Pellikan: Conrad P. (Kürsner), Hebraist und Mitarbeiter der Reformation, geb. zu Ruffach im Elsaß am 8. Januar 1478, † als Professor in Zürich den 6. April 1556. Dieser merkwürdige Mann hat für den Geschichtsforscher ein um so größeres Interesse, weil er eine Selbstbiographie hinterlassen hat von größter Bedeutung für die Kenntniß des Humanismus und der Reformation (das Chronikon des Pellikan, herausgegeben von dem Unterzeichneten 1877). Seine Jugendzeit verlebte P. in seiner kleinen Vaterstadt, von welcher er am Abend seines Lebens für die Kosmographie seines Freundes und Schülers Sebastian Münster eine anziehende historische und topographische Beschreibung bearbeitet hat. Seine Eltern waren so arm, daß sie ihm keines der in Ulm gedruckten Exemplare des Donat anschaffen konnten. Er mußte sich das berüchtigte Schulbuch mit vieler Mühe abschreiben. Sehr lebendig theilt P. die Erinnerungen seiner Kindheit mit: den Tod des größten Theils seiner Angehörigen bei drei Pestepidemien, die Heimkehr der Soldaten von der Befreiung des in Brügge gefangenen Kaisers Maximilian und die von daher entstandene Lockerung der Sitten, die Kunde von dem Schicksal des Hans Waldmann und ein Volkslied auf die Edle von Hungerstein, die ihren Gatten ermordet hatte, in Basel hätte sollen ertränkt werden und vom Henker listig war gerettet worden. Pellikan's Studienzeit in Heidelberg war von kurzer Dauer (1491—92), da sein Oheim Jodocus Gallus, welcher ihn nach Heidelberg hatte kommen lassen, von dort als Prediger nach Speyer berufen wurde. Von Jodocus Gallus gibt P. in seinem Chronikon auf Grund von dessen Tagebüchern eine ziemlich vollständige Biographie und damit ein anschauliches Bild von dem täglichen Leben des höheren Klerus jener Zeit mit seinen Licht- und Schattenseiten. Von Heidelberg nach Ruffach zurückgekehrt, nahm P. dem Schulmeister einen Theil seiner Arbeit ab, um dafür von diesem weiter unterrichtet zu werden. Und als er mit dessen Wissenschaft gar bald fertig war, trat er in das Franziskanerkloster, zwar gegen den Willen seiner Eltern, aber wo sonst hätte der arme Jüngling hoffen dürfen für seinen Wissensdurst fernere Befriedigung zu finden als bei den Mönchen! Und wirklich sollte er unter dem Schutz des heiligen Franz ein gelehrter Mann werden. Nachdem er 1495 in Basel die niederen Weihen erlangt, erhielt er vom Provinzial die Erlaubniß, zu seiner weiteren Ausbildung in das Tübinger Kloster überzusiedeln. Dieses Kloster hatte damals zum Guardian den gelehrten Paul Scriptoris, den Freund und Mitarbeiter der hervorragendsten Lehrer an der jungen Universität. Zu seinen Füßen saßen mit Pellikan Thomas Wyttenbach, „tunc Schwitzerus dictus", der Zürcher Johann Mantel und von nachmaligen

hmtheiten unter anderen Staupitz und Eck. Scriptoris war ein Universal-
von ihm erhielt P. nicht nur philosophische Belehrung und reformatorische
ungen, bei ihm hörte er auch Mathematik und Astronomie. In seiner
itung besuchte er öfter den berühmten Mathematiker Joh. Stöffler in
ngen und eine Anzahl von Capitelversammlungen seines Ordens. Auf
dieser Reisen war es, daß er mit dem gelehrten jüdischen Proselyten Joh.
zusammentraf. Diesem erzählte er, wie er als Knabe einmal dem Disput
Christen mit einem jüdischen Ehepaar beigewohnt und zur Schande der
enheit habe hören müssen, wie nicht nur der Jude, sondern sogar die
mit Argumenten aus den Schriften des alten Bundes den Christen aus
Felde geschlagen. Von da an habe es ihm stets im Sinne gelegen, ob er
das alte Testament könnte in der Ursprache lesen lernen, er habe jedoch
ht bloß einiger Commentare können habhaft werden, aus denen er wenig
empfangen. In Folge dieses Gespräches verschaffte ihm Joh. Pauli einen
, enthaltend die Propheten; Konrad Summenhart aber, der Freund seines
rs Scriptoris, lieh ihm ein Exemplar des Buches stella Messiae, wo der
dtext einer Reihe alttestamentlicher Stellen in Transcription mit darüber-
der deutscher Uebersetzung abgedruckt war. Und mit diesen zwei ausschließ-
Hilfsmitteln hat P. nicht nur hebräisch gelernt, sondern im J. 1501
eine kleine hebräische Grammatik zusammengestellt, Deutschlands erstes
, Lese- und Wörterbuch der hebräischen Sprache (1877 von Dr. Nestle
er Vergessenheit der Margarita philosophica hervorgezogen und vermittelst
Photographiedrucks in der ursprünglichen Gestalt von 1504 herausgegeben).
mit Reuchlin stand P. während seines Tübinger Aufenthaltes in regem
hr, durch ihn wurde er mit dem gelehrten Juden Matthäus Adrianus
nt, und längere Zeit arbeiteten diese Drei gemeinschaftlich an Reuchlin's
ischem Wörterbuch.

Von 1502 an treffen wir P. als Lector der Theologie pro fratribus
osis im Franziskanerkloster zu Basel. Sofort wußte der Buchdrucker Joh.
bach den gelehrten jungen Mann für die Mitarbeit an seiner Ausgabe der
e Augustins zu gewinnen, und wie jetzt er, so verstanden es später Froben,
Petri und Froschauer vortrefflich, die umfassende Gelehrsamkeit und den
en Fleiß des selbstlosen P. zu benutzen und — wenn man an die zahl-
Indices und Correcturen denkt, die er für die Pressen der großen Drucker-
gegen gar keine oder minime Honorare anfertigte — auszubeuten. Als
Mai 1504 der Cardinal Raymund v. Petrandi auf der Durchreise von
mehrjährigen deutschen Legatur nach Basel kam, creirte er P., von Jod. Gallus
n ersucht, zum Licentiaten der Theologie mit der ausdrücklichen Bemerkung,
er nach vollendetem dreißigsten Jahre ohne Weiteres den Titel eines Doctors
n dürfe. Doch hat P. von dieser Erlaubniß nie Gebrauch gemacht. Hierzu
n ihn außer seiner persönlichen Bescheidenheit noch andere Gründe bestimmt
n. Im Kloster würde ihm die Eifersucht seiner Oberen und später sein
matorisches Bewußtsein nicht zugelassen haben, die von einem Cardinal,
n von der Gnade des römischen Stuhls erlangte Würde zu gebrauchen.
gen ließ er sich von Cardinal Raymund gerne auffordern, ihn nach Rom
egleiten. Er kam jedoch nicht weit über die jetzigen Grenzen der Schweiz
s. In Pallanza am Lago maggiore ergriff ihn ein heftiges Fieber, und
Cardinal, so gern er ihn mit nach Rom genommen hätte, sah sich ver-
st, ihn zu verabschieden. Er that dies mit den Worten: „Malo te scire
sse vivum quam Romae mortuum." In Basel blieb P. noch einige
e. In dieser Zeit verkehrte er mit dem ganzen anregenden Kreise der
nde Amerbachs. Damals unterrichtete er unter Anderen Ludwig Ber, den

gelehrten Freund des Erasmus in den Anfangsgründen der hebräischen Sprache und schrieb ein Compendium der Dogmatik für seinen Gönner, den trefflichen Bischof Chr. v. Utenheim. Vielleicht sind die sehr intimen Beziehungen Pellikan's zu diesem hochherzigen Kirchenfürsten sogar der Grund gewesen, warum P. im J. 1508 plötzlich in der nämlichen Eigenschaft als Lector nach Ruffach versetzt wurde. Uebrigens fuhr er auch dort für Amerbach's Presse zu arbeiten fort, und unter seinen neuen Schülern befand sich ein sehr dankbarer: Sebastian Münster, der bei P. in die beiden Wissenschaften eingeweiht wurde, denen seine spätere Lebensarbeit galt: das Hebräische und die Kosmographie. Auch mit der Verbesserung des Ordens befaßte sich P. in jenen Jahren eingehend. Zwar veröffentlichte er ein bezügliches Memorial an seine Ordensbrüder nicht, aus Furcht, wie er naiv zugesteht, in ein Hornissennest zu langen. Indessen scheint doch gerade diese Seite seiner Bestrebungen, besonders während seines nun folgenden Guardianats zu Pforzheim 1511–1514, die Aufmerksamkeit der Ordensobern erregt zu haben, so daß der keineswegs unbedeutende Provinzial Kaspar Satzger ihn zu seinem Secretär ernannte und in den drei Jahren 1514 bis 1517 auf seine Visitationsreisen durch die ganze süddeutsche Provinz und auf seine Reise zu den beiden Generalcapiteln nach Rouen und nach Rom mitnahm. Alle diese Reisen beschreibt P. mit großer Lebendigkeit; die beiden großen Querzüge durch Schwaben, Baiern und Oesterreich gestalteten sich für ihn fast ungesucht zu wissenschaftlichen Reisen im Interesse des hebräischen Studiums. Bei der französischen Reise interessirt uns besonders das Zusammentreffen mit Faber Stapulensis und mit den portugiesischen Brüdern ex novis insulis. Bei der lebensvollen Beschreibung, die P. von Italien, von Rom und dessen Heiligthümern gibt, erklärt er ausdrücklich, daß er lieber die Spuren des classischen Roms gesehen hätte als die Spuren von allerlei nie geschehenen Mirakeln. Noch bevor er nach Rom abreiste, verbrachte er wiederum einige Monate in Basel, um das Hebräische für die Hieronymusausgabe Frobens und als Appendix dazu ein psalterium quadruplex und eine kurzgefaßte hebräische Grammatik zu bearbeiten und zugleich seinem damals in Basel weilenden Freunde Capito bei dessen litterarischen Arbeiten behilflich zu sein.

Nach seiner Rückkehr von Rom wurde er Guardian in Ruffach, doch erhielt er schon im J. 1519 das ungleich wichtigere Guardianat in Basel. Hier wurden damals von Froben und, nachdem dieser von Erasmus eingeschüchtert worden war, von Ad. Petri die Schriften Luthers emsig nachgedruckt. Natürlich wurde P., zumal beim Nachdruck der Psalmenerklärung, von den Druckern zu Rathe gezogen und kam so unversehens zu sehr eingehender Beschäftigung mit den Schriften des Wittenbergers, zu dessen Verständniß er durch das ihm von Scriptoris empfohlene und später im Interesse der Basler Ausgabe fortgesetzte Studium der Kirchenväter trefflich vorbereitet war. Schon im J. 1512 hatte er sich in einem Gespräche mit Capito über die kirchliche Lehre und Praxis sehr kritisch ausgesprochen, und als nach dem Reichstag von Worms der berühmte kaiserliche Rath Franz v. Angelis zu ihm kam, da sprach er auch gegen diesen, der während zwei Tagen sehr freundschaftlich mit ihm verkehrte, sich deutlich über seine Anschauungen aus. Allein selbst von einem solch edlen Humanismus war es bis zur Reformation noch weit, zumal für den unpraktischen, auf anderm als dem litterarischen Gebiete schwerfälligen P. Zwei Veranlassungen nöthigten ihn, entschieden Stellung zu nehmen. Als es allen Minoriten sollte verboten werden, Luthers Schriften zu lesen, da trat er energisch gegen ein solches Ansinnen in die Schranken; ihm galten Luthers Schriften viel als Zeichen „zum Aufstehen aus dem tiefen Schlaf“. Und als der Prediger seines *Klosters*, der unerschrockene Hans Sündli, genannt Lüthard aus Luzern, mit

hem Erfolg in reformatorischem Sinne predigte, daß der Rath im Juni 1522 Mandat „des Evangeliums halb“ erließ, da wollte sich P. wiederum nicht n Schergen und Ketzerrichter gegen seinen angefochtenen Ordensbruder heren.

In der Erbitterung gegen die Machinationen der Priester wurde nun sogar h Ostern 1523 ein erster entschiedener Schritt zu Gunsten der Reformation than. Die Professoren der Theologie, welche mit Satzger gegen P. conspirirt, rden abgesetzt und Oekolampad und P. mit deren Lehrstühlen betraut. P. tte Alles gethan, diesen Conflict zu vermeiden. Er hatte den Ordensobern ter anderm wiederholt den originellen Vorschlag gemacht, man möge alle gläubigen Ordensbrüder von Basel wegnehmen und ihm dafür alle lutherisch innten zuweisen, so solle er im Frieden seines Amtes warten. Darauf ging ürlich der Orden nicht ein, P. wurde seines Guardianats entsetzt, doch ließ an ihn ruhig im Baseler Kloster. Er ging ja in keiner Weise aggressiv vor d concentrirte sich gänzlich auf seine Vorlesungen an der Universität und auf ne litterarischen Arbeiten für die Druckerherren. Nur einmal trat er zu jener it in die Oeffentlichkeit, nämlich im Februar 1524 bei Stephan Störs Distation über die Priesterehe. Da erklärte P. unumwunden, die Wiedereinführung r Priesterehe sei nothwendig, um aus den kirchlichen Mißverhältnissen herauskommen. Als dann an der Jahreswende von 1525/26 ein Ruf von Zwingli ihn gelangte, die durch Ceporius' Tod erledigte hebräische Professur in Zürich übernehmen, mußte selbst Oekolampad ihm zur Annahme rathen. Oekompad hoffte wohl, P. werde, losgelöst von dem Orden, der Sache der Reforation in Zürich größere Dienste leisten können als in Basel, wo ohnehin mals ein Stillstand eingetreten war. Und in der That hat P., sofort nach ner Ankunft in Zürich, im Frühling 1526 die Kutte abgelegt und sich auch ld darauf verehelicht. Seine erste Vorlesung in Zürich begann er mit den orten: „ich danke meinem Herren, daß er mich aus Aegypten, aus der ägypchen und päpstlichen Gefangenschaft befreit und das Rothe Meer glücklich hat rchschreiten lassen.“ In Zürich wurde es ihm vergönnt, in harmonischem rein zuerst noch einige Jahre mit Zwingli und dann während einer langen eihe von Jahren mit Leo Jud, Bullinger, Bibliander und andern trefflichen ännern am Ausbau der Reformation zu arbeiten. Unter seinen wissenschafthen Leistungen steht obenan der einzige aus der Reformationszeit hervorgangene Commentar über das Gesammtgebiet der alt- und neutestamentlichen hriften. Von seinen linguistischen Arbeiten liegen noch ganze Stöße im anuscript auf den Bibliotheken von Zürich. Wesentlichen Antheil hat er auch habt an der Feststellung des reformirten Bekenntnisses in der sogenannten sten helvetischen Confession von 1536. In den 30 letzten Jahren war Pellin's Leben das eines stillen Gelehrten. Gegen Butzer's Unionsmacherei hatte einen tiefen Widerwillen, und so hoch er Luther schätzte, so wenig war er willt, den specifisch reformirten Lehrtypus aufzugeben. Dagegen suchte er nter den Reformirten der verschiedenen Nationen lebendige Beziehungen zu erlten und übte zu diesem Zwecke die großartigste Gastfreundschaft; eine staunenserthe Menge der bedeutendsten Männer aus Süd und Nord hat, theils vorbergehend, theils während Monaten und Jahren in Zürich in seinem Hause lebt. Als ihn aus diesem schönen Wirkungskreise heraus sein Freund Blaurer ch Tübingen ziehen wollte, da zog es P., der gänzlich Schweizer geworden ar, vor in Zürich zu bleiben, das ihn und seine Familie auf die ehrenvollste eise ins Bürgerrecht aufgenommen. In Zürich ist er denn auch als fast htzigjähriger Greis im J. 1556 tiefbetrauert gestorben. Charakteristisch für

sein ganzes Wesen wie für sein Chronikon und schwerwiegend für dessen
ist der Umstand, daß P. von seiner Berufung nach Tübingen im Chro
gänzlich schweigt. Mit größtem Rechte sagt sein Freund Konrad Geßner
ihm: „citra ullum fucum aut ostentationem."

Alle Litteratur über Pellikan findet sich angegeben in der gena
Ausgabe von P.'s Chronikon; zu vergl. ist überdies der Art. Pellikan
H. Strack in der Real-Encyklopädie für prot. Theol. u. Kirche, 2.
Bd. IX. Bernhard Riggenba

Pelt: Anton Friedrich Ludwig P., gelehrter Theolog. Er
geboren am 28. Juni 1799 in Regensburg, wo sein Vater damals als k
dänischer Legationssecretär sich aufhielt. Dieser, in Kopenhagen 1764 geb
war erst Professor der Nationalökonomie an der königl. Akademie in Soro
Seeland, dann in die diplomatische Carriere eingetreten und zuletzt Mi
des königl. Fischerei- und Handelsinstituts in Altona, wo er am 8. Nov
1805 starb, auch als Schriftsteller in seinem Fach bekannt. Von seiner d
geschriebenen „Systematisk Handelslaere" erschien 1806 die 2. Auflage.
Sohn besuchte die Schulen in Regensburg, Bückeburg und Altona und stu
dann Theologie auf den Universitäten in Jena und Kiel. Am erstern
zogen ihn zunächst die philosophischen Vorlesungen von Fries und Reinhol
sowie die von Oken. In Kiel setzte er das Studium der Philosophie fort
dem älteren Reinhold und Erich v. Berger und war zugleich Mitglied
philologischen Seminars unter Wachsmuth, ward aber schließlich durch Tr
und Claus Harms ganz für die Theologie gewonnen. 1822 bestand e
rühmlicher Auszeichnung das theologische Amtsexamen in Glückstadt und
dann noch, seine Studien eifrigst fortsetzend, eine zeitlang als Candidat in A
bis er 1826 nach Berlin zog und, nachdem er dort das Licentiatenexame
standen, sich als Privatdocent bei der theologischen Facultät habilitirte.
fand er durch Schleiermacher, Neander und zugleich durch Hegel viel Anr
Auf Antrag der Regierung ging er 1828 nach Greifswald und ward
nachher hier zum prof. extraord. ernannt. In Verbindung mit Dr. Rhei
gab er damals „Homiliarium patristicum" (1829) heraus und gleichzeiti
deutsche Uebersetzung: „Homiliensammlung aus den ersten 6 Jahrhunderte
christlichen Kirche" Vol. I fasc. 1 und 2. Zugleich erschien auch von ih
lateinischer Commentar zu den Thessalonicherbriefen: „Epistolas ad Thess.
petuo illustr. commentar. et copiosiore expositionum e patribus eccl. coll
instruxit delectu", durch Fleiß und Genauigkeit noch immer werthvoll. In
theologischen Mitarbeiten IV, 2 hat er noch die Aechtheit des 2. Thessalonicher
gegen Kern's Angriffe in der Tüb. theol. Zeitschrift vertheidigt. 1830 wu
Dr. theol. und 1834 gab er eine Predigtsammlung unter dem Titel: „Ho
Heils" heraus. Nachdem Twesten 1835 als Nachfolger Schleiermachers
Berlin berufen war, folgte P. dem Ruf an die Universität Kiel, als
Nachfolger daselbst. Während seiner akademischen Wirksamkeit hier nahm
nächst an der damals die Welt bewegenden theologischen Fehde über das
Jesu von Strauß theil, durch die Schrift: „Der Kampf aus dem Gl
und die religiösen Parteien unserer Zeit" 1837. Nach seinem humanen
wollte er auch hier vermittelnd auftreten. Zwar war er, wie das so in
Zeit überhaupt nicht ungewöhnlich war, stark durch die Hegelsche Philo
angefaßt der speculativen Richtung zugethan, aber sein frommes Gemüth
nie den Schwerpunkt des Glaubens und des unmittelbar religiösen L
Auf der einen Seite diese Philosophie, auf der andern Schleiermacher
Neanders Theologie trieben ihn dahin, die alte Orthodoxie und den rel
Rationalismus zu überschreiten, sie zu einer höheren Einheit in der vermitt

heologie, gleich Ullmann, Dorner u. A. zu verbinden. In diesem Geiste ündete er mit seinen Collegen in der Facultät: Francke, Köster, Mau die eitschrift Theologische Mitarbeiten, die von 1838—1841 erschien und nament= ch tüchtige Arbeiten des Herausgebers enthielt. Wir nennen u. A. seine bhandlung: Von der Tradition als Princip der protestantischen Dogmatik, ozu später III, 1, kam: Die H. Schrift im Mittelpunkt der Ueberlieferung nd Verhältniß der Tradition zu den symbolischen Büchern 2c. 2c. Die Be= eutung der Tradition auch für die evangelische Kirche glaubte er nicht genug rkannt, er wollte, indem er darauf hinwies, den geschichtlichen Gemeinsinn in er Theologie beleben und dieselbe als einen großen Gemeinerwerb und Gemeingut etrachtet wissen. Als von dem Archidiakonus, nachherigen Hauptpastor an St. Nicolai in Kiel, Wolf, als Repräsentant des Rationalismus der offene Kampf mit seinem Collegen, dem von P. besonders hochgeschätzten Dr. Cl. Harms egann, gab P. seine vier Vorlesungen: „Protestantismus, Supranaturalismus, Rationalismus und speculative Theologie" 1840 heraus. Die speculative Theologie war der Grund und Boden, auf den er sich stellte. — Für die theologische Wissen= chaft ist besonders von Bedeutung seine Bearbeitung der theol. Encyclopädie. Dieselbe, Harms dedicirt, erschien 1841: „Theologische Encyclopädie als System m Zusammenhang mit der Geschichte der theologischen Wissenschaften und ihren inzelnen Zweigen." Dieses Werk zeugt von großem Fleiß und umfassenden Studien, tiefer Bildung, geistvoller Conception und lehrreicher Ausführung. Er hält an der Dreitheilung der theologischen Wissenschaft, als historischer, syste= matischer und practischer fest. Die historische ist ihm a) biblische Theologie,) kirchenhistorische, c) kirchenstatistische, als Resultat der geschichtlichen Ent= wickelung in der Gegenwart. Die systematische a) Fundamentallehre, allgemeine heol. Principienlehre (Apologetik und Symbolik), b) die thetische christliche Glaubens= und Sittenlehre, c) Philosophie des Christenthums, die speculative Form des dogmatischen Inhalts. Die praktische Theologie a) Ekklesiastik, Kirchenorganisationslehre, b) Lehre vom Kirchenregiment, c) Lehre vom Kirchen= dienst; außer Homiletik und Katechetik, kirchliche Pädeutik. Hagenbach sagt von diesem Buch: Reiches, aber vollständig gesichtetes und geistig gelichtetes Material, Streben nach systematischer Ineinsbildung des Mannigfaltigen, ge= schärfter Sinn auch für die künstlerische Seite des theologischen Berufs, warme Begeisterung für das Christenthum, gesundes und billiges Urtheil sind anerkannte Vorzüge dieses Buches. P. urtheilte über die Hagenbach'sche Encyclopädie (S. 69): Fürwahr ein ächtes Studentenbuch. Wie schade, daß der Mangel an System, organischer Verarbeitung und philosophischem Geist noch immer den Wunsch nach etwas Neuem rege hält. Diesem hat er hiermit entsprechen wollen. — In den Studien und Kritiken 1848 erschien von ihm: Die christliche Ethik in der lutherischen Kirche vor Calixt. Als akademischer Docent machte er sich besonders verdient durch die Leitung des von Twesten gegründeten, von ihm fort= geführten und erweiterten exegetischen Seminars. Als Mensch war er allgemein hochgeachtet durch Bescheidenheit, Redlichkeit, Selblosigkeit und Treue in der Freundschaft. Als Jüngling und Student in Jena 1819 hatte er sich von dem studentischen Treiben und den burschenschaftlichen Extravaganzen mehr fern= gehalten, aber doch war in ihm ein lebendiger patriotischer Sinn angeregt, den er bis an sein Ende bewahrt hat. Daher nahm er in Kiel an der schleswig= holsteinischen Erhebung auch den regsten Antheil. 1850 veröffentlichte er seine Schrift: „Die schleswig'schen Prediger im Verhältniß zu der in Schleswigholstein eingesetzten Verwaltungsbehörde. Ein theologisches Gutachten." Anfangs 1848 war er von der dänischen Regierung noch mit dem Ritterorden des Danebrog

decorirt worden, am 4. Juni 1852 bei der Wiederherstellung des dänischen Regimentes ward er von derselben, seines politischen Verhaltens wegen, mit neun andern Kieler Professoren seines Amtes entlassen. Doch blieb er nicht lange ohne Amt, denn schon unterm 3. August desselben Jahres erhielt er die Berufung zu dem Pfarramt in Kemnitz bei Greifswald, welches eine Patronatspfarre der Universität ist. 1857 ward ihm hier zugleich die Superintendentur übertragen. Er hat sich bald in seine neue Lebensstellung hineingelebt und durch treue Hingebung an die ihm anvertraute Gemeinde, sich die dauernde Liebe und Hochachtung derselben erworben. Er starb hier am 22. Januar 1861. Seine schriftstellerische Thätigkeit konnte er auch hier noch fortsetzen. Er war fleißiger Mitarbeiter an Reuters Repertorium und lieferte mehrere Artikel zur ersten Auflage der Herzog'schen Realencyclopädie.

Vgl. Lübker-Schröder, Schriftstellerlex. Nr. 1502 und Nachtrag S. 748. — Alberti, Nr. 1591 Bd. II. S. 143 — Conversationslexicon der Gegenwart 1840, Bd. IV S. 78. — Dorner in Herzogs Realencyclopädie 2. Aufl. Bd. XI S. 50. Carstens.

Peltanus: Theodor Anton P., so genannt von seinem Geburtsorte Pelte bei Lüttich, seit 1552 Jesuit, † am 2. Mai 1584 zu Augsburg. Er wurde 1556 Lehrer der Humaniora im Jesuitencollegium zu Ingolstadt, 1557 Lehrer des Griechischen an der Universität, 1562 Professor der Theologie (der erste Jesuit, der in Ingolstadt Doctor der Theologie wurde). Er docirte bis 1572 und war in mehrere akademische Streitigkeiten verwickelt. Die letzten zwölf Jahre verlebte er in Augsburg. P. hat mehrere Schriften über Controverslehren veröffentlicht (einige in der Form von Thesen), u. a. „Doctrina catholica de purgatorio“ etc. 1568; „de librorum canonicorum numero, auctoritate et legitima interpretatione“, 1572; „de nostra satisfactione et purgatorio ll 2“, 1574; „de originis peccato“, 1576. Außerdem gab er eine Reihe von (großentheils damals noch nicht gedruckten) Schriften griechischer Kirchenschriftsteller in (nicht immer genauer) lateinischer Uebersetzung heraus, die dem Victor von Antiochia bezw. dem Titus von Bostra zugeschriebenen Commentare (Catenen) zu Marcus bezw. Lucas, den Commentar des Andreas von Cäsarea zur Apokalypse, eine Catene zu den Sprüchen, die Erklärung des Predigers von Gregorius Thaumaturgus und des Hohen Liedes von Michael Psellus, neutestamentliche Commentare von Chrysostomus, auch die Geschichte des Nicenischen Concils von Gelasius von Cyzicum.

C. Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Universität 1872, I. 226, 243, 253, 331. — de Backer s. v. — Hurter, Nomenclator I. 133. — R. Simon, Hist. des comm. du N. T. ch. 30. Reusch.

Pelzer: Johann Tillmann v. P., kurkölnischer Geheimer Rath, geb. zu Bonn 1739, trat frühe in kurkölnische Justizdienste. Am 16. Mai 1768 wurde er Schöffe am weltlichen Hofgerichte erster Instanz, am 4. Juni 1773 Hofrath; am 1. Februar 1788 thut der Kurfürst Maximilian Franz „kund und zu wissen daß er auf unterthänigste Bitte seines geheimen auch Hof- und Regierungsrathen Johann Tillmann Pelzer, fort von ihm erstattete Proberelation und nach Vorschrift der erneuerten Revisionsordnung ausgestandene mündliche Prüfung denselben zu seinem Oberappellationsgerichtsrath mit Sitz und Stimme mildest erklärt und aufgenommen habe.“ Unter den Amtspflichten findet sich auch das Versprechen, daß er in der Stadt Köln Dienste die Tage seines Lebens nicht eintreten werde; dagegen war er als Syndicus der Grafencurie seit 1776 bei den Angelegenheiten und Verhandlungen der kurkölnischen Stände betheiligt. Am 4. Juli 1792 wurde er von Karl Theodor, „Pfalzgraf bei Rhein und

Herzog in Ober- und Niederbaiern, zur Zeit Fürseher und Vicarius in den Landen des Rheins, Schwabens und fränkischen Rechts aus Reichsvicariatsmachtvollkommenheit wegen guten Herkommens, adeliger Sitten und Rechtschaffenheit in des heiligen römischen Reichs auch seines Kurfürstenthums Adelstand erhoben und zwar so, als wenn er von vier Ahnen väterlicher und mütterlicher Seits beständig in solchem Stand hergekommen wäre.“ Diese Ehre war in damaliger Zeit weder sehr selten noch sehr theuer, gewährte aber mancherlei Vortheile. Mit einer geliebten Frau und einer einzigen Tochter lebte P. in den glücklichsten Verhältnissen, als der Sturm der französischen Revolution verheerend hereinbrach. Am 4. October 1794, zwei Tage später als der Kurfürst, vier Tage vor dem Einzuge der Franzosen, verließ P. seine Vaterstadt, um sich auf das rechte Rheinufer in die Hauptstadt des mit Kurköln verbundenen Herzogthums Westfalen zu begeben, wohin das Oberappellationsgericht seinen Sitz verlegt hatte. Man glaubte, nur auf kurze Zeit; aber Jahr auf Jahr verging unter vergeblichen Hoffnungen. Während der langen Abwesenheit führte P., sobald die Verbindung mit dem linken Rheinufer wieder möglich wurde, mit seiner in Bonn zurückgebliebenen Frau einen Briefwechsel, welcher von den Zuständen im Herzogthum Westfalen und insbesondere in der dicht an der preußischen Demarcationslinie gelegenen Stadt Arnsberg, zugleich von den kriegerischen Ereignissen und den politischen Bewegungen am linken Rheinufer eine so lebendige Anschauung giebt, daß er für die Zeitgeschichte eine nicht unbedeutende Quelle bildet. Den heiß ersehnten Tag der Rückkehr hat P. nicht erlebt; er starb zu Arnsberg am 21. März 1798, kurz nachdem der Rastatter Congreß der Abtretung des linken Rheinufers zugestimmt hatte.

Quelle: Rheinisch-Westphälische Zustände zur Zeit der französischen Revolution. Briefe des kurköln. Geh.-Raths Johann Tillmann v. Peltzer aus den Jahren 1795—1798 mit Erläuterungen von H. Hüffer.

Hermann Hüffer.

Pelzel: Franz Martin P., böhmischer Geschichtschreiber, Grammatiker und Litterarhistoriker, geb. am 11. November 1734 zu Reichenau in Böhmen, schließt sich würdig dem Kreise jener gelehrten Männer an, die sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts um die kritische Durchforschung der böhmischen Geschichte hervorragende Verdienste erwarben und welchen als bedeutendster Repräsentant Gelasius Dobner, dann Pubitschka, Adauctus Voigt, Ungar u. a. angehörten. Daß Pelzel's Familie ursprünglich tschechischer Herkunft war, wie man in Böhmen ziemlich allgemein glaubt und sich sein Großvater noch Kožíšek (spr. Koschischek) d. h. Pelzlein genannt habe, müssen wir bezweifeln: deutsche Familien des Namens Pelzel giebt es noch heutzutage nicht blos in Böhmen sondern auch in Schlesien und so dürfte es wahrscheinlicher sein, daß Pelzel's Vorfahren in Böhmen czechisirt wurden und der erwähnte tschechische Name einfach eine Uebertragung des deutschen Namens Pelzel ist. Er selbst war zweifelsohne ein Tscheche: „Als ein geborener Böhme, sagte er in seiner „Kurzgefaßten Geschichte der Böhmen“, erlernte ich das deutsche erst in meinem erwachsenen Alter.“

Seine Studien begann P. in seiner Vaterstadt, setzte sie in Königgrätz fort und bezog 1754 die Hochschule in Prag, nachdem ihm seine Eltern, die aus ihm gern einen Wundarzt gemacht hätten, schweren Herzens die Einwilligung hiezu gegeben hatten. Die theologischen Studien, die er anfänglich trieb, sagten ihm jedoch ebensowenig zu, wie die juristischen, denen er sich schon nach einigen Monaten zuwendete. 1757 in Folge der kriegerischen Ereignisse, die sich um und in Prag abspielten, von dort vertrieben, ging er an die Hochschule nach Wien, beschäftigte sich jedoch auch hier lieber mit sprachlichen und historischen

als mit juristischen Studien. 1758 kehrte er nach Prag zurück, um dieselben zu beendigen. Da erhielt er eine Aufforderung, eine Erzieherstelle im Hause des Grafen von Sternberg anzunehmen; P. nahm die Stellung, die ihm Zeit genug zu litterarischen Arbeiten ließ, gerne an. Nachdem er des französischen schon früher mächtig geworden, lernte er von einem irischen Priester, der sich in dem gräflichen Hause befand, Englisch. Als er seine Aufgabe daselbst gelöst hatte (1769), dachte er daran, sich dem Studium der Medicin zu widmen, da erhielt er unter vortheilhaften Bedingungen eine Erzieherstelle im Hause des Reichsgrafen Franz Anton Nostitz. P. widmete sich mit Eifer seinem Berufe, doch gewann er auch hier noch Zeit zu seinen Studien, die sich immer mehr der Landesgeschichte Böhmens zuwandten. Für dieselben fand er in der gräflichen Bibliothek, deren Verwaltung er erhielt, reichliche Materialien. Der Aufenthalt im Hause des Grafen Nostitz bot ihm so viele Vortheile, daß er einen Ruf als Professor der tschechischen Sprache an die Neustädter Akademie ebenso ablehnte (1773), wie etwas später einen solchen nach Erfurt, wohin er als Nachfolger Meusels berufen war. Mit dem Jahre 1773 beginnt die Glanzperiode seines Wirkens: noch in demselben Jahre erschien der erste Band der „Abbildungen Böhmischer und Mährischer Gelehrten und Künstler nebst kurzen Nachrichten aus ihrem Leben und Werken“ (1—4. Thl. Prag 1773—1782); das Jahr darauf seine „Kurzgefaßte Geschichte der Böhmen“ (2 Thle. Prag 1774), ein Werk, das er selbst als „ein Mittelding zwischen den itzt zur Mode gewordenen Compendien und einer weitläufigeren Historie“ bezeichnet und das, durchaus quellenmäßig gehalten, für den beabsichtigten Zweck noch heute nicht ohne Nutzen ist (2. Aufl. Prag 1779; 3. Aufl. 1782, mit Fortsetzung von J. Schiffner 1817). Vier Jahre später folgte die Ausgabe von Ellenhard's Chronik. In der nächsten Zeit versenkte sich P. in das Studium der Geschichte des Karolinischen Zeitalters und ließ als erste Frucht desselben im J. 1780 den ersten und 1781 den zweiten Band seines „Kaiser Karl IV., König von Böhmen“ erscheinen, denen dann (1788—1791) die beiden Bände der Lebensgeschichte des römischen und böhmischen Königs Wenzeslaus folgten. Die beiden Biographien sind Pelzel's hervorragendste Leistungen, Werke voll der mühsamsten Forschung, aber ebenso trocken wie die „Kurzgefaßte Geschichte der Böhmen“. Von einer höheren Auffassung findet sich weder in dem ersten noch in dem zweiten Werke eine Spur; mit unendlichem Fleiße wird Urkunde für Urkunde ihrem Inhalte nach aneinander gereiht — aber das heißt eben noch nicht Geschichte schreiben. Der panegyrische Ton, der übrigens in seinem Karl IV. durchklingt, verwickelte ihn in eine Polemik mit der deutschen Kritik, die sich mit seinem Standpunkte nicht einverstanden erklärte. Als eine Frucht dieser Studien ist die Edition der „Scriptores rerum Bohemicarum“ anzusehen, die P. in Gemeinschaft mit Joseph Dobrowsky veranstaltete (2 Bde. Prag 1783—1784) und die außer den Geschichtswerken des Cosmas von Prag und seiner Fortsetzungen noch die Chroniken des Domherrn Franz und Benesch von Weitmühl, sowie einige kleinere historische Denkmäler enthält. 1786 erschien sein Werk „Böhmische, Mährische und Schlesische Gelehrte aus dem Orden der Jesuiten vom Anfange der Gesellschaft bis auf die gegenwärtige Zeit“. In tschechischer Sprache publicirte er die „Nowá Kronyka česká“, d. h. „Neue böhmische Chronik, in welcher die Begebenheiten des Böhmerlandes vom Anbeginn bis auf die Gegenwart dargestellt werden“ (3 Thle. Prag 1791—1797). Das Werk wurde jedoch nur bis zum Tode Karls IV. geführt; ein vierter im Manuscript vorhandener Theil enthält die Geschichte der Hussitenkriege.

Es war im J. 1769, als sich eine Anzahl aufgeklärter Männer zur Stiftung einer gelehrten Privatgesellschaft vereinigte, die später (1784) zu einer königlich

böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften erhoben wurde. P. gehörte derselben von Anbeginn an und veröffentlichte sowohl in den Abhandlungen der Privatgesellschaft, als auch in den Abhandlungen und den „Neuen“ Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften eine Reihe ausgezeichneter Arbeiten (das vollständige Verzeichniß derselben s. im Slovnik naučny VI, S. 212—213 und darnach in Constantin v. Wurzbach, Biographisches Lexikon XXI, S. 446 und 447), die uns P. nicht bloß als einen fleißigen Sammler, sondern namentlich auch als einen besonnenen und scharfen Kritiker zeigen. Pelzel's Stärke lag eben mehr in der Forschung; die Kunst der Gestaltung besaß er in minderem Grade. Zu den bedeutenderen Monographien Pelzel's gehören die „Abhandlung über den König Samo“ (1775); „Abhandlung vom böhmischen König Ottokar II., ob ihm die Kaiserkrone angeboten“ (1776); „Diplomatische Nachrichten, wie das Königreich Böhmen an das luxemburgische Haus gekommen“ (1777); „Diplomatische Beweise, daß König Wenzel IV. nicht drei sondern nur zweimal gefangen worden und wann ist Kaiser Karl IV. Markgraf von Mähren geworden“ (1779); „Geschichte der Deutschen und ihrer Sprache in Böhmen“ (2 Abtheilungen 1788—1791); „Ueber die Herrschaft der Böhmen in der Markgrafschaft Meißen“ (1788).

Neben dem Studium der vaterländischen Geschichte betrieb P. mit Eifer das der tschechischen Sprache und Litteratur. Schon 1775 erschien sein „Handbuch zum Gebrauche der Jugend bei Erlernung der deutschen, französischen und böhmischen Sprache“. In demselben Jahre edierte er Balbin's „Dissertatio apologetica pro lingua Slavica praecipue Bohemica“ und drei Jahre später: „Przihody Wacslawa Wratislawa swobodného pana z Mitrowicz“ d. h. „Begebenheiten das Wenzel Wratislaw, Freiherrn v. Mitrowitz.“ Eine umfassendere Thätigkeit entfaltete er auf diesem Gebiete seit dem Jahre 1793, in welchem er die Lehrkanzel der böhmischen Sprache und Litteratur in Prag erhielt. Eine Frucht dieser Thätigkeit war zunächst seine „Akademische Antrittsrede über den Nutzen und die Wichtigkeit der böhmischen Sprache“ (Prag 1793 4°), dann die Schrift „Typus declinationum linguae Bohemicae nova methodo dispositarum“ (Prag 1793), die „Grundsätze der böhmischen Grammatik“ (Prag 1795; 2. Aufl. 1798), sowie einige Schriften, die er im Manuscript hinterließ. Bei der hervorragenden Stellung, die P. als Gelehrter in seiner Heimath einnahm, konnte es ihm auch an äußeren Zeichen der Anerkennung nicht fehlen. Er war Mitglied der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, der Frankfurter und der deutschen gelehrten Gesellschaft. Der Großfürst von Kurland und Livland ließ ihm, als er im J. 1798 in Prag verweilte, eine goldene Medaille überreichen. P. starb am 24. Februar 1801, zu früh für die Wissenschaft, wie man aus dem Verzeichnisse der Arbeiten entnehmen kann, die er entweder ganz oder theilweise vollendet im Manuscript hinterließ (das Verzeichniß dieser Schriften s. im Slovnik naučny l. c.). Die kgl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften ließ ihm zu Ehren eine Gedächtnißtafel aufstellen.

Die Literatur über Pelzel findet sich vollständig in C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXI. Bd. S. 448. Vgl. auch Slovnik naučny VI. 211 ff. Loserth.

Pemfflinger: Marcus P., Königsrichter von Hermannstadt und als solcher zugleich Graf der sächsischen Nation in Siebenbürgen in den Jahren 1521—1537, kurze Zeit hindurch auch Graf der königl. Münzkammer in Hermannstadt, ist eine der hervorragendsten und anziehendsten Gestalten unter den Männern, welche berufen waren an der Spitze ihres Volkes in dem auf dem Vertrauen der Krone ebenso wie der Nation ruhenden Ehrenamt eines Sachsengrafen die Geschicke ihrer Volksgenossen zu leiten. Er war „ein Mann klug im Rath und

weise in der Ausführung, voll hohen Geistes und nie zu erschütternden Muthes". Obgleich nicht aus der Mitte des sächsischen Volks hervorgegangen, verwuchs er dennoch in kürzester Zeit so sehr mit dem gesammten Leben desselben, daß er als die edelste Verkörperung dessen angesehen werden kann, was sein Volk im 16. Jahrhundert auf politischem und religiösem Gebiete gedacht und erstrebt hat. P. war, wie schon sein Name beweist, von echt deutscher Abstammung. Seine Familie nach der übereinstimmenden Annahme aus Schwaben stammend wanderte im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in Ofen ein und bestand außer dem Vater Stefan P. und dessen Gattin aus drei Söhnen: Stefan, Sebastian und Marcus, wahrscheinlich auch noch aus einer Tochter Katharina, welche mit Valentin Török verheirathet war. Vielleicht hat erst der Vater Stefan P. seine deutsche Heimath mit Ungarn vertauscht, wo er das Schloß Dioschgyör mit der Verpflichtung seiner Vertheidigung besaß, wenigstens erinnert in einem Briefe vom 2. September 1536 Stefan P. der Sohn den König Ferdinand daran, wie seine Eltern und sein Bruder Sebastian in gefahrvollen Zeiten jenes Schloß vertheidigt hätten und wie seine Mutter von den Feinden gefangen und viele Monate im Gefängniß gehalten worden sei, nur allein wegen jener Burg. In wieweit der Besitz des Schlosses auch auf die beiden ältern Söhne übergegangen sei, läßt sich nicht bestimmen, doch ist's Thatsache, daß Beide in demselben gestorben sind, Sebastian am 3. Mai 1536, Stefan am 21. Mai des folgenden Jahres. Alle drei Brüder haben übrigens ihr ganzes Leben hindurch dem ungarischen Thron treue Dienste geleistet, sind mit ganz besonderer Treue zu Ferdinand, dem König aus deutschem Haus gestanden und haben für dessen Interesse in Ungarn hingebungsvoll und nachhaltig gewirkt. Ihr Ansehen war groß; sie zählten unter die Magnaten des Reiches und bekleideten hervorragende Aemter, indem Stefan Graf der königl. ungarischen Kammer und Schloßverwalter in Ofen, Marcus aber Graf der Sachsen war.

Wann und wo Marcus P. geboren wurde ist unbekannt, doch stand er bereits vor der Thronbesteigung Ludwigs II., — 1516 — in der bedeutenden Stellung eines Unter-Reichsschatzmeisters. Als im J. 1521 der Sachsengraf Johann Lulay starb, kam P. nach Hermannstadt und heirathete dessen Wittwe Maria Tobiaschi. Durch diese Ehe, aus welcher ein Knabe „Hansyko" entsprang, wurden ihm mächtige Anverwandte und große adelige Besitzungen zu Theil, auf welche und wol auch auf des Königs Gunst gestützt er sich eifrig um die erledigte Stelle des Sachsengrafen bewarb. Die Sachsen wollten nichts davon wissen, das höchste Ehrenamt in ihrer Mitte, das von ihrer freien Wahl abhing, einem Fremdling, wenn er auch ein Deutscher war, zu übertragen. Der König aber forderte, entgegen dem freien Wahlrecht der Nation, sie sollten ihm geeignete Männer in Vorschlag bringen, aus denen er dann Einen bestimmen wolle. Ob sie sich fügten ist ungewiß, doch wurde P. jedenfalls wesentlich durch die Entscheidung der königlichen Machtvollkommenheit im J. 1521 zum Königsrichter von Hermannstadt und damit zugleich zum Grafen der sächsischen Nation eingesetzt. Der Antritt dieses hohen und einflußreichen Amtes sowie die weitere Führung desselben durch P. fallen in eine Zeit großer Bewegung auf kirchlichem wie auf politischem Gebiete. Auf beiden ist er dem Volke, zu welchem er nun gehörte, als Führer die Wege vorangegangen, welche der Genius desselben verlangte. Als er in der neuen Heimath sich niederließ, hatte der Gedanke der Kirchenverbesserung auch Siebenbürgen bereits ergriffen und vor allem die Sachsen in ihre Kreise hineingezogen. Außer den Schriften der Reformatoren brachten auch Prediger, welche aus deutschen Landen kamen, den neuen Geist unter das Volk. In Hermannstadt selbst erhoben sich als solche zugewanderte Prediger der neuen Lehre Ambrosius der Schlesier und Conrad Weich. Der Gefahr, die ihnen

ßhalb von den Gegnern drohte, entgingen sie nur durch Pemfflinger's mächtigen influß. Umsonst beschloß der im April 1523 zusammentretende Reichstag Tod nd Güterverlust als Strafen für „ketzerische" Ansichten und Lehren; umsonst ließ König Ludwig II. einige Tage darauf ein Schreiben an den Rath von ermannstadt voll strengen Tadels über das Umsichgreifen der verpönten Lehren; msonst kämpfte das Hermannstädter Capitel mit Acht und Bann gegen den eist der neuen Zeit. P. hielt seine nach oben und unten einflußreiche Hand hützend über die Anhänger Luthers und mit ihm standen die angesehensten athsherren auf ihrer Seite. Die Lehrer der Schulen, vor allem der Rector ohann Myldt, welche vom Rath in ihre Stellen berufen wurden, huldigten m neuen Geist und der Zorn des geistlichen Capitelsgerichts vermochte ihnen ichts anzuhaben. Ja so gewaltig war der Schutz Pemfflinger's, den das Geicht seiner Person dem vom Volke gebilligten Werk der Kirchenverbesserung twährte, daß ein früherer Dominikanermönch, nun eifriger evangelischer Prediger, or der Verfolgung des Stadtpfarrers Martin Huet im J. 1525 in das Haus des achsengrafen sich flüchtete und dort unangefochten blieb, obgleich P. zu der Zeit in fen beim Reichstage sich befand. Bei dieser offenen Parteinahme für die reformarische Bewegung ist es nicht zu verwundern, daß die Hermannstädter Mönche über en „Dominus magnificus" laute Klagen erhoben und daß selbst Ludwig II. sich zuletzt veranlaßt sah, in zwei Erlässen an P., deren letzter am 21. Juli 1526 egeben ist, diesem seinen Unwillen kund zu thun mit der strengen Aufforderung, bei Verlust seiner Würden und Güter dahin zu wirken, daß der katholische Glaube wiederhergestellt und durch Bestrafung der Abtrünnigen die Ruhe der Kirche erhalten werde". Wie weit es dem Könige Ernst mit dieser Drohung war, ist nicht gewiß, doch war jedenfalls die Zeitlage für ihre Durchführung nicht günstig, denn bereits erdröhnte der Boden Ungarns unter den Fußtritten der 200,000 Krieger, mit welchen Sultan Soliman heranrückte, dem ungarischen Reich Verwüstung und Untergang bereitend. In der allgemeinen Verwirrung, welche vor und nach der Niederlage bei Mohatsch Alles erfaßte, traten die kirchlichen Angelegenheiten immermehr in den Hintergrund. Doch das Werk der Kirchenverbesserung nahm gleichwol unter den Sachsen einen gedeihlichen Fortgang und als im J. 1529 Hermannstadt in Gefahr stand, von seinen Feinden angeschlossen zu werden, da erhielt der Dominikanerconvent vom Rathe den Befehl, die Stadt zu verlassen. P., die treibende Kraft alles dessen, was damals in Hermannstadt geschah, stand natürlich dieser Maßregel nicht ferne, durch welche einige einflußreiche aber politisch nicht zuverlässige Elemente aus der Stadt entfernt werden sollten. Wenn Marcus P. schon in den weniger bewegten Jahren vor 1526 als ein Mann vor uns steht von hervorragender Stellung, einflußreicher Wirksamkeit und großem persönlichen Einfluß, so tritt das Alles noch weit stärker hervor in dem stürmischen Jahrzehnt nach der Unglücksschlacht von Mohatsch. Schon am 10. November 1526 wurde der mächtige Statthalter von Siebenbürgen Johann Zapolya gegen die bestehenden Verträge durch die magyarische Nationalpartei in Stuhlweißenburg zum Könige gewählt und sofort mit der Krone des hl. Stefan gekrönt. Dadurch kamen die Sachsen, welche das Erbfolgerecht Ferdinands anerkannten, in eine schwierige Lage. Gleichwol nahmen sie, von P. geleitet, von allem Anfang eine wenn auch vorsichtige doch Zapolya gegenüber ablehnende Haltung an. Mittel zur Kriegführung, welche er von ihnen verlangte, verweigerten sie; auf dem Reichstag zu Ofen im Frühjahr 1527, wohin er auch P. mit einigen Genossen eingeladen hatte, erschienen diese nicht und die 1000 Reiter, welche er im Mai desselben Jahres von der sächsischen Nation forderte, wurden nicht beigestellt. Drei Monate später fanden sich wol die Vertreter der Sachsen, unter ihnen auch der Sachsengraf, bei dem Landtag

in Mediasch ein, welcher von Zapolya dahin berufen worden war, aber
Thatsache war ein Ergebniß der äußeren Zwangslage und nicht der gän
politischen Gesinnung. Denn zu derselben Zeit verhandelte P. im Au
Ferdinands mit Peter, dem Woywoden der Moldau, im Geheimen, um i
einem Bündniß gegen Zapolya zu bewegen und kurze Zeit nach Schlu
Landtags bedrohte dieser die Sachsen wegen ihrer fortgesetzten Widerspen
mit gänzlicher Vernichtung. Um so schmerzlicher mußte es für P. sein, d
trotz alle dem von Georg Reicherstorffer, einem Sachsen, welcher von Ferd
gesendet im Sommer 1527 nach Siebenbürgen kam, um die Sachsen zur
nahme des offenen Kampfes zu bewegen, verrätherischer Gesinnung bei Ferd
geziehen wurde und daß sogar seine Ermordung von demselben soll gepla
wesen sein. Doch die grundlose Beschuldigung blieb erfolglos bei dem
unterrichteten Könige, der wie aus einem seiner Briefe vom 15. Februar
hervorgeht, nach wie vor P. zu den hervorragendsten und zuverläßigsten S
seines Rechts in Siebenbürgen zählte.

Mittlerweile hatte sich die politische Sachlage wesentlich geändert. Ferd
wurde am 3. November 1527 von seinen Anhängern auf einem ebenfal
Stuhlweißenburg zusammengetretenen Reichstag zum ungarischen König ausg
und gekrönt; sein Gegenkönig geschlagen und verlassen floh nach Polen. Ferdi
Anhänger mehrten sich allenthalben und es gelang dem Sachsengrafen M
P., selbst einige hervorragende Führer des Szeklervolkes für den rechtmä
König günstig zu stimmen. Aber abgesehen von den Sachsen fehlte di
geisterung und Opferwilligkeit für die ergriffene Sache. Ferdinands Abgef
Graf Nogarola und Stefan P., unterstützt von Marcus P. und einigen Mag
waren nicht im Stande die im April 1528 zu Thorda tagenden siebenbürg
Stände zu bewegen, einen sechsmonatlichen Sold für ein Heer von 4000
zu bewilligen. Selbst die Parteiführer waren zu solchem Geldopfer um so w
geneigt, als einestheils die Macht des Königs zu helfen bezweifelt, andern
vielfach das böswillige Gerücht ausgesprengt wurde, Ferdinand habe die v
Ausrottung der magyarischen Nation und Sprache im Sinne. So lief den
für den „deutschen König“ in Siebenbürgen mühsam zusammengebrachte
nach wenigen Wochen wieder auseinander und die Sympathien der Mag
und Szekler für Zapolya, welcher inzwischen nach Ungarn zurückgekehrt
gewannen wiederum die Oberhand. — So brach das Jahr 1529 an un
ihm erhob der Schrecken des Krieges wie in Ungarn so auch in Siebenb
mächtig sein blutiges Haupt. Die Sachsen insbesondere geriethen in die g
Noth. Von Osten her brach der Moldauer Woywode Peter wiederhol
eigene Faust ins Land und zog verwüstend von Kronstadt durchs Szeklerlan
hinauf nach Bistritz. Von Süden aus der Walachei kam im Laufe des Som
der Bojare Dragan und drang sengend und plündernd bis zum Dorfe G
nördlich von Hermannstadt. Von Klausenburg her kamen wiederholt Tr
Zapolya's bis vor Hermannstadt und suchten dessen Umgegend heim. Au
übrigen Gegenden des Sachsenlandes und dessen Städte hatten allenthalbe
feindlichen Scharen Kämpfe zu bestehen. P. war unermüdlich, all' diese
drängnissen abwehrend entgegen zu treten. Im März ließ er die säch
Universität eine Kriegssteuer von 17,000 Gulden, dazu die Aufstellung
1000 Büchsenschützen und 1000 Reitern beschließen. Im Juni zog er v
mit Valentin Török und Stefan Majláth den Szeklern gegen den Mol
Peter zu Hilfe. Am 22. Juni kam es zur Schlacht bei Marienburg. Sie
verloren durch den Abfall und die Flucht der Szekler, denen die Hilfe geg
Mit Mühe rettete sich P. nach Hermannstadt. Doch dies Mißgeschick entmu
ihn nicht. Im October zog er mit einem sächsischen Aufgebot der S

ediasch zu Hilfe; im November entsetzte er das eingeschlossene Mühlbach; im
cember wieder vertrieb er den Feind aus der Gegend von Mediasch und
häßburg. Aber all' diese Rührigkeit mußte auf die Dauer erfolglos bleiben,
Ferdinand von den Türken bedrängt weder Geld noch Soldaten für Sieben=
rgen übrig hatte und die Kräfte der Sachsen nicht ausreichten, um den zahl=
chen Anhängern Zapolya's Stand zu halten. Für Marcus P. hatte übrigens
s unheilvolle Jahr auch viel persönliches Mißgeschick im Gefolge. Es hatte
n fast zum Bettler gemacht nicht nur durch die bedeutenden Geldsummen, welche
für die Sache seines Königs aus Eigenem oder aus Anlehen verausgabt
tte, sondern auch durch den Verlust seiner siebenbürgischen Güter. Wie er
on im J. 1524 dem Könige Ludwig II. zur Bestreitung seines Hofhaltes
000 Goldgulden vorgestreckt hatte, so waren die Ausgaben, die er für Ferdinand
Kriegszwecken leistete, bis zum Schluß des Jahres 1528 auf 12000 Gold=
lden angewachsen. Zur Entschädigung für diese Summe bat er den König
hon im J. 1529 um die Verleihung gewisser Güter „in regno Germaniæ“.
erdinand berücksichtigte diesen Wunsch insoweit, daß er im genannten Jahr
inem getreuen und opferfreudigen Anhänger die Burg Bálványosch im nörd=
ichen Siebenbürgen und dazu noch die unter dem Namen „Zwanzigst“ be=
ehenden königlichen Zolleinkünfte in Kronstadt verschrieb. Nun aber wurden
on Zapolya sämmtliche Güter Pemfflinger's im October 1529 eingezogen und
eine Familienbesitzungen an verschiedene Parteigänger Zapolya's vertheilt, die
urg Bálványosch dagegen dem Moldauer Woywoden Peter vergabt. Damit
ber nicht genug war der schwer heimgesuchte Mann durch die Vergebung des
ronstädter Zwanzigst auch mit dem Richter dieser Stadt, Lucas Hirscher, in
eindschaft gerathen, da dieser wegen des genannten Zolleinkommens, welches
ie Stadt gerne selbst besessen hätte, dem Haupt des eigenen Volkes zürnte und
P. bei Ferdinand als einen Verräther, der mit Zapolya und dem Moldauer
Woywoden geheimes Einverständniß pflege, zu verdächtigen suchte. Solchen
eeren Anschuldigungen gegenüber konnte wohl Marcus seinem Bruder Stefan
chreiben, eine Aussöhnung zwischen ihm und Zapolya sei unmöglich, denn „ich
hab wol so vil bider Jnn vnd by seinigen verschuld, darczue würden mich meine
Teutschen selber maczären“. Dazu weist er mit Recht auf die Thatsache hin:
„Moldner Wayda hat mier meine Guetter, als Bálványosch, verfangen vnd hatt sy
auff den heutigen Tag, darumb bit ich dich wolst K. M. unterrichten, daß er
solchen Zuetutlern vnnd luegnern nit stat geb.“ Und das that denn auch
Ferdinand, indem er in einem Brief an die Siebenbürger und in einem zweiten
an Marcus P., welche beide am 13. Juli 1530 geschrieben sind, es in feierlicher
Weise ausspricht, daß nichts sein Vertrauen auf die so oft erprobte Treue und
Dienstbereitheit Pemfflinger's zu erschüttern im Stande sei. Das Jahr 1530
brachte der mit so unerschütterlichem Mannesmuth von dem Sachsengrafen
unterstützten und vertheidigten Sache Ferdinands unersetzlichen Verlust. Da von
ihm, trotz oft wiederholter dringendster Bitten nun schon im fünften Jahr keine
Hilfe kam, ward die Entmuthigung unter seinen Anhängern immer größer. Eine
sächsische Stadt nach der andern schloß Frieden mit Zapolya, so daß
am Beginn des Jahres 1531 in ganz Siebenbürgen nur Hermannstadt allein
noch unter dem Einfluße Pemfflingers auf Ferdinands Seite stand. Dieser
wankte aber keinen Augenblick. Während Zapolya große Rüstungen veranstaltete,
um die einzige noch widerspenstige Stadt mit Waffengewalt zu bezwingen, traf
diese entschlossene Gegenmaßregeln und am 1. Mai 1531 schworen die noch treu
gebliebenen Magnaten mit dem Sachsengrafen, dem Rath und der gesammten
Bürgerschaft von Hermannstadt sich gegenseitig in feierlichem Eide, in der Ver=

theidigung dieser Stadt treu auszuharren, wie es ihre Pflicht gegen Fer
erheische.

Im Sommer darauf ging P. an das Hoflager nach Wien, um rasch
für die schwer bedrängte Stadt zu betreiben. Die Sorge um das S
seines Volkes hatte ihn, nach seinen eigenen Worten, eisgrau gemacht; au
er wiederholt an schweren gichtischen Anfällen. Die nächsten Jahre finde
ihn fortwährend in Ferdinands Nähe, bald in Wien, woher ihn der Kön
October 1531 mit sich nach Speyer nehmen wollte; bald in Preßburg,
er in wiederholten Briefen Ferdinand zu schleunigen Geldsendungen
Hermannstadt für Truppen und Kriegsbedarf drängte, da sonst die Stadt
Unterstützung bald fallen müsse. Sein Drängen bewirkte, daß endlich Hilfs
wenn auch nicht ausreichende, und später auch ein königlicher Commissär,
v. Een, dahin gesendet wurden. Ob auch Marcus P. selbst, nach dem Vo
seines Bruders Stefan, im J. 1533 solche Hilfsgelder nach Herman
brachte und auf solche Weise seine Heimath noch einmal sah, läßt sich
nachweisen. Jedenfalls kehrte er, wenn solches geschah, bald wieder a
Hof zurück, denn als im März 1534 König Ferdinand in Wien einen tür
Gesandten mit großem Pomp empfing, stand auch Marcus P. mit seinen Br
Stefan und Sebastian unter den in großer Zahl versammelten Magnate
ungarischen Reichs zur Rechten des Thrones. — Neben den öffentlichen g
übrigens auch wichtige persönliche Angelegenheiten, deren Austragung sein
wesenheit bei Hofe dringend erforderte. Die Schuld des Königs an P. w
den letzten Jahren zu einer sehr bedeutenden Höhe angewachsen. Auße
bereits erwähnten 12,000 Goldgulden hatte dieser seit 1528 noch n
20,000 Goldgulden theils aus Eigenem, theils aus entlehnten Geldern
Ferdinands Interessen ausgegeben und suchte nun dafür eine gerechte Entschäd
zu erlangen. Diese wurde ihm auch gewährt, indem der König am 1. J
1533 „in Berücksichtigung der unerschütterlichen Treue, welche Marcus P
und der heiligen Krone des ungarischen Reichs nicht schonend seiner Güter,
Gesundheit und seines Lebens" erwiesen habe, seinem getreuen Anhänge
dessen Erben den vierten Theil des reinen Einkommens aus den Rodnauer
werken verpfändete, wofür im Falle der Auslösung ihm oder seinen Erbe
der Krone die Summe von 150,000 Goldgulden ausgezahlt werden
Außerdem überließ der König durch Urkunde vom 11. November 153
Entschädigung für die weitere, in seinen Diensten verwendete Summe
20,000 Gulden ihm auch den Zwanzigst von Hermannstadt, Kronstadt, B
sowie das halbe Einkommen des Hermannstädter Einlösungsamtes für so
bis die vorgeschossene Summe vollständig werde getilgt sein. Sollte es
unmöglich sein, die Burg Bálványosch den Händen des Moldauer Woi
Peter bald zu entreißen und P. zum sichern Besitz zu übergeben, so solle d
berechtigt sein, auch für die frühere Schuldforderung von 12,000 Gulden
diesen Einkünften sich schadlos zu halten. So reichlich diese Entschädig
auch gedacht waren, in den wirklichen Besitz derselben ist der Belehnte
wenig gelangt, wie der König in den Besitz des Landes Siebenbürgen. D
Verpfändung der Burg Bálványosch an den Sachsengrafen, welche Ferd
soeben erst am 11. November 1534 erneuert hatte, wurde schon nach
Monaten rückgängig gemacht, indem der bedrängte König, um den Mol
Peter dauernd an sich zu fesseln, demselben am 17. Januar 1535 nich
diese Burg, sondern auch die Burgen Csicso und Kokelburg sowie die
Bistritz vergabte. Diese Vergabung, welche eine freie sächsische Stadt dem
gefürchteten wie gehaßten barbarischen Fürsten der Moldau in die Hände li
erwarb dem König weder einen zuverlässigen Bundesgenossen, noch die ge

nterstützung desselben; dagegen mußte sie die Sachsen, und insbesondere die och kämpfenden Hermannstädter, über solchen eigenthümlichen Lohn anhänglicher esinnung stutzig machen. Ohnehin war in diesen die Hoffnung auf endliche ilfe aufs tiefste gesunken. Zwar P. war noch immer unerschöpflich in Plänen, ie man Siebenbürgen zurückgewinnen und der Noth der treuen Hermannstadt bhelfen könne; er wurde nicht müde bei Ferdinand darauf zu dringen, daß den ermannstädtern ausreichende Hilfsgelder und ein starkes Heer nach Sieben- ürgen gesendet werde; er selbst erbat sich wiederholt die Hilfsmittel, um in Oberungarn ein Heer anzuwerben und nach Siebenbürgen zu führen: aber seine Rathschläge schließen jetzt doch immer mit der Bitte, wenn eine Möglichkeit icher Hilfe nicht vorhanden sei, vergebliche Hoffnungen in den Hermannstädtern icht weiter zu nähren. Denn die Noth war hier bereits auf das höchste ge- iegen und schon begann unter der auf ein Viertheil zusammengeschmolzenen Bürgerschaft, der es an Lebensmitteln und selbst an Brennholz fehlte, die Unzufriedenheit über den jahrelangen vergeblichen Widerstand sich zu regen. Da nn das ganze Jahr 1536 hindurch zwischen den beiden Gegenkönigen Waffen- tillstand herrschte, ohne daß seine Wohlthat auch den Hermannstädtern zu gut ekommen wäre; da Ferdinand offenbar nicht einmal zu einer kraftvollen Krieg- ührung in Ungarn die nöthigen Mittel besaß; da unter solchen Verhältnissen eder weitere Widerstand einer vereinzelten Stadt nicht nur erfolglos sondern auch weclos war: da legten endlich im Februar 1536 auch die Hermannstädter nach inem siebenjährigen leidenvollen Kampf die Waffen nieder und anerkannten leich dem übrigen Siebenbürgen Johann Zapolya als ihren Herrn und König. Dieser Ausgang des ehrenvollen Kampfes für das vertragsmäßige Recht des „deutschen" Königs, in welchem Marcus P. eine so hervorragende Rolle gespielt hatte, verschloß ihm die Rückkehr in seine Heimath, in sein Amt, zu seinen Gütern und Besitzungen in Hermannstadt und dem übrigen Siebenbürgen. Aber trotz dieses schweren Schlages, der ihn traf, hörte die Hoffnung und das Streben in ihm nicht auf, Siebenbürgen doch noch für Ferdinand zu gewinnen. Seine Briefe an denselben auch nach dem Verluste Hermannstadt's handeln fort- während von den siebenbürgischen Angelegenheiten und er selber hielt sich während des Jahres 1536 bald in Kaschau, bald in Leutschau bei dem General Katzianer auf, um einen Einfall desselben in Siebenbürgen zu betreiben, dem auch er mit einem Fähnlein selbstgeworbenen Kriegsvolks sich anschließen wollte. P. über- lebte den Fall Hermannstadt's nicht lange. Die letzten Monate seines Lebens waren nicht nur durch diesen Kummer getrübt, sondern auch durch Krankheit und sogar durch materielle Bedrängniß. „Sum sicut avis et non habeo, quo caput meum jam senio confectum reclinem": so klagt er dem Könige, dem er alles geopfert hatte. Sein letztes Lebenszeichen ist ein Brief aus Wien vom 7. Febr. 1537 voll ähnlicher Klagen: „M. V. me sine ordine et relatione dimisit; jam non habeo, unde saltem cottidianum victum et panem expectem; fortassis M. V. vult, ex quo aliter a me separari non potest, ut fame moriar". Schon am 11. Februar antwortete Ferdinand aus Enns, daß er die Uebertragung eines andern ungarischen Reichsamtes an ihn angeordnet und darüber auch an seinen Bruder Stefan P. geschrieben habe. Doch der Bittende bedurfte nicht mehr lange der königlichen Gunst. Bald nahm ihn der Tod hinweg. Wann und wo er gestorben ist, wo er begraben liegt, ist unbekannt; doch wird am 8. Sep- tember 1537 von ihm als einem nichtmehr lebenden Manne berichtet. In der kurzen Frist von 18 Monaten waren die drei Brüder gestorben, so gleichsam auch im Tode vereint, wie sie im Leben brüderlich und einmüthig zu derselben Sache gestanden.

Marcus P. hinterließ eine Wittwe und einen Sohn Johann. Der Letztere starb in jüngerem Alter noch vor dem Jahr 1551, ohne etwas von den einge-

zogenen Gütern des Vaters je zurück erhalten zu haben. Die Familienbesitzungen in Hermannstadt und Umgegend wurden vom Rathe dieser Stadt veräußert, um mit dem Erlös Schulden zu tilgen, welche P. für seines Königs Sache auf sich geladen hatte. So kam sein Haus in den Besitz der Stadt, der es noch heute als Rathhaus und als Zierde dient, in seinem stattlichen alterthümlichen Bau ein schönes Denkmal einer großen Zeit und eines großen Mannes. — Die Stadt aber, welche seine zweite Heimath geworden, bewahrte ein treues Gedächtniß dem Manne, mit dem sie vereint so schwere Geschicke getragen und von dem geführt sie einen so ehrenvollen Kampf für einen erst nach Jahrhunderten zum Leben gewordenen Gedanken, die Herrschaft des Habsburgischen Hauses in Siebenbürgen, bestanden hatte. Trotz seiner mehrjährigen Abwesenheit von Hermannstadt wurde er bis zum Jahr 1536, also bis zur Unterwerfung der Stadt unter Johann Zapolya, als Königsrichter und Sachsengraf angesehen und in den Protokollen als solcher mit dem Zusatz „absens“ aufgeführt. Und bis in die neueste Zeit herein — 1854 — erinnerte an den großen Sachsengrafen eine Gedenktafel, welche an einem Pfeiler der evangelischen Pfarrkirche Hermannstadts angebracht war und auf welcher sich neben den Buchstaben C. M. P. („Comes Marcus Pemfflinger“) folgende Inschrift befand: Justitiae cultor, Scelerumque acerrimus ultor; Principibus carus, Numquam dum vixit avarus.

S. Ungrisches Magazin III. Bd. — G. D. Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen, 2. Aufl., Leipzig 1874. — Ders.: Die Reformation im siebenb. Sachsenland. 6. Aufl. Hermannstadt 1866. — J. C. Schuller, das k. k. geheime Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien u. s. w., Hermannstadt 1850. — Derselbe, Georg Reicherstorffer und seine Zeit, Wien 1859. — Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde, Band III 1858; IV 1860; XIX 1884. H. Wittstock.

Penckler: Heinrich Freiherr v. P. wurde zu Wien im J. 1699 oder 1700 geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt die entsprechende Vorbildung sich angeeignet hatte, trat er im März des Jahres 1718 in kaiserliche Dienste und reiste schon im Mai des Jahres 1719 im Gefolge des kaiserl. Großbotschafters Generalfeldzeugmeisters Damian Hugo Grafen von Virmond als Sprachknabe nach Constantinopel ab. Der Aufenthalt dort wirkte sehr nachtheilig auf Penckler's Gesundheit. Sein Diensteifer ließ ihn jedoch von der ihm ertheilten Erlaubniß, wieder mit dem Großbotschafter nach Wien zurückzukehren, keinen Gebrauch machen. Er blieb vielmehr in Constantinopel zurück, in der Canzlei des kaiserl. Residenten Joseph von Dierling fleißig arbeitend. Er erlernte in wenigen Jahren die orientalischen Sprachen, erwarb sich genaue Kenntniß der Gepflogenheiten und Förmlichkeiten, welche damals im diplomatischen Verkehr bei der ottomanischen Pforte eine gar wichtige Rolle spielten. Allen seit dem Abschlusse des Passarowitzer Friedens zwischen dem kaiserlichen und dem ottomanischen Hofe geführten Verhandlungen beigezogen, gewann er frühzeitig tiefe Einsicht in die Grundsätze und Triebfedern der türkischen Politik. Fast alljährlich von schwerer Krankheit heimgesucht, verließ er endlich im J. 1727 mit der Familie des Residenten v. Dierling Constantinopel und traf im Juni 1727 nach mehr als sechsjähriger Abwesenheit wieder in seiner Vaterstadt ein, wo er sich bald gänzlich erholte. Wir dürfen wol eine ehrende Anerkennung des Fleißes, mit welchem er seine Dienstpflichten erfüllt hatte und des erfolgreichen Bestrebens, seine Berufskenntnisse stetig zu erweitern und zu vertiefen, darin erblicken, daß noch in demselben Jahre seine Ernennung zum kaiserl. Hofdolmetsch und Hofkriegssecretarius in Wien erfolgte. Er arbeitete nun im Departement für türkische Angelegenheiten, ward den im Laufe der nächsten Jahre aus der

ürkei und aus Afrika nach Wien kommenden Gesandtschaften als kaiserlicher ommissarius beigegeben und reiste wiederholt an die türkische Grenze. So im . 1731, als er unterhalb Belgrad den türkischen Gesandten Mustafa Efendi, r dem Kaiser Karl VI. die Thronbesteigung des Sultans Mahmud notificirte, bernahm und später wieder an die Grenze geleitete. Nachdem der Wiener Hof ie Abberufung des zum Schutze des türkischen Handels und der türkischen aufleute in Wien bestellten Schahbenders oder Generalconsuls Omer Aga durch chs Jahre vergeblich begehrt hatte, wußte es P. so einzuleiten, daß Omer ga endlich abberufen und sein Posten aufgelassen wurde. Da die Pforte verangte, daß Omer Aga mit allen Ehren bis an die Grenze geleitet werde, so achte sich P. im März 1732 abermals auf die Reise und übergab ihn ei Bariakin förmlich dem türkischen Uebernahmscommissär. Bestimmt dem ach Abschluß des Belgrader Friedens (1739) nach Constantinopel als kaiserichen Großbotschafter abgehenden Grafen Ulfeldt als Legationssecretär zu folgen, wurde P. am 7. April 1740 in den erbländisch-österreichischen Ritterstand erhoben. Er feierte am 3. Mai 1740 seine Vermählung mit Johanna Elisabeth . Collet, der am 30. März 1721 geborenen Tochter des kaiserlichen Burggrafen u Wiener Neustadt, Franz Elias v. Collet, und trat am 18. desselben Monats eine Reise im Gefolge Ulfeldt's an. Dieser verließ Constantinopel wieder am . Mai 1741. P. blieb, dem Großvezier als königlich ungarischer Resident vorgestellt, dort zurück. Da Graf Ulfeldt sich beschwerte, daß seine Heimreise vielfach gestört und gehemmt werde, erwirkte P. einen scharfen Befehl des Sultans nach Adrianopel und einen offenen Ferman an alle Befehlshaber von Constantinopel bis Belgrad, infolge dessen Ulfeldt nun unbehelligt seine Reise fortsetzen konnte. Die höfliche Aufnahme und die Ehrenbezeugungen, welche P. sich bei der Pforte zu verschaffen wußte, erregten in dem Maße die Aufmerksamkeit der übrigen europäischen Gesandten in Constantinopel, daß sie allerdings erfolglose Gegenvorstellungen bei der hohen Pforte anbrachten. Sahen wir ihn sorgsam alle äußeren Ehren beanspruchen, die ihm als Vertreter seiner Monarchie gebührten, so war er nicht minder bedacht, ihre Interessen zu wahren, wenn es sich um Schlichtung von Grenzstreitigkeiten und ähnlichen Angelegenheiten handelte. Eine während des letzten Krieges bei Alt-Novi über die Unna errichtete türkische Militärbrücke war auch nach dem Abschlusse des Belgrader Friedens stehen geblieben. Die darauf bezüglichen Unterhandlungen des Grafen Ulfeldt mit dem türkischen Grenzcommissär waren erfolglos geblieben. Den Vorstellungen Penckler's gelang es, den gewünschten Befehl zum Abbruche der Brücke vom Großwesir zu erwirken. Die Angelegenheit war nicht ohne Bedeutung zu einer Zeit, da Maria Theresia rings von Krieg bedroht war. Die Schwierigkeit des Postens, welchen P. in Constantinopel inne hatte, war seit dem Tode Kaiser Karl VI. erheblich gestiegen. Die Gesandten der Höfe, welche das seiner großen Tochter zufallende Erbe zu erbeuten gedachten, suchten auch die Türkei für ihre Anschläge zu gewinnen und trugen der Pforte eine Allianz mit Frankreich und Preußen an. P. nimmt als sein Verdienst in Anspruch, daß die Pforte nicht nur diese Allianzvorschläge, die noch durch Anerbietungen von Geldsummen und Gebietserweiterung unterstützt wurden, ablehnte, sondern daß vielmehr die Beziehungen zwischen den Höfen von Wien und Constantinopel sich freundlicher gestalteten. Kaiserin Maria Theresia verlieh ihm schon im J. 1742 eine wirkliche Hofkriegsrathsstelle. Im August 1746 erhielt P. die Credentiation, die ihn als kaiserlichen Internuntius und bevollmächtigten Minister beglaubigte. Er notificirte in dieser Eigenschaft der ottomanischen Pforte die im J. 1745 erfolgte Thronbesteigung des Kaisers Franz I. Er wurde auch mit der diplomatischen Vertretung des Großherzogthums Toscana betraut und führte die

Verhandlungen wegen Abschluß eines Freundschafts- und Handelsvertrage[s zwi]schen Toscana und der Türkei. Desgleichen leitete P. auch die „Verewi[gung] des zuerst auf 24 Jahre geschlossenen Belgrader Friedens zur vollsten Zufr[ieden]heit der Kaiserin Maria Theresia und ihres Gemahls, der ihn mit Diplo[m] Wien, 14. October 1747 in „des heiligen römischen Reichs Freiherrnstand praedicato Wohlgeboren“ erhob. Im J. 1755 erhielt P. die erbetene [Ab]berufung aus Constantinopel und kam wieder in seine Vaterstadt zurück, [von der er] nahezu sechszehn Jahre ferne gewesen war. Die Kaiserin wies ihn an, Si[tz und] Stimme im hofkriegsräthlichen Justizcollegio u. zw. unter den Räthen au[s dem] Herrenstande einzunehmen. Er weilte in dieser Stellung nur sechs Jah[re in] seiner Heimath. Es waren Nachrichten nach Wien gekommen, daß der [König] von Preußen während der letzten Kriegsjahre nicht nur getrachtet habe, [einen] Freundschafts- und Handelsvertrag mit der ottomanischen Pforte zu Stan[de zu] bringen, sondern diese auch zum Abschlusse eines Offensivbündnisses zu be[wegen]. Der Wiener Hof besorgte, am Vorabende eines neuen Türkenkrieges zu [stehen]. Diese drohende Gefahr abzulenken, ward Penckler's Aufgabe, als er im J. [1762] abermals zum kaiserlichen Internuntius und bevollmächtigten Minister am [otto]manischen Hofe ernannt wurde. Er trat am 10. Mai 1762 die beschw[erliche] Reise an und fand in Constantinopel ehrenvolle Aufnahme. Er konnte [schon] im October desselben Jahres berichten, daß der Sultan in einer Berathun[g mit] dem Großwesir und Mufti die auf den Abschluß einer Offensivallianz ziel[enden] Anträge Preußens verworfen habe und empfing im folgenden Monate beruhi[gende] Versicherungen der friedfertigen Gesinnungen von Seite der türkischen Regi[erung] gegen die österreichische Monarchie. Er erwirkte auch in der That den [Befehl] des Sultans, daß die bereits bei Belgrad, Widdin und an der bosnischen G[renze] angesammelten türkischen Truppen im Frühjahre 1763 successive zurückb[erufen] und entlassen werden sollten. Es war ihm zum zweiten Male gelungen, de[n von] feindlichen Waffen bedrängten Kaiserstaat vor einem drohenden türkischen Einfa[lle zu] bewahren. Nachdem er noch im J. 1766 die erfolgte Thronbesteigung Jose[fs II.] dem Sultan notificirt hatte, erhielt er endlich die wiederholt erbetene Abber[ufung] und trat, nachdem der neue Internuntius v. Bernnard schon in Constanti[nopel] eingetroffen war, am 13. September 1766 seine Rückreise von Constanti[nopel] an. Am 9. December in Wien angekommen, wurde er am Kaiserhofe mit [vielen] Gnadenbezeigungen empfangen und im Januar 1767 durch Verleihun[g der] Würde eines wirklichen geheimen Rathes ausgezeichnet. Er brachte de[n Rest] seines Lebens in Wien zu und starb hier am 16. November 1774 im [Alter] von 75 Jahren. — Seine Gemahlin war schon am 6. April 1767 gest[orben]. Zwei Töchter und ein Sohn überlebten ihn. — Die ältere Tochter Th[eresia], geboren am 3. Juli 1742, verehelichte sich im J. 1761 mit dem k. k. R[egie]rungsrathe Anton Freiherrn von Doblhoff-Dier (s. A. D. B. V, 272) und [starb] im Februar 1819. — Die jüngere Tochter Elisabeth, geboren im J. [...] vermählte sich 1771 mit dem k. k. Reichshofrathe Franz Josef Freiherrn v. M[ünch-]Bellinghausen und ward die Großmutter des Eligius Freiherrn v. M[ünch-]Bellinghausen (Friedrich Halm). Sie starb im J. 1840. — Penckler's [Sohn], geboren 1751, trat in österreichischen Staatsdienst. Wir finden ihn seit [...] als k. k. wirklichen Hofrath bei der k. k. vereinigten böhmisch-österreich[ischen] und galizischen Hofkanzlei, dann als Beisitzer der k. k. Hofcommission in [Wohl]thätigkeitsangelegenheiten und der k. k. Studienhofcommission. Er wur[de in] den niederösterreichischen Herrenstand aufgenommen und war später Ausschu[ß] desselben. Er betrieb in seiner Jugend auch ästhetische Studien und [schrieb] eine „Abhandlung vom Schäfergedichte“ (Augsburg 1767). Er war mit [dem] Astronomen Hell eng befreundet und ließ demselben in Maria Enzersdor[f]

Grabmal setzen. Seine im J. 1774 mit Josefa Freiin v. Toussaint geschlossene Ehe blieb kinderlos. Seit 1788 Wittwer, starb er am 22. April 1830.

Theilweise nach Acten des kais. und kön. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien. — Ferner wurde benutzt Josef v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches. Bd. 8. — Wurzbach, Biogr. Lex. Th. 21. — Arneth, Alfred Ritter v., Geschichte Maria Theresia's. Band 4, 6, 8 u. 9.

A. V. Felgel.

Pencz: Georg P., Maler und Kupferstecher, findet sich im J. 1523 im Nürnberger Malerbuch als Meister eingetragen. Er scheint Dürer's Schüler gewesen zu sein, denn im J. 1524 heirathete „Jorg, Dürer's Knecht" dessen Magd und wurde als Nürnberger Bürger aufgenommen; dieser Jorg wird wol mit P. identisch sein. Jedoch in dem gleichen Jahre wurde P. mit den Brüdern Sebald und Bartel Beham (s. A. D. B. II, 279) wegen irreligiöser und communistischer Ansichten vor Gericht gestellt, ins Gefängniß geworfen und dann der Stadt verwiesen. Die beiden Beham scheinen übrigens mehr die Anführer gewesen zu sein und P. ihnen gegenüber zurückzutreten. Es war damals eine wilde Gährung der Gemüther eingetreten, und die Beham gingen mit den Schriften Th. Münzer's und Karlstadt's um. Das Verhör unseres P. lautete: „Jorg Pentz sagt auf das Fragstuck, ob er glaub, das ain got sei: Ja, er empfinds zum teil, ob er aber wiß, was er warhafft für denselben got sol halten, wiß er nit. — Was er von Cristo hallt? Halt von Cristo nichts. — Ob er dem heiligen Euangelio vnd wort gottes, In der schrifft verfasst, glaube? Konn der schrifft nit glauben. — Was er von dem Sacrament deß Alltars hallt? Halt vom sacrament des altars nichts. — Was er von der tauff hallt? Halt von der tauff nichts. — Ob er ain weltliche oberkait glaub vnd ainen Rate zu Nürnberg für seine Herrn erkenn, über sein leib, gut vnd was eußerlich ist? Wiß von keynem hern dann allein von got." Bei diesen Grundsätzen, welche die Autorität des Rathes leugneten, war es selbstverständlich, daß derselbe unsern „Schwarmgeist" aus Nürnberg verwies. Im folgenden Jahre, 1525, bat P. den Rath, ihm die Rückkehr zu gestatten, worauf ihm erlaubt wurde, sich in dem nahen Städtchen Windsheim niederzulassen, jedoch wurde ihm die Stadt Nürnberg und ihr Gebiet verboten. Auch wurde er am 28. Mai 1525 seines Bürgerrechts und aller Pflichten entledigt. Späterhin jedoch durfte P. zurückkehren, und sogar zu Gnaden wurde er wieder aufgenommen: im J. 1532 erhielt er eine Bestallung, „einem rate zu gewarten mit seiner kunst zum reißen, malen vnd visirmachen", er wurde demnach eine Art städtischer Maler, und dazu bekam er ein Wartegeld von 10 Gulden, das ihm „aus angezaigter not" vorausbezahlt wurde. Also damals schon stak der Künstler in der Geldklemme; übrigens erhielt er auch für jede einzelne Arbeit, die er für den Rath machte, eine Gratification. Im J. 1538 vergoldete er die Leisten zu den im städtischen Besitz befindlichen Gemälden von Dürer, die vier Temperamente, wofür der Rath ihm 15 Gulden zahlte. Zwei Jahre später fertigte er für den Rath eine Zeichnung des Schlosses zu Gent um 1 Gulden. Im J. 1543 ließ der Rath durch ihn und Sebald Peck „die Stadt Nürnberg von außen in grund setzen" und eine Ansicht entwerfen, wofür sie 261 Gulden 8 Schillinge und 10 Pfund alte Pfennige erhielten. Fünf Jahre später verehrte P. dem Rath „ein künstliches Gemäl St. Hieronymus Bild"; der Rath schenkte ihm dafür 80 Gulden. Das Bild hängt jetzt in dem Germanischen Museum und stellt den Heiligen in seinem „Gehäuse" dar, wie er als ein memento mori auf einen Todtenschädel weist (gemalt 1544). Die Idee dazu geht auf Quintin Messys oder einen andern Niederländer zurück; übrigens ist das Bild recht fleißig und tüchtig gemalt,

jedenfalls besser als seine kalten, italienisirenden Tafeln. Der Künstler sta
im J. 1550 zu Nürnberg (?) und hinterließ Weib und Kind in so großer A
muth, daß der Rath die 60 Gulden bezahlte, die P. einer Vormundscha
schuldig war.

Der Zeitgenosse Neudörfer urtheilt von P.: „Obwol was von diese
Penzen in Kupfer vorhanden, genugsam anzeiget, was trefflichen Verstand un
Geist dieser Mann in der Kunst gehabt, so ist er doch auch des Conterfeyen
sehr sicher und im Malen in den Tafeln sehr fleißig gewesen, also daß ma
kaum erdenken möcht, ob die Farben auch höher möchten gebracht werden. Mi
dem Durchgläsen und Scheinen in Gläsern, Wassern, Feuern und Spiegeln i
er sehr künstlich und in der Perspectiv sehr erfahren. Seiner Handarbeit find
man hie bei den erbaren Bürgern viel." Unter dem „Durchgläsen" ist d
Geschicklichkeit unsers Malers in Lichtwirkungen ꝛc. gemeint, was man auc
noch an verschiedenen Bildern beobachten kann. Für die Kenntnisse des P. i
der Perspective muß das leider zu Grunde gegangene Werk gezeugt haben, wo
von Sandrart in seiner „Teutschen Academie" berichtet: So ist auch rühmlic
zu gedenken, daß unser Künstler in ermeldter Stadt Nürnberg in des Edle
Herrn Volkamer schönen Lustgarten, zu End einer Galerie das Obertheil eine
Zimmers mit Oelfarben gemalt und repräsentirt, ob wäre das Zimmer noc
offen und unausgebaut, die Zimmerleute aber geschäfftig, die Zwerghölzer, Brette
und Tramen einzuziehen, andere sind in Arbeit, den Tachstul aufzuheben, ve
binden den Bau, welches alles gegen dem gemahlten offnen Himmel mit Wolke
und fliegenden Vögeln also natürlich erscheinet, daß viel dadurch angeführt un
das Gemähl vor wahr und natürlich anfänglich geurtheilet, wie dann diese
Irrthum sonderlich vorgeht, wann es an dem Ort besichtiget wird, wo uns
Jörg Pens seinen Horizont vernünftig eingerichtet hat. Den hl. Hieronymu
von 1544 nannten wir schon; andere historische Bilder, die im Gegensatz z
der nordischen Auffassung des Hieronymus im pseudoitalienischen Stile d
deutschen Manieristen gemalt sind und durch glatte kalte Behandlung a
stoßen, befinden sich u. A. in Schleißheim (Venus und Amor; früher in d
Münchener Pinakothek), Pommersfelden (Muse Urania, 1545), Wien (Galeri
Harrach, Caritas, 1546), Dresden (Bruchstücke einer Anbetung der Könige, dr
Stücke einer zerschnittenen Holztafel). Bedeutender sind seine Bildnisse, die z
den schönsten Werken der Nürnberger Schule gehören. Sie sind, an Dürer an
klingend, noch etwas zeichnerisch aufgefaßt, ohne jedoch einer gewissen freie
Auffassung und malerischen Kraft zu entbehren; characteristisch sind sie durc
ihren grau-braungelben Ton. Drei davon besitzt das Berliner Museum: Junge
Mann von 1534 und die beiden Gegenstücke: Maler Erhard Schwetzer von Nürnber
und seine Frau, das erstere 1544, das zweite 1545 gemalt. Das Bildniß eine
jungen Mannes von 1543 ist in der kaiserl. Galerie zu Wien. Sehr charakteristisc
ist das Porträt des Generals Schirmer vom J. 1545 im Germanischen Museum
Auch an andern Orten gibt es Porträts von P., sie werden jedoch übertroffe
durch das prächtige männliche Bildniß eines Gelehrten in der Karlsruher Kunst
halle. Im J. 1544 malte P. das Porträt des berühmten Cardinals Granvella
er ließ dasselbe durch seinen Sohn auf die Losungsstube bringen, um es de
Losungsherrn zu zeigen; derselbe erhielt dafür ein Geldgeschenk. Das Wer
scheint nicht mehr erhalten zu sein. Im Stiche ist noch erhalten das Bildni
des Nürnberger Senators Christoph Coler, das P. im J. 1536 gemalt hatte
Auch den von unbekannter Hand gestochenen Bildnissen des Malers und sein
Frau mögen Originalgemälde von diesem selbst zu Grunde liegen. Nagle
(Monogrammisten III, Nr. 238) stößt sich mit Unrecht an der fehlerhaften
Aufschrift dieser Stiche „Gregor Peins"; es ist ja doch ganz zweifellos das b

nte Monogramm des P. darauf, und die Tracht der dargestellten Personen spricht auch der Pencz'schen Zeit. Der Künstler erscheint da als ein Mann a von 30 Jahren, während er in dem 1574 gestochenen Medaillonporträt eutend älter erscheint. Sandrart's charakterloser Stich ist vielleicht aus n letzteren heraus „idealisirt". Jedenfalls stellt ihn das schöne Jünglings-trät von 1544 in den Uffizien zu Florenz nicht dar, wie man dort behauptet; erdings ist P. der Verfertiger desselben.

Bekannter ist P. als Kupferstecher. Obwohl den beiden Beham gleichaltrig, eint P. sich doch als Stecher nach diesen gebildet zu haben; jedenfalls ist er sen sehr verwandt, und zählt ebenso zur Gruppe der sogenannten „Klein-ister". Uebrigens ziehen wir trotz der unleugbaren Feinheit und Zierlichkeit Pencz'schen Grabstichels die Arbeiten der Beham vor. Offenbar hat er auch Arbeiten der römischen Schule studirt und ist leider dadurch in eine gewisse erflächlichkeit des Kopftypus verfallen, und es sieht ihm oft genug aus den gelernten römischen Formen die deutsche Sprödigkeit und Knorrigkeit hervor. der unleugbare italienische Einfluß durch eine Reise nach Welschland zu ären ist, darüber sind die Ansichten verschieden; Sandrart und die meisten hmen es an, Rosenberg leugnet es. Wir müssen die Sache dahingestellt sein sen, bemerken aber, daß in dieser Frage die Jahre 1526—1532 hauptsächlich beachten sind; auch käme das Jahr 1539 in Betracht, wo P. die verrückte mposition des Giulio Romano, die Erstürmung Karthagos, möglicher Weise Italien gestochen hat. Diese Platte ist Pencz's umfangreichstes Werk, über-upt einer der größten Stiche des 16. Jahrhunderts; der römische Kunsthändler lamanca erwarb sie zum Abdrucke. Sonst halten sich Pencz's Blätter in heidenem Maßstabe, ja es sind viele ganz kleine darunter, die ihn eben zu em der „Kleinmeister" stempeln. Sein erster datirter Stich ist von 1535; diese hl befindet sich auf dem Regulus, der zu einer Folge von 4 Blättern aus der nischen Geschichte gehört. Ob er überhaupt viel früher gestochen hat, ist wol glich. P. arbeitete nach dem alten und neuen Testament, ferner eine nze Reihe geschichtlicher, mythologischer und allegorischer Darstellungen; von iligen hielt er sich ferne. Seine mythologischen und allegorischen Dar-llungen befriedigen öfter sehr wenig, da ihm die Durchbildung des Nackten d die schöne Eleganz der Formen abging, jedoch muß man gestehen, daß er tzdem manchmal durch seine römischen Studien in den Stand gesetzt war, h eine gewisse Schönheit der Formen und Reinheit der Composition zu er-len. Sein 1543 gestochenes Porträt des Kurfürsten Johann Friedrich von chsen rivalisirt in der Trefflichkeit der Behandlung mit den B. Beham'schen; scheint übrigens nach einer Vorlage von Cranach ausgeführt zu sein.

P. verdiente eine eigene Behandlung; seine Kupferstiche sind im 8. Bande Peintre-Graveur des Bartsch beschrieben; sonst vergleiche noch A. Rosenberg R. Dohmes Kunst und Künstlern, 1877, und den betreffenden Passus in oltmann-Wörmann's Geschichte der Malerei.

Wilh. Schmidt.

Pendel: Johann Georg P., Bildhauer — geboren unbekannt wo — n 1650 als schon fertiger Künstler nach Prag, erwarb sich noch im gleichen hre das Bürgerrecht in dieser Stadt, infolge seines ersten monumentalen rkes auch den Titel eines kaiserl. königl. Hofbildhauers. Den Auftrag für es noch immer als Zierde des Prager Altstädter Rings bestehende Werk gab Kaiser Ferdinand III. — wie er dabei aussprach — aus Dankbarkeit für Errettung der Altstadt von den Schweden (1648). Eine hochaufragende nannte Mariensäule umgeben, entsprechend der ausgedehnten quadratischen

Basis, vier kampfgerüstete Engel. Dem Geschmacke der Zeit angemessen in flotter Barocke gehalten, zeigt sowol die Gesammtanordnung, wie die Figurenbildung den geistreichen und gutgeschulten Plastiker. Das wurde um so augenfälliger, als es galt, die während der Belagerung von Prag im J. 1757 durch eine preußische Kugel zertrümmerte Engelgestalt neu zu ersetzen. (Ersetzt wurde sie, aber weder im Geiste noch in der Form Pendel's.) Bei so rasch erworbener kaiserlicher Gunst gelang es P. zunächst auch den mittlerweile ausgebrochenen Streit zwischen der Malerbruderschaft und den Bildhauern, die bis dahin in gemeinschaftlichen Verbande standen, durch die erwirkte Genehmigung für eine gesonderte Verbündung der Bildhauer beizulegen. — Weitere Werke von ihm sind die in der Façade der Salvatorkirche (am Kreuzherrnplatze) angebrachten Figuren der Kirchenväter, die wol ursprünglich für anderweitige, der Horizontlinie näher gelegene Aufstellung bestimmt waren. Denn für die, in welcher sie jetzt hoch oben zu finden sind, mangelt die erforderliche Ausdehnung des Höhenmaßes. — Eine recht tüchtige Arbeit ist wieder die im westlichen Theile des Hradschiner Schloßgartens befindliche Herkulesstatue. Dlabacz weiß noch von Altarverzierungen in der — aufgehobenen — St. Martinskirche in der Altstadt; desgleichen in einer nicht mehr existirenden Muttergotteskirche zu berichten. Beide sind also der Beurtheilung entzogen. Gleich unbestimmt wie das Geburtsjahr Pendel's ist das seines Ablebens; sicher nur ist, daß er in Prag gestorben — im Hinblicke auf eines seiner letzten Werke dürfte das Jahr 1665 als Todesjahr anzunehmen sein.

Dlabacz, Allg. histor. Künstler-Lexikon. — Füßli's allg. K.-Lex. — Hammerschmieds Prodrom. glor. Pragensis. Eigene Notizen.

Rud. Müller.

Pennavaire: Peter v. P., preußischer Generallieutenant, 1680 als der Sohn eines, aus einem zu Saint-Antonin in Guyenne ansässigen Geschlechte stammenden Advocaten am Parlament zu Toulouse geboren, welcher infolge der Aufhebung des Edicts von Nantes mit seinen vier Söhnen auswanderte, diente zuerst bei den Grand-Mousquetaires, mit denen er am 11. Sept. 1709 bei Malplaquet focht, ward 1712 Lieutnant beim Leibregiment zu Pferde (Kürassierregiment Nr. 3), mit welchem er 1715 am Feldzuge in Pommern theilnahm, und machte später als Oberst den zweiten schlesischen Krieg mit. Daß sein König mit seinen Diensten zufrieden war, beweist die Verleihung des Ordens pour le mérite, welchen er im Juni 1747 empfing, und die ein Jahr später erfolgte der Drostei Esens in Ostfriesland. Mit letzterer erhielt er die Erlaubniß, das Geschenk zu verkaufen; er trat die Drostei daher 1749 an einen Herrn v. Stechow ab; er selbst wird Herr auf Heiligenthal im Mansfeldischen genannt. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, war er Generalmajor und Chef des Leibcarabinierregiments (Kürassierregiment Nr. 11). Dem Feldzuge des Jahres 1756 wohnte er in Sachsen bei, nach Beendigung desselben ward er im Februar 1757 Generallieutenant und mit dem Schwarzen Adlerorden begnadigt. Aber dem tapfern Reitersmann scheinen Umsicht und Raschheit des Entschlusses gefehlt zu haben; vielleicht hatte sein hohes Alter ihm diese für seine Stellung unentbehrlichen Eigenschaften geraubt. So kam es, daß er mitschuldig ward an den Ursachen, welche am 18. Juni 1757 den Verlust der Schlacht bei Kolin herbeiführten. Er hatte den Befehl erhalten, mit den ihm unterstellten 20 Schwadronen Kürassiere am Fuße der Höhe von Brzistwy stehen zu bleiben, bis die Infanterie des linken Flügels unter Hülsen und Moritz von Dessau, auf welcher die Last des Hauptangriffs lag, die nöthigen Fortschritte gemacht hätte; in seiner Disposition hatte der König der Cavallerie empfohlen, bei der Hand zu sein um einzuhauen, wenn es gälte den Sieg zu vervollständigen. Das Feh-

hatte solche Fortschritte gemacht, daß es sich nur noch darum handelte,
e Erfolge auszubeuten, aber P., an den Buchstaben des letzten ihm zuge-
genen Befehls sich haltend, rührte sich nicht, sondern blieb ruhig an einer
lle, wo er nichts thun oder wenigstens gar nichts sehen konnte. Da brachen
österreichischen Reiter gegen die preußische Infanterie vor; P. sollte Hilfe
ngen, der König sandte ihm den Befehl dazu, aber statt demselben auf dem
zesten Wege nachzukommen, machte er einen weiten Weg um die Gehöfte von
istwy herum, wo er außerdem noch durch eine Schlucht aufgehalten ward.
lleicht hat die sogenannte Schwedenschanze, welche in jener Richtung lag
noch heute eine ansehnliche Höhe hat, ihn dazu veranlaßt; der bemitleidens-
rthe Greis wußte aber auf Befragen nach der Schlacht weder hierüber Aus-
ift zu ertheilen, noch erinnerte er sich des vom Könige ausgegebenen allge-
inen Angriffsplanes oder der Art und Weise, wie er überhaupt auf den
mpfplatz gelangt war. Letzteres geschah, weil er auf den Befehl gewartet
denselben, als er ihn erhalten, nicht auf dem kürzesten Wege ausgeführt
te, viel zu spät. O'Donnel's Cavalleriedivision stand ihm bereits in zwei
ien gegenüber. Aber, wenn ihm auch der moralische Muth, etwas ohne
drücklichen Befehl zu thun, und der geistige Ueberblick gefehlt hatten, an der
sischen Tapferkeit mangelte es ihm nicht. Sobald 10 Schwadronen aufmar-
rt waren, stürzte er sich auf den Feind. Bevor er ihn erreicht hatte, wich
selbe. Dann aber geriethen Pennavaire's verfolgende Reiter in das Feuer
gegnerischen Infanterie, machten kehrt und flutheten zurück. Nochmals
rt er sie vor, als von neuem österreichische Cavallerie das eigene Fußvolk
roht, aber wieder kommt er in jenes verhängnißvolle Feuer aus dem Eich-
ldchen, welches Hülsens Grenadiere einige Stunden vorher besetzt aber wieder
loren hatten, und in noch größerer Auflösung jagen seine Kürassiere rückwärts:
sonst so braven Leute sind für diesen Tag nicht ferner zu gebrauchen. Im
rbst des nämlichen Jahres ging er mit der Armee des Herzogs von Braun-
weig-Bevern nach Schlesien; in der Schlacht an der Lohe am 22. November,
seine beiden Kürassierregimenter (Nr. 6 und 9, Baron Schönaich und Prinz
hönaich), der Colonne des Generals Schulz zugetheilt, die über die Lohe
angenen Oesterreicher vergeblich zurückzuwerfen versuchten, ward er schwer
wundet. Am 19. Januar 1759 ist er zu Berlin im 80. Lebens- und im
. Dienstjahre an einer Lungenentzündung gestorben. Auf Friedrichs des Großen
nkmal unter den Linden in Berlin steht auch Pennavaire's Name ver-
chnet.

Archiv des preußischen Kriegsministeriums. — J. Kutzen, Vor hundert Jahren, 1. Abtheilung, Breslau 1857. B. Poten.

Penninc, ein niederländischer Dichter, verfaßte den Roman „van Walewein“,
n 1250, da Maerlant im Alexander darauf anzuspielen scheint: eben diese
itbestimmung geht aus der Reinheit der Sprache und der Verskunst hervor,
lche sich mit den Verhältnissen des Reinaert vergleichen lassen. Der Roman
mfaßt über 11 000 Verse, die letzten 3300 sind von einem Fortsetzer, Pieter
Vostaert, hinzugefügt, welchem der Entwurf Penninc's vorlag. Beide Dichter
waren offenbar Fahrende; der Name Penninc erinnert an Helbling in einer
österreichischen Satire aus dem Ende des 13. Jahrhunderts: eine kleine Geld-
münze dient zur Bezeichnung des geringgeschätzten Poeten. Aber P. verdient
alles Lob sowol wegen seiner fließenden lebhaften Erzählung, als wegen des
übersichtlichen Planes, nach welchem er die Fülle der wunderbaren, von Wale-
wein natürlich stets glücklich bestandenen Abenteuer geordnet hat. Der Held
jagt zuerst einem fliegenden Schachspiel nach, erringt, um dies von König
Wonder zu erhalten, das Schwert mit den zwei Ringen, und gewinnt endlich

eine Geliebte, Isabella, die er ursprünglich gegen das Schwert hatte einta
sollen. Zahlreiche eingeschobene Abenteuer sind auch anderswo bekannt
goldner Baum mit Vögeln, die durch Blasbälge zum Singen gebracht we
ein todter Ritter, der dankbar für die Bestattung dem Helden Hilfe bringt
Der Roman von Perceval ist deutlich benutzt, wie andrerseits der Moriae
unserm Gedichte schöpft. Walewein erscheint nicht nur als tapfer und treu,
als barmherzig; moralische Erziehung empfiehlt der Dichter 4838. Auf
französische Quelle weist nur der Fortsetzer hin, während P. sie abzul
scheint. Die Uebereinstimmung mit einigen Versen eines sonst verschol
Gauwain könnte zufällig sein.

Ausgabe von Jonckbloet nach einer guten Handschrift von 1350 i
Werken uitgegeven door de Vereeniging ter bevordering der oude Nl. l
kunde, Leiden 1846. 48. — Fragmente von C. P. Serrure in De Een
1850. Vgl. auch Jonckbloet, Gesch. d. Mnl. Letterkunde[2], (1852), 7
111; Gesch. d. Nl. Letterkunde I (1884), 325—332.

Marti

Pennink: Cord P., Obrist und Ritter. — Ohne Zweifel würden d
die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts fallenden Schicksale und Thaten
ehrbaren Kriegsmanns das anziehende Zeit- und Charaktergemälde eines
letzten Landsknechtführer gewähren, wenn genauere Daten über ihn vorl
Die Andeutungen, welche die Inschrift seines Grabdenkmals in Hamburg
gab, veranlaßten den Archivar Lappenberg zu eingehenden Nachforschu
deren Ergebnisse jedoch, obschon sie aus gleichzeitigen deutschen, dänischen, engli
u. a. Quellenwerken geflossen sind, keineswegs genügen. Wir wissen nicht
mal, wann und wo er geboren, vermuthen aber, in Niedersachsen, etwa
Ende des 15. Jahrhunderts. Daß er einem vornehmen Geschlechte entsp
sei, wie die Grabschrift angiebt, dürfte als eine gewöhnliche Höflichkeitsf
aufzufassen sein. Unter welchen Fahnen er das Kriegshandwerk erlernt, is
bekannt. Er wird zuerst genannt unter den deutschen Hauptleuten, welch
Dänenkönig Christiern II. für den Krieg gegen Schweden geworben, das
seine Tyrannei unter Gustav Wasa aufgestanden war. P. scheint sodann
entthronten Könige um 1523 nach Holland gefolgt zu sein, aber dessen D
quittirt zu haben, als Christierns fernere Politik seinen Grundsätzen nicht
sprach. Er trat vielmehr in die Dienste der Nachfolger des Königs, Friedri
und Christian III. Letzterem half er in der sog. Grafenfehde die Schlach
Assens auf Fühnen (1535) gewinnen und stand in dessen Kriegsdienst
1536 vor Kopenhagen. Um 1540—42 finden wir ihn als Anführer
deutschen Reitergeschwaders, welches Christian III. dem Könige Franz I.
Frankreich zuschickte; dies nöthigte P., seine Waffen gegen Deutschlands K
Karl V., in den Niederlanden zu tragen, was ihm des Kaisers Ungnade z
Denn, als er nach dem Frieden (1544) seinen Wohnsitz in Celle nehmen w
bestimmte der Kaiser den Herzog von Braunschweig-Lüneburg, dies nic
dulden. P. kam nun nach Hamburg, wo er Grundeigenthum erwarb und
häuslich niederließ. Bald darauf aber (1545) begehrte Heinrich VIII., Engl
König, Pennink's Dienste, wogegen sich einige Rathgeber des Königs erh
welche P. verdächtigten, jedoch erfolglos, denn der „Capitain Couripenny",
man ihn in England nannte, erhielt seine Bestallung und zugleich die R
würde. Auch seine Aussöhnung mit dem Kaiser vermittelte Heinrich VIII.
erhielt nun den Auftrag, etwa 4000 Landsknechte in Deutschland anzuwe
zu einem gegen Schottland gerichteten Kriegszug. Nach dessen Beendigung
P. wieder nach Hamburg, woselbst ihn nun (1546) der Senat als Obrist
Bestallung nahm, eine Anstellung, die der Schmalkaldische Krieg veranla

nächst zog er mit einer Söldnertruppe nach Magdeburg, zur Unterstützung ser Stadt gegen Herzog Moritz. Im Vorjahr 1547 stellte P. mit andern geordneten der protestantischen Stände Niedersachsens den Feldzugsplan fest gen die Expedition der katholischen Partei unter dem Herzog Erich v. Braunschweig und dem Obristen von Wrisberg, welche mit etwa 29,000 Mann die undesstadt Bremen belagerten und hart bedrängten. Hamburg hatte zwar reits durch Sendung einer Kriegsflotte Bremens Wasserseite gedeckt und die ufuhr von Lebensmitteln gesichert, doch galt es nun, das Belagerungsheer zu ande zu besiegen und Bremen, sowie das ganze protestantische Niedersachsen n den Unterdrückungsversuchen der katholischen Partei zu befreien. Unter m Oberbefehl des Grafen v. Mansfeld kam bei dem Hoya'schen Städtchen rakenburg an der Weser ein stattliches Bundesheer zusammen, dem sich die elagerungsarmee gegenüberstellte. Das Hamburger Contingent (8 Fähnlein ußvolk nebst 7 Geschützen und 1 Fähnlein Reiter) rückte in die Schlachtlinie ter seinem Obristen, Ritter Cord P., dem auch die Contingente anderer undesstädte unterstellt waren. In der am 24. Mai 1547 daselbst gefert en blutigen Schlacht wurde die katholische Armada aufs Haupt und in e Flucht geschlagen, eine Victoria der protestantischen Sache, welche dem wohlgelegten und tapfer ausgeführten Seitenangriff des Pennink'schen Corps zu rdanken war, und demselben wie seinem kriegskundigen Feldobristen zu großer hre gereichte. Bremen war wie Niedersachsen gerettet. P. zog wieder zurück ch Hamburg. Aber noch gönnte der greise Held sich keine Ruhe. Denn noch nmal ließ er sich bewegen, einer königl. Berufung in den englischen Kriegsenst zu folgen, wozu er vom Hamburger Rathe Urlaub erhielt, der ihm auf n briefliches Ansuchen 1550 und 1551 verlängert wurde. (In diesen Briefen terzeichnet er seinen Namen hochdeutsch: „Chunrad Pfenning, Obrister und tter".) Nachdem er zu Berwick in England die Rüstungen zu einem abermaligen Kriege gegen Schottland vollendet, vielleicht auch an demselben theilnommen, kehrte er nach Hamburg zurück, um nunmehr auszuruhen, vermuthh auf einem ländlichen Gehöfte in Hamm bei Hamburg, welches seiner Eheau Anna (deren Familiennamen wir nicht kennen) Eigenthum war. Als der te Kriegsmann sein Ende herannahen fühlte, verehrte er (1554) der Stadt amburg einen namhaften Beitrag zu den Kosten eines neuen Festungswerks im Steinthor. Dann wappnete er sich mit geistlicher Rüstung und verschied n 5. Februar 1555. Er wurde hierauf mit großem Gepränge in seinem rabgewölbe in der St. Jacobikirche feierlich bestattet. Seine Wittwe ließ ihm selbst ein Marmordenkmal errichten, dessen Inschrift in lateinischen Distichen r gleichzeitige Dichter und Rathssecretär Ritzenberg verfaßt hatte. Ansprechenr lautet in ihren einfachen treuherzigen Reimen eine zu derselben Zeit entndene deutsche Uebertragung, welche uns aufbewahrt ist. Sie charakterisirt n „alten Herrn Cord Pennink lieb und werth im ganzen Sachsenlande hochehrt" — als einen ehrbaren, tugendsamen, treuen Kriegs- und Rittersmann, ssen Tapferkeit und Kriegskunst in vielen Schlachten Dänemark, Schweden, rabant, Frankreich, England, Schottland, und zumal Niedersachsen erfahren ben, dem er, durch den Sieg bei Drakenburg, den Friedensstand gesichert. ervorgehoben wird, daß er, „deff' man so wenig Acht hat", niemals wider ottes Macht in einen Krieg gezogen sei, und stets fromm nach Gottes Wort lebt habe, wie Cornelius der Centurio, den die heilige Schrift preist. — ies Epitaph, welches 1617 auf Kosten der Jacobikirche restaurirt wurde, und ch 1663 vorhanden gewesen sein muß, ist seitdem spurlos verschwunden, vielcht erst zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts, als man in Hamburg mit den terthümern der Kirche vandalisch aufräumte. Von Pennink's Wittwe Anna

wissen wir noch, daß sie, einige Jahre nach seinem Tode, einen seiner
genossen, den Hamburger Hauptmann Nickel Plate heirathete, nach dessen
(1568) sie ihr Gehöfte in Hamm verkaufte.

Lappenberg, „der Obrist Cort Pennink" im 5. Bande der Ze
des Vereins für Hamb. Geschichte, S. 32—45. — Die gleichzeitigen
Chroniken in niederdeutscher Sprache herausg. von Lappenberg. –
lateinische und deutsche Inschrift ist gedruckt in Lossius: Epitaphia pri
(1580) S. 125. Die lateinische in Anckelmann's Hamb. Inscriptionen (
Ben

Penshorn: David P., letzter hamburgischer Superintendent, n
Sohn von Magnus P., der mit seinem Bruder Cyliacus zur Zeit der
mation in Hamburg lebte. Das erste sichere Datum aus seinem Leben i
er am 2. August 1553 in Wittenberg inscribirt ward; darnach wird e
um 1533 geboren sein. Um Johannis 1562 ward er in Hamburg Pas
Hospital zum heiligen Geist. Als der Hauptpastor zu St. Nicolai Joh.
Zarius im J. 1565 an der Pest gestorben war, wurde P. zu seinem
folger erwählt und während der Vacanz der Superintendentur vom
Joachim Westphal eingeführt. Es war die Zeit, in welcher in der luth
Kirche ernstliche Bestrebungen gemacht wurden, die eingerissenen Zerw
und Streitigkeiten zu beseitigen und eine Uebereinstimmung in der Lehre
stellen. Nachdem Jacob Andreae, der hauptsächlichste Förderer dieses Conc
werkes, zum ersten Mal im Herbst 1569 nach Hamburg gekommen war,
Prediger hier für dieses Werk zu gewinnen, finden wir neben Joachim W
vor allen besonders P. für dasselbe thätig. Keiner wurde dann so oft
sei es allein oder mit einem Collegen, zur Vertretung der hamburgischen
auf auswärtigen Conventen deputirt. So war er schon zu dem im Ma
in Zerbst gehaltenen Convente mit dem Prediger Staphorst entsandt; n
Westphal im J. 1571 Superintendent geworden war und unter We
Nachfolger in der Superintendentur Cyriacus Simens (1574—76) h
beinahe alle Verhandlungen mit den auswärtigen Theologen, aus welche
schließlich die Annahme der Eintrachtsformel (Formula Concordiae) re
namens der hamburgischen Geistlichkeit zu führen. So wurde er denn a
22. Februar 1575 zum Adjutor des letzterwähnten Superintendenten
und nach dessen am 13. März 1576 erfolgten Tode zunächst am 24. M
1576 zum Senior des Ministeriums und sodann am 17. August 15
Superintendenten erwählt. Als Senior hat P. als erster unter den h
gischen Predigern das Concordienbuch unterschrieben; ihm folgten die
lichen Geistlichen bis auf einen, der dann Hamburg verließ und a
reformirter Prediger wurde; in der Annahme der Concordienformel du
hamburgische Kirche dürfen wir ganz besonders mit sein Werk sehen.
als Hauptpastor und hernach als Senior und Superintendent war
betheiligt bei dem Verfahren, das gegen die nach Hamburg gekommenen
meist niederländischen, nicht lutherischen Christen eingeschlagen ward;
noch eine Reihe von Abhörungsprotocollen vorhanden, die P. großentheil
geschrieben hat; sie haben ersichtlich nur den Zweck, das Ergebniß der
nommenen Verhöre festzustellen. Ein besonderes Verdienst erwarb sich
um die Amtseinkünfte der Landpastoren im hamburgischen Gebiete; n
nach eingehenden Untersuchungen über sie vorgenommene Aufzeichnung
noch von großem Interesse. Er starb am 29. September 1593; sei
ward von acht Geistlichen getragen. Er hinterließ drei Söhne und vier
sein ältester Sohn, auch David P. genannt, geboren 1570, ward im
Senator in Hamburg und war Mitglied der Gesandtschaft, welche di

urger im J. 1654 nach Paris schickten und die dort am 10. Mai 1655 mit udwig XIV. einen See- und Handelstractat abgeschlossen hat. Der Eppenorfer Pastor David Penshorn († 1628) war ein jüngerer Vetter unseres Superintendenten, Sohn des Cyliacus P.

Eine Lebensbeschreibung Penshorn's existirt noch nicht. — Moller, Cimbria litterata I, S. 483 f. — Lexikon der Hamb. Schriftsteller VI, S. 17 f. — Wilkens, Hamburgischer Ehrentempel, S. 345 f. — Mönckeberg, Die St. Nikolai-Kirche in Hamburg, S. 130 f. — Foerstemann, Album Viteberg. p. 283. — Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, VI, S. 317 ff. u. S. 345 ff., zwei Aufsätze von Otto Beneke: „Zur Geschichte der nichtlutherischen Christen in Hamburg 1575 bis 1589" und „Die Amtseinkünfte der hamburgischen Landpastoren in älterer Zeit"; vgl. hier auch besonders S. 355 ff. Angaben über die Familie Penshorn. — Fabricii memoriae Hamburgenses VII, p. 270 ff. l. u.

Penterriedter: Christoph Freiherr v. P., Reichshofrath, niederländischer Rath, wirklich geheimer Rath, Gesandter Karls VI. in Paris. P. entstammte einer Familie, welche erst mit seinem Vater Johann Christoph am 25. Februar 1662 geadelt worden war. Dank seiner rastlosen Thätigkeit und seines mit unbegrenztem Ehrgeize gepaarten staatsmännischen Wissens gelang es ihm, eine Höhe zu erklimmen, welche damals für Solche, die sich keiner langen und glänzenden Ahnenreihe rühmen konnten, fast unerreichbar war. Glückliche Zufälligkeiten halfen jedoch auch mit, seine Laufbahn eben zu gestalten. So war ihm Prinz Eugen von Savoyen besonders gewogen, was nicht wenig dazu beitrug, ihn schneller vorwärts zu bringen. Sein Name wurde erst zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges so recht eigentlich bekannt. Er nahm an den Friedensverhandlungen zu Utrecht als kaiserlicher Gesandtschaftssecretär und Regierungsrath theil und gewann von dem Gange des Friedensgeschäftes genaueste Kenntniß. Deshalb erbat sich Prinz Eugen ausdrücklich, daß ihm bei seiner am 26. November 1713 stattfindenden Zusammenkunft mit dem französischen Marschall Villars zu Rastatt P. als Secretär beigesellt werde. Am 7. März 1714 erfolgte der Abschluß des Friedens von Rastatt, und am 7. September desselben Jahres wurde zu Baden in der Schweiz der Reichsfrieden geschlossen, an dessen Verhandlungen P. ebenfalls theilgenommen hatte. Nach dem Tode Ludwigs XIV. wurde P. ohne besonderen Charakter nach Paris geschickt, woselbst er am 8. December 1715 eintraf, um bis zur Rückkehr des Botschafters, Grafen Koenigsegg, welcher zur Zeit in den Niederlanden weilte, die österreichische Regierung zu vertreten. Laut kaiserlicher Instruction vom 23. October 1715 wurde P. „aus besonderem Vertrauen zu seiner Treue, Capacität und in publicis erworbenen Erfahrenheit" für diesen wichtigen Posten auserlesen. Zugleich erhielt er den Auftrag, auf die Ausführung einiger Bestimmungen zu dringen, welche aus dem Rastatt-badischen, westfälisch-nimwegischen und ryswickischen Frieden noch ausständig war. Nach geschlossenem Barrierentractat mit den Holländern, welcher im Anschluß an den Utrecht-Rastatter Frieden steht, wurde Graf Koenigsegg, bisher bevollmächtigter Minister in den Niederlanden, von da abberufen, um sich als Botschafter auf seinen neuen Posten nach Paris zu begeben. Die Abberufung Penterriedter's erfolgte am 12. August 1716. Am 14. September reiste P. von Paris ab, traf am 19. in Brüssel ein, wo er dem Grafen Koenigsegg die nöthigen Nachrichten mittheilte und sich sodann zum Kaiser begab. Graf Koenigsegg selbst langte am 20. März 1717 in Paris an. Als gegen Ende des Jahres 1716 die Verhandlungen über die Quadrupelallianz Oesterreichs und der drei Westmächte ihren Anfang nahmen, wurde P. zu öfteren Malen mit wichtigen Instructionen nach Hannover und London geschickt, und er entledigte sich

stets seiner Aufträge zur vollsten Zufriedenheit seines kaiserlichen Herrn.
abermaliger Abberufung Koenigseggs erfolgte am 23. September 17
zweite Sendung Penterriedters nach Paris; zuvor wurde ihm jedoch „au
deren Bewegursachen“ der Freiherrnstand verliehen. Das Diplom selb
das Datum vom 25. September. Am 8. November 1719 kam P. nach
woselbst er bis zum 7. Februar des Jahres 1722 verblieb; denn in der Z
zeit — am 30. December 1721 war er als Gesandter zum Friedensc
zu Cambray ernannt worden, auf welchem wegen der Ansprüche Spani
italienische Gebietstheile unterhandelt werden sollte. Marcus Freiherr
seca wurde während der Anwesenheit Penterriedter's in Cambray mit
tung der Geschäfte beauftragt. Am 28. October 1723 erhielt P. jed
Weisung, wann immer er es für nothwendig erachte und ohne vorer
fragen, sich nach Paris zu begeben, da es der allerhöchste Dienst erfordere,
mehrers authorisirten Minister, als der Baron de Fonseca ist, zu ein oder
Zeit am französischen Hofe zu haben.“ Das Wiener Cabinet erblickte in P.,
man auch in Cambray „nicht so leichtlich“ entbehren konnte, Denjenigen,
im Falle des Todes des Herzogs von Orleans und darnach folgender V
rung im Ministerium in verläßlichster Weise über den Gang der fran
Politik berichten konnte. Nach dem Scheitern der unfruchtbaren Verhan
des Congresses zu Cambray wurden u. z. am 30. April 1725 die Ge
von dort abberufen. Im Juli 1726 wurde Graf Stephan Kinsky an
des Grafen Koenigsegg zum Botschafter in Paris ernannt, inzwischen s
doch P. dahin beordert. Seine Anwesenheit in Paris war um so w
als der Tod Georgs I. von England und die fortgesetzte Belagerung Gib
von Seite der Spanier dem Zusammentritte des neuen Congresses zu S
langen Aufschub bereiteten. Ende des Jahres 1727 erhielt P. den besonder
trag, beim französischen Hofe auf die Eröffnung des Congresses zu dring
dem er laut Instruction vom 27. Dec. neben dem Hofkanzler und Mini
auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Sinzendorff und Grafen Kinsky als
Bevollmächtigter geschickt wurde. Inzwischen hatte P. noch die Würde ei
heimen Rathes erhalten. Während des Congresses starb P. zu Soissons, am 2
1728. Wie schmerzlich sein plötzliches Hinscheiden den Kaiser traf, b
folgende Zeilen, welche dieser am 5. August desselben Jahres an Sin
schrieb. „Der Verlust eines so getreuen, rührigen und guten Dieners wä
jederzeit nicht wenig empfindlich gewesen, ist es aber dermalen um so me
derselbe zu gar unbequemer Zeit sich zugetragen hat.“ Die kurze Kr
welche P. befallen, war wol auch durch den Schmerz noch gefährlicher ge
den P. darüber empfand, daß Sinzendorff ohne ihn zu öfteren Malen m
Cardinal Fleury geheime Berathungen pflog. Schlit

Pentz: Konrad Lüder v. P. oder v. Penz, aus altem mecklenbu
Geschlechte, Sohn eines Hauptmanns, geb. 1728, lebte als früherer hollä
Lieutenant in bescheidenen Verhältnissen in der Stadt Penzlin als Priv
und starb im Frühling 1782. Aus seiner Ehe mit Ida Benedicta v.
hinterließ er drei Kinder. Er beschäftigte sich eifrig mit den Genealog
mecklenburgischen Adels auf Grundlage der Sammlungen des wahrscheinli
1746 verstorbenen jüngeren Johann Heinrich v. Hoinckhusen, die ihm 17
den Erben ausgehändigt waren, und deren Besserung und Vermehrung er
lässig betrieb. Wahrscheinlich lebte er mit vom Ertrage der Lieferung g
gischer Nachweise an adlige Familien und von ihm stammen wahrscheinl
solche Arbeiten aus seiner Zeit. So sicher die Beschreibung des Ge
v. Bülow, welche der meckl.-strelitzische Geh. Kammerrath J. F. J
v. Bülow auf Klaber revidirte und 1780 drucken ließ, ebenso das „Ver

s mecklenburgischen Adels", das unter des Ministers v. Gamm Namen geht. enz's Papiere sind endlich in das großherzogliche Archiv in Schwerin gelangt.
S. Lisch, Jahrbb. 29, S. 35—44. Krause.

Penzel: Abraham Jakob P., Philologe und Polyhistor, 1749—1819. r wurde als der Sohn des reformirten Pfarrers Joh. Jak. P. am 17. November 1749 in dem Dorfe Törten bei Dessau geboren und zuerst hier, dann it 1757 in Jeßnitz, wohin der Vater versetzt war, meist privatim und plans unterrichtet. 1762 kam er auf das reformirte Gymnasium in Halle, gerieth ber bald so in Zerstreuungen und Nichtsthun, daß der Vater ihn wieder nach ause berief, um ihn selbst zur Universität vorzubereiten. Durch den Rabbiner er jüdischen Gemeinde in Jeßnitz in das Hebräische eingeführt, beschloß P. orgenländische Sprachen zu studiren und bezog zu dem Zwecke 1766 die Uniersität Göttingen, trieb hier aber, so weit er überhaupt arbeitete, vorwiegend ie nordischen Sprachen; er lernte, mit außerordentlichem Sprachtalente begabt, ich schwedisch, dänisch und isländisch. Um ihn seinem unordentlichen Leben u entziehen, hielt ihn der Vater von 1767 an wieder zu Hause; er arbeitete iel, aber Alles ohne rechten Plan; bald beherrschte er zehn todte und lebende Sprachen. Ein Heftchen Gedichte „an die Venus Erycina", welches er 1769 in Berlin drucken ließ, erwarb ihm die Gunst Fr. Nicolai's. 1770 ging er nach eipzig, um die unterbrochenen Universitätsstudien wieder aufzunehmen; Reiske nteressirte sich für ihn, er wurde Mitarbeiter an den Acta eruditorum und der eipziger gelehrten Zeitung, kam auch in Verbindung mit Klotz und anderen amhaften Gelehrten. Auf Reiske's Drängen, sich einem bestimmten Gebiete zuzuwenden und das Vielerlei zu lassen (er hatte in Leipzig u. A. auch noch olnisch gelernt), beschloß er, sich auf die alte Geographie zu beschränken. Auf Klotz's Rath ging er nach Halle und wurde hier am 9. September 1771 Magister mit einer Dissertation „de Barangis in aula Byzantina militantibus", abilitirte sich auch in demselben Herbste mit einem Programme über die Hyerboräer. Durch Schulden bedrängt, konnte er sich in Halle nicht halten, fand uch in Jena, wohin er gewandert war, kein Unterkommen und sah sich so geöthigt, wieder zum Vaterhause zurückzukehren. Hier begann er fleißig an einer eutschen Uebersetzung des Strabo zu arbeiten; ehe diese aber vollendet war, erließ er 1774 die Heimath und ging nach Würzburg, fand hier auch am fürstischöflichen Hofe Aufnahme und Unterstützung, so lange er die Universitätsibliothek fleißig besuchte. Der größte Theil der „Pomona franconica" ist hier nter Gibsen's Leitung von ihm ausgearbeitet worden. Aber die Unregelmäßigeiten seines Wandels vertrieben ihn vor Ablauf eines Jahres von Würzburg; n Franken planlos umherirrend, faßte er den Entschluß, Nord-Europa zu beuchen, um sich die für seine geographischen Pläne unentbehrlichen lettischen nd slavischen Sprachen anzueignen. Zu diesem Zwecke ging er nach Nürnberg nd ließ sich hier von preußischen Werbern für den k. pr. Kriegsdienst anwerben, n der Hoffnung, auf diese Weise nach Königsberg zu kommen, wo sich das Weitere schon finden werde. Am 28. April 1775 kam er in Königsberg an; Alles schien nach Wunsch zu gehen. Von allen Seiten unterstützt, konnte er sich ganz seinen Strabo-Studien widmen; die vier Bände der Uebersetzung erschienen von 1775—77 in Lemgo und fanden, namentlich wegen der beigegebenen Erklärungen und Karten, vielfache Anerkennung. Obwohl die Herausgabe der Königsberger Zeitung ihm eine nicht unansehnliche Einnahme bot, er auch Soldatendienste nie zu leisten brauchte, verschwand er nach drei Jahren aus unbekannten Gründen aus Königsberg; er tauchte dann in Warschau auf, mußte von dort fliehen, war 1780 englischer Sprachlehrer in Krakau, dann Director der dortigen Akademischen Buchdruckerei und Bibliothekar im St. Petri-Seminare,

verlor diese Stellen aber schon 1781 und trieb sich dann mehrere Jahre lang, durch einen Grafen Soltyck in Dombrowa noch vielfach unterstützt, in allerlei Stellungen in Polen, Litthauen und Schlesien herum, bis er 1793 eine Stellung als Lehrer der Poetik in Laibach fand. Hier setzte er die 1786 begonnene Uebersetzung des Dio Cassius fort, war aber noch nicht bis zur Vollendung des zweiten Bandes gekommen, als er seine Stelle verlor; er suchte sich nun in Triest wieder als Sprachlehrer durchzuschlagen; aber auch von hier 1812 vertrieben, wandte er sich auf Schlichtegroll's Einladung nach München und besorgte hier eine Ausgabe der Reisebeschreibung des Müncheners Schiltberger; ehe der Druck vollendet war, wies ihn jedoch die bairische Polizei aus. Im November 1813 kam er nach Leipzig, um nunmehr seinen Dio Cassius zu vollenden, im Februar 1814 siedelte er nach Halle über und fand hier bei Niemeyer und Tieftrunk Unterstützung und auch Schutz gegen neue polizeiliche Verfolgungen. Die Noth trieb den alten Gelehrten wieder in Hauslehrerstellungen; Streit mit seinen Verlegern ließ ihn nicht zur Ruhe kommen; endlich 1816 bekam er durch das Mitleid des Großherzogs von Weimar, den Fr. Jacobs für P. interessirt hatte, eine kleine Anstellung als Lector des Englischen an der Jenaer Universität mit 100 Thlrn. Besoldung; er gab Privatunterricht und schrieb allerlei Artikel, namentlich für die Jenaische Litteraturzeitung, verkam aber immer mehr in Trunksucht und Unsauberkeit und starb am 16. März 1819. Vor seinem Tode war er von der katholischen Kirche, der er sich in Polen zugewendet hatte, wieder zum Protestantismus übergetreten; in seinem Testamente vermachte er „seine Schulden dem Großherzog Karl August, seinen Leichnam dem anatomischen Theater, seine Bücher der akademischen Bibliothek". Von den zahlreichen Schriften dieses reichbegabten, aber völlig halt- und zuchtlosen Abenteurers sind außer den schon erwähnten zu nennen: „Vernünftiger Versuch über die Grundwahrheiten des katholischen Glaubens" 1782 („greuelhaft" nennt Nicolai diese Schrift); „Sammlung merkwürdiger und wichtiger Briefe von angesehenen und berühmten Männern .... an ihn geschrieben." 1798; „Triga observationum numismaticarum." 1780; „De arte historica ad Stanislaum Comitem de Soltyk libellus." 1782. Von 1794 an gab er mehrere Jahre hindurch die „Allgemeine gelehrte Zeitung Teutschlands für die österreichischen Staaten" in Klagenfurt heraus.

V. Röse und F. A. Eckstein in Ersch und Gruber's Encyclopädie III, Bd. 16, S. 132—39. — Chr. G. Schütz's Leben, Bd. 1 S. 315 ff. — Fr. Jacobs, Personalien, S. 172 ff. — Auch Seume berichtet im „Spaziergang nach Syrakus" über P., den er in Triest traf.

R. Hoche.

Penzlin: Barbara Juliana P. (Penzel), Dichterin des Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz. Sie ist eine Tochter des Johann Christoph Müllner, Rathschreibers zu Nürnberg, woselbst sie um 1640 geboren wurde. Schon von frühester Jugend für Poesie sehr empfänglich, wurde sie nach ihren Briefen an Siegmund v. Birken (s. A. D. B. II, 660) durch die Gedichte von Opitz, welche ihr besonders gefielen, ermuntert, ihre Gedanken in Verse zu bringen. Am 17. Juli 1667 heirathete sie den Diakonus und späteren hohenlohe'schen Consistorialrath Conrad Penzel zu Pfedelbach; die ihr von Pegnitzschäfern gewidmeten Hochzeitsgedichte lassen vermuthen, daß sie bereits damals mit dem erwähnten Dichterorden in näherer Beziehung gestanden. Die wirkliche Aufnahme in denselben erfolgte im nächsten Jahre (1668) unter Birken's Vorstandschaft, der sich vor seiner Erhebung in den Adelstand Betulius nannte und im Orden den Namen „Floridan" führte. Nach den Satzungen dieser Genossenschaft, welche Georg Philipp Harsdörffer und Johann Klaj (Strephon und Clajus) 1644 in Nürnberg gründeten (s. A. D. B. X, 644 u. ff., dann XVI, 50 u. ff.),

edes Mitglied eine Blume nebst Schäfernamen — beides auf ein Seiden-
stickt, — und wählte eine „Beischrift" (Sinnspruch) mit „Erläuterung",
die emblematische Poesie im Orden reiche Förderung erfuhr. — Unsere
n entschied sich für das Lorbeerkraut, den Namen „Daphne" und die
t: „Ewig gekrönt zu werden", der sie folgende „Erläuterung" beifügte:

Setzt Euren Lorbeer auf, ihr Sieger dieser Erden!
Ihr tragt dieß Kleinod doch nur eine kurze Zeit.
Ich sieg' in JEsu Kraft; die Kron' der Ewigkeit
Wird nach dem Glaubenskampf mein schönster Sieges-Kranz. —

on aus dieser Erläuterung ersichtlich, waren ihre Dichtungen meist reli-
Inhaltes, geistliche Lieder und Aehnliches. Eines derselben findet sich
irken's „Todes-Gedanken und Todten-Andenken" (Nürnb. 1670, 12°),
eres in dessen „Guelfis oder Niedersächsischer Lorbeerhain" (Nürnb. 1669,
r. V. des Ehren-Zuruff der Schäfergesellschaft). Ferner hat sie die 76.
aus den „Müller'schen Erquickstunden" in Verse gebracht, und in dem
f unter dem Titel „Neuerweckte Himmel-schallende Liederfreud" (12°) er-
n Gesangbuche findet sich ein beliebtes Lied aus ihrer Feder. Meisten-
aren ihre Gedichte einzeln und handschriftlich im Besitze von Freunden
densmitgliedern, wurden auf diese Weise zerstreut und gingen allmählich
. „Die Penzlin" starb schon im 7. Jahre ihrer Ehe (1674), hochge-
nd gewürdigt von den Genossen des Blumen-Ordens. Professor Paullini
n Ordensnamen Uranius) bemerkt von ihr in seinem Werke „Hoch- und
hrte deutsche Frauenzimmer" (S. 101): Sie war eine stattliche Historica
önte Poetin rc. rc. und Dr. Omeis zu Altorf (Damon), ein bekannter Litte-
r jener Zeit, rühmt sowohl in seiner Dissert. de claris quibusdam in orbe
Norib. (pag. 15) wie in seiner „Anleitung zur deutschen Reim- und Dicht-
die Anmuth und hohe Kunstfertigkeit ihrer Lieder. Auch der Geschicht-
des „löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz", Jos. Her-
Amarantes), gedenkt in anerkennender Weise unserer Dichterin, während
d v. Birken ihr in einem Schäfergedichte (Der norische Metellus) einen
Nachruf mit dem (unerfüllt gebliebenen) Wunsche einer Sammlung
dichte widmete. „Die am Belt weidenden Schäfer" aber hingen 1675
dem Andenken eine Zither an eine Säule und setzten darunter:

Daphne wer Dein Antlitz sieht
Sieht auf Deinen Rosen-Wangen
Perlen-Glanz und Liljen hangen.

— — —

Keinem aber, Wald-Syrene
Wird Dein voller Glanz & Schöne
Durch ein blosses Anschaun kund;

— — —

Der sieht Daphne halb nur schön
Der sie hörend nie gesehen!

Paullini und Omeis a. a. O. — Amarantes, histor. Nachr. von des
hen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang u. Fortgang rc.
48—351. — Will, Nürnberg. Gel.-Lex. Thl. III, S. 133.

Eisenhart.

pusch: Johann Christoph P., geb. in Berlin 1667, † in London
Juli 1752. So sehr sich die Engländer auch sträuben mögen, anzuer-
was sie anderen Nationen zu verdanken haben, sie müssen zugestehen, daß
was bei ihnen nach gewissen Richtungen, insbesondere aber auf musi-
Gebiete Großes geleistet wurde, eigentlich aus Deutschland erhielten.

Einige wenige Namen abgerechnet, waren die meisten bedeutenden Tonk
welche in England lebten und dort zu Ruhm und Ansehen gelangten, eingew
Deutsche. Sie waren ebenso die Lehrer der Britten in der musikalischen
als Diejenigen, welche die in ihren Kirchen, Concertsälen und Opernhäuse
meist gehörten Werke schufen. Ohne das schmälern zu wollen, was It
und Franzosen ihnen mitgetheilt, übertrifft, was Männer deutscher Abk
England geleistet, geschaffen, gegründet haben, weitaus Dasjenige, w
von Künstlern anderer Nationalitäten empfingen. Sehr viele hochbede
Tondichter haben in Britannien eine zweite Heimath, ein zweites Vat
gefunden, sind dorthin gezogen, um es niemals wieder zu verlassen.
der große G. Fr. Händel, so wanderte auch ein hervorragender Zeit
von ihm s. Z. nach London aus. P. war der Sohn eines wenig bem
Berliner protestantischen Geistlichen. In der musikalischen Theorie von
Klingenberg, Cantor an der Marienkirche in Berlin, im Clavier- und Or
von einem Sachsen, Namens Große, unterrichtet, machte der ebenso tale
als emsig vorwärts strebende Knabe solch rasche Fortschritte in seiner Kun
er bald Aufsehen erregte. Kaum 14 Jahre alt, erhielt er bereits die Erla
in einem Hofconcerte eine Sängerin auf der Harfe begleiten zu dürfen.
dabei gegenwärtige (große) Kurfürst, Friedrich Wilhelm, ward von
Leistung so überrascht, daß er ihn sofort zum Lehrer des Kurprinzen,
maligen Kurfürsten Friedrich III., ernannte und ihn bald darauf auch i
Hofcapelle aufnahm. Diese günstigen Erfolge eiferten den jungen Musi
immer unermüdlicherem Streben an. Er betrieb zugleich mit großer Au
das Studium der alten Sprachen, namentlich der griechischen und gelangt
möge seiner Neigung zur Speculation in der musikalischen Theorie, bald zu
raschenden Resultaten. Anscheinend auf dem besten Wege sein Glück in
zu begründen, legte er plötzlich alle Stellen nieder und siedelte um 170
London über. Man sagt, daß die plötzliche Verhaftung und Hinrichtung
ihm nahebefreundeten Officiers, der sich durch unbesonnene Reden gegen
Fürsten vergangen hatte, ihm solchen Schreck vor der damals in Preuß
handhabten Justiz eingeflößt habe, daß es ihm daselbst unheimlich geword
Wahrscheinlicher als dieses Geschichtchen, das ja immerhin auf einem th
lichen Ereigniß beruhen mag, erscheint jedoch eine andere Mittheilung, w
P. durch einige im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts in Berlin w
Italiener zur Uebersiedelung nach England veranlaßt wurde. Die Söh
Giovanni Maria Buononcini (eigentlich Bononcini), Capellmeisters an der
San Giovanni in Monte in Modena (1640—78): Giovanni Battista
1672, † um 1754 in Venedig?), von 1702—11 kaiserl. Kammercomponi
Solocellist Leopolds I., und Antonio (geb. 1675, † 1726 in Rom) bildet
1696 mit dem Dominikaner-Pater Attilio Ariosti aus Bologna, kurfürst
Capellmeister, den Mittelpunkt der musikalischen Kreise der preußischen Re
Vornehmlich ließ sich die Kurfürstin Sophie die Pflege der Tonkunst un
Uebung angelegen sein, und sie veranlaßte denn auch die Berufung Attilio'
die Anstellung des nach der Aufführung seiner Oper „Camilla" (1692) in
rasch berühmt gewordenen Gianbattista als Hofcomponist. Die beiden Bu
cini, von denen Antonio der begabtere und tüchtigere war, Gianbattista
der sich bei jeder Gelegenheit ungescheut mit des Bruders Federn schmückt
Talent besaß, sich allerwärts zur Geltung zu bringen, kehrten 1703 nach
zurück und blieben dort so lange, bis der Tod der Kurfürstin aller musika
Herrlichkeit ein jähes Ende bereitete. Bei ihrer gegenwärtigen Anwesenheit
Gianbattista mit seiner von den höchsten Herrschaften gesungenen und dar
ten und von den auserlesensten Instrumentalkräften accompagnirten Oper

emo" die größten Triumphe. Es war im J. 1696, als sich der musikalische underknabe G. F. Händel mit seinem Vater einige Zeit in Berlin aufhielt d da den Unterricht der hochangesehenen Italiener genoß, der Künstler also, e er, als sie ihm später in London gegenübergestellt wurden, in einer ihnen meinschaftlich gestellten Aufgabe so glänzend besiegte. Gianbattista erhielt mlich den Auftrag, den ersten, Attilio den zweiten und Händel den dritten t der Oper „Muzio Scävola" (1721) zu componiren. Ueberhaupt schwand r Ruhm der Italiener, nachdem Händel in England erschienen war „wie der lanz der Morgenröthe vor der aufgehenden Sonne" (Gerber). Buononcini, r nach Gerber bereits 1700 in London gewesen und seine Oper „Tomyris" ufgeführt haben soll, gelangte dort zu Ruhm und Ansehen erst, nachdem seine Camilla" (die durch vier Jahre mit größtem Beifalle im Drurylane-Theater geben wurde) in Scene gegangen war. Was die Nachricht bezüglich der Oper Tomyris" anlangt, scheint die Mittheilung Gerber's eine durchaus irrige zu in. Dies Werk war ein Pasticcio aus Tonsätzen von Scarlatti, Buononcini nd anderen berühmten italienischen Meistern, wie dergleichen damals allgemein Mode war, für das k. Theater flüchtig zusammengestellt. Zur Inscenirung ieses Gemengsels hat man ganz gewiß Buononcini nicht nach London berufen. Wie dem aber auch sein mag, er war gewiß schon im Stande, den von Wißgierde und dem Drange, sein Glück zu machen, erfüllten P. mit gewichtigen mpfehlungen dorthin zu versehen. Erwiesener Maßen kam Buononcini und bald rauf auch Attilio erst im J. 1716 nach London, ersterer, einem ehrenvollen ufe an das neugegründete Royal-Theater folgend. P. erhielt sofort nach seiner nkunft eine Anstellung als Componist und Instrumentalist im Drurylane-heater. Es war zu dieser Zeit Sitte, ältere Opern oder solche, welche schon lange f dem Repertoire standen, durch neue Tonstücke aufzufrischen und ihnen auf ese Art immer eine gewisse Zugkraft zu bewahren. Eine der ersten Arbeiten, e P. übertragen wurden, war eine Arie für die Oper „Tomyris" (How bless Soldier), welche, als er seine Stellung antrat, gerade unzählige Male wieder-lt wurde. Zwei hier in der Folge aufgeführte Opern seiner Composition: Venus and Adonis" (1715) und „Myrtil", Schäferspiel (1716), hatten nur äßigen Erfolg. Obgleich durch seinen Theaterdienst vielfach beansprucht, ver-umte er doch nicht, seine Studien über die Musik der Alten fortzusetzen. Nun it der griechischen Sprache völlig vertraut, war es ihm möglich, an der Hand iechischer Autoren tiefer in das Wesen griechischer Tonkunst einzudringen, als ndere Musikgelehrte; ja er vermochte die Untersuchungen und Forschungen des rühmten Franciscus de Salinas aus Burgos (1512—90), Abts von St. ancratius de Rocca Scalegna im Neapolitanischen und Professors der Musik n der Universität Salamanca, zusammengefaßt in dessen grundlegendem Werke: De musica libri septem" ꝛc. (Salamanca 1577 und 1592) fortzusetzen und ergänzen. Leider passirt es Denen, welche sich einseitig und mit aller Kraft uf das Studium eines engbegrenzten Gebietes werfen, gar oft, daß sie statt zu freulichen Resultaten, zu unerquicklichen und schiefen Meinungen und Anschau-ngen gelangen. So erging es auch P., der sich zwar den Ruf des größten heoretikers seiner Zeit erwarb, aber durch sein leidenschaftliches Grübeln so hr in spitzfindige Speculationen sich verirrte, daß er endlich zu der wider-nnigen und verkehrten Behauptung sich verstieg, die Tonkunst sei, statt daß sie ch im Laufe der Jahrhunderte vervollkommnet habe, entartet, und das, was sie n der Theorie und Praxis erreicht, stünde in keinem Verhältniß zu dem, was e verloren und eingebüßt habe. Diese seine gewonnene Ueberzeugung hinderte hn nun allerdings nicht, ganz in der Weise der Tagescomponisten auch zu chreiben.

Die dramatische Musik befand sich, als P. nach London kam, in de
tigsten Umständen. Sie war der Gegenstand steter Spöttereien und sat
Angriffe in den von Richard Steele und Joseph Addison herausgegeben
einflußreichen Zeitschriften „Spectator“ (1711) und „Guardian“ (1713).
jenigen Engländer, welche Gelegenheit gehabt hatten, italienische Opern z
und italienischen Gesang kennen zu lernen, waren so bezaubert davon, daß
die Tonsätze heimischer Componisten nicht mehr zusagten, sie diese also zu
ihren Werken, wollten sie damit einem sich täglich mehr verbreitenden Ge
entgegenkommen, ähnliche Form zu geben. P. war der erste, der den
wagte, die noch neue, doch immer mehr Anhänger gewinnende Gattung d
citativs auf die Nationalbühne zu verpflanzen. Zu diesem Zwecke com
er sechs von John Hughes in wälscher Manier gedichtete Cantaten in
Alessandro Scarlatti's. Dieselben fanden solchen Beifall, daß er ihnen
sechs weitere auf Texte verschiedener Dichter folgen ließ. Von diesen zwöl
sätzen hat sich besonders einer, die zweite Cantate der ersten Sammlung, „
betitelt (See! from the silent Grove), lange als ein Lieblingsstück der G
freunde erhalten. Sein Ruf hatte sich nun bereits so verbreitet und b
daß er im J. 1710 mit Henry Needler, einem gebildeten Dilettanten,
Ernest Gaillard, einem angesehenen Musiker und Bernard Gates, Leh
k. Capellknaben (demselben, der 1731 mit seinen Schülern Händels Ora
„Esther“ auf der Bühne aufführte und so die Veranlassung gab, daß
große Meister sich dem Oratorium zuwandte), den Plan zur Gründu
heute noch in ihrer ursprünglichen Form bestehenden „Academy of ancien
entwerfen konnte und im J. 1713 zugleich mit dem Organisten der k. Ho
zu St. James, William Croft, einem der bedeutendsten zeitgenössischen en
Componisten, von der Universität Oxford zum Doctor der Musik ernannt
Durch die Gründung der „Academy“, eines in seiner Art einzigen In
mit dem 1735 auch eine Musikschule verbunden wurde, hat sich P. ein b
des Denkmal in England gesetzt. Er hat sich hier nicht nur als ein vere
würdiger, denkender, vorurtheilsfreier Mann, sondern auch als ein uneigenn
für seine Kunst opferfähiger Musiker bewährt, da er die Heranbildung n
Gesangskräfte für die Choraufführungen der Akademie fast unentgeltlich übe
Dieselbe suchte sich dadurch ihrem Stifter dankbar zu erweisen, daß sie
seiner Compositionen, darunter ein sehr schönes Magnificat und einige
stets auf ihrem Repertoire hat.

Um das Jahr 1715 baute sich der originelle James, Herzog von C
(unter der Königin Anna Zahlmeister der Armee), dieser von seinen Zeit
bewunderte Sonderling, von den unermeßlichen Einkünften, die ihm seine
von sonst geringer Bedeutung abgeworfen, neun englische Meilen von
entfernt, bei Edgware in Middlesex, eine prachtvolle Villa, die er „Ca
nannte, um hier in der Nähe eines mächtigen Hofes, umgeben von einer
ständigen Hofstaat und beschützt von 100 Schweizergarden, wie ein sou
Fürst zu leben. Wie in allen anderen Dingen, ahmte er auch dadur
königlichen Hof nach, daß er der Mäcen aller hervorragenden Männer
so daß man ihn den Prinzen britischer Patrioten und Dichter nannte u
er sich neben Anderem auch eine vorzügliche Capelle engagirte, wodurch
möglich wurde, den Gottesdienst in seiner Hauskirche mit eben der Wür
dem Pomp einzurichten, wie er in St. James gefeiert wurde. Um 1720
er alle ersten Künstler Englands um sich versammelt. Was dieselben au
Anregung schufen, hat vielfach ihre sonstigen Werke überdauert. Sein
Capellmeister war P. und blieb es, bis ihm der vom Herzog im J. 1717
girte Händel, der ihn bald in den Hintergrund drängte, an die Seite

rde. Doch waren die Morgen- und Abendmusiken, die regelmäßig in Cannons
geführt wurden, auch dann noch Arbeiten von ihm, als er bereits des Her-
gs Dienste verlassen und sich einer von D. Berkeley zur Ausbreitung des
ristenthums auf den bermudischen Inseln gegründeten Gesellschaft als Musik-
hrer angeschlossen hatte. Aber das Schiff, auf dem die Ueberfahrt gemacht
erden sollte, ward schadhaft und dadurch wurden die Reisenden zur Umkehr
zwungen und P. vor der Ausführung eines lächerlich-thörichten Streiches, wo-
ihn sein Verdruß über die Vorgänge in Cannons gedrängt hatte, bewahrt.
m J. 1722 heirathete P., damals 55 Jahre alt, die Signora Margarita de
Epine, eine Sängerin, die sich während ihrer Theaterlaufbahn 10000 Pfund
spart hatte. Er kaufte sich nun ein Haus in Boswellcourt, in Careystreet
d bezog es mit ihr und seiner Schwiegermutter. Es war lange dadurch kennt-
ch, daß ein am Fenster hängender Papagei unausgesetzt die Arie aus Händel's
Julius Cäsar": Non e si vago e bello, sang. P. konnte jetzt auf großem
uße leben, doch unterbrach er seine Studien nicht. Seine Einnahme vermehrte
h, als er 1737, auf Empfehlung seiner Schülerin, der Herzogin von Leeds,
e durch den Tod Thomas Love's erledigte Organistenstelle am Charterhouse
hielt. Um 1746 ernannte ihn die k. Akademie, nachdem in einer ihrer Ver-
mmlungen sein Brief an seinen Freund, den vortrefflichen Mathematiker Mr.
braham de Moivre: „Of the various genera and species of Music among the
cients, with some observations concerning their scale" vorgelesen worden
ar, zu ihrem Mitglied. Seine Freunde und die ihm ihre Stiftung verdankende
cademy of ancient Music ließen ihm, aus Dankbarkeit, nach seinem im 85.
ahre erfolgten Ableben in der Capelle von Charterhouse ein Denkmal errich-
n. Vorausgegangen im Tode waren ihm (1740) sein einziger Sohn und bald
rauf auch seine Frau.

Von seinen Schriften erschien infolge einer Indiscretion seines Schülers,
s Lord Paisley, nachmals Graf Abercorn, 1730 eine Abhandlung über die
armonie: „A short Treatise on Harmony, containing the chief rules for com-
sing in two, three and four parts, dedicated to all lovers of Music. By an
mirer of this noble and agreable science." Diese ohne sein Wissen publicirte
hrift war in einem unklaren, schlechten Stil abgefaßt und P. sprach von ihrer
ublication nur wie von einer Sache, die seinem Ruhm und Vortheil gleichen
bbruch gethan habe. Er veranstaltete daher 1731 eine neue Ausgabe, die, wenn
ch nur wenig besser geschrieben, sich doch durch wesentliche Aenderungen und
gänzungen, namentlich in dem mit großer Deutlichkeit abgefaßten Capitel von
n Tonleitern auszeichnet. P., ein eifriger Sammler, hatte in seinem langen
ben eine große Zahl Bücher und Handschriften zusammengebracht. Dieselben
llte er um 1730, nachdem er sie geordnet, in einem Hause in Fetterlane auf.
r Erbe dieser großartigen litterarischen Schätze sollte sein Sohn sein. Da
ser aber das 13. Jahr nicht überlebte, vermachte er sie seinen Freunden
avers, Organist bei St. Paul, und Kelner, Musiker am Drurylane-Theater.
ine Manuscripte gelangten nach seinem Tode in den Besitz der Academy of
cient Music.

P. war unstreitig ein sehr gelehrter und hochgebildeter Mann und sehr
chtiger Musiker. Wie alle Componisten, bei denen die Neigung zur Specu-
tion sich vorwiegend geltend macht, ist auch er mehr reflectirend, künstlich und
cken, als anmuthend und anregend. Er hat daher auch sehr verschiedene Be-
theilung erfahren, theils bewundernde, theils verletzende. Seine Untersuchungen
hrten ihn nicht stets auf richtige Wege. So bedeutend er als Lehrer seiner
nst war, gab er auch hier dem Lahmen eine schwankende Krücke, ohne ihm

vom Hinken zu helfen. Er würde als Componist zu noch größerem Ansehen gelangt sein, wäre nicht Händel, der Alles neben sich verdunkelte, in London erschienen. Mit ihm vermochte sich P., wenn auch sein Satz rein und seine Erfindung und sein Geschick nicht unbedeutend waren, freilich nicht zu messen. Er verzichtete fortan auch auf Compositionsarbeiten und beschäftigte sich nur noch damit, die Elemente der Musik und die Grundsätze der Harmonie zu lehren. Merkwürdiger Weise setzte er sich's in den Kopf, ein veraltetes und glücklich abgethanes System, nämlich das des Guido von Arezzo, neu beleben zu wollen. Die Methode der auf eine Reihe von sechs Tönen gegründeten Solmisation war nach harten Kämpfen endlich vollständig überwunden, und so sehr sich P. sträubte, eine siebenstufige Tonleiter anzuerkennen, die vorwärts drängende Zeit schritt über seine Schrullen rücksichtslos hinweg. Auch seine Tonsatzübungen waren eigener Art. Er war ein großer Verehrer des auch als Tonsetzer berühmten Geigers Arcangelo Corelli in Rom und so eingenommen von dessen Sonatenwerken, daß er seinen Schülern für ihre contrapunktischen Uebungen fast nur Bässe aus denselben zur Bearbeitung gab. Der englische Musikhistoriker John Hawkings, der schließlich in den Besitz der P.'schen Bibliothek gekommen und dadurch in den Stand gesetzt war, seine große fünfbändige Musikgeschichte (London 1776) zu schreiben, findet die Compositionen Pepusch's trocken und ohne Mannigfaltigkeit. Dem philosophischen Geiste gesellt sich nicht immer die dem Künstler nothwendige lebhafte Phantasie. Doch offenbaren die sechs ersten in Scarlatti's Manier gearbeiteten Cantaten viele Abwechslung, und macht sich auch bei ihnen eine gewisse Sprödigkeit in der Melodie und Steifheit in den Cadenzen bemerklich, so sind sie doch leicht, gefällig, ungesucht, in Hinsicht auf Declamation und Modulation tadellos; ja man kann sagen, daß P. in den drei letzten Cantaten sein Vorbild noch übertroffen hat. Chrysander in seiner Händelbiographie fällt noch ein härteres Urtheil über den gelehrten Pedanten, dessen Musik nicht nach den Gesetzen, sondern nach den Regeln der Tongestaltungen gemacht und bei aller Dürre hin und wieder mit unziemlich munteren Lappen behangen war, wie man solche Zwiespältigkeit überhaupt bei unfruchtbaren Componisten häufig findet. Händel, der den Musikbestrebungen und der Ausdrucksfähigkeit seiner Kunst plötzlich neue Gestalt und Richtung gab, wurde von P., obgleich dieser stets seinen großen Rivalen nach seinem vollen Werthe zu würdigen wußte, öffentlich sehr kühl beurtheilt.

Außer den beiden in London gedruckten Cantatenheften erschienen ebenda noch einige Lieder und in Amsterdam sieben Sonatenwerke, Op. 1—7 (70 Sonaten für Flöte und Baß, Violine und Baß, Flöte, Violine und Baß enthaltend) und 6 Concerte für 2 Flöten à bec mit Orchesterbegleitung. Es ist nun sehr interessant, daß gerade dieser ernste Musiker an einem leichtfertigen Werke sich betheiligen sollte, das eine über anderthalb Jahrhunderte hinausgehende Lebensfähigkeit bewährte und seinen Namen länger dem Gedächtniß erhielt, als all' seine wissenschaftlichen Untersuchungen und sonstigen Compositionen. Eines der merkwürdigsten Producte englischer Dramatik, das älteste der heute noch gegebenen Londoner Singspiele, gleicherweise eine politische Satyre, wie eine Persiflage der damaligen italienischen Oper, ist die von John Gay gedichtete, von P. mit einer lustigen Ouverture und sonstigen entsprechenden Gesängen versehene „the Beggars Opera“. Diese, am 29. Januar 1728 zum ersten Male unter Direction John Richs auf dem Theater von Lincolns-Inn-Fields gegebene Farce gewann einen außerordentlichen Beifall und Erfolg, die rascheste und weiteste Verbreitung in ganz England und ist, wie gesagt, heute noch nicht völlig von der Bühne verschwunden. Dieses Singspiel enthält, außer der Ouverture, 69 Gesänge, fast sämmtlich dem reichen Schatze englisch-schottischen Volksgesanges und den popu-

en Tänzen, Märschen und Gesellschaftsliedern der damaligen Zeit entnommen
r nachgebildet. Diesen volksthümlichen Musikstücken, diesem Ausflusse eines
nacktester und übermüthigster Gestalt sich äußernden, den Schwulst, Bombast
d Flitter der italienischen Oper so glücklich verspottenden Humors, verdankt
s Stück hauptsächlich die außerordentliche und dauernde Wirkung, die es er-
lte. Die Dichter Englands sahen sich um diese Zeit von den Großen und dem
glischen Publicum äußerst rücksichtslos und geringschätzig behandelt. Bedürf-
ß und Neigung, ihnen Beachtung und Gastfreundschaft zu schenken, waren
nz entschwunden. Die Poeten fanden sich völlig an die Luft gesetzt und ge-
de die besten unter ihnen empfanden es am kränkendsten, daß man nur noch
Schaustellungen, Tafelfreuden, lärmenden Festen, luxuriösen Kunstliebhabereien
d verschwenderischen Bauten Vergnügen fand. Aber die hervorragenden
eister suchten und wußten sich zu rächen. Jonathan Swift schrieb 1726:
Reisen Gullivers zu verschiedenen fremden Völkern", Gay kurz darauf die
Bettler-Oper", Alexander Pope im gleichen Jahre die drei ersten Bücher seiner
Dunciade". Gay hatte kühn in das ihn umgebende Leben gegriffen und ge-
sickt Oper, Farce und Balladengesang zu amalgamiren gewußt. Es war da-
als ein gewisser Jon. Wild (Wylde), ein gefürchteter Diebsfänger, Unterauf-
her im Newgategefängniß. Dieser Wächter der Gerechtigkeit stand aber zugleich
der Spitze einer mit erstaunlichem Geschick organisirten Räuberbande. Es war
seine Hand gegeben, welche von den eingefangenen Spitzbuben vom Galgen los,
elche daran kommen sollten, und dabei gewann er bei jeder Hinrichtung noch
) Pfund baar. Einst ließ er seinen besten Mann, einen gewissen Blake
Blueskin), einen kühnen, trotzigen Gesellen aufgreifen, und als dieser in der
ten Gerichtssitzung erkannte, daß ihn sein bisheriger Diebsgenosse nicht retten
ollte, sprang er in höchster Wuth auf ihn los und versetzte ihm mit seinem
edermesser eine gefährliche Halswunde. Jetzt erst erkannten die Richter, mit
elch leibhaftigem Teufel sie bisher zu thun gehabt und beeilten sich, den noch
benden, 24. Mai 1725, rasch hängen zu lassen. Dies Ereigniß bot die Grund-
ge für die „Bettler-Oper". Gay wußte, anscheinend in der Absicht die italienische
per zu verhöhnen, die einflußreichsten, an der damaligen englischen Schandwirth-
haft schuldigen Minister in der schonungslosesten Weise in seinem Stücke bloß-
stellen und ihr Gebahren und ihre Amtsführung unheilbar zu geißeln. Wild heißt
i ihm Peachum (Robert Walpole), sein Bruder, der Schließer von Newgate,
ckit (Charles Townshend, der Gatte von Dorothy Walpole, Roberts Schwester).
eide nahe verwandte Minister, Walpole und Townshend, haßten und verach-
ten sich gegenseitig gründlich. Ihre Feindschaft durchbrach alle Schranken, als
sich in einer großen, vom Obersten Selwyn geladenen Gesellschaft, zum allge-
einen Scandal zu raufen begannen. Im zweiten Act der „Bettler-Oper"
ügeln sich Peachum und Lockit ebenfalls. Doch, da sie genug von einander
issen, um sich an den Galgen zu bringen, sind sie so klug, sich wieder zu
rsöhnen. Der veredelte Blake heißt im Stücke Capitän Macheat, eine Art
obin Hood, der heimlich Peachum's schöne Tochter, Polly, geheirathet hat
nd, als er in Newgate gefangen sitzt, Lockit's hübsche Tochter, Lucy, verführt.
ußer beiden hat er noch vier Weiber mit vielen Kindern, die ihn alle weh-
agend zum Richtplatze begleiten, wo er jedoch begnadigt wird. Ein Tanz der
äuber mit ihren Dirnen und des sie begleitenden Pöbels bildet das Finale,
em es an unflätigen Worten und Zweideutigkeiten selbstverständlich nicht fehlt.
as ganze Stück, in dem alles was Abscheuliches unter der Hefe des Volkes
rgeht, zur Schau gestellt wird, die schmutzigsten Laster enthüllt werden und
ie Moral des Gassenhauers in handgreiflicher Derbheit waltet, ist ein zwar

widerwärtiges, aber höchst charakteristisches Bild des Treibens unter dem Londoner Pöbel d. h. unter dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft. Die Heldin der Oper, die schöne Polly, wurde von Miß Fenton, eigentlich Beswick, vorzüglich gespielt. Sie ward dadurch die Heldin des Tages, wurde mit Lobgedichten, Huldigungen und Bewerbungen überhäuft und ihr Gesang selbst dem der Cuzzoni und Faustina, ja dem des Senesino vorgezogen; ihr Porträt wurde gestochen. Sie ließ sich schon im folgenden Jahre vom Herzog Bolton (diesem „großen Tölpel") entführen und bald darauf heirathen. Trotz des Ausscheidens dieses beliebtesten Mitgliedes der Rich'schen Gesellschaft, nahm die Bettler-Oper ungestörten Fortgang. Der pecuniäre Erfolg war ein ganz außerordentlicher; er machte Rich gay (fröhlich) und Gay rich (reich). Ungeachtet der derbsten Gemeinheiten, die hier den Zuschauern geboten wurden, fand man das Werk außerordentlich reizend in seiner Art, nicht wegen seiner Rohheit, sondern wegen der Wahrheit, mit der es das Treiben hochstehender Personen blosstellte, und selbst diejenigen, welche von dieser giftigen Satyre zumeist getroffen waren, hielten kluger Weise mit vordrängendem Applaus nicht zurück. Die „Bettler-Oper" gab das Signal zu einem allgemeinen Ausbruch musikalisch-dramatischer Rohheit. Im nächsten Jahrzehnt entstanden über hundert ähnliche Singfarcen, die aber weder in der Bedeutung noch im Erfolg ihr Vorbild erreichten. Das Meiste machte Samuel Johnson aus Cheshire mit seinem Spectakelstück „Hurlothrumbo oder der Uebernatürliche", 1729. — Pepusch's moralischer Charakter wird als höchst liebenswürdig geschildert; besonders wohlwollend und menschenfreundlich erwies er sich gegen deutsche Landsleute, die stets des besten Raths und Beistandes und thätiger Hilfe seinerseits sicher waren. So glänzend übrigens sein und vieler anderer deutschen Künstler Loos in England sich gestaltete, merkwürdiger Weise haben die hervorragendsten unter ihnen keine Leibeserben hinterlassen, keine Kinder, auf die ihr Vermögen und ihr Ruhm übergehen konnte. Es scheint, daß das oft riesenmäßige Ringen um die Existenz und die Superiorität und das sonstige Jagen nach Gewinn und Reichthum alle körperlichen Kräfte aufgezehrt, das ganze Sinnenleben vernichtet und die Wallungen des Herzens vertrocknet hat. Mit den Trägern berühmter Namen erlischt fast immer auch deren Geschlecht.

Schletterer.

Pepyn: Marten P., Historienmaler aus Antwerpen, geb. 1574, das Todesjahr ist unbekannt. Sein Geburtsjahr ergibt sich aus der Unterschrift seines Portraits, das A. van Dyck gemalt hat. Diese lautet: Me Pictorem Pictor pinxit D. Ant. van Dyck 1632 Aet. Me. 58. Wer sein Lehrer in der Kunst gewesen, ist unbekannt; man wollte ihn einen Schüler von Rubens sein lassen, was aber sehr zweifelhaft ist. Dagegen ist anzunehmen, daß ihn dessen Kunst beeinflußte. Er hielt sich eine Zeit in Rom auf, wo er sich durch seine Compositionen und deren Colorit einen geachteten Namen erwarb. Houbraken erzählt, Rubens wäre auf Pepyn's rasch gereiftes Talent eifersüchtig gewesen, so daß er sich ärgerte, als er vernahm, P. wolle Rom verlassen und nach Brabant zurückkehren. Als er aber vernahm, derselbe habe in Rom eine Frau genommen, die ihn daselbst feßle, soll er gesagt haben: Nun P. geheirathet hat, habe ich keine Furcht, daß mich hier Jemand übertreffen oder mir über den Kopf wachsen soll. Das Ganze scheint eine jener erfundenen Anecdoten Houbraken's zu sein, die keine historische Grundlage haben. Erstens wird Rubens kaum einen Nebenbuhler gefürchtet haben und dann war Rubens Pepyn's Freund, denn als dieser dennoch um 1630 nach Antwerpen zurückgekehrt war, stand Isabella Brant, die erste Frau des Rubens, als Gevatterin bei seiner älteren Tochter Martha, was doch nähere freundschaftliche Beziehungen beider Familien bekundet. Vom Jahre 1637 ist sein Hauptwerk: Der h. Norbert betet das Sacrament an, dann

alte er eine h. Elisabeth, die ihre Güter unter die Armen vertheilt. Es be-
ndet sich in der Kapelle von Groote Gasthuis zu Antwerpen; in Brüssel eine
. Anna mit Maria und dem Kinde, als Patronin der Waisen. In der Galerie
es Herzogs von Arenberg in Brüssel ist ein Bild seiner Hand, das eine sitzende
unge Dame in Lebensgröße vorstellt. Diese Malerei wird sehr gelobt. Peter
Baillin hat nach ihm eine Susanna im Bade gestochen; das Bild und dessen
Standort ist nicht nachzuweisen. Sein Bildniß kommt auch in van Dyck's
Iconographie, von Bolswert gestochen, vor. In der Sternberg'schen Kupferstich-
ammlung wurde von Frenzel ihm eine Radirung zugeschrieben: eine fast nackte
Frau im Badezimmer empfängt einen Brief, den ihr ein Knabe, halb vom
Vorhang gedeckt, hinreicht. Ob es wirklich eine Originalarbeit des Meisters ist,
läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Frenzel, der Verfasser des Auctions-
catalogs, hat keine Beweise beigebracht.

S. Immerzeel. — Kramm. — Houbraken. Wessely.

Perandi: Marco Giuseppe P., ein Römer, kam zwischen 1651—1656 in die kurfürstlich sächsische Capelle, und zwar durch den Vicecapellmeister Christoph Bernhard, der ihn aus Italien mitbrachte. 1663 wird er in den Listen der kurfürstlichen Capelle als Vicecapellmeister angeführt. In demselben Jahre noch ward er an Vincenzo Albrici's Stelle wirklicher Capellmeister und starb als solcher am 12. Januar 1675 in Dresden. Mattheson nennt ihn in seiner „Ehrenpforte“ (S. 18) den berühmten „Affectenzwinger“, Printz lobt ihn als „fürtrefflich in Compositione der Conzerten, in welchen er die Gemüths-bewegungen über alle Massen wohl ausgedrucket“. In der That hat er eine Menge solcher Kirchenconcerte geschrieben, wie er denn überhaupt in Dresden als Kirchencomponist sehr thätig gewesen zu sein scheint. Unter den größeren Sachen werden besonders „die Historia von der Geburt des Herrn und Heilandes Jesu Christi“ und die „Passion des Evangelisten St. Marcus“ erwähnt. Sonst werden von ihm noch angeführt: Für die Kirche: 6 Messen zu 5 Stimmen mit Begleitung (2, 4, auch 6 Trompeten oder Pauken), 3 Magnificat zu 5 und 9 Stimmen, und 15 Concerte zu 3, 4, 5 und 6 Stimmen mit Begleitung. Für die Tafelmusik: 15 Madrigale zu 2, 3 und 5 Stimmen mit Begleitung; 3 „Symphoniae“: die erste für 2 Trompeten und Pauken, 2 Violinen oder Fagotte; die zweite für 4 Trompeten, 4 Violinen oder Fagotte; die dritte für 2 Trompeten, 2 Violinen oder Fagotte. In der königlichen Bibliothek zu Berlin und in der königlichen Musikaliensammlung zu Dresden befinden sich folgende Compositionen von P.: Miserere für 3 Soprane, Alt, Tenor und Baß mit Instrumenten; Missa (Kyrie und Gloria) für 4 Singstimmen mit Instrumenten; Missa für 6 Singstimmen mit Instrumenten; 18 lateinische und deutsche Kirchencompositionen mit und ohne Instrumente. Interessant ist sein im Verein mit dem kurfürstlichen Capellmeister Bontempi componirtes „Drama oder Musicalisches Schau-Spiel von der Dafne“, dessen erste Aufführung in Dresden im J. 1672 stattfand. Beide Componisten waren der Verbindung italienischer und deutscher Musik nicht fern geblieben, wie ihnen denn auch sicher die gleichnamige Oper ihres ältesten Collegen Schütz, welcher erst 1672 starb, nicht unbekannt gewesen sein wird. Außerdem mag ihnen die Composition deutscher Ballete, sowie mancher Kirchenstücke mit deutschem Texte, die Sprache ihres zweiten Vaterlandes geläufiger gemacht haben. „Dafne“ tritt übrigens (wenn man die sogenannten Operaballets ausnimmt) mitten unter den italienischen Opern jener Zeit auch am Dresdener Hofe, gleich ihrer älteren Schwester von Opitz und Schütz, wiederum als ganz vereinzelte Erscheinung auf und ist deshalb von doppeltem Interesse. Eine deutsche Oper darf man sie wohl deshalb nennen, weil sie deutschen Text enthält und deutschen Verhältnissen an-

widerwärtiges, aber höchst charakteristisches Bild des Treibens unter dem Londoner Pöbel d. h. unter dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft. Die Heldin der Oper, die schöne Polly, wurde von Miß Fenton, eigentlich Beswick, vorzüglich gespielt. Sie ward dadurch die Heldin des Tages, wurde mit Lobgedichten, Huldigungen und Bewerbungen überhäuft und ihr Gesang selbst dem der Cuzzoni und Faustina, ja dem des Senesino vorgezogen; ihr Porträt wurde gestochen. Sie ließ sich schon im folgenden Jahre vom Herzog Bolton (diesem „großen Tölpel") entführen und bald darauf heirathen. Trotz des Ausscheidens dieses beliebtesten Mitgliedes der Rich'schen Gesellschaft, nahm die Bettler-Oper ungestörten Fortgang. Der pecuniäre Erfolg war ein ganz außerordentlicher; er machte Rich gay (fröhlich) und Gay rich (reich). Ungeachtet der derbsten Gemeinheiten, die hier den Zuschauern geboten wurden, fand man das Werk außerordentlich reizend in seiner Art, nicht wegen seiner Rohheit, sondern wegen der Wahrheit, mit der es das Treiben hochstehender Personen blosstellte, und selbst diejenigen, welche von dieser giftigen Satyre zumeist getroffen waren, hielten kluger Weise mit vordrängendem Applaus nicht zurück. Die „Bettler-Oper" gab das Signal zu einem allgemeinen Ausbruch musikalisch-dramatischer Rohheit. Im nächsten Jahrzehnt entstanden über hundert ähnliche Singfarcen, die aber weder in der Bedeutung noch im Erfolg ihr Vorbild erreichten. Das Meiste machte Samuel Johnson aus Cheshire mit seinem Spectakelstück „Hurlothrumbo oder der Uebernatürliche", 1729. — Pepusch's moralischer Charakter wird als höchst liebenswürdig geschildert; besonders wohlwollend und menschenfreundlich erwies er sich gegen deutsche Landsleute, die stets des besten Raths und Beistandes und thätiger Hilfe seinerseits sicher waren. So glänzend übrigens sein und vieler anderer deutschen Künstler Loos in England sich gestaltete, merkwürdiger Weise haben die hervorragendsten unter ihnen keine Leibeserben hinterlassen, keine Kinder, auf die ihr Vermögen und ihr Ruhm übergehen konnte. Es scheint, daß das oft riesenmäßige Ringen um die Existenz und die Superiorität und das sonstige Jagen nach Gewinn und Reichthum alle körperlichen Kräfte aufgezehrt, das ganze Sinnenleben vernichtet und die Wallungen des Herzens vertrocknet hat. Mit den Trägern berühmter Namen erlischt fast immer auch deren Geschlecht.

Schletterer.

Pepyn: Marten P., Historienmaler aus Antwerpen, geb. 1574, das Todesjahr ist unbekannt. Sein Geburtsjahr ergibt sich aus der Unterschrift seines Portraits, das A. van Dyck gemalt hat. Diese lautet: Me Pictorem Pictor pinxit D. Ant. van Dyck 1632 Aet. Me. 58. Wer sein Lehrer in der Kunst gewesen, ist unbekannt; man wollte ihn einen Schüler von Rubens sein lassen, was aber sehr zweifelhaft ist. Dagegen ist anzunehmen, daß ihn dessen Kunst beeinflußte. Er hielt sich eine Zeit in Rom auf, wo er sich durch seine Compositionen und deren Colorit einen geachteten Namen erwarb. Houbraken erzählt, Rubens wäre auf Pepyn's rasch gereiftes Talent eifersüchtig gewesen, so daß er sich ärgerte, als er vernahm, P. wolle Rom verlassen und nach Brabant zurückkehren. Als er aber vernahm, derselbe habe in Rom eine Frau genommen, die ihn daselbst fesle, soll er gesagt haben: Nun P. geheirathet hat, habe ich keine Furcht, daß mich hier Jemand übertreffen oder mir über den Kopf wachsen soll. Das Ganze scheint eine jener erfundenen Anecdoten Houbraken's zu sein, die keine historische Grundlage haben. Erstens wird Rubens kaum einen Nebenbuhler gefürchtet haben und dann war Rubens Pepyn's Freund, denn als dieser dennoch um 1630 nach Antwerpen zurückgekehrt war, stand Isabella Brant, die erste Frau des Rubens, als Gevatterin bei seiner älteren Tochter Martha, was doch nähere freundschaftliche Beziehungen beider Familien bekundet. Vom Jahre 1637 ist sein Hauptwerk: Der h. Norbert betet das Sacrament an, dann

alte er eine h. Elisabeth, die ihre Güter unter die Armen vertheilt. Es be-
ndet sich in der Kapelle von Groote Gasthuis zu Antwerpen; in Brüssel eine
Anna mit Maria und dem Kinde, als Patronin der Waisen. In der Galerie
es Herzogs von Arenberg in Brüssel ist ein Bild seiner Hand, das eine sitzende
unge Dame in Lebensgröße vorstellt. Diese Malerei wird sehr gelobt. Peter
Baillin hat nach ihm eine Susanna im Bade gestochen; das Bild und dessen
Standort ist nicht nachzuweisen. Sein Bildniß kommt auch in van Dyck's
Iconographie, von Bolswert gestochen, vor. In der Sternberg'schen Kupferstich-
sammlung wurde von Frenzel ihm eine Radirung zugeschrieben: eine fast nackte
Frau im Badezimmer empfängt einen Brief, den ihr ein Knabe, halb vom
Vorhang gedeckt, hinreicht. Ob es wirklich eine Originalarbeit des Meisters ist,
läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Frenzel, der Verfasser des Auctions-
catalogs, hat keine Beweise beigebracht.

S. Immerzeel. — Kramm. — Houbraken. Wessely.

Perandi: Marco Giuseppe P., ein Römer, kam zwischen 1651—1656 in die kurfürstlich sächsische Capelle, und zwar durch den Vicecapellmeister Christoph Bernhard, der ihn aus Italien mitbrachte. 1663 wird er in den Listen der kurfürstlichen Capelle als Vicecapellmeister angeführt. In demselben Jahre noch ward er an Vincenzo Albrici's Stelle wirklicher Capellmeister und starb als solcher am 12. Januar 1675 in Dresden. Mattheson nennt ihn in seiner „Ehrenpforte“ (S. 18) den berühmten „Affectenzwinger“, Printz lobt ihn als „fürtrefflich in Compositione der Conzerten, in welchen er die Gemüthsbewegungen über alle Massen wohl ausgedrucket“. In der That hat er eine Menge solcher Kirchenconcerte geschrieben, wie er denn überhaupt in Dresden als Kirchencomponist sehr thätig gewesen zu sein scheint. Unter den größeren Sachen werden besonders „die Historia von der Geburt des Herrn und Heilandes Jesu Christi“ und die „Passion des Evangelisten St. Marcus“ erwähnt. Sonst werden von ihm noch angeführt: Für die Kirche: 6 Messen zu 5 Stimmen mit Begleitung (2, 4, auch 6 Trompeten oder Pauken), 3 Magnificat zu 5 und 9 Stimmen, und 15 Concerte zu 3, 4, 5 und 6 Stimmen mit Begleitung. Für die Tafelmusik: 15 Madrigale zu 2, 3 und 5 Stimmen mit Begleitung; 3 „Symphoniae“: die erste für 2 Trompeten und Pauken, 2 Violinen oder Fagotte; die zweite für 4 Trompeten, 4 Violinen oder Fagotte; die dritte für 2 Trompeten, 2 Violinen oder Fagotte. In der königlichen Bibliothek zu Berlin und in der königlichen Musikaliensammlung zu Dresden befinden sich folgende Compositionen von P.: Miserere für 3 Soprane, Alt, Tenor und Baß mit Instrumenten; Missa (Kyrie und Gloria) für 4 Singstimmen mit Instrumenten; Missa für 6 Singstimmen mit Instrumenten; 18 lateinische und deutsche Kirchencompositionen mit und ohne Instrumente. Interessant ist sein im Verein mit dem kurfürstlichen Capellmeister Bontempi componirtes „Drama oder Musicalisches Schau-Spiel von der Dafne“, dessen erste Aufführung in Dresden im J. 1672 stattfand. Beide Componisten waren der Verbindung italienischer und deutscher Musik nicht fern geblieben, wie ihnen denn auch sicher die gleichnamige Oper ihres ältesten Collegen Schütz, welcher erst 1672 starb, nicht unbekannt gewesen sein wird. Außerdem mag ihnen die Composition deutscher Ballete, sowie mancher Kirchenstücke mit deutschem Texte, die Sprache ihres zweiten Vaterlandes geläufiger gemacht haben. „Dafne“ tritt übrigens (wenn man die sogenannten Operaballets ausnimmt) mitten unter den italienischen Opern jener Zeit auch am Dresdener Hofe, gleich ihrer älteren Schwester von Opitz und Schütz, wiederum als ganz vereinzelte Erscheinung auf und ist deshalb von doppeltem Interesse. Eine deutsche Oper darf man sie wohl deshalb nennen, weil sie deutschen Text enthält und deutschen Verhältnissen an-

gepaßt war. Selbst in musikalischer Beziehung, obgleich sie vollständig italienische[n] Mustern nachgebildet ist, enthält sie Züge, welchen deutschen Einfluß, namentlic[h] den des Volksliedes, verrathen. Die Oper ist im Besitz der königlichen Musikaliensammlung zu Dresden; es dürfte dies die älteste vorhandene Partitur eine[r] Oper mit deutschem Text sein. Die königliche Musikaliensammlung besitzt auc[h] ein geschriebenes Textbuch von 1678, in welchem Jahre die Oper abermals aufgeführt wurde. Der Dichter ist unbekannt geblieben, wahrscheinlich war derselbe der bekannte Gelegenheitsdichter David Schirmer, kurfürstlicher Bibliotheka[r] und Hofpoet. Das Buch ist nur eine Bearbeitung der Daphne von Opitz. Die Haupthandlung ist dieselbe wie bei diesem, unterbrochen durch mancherlei Episoden possenhaften Inhaltes, reich vermehrt mit dem damals üblichen Götter-, Decorations- und Maschinenpomp. In den Hauptscenen sind sogar des schlesischen Dichters Worte beibehalten. Freilich erscheint die Bearbeitung dem Originale gegenüber roh, plump und geschmacklos. M. Fürstenau.

Perckhaimer: Wolfgang P., ein Componist des 16. Jahrhunderts, von dem sich nur eine Sammlung vier-, fünf- und sechsstimmiger Hymnen erhalten hat, die 1591 in München bei Adam Berg erschien und von denen die Stadtbibliothek zu Breslau ein vollständiges Exemplar besitzt. Der sonst unbekannte Componist nennt sich auf dem Titel „Aquipolitanus" und widmet das Werk den Rathsherren derselben Stadt. Bei der Unterschrift der Widmung fügt er seinem Namen die Stadt „Aquiburga" bei. Beide latinisirte Stadtnamen bedeuten die Stadt Wasserburg in Oberbaiern und scheint es fast, als wenn er in seiner Geburtsstadt auch gelebt und gewirkt habe.

Rob. Eitner.

Perckmayr: Reginbald P., Benedictiner, geb. 1679 (?), † am 18. September 1742 zu Augsburg, wo er, nachdem er eine Zeit lang Professor der Philosophie gewesen, Subprior seines Klosters war. Er hat (in deutscher Sprache) polemische Werke über die Sacramente der Buße und des Altars (1725) und über die Abläße herausgegeben, ferner einen „dreifachen catholischen Catechismus", 1731, ein „Geschicht- und Predig-Buch" in drei Foliobänden, 1737. Er sammelte Material für eine Polyanthea amplissima (Materialiensammlung für Predigten), die 10—12 Folianten füllen sollte, und für ein Werk über alle Orden; beide sind aber nicht erschienen.

Ziegelbauer, Hist. rei lit. Ord. S. Bened. III, 621; IV, 162, 385.

Reusch.

Perger: Bernhard P. v. Stanz oder Stenz, † um 1502, artistischer Magister, Rector und Superintendent oder Curator der Wiener Universität. Sein Heimathsort wird der Schweiz zugesprochen, aber auch in der Steiermark gesucht, woselbst wir gleichnamigen Orten (Stanz im Mürzthal, Stainz in Mittelsteier, Stanz bei Mureck) begegnen und auch andere Universitätsgenossen heimisch waren. Als Magister artium Perger de Stanz begegnet er uns zunächst im J. 1464, und las 1464, 1466 und 1467 über den Euklides, 1465 über die allgemeine Perspective. Ob er dann in Italien humanistische Studien aufnahm ist nicht erwiesen, aber durch seine spätere, besonders der Pflege der lateinischen Grammatik und den Classikern (insbesondere Virgil und Sallust) zugewandte wissenschaftliche Thätigkeit wahrscheinlich gemacht. Während der juristischen Studien (seit 1476) war er Decan [illegible] Facultät und wurde am 13. October 1479 Rector der Hochs[illegible] damals auch mit dem Titel eines „Baccalaureus" de[illegible] [can]onischen) Rechtes und Rectors der Stadtschule zu S[illegible] [gewisse]rmaßen als Vorstufe zur Universitätsschulung anzuse[illegible] [...]reiche Persönlichkeit

ß. seit 1490, da ihn Kaiser Friedrich III. zum Superintendenten der
tät bestellte, und der Thronfolger Kaiser Maximilian I. die Deputation
hschule anwies, ihre Begehren ihm oder dem „Magister Bernhard
g“ schriftlich einzureichen. Als landesfürstlicher Verweser der Universität
: die Gebahrung mit der Dotation der Hochschule zu überwachen und
ßige Neuerungen anzubahnen. An diesen ließ P. es auch nicht fehlen.
bemüht, die scholastische Behandlungsweise der gemeinhin nur nach
toren und Glossatoren tradierten Classiker, wie: Aristoteles, Euklides,
ates, Galenus auf Grundlage ihres wenngleich lateinischen Textes durch-
und, als Kaiser Maximilian I. die Regierung Oesterreichs übernahm,
olge dessen die Leitung der Hochschule mehr denn früher in Händen hatte,
ene Neuerungen nach dem Vorbilde italienischer Universitäten, sogar
e Colloquien und Disputationen vor der Aula an Sommerabenden
ren. Diese „conversationes plateales“ wurden jedoch in Folge nächt-
tudentenexcesse nur 1493 versucht, dann wieder abgestellt. Jedenfalls
r P. bis zu seinem Tode die Stellung eines Superintendenten der Uni-
; da ihm darin 1501 Cuspinianus folgte, so muß P. um diese Zeit ge-
sein. Sein bedeutendstes Werk, „Artis grammaticae introductorium in
rtes orationis, in constructiones, in epistolas conficiendas fere ex
Perotti grammatici eruditissimi traditionibus a magistro Perger trans-
worin die Rudimenta grammaticae des Erzbischofs Niklas Perotti von
(1430—1486) die Grundlage bilden, erschien als Incunabel, ohne daß
Druckort kennen. Sie erlebte als erster Versuch, die Fortschritte der
hen Humanisten im Bereiche der lateinischen Grammatik darzulegen, eine
on Ausgaben, deren vierte in Wien im J. 1500 bei dem ersten namentlich
n Buchdrucker dieser Stadt, Johann Winterburger oder Winterburg,
In dieser Officin war auch 1493 und 1494 Pergers Trauerrede auf
d Kaiser Friedrichs „Obitus et exequiae“ — „Kayszer Friederichs
nus“ (4 Bll.) veröffentlicht worden.

Denis, Wiens Buchdruckergeschichte bis z. J. 1560 (Wien 1782). —
ach, Gesch. d. Wiener Univ. I. (1865). — Anton Mayer, Gesch. der
hen Cultur in Niederösterreich 1. Bd.; v. dems. Die Wiener Stefans-
(Bll. des Ver. f. L. Niederösterreichs 1880 II, u. in Sep.-A.) und
Buchdruckergeschichte Wiens, 1. Halbband (1882). Krones.

rger: Sigmund Ferdinand v. P., Maler, Zeichner und Kupfer-
geb. zu Wien am 17. August 1778, wo er 1841 starb. Den frühsten
ht erteilte ihm sein Vater, welcher selbst im Zeichnen Dilettant war,
suchte er die Akademie. Im J. 1798 fand der junge Mann eine An-
als Zeichner in der kaiserlichen Porzellanfabrik, in der er elf Jahre
bar. Viele figurale Decorationen für die Gefäße wurden nach seinen
en ausgeführt. Obwol man ihm sehr günstige weitere Offerten machte,
; sich der Künstler 1810 doch zum Verzichte, trat eine Studienreise nach
an und begann nach seiner Heimkunft eine emsige Thätigkeit als
maler, Zeichner und Kupferstecher. Einige Pferdebilder, die er im Auf-
es kaiserlichen Oberststallmeisteramtes vollendet hatte, verschafften ihm
ie Ernennung zum kaiserlichen Hofthiermaler. Mit dem Verleger C. Haas
er 1821 das große Werk: „K. K. Bildergalerie im Belvedere zu Wien“,
mit 240 von Passini, Kovatsch, Blaschke, Krepp, Axmann ausgeführten
wozu P. die Originale en miniature copirt hatte. Das Werk lag 1833
t vor. Im J. 1825 erhielt er die Stelle eines zweiten Custos an der
hen Gemäldesammlung. — Perger's Arbeiten sind sehr zahlreich. Zu
eren gehören die Oelgemälde: Eukles verkündet den Sieg bei Marathon.

(Gest. in Aquatinta.) — Homeros bei den Athenern, 1834. — Das große Pferderennen bei Kopcsán, 1816. — Ein Hohenauer Schiffsknecht an der Donau, 1831 (kaiserliche Galerie). — Der Raub des Ganymedes. — Die heilige Cäcilia, Miniatur nach Scheffer v. Leonartshoff. — Porträte Radetzky's, des Malers selbst. — Kaiser Rudolf I. beim Krönungsmahle, 1835. — Markgraf Leopold IV. schlägt die Kaiserkrone aus. — Wilhelm von Albonack und seine Töchter. Außerdem malte er sehr viele Thierstücke: Pferd von einem Tiger verfolgt. — Ein Pferdestall, 1830. — Kämpfende Pferde, 1820. — Eine Jagd auf Hasen 2c. In Aquatinta gab er die Darstellungen zu der Publication: „Scenen aus der Vaterlandsgeschichte", Wien 1813, heraus. — Thierstudien, Rad. 1813. — Die Albertina besitzt von ihm eine Suite getuschte Federzeichnungen zur Iliade. Ein anderes schönes Aquarell, Zillerthaler Bauern, im Privatbesitz. — Selbst radirt und gestochen sind von P. die Blätter: Romulus und Remus mit der Wölfin. — Porträt des Kaisers Franz I. u. A.

Anton v. P., des Vorigen Sohn, geb. in Wien am 20. December 1809, starb daselbst am 14. April 1876, war gleichfalls, namentlich in seiner früheren Zeit, als Maler und Zeichner thätig. Eigentlich war er in allen Sätteln gerecht, wenn seine Begabung ihn auch gerade zu nichts Ausgezeichnetem befähigte. So wurde er später (1845) Professor der Anatomie an der Akademie, dann seit 1858 Custos der Kupferstichsammlung an der Hofbibliothek, gab verschiedene Bücher populär belehrenden Charakters heraus (darunter die deutschen „Pflanzensagen" 1862), schrieb antiquarische Abhandlungen, ferner das mit vielen Stahlstichen ausgestattete Werk: „Die Kunstschätze Wiens", Triest 1854, „Der Dom zu St. Stephan" (ebd.) 2c. Von seinen künstlerischen Leistungen sind hervorzuheben: Kaiser Joseph II. im Schloß Laxenburg. — Die Speisung der Fünftausend (kaiserliche Galerie). — Starhemberg und Bischof Kollonitz auf dem Stefansthurm (gest. von L. Beyer). — Der Behagliche. — In Aquarell und Zeichnung hat P. vieles hinterlassen, so eine Reihe Wiener Volksfiguren, die Eröffnung der Gewerbeausstellung 1845 (städt. Bibliothek). A. Ilg.

Peri: Hyacinth P., Benedictiner in St. Lambrecht in Steiermark, über welchen biographische Data nicht aufzufinden sind, veröffentlichte 1719—32 zu Steyer fünf Foliobände „Quaestiones theologicae in I et II partem Summae S. Thomae Aquinatis". Ueber seine streng thomistischen Ausführungen berichtet K. Werner, Gesch. der kathol. Theol. S. 96 ff., 106 ff. Reusch.

Perinet: Joachim P. wurde am 20. October 1765 zu Wien als der Sohn eines Kaufmanns geboren, erhielt eine höchst mangelhafte Erziehung und wuchs, meist sich selber überlassen, roh und unwissend auf. Die ihm von der Natur verliehenen reichen Gaben scharfer Beobachtung und schlagfertigen Witzes bildete er leider in Kneipen und Schenken und in Gesellschaft ihm gleichgesinnter Kameraden aus. Mit besonderer Vorliebe verfaßte er Gedichte, kleinere prosaische und komische Aufsätze zum Vortrage und betheiligte sich als Mitwirkender an den in jener Zeit so zahlreichen Haus- und Liebhabertheatern, ja mit 19 Jahren übernahm er in Gemeinschaft mit Ahlen und Gewey das Theater am Neustift „Zum Fasan", wo sie mit mehreren Dilettanten „unentgeltliche" Vorstellungen gaben. Das war Perinet's dramatische Vorschule. Später kam er an das privilegirte Theater in der Leopoldstadt und danach an jenes im Freihause auf der Wieden, wo er überall Beifall fand und das Repertoire mit seinen Originalschnurren oder Bearbeitungen französischer Stücke bereicherte. Der Tod seines Vaters setzte P. in den Besitz eines Vermögens von sechstausend Gulden; aber schon nach sechs Wochen war es bis auf den letzten Pfennig vergeudet und er wie früher ein Bettler, der nun wieder Wien mit seinen poetischen Bettel-

überschwemmte. Im J. 1789 kehrte er als Schauspieler und Theater- zur Leopoldstädter Bühne zurück, nahm 1798 ein Engagement bei der neder'schen Truppe an und folgte 1803 dem Rufe Henslers, der nach elli's Tode das Leopoldstädter Theater gepachtet hatte. An dieser Bühne er nun, mit Ausnahme eines Semesters im J. 1807, wo er in Brünn bis zu seinem Tode, der am 4. Februar 1816 erfolgte. — Als Schau- war P. von untergeordneter Bedeutung; obgleich in manchen komischen beim Publicum sehr beliebt, war er doch eintönig, ohne Gestaltungskraft wie im Leben, so auch auf der Bühne, gemein. Glücklicher war er in dramatischen Arbeiten, in welchen er den damals eben nicht sehr geläu- Geschmack des Publicums zu treffen verstand. Dazu gehören: „Der Eremit ormentera“, Schauspiel in 3 Akten“ (1790); „Der Page, Lustspiel in en“ (1792); „Die zwei Savoyarden, Singspiel in 1 Akt“ (1792); „Die ſtern von Prag, Singspiel in 2 Akten“ (1795); „Das lustige Beilager, piel in 2 Akten“ (1797); „Der Fagottist oder die Zauberzither, Sing- in 4 Akten“ (1792); „Vittoria Ravelli, der weibliche Rinaldo, Schau- (1808); „Das Neusonntagskind, Singspiel in 2 Akten“ (1806); „Die Semiramis, travestirte Oper in 2 Akten“ (1806); „Die neue Alceste, “ (1806); „Hamlet, Carricatur mit Gesang in 3 Akten“ (1807); „Idas Margissa, Oper in 3 Akten“ (1808); „Pumphia und Kulikan, Oper in en“ (1808); „Der Feldtrompeter, oder Wurst wider Wurst, Singspiel in t“ (1808); „August und Gustavine, Schauspiel in 3 Akten“ (1805); a, die Sonnenjungfrau, Oper in 3 Akten“ (1815); „Megära, die fürchter- Hexe, Zauberoper in 3 Akten“ (1816); „Die Belagerung von Ypsilon, Evakathel und Schnudi, Singspiel in 2 Akten“ (1804) u. v. a. Zu ren der Singspiele hatten ihm die Stücke des Wiener Possendichters Philipp er (s. A. D. B. X, 323) als Vorlage gedient. Auch ein Bändchen „Sinn- te“ (1788) und verschiedene andere, für die Litteratur aber nicht bedeutsame ften veröffentlichte P. Viele seiner Lieder in seinen Singspielen, die von el Müller componirt wurden, haben ihre Volksthümlichkeit bis auf den gen Tag bewahrt. Hoffmann v. Fallersleben führt als solche z. B. auf: s ist des Lebens höchste Lust? Die Liebe und der Wein.“ — „Der Lenz belebet latur, die Schöpfung wird uns neu.“ — „Die Mädchen, die Lieb' und der begeistern den Menschen allein.“ — „Ich bin der Schneider Kakadu.“ — n blühende Dirnen ins Auge mir sehen, so ist es geschwind um ihr Herzchen hen.“ — „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann.“

Wurzbach, Biographisches Lexikon, 22. Bd., S. 20.

Franz Brümmer.

Peristerus: Wolfgang P., lutherischer Theolog des 16. Jahrhunderts, 1532 auf seinem väterlichen Gute bei Neidenburg in Preußen, † 1592 zu sberg an der Warthe. — Aus einer preußischen Adelsfamilie (von der Taube, olumbis) abstammend, wurde er von seinen Eltern, welche „der aufgehenden gelischen Lehre sich herzlich freuten“, zum Studium der Theologie bestimmt, hte die Schulen zu Elbing, Thorn und Danzig, bezog 1545 die neu- ndete Universität Königsberg, wo er von dem Rector Georg Sabinus, dem iegersohn Melanchthons, immatriculirt wurde und dem Studium der Philo- Philosophie und Theologie sich widmete, setzte seine Studien auf deutschen ersitäten fort und machte große Reisen durch verschiedene europäische Länder and, England, Frankreich, Schweiz, Italien). 1552 wurde er in Rostock ister, 1554 Professor der griechischen Sprache in Königsberg, wo er sein mt mit einer Rede de laudibus graecae linguae antrat. Nachdem er 1564 gsberg verlassen, wurde er von D. Chyträus zu Rostock zugleich mit Lucas

Bacmeister zum Dr. theol. promovirt (s. Krabbe, Gesch. der U. Rostock II, 68
und bald darauf 1565 vom Herzog von Mecklenburg zum Domprediger u
Superintendenten in Schwerin ernannt. Von da ging er 1571 als Superintende
nach Wismar, wurde aber hier nach wenigen Jahren 1575 wegen verschieden
Streitigkeiten, in die ihn, wie es scheint, theils sein eigenes reizbares Temper
ment, theils die Unverträglichkeit seiner Frau verwickelte, entlassen. Nachdem
längere Zeit an verschiedenen Orten (in Rostock, Danzig rc.) privatisirt hat
wurde er 1580 vom Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg zum Ho
prediger am Kölnischen Dom in Berlin, 1583 zum Pastor und Inspector
Landsberg a. d. Warthe ernannt, wo er nach neunjähriger Wirksamkeit se
wechselvolles Leben beschloß. — Seine zahlreichen, aber nicht sehr bedeutend
Schriften sind theils philologischen und philosophischen (z. B. „Prolegomena zu
griechischen Grammatik Melanchthon's", „Erklärung der Ethik des Aristoteles"
„Leben Ciceros", „de necessitate philosophiae", „de ordine studiorum"
theils theologischen oder religiös-erbaulichen Inhalts (z. B. „über die Abend
mahlslehre", „herzliches und standhaftes Bekenntnis von den vornehmsten Artikel
des christlichen Glaubens" 1568, 2. Aufl. 1573, 3. Aufl. 1620, „Sermon von
allgemeinen Beruf zum Reich Gottes", „Lob- und Trostschrift vom heilige
Ehestand", „Antidotum wider die Pest" rc.). — Siehe das Verzeichniß seine
Schriften bei Jöcher, Gl. III, 1392; Rotermund V, 1908; Nachrichten übe
sein Leben ebendaselbst und bei Arnold, Geschichte der U. Königsberg II, 366
Müller, Altes und Neues Berlin I, 101, 1004; Zedler, ULex. XXVI, 460.

Wagenmann.

Perizonius: Anton P., bedeutender reformirter Theolog, stammte vo
Geschlechte der Perizonii her, dessen Glieder sich vielfach besondere wissenschaft
liche Verdienste erwarben. Durch seinen Vater, welcher Hofprediger der Graf
von Lippe und nachher Pfarrer zu Cassel war, wo er 1645 starb, erhielt
eine sorgfältige Erziehung und wurde für das Studium der Theologie bestimm
Wo er diese Studien gemacht und das Doctorat für Theologie erhalten ha
ist nicht bekannt. Es mag vielleicht zu Gröningen gewesen sein, wo der Un
versitätsrector seinen Geschlechtsnamen „Voorbroek" sonderbarer Weise in Per
zonius vergriechischte, indem er „broek" (ald. der od. das Bruoch, d. h. Sump
oder Moorgrund), für Hosen (altd. die Bruoch) nahm. Um 1650 trat er das Rector
zu Appingadam an und wurde 1655 in Ham zum Professor für Theologie un
hebräische Sprache ernannt, wo er auch Philosophie docirte und das Prediger
amt versah. Sechs Jahre später erhielt er die Professur zu Deventer,
welcher er bis zu seinem Tode 1672 auf löbliche Weise wirkte. Von sein
schriftstellerischen Nachlaß, welcher doch nur von geringem Umfange war, wa
ein „Tractatus de ratione studii theologici, ad ejus emendationem praecipu
spectans", Dav. 1669, besonders gerühmt. Sein frühzeitiger Tod war jeden
falls ein wahrer Verlust für die Wissenschaft. Er hinterließ drei Söhne, vo
welchen besonders Jakob P. den Ruhm seines Geschlechtes mehrte.

Vgl. Briemoet, Athen. Belg. p. 626 — van der Aa, Biogr. Woorden
und Glasius, Godgel. Nederl.

van Slee.

Perizonius: Jakob P., Philologe, 1651—1715. Er wurde als d
Sohn des Theologen Anton P. in Dam in der Provinz Gröningen, wo se
Vater Rector der Schule war, am 26. October 1651 geboren; der eigentlic
Name der aus der westfälischen Grafschaft Bentheim stammenden Familie wa
Voorbroek, welchen man aber schon früh gräcisirt hatte. Seine Bildung erhie
P. zuerst in Dam, dann in Deventer und Utrecht; da der Vater inzwisch
nach Deventer berufen worden war, kehrte er 1672 dorthin zurück. Durch d
Tod seines Vaters wurde ihm die Möglichkeit geboten, die Theologie aufzugeb

sich ganz der Philologie zu widmen; 1674 begab er sich zu diesem Zwecke
Leyden, wo ihm Theodor Rydius vornehmlich förderlich wurde. Vielfache
suche der nächsten Jahre, an einer der niederländischen Universitäten eine
llung zu erlangen, schlugen fehl; erst 1681 wurde er Conrector in Delft, im
uar 1682 Professor der Geschichte und Beredtsamkeit in Franeker. Hier ent-
le er nun eine reiche lehrende und schriftstellerische Thätigkeit, namentlich
dem Gebiete der römischen Litteratur und Grammatik. Wiederholte glän-
e Berufungen, die sich ihm bald darboten, lehnte er ab, da das Curatorium
Universität ihn durch mehrfache Gehaltserhöhungen zu fesseln suchte; 1693
h folgte er einer wiederholten Aufforderung, als Professor der Eloquenz und
hichte an die Leydener Universität überzugehen. Im Juli 1693 trat er
dortige Amt an, übernahm auch 1702 als Nebenamt die Professur der vater-
ischen Geschichte und behielt dieses Doppelamt bis zu seinem nach längerem
ideln am 6. April 1715 erfolgten Tode bei. Sein bedeutendes Vermögen
er zum größeren Theile der Universität in Leyden vermacht. — Von seinen
eichen Schriften, welche von einem ganz ungewöhnlichen Umfange seiner
tnisse Zeugniß ablegen, sind zu nennen: „Dissertationum trias", 1679, u. a.
das jüdische und griechische Erbrecht, die lex Voconia und antike Münzen;
madversiones historicae", 1685, vornehmlich über verschiedene Fragen der
chen Geschichte (Niebuhr, Römische Geschichte, Vorrede zum 1. Theile:
zonius' meisterhafte Forschungen, ein Werk, welches . . . unübertroffen
ch in der Art ist, worin es das erste war"); ferner eine Reihe kleinerer
iften: „de Augustea orbis terrarum descriptione", 1682; „de usu vocum
oris et Praetorii", 1687; „de Praetorio", 1688, und eine glänzende
anknüpfende Streitschrift gegen Ulr. Huber: „Abstersio censurae Huberianae",
; „de censoribus pop. Rom.", 1697; „de aere gravi", 1713. Umfang-
ist das Werk: „Origines Babylonicae et Aegyptiacae", welches in zwei
1711 erschien. — Weniger Anerkennung als die historischen haben die
natischen Arbeiten Perizonius', die sich an seine Bearbeitung der „Sanctii
va" (4 Auflagen 1687—1714) anschlossen, behauptet; seine Auffassung
prache war die, daß er in derselben nur ein menschliches Kunstwerk sah,
m der Zufall eine große Rolle spiele; „den lebendigen Zusammenhang
en Denken und Sprechen verkennt er ganz". Michelsen (Hist. Uebersicht
tudiums der lat. Gramm. S. 50) urtheilt besonders hart über Perizonius'
natische Studien: „Mir erscheint P. als derjenige, durch welchen das von
ius angeregte höhere grammatische Studium alles Leben verlor, so daß
odte Fortschleppen der grammatischen Lehren durch das 18. Jahrhundert
rch besonders durch ihn eingeleitet wurde; in ihm sehe ich die Mahnung,
Sanctius nicht verstanden werden muß." Von alten Schriftstellern haben
de den Gegenstand seiner Studien gebildet: Aeliani var. hist., die er
in zwei Bänden herausgab; Florus, Dictys Cretensis, Curtius (Curt.
itus 1703), Suetonius, zu welchem er Adnotationes schrieb, die Ch. G.
er 1725 herausgab. Auch Gedichte von P. haben sich erhalten; ebenso einzelne
schriften, die er unter dem Pseudonym Valerius Accinctus herausgab.

Ant. Schulting, oratio fun. in obitum J. P., Lugduni B. 1725. —
Kramer, Elogium Perizonii, Berlin 1828. — Hofmann-Peerlkamp, Bibl.
. nova V, 545—552. — F. A. Eckstein in Ersch und Grubers' Encykl.
I—17, S. 108—113. — Eine Vita P.'s findet sich auch vor den opuscula
iora, Leyd. 1740, und vor der Harles'schen Ausgabe der Animadversiones

R. Hoche.

Perleb: **Karl Julius P.**, geb. zu Constanz am 20. Juni 1794, † am
ni 1845 zu Freiburg i. Br., war Professor der Naturgeschichte zu Frei-

burg, Director des botanischen Gartens und des akademischen Naturaliencabine
Durch seine auf die Systematik des Pflanzenreichs bezüglichen Schriften hat
zur Förderung einer natürlichen Methode der Eintheilung der Gewächse b
getragen. Nachdem er im J. 1818 eine deutsche Uebersetzung der zweiten A
lage des Werkes von A. P. Decandolle: Essai sur les propriétés médical
des plantes comparées avec leur classification naturelle, unter dem Tit
„Versuch über die Arzneikräfte der Pflanzen, verglichen mit den äußeren Form
und der natürlichen Classeneintheilung derselben", von Zusätzen und Anmerkung
begleitet, hatte erscheinen lassen, veröffentlichte er 1826 ein „Lehrbuch der Nat
geschichte des Pflanzenreichs", in welchem er sein von ihm aufgestelltes Pflanze
system entwickelte. Dasselbe schließt sich im wesentlichen an dasjenige von A.
Decandolle an, sucht aber durch eine andere Umschreibung der Classen, sowie du
Einführung besonderer Mittelgruppen zwischen Classen und Familien (Ordnunge
eine größere Uebersichtlichkeit zu schaffen. Auch hat P. bereits durch Theilung d
Calyciflorae Decandolle's in solche mit verwachsenen und mit getrennten Blume
blättern, die Zahl der Unterclassen um eine vermehrt. Sein verbessertes System leg
er dann in den diagnostischen Uebersichtstafeln zu Grunde, die er unter dem Name
„Clavis classium, ordinum et familiarum atque index generum regni vegetabilis"
1838 herausgab. Die Schrift bezweckte, den Anfänger in der Botanik a
leichte und sichere Weise, behufs des praktischen Pflanzenbestimmens, mit de
Methodik des natürlichen Systems bekannt zu machen. Von den niedern
den höheren Gewächsen fortschreitend, hebt der Verfasser die diagnostischen Mer
male der einzelnen Gruppen hervor, die er, nach Ray's Vorgang, in Tabelle
form gegenüberstellt. Was seit dem Erscheinen seines Lehrbuchs durch da
Hinzukommen neu entdeckter oder neu aufgestellter Familien an seinem Syste
verändert werden mußte, hat er gewissenhaft berücksichtigt, so daß in Bezug au
Vollständigkeit keine wesentliche Lücke besteht. Ja er hat auch, den Anforderunge
eines natürlichen Systems gemäß, die Nebencharaktere, die Uebergänge und Aus
nahmen überall beachtet, um dadurch schon dem Anfänger die Versabilität de
Charaktere und die dadurch begründeten Verwandtschaftsbeziehungen anschaulic
zu machen. Nach einer Erklärung der gebrauchten Abkürzungen und Zeich
folgt der clavis classium, deren 9 angenommen werden, dann der clavis ordinum
deren 48, und der clavis familiarum, deren 330 aufgestellt sind. Die Diagn
sticirung der Charaktere ist präcis und erstreckt sich auf alle wesentlichen Me
male. Ein vollständiges Register der angeführten Classen, Ordnungen u
Familien, das auch auf die Synonymie Rücksicht nimmt, erleichtert den Ge
brauch der Tabellen außerordentlich, ebenso ermöglicht ein ähnliches Register de
Pflanzengattungen durch die zu letzteren gesetzten Nummern ein leichtes Auffinde
der entsprechenden Familien. Ueber den Zustand des botanischen Gartens i
Freiburg publicirte P. 1829 eine akademische Festschrift: „De horto botanic
Friburgensi." Durch letztwillige Verfügung überließ er nicht nur seine Biblioth
und sein Herbarium der Universität, an der er gewirkt, er hinterließ auch ihr
Verwaltung eine Geldsumme, deren Zinsen theils zu Gunsten der Universität
bibliothek, der zoologischen und botanischen Sammlungen, theils zu Rei
stipendien für junge Gelehrte aus dem Fache der Naturwissenschaften, mit Au
schluß der Medicin, verwendet werden sollten.

E. Wunschmann

Perlet: Friedrich Christian Gottlieb P., Philolog, der Sohn ei
aus Ohrdruf stammenden Amtscommissärs Johann Georg P. in Werningshau
(Sachsen-Gotha) und am 8. August 1767 daselbst geboren, besuchte da
Gothaische Gymnasium und die Universität Jena, wo er sich theologischen un
philologischen Studien widmete. Nach seinem Abgange von der Hochschule erh

die Stelle eines Conrectors am Lyceum in Ohrdruf, worauf er 1806
fessor und Subconrector an das Gymnasium in Eisenach berufen wurde.
chte ihn vier Jahre nachher schweres Unglück heim, indem seine Wohnung
bekannten Entzündung französischer Pulverwagen am 1. September 1810
nd gerieth und sein Hausrath und seine Bücher in Flammen aufgingen.
glicher noch war ihm der Verlust eines fertiggestellten Manuscriptes und
Excerptensammlung in 3 Bänden, der Frucht eines zwanzigjährigen
. Ihn selbst warf die Erschütterung zu Boden und überdeckte ihn mit
ern, die ihn verwundeten. Doch blieb er bei Besinnung und vermochte
ch einen Sprung auf die Straße zu retten, während hinter ihm das
u brennen anfing. 1824 mit dem Titel eines Schulrathes geehrt, starb
18. November 1828. Um die Anstalt, an welcher er 22 Jahre lang
ich gewirkt hatte, machte er sich noch dadurch verdient, daß er als Bei-
r Gründung einer Lehrstelle für Mathematik und Physik ein Legat von
Thalern aussetzte. Seine selbständigen Arbeiten und seine Beiträge in
iften sind fast ohne Ausnahme philologischer Art und beschäftigen sich vor-
ch mit dem römischen Dichter Terenz, um dessen Herausgabe, Erläuterung
eilweise Uebersetzung er sich eifrig bemüht hat. Im einzelnen ist von ihm
es veröffentlicht worden: „Ausführlicher Commentar über die Andria,
Text und Einleitung in den ganzen Terenz" (1805); „Christ. Vict.
vater Posthuma, seu Orationes inaugurales aliquot scholasticae una cum
que indice scriptorum ipsius. Adiecit orationem suam" (1807); „De
ne, an et quatenus sophista possit putari, Commentatio" (1811, Pro-
); „Ueber deutschen Beugungsmangel und dessen Abhülfe" (1815);
tii Comoediae ad codd. mss. et optimas editiones recognovit, varietate
is, commentario perpetuo et indice instruxit" (1821, eigentlich 1820;
va 1827); „Das Mädchen von Andros, Schauspiel in 5 Akten, aus
ateinischen übersetzt, mit Vorrede und kurzen Anmerkungen" (1825);
Falisci Cynegeticon oder Jagdgesang, lateinisch und deutsch" (1826);
adversiones in P. Terentii Afri Comoedias. Editionis Terentii anno
evulgatae Supplementum" (1827). Außerdem Aufsätze im „Morgenblatt
ildete Stände" (Jahrg. 1809 und 1810), sowie in G. Seebode's „Kri-
Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen" und „Archiv für Philo-
nd Pädagogik".

Meusel, G. T. — N. Nekrolog 6. Jahrg., 1828, S. 974. (Fälschlich
Vorname „Gustav" statt „Gottlieb".) — A. Beck, Ernst II., Herzog zu
sen-Gotha und Altenburg. Gotha 1854, S. 136. — Goedeke, Grundriß,
Bd. 2. Abth. S. 1297 u. 1339. (Irrig 1778 als Geburtsjahr.) —
auch Perlet's Aufsatz: „Eisenach in den schwersten Augenblicken" im
orgenblatt" 4. Jahrg. 1810, November, Nr. 273, S. 1089a—1090b.

Schumann.

ermaneder: Franz Michael P., katholischer Theolog und Kanonist,
2. August 1794 in Traunstein, † 10. October 1862 in Regensburg. Er
in Landshut zuerst Theologie, dann von 1815 an die Rechte, wurde
zum Priester geweiht, im folgenden Jahre Lehrer am Progymnasium,
Gymnasialprofessor am Erziehungsinstitute zu München. Im J. 1824
er eine Professur am neuen Gymnasium daselbst, im J. 1834 die Pro-
der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts am Lyceum in Freising, 1847
Professur an der theologischen Facultät in München. Bereits 1843
er zum erzbischöflichen geistlichen Rath ernannt, in München war er zu-
Beisitzer des geistlichen Gerichts. Von der theologischen Facultät in Prag
er 1848 beim 500jährigen Jubiläum zum Ehrendoctor ernannt. P. wird

von allen, die ihn genau kannten, als ein in jeder Hinsicht vortrefflicher
geschildert, ebenso als ein guter Docent. Er war milde, objectiv, ei
Katholik und warmer Patriot, Feind jedes Extremen. Das zeigt au
Hauptwerk. Schriften: Fortsetzung der „Annales Ingolstadienses“,
1859. 4. „Bibliotheca patristica“ 1841, 44. 2 Bde. (Patrologia ge
specialis, letztere unvollständig). „Handbuch des gemeingültigen kathol. K
rechts in steter Rücksicht auf das katholisch-kirchliche Territorialrecht in
reich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover und den übrigen deutschen S
bearbeitet“. 1846 in 2 Bden., 1853, 1856 in 1, 4. Aufl. Landsh.
herausgeg. von Isid. Silbernagl nach dessen hinterlassenem Manuscript.
sein Hauptwerk ist mit großem Fleiß und Geschick geschrieben, berechn
den praktischen Geistlichen und Juristen. Beiden genügte es für d
wöhnlichen Vorkommnisse. Wissenschaftlich leidet es an dem Mangel grün
Quellenstudien und infolge davon auch der Genauigkeit, sowie an dem M
jeder Originalität. Gearbeitet an der Hand der Lehrbücher von Walte
Richter besteht sein eigentliches Verdienst in dem theilweisen Ergänze
Stoffes jener für den practischen Gebrauch, ganz besonders in der größe
das bairische Particularrecht durchweg ausreichenden, Heranziehung der p
particularrechtlichen Bestimmungen. Neu im Vergleich zu den beiden gen
Büchern und den deutschen überhaupt ist die fleißige Compilation üb
kirchlichen Proceß. Die historische Seite tritt ganz zurück. Die beiden
graphieen „Die kirchliche Baulast oder die Verbindlichkeit der bauliche
haltung und Wiederherstellung der Cultus-Gebäude. Aus den Quellen d
meinen canonischen und bayrischen Particular-Rechts dargestellt“, 1852,
und „Das Gesetz, die Sicherung, Fixirung und Ablösung der auf dem Zeh
lastenden kirchlichen Baupflicht betr., vom 28. Mai 1852 erläutert“ (
der „Gesetzgeb. des K. Bayern seit Maximilian II. mit Erläuterungen“) h
von C. F. Dollmann. Erl. 1852 ff. behandeln den Gegenstand nach
Richtungen erschöpfend; die erstere darf als die beste und ausführlich
neuern Schriften über die Baupflicht bezeichnet werden.

Baier. Zeit. Morgenbl. Nr. 283 von 1863. — Stadlbauer, Re
rede v. 27. Juni 1863 zu München. — v. Schulte, Gesch. d. Quel
Liter. III. 1. S. 356. v. Schult

Permoser: Balthasar P., Bildhauer, wurde auf dem Nemair'sche
zu Kammer im Gerichte Traunstein, welches damals zu Salzburg gehör
3. August 1651 geboren. Nach Füßli's Angaben soll zwar die I
seines Grabsteines auf dem Friedrichstädter Gottesacker in Dresden als G
ort Kammerau im Pfälzischen Pfleggericht Kätzling und das Geburtsjah
angegeben haben, jedoch, obige Daten stammen aus den Pfarracten u
vollständig correct. Als armer Hirtenjunge begann er instinctiv dem ihm
wohnenden künstlerischen Triebe zu folgen, schnitzelte in Holz, am
Schäferstabe, als ihn ein Dorfmaler seiner Heimath, Guckenbieler, zu sich
um ihm einigen Unterricht zu ertheilen. Dann kam er in Salzburg
damals vielbeschäftigten Bildhauer Wilhelm Weißkircher in die Lehre,
am Dome und anderwärts große Aufträge besorgte. Das Tiroler K
Lexikon behauptet, damals sei Joh. Nicolaus Moll, der spätere Schüler R
Donners bei P. in Salzburg gewesen, aber diese Angabe hat in der Chro
ihre Schwierigkeiten, denn da jener Moll erst 1709 geboren ist, so müßt
einer Zeit nach Salzburg gekommen sein, wo P. schon lange nicht me
weilte. Verschiedene Autoren lassen P. nach seiner Schulzeit bei Wei
nun nach Wien ziehen, wo er die berühmte Statue des Prinzen Eugen
hierauf aber nach Italien. Mir scheint das Umgekehrte wahrscheinlicher,

den des Stiles anzunehmen sein dürfte, daß der Künstler früher den
Bernini'scher Werke erhalten haben müsse, bevor er eine für diese Rich-
rakteristische Leistung schaffen konnte. Möglicherweise aber wirkte er zwei-
Wien, nämlich vor und nach dem italienischen Aufenthalte, denn einmal
lt, daß in der Kaiserstadt an der Donau ein gewisser Knacker sein
wesen sei. Da der junge Künstler die Bestellung eines so bedeutenden
e die Eugenfigur aber gewiß nicht als Lehrjunge erhalten haben wird,
öglich noch an einen zweiten, späteren Aufenthalt in Wien zu denken.
ist unter „Knacker" gewiß der bürgerliche Bildhauer Adam (alias Tobias)
verstehen, von dem wir wissen, daß er an der Pestsäule auf dem
m castrum doloris Joseph's I. 1711, ferner für die kaiserliche Gruft
lieferte. Indessen ist die Eugenfigur weder damals noch später in
acht worden, sondern erst nach 1710 in Dresden. In Italien blieb
n Jahre, wahrscheinlich von 1665 an, er fand an dem Großherzog von
inen besonderen Gönner und hatte viel zu thun. An der Theatiner-
Florenz machte er die Statuen zweier Ordensheiligen in den Nischen
e, viele Kleinarbeit ferner in Elfenbein und Holz. Im J. 1704
inem Rufe Friedrichs I. nach Berlin, wo eine Anzahl religiöser sowie
cher Sculpturen entstanden. Für Charlottenburg fertigte er einen
nit der Hydra, dann einen Amor als Bogenschnitzer, für den Grafen
e Gruppe Adam und Eva, für die Peterskirche das Epitaph des
es R. Fatz (gest. von Blasendorf) und die Kanzel, — beide 1730
zu Grunde gegangen. Nach sechsjährigem Aufenthalte in Berlin be-
Künstler der König August II. 1710 nach Dresden, aber auch
erzog von Toscana bot ihm 1000 Thaler Jahresgehalt, wenn er
ch Florenz kommen wollte. Unter August II. wurde er Hofbildhauer.
esitzt — oder besaß — sehr viele Arbeiten Permoser's. Im großen
llte er die Figuren der Mutterliebe, der Malerei, der Sculptur, eine
it einem Kinde, einen Mohren mit einem Fische auf, sie wurden im
gen Kriege zerstört. Für die katholische Kirche machte er über dem
ein Ecce homo aus sächsischem Marmor und einen heil. Johannes;
otte des Zwingers Apollo, Minerva und Venus, 1716. An dem
hen Haus hinter der Frauenkirche eine Portalgruppe, an dem Brauer-
er Neustadt einen Saturn, im Ertel'schen Garten Saturn, Venus und
ür den Apel'schen Garten in Leipzig die Colossalfiguren der Venus,
piter's und Mars, die holzgeschnitzte Kanzel in der Dresdner katho-
rche, Apollo und Minerva aus einheimischem Marmor, sein eigenes
mit einer Kreuzabnahme, im grünen Gewölbe ist eine sehr schöne Elfen-
Herkules und Omphale, bez. Balthasar Perm. inv. f., 31 cm hoch,
besaß ein Relief vom selben Materiale, Mercur und Argus, endlich
dieses vor einigen Jahren im Besitz einer Dame, welche im Geburts-
ünstlers lebte, zwei seiner Elfenbeinreliefs, das eine Adam und Eva,
e König August vorstellend. Endlich entstand Permoser's ausgezeich-
erk, die jetzt im Belvedere zu Wien aufgestellte lebensgroße Marmor-
s Prinzen Eugen in Dresden. Wir entnehmen dies aus der Bio-
es Bildhauers Joseph Winterhalter, welcher bei seiner Ankunft in
n zugegen war, als das Werk von Dresden anlangte und von dem-
onders von seinen technischen Vorzügen, begeistert war. Daß P. einer
tung sich erfreute, geht auch daraus hervor, daß der berühmte Raphael
eabsichtigte, sich zu ihm nach Dresden zu begeben; ob er es ausgeführt
sen wir übrigens nicht. Die Gruppe ist äußerst barock in Erfindung
ührung, wie alle Schöpfungen des Künstlers von einer beinahe wilden

Genialität. Der Held steigt auf Wolken empor, wobei ihn zwei Frauen
Ruhm und die Unsterblichkeit, umschweben, unten liegt ein besiegter Feind,
Kopf der Sage nach das Portrait des Künstlers sein soll. Da die In
schon Karl VI. nennt, so ist das Werk nach 1712 entstanden. Wer de
steller war und wann es in das Belvedere kam, ist unbekannt.

P. starb zu Dresden am 20. Februar 1732. Die Schule seines Ge
orts, welche er 1692 mit einem Capital von 1000 fl. gegründet hatte, b
noch sein Portrait; sein Vetter Michael Moser folgte ihm als königl. pol
und sächsischer Hofbildhauer nach († 1751). P. war ein geistreicher,
origineller Plastiker, voll vom Feuer des Barockgeistes und als Mens
von Wunderlichkeiten. Stolz und eigensinnig hat er eine gewisse Aehn
mit Messerschmidt, auch von ihm wird erzählt, daß er fertige Arbeiten ze
wenn der Preis zu hoch befunden wurde. Karl XII. von Schweden vere
besonders; als man fragte, warum er den König noch durch keines seiner
verherrlicht habe, zweifelte er, daß ihm derselbe sitzen würde, denn er
eigensinnig wie er selber und zwar mit Recht: „Denn er ist König u
Künstler!" Gegen die Mode seiner Zeit trug er einen langen Bart u
sogar eine Schrift zur Ehrenrettung des Bartes geschrieben haben, welch
Andere dem Ulrich König (s. A. D. B. XVI, 516) zusprechen.

Das Ausführlichste in Ilg's Aufsatz: Balthasar Permoser, Mitth
K. K. Central-Commission für Erhaltung der Kunstdenkmale, Wien
S. LXVII ff. A. Il

Perneder: Andreas P. (Pernoeder), bairischer Jurist und fruc
Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, über dessen
umstände nur die Vorreden zu seinen hinterlassenen Werken einige ge
Aufschlüsse geben. — P., gegen Schluß des 15. Jahrhunderts zu Ried i
baiern geboren, wurde am 3. März 1518 an der Universität Ingolst
matriculirt, dann zum Unterrichter in München ernannt, und etwa drei
später zum lateinischen und deutschen Secretarius, auch zum Hofrath bei
Wilhelm V. von Baiern befördert, welche Stelle er bis zu seinem Tod
16 Jahre bekleidete. Nach einer alten Aufzeichnung im cod. germ. N
Fol. der Münchner Hof- und Staats-Bibliothek starb „Pernöder den 19.
bris Anno 1543 zur München und wurde in der Parfüsser-Kirchen beg
P. war verheirathet und dessen Ehe mit Kindern gesegnet. Seine Tochter
(mit Georg Reitmor aus Deutenhofen, des Innern Rathes zu Münche
heirathet) scheint höhere Bildung genossen zu haben. Ihr verdankt man die R
und Erhaltung von Jürg Kazmair's Münchner Gedenkbuch, einem der w
historiographischen Ueberbleibsel dieser Art, — „welche alte unlesliche g
Anna Reitmorin (laut ihrer Meldung) an einem unzimlichen verworfe
funden und mit grosser muhe abgeschriben." Außerdem besaß sie neben
alten Drucken, die sie an die „fürstliche Liberey abgeben", auch die von
Vater überarbeiteten Handschriften seiner verschiedenen Werke. Sie beh
letztere ihrem Schwiegersohne, Octavianus Schrenk, churbairischem Regime
zu Straubing, später fürstbischöflichem zu Würzburg, welcher 1573 ein
Auflage der Werke Perneder's veranstaltete. — P. war ein tüchtiger, g
Praktiker, der sich mit dem Gedanken trug, das gesammte Recht (Priv
(Institutionen) Civilproceß, Lehen- und Strafrecht sammt Notariat) na
des Laienspiegels und an dessen Stelle für seine Fachgenossen unter bes
Berücksichtigung der in Baiern geltenden Rechte und Gewohnheiten in
von Compendien zu bearbeiten, jedoch durch einen vorzeitigen Tod abg
wurde, die einzelnen Theile zu einem systematischen Ganzen zu vereine
druckfertig zu machen; denn Schrenk bemerkt in der Vorrede zur Malefiz

...drücklich: „und hat sie vom Autore selbst / als der mit dem zeitlichen Todt zu ...ß kommen / nit können in ein recht Richtigkeit gebracht werden." Der Ingol... ...dter Professor und nachmalige Kanzler von Freising Wolfgang Hunger (s. A. ... B. XIII, S. 414) gab theilweise nach ungenauen Abschriften und hand... ...riftlichen Fragmenten 1544 Perneder's gesammten litterarischen Nachlaß her... ...s und versah die einzelnen Theile mit Widmungen und längeren Vorreden. ...neder's drei Hauptwerke (Institutionen, Proceß und Malefiz-Ordnung) ge... ...en zu den vielgebrauchtesten und besten Schriften popularisirender Richtung; ... sind trotz sklavischen Anschlusses an die fremden Rechtsquellen der erste Ver... ... eines in der Praxis wohlbewanderten Mannes, einheimisches und auslän... ...hes Recht in einem der Legalordnung verwandten System zu verbinden. Zu... ...erschienen: „Justiniani Institutiones, das ist ein Auszug und Anzaigung ...her geschriebener keyserlicher u. des heyligen Reichs Rechten, wie die gegen... ...tige Zeit in Übung gehalten werden" 2c. 2c., theils Uebersetzung theils Be... ...itung und Ergänzung der Institutionen durch Hinweis auf „gemeinen Ge... ...ch", das bairische Landrecht, die Wormser, Nürnberger und Freiburger ...rmation. Hunger widmet in der Vorrede (geben zu Ingolstatt Sambstag ... Richardi den 9. Febr. 1544) das Werk „so viel mehr dem Herzog Albrecht, ... ihm nicht zweifelte, wo P. länger im Leben blieben / er würde ihm selbs ...n andern Patron gesucht haben." Der Herausgeber bemerkt noch, er habe ... Befelch des Durchlauchtigen Fürsten Wilhelm, Albrechts Vater, S. F. ...den Herzog Albrecht nächst-verschienes Jahr (1543) die Institutionen zum ...n theyl inn offener Schul (zu Ingolstadt) möglichs Fleiß vorgelesen"; nun ... habe sie P. „mit fürbindig reiner, zierlicher und verständlicher Sprach ...utscht, — — — und seien die bisher erkandten Verdolmetscher / diesen so ...g / als der Schatten einer lebendigen Person zu vergleichen." Den Insti... ...nen folgte nach einer 1532 von P. überarbeiteten Handschrift der aus sechs ...len bestehende „Gerichtliche Proceß, in welchem die gemainen geschriebenen ...lichen und geistlichen Recht auf alle und jede Artikul allegirt werden" 2c. 2c. ...der Verfasser die bairische Praxis und die Kammergerichtsordnung berücksich... ..., fand das Buch bei den Praktikern rasche und günstige Aufnahme, und ...e dessen Inhalt den Gerichtshöfen bei ihren Entscheidungen zur Richtschnur. ... der Vorrede hatte der Herausgeber das Manuscript von Magister Simon ...rvius, Unterrichter zu München und Perneder's vertrautestem Freunde, er...n. Etwas später veröffentlichte Hunger eine „Verteutschung des Lehen...s", wobei die libri feudorum und die damalige Litteratur benutzt sind. ...m Buche wurde irriger Weise „die Halsgerichtsordnung oder von Straff ... Peen aller und jeder Malefizhandlungen ein kurzer Bericht —" angereiht, ...rend sie vom Verfasser als Anhang der Institutionen gedacht war. Diese ...G. O., welche (nach Wächter, Arch. des Crim.-Rs. Neue Folge Jahrg. 1842 ...2 u. ff.) unter dem Titel „tractaet Crimineel muthmaßlich von Jacob ...ächter auch ins Holländische übertragen wurde, nimmt in der juristischen ...ratur- und Criminalrechts-Geschichte einen hervorragenden Platz ein. Sie ...icht bloß das erste nach der Carolina in Deutschland erschienene System ... Strafrechts, sondern blieb bis ins 17. Jahrhundert die hauptsächlichste ...dlage der juristischen Criminal-Litteratur. Gobler's Proceß- und Rechten...el, Rauchdorns Practica, ebenso die Werke von Dorneck, König und Sawr ...n größtentheils unmittelbar aus Perneder geschöpft. Daneben übte diese H.G.O. ... weitreichenden, hauptsächlich über Süddeutschland sich erstreckenden Einfluß ...die Rechtsprechung und liefert somit ein treues Bild der damaligen Straf...praxis. Die Perneder'sche H.G.O. umfaßt Strafrecht sammt Proceß nach

Maßgabe des römischen Rechtes und der italienischen Litteratur; neben das bairische Landrecht, die goldene Bulle und die tiroler Malefizordn nützt. Der Verfasser hinterließ von diesem Werke zwei verschiedene scripte; ein älteres, etwa 1530 vollendetes, welches daher die Caroli kennt; dieses legte Hunger seiner Publication zu Grunde. Später na kündung der Carolina hat P. dasselbe nochmals durchgesehen, und du weisungen auf die Carolina und Citate aus derselben ergänzt. Dieses Exemplar benützte Schrenk bei der Ausgabe von 1573; zugleich th das Buch in zehn Titel, d. h. in numerirte Artikel, und vermehrte es um das Doppelte. Es ist höchst beachtenswerth, daß die Hunger'sche trotz Nichtberücksichtigung der Carolina bis 1573 in zahlreichen Auflagen wurde; ein neuer Beleg für den Umstand, daß letztere nur sehr langs allmählich bei den Gerichtshöfen Eingang fand. Als Anhang zu vor vier Werken gab Hunger noch heraus: „Summa Rolandina, das ist: Bericht von allerhand Tractaten und Testamenten" 2c. 2c. „Item Barth Socini U. J. D. Regulae juris, ein Tractat der Regeln — sampt de ausgenommenen Fällen oder Fallentien B. Socini." Rolandinus Ro Passagerii, erster Notar zu Bologna, wo er 1300 im 80. Lebensjahre st solches Ansehen genoß, daß ihm die Republik eine eigene Leibwache hie faßte als Hauptwerk die „Summa artis notariae" für letzte Willen, und Gerichtsverfahren. Da kein Notar vom 14.—17. Jahrhundert diese lein entbehren zu können glaubte, besteht es in zahlreichen Handschri Auflagen, wurde auch wiederholt commentirt. Unser Autor gibt eine Bearbeitung einiger freigewählter Stücke, die er zugleich erläuterte. — lich umgestaltet verließ Perneder's Samma Rolandina zuletzt die Presse no unter dem apokryphen Titel: „Andr. Perneder's vollständige Nachricht vo menten und Codicillen — nach des Autors Tod durch und durch verbe von W. Hunger, J. U. D. u. Professor zu Ingolstadt" (Frankf. u. Leip Die lange Zeit sehr geschätzten Regulae juris wurden dem gefeierten Rec Bartholomäus Socinus zugeschrieben, der 1436 in Siena geboren, 1 Privatmann gestorben ist. Nach Hunger soll indeß Socinus nicht nu die Urheberschaft des Buches Einsprache, sondern gegen den Drucker so jurienklage erhoben haben. P. übertrug diese regulae juris frei ins und fügte ihnen praktische Erläuterungen an. — Es ist bereits hervor worden, daß Perneder's Schriften große und rasche Verbreitung fanden, allmählich in den Händen der meisten Praktiker waren, und daß sie Gerichtshöfen bei deren Entscheidungen vorzugsweise zu Rath gezogen Hierdurch erklärt sich auch, daß Hunger's Ausgabe von 1544 bis 15 destens 16 mal aufgelegt wurde! Hirsch (Millenarius IV. typis exscr librorum, pag. 71) erwähnt bereits aus dem dem Publicationsjahre f (1545) eine dritte, bei Alex. Weißenhorn in Ingolstadt gedruckte, und reihten sich jene von 1546. 1547. 1549. 1550. 1551. 1555. 1556 1561. 1563. 1564. 1567. 1571 (Folio). 1573 veranstaltete der be nannte D. Octavianus Schrenk mit Hilfe der vom Verfasser selbst durchg Manuscripte (welche er von seiner gleichfalls früher erwähnten Schwirge Anna Reitmorin, erhalten) eine revidirte Ausgabe der Perneder'schen S wovon drei Auflagen bekannt sind (1573. 1578. 1581). Eine weite Ausgabe besorgte die Eder'sche Officin zu Ingolstadt 1592, wovon 1 1614 neue Abdrucke erschienen. Auf dem Titel der Institutionen-Aus der fürstlich baierische Rath Dr. Rochus Freymann v. Obernhausen allein dieser war schon 1583 mit Tod abgegangen, und wurde von d leger nur deshalb auf den Titel gesetzt, um durch einen bekannten und g

rten-Namen seinem Unternehmen höheren Glanz und einen größeren Absatz
chern. — Es ist in der That staunenswerth, daß P., welcher im besten
nesalter vom Tode ereilt wurde, Zeit fand, neben dem laufenden Dienste
den hier aufgezählten juristischen Arbeiten als vertrauter Diener Herzog
echts wiederholt auch noch wichtige Sendungen und auswärtige Geschäfte zu
nehmen und außerdem geschichtliche Annalen über die Jahre 1506 bis 1529
schreiben. Letztere behandeln auf 48 Blättern hauptsächlich „was sich im
ernkrieg in Bayern, dem türkischen Zug und den Wiedertauffern begeben",
en aber auch auf den Landshuter Erbfolgekrieg u. dergl. zurück. Das
nuscript kam vom Kloster Benedictbeuren auf die Münchner Hof- und Staats-
iothek, wo es als Theil des eingangs erwähnten cod. germ. 1594 auf-
ahrt wird.

W. Hungers Vorreden v. 1544 und jene des Octav. Schrenk v. 1573. —
Beiträge z. kritischen Historie der deutschen Sprache 2c. 9. St. S. 151—156.
— Kobolt, Baier. Gel.-Lex. I. S. 507. — Wächter im Arch. f. Crim.-Recht.
N. F. 1836. S. 120—126. — Hälschner, das preuß. Strafr. 1. Thl.
119 u. 120. — Stintzing, Gesch. d. deutsch. Rechtswissenschaft. 1. Abth., 573—
579. — Stobbe, deutsche R.-Quellen. I. 2. S. 173 N. 3. — Geib, Lehrbuch
des deutschen Straf-R's. I. S. 286 u. 287.

(Ueber Anna Reitmor) Chroniken d. deutschen Städte. Bd. 15.
S. 456—61.

Eisenhart.

Pernice: Ludwig Wilhelm Anton P., namhafter Jurist, geb. am
Juni 1799 zu Halle, aus einer aus Oberitalien eingewanderten Familie,
uchte das Pädagogium seiner Vaterstadt und widmete sich seit 1817 auf den
iversitäten zu Halle, Berlin und Göttingen juristischen, insbesondere rechts-
chichtlichen und staatsrechtlichen Studien. Nachdem er zu Göttingen die
losophische und juristische Doctorwürde erlangt, habilitirte er sich 1821 zu
lle in der juristischen Facultät, wo er Vorlesungen über die Institutionen
über Rechtsgeschichte, sowie über Staats- und Völkerrecht hielt. Auch las
schon damals über Lehnrecht, für welches er sein ganzes Leben hindurch mit
rliebe thätig blieb. Bald erhielt P. eine außerordentliche und 1825 eine
entliche Professur. Seit 1826 begann auch seine publicistische Thätigkeit, vor
em als Vertheidiger der seit 1806 mediatisirten Fürsten und Grafen. P.
rd 1827 Unterbibliothekar an der Universitätsbibliothek, 1830 Censor für
istische, zeitgeschichtliche und philosophische Schriften, 1832 Mitglied des aka-
nischen Spruchcollegiums, dessen Viceordinariat er 1833 übernahm. Einen
f nach Göttingen 1838, an Albrecht's Stelle, lehnte er ab, ebenso 1840 das
erbieten des Herzogs Heinrich von Köthen, als Wirkl. Geheimrath und Re-
rungspräsident in dessen Dienste zu treten. 1844 erfolgte Pernice's Ernennung
n außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten und Curator der Universität
lle mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths, ein Jahr darauf die zum
rector des halleschen Schöppenstuhls. Schon vorher (1832) war ihm das
dinariat des Spruchsenats übertragen worden. Wegen vermehrter Berufs-
beiten sah sich P. um diese Zeit genöthigt, seiner akademischen Lehrthätigkeit
entsagen, die er jedoch im J. 1849 wieder aufnahm. 1852 begann mit seiner
ahl zum Deputirten für Wittenberg seine parlamentarische Thätigkeit. Seit
54 lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, vertrat er die Tendenzen der
udalpartei. Auf Befehl des Königs von Preußen verfaßte er (1851) ein
tachten in der schleswig-holsteinischen Erbfolgefrage, schrieb mehrere Gutachten
der altenburgischen Domänenangelegenheit, war Rechtsconsulent der anhal-
chen Landschaft (deren Beschwerdeschrift an den Bundesrath von ihm her-

rührt) u. s. w. P. starb am 16. Juli 1861 zu Halle. Seine wissenschaftliche Hauptleistung ist „Geschichte, Alterthümer und Institutionen des römischen Rechts" (1821; 2. Aufl. 1823). Von seinen publicistischen Schriften sind die wichtigsten: „Observationes de principum comitumque imperii germanici inde a MDCCCVI subjectorum juris privati mutata ratione" (1827); „Quaestiones de jure publico Germanico", 3 Hefte (Halle 1831); „Commentatio, qua de jure quaeritur, quo principes Hohenloënses tanquam comites Gleichenses duci Saxoniae Coburgensi et Gothano subjecti sint" (1835); „Codex iuris municipalis Halensis" (1839); „De sancta confoederatione" (1855); „Commentatio de singulari dynastiae Schauenae iure" (1854). Unter Pernice's Rechtsgutachten und sonstigen Staatsschriften ist besonders die Arbeit über „Die staatsrechtlichen Verhältnisse des gräflichen Hauses Giech" (1859) von Bedeutung für die Kenntniß der Rechtsverhältnisse des deutschen hohen Adels. Vgl. Pernic, Savigny, Stahl (1862).

Victor Anton Herbert P., zweiter Sohn des Vorigen, geb. am 14. April 1832 in Halle, erhielt seine Vorbildung auf der Landesschule Pforta und widmete sich seit 1851 erst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Bonn und Berlin philologischen und juristischen Studien. Nachdem er mit seiner Uebersetzung und Ausgabe der „Frösche" des Aristophanes (1856) und durch drei juristische Preisschriften von seinen ausgebreiteten Kenntnissen Proben abgelegt und sowohl die philosophische (1854 zu Leipzig) wie die juristische Doctorwürde (1855 zu Halle) erlangt, habilitirte er sich 1856 zu Berlin für römisches Recht. Bereits gegen Ende 1857 folgte er einem Rufe als Professor der Rechte nach Göttingen. Hier war er vorzugsweise auf den verschiedenen Gebieten des Staatsrechts thätig, las aber auch über Geschichte und Institutionen des römischen Rechts, sowie über Civilproceß. 1862 wurde er zum Mitglied der hannoverschen Kammer ernannt. Infolge der Ereignisse des Jahres 18[illegible] gab P. seine Professur auf und trat in die Dienste des Kurfürsten von Hessen, als dessen Bevollmächtigter er 1867 in Berlin beschäftigt war. Von seinen publicistischen Arbeiten sind hervorzuheben: „Denkschrift über die anhaltische Verfassung" (1862) und „Zur Würdigung der v. Warnstedt'schen Schrift: Staats- und Erbrecht der Herzogthümer Schleswig-Holstein, u. s. w." (18[illegible]). Als Vertheidiger der gottorpischen Rechte ist P. Hauptverfasser der „Oldenburger Staatsschrift" (1864) sowie der „Kritischen Erörterungen zur schleswig-holsteinischen Successionsfrage" (2 Bände. 1866). Dazu kamen später „Die Verfassungsrechte der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie" (1. Heft 1872). Von seinen romanistischen Schriften sind zu nennen: „Commentationes iuris Romani duae" (1855) und „Miscellanea zur Rechtsgeschichte und Textkritik" (Heft 1 1869). Er starb zu Halle auf einer Reise am 21. April 1875.

Vgl. Brockhaus' Conversationslex. 12. Aufl. (Nach gütiger Mittheilung der Redaction ist die Richtigkeit der Angaben seitens der Familie controlirt.)

Pernstein: Johann X., Freiherr v. P., kaiserl. und königl. Feldzeugmeister, geboren wahrscheinlich zu Böhmen in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, gefallen bei Raab in Ungarn am 29. September 1597, war der Sohn des 1587 verstorbenen Großkanzlers von Böhmen und Oberststallmeisters dreier Kaiser, Wratislaw II., Freiherrn v. P., welcher als hilfreicher Gönner seiner Untergebenen, sowie als Förderer von Kunst und Wissen in großem Ansehen stand und des von ihm betriebenen Aufwandes wegen „der Prachtliebende" genannt wurde. Johann v. P. werden dagegen viele, namentlich mathematische Kenntnisse, dann die Eigenschaften des persönlichen Muthes, der Gesinnungs-

tigkeit, Thatenlust als auch des Strebens nach einem in Kampf und Gefahr
erreichenden hohen Ziele nachgerühmt. Dieses suchte er in kaiserlichen Kriegs-
sten, in welchen er 1591 unter seinem Meister und Vorbilde Alexander
rnese von Parma bei der Bekämpfung des Aufstandes in den Niederlanden
e Abtheilung spanischer Truppen befehligte. Schon damals wurde er dem
iser als sehr entschlossen und in jedweder Beziehung verwendbar bezeichnet,
rauf ihn dieser nebst Salentin v. Isenburg und dem Grafen von der Lippe
Gesandten ernannte, welche mit den Niederländern ein Abkommen zu ver-
tteln hatten. Als dieses Unternehmen aber ohne den gewünschten Erfolg
eb, da trat P. wieder in den Kriegsdienst und befand sich 1593 auf dem
ge nach der Oise unter Mansfeld stets in den vordersten Reihen. Später
rde ihm die selbständige Wegnahme des Schlosses Neuville übertragen. Mit
r zwei deutschen Regimentern, zwei päpstlichen Schwadronen und zwei Kanonen
ne Munition wagte es P., die Aufforderung zur Uebergabe zu stellen. Auch
n den nächsten zwei Feldzügen soll er so ausgezeichneten Antheil genommen
aben, daß der provisorische General-Gubernator der Niederlande, der mannhafte
raf Fuentes, sich P. zum Begleiter und Nebenmanne erkor, als er im October
595 sein Volk zum Hauptsturme gegen die vor Cambrai gelegte Bresche führte.
ei dieser auf neueren Forschungen beruhenden Angabe muß aber angenommen
erden, es seien die Mittheilungen irrig, welche P. im J. 1595 bei der Ein-
ahme der Veste Kochern (Kobern) und beim Siege von Gran am 4. August
hätig erklären. Gewiß ist dagegen Pernstein's voranleuchtendes Verhalten 1596
i Kereszt̃es (lateinisch Agria) am 23. und 24. October, welcher Ort längere
eit hindurch von der Geschichtschreibung mit Agram verwechselt wurde. Dort
at er als Feldzeugmeister und nach damaligem Gebrauche Director aller Ge-
hütze und Kriegsmaschinen mit vieler Einsicht und Kriegserfahrung gewirkt und
m günstigen Ausgange des ersten Tages wesentlich beigetragen. Noch hervor-
ltender war aber seine Thatkraft und Unerschrockenheit am zweiten Tage bei
m mißglückten Versuche, die durch Beutegier vollkommen in Unordnung ge-
thenen Schaaren im Verein mit Palffy und dem Markgrafen von Burgau zu
mmeln und den neuerlichen Angriff der Türken abzuwehren. Eine besondere
rinnerung knüpft sich ferner an seine Thätigkeit im Feldzuge 1597, während
lchem er bei Dotis am 19. Mai die ihm in den Niederlanden bekannt ge-
ordenen Petardey in Anwendung brachte, der Erste auf der Sturmleiter stand
nd den Pascha sammt dessen Angehörigen zu Gefangenen machte. Seit dieser
eit sollen auch die Petarden „Pernstein'sche Maschinen" genannt worden sein;
ch anderen Angaben verfertigte jedoch diese Vorrichtungen zum Sprengen von
horen der kaiserliche Feldzeugmeister und Arsenaldirector zu Wien Johann
lbert Freiherr von Sprinzenstein und kamen dieselben erst 1598 bei der Er-
rung von Raab in Anwendung. An diesem Kampfe hatte aber P. keinen
ntheil mehr; er fiel getroffen von einer 30pfündigen Stückkugel schon den
. September 1597 bei Raab gelegentlich seiner täglichen Visitirung der Be-
gerungsarbeiten und wurde sein Ableben im ganzen Lande tief betrauert. Denn
t P. erlosch für die nächste Zeit der alles fördernde Unternehmungssinn im
ere und verloren war der Einfluß, den er selbst in den bedenklichsten Lagen
f das Ausharren seiner Schaaren zu nehmen wußte. Ja, es wurde sogar die
lagerung von Raab aufgegeben, welche zur Sicherung von Wien und der
iserlichen Erbstaaten unternommen worden war und in P., dem scharfsinnigen
d kühnen Streiter gegen die Türkenbedrängnisse, ihren eifrigsten Vertreter
tte.

Schweigerd, Oesterreichs Helden und Heerführer. 1. Th. Leipzig 1852. —
Wolny, Taschenb. f. d. Gesch. Mährens rc. Brünn 1826. — Hormayr,

Taschenb. f. d. vaterl. Gesch. Wien 1827. — Ersch u. Gruber, Allg. [Ency-]klopädie 2c. 3. Sect. 17. Th. Leipzig 1842.

Perret: Jodocus P., Jesuit im 17. Jahrhundert, veröffentlichte „E[...] philosophiae recentioris“, München 1668, „Placita veterum philosoph[...] Dillingen 1671. Reu[...]

Perschke: Christian Gottlieb P. ward geboren 1756 zu Inst[...] in Preußen, vorgebildet auf dem Fridericianum zu Königsberg und dem [Gym-]nasium zu Danzig, studirte in Göttingen Theologie und Philologie, wurd[e] Lehrer in Kloster Berge bei Magdeburg, mußte aber diese Stelle nieder[...] weil er von seinen Basedow'schen philanthropinistischen Grillen nicht lassen [...] Nachdem er eine Zeit lang in Magdeburg als Privatgelehrter gelebt, w[...] 1780 Rector einer Schule zu Sulau in Oberschlesien. 1782 errichtete [...] neue Lehranstalt zu Weissig. Auf dem Titelblatt seines Werkes über Psal[...] (s. unten) nennt er sich „Rath u. Prediger“ (1788). Woher diese Pr[...] stammen, war für uns nicht zu ergründen. Er starb am 16. April 18[...] Er schrieb ein Lesebuch für Kinder in sechs Bänden, betitelt „der Jugen[d-] achter“, 1776—1780; ferner veröffentlichte er 1779 seine in Kloster Ber[ge ge-]haltenen Religionsvorträge, außerdem eine Schrift über den The[ologen] G. T. Zachariae zu Kiel 1777, zahlreiche Aufsätze im Matthisson'schen [...] denker, 1781, eine „Orthometrie“ für solche, welche die Absicht hegten, [...] zu werden, 1808 (erschienen aus seinem Nachlasse). Die Wissenschaft des [...] Testaments verdankt ihm einen Commentar über den Propheten Habakuk [...] deutscher Uebersetzung 1777, welcher nunmehr zur Makulatur herabgesunken ist. [...] dem veröffentlichte er eine polemische Schrift gegen Mendelssohn's Aus[legung] des 110. Psalms nebst Herrn Friedländers Commentar darüber, 1788, i[n wel-]cher er Mendelssohn's historische Deutung des Psalms auf die Erbauun[g von] Rabba (vgl. Ps. 110, 6; 2. Sam. 12, 26—31) verwarf und demselbe[n die] messianische Beziehung gab (vgl. hiezu Eichhorn, allg. Bibl. der bibl[. Litt.] Bd. 2. S. 349—351). — Sonst s. allg. Encykl. III, 17, S. 291, w[o] die genauen Titel der übrigen Schriften und in Anm. 8 andere biogra[phische] Quellen angeführt sind. C. Siegfri[ed.]

Persius: Friedrich Ludwig P., Architekt, wurde am 15. Februar [...] zu Potsdam geboren und starb daselbst am 12. Juli 1845 als Oberba[urath,] Mitglied der Oberbaudeputation und Hofarchitekt des Königs Friedrich [Wil-]helm IV. Die während seiner kurzen Lebensdauer entstandenen Baute[n und] Entwürfe bezeugen ein energisches Streben, begleitet von einer gesunden [...] vornehmen Kunstanschauung. Den Grundzug seiner künstlerischen Thätigk[eit be-]stimmte ein vorwiegend malerisches Princip. Im eigentlich architekto[nischen] Sinne folgte er im Anschluß an die durch die Antike überlieferten Bau[-] und Schmuckdetails der durch Schinkel vertretenen Richtung bei steter [Berück-]sichtigung moderner Zwecke. Wo das Wesen der Aufgabe, der Wille des [Bau-]herrn oder der Charakter der Gegend es gebot, ließ er auch den Einfluß [...] Baustile, altchristliche oder romanisch-italische, gothische und Renaissance-[...] gelten, deren Hauptelemente er in mannigfachen Combinationen zu ver[...] verstand. Noch in jugendlichem Alter übernahm P. seit 1821 nach Sc[hinkel's] Entwürfen die Ausführung des Schloß- und Kirchenbaues auf den Güt[ern des] Grafen Potocki bei Krakau. Von dort nach seiner Heimath zurückgekehrt, [...] er seit 1824 theils nach Schinkel's, theils nach eigenen Plänen die ba[...] Anlagen zu Klein-Glienike, Babelsberg und Charlottenhof. Die be[...] Kunstliebe des Königs stellte dem jungen Baumeister eine Reihe neu[er Auf-]gaben. P. wurde auf dem Gebiete der Architektur bald der Vertraute u[nd]

andte Vollstrecker der Ideen seines kunstsinnigen Herrn. Ein größeres Interesse
seine Vorgänger wandte Friedrich Wilhelm IV. dem Kirchenbaue zu. Er beauf-
gte zunächst P. mit der Ausarbeitung der Schinkel'schen Entwürfe für den über
Kreuzung aufsteigenden hohen Kuppelbau der Nicolai-Stadtkirche zu Pots-
n mit der geeigneten Abänderung, daß die Ecken des Unterbaues verstärkt
rden. Angeregt durch den Besuch Italiens faßte der König eine besondere
rliebe für die Form der altchristlichen Basilika. Eine in der stilistischen Hal-
ng verwandte Anlage ist die 1841 von P. begonnene einschiffige Kirche zu
acrow bei Potsdam, ein Backsteinrohbau mit Vorhofanlage und offener, rings
die ganze Kirche sich ziehender Bogenhalle, welcher sich mit dem isolirten
ockenthurm malerisch an der weiten Wasserfläche der Havel erhebt. Eine
eblingsschöpfung Friedrich Wilhelm IV. ist die 1845 am südöstlichen Ende des
rkes von Sanssouci errichtete neue Friedenskirche, deren Entwurf in seinen
ücklich getroffenen Maaßverhältnissen den geläuterten Geschmack des Meisters
zeugt. Die Anlage des Innern weist auf das Vorbild der alten Basilika von
. Clemente in Rom hin. Mit dem gesonderten Thurme und dem durch die
astischen Gruppen von Rauch und Rietschel geschmückten Säulenatrium, mit
n Bogengängen längs des Wassers und einem zweiten später hinzugefügten
of mit Halle, den Wohngebäuden und einem Eingangsthor bildet die Friedens-
rche in stimmungsvoller landschaftlicher Umgebung eine harmonisch in sich ab-
schlossene mannigfache Gruppe von Bauwerken. Auch seine Idee zu einem
otestantischen Dome in Berlin ließ Friedrich Wilhelm IV. durch P. entwerfen.
Von Profanbauten leitete P. seit 1840 unter der Regierung desselben
önigs den Erweiterungsbau des Schlosses zu Sanssouci, sowie den Um- und
eubau der zugehörigen Nebengebäude für die Hofhaltung. Der reicher und
attlicher entwickelte Theil des Schlosses auf der waldigen Anhöhe von Babels-
rg, welcher von dem ursprünglichen Plane Schinkels abweicht, wurde nach den
ersius'schen Rissen, jedoch in stilistischer Uebereinstimmung mit den bereits aus-
führten Partien durch den Baumeister Gottgetreu ausgeführt. Für die
nige Belebung der Landschaften durch Bauten verstand P. ganz im Geiste
chinkel's fortzuwirken. Seine erfindungsreiche, sich den gegebenen Verhältnissen
icht anschmiegende Auffassung ermöglichte ihm die künstlerische Umgestaltung
lbst veralteter Formen in die elegantesten baulichen Erscheinungen, wie u. a.
e Hofgärtner Sello'sche Dienstwohnung und die Kabinetshäuser zu Sanssouci
weisen.

Zahlreiche Nutzbauten, z. B. die im dortigen Wildpark malerisch gelegenen
Wohnungen der Förster, kleinere Landhäuser im neuen Garten und die am
ußersten Ende desselben umgebaute Meierei in englisch-gothischem Stile, sowie
e reizvollen Fasaneriegebäude hinter Charlottenhof wurden von P. in glück-
cher Abwechslung mit sorglichem Geschmack in den Rahmen der Landschaft
ngepaßt. Durch Anmuth und edle Verhältnisse sind ferner die kleineren Bau-
erke von P. besonders anziehend, wie die nach dem choragischen Monument
es Lysikrates componirte „Rotunde“ vor dem Schloß zu Glienike, mehrere be-
eckte Ruheplätze, Quelleneinfassungen, Lauben und Thoreingänge. Auch das an
en Ufern der Havel, in der Nähe des Babelsberger Schlosses gelegene Dampf-
aschinenhaus in maurischem Stil, dem sich in günstiger Gruppirung ein Thurm
it dem Wasserreservoir und eine Gärtnerwohnung anschließen, sowie das weiter
n Innern des Parkes gelegene Matrosenhaus und mehrere als wehrhafte
auten charakterisirte Militärmagazine am Fuße des Brauhausberges bei Pots-
am sind nach Plänen von P. erbaut, der sogar für Aufgaben, wie die bereits
on Friedrich d. Gr. beabsichtigten großartigen Fontainenanlagen in den Gärten
on Sanssouci unter Beirath von Beix die passende Lösung fand. Zu fast

sämmtlichen nach seinem Tode unter der Regierung Friedrich Wilhelm IV. in der Umgegend von Potsdam noch zur Ausführung bestimmten Bauten, namentlich auch für die Orangerie-Gebäude zu Sanssouci, hatte P. bereits mehrfach Pläne und Skizzen ausgearbeitet. Vor allem aber bildete P. die Villenarchitektur im Sinne Schinkel's weiter, sodaß seine baulichen Anlagen mit der nächsten Umgebung auf eine sinnige Weise in gegenseitige Beziehung treten. Die auf heiteren Lebensgenuß gerichtete Bauweise, wie sie in dem leichten und anmuthigen Villenstil der italienischen Renaissance zur Anwendung gelangt ist, diente ihm naturgemäß als Vorbild, wobei auch Motive, welche das antike Wohnhaus der Griechen und Römer darbietet, zur Geltung gelangten und namentlich die Andeutungen des jüngeren Plinius in der Beschreibung seines Tuscum und Laurentianum zum Theil maßgebend waren. Beispiele derartiger Bauten von P. sind u. a. die Villa Jakobs und die reicher gruppirte Villa Schöningen an der Glieniker Brücke bei Potsdam.

In Berlin erbaute P. auf Anregung Friedrich Wilhelm IV. das bekannte Kroll'sche Etablissement an der Westseite des Königsplatzes im Thiergarten (nach dem Brande von 1852 von Ed. Tietz neu erbaut) und mehrere Privathäuser. Auch dem von Stein 1845—1847 ausgeführten Backsteinbau der Kirche von Bethanien, einer kleinen dreischiffigen Säulen- und Pfeiler-Basilika mit Holzdecke und zwei Emporen liegt eine Zeichnung von P. zu Grunde. Seine Thätigkeit war endlich für mannigfache Bauten auf den Besitzungen des Prinzen Friedrich der Niederlande, des Fürsten Pückler-Muskau u. A. in Anspruch genommen. Von einer Kunstreise aus Italien im Frühjahr 1845 heimgekehrt, setzte ein früher Tod seinem inhaltsreichen Leben ein Ziel.

Königl. privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen. 1845. Nr. 162. 15. Juli. — Architektonische Entwürfe für den Umbau vorhandener Gebäude, hrsg. von Persius. Potsdam 1843. — Allg. Bauzeitung, red. u. hrsg. v. Christ. Friedr. Ludw. Förster. 10. Jahrg. 1845. Wien. S. 275—284 u. 344—359. — Alfred Woltmann, die Baugeschichte Berlins bis auf die Gegenwart. Berlin 1872. — Berlin und seine Bauten. Hrsg. v. Architekten-Verein zu Berlin. Berlin 1877. v. Donop.

Persona: s. Gobelinus, A. D. B. IX, 300.

Perthaler: Hanns Alois P. wurde am 31. October 1816 im Dörfchen Olang im Pusterthale geboren, wo sein Vater die Stelle eines k. k. Districtsarztes bekleidete. Letzterer wurde im Jahre 1827 in gleicher Eigenschaft nach Murau in Steiermark versetzt, sein Sohn Hanns aber trat 1828 in das Gymnasium zu Judenburg, wo er sich bald durch seine außergewöhnliche Begabung bemerkbar machte und über den Kreis der Gymnasiallehrgegenstände hinaus auf dem Gebiete fremder Sprachen und der Geschichte sich Kenntnisse zu erwerben trachtete. Eine ungemein poetisch angelegte Natur, begeisterte er sich an dem Vorbilde des Dichters der Jugend, Schiller, und ohne den Hauptweg seiner eigentlichen Studien aus dem Auge zu verlieren, erging er sich auf romantischen Seitenpfaden der Poesie. Nach ausgezeichneter Absolvirung der humanistischen Fächer im Jahre 1835 oblag er in Innsbruck dem philosophischen und juridischen Studium, welches er vom Herbste 1838 an in Wien fortsetzte und daselbst 1840 beendete. Es ist besonders erwähnenswerth, daß P. von Haus aus an Mäßigkeit und bescheidene Verhältnisse gewöhnt, sich während seiner Lehrjahre und auch noch später der größten Einfachheit befliß, ohne sich hierbei von fröhlichen und zugleich litterarischen Zusammenkünften gleichstrebender Landsleute auszuschließen. Durch sie angeregt, vollendete er im Jahre 1839 eine Tragödie „Aristodem“ und das Jahr darauf die Novelle „Meeresleuchten“. Seine

zu Ende der 30er und zu Anfang der 40er Jahre sind insbesondere
phischen und litterarischen Charakters, und es kann wol behauptet werden,
n mit Ausnahme der medicinischen und realistischen Studien kein Gebiet
nschlichen Wissens vollkommen fremd war. In dem juridischen Studium
r vor Allem das historische Moment auf, und in diesem Sinne gehörte
Denjenigen, welche mit Vorliebe auf die ideale Auffassung der Rechts-
haft hinwiesen. Dazu hatten ihn eben seine philosophischen Studien
, welche die herrlichsten Keime weckten, die in der so schön angelegten
des Jünglings schliefen. Um bald auf eigenen Füßen stehen zu können,
ß sich P. 1842 zur Advocaturpraxis und trat als Concipient in die
des Advocaten Dr. Budinsky ein. In demselben Jahre erschien seine
ristische Schrift „Ueber Familie und uneheliche Kinder". Unmittelbar
folgte die zweite: „Ein Standpunkt zur Vermittelung socialer Misstände
brikSbetriebe". 1843 die Broschüre: „Recht und Geschichte zur encyklo-
n Einleitung in das Studium der juridisch-politischen Wissenschaften".
er juridischen Facultät vorgelegte Arbeit, über welche sich der Referent
Freiherr von Hye — ein Gegner Hegels, von dessen Geiste jedoch Per-
Schrift erfüllt ist — in anerkennender Weise äußerte, hatte zur Folge,
die Erledigung der schriftlichen Fragen behufs Erlangung des Doctorats
wurde, welche Würde er am 30. December 1842 erhielt. Bald eines
vorragendsten Mitglieder des juridisch-politischen Lesevereines geworden,
. Anfang 1846 auch der juridischen Facultät und Societät bei und
in diesem Wirkungskreise manche werthvolle Arbeiten. Das Jahr 1848
hn jedoch mit einem Male in die Kämpfe des politischen Lebens; und
an haben wir es nicht mehr mit dem Dichter, dem Philosophen und
risten, sondern mit dem Patrioten P. zu thun. Und jetzt erst begann auch
ublicistische Thätigkeit wirkliche Bedeutung zu gewinnen. (Wien. Zeitung:
Oesterreichs Weltstellung und über die österreichische Parlamentsfrage
rühjahre 1848.") Doch wie P. in edler Begeisterung und edlem Thaten-
den 13., 14. und 15. März als „die größten Tage in der Geschichte
ichs" pries, ebenso erregten die Gräuel des 6. October in seinem Herzen
che Entrüstung. Mit Stolz hatte auch er die Uniform der Nationalgarde
n — jetzt warf er sie von sich und verließ an dem Tage, an welchem der
minister Graf Latour hingemordet ward, die Stadt, um in ihrer Nähe den
ng der Octoberbewegung abzuwarten. Gegen Ende 1848 legte P. mit
hnung die Advocatenprüfung ab, dennoch wandte er sich nicht einer selbst-
en Praxis, sondern dem Staatsdienste zu, und wurde Anfang 1849 vom
minister Alexander Bach als Ministerialconcipist angestellt. Inzwischen
der Frankfurter Reichstag zu tagen begonnen, welcher Deutschland eine
erfassung geben sollte. An diesem großen Werke mitzuhelfen, ging nun-
Perthaler's Sinnen und Trachten, und seine Bemühungen, ein Mandat
ngen, waren insofern von Erfolg begleitet, als er von der Wiedener
de zum Ersatzmanne des Obersten Franz von Mayern gewählt wurde.
r resignirte auf seine Stelle und P. reiste Ende Januar 1849 nach
urt, um an den Berathungen des Parlaments Theil zu nehmen. In
neuen Wirkungskreise verfaßte P. eine Schrift „Das Kaiserthum Klein-
land", welche gegen den Welcker'schen Antrag gerichtet und von den
der großdeutschen Partei getragen war. Die Nationalversammlung ging
los auseinander, und P. trat Ende Mai 1849 abermals ins Justiz-
rium. Bald darauf wurde ihm der Unterricht in den staatsrechtlichen
haften bei den Erzherzogen Ferdinand Max und Karl Ludwig, Brüdern
isers, übertragen. Am 19. August 1850 wurde er der Generalprocuratur

als Staatsanwaltsubstitut zugewiesen. Als am 18. Februar 1853 Kaiser F
Joseph einem ruchlosen Attentate fast zum Opfer gefallen wäre, war es eige
P., der zur Sühne dieses Frevels den Bau einer Votivkirche anregte, w
Gedanke bei dem Erzherzoge Max sofortige begeisterte Aufnahme fand. I
That wurde P. zum Secretär des Kirchenbaucomités ernannt. August
erhielt P. Titel und Rang eines Landesgerichtsrathes, und bald darauf er
seine Ernennung zum Staatsprüfungscommissär für österreichisches Kirchen
Mai 1857 trat P. als Ministerialsecretär in das Ministerium des Innern
doch bestimmte ihn der Kaiser hierbei ausdrücklich zur Dienstleistung bei
Generalgouverneur von Lombardo-Venetien, Erzherzog Ferdinand Max, mit
ihn inzwischen auch freundschaftliche Bande verbunden hatten. Am 19. Mai
rückte er zum Sectionsrathe vor und am 22. Mai des nächsten Jahres w
er zum Oberlandesgerichtsrathe ernannt, in welchem Range er bis zum
seines Lebens blieb. Außer den amtlichen Justizgeschäften widmete sich
dieser seiner Stellung auch staatsmännischen Aufgaben, so ist das am 20.
cember 1860 erlassene Rundschreiben des Staatsministers Anton Ritter
Schmerling an die Länderchefs durchgehends eine Arbeit Perthaler's. Die
fassungsarbeiten, welche P. entwarf, hatten zur Folge, daß er im Januar
zur außerordentlichen Dienstesleistung im Staatsministerium auf ein Jah
urlaubt wurde. Und in diesem, seinem neuen und eigentlichen Wirkungs
stellte P. so sehr seinen Mann, daß Schmerling an demselben Tage, an we
die Verfassung publicirt wurde — 27. Februar — ihm „der an diesem W
einen so entscheidenden Antheil genommen, aus voller Seele und aus war
Herzen" dafür dankte. Der Kaiser selbst verlieh ihm in Anerkennung
Verdienste, am 8. Mai den Orden der eisernen Krone. Im Nachlasse Perth
finden sich Schriftstücke, welche darauf hinweisen, daß er der Verfasser folg
Arbeiten war, die die Verfassungsreform zum Inhalte haben: Notizen und
sammenstellungen über die Finanzfrage. — Das kaiserliche Patent
26. Februar 1861. — Die kaiserliche Thronrede vom 1. Mai 1861. —
Rede des Fürsten Auersperg als Präsident des Herrenhauses. — Die kaise
Antwort auf die Adresse des Abgeordnetenhauses nach der Thronrede. —
Entwurf der kaiserlichen Rede an den Reichstag, welche die Haltung des un
schen Landtages betrifft. — Mittheilung des Staatsministers an den Reich
über die Auflösung des ungarischen Landtages. — Handschreiben an F
Déak über das Verhältniß Croatiens zu Ungarn. — Adresse des Gesam
ministeriums an den Kaiser gelegentlich der Ueberreichung des Verfassu
entwurfes. — Inmitten seines unermüdlichen Strebens und pflichtget
Wirkens ereilte P. am 11. März 1862 der Tod, und Oesterreich verlo
ihm einen Mann, welcher seine letzten Kräfte daran gesetzt hatte, seinem V
lande ein verläßlicher Helfer, seinem Kaiser und Herrn ein treuer D
zu sein.

Schlitte

Perthes: Friedrich Christoph P., einer der hervorragendsten und
dienstvollsten deutschen Buchhändler des 19. Jahrhunderts, wurde am 21.
1772 zu Rudolstadt geboren. Schon früh lernte er die Noth des Lebens ke
da er bald seinen Vater, den schwarzburg-rudolstädtischen Steuersecretär Chri
Friedrich P., verlor und seine Mutter mit ihrer geringen Pension von 1
jährlich ihre Kinder nur aufs kümmerlichste ernähren konnte. Er befand sich
halb zuerst bei seiner Großmutter und dann, nach deren Tode, bei einem Br
seiner Mutter, dem fürstlichen Stallmeister Friedrich Heubel. Dieser, ein ei
Verehrer des classischen Alterthums, war eben von der Universität zurückge
als sein siebenjähriger Neffe zu ihm ins Haus kam. Hier empfing er den
Unterricht, der später von Hauslehrern verschiedener adeligen Familien fortg

wurde. Nachdem er noch einige Zeit an dem Unterrichte der fürstlichen Pagen theilgenommen hatte, kam P. mit seinem zwölften Lebensjahre in das Rudolstädter Gymnasium. Geringes Sprachtalent, schwaches Zahlengedächtniß, dabei eine überaus lebhafte Phantasie, die durch eine wahre Lesesucht genährt wurde, erschwerten eine regelrechte Aneignung von Kenntnissen, so daß P. nicht zu den Schülern gehörte, welche eine große Zukunft versprachen. Diese eigenthümliche Geistes- und Gemüthsbildung hätte ihn zum Träumer werden lassen müssen, wenn er nicht durch einen nahen Verwandten seiner Mutter, den Oberstlieutenant und Landbaumeister auf Schloß Schwarzburg Johann David Heubel eine andere Richtung bekommen hätte. Dieser Mann weckte durch vielen Verkehr in freier Natur die in dem Knaben schlummernden Eigenschaften und stählte zugleich dessen kleinen schwächlichen Körper. Nach Perthes' Confirmation, mit 14 Jahren, mußte ein Beruf für ihn gewählt werden: ihn studiren zu lassen, war unmöglich, Kaufmann wollte er nicht werden, da nun der jüngste Bruder seiner Vaters, Justus P., Verlagsbuchhändler in Gotha war, so dachte man an diesen Beruf. Er wurde deshalb 1786 von einem Rudolstädter Buchdruckereibesitzer zur Messe mit nach Leipzig genommen, um dort einen Lehrherrn für ihn zu finden. Nach einigen vergeblichen Versuchen erklärte sich endlich der Leipziger Buchhändler Adam Friedrich Böhme unter der Bedingung dazu bereit, ihn als Lehrling anzunehmen, daß der körperlich schwach entwickelte Knabe, den man noch nicht zum Arbeiten gebrauchen könne, noch ein Jahr zu Hause bleibe. So trat er dann am 11. September 1787, obgleich sein Wachsthum inzwischen keine großen Fortschritte gemacht hatte, seine Lehrzeit an, die sechs Jahre dauern sollte, weil er kein Lehrgeld entrichtete. Sein Lehrherr, ein verständiger, redlicher und sittlich strenger, dabei gutmüthiger aber in hohem Grade jähzorniger Mann hielt ihn sehr strenge, so daß sogar seine Gesundheit darunter litt. Obwohl er in den ersten anderthalb Jahren nur zu mechanischen Arbeiten verwendet wurde, so lernte er bei Böhme, der ein ausgebreitetes Commissionsgeschäft besaß, die litterarischen Bedürfnisse der verschiedenen Gegenden Deutschlands kennen, und wurde hier der Grund zu Perthes' späterer Bedeutung für den Buchhandel gelegt. Da er in dem Berufe, in der Weise wie er ihn erlernen mußte, keine Befriedigung fand, so wurde sein lebhafter Geist zum Studium angeregt. Er wollte zuerst Sprachen erlernen, weil ihn aber seine Armuth hinderte, einen Lehrer zu nehmen, suchte er durch Lesen philosophischer Schriften Kenntnisse und Bildung sich anzueignen. Nach Vollendung seiner Lehrzeit, im Mai 1793, verließ P. Leipzig, um in Hamburg in der B. G. Hoffmann'schen Buchhandlung (s. A. D. B. XII, 573) als Gehilfe einzutreten. Hier fand er durch reichlichen Verkehr mit gebildeten Leuten Gelegenheit, sich geistig und sittlich weiter zu bilden und zum großen Theil die Lücken seiner Kenntnisse auszufüllen. Am 11. Juni 1796 eröffnete er, der ohne jegliche Mittel war, mit Hilfe einiger Freunde in Hamburg eine Sortimentsbuchhandlung unter seinem Namen. Durch seine Rührigkeit und Tüchtigkeit, die sich besonders in dem richtigen Erkennen des Buchhandels und seiner Bedürfnisse äußerte, erwarb er sich nicht nur in kurzer Zeit einen ziemlich ausgedehnten Kreis von Kunden, sondern auch von Freunden, die in litterarischer und wissenschaftlicher Beziehung hochbedeutende Namen trugen. Friedrich Heinrich Jacobi, Matthias Claudius, die beiden Grafen Stolberg, deren Schwester Auguste u. A. zählten zu seinen Freunden in der Umgebung Hamburgs, während im Münsterlande ebenfalls ein treuer Freundeskreis sich bildete, dessen Mittelpunkt die Fürstin Gallitzin war. Durch seine Freundschaft mit Matthias Claudius wurde er mit dessen ältester, 1774 geborenen Tochter bekannt, welche er nach der am 15. Juni 1797 erfolgten Verlobung am 2. August 1797 als Gattin heimführte. Im December 1798 schieden seine beiden Geschäftstheil-

nehmer aus und zogen ihre Capitalien zurück. Mit 5000 Thalern baar, die er durch einen glücklichen Hauskauf gewonnen hatte, 10 000 Thalern geliehenen Geldes und 15 000 Thalern Credit führte er das Geschäft allein weiter. Trotz der geringen Summe, welche er sein eigen nannte, gelang es ihm aus der 1799 die Hamburger Geschäftswelt schwer schädigenden Handelskrise unversehrt und mit dem Bewußtsein, größeres Vertrauen als vorher errungen zu haben, hervorzugehen. Um diese Zeit plante P. eine Verbindung seines Geschäftes mit dem englischen Buchhandel durch Errichtung einer Filiale in London. Hierzu bedurfte er aber eines sprachenkundigen Mannes, den er dann auch in Johann Heinrich Besser (geb. 1775, vgl. A. D. B. II, 571) fand. Besser war ein kenntnißreicher, ruhiger und besonnener Mann, der gewissermaßen die Ergänzung zu Perthes' durchgreifender Kraft und zu dessen frischem und unbesiegbaren Muth bildete. Obgleich damals die Verbindung mit England nicht in der geplanten Weise ausgeführt wurde, verblieb Besser doch bei P. als dessen treuer Mitarbeiter und wurde später sogar durch Verheirathung mit Perthes' Schwester aufs engste verwandtschaftlich mit ihm verbunden. Dank der glücklichen geschäftlichen Erfolge konnte P. im J. 1805 ein eigenes Haus erwerben. Nachdem er in zehn sorgen- und arbeitsvollen Jahren einen gewissen Wohlstand sich errungen hatte, sollte derselbe mit einem Schlage untergraben werden. Im November 1806 rückten die Franzosen in Hamburg ein, welche jeden Verkehr mit England bei Todesstrafe verboten. Da außerdem durch die Besetzung jede geschäftliche Thätigkeit Noth litt, so war Perthes' blühendes Geschäft vollständig lahm gelegt.

Rüstig und thatkräftig arbeitete er sich aber aus dieser Niederlage empor und trotz des französischen Druckes, der auf ganz Deutschland lastete, wagte er sich mit einem Unternehmen hervor, das bestimmt war, deutsche Gesinnung zu befestigen und zu bewahren. In Verbindung mit den hervorragendsten deutschen Männern aus den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten gab er im Frühjahre 1810 das „Vaterländische Museum“ heraus, eine wissenschaftliche Zeitschrift, welche eine lebendige Verbindung aller deutsch gesinnten Männer erhalten sollte. Als kurz vor Weihnachten 1810 Hamburg dem französischen Reiche einverleibt wurde, mußte P., dem Drange der Ereignisse nachgebend, diese Zeitschrift, welche bei den bedeutendsten Männern Deutschlands lebhafte Theilnahme gefunden hatten, aufgeben. Nicht minder störend wirkte die französische Censur auf sein Sortimentsgeschäft ein, doch bald benutzte er auf kluge Weise die schwachen Seiten der französischen Zoll- und Censurverhältnisse und es glückte ihm dadurch, daß sein Geschäft, trotz dieses Druckes, aufs beste gedieh. Ueber zwei Jahre hatten die Franzosen Hamburg besetzt, als die Vernichtung der großen Armee in Rußland Hoffnung auf Befreiung vom französischen Joche machte. P., in Verbindung mit einigen gleichgesinnten Männern, organisirte die hamburger Bürgerschaft und mit Hilfe eines russischen Streifcorps gelang es am 18. März 1813, die französische Besatzung und Verwaltung aus Hamburg zu vertreiben. P., mitten in der patriotischen Bewegung stehend, wirkte, nachdem der Hauptstreich gelungen war, für weitere Wehrhaftmachung des Bürgerstandes, durch Errichtung einer Bürgergarde, der sogenannten hanseatischen Legion. Dieser seiner ersprießlichen, vaterlandsfreundlichen Thätigkeit wurde durch die Wiedereinnahme Hamburgs durch Davoust Ende Mai 1813 ein schnelles Ende bereitet. Um nicht dem gleichen Schicksal, wie sein Berufsgenosse Palm zu verfallen, mußte P. mit seiner Familie aus Hamburg flüchten. Durch diesen Umschwung der Verhältnisse verlor er alles, was er besessen hatte. Seine Handlung wurde von den Franzosen versiegelt, sein übriges Vermögen mit Beschlag belegt und sein Haus, nachdem alle beweglichen Gegenstände in demselben geplündert und geraubt waren, von einem französischen General bezogen. Aber trotzdem, daß

anze Existenz vernichtet war, verlor der thätige Mann mit seinem be-
werthen Gottvertrauen den Muth nicht. Auf dem gräfl. Reventlowschen
Gute Aschau bei Eckernförde hatte er mit seiner in gesegneten Umständen
chen Frau und seinen sieben Kindern eine nothdürftige Unterkunft ge-
Er benutzte die unfreiwillige Muße dazu, mit Hilfe seiner Handlungs-
die er vorsichtigerweise gerettet hatte, seine geschäftlichen Verhältnisse klar
n, um bei gegebener Gelegenheit seinen Verpflichtungen nachkommen zu
Als die dänische Regierung ihm keinen weiteren Schutz gegen die Fran-
ewähren konnte, verließ er seine Familie und wandte sich nach Mecklen-
Hier bildete er im Verein mit mehreren gleichgesinnten Männern ein
isches Directorium, welches die Befreiung der Hansestädte von der fran-
Herrschaft bezweckte. Unter unsäglichen Mühen und Drangsalen, die
ihren Höhepunkt in einem Krankenlager, hervorgerufen durch einen Bein-
nd Nervenfieber, erreichten, entwickelte er eine rastlose Thätigkeit. Obwol
Amt und keinen Rang bekleidete, war er der Mittelpunkt der Geschäfte,
sich auf das Schicksal Hamburgs bezogen. So sorgte er u. a. für Her-
ung von Geldmitteln zur Linderung der großen Noth, welche die Un-
ichkeiten Davousts in Hamburg hervorgerufen hatte. Zu all diesen
um seine Mitbürger gesellte sich noch die näher liegende um seine eigene
, die sich noch im Schleswigschen, in Aschau, befand. Nachdem er im
er 1813 mit einigen Abgesandten Bremens eine Reise nach Frankfurt
ain unternommen hatte, um bei den dort anwesenden Monarchen von
ich und Preußen für die Befreiung der Hansestädte zu wirken, kehrte er
ie ihm gewordenen Zusicherungen hoffnungsfreudig nach dem Norden
um bald darauf durch den Tod eines lieben Kindes, das er bei dem
reffen seiner Familie als Leiche vorfand, aufs tiefste betrübt zu werden.
nach einer einjährigen Abwesenheit, konnte er am 31. Mai 1814 das
Hamburg wieder betreten. Sein Geschäft war durch Bessers Fürsorge
se eines treuen Dieners vor Zertrümmerung bewahrt geblieben und hatte
bedeutenden Schaden genommen als er gefürchtet hatte. Er konnte
, ohne sich mit seinen Gläubigern in einen Vergleich einzulassen, das-
rtsetzen, zumal er versprach, in drei Jahren seine sämmtlichen Verbind-
n zu erledigen. Bei dieser Gelegenheit nahm er auch seinen Schwager
der zwar schon Jahre lang Theilhaber des Geschäftes gewesen war,
em Namen in die Firma auf, die jetzt Perthes & Besser lautete. Weil
chland bei der allgemeinen, durch die langjährigen Kriege hervorgerufenen,
ung das Geschäft wenig Absatz zu versprechen schien, so suchte er eine
ung mit England. Im Frühjahre begab sich Besser nach London, doch
n August kehrte er wieder zurück, nachdem er festgestellt hatte, daß die
Hoffnungen sich dort nicht erfüllen würden. Trotzdem gelang es
rührigen Männern schon nach einem Jahre, an der Ostermesse 1815,
ßten Theile ihren Verpflichtungen nachzukommen und so das Vertrauen,
n ihnen ihre Gläubiger entgegen gekommen waren, aufs glänzendste zu
igen.

it dem eingetretenen Frieden entfaltete P. eine nicht minder ersprießliche
eit wie früher in den bewegten, kriegerischen Zeiten. Er sorgte nicht
das materielle Wohl der durch den Krieg schwer geschädigten Bewohner
rgs, sondern auch für deren seelisches durch die Gründung der Hamburg-
schen Bibelgesellschaft. Mit dem ihm eigenen klaren Blicke erkannte er,
n Deutschen in seinen politischen Verhältnissen Noth that und suchte in
Weise dahin zu wirken. Als seine eigene geschäftliche Aufgabe betrachtete
n Gemeinschaft mit dem gesammten deutschen Buchhandel das litterarische

Bedürfniß der Nation und deren einzelner Bestandtheile möglichst schnell zu erkennen, er glaubte deshalb, daß der deutsche Buchhandel einer Neubelebung und theilweisen Umgestaltung bedürftig sei, welche besonders keine Scheidung zwischen Nord- und Süddeutschland eintreten lasse. Um Oesterreich, das in litterarischer Beziehung Deutschland entfremdet war, zu gewinnen und um den Bundestag auf eine gesetzliche Regelung der Bestimmungen gegen den Nachdruck aufmerksam zu machen, ließ P. im Sommer 1816 eine Broschüre unter dem Titel erscheinen: „Der deutsche Buchhandel als Bedingung des Daseins einer deutschen Litteratur". Nach dem Tode seiner geliebten Frau, am 28. August 1821, fühlte sich P. vereinsamt und er beschloß deßhalb Hamburg zu verlassen und seinen Wohnsitz in Gotha aufzuschlagen, wo zwei seiner Töchter verheirathet waren. Am 20. März 1822 siedelte er dorthin über, nachdem er sein Hamburger Geschäft seinem Schwager Besser überlassen hatte, und gründete in Gotha ein eigenes Verlagsgeschäft, das sich nur auf Geschichte und Theologie beschränkte, und zwar in letzterer nur auf wissenschaftlich-positive Werke. Zum großen Theil verdankten die Erscheinungen seines Verlages ihre Entstehung seiner eigenen Anregung. So z. B. das Hauptwerk seines historischen Verlages, die Geschichte der europäischen Staaten herausgegeben unter Redaction von Heeren und Ukert. Als Richtschnur für die Bearbeitung dieses großartig angelegten Werkes stellte P. die Bedingung auf, daß niemand als Mitarbeiter zugelassen werden solle, welcher die Geschichte als ein Mittel betrachte, die Wahrheit irgend eines politischen Systems zu beweisen. An dieses Werk schlossen sich dann verschiedene andere an, welche einzelne deutsche Territorien behandelten, z. B. Rommel, Geschichte von Hessen; Barthold, Pommern und Rügen u. A. Ferner erschien bei ihm eine Reihe von Werken über bestimmte Zeitabschnitte, über bedeutende Erscheinungen in der Geschichte: Sartorius, Ursprung der Hansa; Aschbach, Kaiser Sigismund; Droysen, Geschichte des Hellenismus; Hurter, Innocenz III.; Ranke serbische Revolution und viele andere. In seinem theologischen Verlag nahm ebenfalls ein großes Sammelwerk den Mittelpunkt ein, die theologischen Studien und Kritiken, herausgegeben von Umbreit und Ullmann. Außerdem vertheilte sich diese Verlagsthätigkeit noch in verschiedene Gruppen, von denen hervorzuheben sind: Kirchenhistorische Werke von Neander, Ullmann, Martensen, Papencordt, Kommentare zur heiligen Schrift von Umbreit und Tholuck, ferner systematische Darstellungen von Twesten, Nitzsch und Sartorius.

Mit wenig Betriebscapital und ganz allein arbeitend, begann er sein Verlagsgeschäft in Gotha, in unglaublich kurzer Zeit aber gehörte dasselbe an Umfang und Gediegenheit zu den ersten in Deutschland. „Immer wußte P. was er wollte, die Vorzüge des Menschen kamen dem Buchhändler zu Gute, und was er trieb, das trieb er mit ganzer Seele, darin lag das Geheimniß seines Erfolgs". Diese Worte eines seiner Freunde kennzeichnen am Besten die Berufsthätigkeit des Mannes.

Es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß P. eine überaus einflußreiche Stellung im Buchhandel einnahm und niemand so vielfach und nachhaltig auf das Ganze und die einzelnen Glieder einwirkte als er. Von der Ansicht ausgehend, daß der Buchhandel in Deutschland eine einzige deutsche Anstalt sei und die Angehörigen desselben auch solche dieser einzigen großen Verbindung sein müßten, gab er die erste Anregung zur Gründung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, der im Jahre 1825 ins Leben trat und heute noch die Vertretung des ganzen Standes bildet. Neben Reinhaltung des Standes von schlechten Elementen, welche entsittlichend auf das Volk wirken könnten, war sein Hauptaugenmerk auf die Festsetzung eines litterarischen Rechtszustandes gegen den sein Unwesen treibenden Nachdruck gerichtet. Außerdem regte er bei dem deut-

sichtigten Bau einer Buchhändlerbörse im J. 1833 die Gründung einer Lehranstalt für Buchhändlerlehrlinge und eines Museums für die Geschichte des gesammten Bücherwesens, der Druckerei und der Papiermacherkunst an. Beide Anstalten traten aber erst lange nach seinem Tode ins Leben, die eine zehn Jahre nach demselben, die andere nach mehr als vierzig Jahren.

Mit zunehmendem Alter und der immer größer werdenden Ausdehnung seines Geschäftes fand er an seinem Sohn Andreas eine Stütze, dem er in den letzten Jahren eine eigene Verlagshandlung unter der Firma Friedrich & Andreas Perthes begründen half, die andere Wissenschaftsgebiete als seine eigene pflegte. P., der am 13. Mai 1825 eine zweite Ehe mit der verwittweten Charlotte Hornbostel geb. Becker, eingegangen war, erhielt vor seinem Tode noch manche Ehrung für sein ersprießliches Wirken. Im J. 1834 ernannte ihn die Stadt Leipzig, bei Gelegenheit der Grundsteinlegung der Buchhändlerbörse, zu ihrem Ehrenbürger, ein Jahr darauf erhielt er das Ritterkreuz des sächsischen Civilverdienstordens, 1840 machte ihn die Universität Kiel zum Ehrendoctor der Philosophie und 1841 überreichte ihm die thüringische Stadt Friedrichsroda, wo er seit Jahren seinen Sommeraufenthalt genommen hatte, das Diplom als Ehrenbürger. Doch alle diese Ehrenbezeugungen konnte er nur noch kurze Zeit genießen; am 18. Mai 1843 mußte er dieses Leben nach einem wochenlangen, schmerzhaften Krankenlager verlassen. An seinem Grabe standen sieben Kinder erster und vier zweiter Ehe sowie viele treue Freunde, die er sich während eines rastlos thätigen Lebens erworben hatte. P. besaß einen großen, weiten Blick für alle Verhältnisse, besonders für die historische, gesellschaftliche und politische Lage. Dabei war sein ganzes Wesen von einer Frömmigkeit durchdrungen, welche, weit entfernt von Kopfhängerei, tief im Christenthum wurzelte, keinen Unterschied der Confessionen kannte und ihren Ausdruck in seiner praktischen Thätigkeit fand und auf das Segensreichste wirkte.

Clemens Theodor Perthes, Friedrich Perthes' Leben, nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet. 3 Bände. 6. Auflage. Gotha 1872. — Wilhelm Baur, Stein und Perthes, der Reichsfreiherr und der Bürger in der Zeit der Befreiungskriege. Zwickau 1862. — Wilhelm Baur, Friedrich Christoph Perthes. Ein deutsches evangelisches Bürgerleben aus der Zeit der Befreiungskriege. 2. Auflage. Barmen 1879. — (Böhlau, H.) Zur Erinnerung an Friedrich Perthes. Bei Gelegenheit seines hundertjährigen Geburtstages. Leipzig 1872. Separat-Abdruck aus dem Börsenblatte für den deutschen Buchhandel. — W. Alexis (W. Häring), Friedrich Perthes. Mit Bildniß. Berlin 1855.

Pallmann.

Perthes: Clemens Theodor P.*).

Perthes: Hermann Friedrich P., Philologe und Schulmann, 1840 bis 1883, wurde als der Sohn von Clemens Theodor P. in Bonn am 5. Februar 1840 geboren, erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium der Vaterstadt, dessen Director Schopen auf die Richtung seiner Studien vornehmlich einwirkte. Von Herbst 1858 an studirte er auf der heimathlichen Universität Philologie, besonders bei F. Ritschl und O. Jahn, und setzte von 1861 an seine Studien in Berlin unter Böckh und M. Haupt fort. Im Herbst 1863 promovirte er in Bonn als Dr. phil. mit einer Dissertation: „Quaestiones Livianae“, welche wegen einer treffenden Entdeckung über das Entstehen der Lücken im Livianischen Geschichtswerke ein für eine derartige Gelegenheitsschrift

*) Die Redaction muß zu ihrem Bedauern erklären, daß es ihren vielfachen Bemühungen nicht gelungen ist, eine ihr genügende Biographie von Cl. Th. P. zu erlangen.

ungewöhnliches Aufsehen in Fachkreisen erregte. Nach Ablegung der Schulamtsprüfung trat er im October 1863 in die erste schulmännische Thätigkeit beim Gymnasium in Wesel ein, ging aber bereits Ostern 1865 als Adjunct an das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin über, wurde im Frühjahr 1868 Rector des Progymnasiums in Moers am Niederrhein und nach 2 Jahren zunächst auftragsweise, dann 1871 definitiv Director des Gymnasium Bugenhagianum zu Treptow a. d. Rega. Schon im Herbste 1873 gab er dieses Amt jedoch auf, um mit dem Titel eines Geheimen Hofrathes in die Privatdienste des Großherzogs von Baden überzutreten und einen Theil des Unterrichts der badischen Prinzen zu übernehmen. Ein immer ernster auftretendes Lungenleiden nöthigte ihn schon Ostern 1876 zum Ausscheiden aus dieser Stellung; er siedelte nach Davos über und eröffnete hier am 1. August 1878 unter dem Namen Fridericianum — nach dem Großherzoge von Baden benannt — eine Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt für brustleidende Knaben. Auch diese neue Berufsthätigkeit mußte er auf ärztlichen Rath im Juni 1880 aufgeben; er übertrug die Leitung der Anstalt einem seiner Amtsgenossen und behielt sich selbst nur die Oberleitung vor, die er von Bonn aus, so gut es ging, weiter führte. Hier erlag er seiner Krankheit am 13. Juni 1883. — Leider hat der begabte Mann seine mit so erfreulichem Erfolge begonnenen philologischen Studien in späteren Jahren nicht fortgesetzt; außer der erwähnten Dissertation hat er nur noch einen Aufsatz über die Peleiaden in Dodona und eine exegetische Arbeit über Pindar veröffentlicht. Dagegen wandte sich sein Interesse mehr und mehr dem rein schulmännischen Gebiete zu; von 1873 bis 1876 veröffentlichte er fünf Artikel „zur Reform des lateinischen Unterrichts auf Gymnasien und Realschulen" nebst einer Reihe dazu gehöriger Schulbücher. Dieser mit einer gewissen Zuversichtlichkeit auftretende Versuch, den gesammten lateinischen Unterricht aus der gewöhnlichen Bahn herauszuführen und die „Wortkunde" zur Grundlage desselben zu machen, fand in Fachkreisen eine sehr getheilte Aufnahme; P. war nicht mehr in der Lage, mit seiner Methode selbst eine Probe in größerem Umfange anzustellen, die ihn und Andere hätte überzeugen können, und so scheint die Aussicht auf weitere Wirkung der von ihm gegebenen Anregung nicht bedeutend zu sein. Immerhin bleibt es ein namhaftes Verdienst, daß er den Anstoß zu einer fruchtbaren Prüfung und Besprechung des altsprachlichen Elementarunterrichtes gegeben hat.

Perthes' Selbstbiographie in der Festschrift des Gymnasium Bugenhagianum von 1881, S. 56 ff., ergänzt durch eigene Erinnerungen.

R. Hoche.

Perthes: Johann Georg Justus P., der Begründer der bekannten Verlagsbuchhandlung und Geographischen Anstalt Justus Perthes in Gotha, wurde am 11. Sept. 1749 zu Rudolstadt geboren. Von seinem Vater, dem fürstlichen Leibarzt, zum Kaufmannsstande bestimmt, fand er im J. 1778 Gelegenheit, mit dem herzoglich sächsischen Hofagenten Karl Wilhelm Ettinger in Gotha und mit Johann Friedrich Dürfeldt eine „Handlungs-Societät" zur Weiterführung der damals in großer Blüthe stehenden Ettinger'schen Buchhandlung in Gotha zu gründen. Obschon dieser Vertrag auf zehn Jahre abgeschlossen war, schied P. bereits im September 1785 aus, um auf eigene Rechnung ein Verlagsgeschäft, wenn auch mit sehr bescheidenen Mitteln zu begründen. Von der Ettinger'schen Buchhandlung wurde ihm der Verlag und der Vertrieb des Gotha'schen Hofkalenders und des Almanach de Gotha auf 15 Jahre von 1786—1800, doch unter Beibehaltung der Firma Ettinger, pachtweise überlassen. Diesem lebenskräftigen Verlagsartikel widmete P. während der ersten vier Jahre des Bestehens seiner Firma seine ganz ausschließliche Thätigkeit. Nachdem er den Kalender in sicheren Bahnen wußte, fing er mit Beginn des Jahres 1790 an, seinen Verlag

esentlich auszudehnen. Sein erster Verlagsartikel mit seiner eigenen Firma
f dem Titel: „Hamberger, Merkwürdigkeiten bei der römischen Königswahl
nd Kaiserkrönung“ war vom Glück begünstigt und erlebte drei kurz aufeinander
lgende Auflagen. Gleichzeitig bereitete er eine größere periodische Publication
r, den von Schlichtegroll redigirten „Nekrolog, enthaltend Nachrichten von
m Leben merkwürdiger verstorbener Deutschen“, der von 1791—1806 die
attliche Reihe von 28 Bänden erreichte und zur Bekanntmachung von Perthes'
erlag in erster Linie beigetragen hat. Obwohl im Laufe der Jahre noch eine
Menge theologischer, philosophischer, geschichtlicher Werke und außerdem noch
lche des verschiedensten Inhalts bei ihm erschienen, erhielt er erst im Februar
797 die landesherrliche Erlaubniß zum Betriebe einer „ordentlichen Verlags-
nd Sortimentsbuchhandlung“. Mit Beginn des Jahrhunderts wurde nicht
ur der Pachtvertrag mit Ettinger auf weitere fünfzehn Jahre verlängert, son-
ern P. wandte sich jetzt auch mehr einer einheitlichen Richtung seines Verlags
. Es war dies die geographische, welche heute noch die Hauptthätigkeit der
irma ausmacht. Nach der Herausgabe zweier größerer Werke, Pigavetta's
eschreibung der von Magellan unternommenen ersten Reise um die Welt und
r Geschichte Martin Behaims, aus Urkunden bearbeitet von Christoph Gottlieb
Murr, erschien bei ihm im J. 1809 ein Handatlas über alle bekannte
änder des Erdbodens in 24 Karten herausgegeben von Johann Heinrich Gott-
b Heusinger. Einige Jahre vorher war P. mit einem Manne in Verbindung
treten, dessen Name später untrennbar mit der Firma Justus Perthes ver-
üpft war, nämlich mit Adolf Stieler. Diese Verbindung wurde durch die
reinbrechenden Kriege unterbrochen und erst nach erfolgtem Frieden wieder
fgenommen. Stieler beabsichtigte einen Handatlas herauszugeben, der durch
quemes Format, begleitenden Text zu jedem Blatte, durch möglichste Genauig-
it, Deutlichkeit und Vollständigkeit, dabei aber durch zweckmäßige Auswahl,
leichförmigkeit der Projection und des Maßstabes, durch schönes Papier, guten
ruck, sorgfältige Illumination und wohlfeilen Preis sich auszeichnen sollte.
. ging auf dieses Verlagsunternehmen ein und ließ es sogleich in Angriff
hmen, so daß bereits im Frühjahr 1816 fünf fertige Blätter vorlagen. Leider
er sollte er die Vollendung desselben nicht mehr erleben, denn er starb nach
rzem Kranksein am 1. Mai 1816. Er war seit 19. Mai 1784 mit Sabine
rnestine Dürfeldt (geb. am 22. October 1765), der Schwester seines ehemaligen
eschäftstheilhabers, vermählt gewesen. Dieser Ehe entsprossen 15 Kinder, welche
er fast sämmtlich in jungen Jahren gestorben sind, nur zwei Söhne, Wilhelm
d Karl überlebten ihn.

Justus Perthes in Gotha 1785—1885 (Festschrift zum hundertjährigen
eschäftsjubiläum). Pallmann.

Perthes: Wilhelm P., Sohn des Vorigen, wurde am 18. Juni 1793
Gotha geboren, besuchte daselbst das Gymnasium und war dann Lehrling
d Gehilfe in dem Geschäfte seines Vetters Friedrich Perthes in Hamburg.
er wurde er mit in die patriotische Bewegung gezogen, trat 1813 in die
nseatische Legion und machte deren Feldzüge in Mecklenburg und Holstein als
eutenant mit. Im J. 1814 kehrte er nach Gotha zurück und trat als Theil-
ber ins väterliche Geschäft ein. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er
s Geschäft auf eigene Rechnung und Gefahr. Sein Vater hatte für unge-
nderte Fortführung insofern gesorgt, als er das Weitererscheinen des Haupt-
tikels des Geschäftes, des Hofkalenders, gesichert hatte. Am 12. Decbr. 1814
r nämlich der Vertrag mit Madame Caroline Ettinger auf 25 Jahre von
16—1840 verlängert worden, und P. hatte zugleich das Recht erkauft, die

völlige Verlagsabtretung jederzeit verlangen und erwerben zu können. Obgleich dies erst am 21. Jan. 1828 erfolgte, so willigte doch die Besitzerin schon 1816 darein, trotzdem daß dies nicht im Vertrage vorgesehen war, daß ihre Firma auf dem Titel verschwand und die von Justus Perthes darauf gesetzt wurde. Neben der Verbesserung der äußeren Ausstattung und der Erweiterung des Inhaltes des Hofkalenders galt P. als Hauptaufgabe die weitere Ausbildung seines kartographischen Verlags. In Verbindung mit C. G. Reichard war der Handatlas von Stieler im März 1823 mit 50 Karten zu Ende gebracht worden. Diesem Hauptwerke folgten dann von 1823—1831 25 weitere Karten in 5 Supplementlieferungen. War dieser Atlas auch kein Musterstück äußerlicher Eleganz, so besaß er eine politische und statistische Genauigkeit, die bis dahin noch von keiner ähnlichen Erscheinung erreicht worden war. Außer Stieler sollte noch ein zweiter Mann den Ruf der Firma Justus Perthes auf Glänzendste verbreiten, Heinrich Berghaus, der von 1832—1837 15 Karten von Asien herausgab, die alles bisher Geleistete übertrafen und Justus Perthes zu einer Weltfirma machten. Dieser Publication folgte dann Berghaus' physikalischer Atlas, der nicht minder, wie der fast zu gleicher Zeit erscheinende Historische Atlas von Karl v. Spruner, die erfolgreiche Thätigkeit von P. bewies. Zu diesen drei die geographische Wissenschaft in bisher ungekannter Weise fördernden Männern gewann P. noch einen vierten, welcher der kartographischen Erdkunde ein neues Gepräge aufdrücken sollte: Emil v. Sydow. Im Verein mit diesen Männern gelang es P. durch seinen raschen Blick, der das wissenschaftliche und praktische Bedürfniß eines Unternehmens sofort klar erkannte und durch seine gewissenhafte Thätigkeit sein Geschäft zu dem ersten seiner Art in Deutschland zu erheben. P., der sich am 12. Mai 1818 mit Agnes, der ältesten Tochter seines Vetters und ehemaligen Principals Friedrich Perthes, verheirathet hatte, starb am 10. Septbr. 1853 zu Gotha.

Zum Andenken an Wilhelm Perthes. Gotha 1853. — Justus Perthes in Gotha, 1785—1885 (Festschrift zum hundertjährigen Geschäftsjubiläum).

Pallmann.

Perthes: Bernhardt P., der älteste, und nach dem frühzeitigen Tode eines jüngeren Bruders der einzige Sohn des Vorigen, wurde am 3. Juli 1821 in Gotha geboren. Durch ein Halsleiden am regelmäßigen Besuch der Schule gehindert, hatte er auch noch im Sommer 1837 das Unglück durch ein verunglücktes Experiment das linke Auge zu verlieren und wurde dadurch gezwungen, die Schule ganz zu verlassen und sich nur auf mündlichen Unterricht zu beschränken. Michaelis 1838 kam er zu Wilhelm Besser in Berlin als Lehrling, doch mußte er schon nach wenigen Monaten auf Anordnung eines Augenarztes seine Thätigkeit zur Schonung des ihm verbliebenen Auges unterbrechen. Bald aber hatte er die Leiden überwunden und konnte nach zwei Jahren vollkommen gesund von Berlin nach Hamburg übersiedeln, um seine buchhändlerische Ausbildung in demselben Geschäfte fortzusetzen, in welchem sein Vater dieselbe begonnen hatte. Im October 1842 verließ er diese Stellung, um nach mehrjährigem Aufenthalte im Auslande am 1. Januar 1845 als Theilhaber in das väterliche Geschäft einzutreten. Mit seinem Eintritt in die Handlung suchte er auf bessere Ausstattung der Erscheinungen hinzuwirken, wie er sich überhaupt mit Vorliebe der technischen Seite des Geschäftes zuwandte. So wurde unter seiner Leitung die Galvanoplastik für die Vervielfältigung der Kupferplatten angewendet und damit eine erheblich wohlfeilere Herstellung erzielt, welche ihrerseits wieder eine Preisminderung sämmtlicher Kartenwerke nach sich zog. Außerdem führte er, weil Kupferstich und Kupferdruck nicht mehr allein zur Herstellung der Karten genügten, den lithographischen Farbendruck ein, der besonders bei

eognostischen Karten seine Anwendung fand. Sein Lieblingsgegenstand aber war die Chemitypie, ein Verfahren, welches die Vervielfältigung der Karten durch Hochdruck, ähnlich wie beim Holzschnitt, gestattete. Als er durch den Tod seines Vaters im Herbste 1853 alleiniger Besitzer des Geschäfts geworden war, suchte er einen schon längst gehegten Gedanken zu verwirklichen. Er wollte nämlich die Bestrebungen des großen Geschäftes mehr auf einen Punkt vereinigen und durch eine festere Anordnung die Verlagshandlung in eine „Geographische Anstalt" umwandeln. Alle jene Männer, welche als Geographen, Kartographen, Statistiker u. s. w. bisher dem Geschäfte nahe gestanden hatten, sollten als dauernde Mitglieder einer ins Leben zu rufenden Anstalt herangezogen werden, einer Anstalt, welche einen Einigungs- und Mittelpunkt für die gesammte Geographie in allen ihren Zweigen bilden sollte. In August Petermann, welcher die rein wissenschaftliche geographische Forschung repräsentirte, und in Emil von Sydow, dem praktisch geschulten Kartographen, fand er die Leiter seiner Anstalt, welche durch ihre monatlich erscheinenden „Mittheilungen" unter der Redaction von Petermann bald festen Boden gewonnen hatte. Ueber diesen neuen Bestrebungen wurden die alten bewährten Werke des Verlags nicht vergessen, sondern im Gegentheil sorgfältig gepflegt, eifrig fortgesetzt und vervollständigt. Dieser wachsenden Ausdehnung des Geschäftes konnten die alten Räume, welche es seit 1822 inne hatte, nicht mehr genügen, Bernhard P. ließ deshalb in den Jahren 1855/56 einen für die damaligen Verhältnisse großartigen Neubau aufführen, in welchem er aber nicht mehr lange schalten und walten sollte, denn am 27. October 1857 unterlag er einem hartnäckigen Typhus. Seit 16. August 1845 war er mit Minna Mauke, der Tochter seines ehemaligen Principals in Hamburg verheirathet; seine Ehe war ohne männliche Nachkommen geblieben, doch wurde ihm ein Sohn nachgeboren.

Zum Andenken an Bernhardt Perthes. Gotha 1857. — Justus Perthes in Gotha 1785—1885 (Festschrift zum hundertjährigen Geschäftsjubiläum).

Pallmann.

Pertsch: Johann Georg P. jun., Canonist und Kirchenhistoriker, geb. zu Wunsiedel am 10. Mai 1694, † zu Helmstädt am 19. August 1754. — Johann Georg P. jun. stammt aus einer angesehenen Theologenfamilie des Fürstenthums Bayreuth. Der Urgroßvater Johann, der Großvater Friedrich, wie auch der Vater Johann Georg sen. waren Superintendenten, letzterer überdies kaiserlicher gekrönter Poet, Doctor der Theologie und geschätzter Fachschriftsteller (geb. am 14. December 1651, † 1718). Unser Johann Georg kam 1704 infolge Beförderung seines Vaters zum Consistorialrath nach Gera, verbrachte dort seine Jugend und bezog um Ostern 1713 die damals blühende Universität Halle, wo Thomasius, Böhmer und Gundling, Freih. v. Wolf und Heineccius gleichzeitig lehrten. Von diesen Männern wurde P. in das Studium der Philosophie und Rechtswissenschaft eingeführt, worauf er im December 1716 unter Böhmers Decanat mit einer Disputation: „Ueber das Recht einer Kirchhofsanlage" die Doctorwürde erwarb und sodann in Gera, 1719 in Bayreuth zum Regierungsadvocaten ernannt wurde. In letzterer Stadt verheirathete er sich in dieser Eigenschaft im Novbr. 1720 mit der Kaufmannstochter Roth aus Gera. — 1722 finden wir ihn als Proceßrath des Markgrafen Georg Wilhelm von Bayreuth und nach des Markgrafen unerwartetem Tode gegen Ende des Jahres 1726 als Hofrath bei dessen Tochter, der Prinzessin Christine Wilhelmine, welcher er bei Geltendmachung ihrer Erbschaftsforderung durch Erzielung eines Vergleiches sehr vortheilhafte Dienste leistete. Der Uebertritt der Fürstin zum Katholicismus und der Wegzug einiger Freunde, bewogen ihn zur Aufgabe seiner

bisherigen Stellung. Er ging im Herbst 1728 nach Jena mit dem Entschlusse, sich von nun an der akademischen Laufbahn zu widmen, und begann zu Michaeli seine Vorlesungen über canonisches Recht, welche trotz mancher Neider — unter den Studirenden großen Beifall und wachsende Theilnahme fanden, da er über hundert Zuhörer zählte. In Anerkennung dessen erhielt er 1729 den Titel eines Hofgerichtsadvocaten und den Rang eines Professors der Philosophie; wurde indessen bezüglich einer ordentlichen Lehrstelle an der Hochschule mit bloßen Versprechungen hingehalten. Dessen überdrüssig nahm er 1732 (nach Meusel und Fikenscher 1731) die erledigte Stelle eines ersten Syndikus der Reichsstadt Hildesheim an. Es gelang ihm nach gründlichen Studien in den reichhaltigen Archiven der Stadt mehrere ebenso wichtige als verworrene Processe der Commune Hildesheim siegreich durchzuführen und den schon unter Kanzler Zimmermann 1691 begonnenen Streit, daß die Stadt unter bischöflicher Herrschaft stehe, zu deren Gunsten beizulegen. — Diese glänzenden Erfolge, verbunden mit gediegenen schriftstellerischen Leistungen mehrten seinen Ruf als Jurist und Sachwalter, so daß ihn im folgenden Jahre (1733) der König von England als Kurfürst von Hannover zugleich zum Hofgerichtsassessor in Hannover und 1738 nach Niederlegung dieser Stelle der Herzog von Braunschweig zum Assessor am Hofgerichte in Wolfenbüttel ernannte, welche Aemter er „von Haus aus", d. h. von Hildesheim, verwaltete, während er wegen Vorliebe zur letzteren Stadt andere Anerbietungen ausschlug. Trotz dieser guten Beziehungen zu den Bewohnern und Behörden Hildesheims gerieth er dort wegen Ungültigkeitserklärung einer Predigerwahl 1742 mit den maßgebenden Persönlichkeiten in Zwist und war ihm daher sehr willkommen, daß ihn der Herzog von Braunschweig 1743 als vierten ordentl. Professor der Rechte mit Hofrathscharakter nach Helmstädt berief, wo er im October desselben Jahres mit einer feierlichen Rede: „de Jure Imperatoris exigendi a Judaeis aurum coronarium, annuumque censum etc." von seinem Lehrstuhle Besitz ergriff; 1745 rückte er zum Professor juris canonici et feudalis, 1747 zum Professor Pandectarum, 1748 zum Professor Codicis und zugleich zum Ordinarius der Juristenfacultät vor, welche Würde er bis zu seinem Tode bekleidete. P. war ein sehr kenntnißreicher Jurist und ebenso fleißiger wie fruchtbarer Schriftsteller, dessen Werke und Abhandlungen über Kirchenrecht, Kirchengeschichte und die Rechtsverhältnisse von Hildesheim, s. Z. in Fachkreisen viel Aufsehen machten, und welche auch heute noch brauchbar sind. Sein Hauptwerk ist der „Versuch einer Kirchengeschichte", welcher in fünf stattlichen Quartbänden die ersten vier Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung behandelte. (Bd. I. Erstes Jahrh. Leipzig 1736 4°. — Bd. II. Zweites Jahrh., ebenda 1737, 4°. — Bd. III. Drittes Jahrh. Wolfenbüttel 1738. — Bd. IV. Viertes Jahrh. 1. Theil ebenda 1739, 2. Theil ebenda 1740, 4°.) Im ersten Bande folgt auf die Widmung an Herzog Karl von Braunschweig eine sehr ausführliche Vorrede, worin der Verfasser seine kirchenrechtlichen Werke, namentlich über Beichte und Bann gegenüber den herben Angriffen der Kritik sehr eingehend vertheidigt; nebenbei erfahren wir mehreres über dessen Jugend- und Gelehrtenleben (bis 1736). Den Schluß (Nr. XLIII—LIII) bildet eine Lebensbeschreibung seines Vaters, des gelehrten Doctors der Philosophie und Theologie Johann Georg P. sen., Superintendenten und Gymnasialinspectors zu Gera. (Ueber dessen zahlreiche theologischen Schriften gibt Fickenscher in seinem Gelehrten Fürstenthum Bayreuth Bd. 7, S. 43—51 unter Anführung der Litteratur (S. 43 Note 9) näheren Aufschluß.) Dieser Vorrede entnehmen wir, daß P. jun. von Jugend auf, ermuntert durch seinen Vater, zu theologischen Fragen, namentlich aber zum Kirchenrecht und zur Kirchenhistorie, besondere Neigung gehabt habe, daß ihm jedoch durch diese Studien und die Schriften

hierüber viele Feinde erwachsen seien. P. huldigte der freisinnigeren Richtung, und stieß hierdurch bei den orthodoxen Protestanten auf scharfen Widerspruch. Einen Beleg hierfür liefern die Recensionen in den „Unschuldigen Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen" (einem zu Leipzig im vorigen Jahrhundert erschienenen Organe conservativer Tendenz), worin die tadelnden Amtsgenossen P. unter Anderem vorwerfen, daß er „hochhin fahre", durch seine Schriften manchen Schaden stifte und irrige Behauptungen aufstelle, weshalb sie mit Gottes Beistand auf seine Umkehr hoffen! Ein Mitgrund zu den erlittenen Anfeindungen scheint auch in dem leicht erregbaren, sehr heftigen Temperamente des Gelehrten gelegen zu sein, durch welches er in seinen Proceßschriften zuweilen zu derben, ja „pöbelhaften" Ausfällen hingerissen wurde, wozu ihn nach seiner Entschuldigung die grundlosen Angriffe der Gegner reizten. Außer der Kirchenhistorie besitzen wir u. A. von P. „Recht der Beichtstühle, Ursprung und Fortgang der geheimen Beichte ꝛc. ꝛc." (ein gründliches Werk, das bei den Einen vielen Beifall, bei Andern großen Anstoß hervorrief, Halle 1721, 2., vermehrte Ausgabe. Wolfenbüttel 1738, 2 Bände). „Recht des Kirchenbannes, dessen Ursprung und Fortgang ꝛc. ꝛc." (Halle 1721, 2., vermehrte Ausgabe. Wolfenbüttel 1738, 4°). „Elementa juris canonici et Protestantium ecclesiastici, commoda auditoribus methodo adornata" (Francof. et Lips. 1731. Ed. II, aucta et emend. ibid. 1735. III. Ed., Vol. 1. und 2. Jenae 1741). „Kurze Historie des canonischen und Kirchenrechts, besonders zum Gebrauch akademischer Vorlesungen entworfen" (Leipzig und Breslau 1752 gr. 8). Ein vollständiges Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften bei Fickenscher Bd. 7, S. 54, Meusel, Bd. 10, S. 317—325; Weidlich, Geschichte der jetzt lebenden Rechtsgelehrten, Bd. 2, S. 212—224, hier mit litterarkritischen Bemerkungen. Sein Bildniß, gestochen von Haid, findet sich in Brucker's Bildersammlung, 8. Zehend, und vor Wernsdorf's memoria in Folio; dasselbe in verkleinertem Formate (8°) als Titelkupfer in den oben erwähnten Elementa juris canonici etc.

J. G. Pertsch in dessen Vorrede zum Versuch einer Kirchenhistorie, Band 1. — Meusel, Weidlich und Fickenscher a. a. O. nebst den dortselbst Aufgeführten. Eisenhart.

Pertsch: Johann Heinrich P., Philologe und Theologe (1776—1844). Er wurde in Coburg als der Sohn eines Landschaftsconsulenten am 20. December 1776 geboren, erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium Casimirianum seiner Vaterstadt und studirte dann von 1795—1798 in Jena und Göttingen vornehmlich Theologie. Nachdem er schon 1797 Candidat des Predigtamtes geworden, erhielt er im November 1803 eine Anstellung als Collaborator am Coburger Gymnasium; 1806 wurde er außerordentlicher, 1808 ordentlicher Professor der Geschichte, der morgenländischen und griechischen Sprache an dieser damals noch halbakademischen Anstalt. Zum Dr. phil. war er 1804 in Erlangen auf Grund einer Dissertation: „De recta methodo historiae catholicae in Gymnasiis . . docendae" promovirt worden. 1811 wurde er Pastor an der Kreuzkirche und gleichzeitig Diakonus an der Morizkirche in Coburg; später wurde er Superintendent in Rodach, wo er am 3. October 1844 starb. — Von seinen nicht sehr zahlreichen Schriften sind hier zu nennen: „Lehrbuch der Menschengeschichte" 1805; „Neues allgemeines litterarisch-artistisches Lexikon", 2 Bde., 1807; „Grundriß der römischen Alterthumskunde" 1808. Dauernden Werth haben diese Arbeiten nicht.

N. Nekrolog d. D. 1846, S. 1030 f., ergänzt durch Privatmittheilungen. R. Hoche.

Perty: Joseph Anton Maximilian P. wurde am 17. September 1804 in dem Städtchen Ornbau im Ansbachischen, wo seine Mutter sich auf Besuch befand, geboren. Die früheste Jugend verlebte er in Nördlingen, wo

sein Vater Administrator bei der Johanniter-Ordens-Commende Kleinerdlingen war. 1809 wurde letzterer Rechnungscommissar im bayrischen Dienst und zog mit seiner Familie nach München. Schon als Knabe sammelte P. die verschiedensten Naturgegenstände und benutzte seine Mußestunden, um sie kennen zu lernen. Ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn, die Naturerscheinungen zu beobachten und ihre Ursache zu erforschen. Nachdem er 1822 das Gymnasium absolvirt, studirte er anfangs in München, später in Landshut Medicin und Naturwissenschaften. Trotzdem er sich in den Strudel des studentischen Lebens stürzte, so daß sein Vater seine Hand von ihm abzog, vernachlässigte er doch sein Studium nicht. Nach seiner Promotion in der medicinischen und später in der philosophischen Facultät habilitirte sich P. als Privatdocent für Zoologie und allgemeine Naturgeschichte in München und wurde 1833 als Professor der Zoologie, Psychologie und Anthropologie an die Akademie nach Bern berufen, welche im folgenden Jahre in eine Universität umgewandelt wurde. In dieser Stellung entwickelte P. eine ungemein rege litterarische Thätigkeit. Nachdem er schon früher in: „Delectus animalium articulatorum Brasiliae“ die von Spix und Martius in Brasilien gesammelten Insecten, sowie einige aus der Sammlung des Herzogs von Leuchtenberg in Eichstädt und des Vicomte Sa da Bandeira stammende neue Arten beschrieben hatte, veröffentlichte er außer zahlreichen kleineren Abhandlungen folgende größere Werke: „Allgemeine Naturgeschichte, als philosophische und Humanitätswissenschaft“, 1837—1841 und Supplement dazu: „Neue Ergebnisse der Wissenschaft“, 1844 und 1845; „Zur Kenntniß der kleinsten Lebensformen“ 1852; „Lehrbuch der speciellen Zoologie“, 1855; „Grundzüge der Ethnographie“, 1859; „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“, 1861; „Die Realität der magischen Kräfte“, 1862; „Anthropologische Vorträge“, 1863; „Ueber das Seelenleben der Thiere“, 1865; „Blicke in das verborgene Leben des Menschengeistes“, 1869; „Die Natur im Lichte der philosophischen Anschauungen“, 1869; „Die Anthropologie als Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen“, 1874; „Der jetzige Spiritismus“, 1877; „Erinnerungen aus dem Leben eines Natur- und Seelenforschers,“ 1879; „Die sichtbare und unsichtbare Welt“, 1881. Alle diese Werke zeugen von einer streng wissenschaftlichen Durchbildung, umfassender Litteraturkenntniß und scharfer Beobachtungsgabe; leider aber auch, namentlich in der letzten Zeit, von einer Hinneigung zum Wunderbaren und zu spiritistischen Anschauungen.

P. war eine universell angelegte Natur, welche das ganze Weltall, das unendlich Kleine wie das unendlich Große zu erfassen versuchte. Sein Ziel war eine Naturphilosophie. Aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen und Kenntnisse suchte er ein System zusammenzustellen, dessen Zweige sich jedoch in den Spiritismus verlaufen. Wenn daher auch P. keinen entscheidenden Einfluß auf die Entwickelung der Naturwissenschaften ausgeübt hat, so verdankt ihm doch namentlich die Zoologie eine Menge specieller Kenntnisse und seine durch gewandte Darstellung ausgezeichneten Werke haben weiteren Kreisen vielfach Anregung gegeben und nicht unwesentlich zur Förderung der Wissenschaften beigetragen. P. starb im Alter von 80 Jahren am 8. August 1884.

M. Perty, Erinnerungen eines Natur- und Seelenforschers. Leipzig 1879.

W. Heß.

Pertz: Georg Heinrich P., geb. am 28. März 1795 zu Hannover als Sohn eines Hofbuchbinders, dessen Vorfahren Hofbuchbinder an der Bibliothek zu Wolfenbüttel gewesen waren, † am 7. October 1876 in München. Nachdem er auf der Universität zu Göttingen mit theologischen Studien begonnen, dann aber sich der Geschichte mit größtem Eifer zugewendet hatte, erlangte er am 14. October 1816 den Doctorgrad, und bald darauf auch eine Anstellung in

am Archive und an der Bibliothek. Im J. 1819 erschien seine Erst-
t: „Die Geschichte der Merowingischen Hausmeier", mit einer Vorrede
n, worin dieser sie bezeichnete als „das Werk eines meiner Zuhörer,
unter wenigen lieb war". Sie zeichnete sich aus durch umfassende
nntniß, und ganz vorzüglich durch die treffliche Methode, indem er sich
r an die lautersten Quellen hielt; die Darstellung ist klar und ge-
Unzweifelhaft war Heeren berechtigt, hieran die bedeutenden Erwar-
knüpfen, welche er in der Vorrede aussprach. P. hatte dann das
leich zu einer Aufgabe berufen zu werden, welche gerade für seine
liche Begabung ganz besonders geeignet war. Gerade um dieselbe Zeit
Freiherr vom Stein den großartigen Plan einer Sammlung der
Geschichtsquellen des Mittelalters gefaßt, und am 20. Januar 1819
lschaft für ältere deutsche Geschichtskunde gestiftet. Es konnte nicht
ß man nach jener Schrift in P. einen vorzüglich geeigneten Mitarbeiter
und als Büchele ihn zur Theilnahme an den Arbeiten aufforderte,
e er am 5. Juli 1819 mit freudiger Zustimmung und erbot sich zur
ng der wichtigsten Schriften aus der karolingischen Periode. Stein
erte ihn am 21. December nicht nur zur Uebernahme der Schriftsteller
arolingischen Periode, sondern auch zu einer Reise nach Wien auf zur
chung der Hofbibliothek. Diese Reise, welche auch nach anderen Bi-
in Oesterreich und nach Italien ausgedehnt wurde, war die erste,
h eine lange Reihe weiterer Forschungsreisen angeschlossen hat, nach
iedenen Bibliotheken Deutschlands, nach Italien, Frankreich und Eng-
er wachsende Ruhm seines Namens und seine bedeutende Persönlichkeit
hm die Wege, welche damals noch dem Forscher weit größere Schwie-
boten als später, und mit unermüdlicher Thätigkeit, sowie mit größter
durchforschte er die handschriftlichen Schätze, welche noch niemals zu
eck aufgesucht waren. Zahlreiche Entdeckungen belohnten seinen Eifer,
Abschriften und Vergleichungen sind von musterhafter Zuverlässigkeit.
enschaften traten schon in seinen ersten Reiseberichten so klar hervor,
nach seiner Rückkehr von der Reise die Redaction sowohl des Haupt-
e des Archivs, der Zeitschrift, welche dasselbe vorbereiten sollte, über-
urde. Es ist durchaus sein Verdienst, daß nun an die Stelle unsicheren
ie rasche zielbewußte Ausführung trat, daß 1826 der erste, 1829 der
nd erscheinen konnte. In dem vollkommen richtigen Gefühl, daß vor
gen ein wirklicher Anfang gemacht werden müsse, wartete er nicht, bis
beiten für den überaus schwierigen ältesten Zeitraum fertig sein wür-
e sind es noch jetzt nicht —, sondern bearbeitete die karolingische
für welche er hinlänglich gerüstet war. Zum ersten Mal wurden hier
rliche Geschichtsquellen mit der vollen philologischen Sorgfalt behan-
he bis dahin nur classischen Autoren gewidmet war; fest und sicher
schon der später immer unverbrüchlich festgehaltene Grundsatz befolgt,
rsuchung aller Handschriften nur den ältesten und besten Text, in
Fällen die Urschrift selbst, zu Grunde zu legen, die Abweichungen der
Handschriften, doch nicht ohne verständige Auswahl, anzugeben und zu
igen; ferner auch für den Inhalt, so viel wie irgend möglich, dem
achzugehen, und jedes nachweisbar abgeleitete Stück auch als solches
nen. Dagegen ist, was für den raschen Fortschritt des Werkes durch-
wendig ist, von tiefer eingehenden, für den nächsten Zweck nicht erfor-
sachlichen Untersuchungen abgesehen. P. hat hiermit für das ganze
nen das maßgebende Muster aufgestellt; die Sammlung der ältesten
welche den Eingang bildet, ist eine, wenn man den damaligen Zustand

der Publicationen erwägt, erstaunliche Leistung und überragt alle früheren Arbeiten im höchsten Grade. Dadurch erst wurde die Möglichkeit gegeben, nun, unterstützt durch neue, zum Theil von ihm selbst gemachte Funde, auch wieder darüber hinausgehen zu können. Dasselbe gilt von den darauf folgenden zwei Bänden der Leges, welche jetzt mangelhaft erscheinen, damals aber ebenfalls einen großen Fortschritt darstellten und lange Zeit der gelehrten Arbeit großen Nutzen gebracht haben. In diesen Bänden hatten nur Ild. von Arx die Sanctgaller Quellen, Dahlmann die Vita Anskarii, Knust den Benedictus levita bearbeitet. War anfangs vorzüglich auf Uebernahme vieler Ausgaben durch befreundete Gelehrte gerechnet worden, so zeigte sich doch bald, daß diese theils nicht die richtige Methode zu treffen wußten, theils ihre Zusagen nicht einhielten; nur Lappenberg (s. A. D. B. XVII, 707) hat in fortgesetzter freundschaftlicher Verbindung mit P. eine größere Anzahl norddeutscher Geschichtsquellen selbständig bearbeitet. Uebrigens aber erwies es sich als nothwendig, jüngere Hilfsarbeiter anzunehmen, welche Reisen für das Unternehmen ausführten und in einheitlicher Weise die Ausgaben bearbeiteten. Bethmann und Waitz eröffneten in ausgezeichneter Weise die Reihe derselben, denen Wilmans, Koepke, Wattenbach, Jaffé u. a. sich anschlossen. In enger Freundschaft war P. verbunden mit J. F. Boehmer (s. A. D. B. III, 76), welcher mit ihm nach Stein's Tode die Direction leitete, so grundverschieden auch ihre natürlichen Anlagen und ihre Geistesrichtung waren; Boehmer hatte die Abtheilung der Kaiserurkunden übernommen und hat hier durch seine Regesten epochemachend gewirkt, während zu Ausgaben, wie sie für die Monumente verlangt wurden, ihm die philologische Schulung fehlte.

Nach der Rückkehr von seiner ersten Reise (1823) war P. als Archivsecretär in Hannover angestellt, nach dem Erscheinen des ersten Bandes wurde er Bibliothekar und Archivrath, dann auch Mitglied des Oberschulcollegiums und Historiograph des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg. In dieser Eigenschaft vorzüglich wandte er sich den hinterlassenen Schriften von Leibniz zu und erwarb sich ein großes Verdienst, indem er dessen Annales Imperii Occidentis nach langer Verborgenheit endlich zum Druck brachte, ein sehr bedeutendes und auch nach mehr als hundert Jahren nicht unbrauchbar gewordenes Werk. Im J. 1832 war P. auch Mitglied der zweiten Kammer der hannoverschen Ständeversammlung und begründete die Hannoversche Zeitung, in welcher er mit seinen Freunden die Ideen Steins zur Geltung zu bringen suchte und für gemäßigten Fortschritt auf conservativer Grundlage mit Freimuth eintrat; in Dahlmann's Leben von Springer ist manches darüber zu finden. Mit dem Umschwung der Dinge durch Ernst Augusts Regierungsantritt 1837 wurde nicht nur solcher Wirksamkeit der Boden entzogen, sondern P. auch der Aufenthalt in der Heimath verleidet, so daß er gern einer Berufung nach Berlin als Oberbibliothekar mit dem Titel eines Geh. Oberregierungsrathes folgte (1842). Hier trat er in lebhaften freundschaftlichen Verkehr mit Savigny, Ranke, Homeyer, den Gebrüdern Grimm, und den übrigen Vertretern der damals lebhaft angeregten wissenschaftlichen Thätigkeit, welcher auch politisch liberale Bestrebungen nicht fehlten. Namentlich betheiligte sich P. an den Bemühungen zur Besserung der Preßverhältnisse, und zur Gründung einer auf conservativer Grundlage doch reformatorischen Zeitschrift, welche an der Bedenklichkeit der Regierung und anderen Hindernissen scheiterte. P. war streng conservativ gesinnt, aber im Sinne des Freiherrn vom Stein, welcher ihm immer das herzlichste Wohlwollen bewiesen hatte, und den er im höchsten Grade verehrte. Er betrachtete es deshalb auch als seine heilige Pflicht, das Leben desselben zu beschreiben, und führte diese Aufgabe mit derselben Gewissenhaftigkeit durch, welche alle seine Arbeiten auszeichnete. Lange freilich blieb ihm die Benutzung der wichtigsten Actenstücke

ersagt, und erst der übrigens von ihm entschieden verworfenen Revolution von 1848 verdankte er deren ungehinderte Benutzung. Noch in demselben Jahre veröffentlichte er Stein's Denkschriften über deutsche, insbesondere preußische Verfassung, und von 1849—1855 erschien in 6 Bänden die große Lebensbeschreibung des Freiherrn. Die Wirkung derselben war sehr groß, weil damals noch wenig authentische Nachrichten über diesen hochwichtigen Zeitraum ans Licht gedrungen waren, und P. mit rühmenswerthem Freimuthe alles mittheilte, ohne zu fragen, ob er hier oder dort Anstoß erregte. Dazu kam die gewaltige Persönlichkeit des Mannes, sein markiger Stil. Die Verarbeitung des Stoffes freilich war nicht sehr zu rühmen, beschränkte sich aber auch meistens darauf, die Briefe und Actenstücke aneinander zu reihen, und man hatte allen Grund, dankbar dafür zu sein, daß diese so unverkürzt gegeben wurden. Weit weniger befriedigte die schon in höherem Alter unternommene Biographie von Gneisenau, von welcher 3 Bände in den Jahren 1864—1867 erschienen sind.

In jener Zeit der 50er Jahre stand P. auf der Höhe seines Ruhmes und Ansehens im Inland wie im Ausland; von unermüdlicher Arbeitskraft, durch bedeutende neue Entdeckungen in fast jedem neuen Bande der Monumenta den Schatz der Geschichtsquellen vermehrend. Durch die Einzelausgaben der wichtigen Quellenschriften in Octav sicherte er diesen eine ausgebreitetere Wirkung, und in noch höherem Grade erreichte er diesen Zweck, auch hierin einen Gedanken des Stifters ausführend, durch die von ihm bewirkte und geleitete Sammlung der Uebersetzungen; denn von den auf dem Titel genannten Männern ist er allein für diese Sache wirklich thätig gewesen. Als Mitglied der Akademie der Wissenschaften hat er eine Reihe von Untersuchungen, anknüpfend an neu aufgefundene Documente alter und neuer Zeit, vorgetragen und veröffentlicht. Auch in die von König Max von Baiern gestiftete historische Commission wurde er 1858 berufen und besuchte deren Versammlungen regelmäßig bis 1870.

Stein's Leben enthält auch die ausgiebigsten Nachrichten über die Entstehungsgeschichte der „Monumenta Germaniae“; diese betrachtete P. recht eigentlich als ein Vermächtniß von Stein; es ist unglaublich, was er dafür mit sehr geringen Mitteln und mit höchst bescheidenem Ertrag für sich selbst geleistet hat; zu Zeiten haben sogar er und Boehmer noch Zuschüsse zu den Kosten gegeben. Aber er glaubte sich auch sonst an die Grundsätze des Stifters gebunden, nicht nur inbetreff des vielfach getadelten Folioformates, sondern auch darin, daß von dem gesammelten Material vor der Publication nichts mitgetheilt werden durfte. So kam es, daß die wichtigsten gelehrten Schätze ganzen Generationen vorenthalten blieben, und daß unter den Fachgenossen, welche das Unternehmen freudig begrüßt und nach Möglichkeit gefördert hatten, eine zunehmende Abneigung entstand. Ebensowenig konnte er sich entschließen, selbst dem ihm sonst am nächsten stehenden Waitz eine Einwirkung auf die Leitung der Sache einzuräumen. Mit dem Alter wuchs die ihm von Natur schon eigene Starrheit, und von dem Wunsche erfüllt, seinem Sohne Karl die Nachfolge zu sichern, suchte er die diesem weit überlegenen Mitarbeiter in untergeordneter Stellung zu halten. Namentlich sein Verhältniß zu Jaffé steigerte sich bis zum erbittertsten Hasse, und schadete ihm in hohem Grade in der Meinung der Zeitgenossen. Auch in der Leitung der königl. Bibliothek, um welche er sich viele und große Verdienste erworben hat, trat doch immer mehr ein autokratisches Wesen hervor, welches ihm die Herzen seiner Beamten entfremdete; nachdem sich dann auch die Schwächen des Alters in seiner Amtsführung fühlbar machten, wurde er 1873 pensionirt.

Die Direction der Monumenta hielt er nach dem Tode Boehmer's (1863), welcher aber auch keinen Einfluß darauf geübt hatte, allein in der Hand, und

nur nominell bildete er sich zuletzt ein Directorium ohne wirkliche Thätigkeit oder Befugnisse. Schon lange war, anfangs noch am Bundestage, auf eine Aenderung dieses Verhältnisses hingearbeitet worden; nach der Bildung des neuen Reiches, welches zur besseren Fortführung des Unternehmens bedeutend größere Mittel zu gewähren bereit war, wurde an diese Gewährung die Bedingung einer neuen Organisation geknüpft, welche nach langen Verhandlungen unter Vermittelung der Akademie der Wissenschaften im J. 1875 zum Abschluß kam. Waitz, der anfangs der hervorragendste Mitarbeiter gewesen, und immer in freundschaftlichen Beziehungen geblieben war, auch fortwährend noch bedeutende Arbeiten für das große Werk ausgeführt hatte, übernahm den Vorsitz der neuerrichteten Centraldirection, welcher auch P. angehörte, ohne jedoch sich noch wirklich betheiligen zu können. Im J. 1876 wollte er nach einem Aufenthalt in Tegernsee noch einmal wieder an den Sitzungen der historischen Commission in München theilnehmen, aber kaum dort angelangt, wurde er von einem Schlagfluß betroffen, welcher am 7. October seinem Leben ein Ende machte.

P. war in erster Ehe 1827 mit Julia Garnett vermählt, welche er in Paris kennen gelernt hatte; von ihren drei Söhnen ist Georg, welcher zwei Gedichtsammlungen herausgegeben hat, 1870 vor dem Vater gestorben. Der älteste Sohn Karl, Mitarbeiter an den „Monumenta Germaniae“, Bibliotheksecretär und Professor in Greifswald, zuletzt in Geisteskrankheit verfallen, hat eine Abhandlung über die Kosmographie des Aethicus geschrieben und die von seinem Vater entdeckten Fragmente des Granius Licinianus entziffert und herausgegeben; seine Ausgabe der merowingischen Königsurkunden veranlaßte nicht unbegründeten Tadel. Auch der jüngste Sohn, Hermann, welcher als Ingenieurmajor den preußischen Kriegsdienst verlassen hatte, ist schon am 11. September 1881 gestorben. Nach dem Tode seiner ersten Frau vermählte P. sich 1853 mit Leonore Horner, welche mit ihren Töchtern ihn überlebte.

G. H. Pertz's Leben und litt. Wirksamkeit, von Karl Pertz. Wissensch. Beilage der Leipz. Zeitung 1882, Nr. 65—67. — Briefe der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm an ihn, das. Nr. 91—93. — Nekrolog von W. v. Giesebrecht, Sitzungsberichte der Münch. Akad. 1877, S. 65—74. — W. Arndt, Im neuen Reich 1876, II, S. 651—657. — Waitz, Neues Archiv, II, S. 451—473, vorzüglich über seine Verdienste um die Monumenta Germaniae.

Wattenbach.

Pesarovius: Paul Pomian P., aus adligem Geschlecht, lutherischer Theologe, geb. den 18. Februar 1650 zu Nikolaiken in Ostpreußen, als Sohn des Seniors der preußischen Geistlichkeit, Albert Pomian P., der bei seinem Tode, im 103. Jahre seines Lebens, im 72. seines Predigtamtes, 10 Kinder und 96 Enkel hinterließ. Nach theologischem Studium in Königsberg 1676 Magister, 1678 Subinspector am theologischen Convict, wurde er 1682 infolge heftigen Streitens gegen die Synkretisten seines Amtes enthoben. Einige Jahre hielt er sich theils auf deutschen Universitäten, theils in Holland und England auf, bis er sich in Rostock niederließ. Auch hier erregte er Streitigkeiten, so daß gegen seine Ernennung zum Professor der Theologie Widerspruch erhoben wurde, infolge dessen er im Jahre 1686, klagend über die Bedrückung der reinen Lehre, Rostock verließ. Nach kurzem Aufenthalt in Greifswald, Wittenberg und Leipzig, hielt er sich wieder mehrere Jahre in Holland und Schweden auf. Zurückgekehrt, söhnte er sich mit den Rostocker Professoren aus, nachdem er de paradiso infernali der Calixtiner disputirt, und wurde 1696 zum Doctor der Theologie promovirt. In demselben Jahre wurde er erster Pfarrer am Dom in Königsberg, Mitglied des Consistoriums und außerordentlicher Professor. Am 18. Januar 1701 assistirte er den beiden Bischöfen in der Schloßkirche bei der

nung des ersten Königs von Preußen. Heftige Ausfälle auf der Kanzel
nlaßten nach vergeblichen Vermahnungen seine zeitweilige Amtsenthebung.
nlich verließ er im August 1707 seine Gemeinde; obgleich der König ihn
Rückkehr aufforderte, entsagte er von Hamburg aus im Februar 1708 seinem
t. Er ging nach Schweden, wo er zehn Jahre als Prof. theol. honor. an
Universität von Upsala besonders schriftstellerisch wirkte. Im Jahre 1718
te er nach Deutschland zurück, um für seine erschütterte Gesundheit in Bädern
lung zu suchen. Am 3. December 1723 ist er in Dresden gestorben.

24 Druckschriften, meist dogmatischen und polemischen Inhalts. Vgl.
öcher III, 1413. — Gelehrtes Preußen II, 6. St. S. 410 und III, 4. St.
S. 202. — Ranfft's Leben sächsischer Gottesgelehrten. — Sammlung von Alten
nd Neuen Sachen 1724, S. 977. — Gebser, Geschichte der Domkirche S. 352.

Carl Alfr. v. Hase.

Pesch: Georg P. (Peschin), ein deutscher Componist aus der Mitte des
Jahrhunderts, von dem Forster in den 4. Theil seiner Liedersammlung von
6 das Lied „Glück, hoffnung gib, stund weil“ und in den 5. Theil (1556)
Lied „Mein Hertz fert hin in großem leid“ aufgenommen hat. Im ersteren
er G. Pesch, im letzteren Georg Peschin gezeichnet. Beweise für die Identität
beiden Namen habe ich nicht, doch liegt die Vermuthung sehr nahe, daß es
und derselbe Componist ist, mit dessen Namensschreibung man es nicht allzu
au genommen hat (s. weiter unten). Beide Tonsätze sind einfach contra-
ctisch gesangreich geschrieben, weich in der Stimmung und von wunderbarem
hlklange, eine Eigenschaft, die in der Forster'schen Sammlung nicht allzu oft
ztreffen ist, denn die Rauheiten und Härten sind in der Zeit, aus der Forster
e Sammlungen zusammenstellte, noch vorherrschend. Die Aehnlichkeit der
en Lieder in ihrer weichen melodischen Stimmung ist einer der ersten Gründe,
Pesch und Peschin für ein und denselben Componisten zu halten. Doch
it sind die Acten über denselben noch lange nicht geschlossen, denn es reihen
diesen beiden Namen noch drei andere an, die ich nicht anstehe, demselben
ponisten zuzuschreiben. Forster hat nämlich im 1. Theile seiner Liedersamm-
g von 1539 zwei Lieder unter Nr. 22 und 113 aufgenommen, von denen
das Lied „Fraw ich bin euch von herzen holt“ einem Gregor Pesthin oder
hin und „Mag ich zuflucht in ehr und zucht“ einem Gregor Pitschner oder
hin zuschreibt; ferner veröffentlicht der Augsburger Drucker Krießstein 1540
Lied „Mich freszt unglück so vast“, welches er mit Gregor Pöschin zeichnet,
n befindet sich in der Staatsbibliothek in München, im Codex 61, eine Messe
Gregorio Peschin; ganz besonders hat aber der Lautenist Ochsenkhun in
delberg ihn verewigt und in sein 1558 erschienenes Lautenbuch 13 für Laute
angierte Motetten und Lieder aufgenommen, die sich unter Fol. 38, 59,
–65, 74, 79 und 80 befinden. Er nennt ihn einmal Gregor Peschin, dann
der Gregor Petschin. Da selbst Ochsenkhun, der ihn muthmaßlich gekannt
, da er eine große Vorliebe für ihn zeigt, in der Schreibweise des Namens
hselt, so ist es heute nicht mehr möglich, wenigstens vorläufig, den eigent-
en Namen festzustellen, doch möchte ich noch hinzufügen, daß nicht Georg,
dern Gregor wohl sein richtiger Vorname ist, da der letztere vorwiegend
raucht wird. Von den beiden obigen Liedern aus Forster, schließt sich das
ere im Charakter denen von Georg Pesch an, während das erstere im
achen Choralstile gehalten ist, mit den Pauseneinschnitten nach jedem Verse.
übrigen oben angeführten Compositionen harren noch einer Prüfung. Nur
r das Lied im Krießstein sagt Ambros: „Ausgezeichnet schön, zu schön für
die Verderbtheit der Welt bejammernden Text.“

Rob. Eitner.

Peſcheck: Chriſtian Adolf P., verdienter Provinzialhiſtoriker, ſ
von einer böhmiſchen Exulantenfamilie aus der Gegend von Königgrä
mit dem großen Rechenmeiſter Chriſtian Peſcheck, ſeinem Urgroßva
der ſüdlichen Oberlauſitz heimiſch geworden war, und wurde am 1. J
1787 zu Jonsdorf als Sohn des damaligen Pfarrers Chriſtian Fried
geboren. Mit den Eltern 1795 nach Großſchönau, 1796 nach Zitta
geſiedelt, wo nachmals — 1816 — der Vater bis zum Pastor Primari
ſtieg, erhielt er zunächſt häuslichen Unterricht und beſuchte dann 1799-
das Gymnaſium unter Rudolphs Rectorat. Wie ſehr der Vater in dem
ſchon damals den hiſtoriſchen und litterariſchen Sinn geweckt hatte, be
letztere bereits als Schüler durch eine kleine Arbeit. Oſtern 1805 bezog
Univerſität Wittenberg, um ſich nach den Traditionen ſeiner Familie -
die Mutter war eine Pfarrerstochter — dem Studium der Theologie zu
Beſonders anregend wirkten hier auf ihn Pölitz und Heubner. Obwol
dem damals auch in Wittenberg vorwiegenden Rationalismus nicht anſch
blieb er doch Zeit ſeines Lebens jeder intoleranten Auffaſſung abhold,
ſeine milde, verſöhnliche Natur verlangte. Der Ausbruch des Krieges von
der bald auch Wittenberg berührte, nöthigte ihn zur zeitweiligen Rückke
der Heimath. Nachdem er dann 1808 zum Magister lib. art. promovi
den war und April 1809 in Dresden das Examen für das geiſtliche A
ſtanden hatte, ging er nach Zittau zurück und fand hier Juli 1811 ei
ſtellung als Hilfslehrer, März 1813 als Oberlehrer an der neuorga
Stadtſchule, übernahm aber ſchon im December 1816 das Pfarramt in
dorf und Oybin, dicht an der böhmiſchen Grenze. Nach zehnjähriger,
oft recht beſchwerlicher Thätigkeit in der ſchönen Gebirgseinſamkeit trat e
ſeinem greiſen Vater als Subſtitut an die Seite und übernahm nach
baldigem Tode (im November deſſ. Jahres) 1827 die Stelle des Katechet
des Zuchthauspredigers. Von dieſer ſtieg er 1831 zum zweiten, 184
erſten Diakonus, 1854 zum Archidiakonus auf, wobei er zugleich einige
hindurch als Religionslehrer am Schullehrerſeminar wirkte. Sein Amt
P. nicht derartig in Anſpruch, daß er nicht reichliche Zeit zu wiſſenſcha
und litterariſcher Thätigkeit gefunden hätte, auf die ihn eine alte u
gewurzelte Neigung hinwies, und ſein glückliches Familienleben, das e
durch die Vermählung mit Henriette Auguſte Göſſel, der Tochter des P
in Eybau begründete, erhielt ihm die Heiterkeit und Friſche des Geiſt
Vorausſetzung ſolcher Arbeit. Er war ein Mann von umfaſſendſtem In
in den antiken Litteraturen ebenſo beleſen wie in der modernen, au
Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen und etwas auch des Czechiſchen
— ſein Tagebuch führte er ſeit der Studentenzeit in engliſcher Sprac
überaus fleißig, ein bieneneifriger Sammler und dabei von ebenſo großer
tigkeit in der ſchriftſtelleriſchen Production, wie erfüllt von dem Bedürfn
einer ſolchen. Er hat mit nicht weniger als 53 Zeitſchriften in Verbi
geſtanden und wurde deshalb allmählich in 15 gelehrten oder gemeinn
Geſellſchaften ein geſchätztes Mitglied, unterhielt auch bis an ſein End
ausgebreitete Correſpondenz, insbeſondere mit böhmiſchen und ſächſiſche
lehrten. Am nächſten ſtand ihm natürlich die Oberlauſitziſche Geſellſchaft der W
ſchaften in Görlitz, der er ſeit 1824 als wirkliches Mitglied angehörte und
Organ, das „Neue Lauſitziſche Magazin“, er 1832—1834 ſelbſt redigirte.
gänglich und gefällig wie er war, obwohl er eines gewiſſen harmloſen S
gefühls keineswegs entbehrte, unterſtützte er gern auch die Arbeiten an
Seine eigenen bewegten ſich in zahlloſen Aufſätzen und ſelbſtändigen Sc
des verſchiedenſten Umfanges auf einem ſehr ausgedehnten Gebiete, auch a

chen und pädagogischen — wir erwähnen von solchen nur: „Jesus und
en. Ein Andachtsbuch“ Zittau 1819, das auch ins Holländische über-
de, „Menschenwerth, in Thatsachen und Vorbildern dargestellt. Ein
, Zittau 1820 und „Konfessionsbüchlein“, Zittau 1830 — aber am
concentrirte er seine wirklich wissenschaftliche Thätigkeit, zu deren Förde-
trotz schmalen Einkommens selbst nicht unbedeutende pecuniäre Opfer
doch auf die Geschichte seiner heimathlichen Landschaft und Stadt und
, was bei den historischen Beziehungen sich von selbst ergab, die des
rten Böhmen, wenigstens in einzelnen Richtungen, mit in den Kreis
tudien, wie er denn auch gern und häufig dort weilte, wo noch kein
itätenstreit den friedlichen Verkehr deutscher und czechischer Gelehrter
d zahlreiche Verbindungen mit solchen anknüpfte, zu denen er schon in
f den Grund gelegt hatte. Dankbar hat er namentlich stets die För-
nerkannt, welche zahlreiche Mitglieder der böhmischen Aristokratie ihm
n. In der Geschichte Zittaus und der Oberlausitz hat er sich eine so
he Kenntniß erworben, wie sie wahrscheinlich weder vor ihm noch nach
ndwer besessen hat. Er verfährt nicht immer kritisch, in der Anordnung
fes oft mehr schematisch als historisch und liebt es zuweilen, in behag-
eite sich zu ergehen, verfällt wohl auch in einen erbaulichen Ton, wo
gerade hingehört, aber immer ist die Fülle des wohlgeordneten Mate-
aunlich, oft fast erdrückend, und die bedeutendsten seiner Werke auf
ebiete haben trotz mancher Mängel die Forschung nicht nur außer-
gefördert und weiteren Untersuchungen eine sichere Grundlage ge-
sondern zuweilen sie so gut wie abgeschlossen. Seinem Geburtsort und
e seiner ersten geistlichen Wirksamkeit widmete er mehrere kleinere Ar-
Geschichte von Jonsdorf bei Zittau“, Z. 1835, „Geschichte der Kirche
dorf“, Z. 1839); besonders aber regte ihn die herrliche Ruine der
rkirche auf dem Oybin, die zu seinem Lückendorfer Pfarrsprengel ge-
e, zu immer erneuter Forschung und Darstellung an, die er dann in
chichte der Cölestiner des Oybins“ 1840 zum Abschluß brachte. Der
ichte Zittaus, der freilich durch den Brand von 1757 die urkundliche
ge zum guten Theil entzogen worden ist, wandte er sich schon 1823
Schrift „Petrus von Zittau“ zu; 1834 und 1837 erschien dann in
rken Bänden sein „Handbuch der Geschichte von Zittau“, eines seiner
rke, das Dank der Fülle des Stoffs immer eine ehrenvolle Stelle unter
chen Stadtgeschichten einnehmen wird und das ihm verdientermaßen
nbürgerbrief der Gemeinde eintrug (1839). So rechte Ehrentage für
en deshalb auch die beiden Erinnerungsfeste, die er noch in höherem
leben durfte, das 600jährige Jubiläum der Gründung Zittaus durch
ttokar II. von Böhmen im August 1855, das die Stadt u. a. durch
ßen historischen Festzug und einen Festactus beging, und die hundert-
edenkfeier der Zerstörung der Stadt durch die österreichische Beschießung
Juli 1757. Beim ersteren hielt P. in Gegenwart des damaligen
gen Albert die Festrede, die dann auch im Druck erschien („König
II. und die Begründung der Stadt Zittau“, 1855), bei der zweiten die
gt („Predigt am hundertsten Brandgedächtnißtage“, 1857), allerdings
e historische Darstellung als eine Festpredigt. Der allgemeinen Geschichte
rlausitz gehören dann Arbeiten an wie die Preisschrift „Geschichte der
n der Lausitz“, Görlitz 1836 und mehrere bei seinem Tode nur hand-
h im Archiv der Oberlausitzer Gesellschaft zu Görlitz vorhandene, so die
ur des oberlausitz. Adels“ 1835, „Repertorium der historischen Literatur,
erlausitz im Allgemeinen betr.“ 1837, „Literatur der oberlausitzischen

theologische Facultät der Universität Leipzig an Luther's dreihu
Todestage 1846. — P. blieb dank seiner überaus einfachen und fire
Lebensweise bis in sein spätes Alter körperlich und geistig rüstig, thei
die verschiedensten Interessen und unermüdlich thätig bis an sein End
dann rasch über ihn. Er hatte noch die Predigt für das Reformatio
Sachsen am 31. October kirchlich begangen wird, niedergeschrieben
24. October einen Vortrag im „Verein für wissenschaftliche Unter
dessen eifrigsten Mitgliedern er gehörte, gehalten, aber am nächste
erkrankte er an einer heftigen Brustfellentzündung, die seinem Leben
des 3. Novbr. 1859 ein Ziel setzte. 1861 haben seine Landsleute
Forscher in der Geschichte des Vaterlandes, der Heimath und des
dem Berge selbst unweit des Eingangs zur Cölestinerkirche ein De
zu dem Donndorf die Büste (in Bronce) lieferte.

Vgl. Hirche, Rede zum Andenken des Dr. theol. et ph
Adolph Peschek, gehalten am 11. April 1860 in der 115. H
lung der Oberlaus. Ges. der Wiss. Angefügt ist ein Verzeichni
rarischen Arbeiten Peschek's, z. Th. nach seiner eigenen Ni
H. Kaemmel, De vita studiisque Christiani Adolphi Pescheci
gymnasio Zittaviensi habita 22. Decbr. 1859, beides im „
Magazin" Bd. 37, 1860. — Album des Gymnasiums zu Zit
von O. Friedrich (1886) S. 110. 30. Einzelnes nach Familien
und eignen Erinnerungen. O. K

Peschek: Christian August P. wurde am 29. Decemb
Eibau bei Zittau geboren, wo sein Vater damals Pfarrer war.
bald einem Rufe nach Zittau, und hier erhielt der Sohn theils d
seinem älteren Bruder und von Candidaten ertheilten Privatunte
auf dem städtischen Gymnasium seine Bildung. Seine poetische B
schon hier vielfach zu Tage, und der Text zu der Cantate, die
Teschener Friedens in Zittau aufgeführt ward, war von P. gedicht
mete sich in Leipzig und nachmals in Berlin dem Studium der Me

n Weisliß und zog 1828 nach Dresden, wo er den Studien und littera-
n Beschäftigungen lebte und am 29. September 1833 starb. — P. war
elseitiger Schriftsteller. Von seinen medicinischen Werken ist sein „Wörter-
der Hausarzneikunde“ (II, 1800—1802) das bedeutendste. Seine Romane
unbekannte Nonne“, 1781 — „Das Jägermädchen, für Empfindsame und
ler“, 1782 — „Fritz von Pappelwald“, 1783 — „Theodor, oder die
des Schicksals“, 1784 — „Philipp und Jacobine“, 1782) sind als un-
Jugendproducte längst der Vergessenheit anheimgefallen; dagegen erregten
„Dichterischen Kriegsgemälde“ (1782) eine um so längere Aufmerksamkeit,
die poetische Litteratur an Dichtungen dieser Gattung eben nicht reich war.
Kriegsscenen des baierischen Erbfolgekrieges hatten ihm den Stoff dazu ge-
Dieser Dichtungen wegen ward er auch in Berlin dem Könige Friedrich
Großen vorgestellt. Seine Monographie „Der Oybin bei Zittau; Raub-
, Kloster und Naturwunder“ (1793) hat viel zur Berühmtheit dieses
beigetragen, und seine „Lausitzische Monatsschrift, oder Beiträge zur natür-
öconomischen und politischen Geschichte der Lausitz“ (3 Jahrgge. 1791 ff.)
ch heute noch für den Forscher von Werth.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1833, S. 623 ff.

F. Brümmer.

Peschel: Karl Gottlieb P., Historienmaler, geb. zu Dresden am 31. März
als Sohn des kurfürstlich sächsischen Finanzcalculators Georg Gottlieb P.,
nda am 3. Juli 1879, hat sich auf dem Gebiete der religiösen Kunst aus-
net und gehört in die Zahl jener deutschen Künstler, welche sich in den
Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in Rom zusammenfanden, um sich
urch die Anschauung südlicher Natur und das Studium der alten ita-
hen Meister dazu auszurüsten, die vaterländische Kunst neu zu beleben
us ihrem Zustande der Verflachung emporzuheben. Er verwendete sein
es, aus den Kriegszeiten übrig gebliebenes väterliches Erbtheil, nachdem
Dresdener Akademie besucht, auch bereits bei Ausführung der Vogel'schen
gemälde im Schlosse zu Pillnitz als Gehülfe mitgewirkt hatte, zur Reise
Italien und verbrachte von 1825—26 ein glückliches Jahr in Rom. Sein
ter auf der Reise dahin war Adolf Zimmermann, in Rom selbst empfingen
lte und neue Freunde. Anton Dräger führte ihn in die römische Kunstwelt
mit Ludwig Richter knüpfte sich ein Verhältniß der Freundschaft an, das
n überaus inniges während der ganzen Lebenszeit der beiden Männer
uerte. Nach seiner Rückkunft in die Heimath sah sich P. anfänglich ge-
t, seinen Unterhalt durch Bemalen von Schnupftabaksdosen zu verdienen.
schon das erste Bild, welches auszuführen ihm die Noth des Lebens ge-
e, eine Rebekka am Brunnen, erntete Anerkennung, wurde vom sächsischen
verein angekauft und ermöglichte ihm, eine seiner unwürdige Thätigkeit
geben und ganz zur Kunst zurückzukehren. Er wurde nun bei Ausmalung
ärtel'schen römischen Hauses in Leipzig neben Genelli beschäftigt, der be-
Kunstfreund Johann Gottlob von Quandt ließ auf Schönhöhe bei Dit-
ch unweit Stolpen einen Saal im Unterstock eines 1833 daselbst errich-
Thurmbaues von ihm mit Frescogemälden nach Goethe'schen Gedichten
mücken, und als er an der Dresdener Akademie Nachfolger des im J.
verstorbenen Christian Ernst Stölzel als dritter Zeichenmeister wurde, er-
sich ihm an dieser Anstalt eine ehrenvolle Laufbahn. Eine Reihe größerer
rischer Arbeiten entstand während der langen Dauer seines Lebens, bis in
hohes Alter steigerte sich nur, besonders in seinen Zeichnungen, die Schön-
einer Darstellungsweise. Unter anderem malte er für die Kirche in Auer-
im Vogtland ein Altargemälde, die Mutter Gottes mit der Leiche des

Heilandes; zwei Bilder von ihm aus den Jahren 1845 und 1851, Dem
archen Jacob erscheinen auf seinem Zuge nach dem gelobten Lande die
Gottes und Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid
will euch erquicken, kamen in die Dresdener Galerie. Durch Vervielfält
wurden von ihm außer anderen Werken, welche theils von ihm selbst
J. Williard lithographirt, theils von Hanfstängl photographirt wurden,
Folge von Darstellungen zu Tobias (1830) und die von Anton Krüg
Kupfer gestochenen Fresken von Schönhöhe bekannt. Ein als Kunstwerk
gezeichnetes, von Friedrich Leon Pohle gemaltes Bildniß von ihm erhielt
falls die Dresdener Galerie.

H. v. Friesen, Flüchtige Bemerkungen über einige Freskogemälde der Schönhöhe bei Dittersbach, im Kunst-Blatt 1838 Nr. 64 u. 65 S. und 259 f. — Joh. Karl Seidemann, Ueberlieferungen zur Geschichte Eschdorf, Dittersbach und Umgegend, Dresden 1860, Burdach, S. 166 Wilh. Kaulen, Freud' und Leid im Leben deutscher Künstler, Frankf. a. M. S. 163—167. — Allgemeines Künstlerlexicon, umgearbeitet von A. Se Bd. 3, Stuttgart 1879, S. 53. — Franz v. Reber, Geschichte der ne deutschen Kunst, 2. Aufl., Bd. 2, Leipzig 1884, S. 216 f.

F. Schnorr v. Carolsf

Peschel: Oskar Ferdinand P., hervorragender Geograph und Pub
geb. am 17. März 1826 zu Dresden, † am 31. August 1875 zu Le
Peschel's Vater war Officier und Lehrer an der Cadettenschule zu Dresden
Mann von hoher Bildung, seine Mutter, eine geb. Steinacker, stammt
Leipzig. P. genoß nur bis zu seinem 14. Jahre den Unterricht des Gy
siums und trat dann als Lehrling in ein Kaufmannshaus ein, welches er
drei Jahren verließ. Zweijährige Privatstudien befähigten ihn, 1845 das
solutorium der Kreuzschule zu Dresden zu erlangen. In Heidelberg und L
widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit und bestand schon am 19. August
bei der Leipziger Juristenfacultät das Examen pro praxi juridica et nota
Bezeichnend ist es, daß er nur wenige Wochen später, am 8. September
selben Jahres mit einer Dissertation „Ueber den Begriff des Tragischen
modernen Drama. Eine Kritik der Aristotelischen Poetik" bei der Unive
Jena in absentia promovirte. In der That liegt mehr in dem damit gewon
philosophischen Doctor als in der durch die juristische Prüfung erlangten
fähigung zum Richter oder Anwalt der Abschluß der Universitätsstudien d
vielseitiger litterarischer Bethätigung schon in den ersten Semestern sic
gehenden Jünglings. P. war nicht nur als „Raketen und Sternschn
sprühender" Dichter von Polterabendscherzen im Kreise seiner Freunde bek
sondern hatte schon 1846 in Kuranda's Grenzboten Novellen veröffentlicht
sich außerdem im Lustspiel versucht. Auch scheint nicht erst das Sturmjahr
ihm die Feder des politischen Schriftstellers in die Hand gedrückt zu h
denn er tritt uns in einer Correspondenz der Allgemeinen Zeitung aus B
vom 9. November 1848 als ein ausgesprochenes publicistisches Talent
gegen. Dieselbe bespricht das historische Ereigniß dieses Tages, die Verta
der preußischen Nationalversammlung und ihre Verlegung nach Brandenbu
dem Stile eines sehr wohl informirten und über den Parteien stehenden Be
erstatters, welchem tiefere Farben, als die journalistische Palette zu t
pflegt, für das Große dieses folgenreichen Wendepunktes in Preußens Gesc
zur Verfügung standen. P. war am 22. October nach Berlin gekommen,
hier durch einen glücklichen Zufall, der ihm einen Abgeordneten der Nati
versammlung zum Zimmernachbar gab, rasch Verbindungen in den polit
Kreisen gefunden, und in einigen Correspondenzen so sehr zur Zufriedenhe

n Zeitung gearbeitet, daß deren Redacteur G. Kolb ihm Ende De-
: Stellung bei der Redaction anbot. P. war um die Jahreswende
Augsburg gekommen, wo er eine Zeitlang den „deutschen Artikel"
- von Berlin aus hatte P. auch gelegentlich über sächsische Verhält-
ieben — um dann ein Jahr lang von Wien aus zu correspondiren.
1850 nach Augsburg in die Redactionsstube zurück und verweilte in
is zum August 1854. Das Cholerajahr hatte in den Stab der All-
Zeitung Lücken gerissen. P. harrte aus und leitete eine geraume Zeit
on des großen wichtigen Blattes. Freiherr von Cotta vergaß ihm
fer, welche er in dieser schweren Zeit gebracht und als die Redaction
: Allgemeinen Zeitung eng verschwisterten „Ausland" im August 1854
Tod des verdienten Dr. Eduard Widenmann erledigt wurde, übernahm
: Männern berühmteren Namens umworbene Stellung des Leiters
er Zeit einzigen deutschen Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.
er 48 des 1854er Jahrganges ist die erste, welche er mit seinem Namen
In diese Zeit der rein publicistischen Thätigkeit fällt Peschel's Ver-
it Caroline Freiin v. Könitz im Herbst 1852 und damit die Gründung
standes, dessen Segen in dem damals noch kleinen, an äußeren An-
rmen Augsburg doppelt wohlthätig empfunden ward. Eng befreundet
istvollen und vielseitigen Leitern der Allgemeinen Zeitung, in regem
t den Mitarbeitern des Ausland, von welchen die meisten im Laufe
(denn Augsburg war damals noch ein Mittelpunkt des norddeutsch-
ichisch-süddeutschen Verkehres) die Gastfreundschaft des vielgepriesenen
n Hauses genossen haben, die eifrigen Studien durch jährlich wieder-
eisen in die Alpen, an den Rhein, nach Frankreich, England, Italien
die behagliche Arbeit im Hausgarten unterbrechend, führte P. in
ein schönes Leben, dessen idyllischen Frieden in den ersten zehn Jahren
orge um die niemals sehr kräftige Gesundheit des arbeitsamen und bis
ng lebhaften Mannes einige Male umwölken wollte. Vergessen wir
uholen, daß P. ein tieferes Interesse für Volkswirthschaft hegte, das
fmännischen und industriellen Entwicklung Augsburgs manches An-
nd. P. war ursprünglich Schutzzöllner, ließ sich 1852 in England
iges zum Freihandel bekehren und gehörte zu den Vertheidigern des
in der schwierigen Zeit des drohenden Zerfalles. P. erlebte den
daß die zähesten Gegner des Zollvereins ihn am Ende des Kampfes um
bei der Abfassung einer Petition um Erhaltung des Zollvereins baten.
nteresse wie für die politischen Angelegenheiten bethätigte P. zeitlebens
e volkswirthschaftlichen. Als er bereits das Ausland leitete, schrieb
tmals Aufsätze über das Gold, über Fragen des Weltverkehrs, der
ung u. ähnl. Als er dann zwanzig Jahre später in Leipzig Vor-
ber Europäische Staatenkunde hielt, kamen auch diese Vorstudien
ischen und weitsinnigen Auffassung und Behandlung der politischen
zu Gute.
eitung einer Zeitschrift, welche so umfassende Gebiete wie Länder-
kunde nicht bloß wissenschaftlich gründlich, sondern auch klar und in
Form zu behandeln hat, und ebendeßhalb nicht auf sie sich be-
arf, sondern auf alle jene Nachbargebiete übergreifen muß, auf denen
setzungen der Beurtheilung länder- und völkerkundlicher Fragen liegen,
e ganze Arbeit eines Mannes. Peschel's Vorgänger in der Redaction
d waren Gelehrte von großem Rufe gewesen und besonders Dr. Widen-
en Erbschaft P. antrat, galt für einen der meistwissenden Männer

des litterarischen Deutschlands jener Tage. Peschel's geographische Bildu
als er die Redaction des Ausland übernahm, erst im Werden. Aus
geschichte hatte er die Anregung zum Studium der Geschichte der ver
Geschlechter geschöpft und schon 1852 sammelte er Material zu einer
der Entdeckung Amerikas. Die Publicistik hatte ihn zu den Proble
Wirthschaftslebens hingeleitet. Sein schöpferischer Geist ließ ihn sehr
Wichtigkeit der Stellung würdigen, welche die wirthschaftlichen Fragen
im Leben, in der Geschichte der Menschheit eingenommen haben. Hier
die Brücke, auf welcher P. den Schritt auf das eigentlich geographi
wagte. Er selbst bezeichnete die Uebernahme des Ausland als den
Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn. Nichts ist instructiver als
ausgabe des Ausland, schrieb er an seinen Nachfolger v. Hellwald.
den Fleiß und den Wissenstrieb, welche nothwendig waren, um diese
selbständig zu leiten. Seine Freunde rühmen als ein „Element i
Grundcharakter“ die Liebe und den Ernst, die er auf jedes Studium ve
„Wenn er durch irgend einen Zufall darauf kam, daß ihm die Kenntn
oder jenes Wissens fehlte, sofort stürzte er sich mit aller Macht dara
großen Ereignissen und Zeitfragen suchte er stets auf die Anfänge
kommen, daher sein in jeder Beziehung klares Urtheil“ (Familienaufzeic
Bei der Redaction des Ausland liefen zu jener Zeit alle geographi
scheinungen der deutschen Litteratur und viele der französischen, englisc
ein. Die Reisebeschreibungen, welche eine ganz andere, wichtigere S
nahmen als jetzt, da viel mehr wissenschaftliches Material in ihnen v
wurde, lieferten in langen Auszügen einen großen Theil des Stoffes
Spalten dieser Zeitschrift füllte. P. legte sich die, wenn sie gut a
werden soll, nicht leichte Arbeit der Auslese und Verdichtung großer T
mengen großentheils selbst auf und die 16 Bände des Ausland, wel
seiner Leitung erschienen, werden bis heute gerade wegen der condensirt
beschreibungen, welche sie darbieten, besonders geschätzt. Diese Arbeit f
jungen Herausgeber unmittelbar in die beste geographische Litteratur se
ein. Ihr dankte er einen großen Theil des reichen Wissens, auf welc
wissenschaftlichen Arbeiten ruhen. Glücklicherweise war indessen das Au
jener Zeit noch weit entfernt, eine geographische Zeitschrift im engeren
sein. Es schloß politische, volkswirthschaftliche, selbst schönwissenschaftl
träge und Betrachtungen nicht aus. Bei diesen mochte P. in den erste
seiner Redaction Ruhepunkte finden. In den „Politisch-geographisc
blicken“ fühlt man die Liebe durch, mit der der einstige politische Sc
zum Leitartikel zurückkehrte, der freilich unter seiner Hand zum Id
blickender publicistischer Erörterung sich erhob. Wenn wir nicht irren,
erste selbständige Beitrag, welchen P. seiner Zeitschrift zuwandte, der
auf die österreichische Politik im Jahre 1854, ein glänzender Aufsatz,
Aufmerksamkeit erregte. Aber einige Nummern später finden wir
Redaction schon bereit, zu einem Aufsatze über die alte Geschichte Me
der Feder Karl Andrees und Hermann E. Ludewigs, einige kritische
kungen zu geben, welche Zeugniß ablegen, daß dem jungen Geograpl
der schwersten Probleme der Völkerkunde nicht fremd geblieben war. Ei
zeitige Darstellung der geographischen und politischen Lage Rußlands u
lands in Asien ist von einer Auffassung der politischen Geographie ei
wie sie so tief und geistvoll keinem der damaligen deutschen Fachge
eigen war. Diese Rückblicke waren nicht die einzige Neuerung, welc
Ausland einführte. Viel einschneidender war die sehr viel ausgedehnte
arbeit des Redacteurs, deren Spuren man im Jahrgang 1855 in ein

l der verschiedenartigsten Aufsätze begegnet und welche auch in zahlreichen
kungen zu den eingesendeten Arbeiten sich kundgiebt. Bis zu seinem
Redactionsjahr schrieb P. einen großen Theil seiner Zeitschrift selbst. Und
Beiträge, große und kleine, waren für die Leser der Zeitschrift nie zu ver=
. Die Klarheit der Darstellung, die imponirende, doch oft vielleicht zu
hende Sicherheit der Behauptung, die Eleganz der Sprache stechen hell
. P. war sein fleißigster und erfolgreichster Mitarbeiter. Die Redaction
sland und diejenige der Allgemeinen Zeitung waren seit lange eng mit=
er verbunden. Während jene Aufsätze herübernahm, welche für die All=
e Zeitung zu geographisch gehalten waren, war der Redacteur des
d Rathgeber und Helfer der großen Zeitung in Angelegenheiten, die
Ressort nahe lagen. In dieser Verbindung hat P. bis zu seinem Weg=
on Augsburg politisch geschriftstellert. Aber die Aufregung dieser Thätig=
ß ihn die ruhigere beim Ausland auch gegenüber lockenden Anerbietungen
en, wie sie öfter an ihn herantraten. Am wenigsten verführte ihn das
ergangene Anerbieten, ein in Paris geplantes officiöses deutsches Blatt
en.

ie „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" (1858) ist in tieferem Sinne
e wissenschaftliche Arbeit Peschel's, denn an ihr hat er seine Kraft nicht
ewährt, sondern auch geschult. Die Vorarbeiten zu diesem Werke zeigen
eit über die Tagesschriftstellerei hinausreichende Interessen, welchen schon
1852, also lange vor der Uebernahme des Ausland, der vielseitig be=
te Redacteur seltene Mußestunden widmete. Die Bibliotheken von Augs=
nd München wurden von ihm mit einem Fleiß und einer Sorgfalt durch=
tet, welche in zahlreichen sauberen Excerptenheften unsere Bewunderung
n. Dafür, daß er dem damaligen preußischen Gesandten Minutoli am
hen Hofe in der Besorgung von Correcturen behilflich gewesen, besorgte
ihm Abschriften in spanischen Archiven. Mit dem Aufwande eines ge=
n Fleißes zusammengetragenes Material fügte sich der in einzelnen Ab=
n schon früh versuchten Ausarbeitung immer von Neuem an und schob
röffentlichung des Werkes um so mehr hinaus, als Peschel's Sorge für
che Reinheit, womöglich Schönheit ein leichtes Einschieben oder Angliedern
uließ. Der große Vorzug dieses Werkes, einheitlich angelegt und nach
sehr klaren Plane in jedem Abschnitt harmonisch durchgebildet zu sein,
ei dem nahe liegenden Vergleiche mit A. v. Humboldt's Examen critique
stoire de la géographie du Nouveau Continent rasch in die Augen. Hier
hts von den Abschweifungen in hundert Fragen, welche dieses letztere
ebenso belehrend im Einzelnen wie überschüttend, ja fast verwirrend im
n erscheinen lassen. Peschel's Geschichte wirkt als historisches Kunstwerk
wollte er es auch angesehen wissen. Als Historiker, nicht als Geograph
diesen großen Abschnitt der Weltgeschichte behandelt. So faßte er selbst
f und als die Historische Commission ihm den Auftrag ertheilte, eine Ge=
e der Erdkunde in Deutschland zu schreiben, zweifelte er, ob die Annahme
g sei, da er sich doch nur als Historiker, nicht als Geograph bewährt
Dieses Buch hat das weitere Verdienst, die Persönlichkeiten der Entdecker
or allem des Columbus selbst unbefangener zu zeichnen, als es bisher meist
hen war. Nicht überall gefiel es, daß einige Helden um einige Stufen
stiegen, aber die Wahrheit der Geschichtsauffassung hat durch Peschel's
t endgültig nur gewonnen.

P. empfand nach jedem neuen Werk, auf dessen Vollendung er zurückblickte,
Schwächung seines Körpers, eine Erlahmung seiner Spannkraft. Es war

ihm, als ob im Streben und Arbeiten sein Geist an der schwachen Hül
gerüttelt habe und als ob nach jeder großen Anstrengung beide nur
Ruhe ins Gleichgewicht wieder kommen könnten. Jedes der vier Ha
Peschel's zeichnet nicht bloß eine neue Stufe seiner wissenschaftlichen Ent
sondern scheint mit immer größerer Anstrengung dem schwachen Körp
rungen. Im Frühjahr 1859 stellte sich zum ersten Mal Blutspeien
nach einer Kur im appenzeller Bad Weisbad vollständig schwand. Ka
Augsburg zurückgekehrt, empfing P. die Kunde vom Tode seiner Mu
seines Schwiegervaters. Die Gattin schreibt: „Das gab uns beiden da
des Alterns." In dasselbe Jahr fällt die durch Leopold Ranke üb
Aufforderung, die Geschichte der Erkunde in dem Sammelwerke „Gesch
Wissenschaften in Deutschland" zu schreiben. Die Redaction des Ausla
gleichzeitig erhöhte Ansprüche. 1855 waren durch August Peterm
Geographischen Mitteilungen, 1862 durch Karl Andree der Globus g
worden. Beide machten mit Karten und Illustrationen dem Ausland
starke Concurrenz, daß P. zu Neuerungen im Aeußeren seiner Zeitsch
in der Auswahl und Behandlung des Stoffes sich gedrungen fühlte.
dessen die besten Zeiten für diese Zeitschrift schon vergangen waren, fand
das gehoffte Entgegenkommen bei der Verlagshandlung. Es kam
Kündigung und zu dem Gedanken der Begründung eines Concurrenzunte
unter Einsetzung eigener Mittel. P. reiste nach Leipzig, um seinen P
Geschäftsmännern zu besprechen. Endlich entschloß er sich, das Auslan
Weise fortzuführen, daß er aus einer vom Verlage gestellten Pauschalsu
Honorare für Aufsätze und Illustrationen bestritt. P. war aber zu gr
und zu optimistisch, um in eigenen Angelegenheiten ein guter Finanz
sein; er setzte nur zu und kehrte endlich zu der alt erprobten Form de
des in manchen Beziehungen verjüngten Blattes zurück. Aber er hat v
Zeit an das Gefühl nicht überwunden, in dieser ebenso geachteten wie g
Zeitschrift eine schwer zu bewegende, noch schwerer umzugestaltende M
sich zu haben. Als die flatterigen grünen Umschläge beseitigt, Pap
Druck verbessert, Illustrationen beschafft worden waren, machte P. die Er
daß die Erneuerung eines in alten Geleisen sich bewegenden Unterneh
schwerer und unfruchtbarer sei, als eine Neuschöpfung. Und doch, wa
er auch nach dieser Zeit aus dem Ausland! Dasselbe war 1828 gl
mit einem Parallelunternehmen gegründet worden, welches den Namen
trug. Dem Titel entsprechend, den es bis 1865 führte, widmete es den
Theil seiner Aufmerksamkeit dem „geistigen und sittlichen Leben der
Es verschmähte auch Beiträge belletristischer Natur nicht ganz und war u
lich mehr der Unterhaltung als der Belehrung gewidmet. Als P. die
übernahm, war der geographische Charakter schon ziemlich deutlich ausge
Die Zeitverhältnisse waren dazu angethan, ihn zu verstärken, denn di
schung Afrikas und der Nordpolarländer nahm mit ihrem Wechsel vo
Erfolgen und erschütternden Niederlagen die Theilnahme weiter K
Anspruch. Eine bändereiche Litteratur populärer Darstellungen folgte den
Franklin's, Livingstone's, Barth's. Eine wachsende Zahl von populär
schriften setzte sich das Ziel, geographische und naturwissenschaftliche K
zu verbreiten. Es herrschte eine gewisse Begeisterung für die realistischen
Das war die Geburtszeit des naturwissenschaftlichen Unterrichtes, aber d
neumaterialistischen Aufklärung. Für Peschel's Zukunft war es von der
Bedeutung, daß er gerade jetzt an der Spitze eines Blattes stand, welche
Strömungen sich nicht entziehen durfte. Er begann die Fortschritte der
wissenschaften zu verfolgen, vertiefte sich in einzelne Zweige derselben, w

gie und Anthropologie, mit der ganzen Energie seines Willens und überraschte
auch die Klarheit seines Ueberblickes und die Ruhe seines Urtheils. Er legte
amit den Grund zu seiner selbstforschenden Thätigkeit auf dem physikalisch-
ographischen Gebiete, welche kraft dieser Vorbereitung sich mit der Zeit auf
ne nicht viel weniger ausgedehnte Litteraturkenntniß stützen konnte, als ihm
r historische Arbeiten längst zur Verfügung stand. P. zeichnete vor vielen
achgelehrten der Blick für das geistig Bedeutende auch in der naturwissenschaft-
chen Litteratur aus. Bekanntlich überwiegt in dieser das Product gelehrter
andwerksarbeit an Masse gewaltig die geistig hervorragenden Erzeugnisse.
ellwald behauptet, daß das Ausland unter allen deutschen wissenschaftlichen
itschriften zuerst gründlich Notiz von Darwins Origin of Species genommen
abe. Jedenfalls ist es erstaunlich zu sehen, wie der gerade mitten in den Vor-
beiten zur Geschichte der Erdkunde stehende Mann Zeit fand, sich in die neuen
schauungen dieses Werkes zu vertiefen, welches mehr als irgend ein anderes
unserem Jahrhundert umgestaltend und fruchtbar auf die Meinungen vom
erden der Welt, von der Schöpfung gewirkt und neue Wege der Forschung
öffnet hat. P. würdigte vollkommen die Bedeutung der neuen Theorie, ließ
h aber weder zu Befehdung noch Anerkennung verleiten, sondern sprach das
hre Wort, welches bis heute Geltung bewahrt hat: „Sie wird sich schwer
weisen lassen, weil dazu eine fortgesetzte Beobachtung durch Jahrtausende nöthig
äre. Sie läßt sich auch nicht völlig widerlegen, weil dazu hunderttausende
n Jahren gehören würden.“ P. hat diese vorsichtige Haltung gegenüber der
nflußreichsten naturwissenschaftlichen Hypothese unseres Jahrhunderts nie auf-
geben. Würde er am Leben geblieben sein, so hätte er die Genugthuung ge-
bt, ruhig Denkende auf seine Seite zurückkehren zu sehen. P. nahm
selbe ruhige Haltung auch anderen Richtungen und Bestrebungen gegenüber
. Um so bemerkenswerther ist es, daß sein geographischer Sinn ihn die
oße Bedeutung der Migrationstheorie Moritz Wagners voll würdigen ließ.

Die Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander v. Humboldt und Carl
itter ist das gelehrteste der Bücher, welche P. der Wissenschaft geschenkt hat.
enthält die größte Fülle von Stoff, es ruht auf der Basis der breitesten
d mannigfaltigsten Vorarbeiten, und erschwerte die künstlerische Abrundung
hr als jedes andere. Es liegt das in der Sache selbst. Dazu kommt aber
e Stellung der Aufgabe, welche den Keim des Zwiespaltes in sich selbst trägt.
ne Geschichte der Erdkunde vermag deutsches Verdienst noch viel weniger von
chtdeutschem zu trennen, als die Geschichte irgend einer anderen Wissenschaft.
an erinnere sich an die Expedition, welche Hornemann im Auftrag der briti-
hen Afrikanischen Gesellschaft ausführte, oder an die gemeinsame Reise von Barth,
verweg und Richardson. Man kann nicht Alexander v. Humboldt's und
oritz Wagner's Forschungen im nördlichen Südamerika voll würdigen, ohne
es zeitlich zwischen beiden stehenden Boussingault zu gedenken. P. empfand
ebhaft die unwissenschaftliche und zugleich unkünstlerische Beschränkung, welche
hm auferlegt werden wollte. Er hat sich derselben so wenig wie möglich ge-
ügt, sein Band zeigt in der langen Reihe der Genossen die umfassendste,
osmopolitischste Darstellung und ist der lesbarste von allen geworden. Man
ritt wohl keinem einzigen der berühmten Männer, die mit P. zugleich am
Werke waren, zu nahe, wenn man sagt, daß Peschel's Band der im Sinne des
hohen Förderers dieser „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ wirksamste
geworden ist. Es ist ein schwerwiegendes Zeugniß für den Einfluß eines so
wenig an das große Publicum sich wendenden Werkes, wenn dasselbe nach zehn
Jahren in zweiter Auflage erschien. Man darf behaupten, daß die Mittel-
punktstellung der Geographie in der Wissenschaft unserer Tage sich seit dem

Erscheinen des Kosmos nicht mehr so praktisch bewährt habe, wie i
lebendigen Interesse, welches von allen Seiten dieser geschichtlichen Dar
entgegengebracht ward. Da dieselbe sich auch im Zeitraum, den sie um
keine Schranken auferlegt — denn der Beisatz Neuere Zeit auf dem T
winnt erst von S. 230 ab praktische Bedeutung — ersetzt sie nahezu ei
schichte der allgemeinen Erdkunde, deren die deutsche Litteratur dama
entbehrte. P. wußte am besten, wie viele Vorstudien noch zu machen
ehe die Grundlagen einer solchen Darstellung für gegeben erachtet werden
Er verfolgte, was an bedeutenderen Veröffentlichungen zur Geschichte d
kunde erschien, er hat auch die Umarbeitung des ersten Drittels seines
für die zweite Auflage noch selbst besorgt, aber selbstforschend war er s
ersten Erscheinen desselben nicht mehr auf diesem Felde thätig gewesen.
ein einzelner Mann zu seiner Zeit mit dem Aufwande von sehr vie
leisten konnte, hatte P. vollendet. In unabsehbare Weiten zog sich da
Theil sehr öde Feld, das durchzupflügen gewesen wäre, wenn dem Idea
Geschichte der Erdkunde hätte nähergekommen werden sollen. Fehlt doc
schon für die Geschichte der Reisebeschreibungen die nöthigste bibliogr
Unterlage und ist selbst an provinziellen Vorarbeiten für die Geschi
Landesaufnahmen und Kartographie deutscher Gebiete fast absoluter Ma
constatiren. Es ist vollkommen gerechtfertigt, wenn P. nach Abschluß
Werkes mit scharfer Wendung der Geschichte den Rücken kehrt, um der
der Erde und der Völker selbst sich zuzuwenden. Seine Geschichte der E
leidet an Unvollkommenheiten, welche z. B. in der Darstellung der wisse
lichen Hilfsmittel, die das 16. Jahrhundert zur Ortsbestimmung auf
konnte, in der lückenhaften Behandlung der Thätigkeit eines Ortelius, im
gehen so hervorragender Reisender wie Georg Marggraffs und Petrr Ko
empfindlich geltend machen. Vielleicht ist selbst einem Carl Ritter nicht
die Stelle angewiesen, welche er in der Entwicklung der Geographie ein
Größere Unvollkommenheiten liegen im Plan, dem P. sich anbequemen
Aber trotzdem gibt es in keiner Cultursprache ein auf gleich engem Raum
inhaltreiches, das Wesentliche aus richtigen Gesichtspunkten erörterndes, de
geschichtlichen Zusammenhang geistvoll durchschauendes und, trotz des com
Characters, an den bedeutsameren Stellen formvollendet darstellendes W
dieses. In pietätvoll durchgeführter, vielfach verbesserter zweiter Auflage
dasselbe 1877. Sophus Ruge in Dresden, welchen P. selbst zum B
dieser Neuausgabe bestimmte, hat dieselbe besorgt.

Eine Frucht der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften sind di
zuerst erschienenen und seitdem mehrmals aufgelegten „Neue Probleme d
gleichenden Erdkunde, als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche"
Anregung zu den einzelnen Aufsätzen über Fjorde, Ursprung der Inseln
graphische Homologien, Deltabildungen, Hebungen und Senkungen der
welche seit 1867 in den Spalten des Ausland veröffentlicht wurden, emp
wie er selbst berichtet, zwar bei den Vorarbeiten zu seiner Geschichte d
kunde, besonders den Kartenvergleichungen, welche ihn auf die Naturwi
vieler Länderformen in den Kartenbildern früherer Jahrhunderte hin
Aber der Geist, aus dem heraus sie geschrieben sind, ist im Studium d
logie und physikalischen Geographie geschult und man erkennt vorzügl
Einfluß von Lyell, Dana, Darwin. Auch Bernhard v. Cotta's Arbeit
auf der Berührungsgrenze von Geologie und Geographie stehen, und von
manche im Ausland erschienen waren, mochten nicht ohne Einfluß gebliebe
In zwei Richtungen haben allerdings jene Vorbereitungen auf die Neue
bleme hinführen müssen. P. mußte die ganze Weite des brachliegend

ietes der Morphologie der Erdoberfläche überschauen, mit dem die Geologie n landläufiger Beschränkung ebensowenig sich abgab, wie die Geographie Ritters. Letztere nannte sich zwar vergleichend, war es aber doch nur in dem Sinne der Vergleichung der Bedeutung der Erdräume für die Geschichte des Menschen, nicht in dem genetischen wie die vergleichende Morphologie, welche nun P. aufzubauen unternahm. Ferner mußten aber die ausgedehnten Studien, welche in der älteren geographischen und Reiselitteratur zu machen waren, auf eine Fülle einzelner Versuche zur Lösung geomorphologischer Probleme führen. Rennell's Arbeiten über das Gangesdelta, Dana's geistvolle Bemerkungen über die Fjordküsten in der halbvergessenen Bändereihe der Wilkes Expedition waren sicherlich einem Kenner der Litteratur wie P. nicht verborgen geblieben, eingehend hatte er J. R. Forster's und Pallas' Ansichten über das tudirt, was er dann treffend geographische Homologien nannte. In der That onnten denn auch die Grundgedanken der Neuen Probleme als ganz neue Entdeckungen nur von solchen bezeichnet werden, denen die eigene Erfahrung der Thatsache mangelt, daß auf allen Gebieten der Wissenschaft die überraschendsten, eistvollsten Ansichten einzeln in Fülle vorgetragen worden sind, so daß Späterommenden immer mehr nur das Verdienst der Ausprägung oder Legirung übrigbleibt. Peschel's Verdienst an den Neuen Problemen liegt denn auch mehr i der sicherern Fragestellung und dem klaren methodischen Vorgehen. Daß in den Untersuchungen, welche wesentlich auf dem Vergleiche der ähnlichen Erscheinungen n der Erdoberfläche beruhen, nicht die Erscheinungen selbst in der freien Natur ingehend geprüft, sondern ihre immerhin doch nur schematischen Abbilder in Karten und Büchern zu Grunde gelegt wurden, hat minder geistvolle Nachahmer azu verführt, überhaupt bloß auf der Karte vergleichende Erdkunde treiben zu wollen. Die Ergebnisse solchen Mißverstehens einer an sich vollberechtigten Methode P. zur Last zu legen, wie es in verständnißloser Weise von übereifrigen Kritikern versucht ward, ist ganz unberechtigt. Dem Bahnbrecher auf diesem Gebiete konnte es gestattet sein, zu zeigen, daß die Karten eine Sprache reden, welche der physikalische oder vergleichende Geograph verstehen soll. Er gab diese Neuen Probleme nicht für schwerwiegende und abschließende wissenschaftliche Untersuchungen aus, sondern erkannte ihnen nur den Werth von anregenden Essayartigen Betrachtungen zu. Ihre Form, die geradezu elegant ist, vermeidet es, in Einzelheiten sich zu vertiefen, kann aber wohl dazu dienen, zahlreiche geistvolle Ansichten in raschem Wechsel zum Ausdrucke zu bringen. P. ist in anderen Fällen vor schwierigen Rechnungen und eindringenden Darlegungen nicht zurückgeschreckt; hier wollte er mehr anregen und hinweisen, als selbst Schächte anlegen. Nur ungeschickten Nachfolgern können diese schöngeformten, fesselnden Essays gefährlich werden, nur geschmacklose Lobredner können dieselben als Muster wissenschaftlicher Monographien anpreisen. Man sollte sich freuen, daß ein geistvoller Forscher seine Gedanken, mit deren Ausarbeitung er Bände füllen konnte, in so gedrängter Fülle und so anziehender Form dargeboten hat. Das Büchlein wird in unserer Litteratur seinen Platz behalten, wenn es längst wissenschaftlich antiquirt sein wird. Indessen wird es aber immerhin noch für eine Reihe von Jahren auch den Schülern und Freunden der Erdkunde zum gewinnreichen Studium dienen können.

Ende der sechziger Jahre machte sich an verschiedenen deutschen Hochschulen der Wunsch, Lehrstühle der Geographie zu gründen, lebhafter geltend. Die Theilnahme weiter Kreise an den geographischen Forschungen, von der wir oben gesprochen haben, war nur gewachsen. Es war die Zeit der nationalen Afrika- und Polarexpeditionen, zu welchen Tausende guter Deutscher ihre Scherflein zusammentrugen. Seitdem Alexander v. Humboldt und Carl Ritter aus dem

Leben geschieden waren, empfand man das Vorhandensein einer Lücke im gei
Leben der Nation und besonders an jenen Anstalten, wo künftige Geogra
lehrer herangebildet wurden. Die deutsche Kartographie stellte sich entsch
an die Spitze, wo blieb die Wissenschaft? Es gab einige Professoren der
graphie an deutschen Hochschulen, aber keinen entfernt ebenbürtigen Nachf
Carl Ritters. Die Geschichte der Erdkunde und die neuen Probleme ze
daß P. an Geist und Vielseitigkeit alle anderen Geographen überragte, d
dieser Zeit in Deutschland thätig waren. Mit Recht schloß man aus
Darstellungsweise, daß er ein anregender Lehrer sein werde. Eine ganze
gelehrter Gesellschaften, darunter die Münchener Akademie der Wissensch
und die von Madrid, hatten ihn mit ihrer Mitgliedschaft belehnt. Mit
damals neu begründeten Polytechnikum zu München knüpften sich zuerst
handlungen, denen die Universität derselben Stadt sich anschloß, es kam
vertrauliche Anfrage aus Berlin, dann ein Ruf nach Graz, der abgelehnt
und endlich der Ruf nach Leipzig, den P. im Spätjahr 1870 annahm.
München aus wurden auch, nachdem P. um Ostern 1871 nach Leipzig
gesiedelt war, noch Versuche gemacht, ihn zu gewinnen, aber nun verge
Vorher würde P. München vorgezogen haben, denn ihm ruhte seit kurzem
liebste Kind auf dem dortigen südlichen Kirchhof. Nun blieb er, von
sächsischen Regierung mit dem Titel eines Geheimen Hofrathes geehrt, bi
sein frühes Ende der gerade damals herrlich aufblühenden Universität Le
erhalten.

P. trat in die akademische Lehrthätigkeit, die ihm weitere Bahnen ö
und zugleich ihn wesentlich entlastete, nicht mit triumphirenden Gefühlen
Es klingt wie Resignation aus seinen Briefen, die er zu dieser Zeit an Fr
richtete. Seine körperlichen Kräfte waren seit der Veröffentlichung der
schichte der Erdkunde gesunken. Ein Sturz, den er im März 1858 that
der ihm eine mehrere Wochen andauernde Gehirnerschütterung zuzog, blieb
leicht nicht ohne Einfluß auf ein Leiden, das seit 1864 in zunehmender Gerei
des Nervensystems sich ankündigte. Der Krieg des Jahres 1866 brachte
den entschiedenen Anhänger kleindeutscher Politik, in scharfen Gegensatz zu
Freunden. Eine ganze Reihe naher Anverwandter waren im baierischen
ins Feld gezogen und die Familie seiner Gattin hatte Gefallene zu betra
Dazu kam die Verstimmung über die inneren Verhältnisse Baierns. Ein A
in der Allgemeinen Zeitung, welchen er zur Vertheidigung des arg beschuld
Prinzen Karl schrieb, war ein Ausfluß der Erregtheit seines ritterlichen Gef
über die schmähliche Verurtheilung, welche hoher und niederer Pöbel den Fü
der besiegten Armee zu Theil werden ließ. Der Prinz berief ihn ins H
quartier nach Ansbach, wo ihm Einsicht in sämmtliche Operationsjournale
Depeschen verstattet wurde. Feldmarschall v. d. Tann, damals Generalstab
bewahrte ihm lebenslang treue Freundschaft. 1867 und 1868 ließe
emsiger Arbeit den Grund zu den Neuen Problemen und der Völkerkunde
P. war sicher, daß in nicht ferner Zeit die Berufung in ein akademisches
amt an ihn ergehen werde und suchte, wol mit im Hinblick darauf, seine w
schaftliche Basis besonders nach der naturwissenschaftlichen Seite hin mit
reibendem Fleiße zu verbreitern. Im Frühling 1869 besuchte er Ve
Florenz, Rom und Neapel, um Studien über ältere Karten zu machen. Un
darauffolgenden Sommer empfing er den schwersten Schlag durch den
seines jüngsten achtjährigen Töchterleins, mit welchem besonders seit
stürmischen Sommer 1866 ein inniges Verhältniß, das man fast Fr
schaft nennen konnte, ihn verband. Die Witwe schreibt: „War Oskar
aufgeregt, so nahm ihn das noch nicht sechsjährige Mädchen an der Hand

sie wanderten miteinander in den Garten und der Vater wurde durch ihr kluges Geplauder und ihre Aufmerksamkeit auf jedes Blatt erheitert und beruhigt." Als dieses Kind im August 1869 gestorben war, erholte sich P. niemals mehr ganz von seinem tiefen Schmerze. Er schrieb an Hellwald: „Der harte Schlag hat mich tief gebeugt und mächtig umgewandelt. Man wird sehr ernst, wenn das Liebste auf Erden unwiederbringlich verloren ist. Mit dem seltsam begabten Kinde bestand ein ganz eigener Verkehr, so daß mir ist, als hätte ich obendrein mein jüngstes Schwesterchen nicht mehr." Der Ort, wo dieses Liebste ihm entrissen worden war, blieb für P. nicht mehr derselbe. Er wartete nur die Gelegenheit ab, um Augsburg zu verlassen und hatte die Leiche seines Kindes in ein Familiengrab zu München legen lassen. Weder die Reihe ehrenvollster Berufungen noch die Freude über die Siege Deutschlands im folgenden Jahre hob seine Zuversicht. Er schrieb von der trüben Stimmung, welche ihn überwältige, wenn eine Pause in der geschichtlichen Spannung eintrete, weil der Verlust, den er erlitten, noch unverschmerzt sei.

Der Antritt des akademischen Lehramtes brachte neue Aufregungen. Für die pädagogische Seite des neuen Berufes hatte P. seine Vorbereitung in einem Aufsatze „Die Erdkunde als Unterrichtsgegenstand", der 1868 in der deutschen Vierteljahrsschrift erschien, glänzend bezeugt. Aber die Vorlesungen, deren erste über physische Erdkunde P. im Sommer 1871 hielt, mußten ganz neu geschaffen werden. P. schrieb keine ausführlichen Collegien nieder, bereitete sich aber zu einem kurzen Dictat der Hauptpunkte jeder Vorlesung, welches er dann frei erläuterte, so sorgfältig vor, daß Klarheit und Sicherheit als Vorzüge seiner Vortragsmethode allseitig gerühmt werden. Sein Vortrag war nicht schwungvoll, hatte aber hinreißende Momente, die Schüler Peschel's heute noch nicht vergessen haben. „Da war kein Wörtchen zuviel, keins zu wenig, wie Cristalle schloß alles scharf aneinander; es war leicht, ihm zu folgen, das Gesagte zu behalten." (J. Löwenberg.) In den späteren Semestern arbeitete P. mit seinen Schülern im ersten geographischen Seminar, das an einer deutschen Universität errichtet wurde. Seine Vorlesungen waren stark besucht, seine Zuhörer und Schüler verehrten ihn und empfingen einen tiefen Eindruck von seinem Wissen, seinem liebenswürdigen, offenen Charakter. Sie waren bewundernde und ergriffene Zeugen eines aufopfernden Pflichtgefühles, mit welchem sich P. in den letzten drei Semestern, in denen sein Rückenmarksleiden zum Ausbruch gekommen war, zur Universität fahren und zum Katheder führen ließ. Der Vervollständigung der Collegienhefte waren die letzten Arbeiten Peschel's gewidmet. Dem Tode nah, besorgte er noch die Ankündigung der Vorlesungen für das Wintersemester 1875/76, welches seinen Lehrstuhl verwaist sah. Bis zu seinem Tode blieb er vollständig und mit der gewohnten Sorgfalt angekleidet. Er hatte den Tod kommen sehen, seitdem alle Kuren in Gastein, am Vierwaldstättersee, mit Electricität den Fortschritt der vom Rückenmark ausgehenden Muskelatrophie nicht hatten aufhalten können. Er starb bei Bewußtsein gegen Mittag des 31. August 1875.

Das Werk der letzten Jahre Peschel's ist die „Völkerkunde", welche 1874 erschien und heute in sechster Auflage vorliegt. Auch die Anfänge dieser Arbeit reichen in die Auslandzeit zurück und ein großer Theil derselben war bei der Uebersiedlung nach Leipzig vollendet. Die ersten Vorläufer waren jene Aufsätze über die „Rückwirkung der Ländergestaltung auf die menschliche Gesittung", welche seit 1867 bei ihrem Erscheinen in jener Wochenschrift nicht geringeres Interesse erregten als früher die Neuen Probleme. In diesen hatte P. der physikalischen Geographie neue Wege gewiesen, nun versuchte er die sog. Ritter'sche Auffassung der Geographie an den völkerkundlichen Thatsachen zu prüfen. Es war

viel Mißbrauch mit der Auffassung der Erde als einer Schule des M
geschlechtes getrieben worden. Carl Ritter war zu seiner stark zur Te
neigenden Richtung in der Zeit der Herrschaft der deutschen Naturphil
gekommen; es klebte ihr manches Unklare an. Gerade dieser Seite der
schen vergleichenden Erdkunde bemächtigten sich die Nachtreter, welche nicht s
von der Behauptung hielten, daß der Mensch das Erzeugniß des Bod
auf dem er aufwachse. Die Volney'sche Anschauung, daß die charakter
Züge der mongolischen Rasse im Kampf der Gesichtsmuskeln mit dem S
staub und der Wüstensonne sich ausgebildet hätten, schien ihnen nicht un
det. Daß Einflüsse der äußeren Natur auf die Natur unseres Körpers n
Geographen, sondern den Physiologen zur Erforschung zuzuweisen seien, fie
nicht ein. Die schwierigsten Probleme wurden durch Behauptungen in
der Carus'schen Unterscheidung der Menschen in Tag-, Dämmerungs- und
völker erledigt. So kam es, daß nach Carl Ritter das fruchtbare Ge
Naturbedingtheit geschichtlicher Erscheinungen zu verwildern drohte.
kritisches Eingreifen geschah etwas rasch und einseitig. Mit Unrecht bese
Carl Ritters Teleologie als die Hauptursache der Ergebnißlosigkeit desse
man heute anthropogeographische Studien nennen würde. Er drang n
zur Unterscheidung der geographischen und physiologischen, der mechanisch
statischen Momente in der Rückwirkung der Natur auf die Völker vor,
blieb wesentlich auf dem Boden seines Vorgängers stehen, suchte jedoc
Boden einzuengen und zugleich schärfer zu begrenzen. Man erkennt
Grenzen seines im höchsten Sinne formalen Talentes, dem zwar manche tief
bleme verschlossen sind, das uns aber gleichzeitig durch das selbständige comb
Vorgehen auf den allerentlegensten Gebieten in Erstaunen setzt. P.
erste klare, umfassende Darlegung der Ergebnisse der anthropologischen
in dem Abschnitte über die Körpermerkmale der Menschenrassen. In den
über Arteinheit, Alter und Urheimath des Menschengeschlechtes nimmt
keiner Seite Partei, sondern legt die Thatsachen unbefangen vor den
Diese beiden Abschnitte hätte unter den damaligen Anthropologen so nur
v. Baer schreiben können. Es ist auch nichts Besseres seitdem erschienen
negative Resultat, daß nichts in den Körpermalen zu einer scharfen Z
der Menschen in Rassen zwinge, gilt bis heute. In den Abschnitten, wel
den ethnographischen Merkmalen der Völker, Sprachen, Tracht, Wir
Hüttenbau, Waffen, gesellschaftlicher Gliederung handeln, tritt P. energ
Annahme entgegen, daß in der Menschheit der Gegenwart Urzustände fort
So wie er den Affenmenschen auf dem anthropologischen Boden zurückw
kämpfte er die Persistenz des Urmenschen auf dem ethnographischen.
scheinbar geistreichen, im tiefsten Grunde dilettantischen Arbeiten Lubbocks
damals, wie alles derartige, rasch Schule machten, fanden an ihm einen
Richter. Der Abschnitt über die Entwicklung der Religionen enthä
fesselnde, geistvoll und schön geschriebene Uebersicht der geistigen Entwickl
Menschheit. Er ist, auf dem Boden der Annahme zahlreicher selbst
Götzen-, Götter- und Mythenschöpfungen stehend, vielleicht nicht der tief
jedenfalls der anziehendste Abschnitt des Buches, das in der die Schild
der einzelnen Völker enthaltenden zweiten Hälfte nicht ganz so gleichm
arbeitet ist. Schmerzlich fühlt man bei den unvermuthet sich aufthuenden
wie die sorgfältig vollendende Hand ermattete und erinnert sich der Kl
Erkrankten über das schwere Buch, wie es auf ihm laste.

P. stand nach Anlage und wissenschaftlicher Richtung A. v. H
näher als Carl Ritter. Den Spuren eines eindringenden Studiums der
wissenschaftlichen und entdeckungsgeschichtlichen Schriften des ersteren

P. überall. In der überreichen Litteratur des 100jährigen Geburts-
 großen Geographen überragt Peschel's Würdigung der wissenschaftlichen
e A. v. Humboldt's weitaus alles, was von geistvollster und wissen-
 berechtigtster Seite sonst vorgebracht wurde. Kein Zeitgenosse war an
em Wissen und litterarischem Können A. v. Humboldt so nahe ver-
ie P., der daher unter den Gelehrten, welche sich 1869 unter Führung
l Bruhns zur Herausgabe einer dreibändigen Humboldtbiographie ver-
 sicherlich der berufenste war. Es ist zu bedauern, daß ihm nur ein
Antheil an diesem Werk verstattet war, welcher 1872, also bereits in
 der abnehmenden Kräfte erschien. Was aber P. über A. v. Humboldt's
e um Erd- und Völkerkunde, Staatswirthschaft und Geschichtschreibung
 engen Raum von drei Bogen sagt, zeigt ihn als einen gewiegten Kenner
ieser Seiten der Thätigkeit A. v. Humboldt's. Man empfindet so recht
e Aehnlichkeit der wissenschaftlichen und litterarischen Richtung, welche
änner wie Meister und Schüler verwandt erscheinen läßt, wenn man
it welcher Sicherheit sich P. auf den Forschungswegen des großen
n und Schriftstellers bewegt. Ihm war vermöge seiner publicistischen
enheit auch die staatenkundliche Richtung des vielseitigen Geistes, welche
halb statistischen Werken über Mexiko und Cuba Ausdruck fand, ver-
als allen anderen Beurtheilern. Vorzüglich hat aber P. über die Be-
des Kosmos Worte gesprochen, die nur aus der tiefsten Selbsterfahrung
 werden konnten.

r nennen zum Schluß einige hervorragende Arbeiten Peschel's, welche
isherigen Darstellung noch keine Erwähnung gefunden haben. Gemein-
 Richard Andree und unterstützt von seinen Schülern Krümmel und
gab P. den „Physikalisch-Statistischen Atlas des Deutschen Reiches“
 dessen Erscheinen (1876) er nicht mehr erlebte. In gesunden Tagen
 den Plan entwerfen helfen, die Krankheit drückte aber seinen Antheil
Ausarbeitung auf ein Minimum herab, und er konnte nur einige der
elbst noch prüfen. Die 1869 bei Münster in Venedig erschienene Samm-
r Karten des Andrea Bianco versah er mit eingehenden Begleitworten
bescheidenen Form einer Vorrede. An den großen Serien von Volks-
jendschriften, welche der Buchhändler Otto Spamer herausgab, theilweise
st verfaßte, betheiligte sich P. mit einigen Beiträgen zu dem „Buch be-
 Kaufleute“. Seine akademische Antrittsvorlesung „Die Theilung der
ter Papst Alexander VI. und Julius II.“ erschien 1871 im Druck. Erst
inem Tode erschien eine Auswahl größerer Aufsätze Peschel's, welche
nberg als „Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde“ in drei Bänden
ab. Die im ersten Bande stehende größere Abhandlung „Der Ursprung
 Verbreitung einiger geographischer Mythen im Mittelalter“ ist eine Vor-
r „Geschichte der Erdkunde“, welche schon 1854 in der Deutschen Viertel-
ift erschienen war. Von Schülern Peschel's nach Collegienheften bear-
nd die „Physische Erdkunde“, welche G. Leipoldt in zwei Bänden und
ollendete „Europäische Staatenkunde“, welche O. Krümmel herausgab.

schel's Geist war fein, schöpferisch, kritisch und geduldig. Seine Be-
 lag, wie bei jedem großen Gelehrten, in der Vereinigung so heterogener
aften. Es ist sehr bezeichnend, daß P. lange zwischen der belletristischen
blicistischen Thätigkeit schwankte und daß vielleicht nur der zufällig bei
r früh auftretende Wunsch nach einer festen Lebensstellung zu Gunsten
eren entschied. In den frühesten Arbeiten, die wir kennen, der Doctor-
ion und jener ersten wohl bezeugten Correspondenz in der Allgemeinen
, deren wir bereits Erwähnung zu thun hatten, durchglüht das Feuer

einer jungen Dichterseele den gehobenen und oft kühnen Ausdruck. Die B
und Menschenkenntniß, die überlegene Beurtheilung von Ereignissen, welche
reiferen Sinn ergrauter Männer zu umwölken vermochte, würde uns noch
erstaunen, wenn wir nicht daran dächten, daß ein intuitiver Geist diese C
spondentenfeder lenkte. Seine Freunde glaubten, daß P. recht daran ge
habe, sich nicht der Dichtkunst in die Arme zu werfen, da seine Begabung
zu deutlich nach der anderen Seite zu weisen schien. Er hat selbst k
Werth auf seine dichterischen Gaben gelegt, denn er bewahrte kein Erzeu
seiner Muße auf und es fand sich gar nichts der Art in seinem Nachlasse
Aber wir verfolgen bis in sein letztes großes Werk hinein, in die Völkerk
zwei Ausstrahlungen dieser schönen Gabe, welche ebenso wol den spröden S
zahlloser Thatsachen kühn umzuschaffen und zum Fruchtboden blühender
danken zu machen, als denselben in eine anziehende, ja gewinnende Form
bringen vermochte. Wenn diese poetische Anlage nicht genügte, um große B
der Dichtkunst auszugestalten, so belebte oder verlebendigte dieselbe den sch
Verstand des Denkers und gab seinen wissenschaftlichen Hervorbringungen
Form, welche glauben lassen konnte, daß auch nach Alexander v. Humbold
großer Geograph die Nationallitteratur mit gelehrten und schönen Arbeiten
reichern werde. Peschel's Bedeutung für die Geographie liegt daher nur t
weise auf der wissenschaftlichen Seite, ein nicht geringer Theil derselben f
auf die litterarischen Verdienste zurück. Die rasch hintereinander folgenden
lagen, welche einige von seinen Werken erlebten, sprechen es deutlich aus,
nicht bloß das wissenschaftliche Publicum sich durch dieselben angezogen fü
P. hat nichts Unlesbares geschrieben und pflegte die Form, wie er selbst
betont hat, mit Bewußtsein, im Gegensatz zu den meisten deutschen Geleh
die nach Goethe's Ausspruch die Gabe besitzen, die Wissenschaften unzugän
zu machen. Damit ist aber auch schon ausgesprochen, daß Peschel's wi
schaftliche Thätigkeit hauptsächlich auf jenen Gebieten der Geographie sich
währte, welche dem Verständniß des Publicums näherliegen, weil sie w
Voraussetzungen machen und nicht in Sprachen voll dunkler Formeln
Zahlen reden: den geschichtlichen, völkerkundlichen, politischen und wirthsch
geographischen. Wo er auf das Gebiet der physikalischen Geographie überg
bot er keine tief eindringenden, zu endgültigen Ergebnissen kommenden Un
suchungen, sondern er schritt anregend, anbahnend vor. Auch beruhen diese
beiten alle nicht auf unmittelbarer Beobachtung der Natur. Sie sind im S
dium der Litteratur und der Karten entstanden. Keine von ihnen ist bloß
den Fachmann geschrieben und es legt keine einen Schacht an, der dann
Nachfolgern in directer Richtung auf die tiefste Stelle des Problems fortgegr
werden konnte. Es prägt sich überhaupt in allem, was P. geschrieben hat,
andere Auffassung von gelehrter Thätigkeit aus, als sie in Deutschland und
sonders an den Universitäten in Geltung steht. Nie wird die Fühlung mit
gebildeten Publicum ganz aufgegeben und als die größte Kunst gilt, grün
zu sein, ohne langweilig oder gar unverständlich zu werden. Nur ein
seitiger, scharfsinniger, durch tiefe und ausgedehnte Studien genährter G
konnte auf dieser Grenze sich bewegen, ohne seicht zu werden. Es ist w
scheinlich, daß P., wenn er das Leben erhalten hätte, immer mehr dem R
Wahrheit zu suchen, nachgegeben und auf die Form der Darstellung nur
Werth einer Eigenschaft zweiten Ranges gelegt haben, daß er zuletzt doch
der Wissenschaft als der Litteratur angehört haben würde.

P. schrieb in den ersten rein publicistischen Jahren seiner Thätigkeit e
Stil, den man blühend nannte. Die Schätzung einer ausgeschmückten Sch
weise war damals eine allgemeinere als heute. In den Spalten der Allgem

Zeitung erschienen auch sehr inhaltreiche und klare gedachte Abhandlungen gern in einer stilistischen Toilette, der man ein wenig die Absicht, zu gefallen, anmerken durfte. Die brutalen Thatsachen hatten die kleinen Verschönerungskünste nicht ganz verdrängen können. Ja, man gewinnt den Eindruck, als ob nach 1848/49 auch im Stil eine Periode der Restauration eingetreten sei. Peschel's Ideen waren jedenfalls in der ersten Hälfte der 50er Jahre moderner als ihre Einkleidung. Und doch gewann ihm zunächst diese mehr Beifall als jene allein es vermocht hätten. Der Mann, welcher in ein angesehenes Blatt, wie die Allgemeine Zeitung, schrieb, stand in immer sich erneuernden Beziehungen mit dem Publicum. Erschien einer von Peschel's glänzenden Aufsätzen, so liefen Briefe von allen Seiten ein, welche Beifall und Zustimmung in oft enthusiastischen Lobesreden aussprachen, hauptsächlich aber neugierig noch dem Namen des Verfassers sich erkundigten. Auch abgehärtete Tagesschriftsteller verschmähen nicht die Reize eines solchen Rapportes mit dem Publicum, und wir begreifen, daß es P. wohlthat, als der erste selbständige Aufsatz, welchen er im Ausland nach Uebernahme der Redaction erscheinen ließ, eine derartige Beifallssalve hervorrief. Ein großer Theil der Vorzüge des Stiles von P. ruhte indessen auf der geistigen Seite. Die klaren, scharf umrissenen Gedanken schufen sich eine entsprechende Form des Ausdruckes. Ein anderer Theil gehört der nervös feinen Empfindung an, der die Hypothese einer asiatischen Abstammung der altamerikanischen Cultur „widerwärtig“ erscheint, die „mit Unwillen“ den Gedanken eines Herabsteigens der Urarier vom Pamir zurückweist, dagegen die Wahl Turkestans als Urheimath arischer Völker „verführerisch“ findet, auch mit Vorliebe Worte wie geographisches „Verhängniß“, „geheimer Sinn“ der Uferlinien, u. dgl. anwendet. Daß das genaue Maß bei diesem Hervortreten der Empfindung leicht verloren geht, ist kaum zu verwundern und man gewöhnt sich an die leichte Uebertreibung des Ausdrucks, mit welcher die südlichen Nordseeküsten als der Schauplatz der heftigsten Verwüstungen bezeichnet werden, welche gegenwärtig die Geschichte unseres Planeten kennt u. dgl., als nothwendiges Zubehör dieser individuellen, jeder Zeit lebhaft gestimmten, pulsirenden Schreibweise.

Mit alledem hat P. das große Verdienst, die Stellung der Geographie als Wissenschaft neben den Schwesterwissenschaften befestigt zu haben. Von seinen Neuen Problemen ging die Anregung zur Gewinnung des an die Geologie verlorenen Gebiets aus, und daß P. die historische und die naturwissenschaftliche Seite mit gleichem Geiste vertrat, ist vorbildlich für seine hervorragendsten Nachfolger geworden. P. hat eine im Vergleich zu der Kürze seiner Lehrthätigkeit große Anzahl von Schülern ausgebildet und eine ganze Reihe derselben ist wissenschaftlich thätig geworden. Dennoch kann man nicht von einer Schule im üblichen Sinne dieses Wortes sprechen, denn eine so eigenartige Individualität kann gerade ihr Bestes, das, was sie auszeichnet, nicht übertragen. Auch hatte P. noch keine eigenen Methoden ausgebildet, die er wie fertige Werkzeuge seinen Schülern hätte übergeben können. Schriften wie die Leipoldts über die mitttere Höhe Europas oder Krümmels Morphologie der Meeresräume deuten indessen an, daß P. planvoll vorgegangen sein würde, um seine Schüler an die Lücken der geographischen Forschung hinzuführen und in den Neuen Problemen wie in der Völkerkunde waren Wege beschritten, welche über A. v. Humboldt und Ritter hinausführen mußten. Peschel's Lehrwirksamkeit war nicht zu kurz bemessen, um zahlreiche Anregungen auszustreuen, und um die begeisterte Anhänglichkeit einer großen Zahl von Schülern sich zu sichern, aber es war ihm nicht vergönnt, die Früchte seiner Unterweisung im Heranreifen zu überwachen. Es trat einiges Unreife zu Tage, was zusammen mit den ungemessenen Lobesergüssen von nicht ganz Urtheilsfähigen, die sich auf eigene Faust unter Peschel's Anhänger ein-

gereiht hatten, bald nach seinem Tode eine theilweise entsprechend sich über
nehmende Kritik hervorrief. Leider fand diese auch in der nicht immer ganz ge
lungenen Art der Herausgabe von Peschel's hinterlassenen Schriften einigen
Anlaß, sich zu äußern. Diese Schwankungen sind vorübergegangen und P. steh
heute als der nächst Carl Ritter um die Entwicklung der wissenschaftlichen Geo
graphie in Deutschland verdienteste Gelehrte und als der würdige Nachfolge
A. v. Humboldt's auf dem Gebiete geographisch-litterarischer Thätigkeit da.

Wir haben P. als eine fein empfindende, sanguinische, bewegliche Natu
kennen gelernt. Dieser Grundton schloß die Kraft nicht aus. Bei aller Liebens
würdigkeit konnte dieses Herz auch herbe sein und schrak nie vor dem Ausdru
der Ueberzeugung zurück. Ein hervorragender Zug war die deutschpatriotisch
Gesinnung, welcher P. bei jeder Gelegenheit Ausdruck verlieh. Geborener Sachs
in Baiern lebend, durch Geist und Wissenschaft gerecht gegenüber dem Indi
viduellen in Staaten, Provinzen, Städten, wie er denn für sein Adoptivvater
land Baiern und besonders Augsburg stets ein auf tieferer Kenntniß begründete
Verständniß bewies, ist P. unter die frühesten und entschiedensten Vertreter de
deutschen Reichsgedankens in Süddeutschland zu rechnen. Ohne mit dieser Ge
sinnung auf den Markt zu treten, hat er für dieselbe gewirkt und gestritten
Peschel's Formen waren im persönlichen Verkehr und in der Schrift verbindlich
und es ist bezeichnend, daß, so offen er auch seine wissenschaftlichen und politische
Ansichten vertrat, litterarische Fehden ihm fast ganz erspart blieben.

Mittheilungen und Aufzeichnungen der Witwe Peschel's, von J. Löwenber
und aus dem Kreise der augsburger Freunde und der leipziger Schüler un
Freunde. — Oskar P., sein Leben und Schaffen von Friedrich v. Hellwald
1876. — Nachruf von Georg Ebers. Mitth. d. V. f. Erdkunde zu Leipzig
1875. — Oskar P. und die Erdkunde. Von Heinrich Pahde (Progr. Mühl
heim a. d. Ruhr. 1879). — Kürzere Lebensbeschreibungen von Richar
Andree im Daheim XII. Jahrg., von F. v. Hellwald im Ausland 1875
Nr. 41 und der Allgemeinen Zeitung 1875, Nr. 265 (Beil.), von W. in de
Deutschen Rundschau f. Geographie, VII. Jahrg. H. 12. — Zur Würdigung
seiner Wirksamkeit finden sich werthvolle Beiträge in F. v. Richthofen, Chin
I. und in den methodologischen Berichten H. Wagner's im Geographische
Jahrbuch seit 1878. In den letzteren ist die mit Peschel's Anregungen sich
beschäftigende Litteratur bis zur Gegenwart herab zusammengestellt. Bild
nisse Peschel's finden sich in den Biographien von F. v. Hellwald, R. Andree,
G. Ebers und J. Löwenberg. Friedrich Ratzel.

Pesne: Anton (Antoine) P., Bildniß- und Geschichtsmaler, wurde
geboren zu Paris am 23. Mai 1683. Den ersten Unterricht in der Kunst
erhielt er von seinem Vater Thomas P., einem Bildnißmaler von geringer Be
deutung, Neffen des durch seine Blätter nach N. Poussin bekannten Kupfer
stechers Jean P., und weiterhin durch seinen Großohm, den Geschichtsmaler
Charles de La Fosse. Nachdem ihm 1703 von der Pariser Akademie der erste
Preis in der Malerei zuerkannt worden, ging er um 1706 zu seiner ferneren
Ausbildung nach Rom, Neapel und Venedig, wo er sich dem Studium der
großen Meister widmete und bei längerem Aufenthalte in letzter Stadt angeblich
unter dem persönlichen Einfluß des Malers Andrea Celesti stand. Den ersten
namhaften Auftrag zu einem Bildnisse ertheilte ihm 1707 der Freiherr von
Kniphausen in Venedig. Dieses Gemälde gab die Veranlassung, daß König
Friedrich I. von Preußen zu Anfang des Jahres 1711 an Stelle des eben ver
storbenen Aug. Terwesten P. als Hofmaler nach Berlin berief. Gegen die
Mitte des Jahres traf er mit seiner jungen Frau, einer Tochter des Blumen-

d Früchtemalers J. B. Gayot Dubuisson aus Italien dort ein. Auch die iden folgenden Könige von Preußen wandten dem Künstler ihre dauernde unst zu. In die Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. fällt die Reise (1723 s 1724?) Pesne's nach England. Er scheint seinen Weg über Paris genom- en und hier das Bildniß des späteren Directors der französischen Akademie in om, des Malers N. Vleughels gemalt zu haben, welches ihm die Mitglied- haft der Pariser Akademie eintrug. In London, wo sich P. nur kurze Zeit ufhielt, malte er die mit geringem Beifall aufgenommenen Bildnisse einiger litglieder des königlichen Hauses.

P. war in erster Linie Bildnißmaler: die königliche Familie, die Hof- sellschaft und sonstige hervorragende Persönlichkeiten Berlins sind durch ihn rgestellt worden. In den königlichen Schlössern zu Berlin, Potsdam und harlottenburg befinden sich zahlreiche Oelbilder seiner Hand, in letzterem Schlosse s bekannte Bild Pesne's, welches uns Friedrich den Großen als dreijähriges ind mit einer Trommel neben seiner Schwester Wilhelmine zeigt (gest. von . Cunego und F. Eichens). Die königliche Gemäldegalerie in Berlin bewahrt ei Bilder des Meisters: neben der Oelskizze zu dem sehr gerühmten, jetzt ver- hollenen Bilde des Herrn von Erlach mit seiner Familie, das interessante Bildniß riedrichs des Großen aus dem Jahre 1739, und ferner das trefflich durch- führte Gemälde, welches den Kupferstecher G. F. Schmidt nebst Gattin dar- ellt. Die Dresdener Galerie weist sieben Gemälde von P. auf, unter diesen as Selbstbildniß des Künstlers v. J. 1728 (gest. von G. F. Schmidt 1752). ie Mehrzahl seiner Bildnisse ist von verschiedenen gleichzeitigen und späteren upferstechern wiedergegeben worden (vgl. A. Apell, Handbuch für Kupferstich- mmler). Auch als Historienmaler war P. mit Erfolg thätig. In den ge- nnten Schlössern, sowie im Schlosse zu Rheinsberg befinden sich von ihm ehrere Wand- und Deckengemälde mit allegorischen und mythologischen Dar- ellungen. Sein letztes unvollendetes Werk ist das im Marmorsaal des Neuen alais bei Potsdam aufgestellte, den Raub der Helena darstellende große Oel- mälde. Der bedeutendste unter seinen zahlreichen Schülern, Bernhard Rode, hrte dasselbe nach dem Tode des Meisters zu Ende.

Von seinen Zeitgenossen in Deutschland ist P. als einer der größten Künstler priesen worden. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte Berlin inen Maler aufzuweisen, der ihm, zumal im Porträtfach, gleich zu schätzen war. ie meisten Maler, welche nach ihm dort thätig waren, sind seine Schüler ge- esen und lassen seinen Einfluß erkennen. Die Kraft seiner Farbengebung, in elcher seine Bewunderer die venetianische Farbenpracht wiedererkennen wollten, rug ihm zu seiner Zeit allgemeine Anerkennung ein. Hieraus erklärt sich, daß riedrich der Große als Kronprinz P. in einem begeisterten Gedichte mit Lob erhäufte (Oeuvres de Frédéric le Grand T. XIV). Die künstlerische Bedeutung r großen französischen Bildnißmaler unter König Ludwig XIV. erreicht P. in- essen nicht. Seinen Gemälden ist aber schon durch die dargestellten Persönlich- iten ein bleibender geschichtlicher Werth gesichert. P. starb als Director der öniglichen Akademie der Künste am 5. August 1757 zu Berlin.

Vgl. Nachrichten von Künstlern und Kunst-Sachen. Leipzig 1768. — F. Nicolai, Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin u. Potsdam. . . . Berlin 1786. — F. Nicolai, Nachrichten von den Baumeistern . . . Berlin 1786. — Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste, Göttingen 1805. — Füßli, Allg. Künstler-Lexicon. — Nagler, Neues Allg. Künstler-Lexicon. — Dussieux, Les artistes français à l'étranger. Paris 1856. — A. Jal, Dict. critique de Biographie et d'Histoire. Paris 1872. — Kgl. Museen zu

Berlin. Beschreib. Verzeichniß d. Gemälde 1883. — E. Bellier de la Chavignerie und L. Auvray, Dict. général des artistes de l'école française Paris 1885.

Weinitz.

Pessina: Wenzel Michael P. (Peschina) v. Czechorod, Domherr, geboren zu Neu-Hradek in Böhmen am 13. September 1782, † zu Prag am 7. Mai 1859, überging aus dem Gymnasium zu Königgrätz ins Studium der Theologie zu Prag, wurde 1807 zum Priester geweiht, hierauf als Caplan für Polna beordert; 1814 zum Pfarrer in Kruzenburg befördert, 1819 in gleicher Würde auf die besser dotirte Stelle zu Butschin in Mähren übersetzt, erfolgte 1832 seine Erhebung zum Domherrn an der Prager Metropolitankirche bei St. Veit. — In weiterer Folge zum Consistorialrathe und Domcustos ernannt, wußte er in letzter Eigenschaft ganz besonders erfolgreich der in ihm schon längst treibenden Idee des Domausbaues vorzuarbeiten. Und die nach dieser Richtung entwickelte Thätigkeit ist es auch, welche seinem Namen eine bleibende Stelle in der Culturgeschichte des Landes sicherte. Denn diese seine Idee wirkte zugleich nach außen, und gewann Gestaltung durch den im J. 1857 ins Leben getretenen Dombauverein — dessen thatkräftiges Vorgehen behufs der Mittelbeschaffung 1860 schon zur Bestellung des „Dombaumeisters“ in der Person des ausgeausgezeichneten Gothikers Joseph Kranner führte (s. A. D. B. XVII, 33). Wie nach dem Sterbejahre Pessina's ersichtlich, erlebte er zwar nicht die Freude weiteren Mitthuns, blieb aber doch der Motor. Bemerkenswerth ist hierbei, daß, trotzdem er sein Vermächtniß den Tschechen ans Herz gelegt hatte, dieses von den Deutschen Prags aufgenommen und durch sie in Vollzug gebracht wurde. — Was er dagegen noch als reichliche Ernte stiller Aussaat auf humanitärem Gebiete erlebte, war eine Fülle an Ehren und Auszeichnungen, die ihm in ganz besonderer Menge zur Feier seines fünfzigjährigen Priesterjubiläums — 13. September 1857 — zukam. Kaiser Franz Joseph verlieh ihm den Orden der eisernen Krone 3. Klasse, der seine Erhebung in den Adelstand mit dem gewünschten Prädicate „von Czechorod“ nach sich zog. Die Städte Königgrätz und Polna übersandten ihm mittelst Deputation Ehrenbürgerdiplome; Glückwunschadressen und sinnige Geschenke von nahe und ferne kamen hinzu. Die locale Tagesfeier erhöhte überdies eine solenne kirchliche Feier unter Theilnahme des Cardinalerzbischofs Fürsten von Schwarzenberg, des Königgrätzer Bischofs Dr. Hanl, von Vertretern der Regierung, der Landeshauptstadt und fast aller Stände und städtischen Corporationen. — Im Besitze des Ehrendiploms eines Doctor der Theologie von Seite der Prager Universität war P. schon seit 1848. Das Thun und Streben Pessina's charakterisirt schließlich sein geringer Nachlaß an Vermögen und findet Erklärung darin, daß er den Ueberschuß des Einkommens zum Theil wohlthätigen Zwecken widmete, größtentheils jedoch dem Dombaufonds zuwendete. Behufs Errichtung eines seine Grabstätte — auf dem Kleinseitner Friedhofe — zierenden Monuments trat darum Cardinal Schwarzenberg an die Spitze eines Comités, durch welches dasselbe ausgeführt wurde.

Rud. Müller.

Pestalozzi: Joh. Heinrich P. ist am 12. Januar 1746 in Zürich geboren. Sein Vater, Johann Baptist, der Sohn des Pfarrers Andreas Pestalozzi in Höngg, war Chirurg und hinterließ, als er im Juli 1751 starb, die Wittwe mit vier Kindern, deren eines bald nachher starb, in dürftigen Verhältnissen; dieselbe, Susanna Hotz, stammte vom Lande und war mit dem bekannten Arzt Hotz in Richterswyl und dem in österreichischen Diensten stehenden General Hotze nahe verwandt. Mit Heinrich wuchsen ein älterer Bruder und eine jüngere Schwester auf; der erstere, Joh Baptist, ging in den Achtzigerjahren

aufs Meer und ist da verschollen; die Schwester, Anna Barbara, an der P. mit großer Liebe hing, verheirathete sich 1777 mit einem Kaufmann Große in Leipzig. Mutter Pestalozzi starb 1796.

Heinrich P. war von Geburt schwächlich und kränklich. Die Verwaistheit und die Armuth der Familie waren auch nicht dazu angethan, die normale Entwicklung des Knabenalters zu befördern. Es fehlte für die Erziehung der weiterschauende Blick der väterlichen Leitung; aber was mütterliche Sorge leisten konnte, das wurde P. in reichem Maße zu Theil; und der Mutter zur Seite stand eine treue Magd, das Babeli, die, wie sie dem sterbenden Vater versprochen, derselben in hingebender Treue die Haushaltung durchbringen half. Die Schattenseite dieser Erziehung schildert P. selbst im „Schwanengesang": „Ich wuchs an der Hand der besten Mutter als ein Weiber- und Mutterkind auf, wie nicht bald eines in allen Rücksichten ein größeres sein konnte. Ich kam, wie man bei uns sagt, jahraus jahrein nie hinter dem Ofen hervor; kurz alle wesentlichen Mittel und Reize zur Entfaltung männlicher Kraft, männlicher Erfahrungen, männlicher Denkungskraft und männlicher Uebungen mangelten mir in dem Grad, als ich ihrer bei der Eigenheit und bei den Schwächen meiner Individualität vorzüglich bedurfte." Und in „Lienhard und Gertrud" schildert er bei der Erzählung von den Jugendverhältnissen des Pfarrers ernst seine eigene Jugend, wenn er sagt: „Es hätte Alles aus ihm werden können, wenn er in seiner Jugend die Menschen von Angesicht zu Angesicht gesehen wie in den Büchern. Aber er sah nur seine Mutter und seine Magd, die himmelstreu war, aber den Buben einsperrte, damit er der armen Mutter wenig Geld koste."

Die Folgen dieser jugendlichen Abgeschlossenheit von seinen Altersgenossen („damit er nicht unnützer Weise Kleider und Schuhe verderbe") machten sich denn auch geltend, als Pestalozzi in die Schule kam. „Mit diesem Pestalozzi", erzählt 1783 einer seiner Zeitgenossen, Pfarrer Schinz (1745—1790), „ging ich schon in die allerunterste Schule. Der Schulmeister behauptete, es könne und werde aus dem Knaben nie etwas Rechtes werden, und alle Schüler verlachten und verspotteten ihn wegen seiner unangenehmen Gesichtsbildung, seiner außerordentlichen Nachlässigkeit und Unreinlichkeit. In den höheren Schulen bekam er den Ruf eines sonderbaren Menschen, der bei aller beibehaltenen unausstehlichen äußerlichen Unreinlichkeit und Unachtsamkeit dennoch, wenn es sein mußte und er einmal von seiner beständigen Gedankenzerstreuung zu sich selbst gebracht wurde, genau den Punkt traf, zu welchem man ihn leiten wollte." Und damit stimmt trefflich, was Pestalozzi in seiner Selbstschilderung vom Jahre 1802 sagt: „Ich war von Jugend auf der Narr aller Leute; meine Jugendführung gab meiner Lebhaftigkeit in tausendfachen träumerischen Ideen allgemeine Nahrung und ließ mich zugleich in Allem, was die Menschen Gewöhnliches genießen, können und thun, genußleer, ungeübt. Die Buben in der Schule schon schickten mich, wohin sie nicht gern gingen; ich ging, wohin sie nicht gingen und that, was sie wollten. Selbst beim großen Erdbeben (es ist wol dasjenige vom 9. December 1755 gemeint), wo die Präceptoren den Kindern schier über die Köpfe die Stiege hinabgingen und es Keiner wagen wollte, wieder hinaufzugehen, ging ich und brachte ihnen Kappen und Bücher hinunter. Aber ich schickte mich doch nicht zu ihnen und hatte, ob ich schon gut lernte, dennoch im Gewöhnlichen und Täglichen was vorfiel ganz und gar nicht die Gewandtheit, die die Fähigern unter den Andern alle auszeichnete; auch lachten sie mich alle aus und gaben mir den Namen „Heiri Wunderli von Thorlikon". Ich kann es ihnen nicht übelnehmen." Eingehend hat sich P. im „Schwanengesang" über die Eigenthüm-

lichkeiten seiner Individualität, wie sie schon in seiner jugendlichen Ent
hervortrat, ausgesprochen. Nach diesen fremden und eigenen Zeugnissen
in dem jungen P. Unbeholfenheit, Ungeregeltheit, Ueberwuchern der Einbi
kraft über die geordnete Verstandsbildung, geistvolle Erfassung dessen, w
zusagte, mit gänzlicher Vernachlässigung von alle dem, was seinem G
keine Nahrung gab, als charakteristische Züge hervor; alles das verbun
gelegentlich aufblitzender Energie und einer Gutmüthigkeit, „die all
wenigstens so gutmüthig und zutraulich glaubte als sich selbst"; endli
darin die Art des Sanguinikers, daß es ihm nichts galt, wenn er au
seinem Kopf in hundert und hundert Kleinigkeiten mehr als ein ander
an die Wand stieß". Suchen wir noch einen Ausdruck, der all das zu
fassend bezeichnet, so hat, wie in manch Anderm, ihn P. selbst gegeben
er von der starken Ausbildung seines „Traumsinns" redet.

Dieser Träumersinn fand nun in den äußern Verhältnissen, in de
reifere Jugendalter Pestalozzi's sich bewegte, reichliche Nahrung. Die
Schulen von Zürich, die Pestalozzi besuchte, um Theologie zu studiren,
damals nach Pestalozzi's ausdrücklichem Zeugniß in wissenschaftlicher B
ausgezeichnet gut. Es war die Zeit Bodmer's, Breitinger's, Steinbrüch
war eine Zeit der Versenkung in die Ideale der classischen Welt. „Una
keit, Selbständigkeit, Wohlthätigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsl
das Losungswort unserer öffentlichen Bildung. Der Geist des Unterric
wir genossen, lenkte uns mit vieler Lebendigkeit und reizvoller Darstellun
die äußeren Mittel des Reichthums, der Ehre und des Ansehens einse
unüberlegt gering zu schätzen und beinahe zu verachten. Das ging so w
wir uns in Knabenschuhen einbildeten, durch die oberflächlichen Schull
vom großen griechischen und römischen Bürgerleben uns solid für da
Bürgerleben in einem der schweizerischen Kantone und ihren zugewandte
vorzüglich gut vorbereiten zu können." Der von der Erdschwere sich lo
idealische Geisteszug haftete aber nicht blos an den Persönlichkeiten, die
und seine Mitschüler erzieherisch einwirkten; es war die Atmosphäre, in
Bessern jener Zeit lebten und webten und sich über die Kleinlichkeit der
wart erhoben. Was diese nicht darbot, suchte und fand man in der Ve
heit, in Athen, Sparta und Rom, und bei den biedern Altvordern d
nössischen Heldenzeit. Pestalozzi's Erstlingsarbeit „Agis", die die Gr
alten Spartanersinns verherrlicht (1765), Lavaters Schweizerlieder, die V
lungen der Helvetischen Gesellschaft, Müller's Schweizergeschichte geben
von dieser Geistesrichtung. Oder man schwärmte mit Rousseau für d
kehr zur Natur; Geßner's Idyllen riefen sanfte Rührungen hervor;
Bodmer bot seine Ideale in Patriarchaden dar.

Aber mit diesen sittlichen, socialen und politischen Phantasiegebilde
die Gegenwart in so schneidendem Widerspruch, daß der Jugend nicht
denken war, wenn sie an dem Anblicke derselben ihre sittliche Ueberzeugu
schärfen und gelegentlich auch ein wenig Weltgericht spielen wollte. D
ihr der gefeiertste Zürcher jener Zeit, der alte Bodmer, „der Vater de
linge", ein Mann von scharfem Blick und scharfer Zunge, Gelegenheit u
regung auf seinen Spaziergängen im „Platz" und durch die Stift
helvetischen Gesellschaft zur „Gerwe". Diese versammelte sich wöchentl
mal. Ausbreitung geläuterter Begriffe über das sittliche, politische, ge
liche Leben war ihr Endzweck. Pädagogische, geschichtliche, moralische, p
Abhandlungen wurden da vorgelesen und besprochen. Mit Neujahr 176
dete dieses junge Zürich (die sog. „Patrioten") sogar ein moralisches

tt, den „Erinnerer“, der im Drucke erschien und es bis in den dritten Jahr-
ng hinein brachte, dann aber obrigkeitlich unterdrückt wurde.

Der Prophet dieser jungen Generation war Rousseau. Auch auf P. übte
entscheidenden Einfluß. „So wie sein Emil erschien (1762), war mein im
hsten Grade unpraktischer Traumsinn von diesem ebenso im höchsten Grad
raktischen Traumbuch enthusiastisch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die
im Winkel meiner mütterlichen Wohnstube und auch in der Schulstube, die
besuchte, genoß, mit dem, was Rousseau für die Erziehung seines Emil an-
ch und forderte. Die Hauserziehung, sowie die öffentliche Erziehung aller
lt und aller Stände erschien mir unbedingt als eine verkrüppelte Gestalt, die
Rousseau's hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit
s wirklichen Zustandes finden könne und zu suchen habe. Auch das durch
usseau neubelebte, idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das träumerische
eben nach einem größeren segensreichen Wirkungskreise für das Volk in mir.
aben-Ideen, was in dieser Rücksicht in meiner Vaterstadt zu thun nothwendig
möglich sei, brachten mich dahin, den Stand eines Geistlichen, zu dem ich
ler hinlenkte und bestimmt war, zu verlassen und den Gedanken in mir auf-
men zu machen, es könnte möglich sein, durch das Studium der Rechte eine
ufbahn zu finden, die geeignet wäre, mir früher oder später Gelegenheit und
ttel zu verschaffen, auf den bürgerlichen Zustand meiner Vaterstadt und so-
meines Vaterlandes einigen thätigen Einfluß zu erhalten.“ P. führt also
en Uebertritt von der Theologie zu rechts- und staatswissenschaftlichen Studien
f die Einwirkung der Schriften Rousseau's zurück; thatsächlich ist er auch aus
n Carolinum, der höheren Lehranstalt Zürichs, nach den Schülerverzeichnissen
Ostern 1766 ausgetreten, d. h. ehe er in die eigentliche classis theologica
rgegangen wäre; somit fällt wol die gewöhnliche Erzählung, ein Mißgeschick
der ersten Predigt sei Ursache des Berufswechsels gewesen, die zuerst Hen-
g aus Iverdon mitgebracht, ohne Weiteres dahin.

Auch nach einer andern Seite hin übte Rousseau einen bemerkenswerthen
fluß auf P. und seine Jugendgenossen aus. Der Apostel der Natur schlug
diese Städter die Brücke zum theilnehmenden Interesse und zur thatkräftigen
mpathie für die Verhältnisse der Landbevölkerung. Sie gehen aufs Land
aus, suchen zu ergründen, wie der Bauer denkt, was ihn drückt. Sie ver-
chen ländliche und städtische Zustände und finden erstere unverdorbener, wer-
Schwärmer für Landleben und Landbau. Zu dieser Annäherung an das
dvolk hatte P., sowol bei den Verwandten seiner Mutter am Zürichsee, als
ntlich bei seinem Großvater, dem Pfarrer Pestalozzi in Höngg, Gelegenheit.
m Pfarrhaus aus lag es nahe, den Blick in die Schule zu werfen, Vorzüge
Schattenseiten der ländlichen Erziehung abzuwägen, die Mängel des Volks-
errichtes zu erkennen. „Es fiel mir frühe auf“, sagt P. bei Besprechung
er Höngger-Erinnerungen, „daß der Fehlerhaftigkeit der ländlichen Erziehung
emein in ihrem Wesen unendlich leichter zu helfen sein könnte, als der-
igen der städtischen. Dabei war mir das Landvolk lieb. Ich bedauerte den
rthum und die Ungewandtheit, in denen seine noch belebtere Naturkraft unbe-
lfen dastand und es regte sich sehr frühe in meinen jugendlichen Jahren ein
endiger Gedanke, ich könnte mich fähig machen, diesfalls mein Scherflein zur
rbesserung der ländlichen Erziehung beizutragen. Es schien mir schon in
inen Jugendjahren heiter (bei P. stehender Ausdruck für: klar), dieses müsse in
ksichtsicht durch die höchst mögliche Vereinfachung der gewohnten Schulunter-
chtsmittel des Lesens, Schreibens und Rechnens angebahnt werden.“

Es war wirklich eine kühne Jugendgeneration, die sich um Lavater und

Füßli als ihre Vorkämpfer schaarte und bald auch P. als begeisterten
nungsgenossen und thätigen Mitarbeiter in ihre Kreise zog. Im J. 176
sie durch eine anonyme Klagschrift die Regierung zur Bestrafung des
Felix v. Grebel (des Eidams des um Staat und Wissenschaft hoch
regierenden Bürgermeisters Leu) genöthigt, welcher 1758—61 Landvogt
ningen gewesen. 1764 brachten sie einen ungetreuen Verwalter zur Fluch
verzeigten sie einen schlechten Pfarrer dem Antistes durch ein anonym
bei der Untersuchung nach dem Schreiber desselben wurde auch P. m
genommen. Noch mehr stellte diesen in den Vordergrund die Entdeckun
handschriftlichen „Bauerngesprächs", in dem die Regierung die Aufforder
die Unterthanen auf dem Lande erblickte, einem allfälligen Truppenaufge
Genf sich zu widersetzen (Januar 1767). Mit aller Energie ward auf
bekannten Verfasser gefahndet. P. hatte eine richtige Ahnung, wer der
sei; er ging zu ihm, um ihn zu bereden, sich der Obrigkeit zu stellen; ab
— es war der cand. theol. Christoph Heinrich Müller (s. A. D. B. XXII,
nachmaliger Professor in Berlin und Herausgeber des Nibelungen — fl
nun kam P. in den Verdacht, ihn zur Flucht aufgemuntert und ihm be
holfen zu haben. Er ward vier Tage in Untersuchungshaft gehalten.
theil wurden die Kosten solcher Haft ihm und den Mitgenossen auferleg
angeordnet, daß denselben — P. ist dabei mit Namen erwähnt — das
keitliche Mißfallen unter nachdrucksamem Zuspruch bezeugt werden soll
corpus delicti wurde vor dem Rathhaus feierlich verbrannt. Eine
Aufzeichnung berichtet weiter über den Ausgang: „Allen Patrioten soll
angezeigt werden, daß, wo sie künftig etwas wider den Staat reden
sie ihres Burgerrechts sollten verlustig sein; die drei Klafter Holz m
dem Henker bezahlen. Uebrigens solle die Commission ernste Unt
machen, wie diesem Uebel ferner zu steuern, auch wegen der gefährlichen
schaften, und der „Erinnerer" soll nicht mehr unter die Preß kommen.
trieb auf dem Rathhause ein Gespött und Dälliker und Pestaluß spazi
einer (Tabak-)Pfeifen auf der (benachbarten) Meisen-Zinne, als man die S
verbrannte."

So sehen wir den Jüngling P. aus der Schüchternheit seiner
Jugend mit einem Male, fast vorzeitig, ins Leben der Oeffentlichkeit he
treten; und wie hier im Kampf gegen die Mängel des Staat
so zu gleicher Zeit auch, getrieben vom Drang seiner genialen Natur di
rarische Concurrenz mit seinen Lehrern versuchend. Noch im hohen A
zählt er darüber mit einer sichtbaren inneren Befriedigung: „Mitten
in einigen Theilen eines bestimmten Unterrichtsfaches hinter meinen Mit
weit zurückstand, übertraf ich sie in einigen anderen Theilen desselben in
seltenen Grad. Das ist so wahr, daß ich einst, da einer meiner Profes
sehr wol Griechisch verstand, aber durchaus kein rhetorisches Talent hatt
Reden des Demosthenes übersetzte und drucken ließ, die Kühnheit hatte,
beschränkten Schulanfängen, die ich im Griechischen besaß, eine dieser Red
zu übersetzen und am Examen als Probestück meiner diesfälligen
niederzulegen. Ein Theil dieser Uebersetzung wurde im Lindauer Journal
Aufsatze, „Agis" betitelt, beigedruckt. Meine Uebersetzung war auch
in Rücksicht auf Feuer und rednerische Lebendigkeit besser, als die des
Professors, ungeachtet ich ohne alle Widerrede noch so viel als nicht G
konnte, hingegen der Herr Professor wohl." P. war zur Zeit dieser
litterarischen Veröffentlichung (1765) 19 Jahre alt und es wird wenig
steller geben, die durch mehr als 60 Jahre hindurch — „Schw

nsschicksale“ und „Langenthaler Rede“ datiren von 1826 — sich die Frische
tterarische Productionen erhalten haben.
Das waren freilich nicht eben Vorstufen für rasche Beförderung im zürcherischen
sleben. Auch mochten Andere besser als P. selbst die Gefahren erkennen,
seine Individualität in der juristisch-politischen Laufbahn entgegenging.
Wort eines sterbenden Freundes, des hochbegabten und klarschauenden Joh.
r Bluntschli (geb. 1742, † 24. Mai 1767 als cand. theol.) entschied und
ßte nun („plötzlich“) den Entschluß, sich der Landwirthschaft zu widmen.
im Herbst 1767 begab er sich zu Tschiffeli nach Kirchberg (Kant. Bern)
ch in seinen Beruf einführen zu lassen. Im Herbst 1768 kam er zurück
aufte dann, nachdem ein zürcherisches Kaufmannshaus ihm die Mittel, einen
ch zur Krappcultur im Großen zu machen, vorgeschossen hatte, auf dem
lde im Gebiet des damaligen Kantons Bern Land zusammen; er nannte
Gut, das er so am Fuße der Brunegg im „Letten“ bei Birr sich erwarb,
Neuhof“; bis er das von ihm gleichzeitig in Bau genommene Landhaus
en konnte (Frühjahr 1771), wohnte er in dem benachbarten Dörfchen
gen an der Reuß. Hier gründete er nun auch einen eigenen Hausstand.
Sterbebette Bluntschli's hatte ihn die gemeinsame Verehrung für den kranken
d mit Anna Schultheß, der Tochter des Pflegers Schultheß zum „Pflug“
zusammengeführt; das Andenken an den Verstorbenen pflanzte gegenseitige
ndschaft, aus der Freundschaft ward Liebe, ideale, schwärmerische Liebe.
Liebe überwand alle Bedenken und Schwierigkeiten, und deren waren nicht
e: Pestalozzi war mehr als sechs Jahre jünger denn seine Braut; er war
Anna's Vater war reich, Anna war schön und gefeiert, P. häßlich und
entlich. Die Eltern Anna's waren entschieden gegen die Verbindung.
lozzi's Darlegungen seiner öconomischen Plane setzten sie ein nur zu be-
etes Mißtrauen entgegen. Nicht nur Verwandte und Jugendfreunde, selbst
ehende Persönlichkeiten wie Bürgermeister Heidegger nahmen sich der Lieben-
n. Endlich erfolgte die Einwilligung, aber nur so, daß die Mutter Schult-
rklärte, sie wolle sich der Verbindung nicht mit Gewalt entgegensetzen;
ßen die Tochter ziehen, doch ohne Aussteuer. Am 30. October oder 2.
er 1769 — das Datum ist nicht vollständig sichergestellt — fand die
ung in Gebistorf bei Brugg statt.
In inniger Reinheit entfaltete sich das Familienleben. Das Tagebuch, das
iden Gatten gemeinschaftlich führten, zeigt ihr innerstes Seelenleben in
Offenheit; die ruhige, fromme Klarheit der Frau, ihre Verehrung und
Sorge für den „Geliebten“, seine wechselnden Stimmungen, die oft an
chondrie streifen, voller Seelenkämpfe. Am 19. August 1770 wurde
lozzi's einziges Kind, ein Sohn, geboren, Hans Jakob oder „Jakobli“ wie
chher im Hause hieß, in der Zeit, als die finanzielle Unternehmung Pesta-
s bereits dem Untergang verfallen war.
Die Mutter Schultheß hatte Anna mit den Worten entlassen: „Du wirst
Wasser und Brod zufrieden sein müssen!“ Noch ehe die junge Haushaltung
n „Neuhof“ herüber ziehen konnte, begannen diese Worte sich zu erfüllen.
at in späterer Zeit seine Leidensgeschichte auf dem Neuhof in herzergreifen-
Weise geschildert, schon im „Schweizerblatt“ von 1782 in seinem „Nachruf
Iselin“ und dann wieder 1826 im Schwanengesang. Aber wir besitzen
ber auch einen Bericht von dritter Hand, das Urtheil eines in seinem
rell von Pestalozzi gänzlich verschiedenen kühl und praktisch denkenden
ndes, in dem Briefe des Pfarrers Schinz, in welchem derselbe, der zudem
sachkundiger Experte Gelegenheit gehabt, einen unparteiischen Blick in die
hältnisse zu thun, unterm 12. April 1783 einem Freunde über die Persönlich-

keit des Verfassers von „Lienhard und Gertrud" Aufschluß gab. Dieser
hält deutlicher als Pestalozzi's eigene Darstellungen die verschiedenen
der Unternehmung auf dem Neuhof 1769—1780 auseinander und ma
in den Hauptpunkten hier seine Stelle finden:

„P. kaufte zu Birr bei 40 Morgen Landes, ließ ein zu seinen
zweckloses, sonst sehr geschmackvolles Haus und andere Gebäude, gegen
aller Freunde Rath und Zureden aufführen und hoffte auf der Grapp
alle Auslagen wieder zu gewinnen. Die Grappflanzung gedieh übel. P.
nicht Rechnung halten, wie er sollte, weil er sich nie mit den Kleinigke
Rechnungswesens beladen wollte, sondern nur im Großen es durchdachte.
entstand in seiner Oekonomie eine Verwirrung, die wichtiger war als
glaubte. Von dem vornehmen Kaufmanne, der seine vielen tausend
zugleich mit Pestalozzi's eignem zugesetzten Gelde in der größten Gefa
ward ich zum Mittelmann erbeten, weil derselbe sich auf meine etwelche
Erfahrung erworbenen, landwirthschaftlichen Kenntnisse verließ. Ich un
und brachte es zur Liquidation, bei welcher der Kaufmann auf ca. 5000
freudigen Verzicht that, wenn damit dem unerfahrenen Speculanten
werden konnte. Nach mißlungenem Versuche in der Grappcultur untern
eine Sennerei, für die er seine Felder in Esparsettenbau verwandelte.
gab er nach diesfälligen, ebenfalls schlechten Proben seiner Feldbaupra
diese Idee auf um sie mit einer andern zu vertauschen, nämlich auf seine
eine Erziehungsanstalt für verlaufene, heimathlose, von liederlichen Eltern
besorgte Bettelkinder zu errichten. Nach dem Erziehungsplan mußten die
bei gutem Wetter auf den Feldern arbeiten, bei schlechtem Wetter aber
Winter ihr Brod mit Baumwolle spinnen gewinnen und verdienen lern
gab einen weitläufigen, durch seine Beredsamkeit hinreißenden Plan dieser
im Drucke heraus, wodurch er vermittelst einer zinslosen Geldenthebung
wisse Jahre bei seinen Freunden die zu diesem Institut nöthigen Fonds sa
Für Zürich machte P. mich zum Sammler. — Ein paar Jahre ging di
gut; trefflich wenigstens waren die Nachrichten, die in Iselins Ephemerid
in andern öffentlichen Blättern darüber gegeben wurden. Allmählich
Gerücht von dieser Anstalt dem P. mehrere Freunde aus der Versammlu
helvetischen Gesellschaft) zu Schinznach zu. Diese kamen, nachdem P.
in Kenntniß gesetzt worden war, in großer Anzahl zu ihm aufs Birrfeld
ich war dabei und fand hier einen schicklichen Anlaß, dem P. die mir au
den Fehler in freundschaftlicher und vertraulicher Unterredung nachzu
Hierauf ging es etwas besser; aber der weise und scharfsichtige Theoretiku
höchst unglückliche Practicus, ließ sich eine andere Speculation beifall
der mit Geld nicht umzugehen wußte, der den Mittelweg zwischen dem
gläubigsten Zutrauen und einem unbedingten Mißtrauen gegen die M
niemals kannte, der zum Calculiren und Scripturiren, zum gemeinen
und Verkehr viel zu gut war, dehnte seine Spinnereien auf Kaufhand
Baumwollbüchern, auf Besuchung der Messen u. s. w. aus. Dadurch k
Erziehungsanstalt in Abgang, die Haushaltung in Verlust und er selbst in
Gefahr seines Vermögens und seines ehrlichen Namens, daß er nur durch
Nachsicht seiner Gläubiger und mit Hilfe und Unterstützung seiner Freun
Verzweiflung und gänzlichem Untergange zu retten war. Er war
dringendsten Noth und hatte gar oft in seinem sonst anmutigen Landhause
Geld noch Brot, noch Holz, sich vor Hunger und Kälte zu schützen. Da
noch eine traurige langwierige Krankheit seiner Frau, Druck und Unterdrü
Zertretung von Innen und Außen."

Fragen wir uns, welche Stellung diese erste Periode des praktischen

) auf dem Neuhof in Pestalozzi's Leben einnehme und was sie zu
ogischen Entwicklung beigetragen, so ist vor Allem, wie schon Möri-
gesehen, festzuhalten, daß zunächst durchaus nicht Gedanken päda-
t P. nach dem Neuhof geführt haben. Und wenn P. sich zu Anfang
rjahre auf dem Neuhof pädagogisch beschäftigt hat, so war dies die
g des liebenden Vaters mit seinem einzigen Söhnlein, über den er
von Niederer in Bruchstücken veröffentlichtes Tagebuch führte. Wir
us dieser Zeit durchaus den Eindruck eines Mannes, der mit seinen
ngen in erster Linie die Existenz seiner Familie sicher stellen will
ser Sicherstellung die Möglichkeit abhängig macht, seinen edeldenken-
uch für weitere Kreise zu bethätigen. Anders gestalteten sich freilich
isse, als P. 1774 dazu kam, zur Hebung seiner ökonomischen Be-
ne Armenerziehungsanstalt auf dem Neuhof zu begründen und durch
ehmung dazu geführt ward, seine Erziehungsideen auch theoretisch
len. In der Hauptsache gewiß richtig hat Niederer — zwar nicht
aber nachmals von P. zu seinem Biographen bestimmt und wol
irt — den Gedanken dieser Anstalt folgendermaßen präcisirt:
erstes diesfalls in seinem Lebensgange Epoche machendes Unter-
r ein im eigentlichen Sinne ökonomisch-pädagogischer Speculations-
n Besitze eines beträchtlichen Landgutes war er überdies Associé einer
fabrik und eines Handelshauses. Sein Landeigenthum war cultivir-
urchaus unangebaut und verwildert. Er wollte es durch Benutzung
r, ebenso vernachlässigter menschlicher Kräfte anbauen und in Auf-
zen. Der Grundsatz von dem er ausging, bestand auf den kürzesten
rückgeführt, darin: die einen durch die andern gegenseitig so zu be-
der Mensch die Natur, die Natur hinwieder den Menschen cultivire.
ationserwerb und Handelsbetrieb, den er damit verknüpfte, sollte
ie Subsistenzmittel der Anstalt vermehren und sichern, andrerseits
als Uebungs- und Bildungsmittel der menschlichen Kräfte benützt
physischen Bedürfnisse der Kinder mit den Forderungen der Fabrikation
andels, diese mit der Anregung und Benützung der menschlichen
lebereinstimmung gebracht werden. Von Seite des Gemüthes stützte
nternehmen auf den menschenfreundlichen Trieb der Armenhülfe.
sollten dem Bettel entrissen werden, ihr Brot selbst verdienen lernen
ie Kosten ihrer Erziehung sogar mit ökonomischem Vortheil, für den
vergüten. Der Gedanke war neu, großartig und verkündete einen
Gebiete der Civilisation". Noch merkwürdiger aber und folgenreicher
tische Durchführung und die speciell pädagogische Seite des Unter-
ren die theoretischen Ideen, auf welche P. durch dieses Unternehmen
de und welche er in seinen „Briefen über die Erziehung der armen
1777 in Iselins Ephemeriden niedergelegt hat. Nicht durch Wohl-
ndern durch Entwicklung der in den Menschen, auch in den ärmsten
räfte ist der Menschheit zu helfen. Alle Volksbildung ist somit
Industrie, d. h. Anleitung zur richtigen Entfaltung und Verwerthung
le liegenden Arbeitskräfte. Dadurch schafft sich die Armenerziehung
ttel unabhängiger Existenz und so zugleich die Mittel ihrer eignen
Entwicklung. Um dies Ziel zu erreichen, ist aber nothwendig, die
der Armuth und für die Armuth zu erziehen; die Erziehung zur
igkeit der theoretischen Bildung vorangehen zu lassen und dann den
nit der Arbeit zu verbinden; als Arbeitsbranche die ertragfähigste
und darum zum mindesten die gewerbliche Fabrikation der Land-
an die Seite zu stellen; endlich diese Arbeit in großem Maßstabe zu

organisiren; in dieser Organisation der Arbeit auf Grund einer Erweit
Familie als Collectivgenossenschaft aller bethätigten Arbeitskräfte zu gen
Einsatz ihrer Thätigkeit für das Gesammtarbeitshaus dämmern bereits di
Zukunftsideen des 19. Jahrhunderts herauf.

Es ist bereits gesagt worden, daß auch dieses Unternehmen äußer
lang und warum es mißlang. Die Anstalt, die 30—40 Kinder beherbe
mußte sich 1780 auflösen. P. selbst schildert dieses Ergebniß kurz un
den einfachen Worten: „Mein Versuch scheiterte auf eine herzzerschneiden
Meine Frau hatte im Uebermaß ihres Edelmuthes ihr Vermögen bein
für mich verpfändet. Ehe ich mich versah, steckte ich in unerschn
Schulden und der größere Theil des Vermögens und der Erbhoffnunge
lieben Frau war gleichsam in Rauch aufgegangen. Unser Unglück
schieden. Ich war jetzt arm." Pestalozzi's Verwandte kauften ihm de
ab, damit er die dringendsten Gläubiger befriedigen könne; von nun
er nur noch die Nutznießung, nicht mehr den Besitz des Gutes. A
Armenerziehungsanstalt ist doch die Wiege der pädagogischen Ideen P
geworden und hat durch ihn der Menschheit den reichsten Gewinn gebrac
vergeblich hatte er auf die Ruhe seines Familienlebens verzichtet um
ziehung armer Kinder zu leben, und mit diesen armen Kindern wie ei
gelebt, um sie wie Menschen leben zu machen.

Doch was sollte er jetzt anfangen, mittellos, creditlos wie er war
Freunde, vor Allem Iselin in Basel, wiesen ihn auf die Schriftsteller
nach einigen kleinern Arbeiten („Abendstunde eines Einsiedlers", „Ueber
gesetze in einem kleinen handeltreibenden Freistaat") entstand sein
„Lienhard und Gertrud", in das er seine psychologischen Erfahrungen n
und das ihn mit Einem Mal zu europäischem Ruhme emporhob. Dieses
bare Buch, dessen erster Theil auf die Frühlingsmesse 1781 zunächst
erschien und in den Jahren 1783, 1785, 1787 weitere Theile als Fort
erhielt, ist durchaus der geniale Wurf eines Autodidakten. „Die Geschi
mir (erzählt der Verfasser) ich weiß nicht wie aus der Feder, und entfa
von selbst ohne daß ich den geringsten Plan davon im Kopfe hatte o
nur einem solchen nachdachte. Das Buch stand in wenigen Wochen
daß ich eigentlich nur wußte wie ich dazu gekommen." Den Schlüss
Bedeutung des Werkes aber gibt er selbst, wenn er die Situation n
lösung der Armenerziehungsanstalt schildert: „Das Entgegenstreben geg
Unglück führte jetzt zu nichts mehr. Indessen hatte ich in der uner
Anstrengung meiner Versuche unermeßliche Wahrheit gelernt und uner
Erfahrungen gemacht und meine Ueberzeugung von der Wichtigkeit (Rich
der Fundamente meiner Ansichten und meiner Bestrebungen war nie gr
in dem Zeitpunkt, in dem sie äußerlich ganz scheiterten. Auch wallte m
immer unerschütterlich nach dem nämlichen Ziel, und ich fand mich
Elend in einer Lage, in der ich einerseits die wesentlichen Bedürfniss
Zwecke, andrerseits die Art und Weise wie die mich umgebende Welt
Gegenstand meiner Bestrebungen in allen Ständen und Verhältnissen
denkt und handelt, erkennen und mit Händen greifen lernte. Ich sag
mit innerer Erhebung und mit Dank gegen die ob mir waltende Vo
selber im Elend lernte ich das Elend des Volks immer tiefer und so
wie sie kein Glücklicher kennt. Ich litt was das Volk litt und das Vo
sich mir, wie es war und wie es sich Niemand zeigte."

Die Grundgedanken von Lienhard und Gertrud sind leicht heraus zu
wir schließen uns in unsrer Darlegung derselben in der Hauptsache an d
einandersetzung, die Mann von denselben gibt (in s. Einleitung zu L.

Gertrud sagt: Wenn es nichts als Arbeit und Verdienst brauchte die Armen
lich zu machen, so würde bald geholfen sein, aber das ist nicht so: bei
hen und bei Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein
. Der Mittelpunkt der Erziehung ist daher die sittliche und zwar die
iös-sittliche Erziehung; aber diese Selbstaufraffung des Menschengeschlechts
nicht befohlen oder geschenkt werden, sie muß von Innen heraus, von unten
f wachsen und es gilt für die Freunde der Menschheit nur, dieser Selbst-
icklung Handreichung zu thun.
Jene Emporhebung vollzieht sich nun in Pestalozzi's Buch in concentrischen
en, zunächst in der Einzelfamilie, dann in Gemeinde und Staat, und ihr
tfactor ist die Mutter, das Centrum des häuslichen Kreises. Sie ist die
und natürlichste Lehrerin der Kinder; sie knüpft alle Lehren an ihre nächsten
ältnisse, auch die Lehren der Religion, die ihr Quelle der Sittlichkeit ist.
en Gaben, die sie den Kindern gibt, zeigt sie ihnen Gaben Gottes, in ihrer
Gottes Liebe; dem Dank der Kinder gegen die Eltern gibt sie die Richtung
Gott und so gründet sie auf das Kinderverhältniß in der Familie den
ben an Gott, die Liebe zu ihm und dem Nächsten. In dem engen Kreis
Familie liegt auch der natürliche Boden für die Einsichtsbildung und die
ngsstätte für das, was das äußere Glück schafft, Thätigkeit und Treue
leinen.
Nun ist aber der thatsächliche Zustand der Dinge derart, daß das Glück
Einzelfamilie durch die allgemeinen Zustände der Gemeinde mitbedingt ist;
ritt Arner helfend ein; aber selbst ein Arner darf nicht rechnen die Generation
Erwachsenen umzuwandeln. Die Sorge richtet sich daher vor Allem auf
Jugend, und da das im Allgemeinen tief gesunkene Familienleben nicht die
hat, den Neubau der social-sittlichen Reform ausreichend und gesichert zu
n, tritt zum Ersatz und zur Ergänzung die Schule ein. „Da man nicht
sinnen kann, daß die verderbten Spinnereltern ihre Kinder zu so einem
tlichen und bedächtlichen Leben anhalten und auferziehen werden, so bleibt
s übrig, als daß das Elend dieser Haushaltungen fortdauert, so lang das
mwollspinnen fortdauert und ein Bein von ihnen lebt", sagt der Baum-
enmeyer, „oder daß man in der Schule Einrichtungen macht, die ihnen das
en, was sie von ihren Eltern nicht bekommen und doch so unumgänglich
ig haben." Der Zweck der Idealschule Pestalozzi's ist also Erziehung; Er-
ng zu den Sitten ein Hauptstück der von ihm gezeichneten Schule im Hause
Gertrud; durch die Schule will er die Menschen bilden, deren Hand, Herz
Kopf gleichmäßig und ihrer eigenthümlichen Lebenslage entsprechend ent-
ln. Schulmeister ist ihm daher nicht ein Mann von Gelehrsamkeit, sondern
Mann, der zufolge seiner frühern Beschäftigung die Welt gesehen, die
schen kennen und behandeln gelernt, der Lieutenant Glüphi (Lieutenant: wol
Doppelsinn, „Unterofficier" und „Stellvertreter" Pestalozzi's), ein Mann, mit
n Blick, warmen Herzen und fester Hand, und ihm geht Gertrud, die
ter, helfend zur Seite. Die Erziehung der Hand ist hier theoretisch noch
stellt wie sie P. auf dem Neuhof praktisch geübt, als Erziehung auf Grund
Anleitung zu beruflicher und gewerblicher Thätigkeit. So hat denn auch
rsten Gedanken einer solchen Schule der Baumwollenmeyer, ein Mann der
durch Bedächtlichkeit, praktischen Sinn und Sparsamkeit aus der Armuth
Wohlstand emporgearbeitet, in welchem verwirklicht ist, wozu P. die Be-
rung erziehen will. In der Erziehung des Herzens hilft der Pfarrer Ernst,
n Verbindung mit dem Lieutenant sich bemüht, die Kinder auch von Seite
Religion aus, zu einem stillen, arbeitsamen Berufsleben zu führen, durch
Angewöhnung an eine weise Lebensordnung, die Quellen unedler, schand-

barer und unordentlicher Sitten zu verstopfen, und auf diese Weise den
der stillen, wortleeren Gottesanbetung und der reinen thätigen und eben
leeren Menschenliebe zu legen. Und zu diesem Ziel zu gelangen, bi
jedes Wort seiner kurzen Religionslehre an das Thun und Lassen der
an ihre Umstände und das Berufsleben ihres Hauses also, daß wenn
ihnen von Gott und Ewigkeit redet, es immer scheint, er rede mit ih
Vater und Mutter, von Haus und Heimath, kurz von Sachen die sie
Welt nahe angehen.

Die Sorge für den Kopf dagegen ist die ausschließliche Domäne
d. h. der Schule. Glüphi wirkt, daß was in den Kopf hinein müsse, he
klar sei, wie der stille Mond am Himmel. Er beugt dem Kopfverdr
seinen Kindern dadurch vor, daß er sie vor Allem aus genau sehen u
lehrt, durch Arbeit und Fleiß die kaltblütige Aufmerksamkeit übt und
den reinen Natursinn der in jedem Menschen liegt, in ihnen stärkt. F
die Anschauung nicht blos ein Mittel sich irgend einen Unterrichtsge
leicht und sicher anzueignen, sie ist ihm zunächst ein Mittel zur Stär
Geisteskraft selbst, ihr Zweck ist für ihn hauptsächlich ein formaler:
schauen an und für sich ist also zu üben und zur Kraft auszubild
„recht sehen und hören ist der erste Schritt zur Weisheit des Mensche
einer solchen Schule regiert der Geist ernster Liebe und eine auf ü
Geisteskraft sich stützende Autorität, nicht das „Narrenholz“. Nach
fahrungen des Neuhof verbindet P. mechanische Handarbeit (Spinnen)
Unterricht. Und auch darin stützt sich P. auf die Erinnerung an seine
erziehungsanstalt, daß er an die Möglichkeit glaubt, eine so einfache Un
methode zu finden, mit welcher ein jeder recht verständige Bauersman
er nur schreiben und rechnen könne, in der Hauptsache ebensoviel a
würde wie Glüphi. „Es brauchte nicht einmal, daß ein Mann nu
rechnen könnte, und ich habe mit meinen Augen einen Mann gesehen, d
Rechnungstabellen mit einer ganzen Stube voll Kinder gebraucht hat un
fortgekommen ist.“

Die psychologischen und socialen Ideen wie sie P. bei dem Werke de
reform vorschweben, hat er in „Arners Gesetzgebung“ niedergelegt. Die
punkte derselben sind etwa folgende: 1. Der Mensch muß aus einem
menschen zum sittlichen Menschen erst erzogen werden. 2. Das kann
schehen von Innen heraus durch die Entbindung der in ihn gelegten
3. Diese Kräfte kommen zur gesunden Entfaltung auf Grund der Ue
den nächsten Individualkreisen (Segen der Wohnstube). 4. Zu ihrer
Entwicklung ist nothwendig, daß durch die Sorge der Gemeinschaft recht
gestellte Verhältnisse des staatlichen Lebens dem Menschen der seine Pflic
füllt, eine bürgerlich ehrenhafte Existenz und Erwerbsfähigkeit, unabhän
den Launen und Gnadenerweisungen der Machthaber, garantiren. 5. De
hat nicht nur die Pflicht unrechtlichen Uebergriffen zu wehren, sondern
aus eingreifend seine Angehörigen zu bürgerlicher Ehrenhaftigkeit und E
fähigkeit zu erziehen, und den Unordnungen die lähmend einwirken
prophylaktisch entgegenzutreten. 6. Indem die Gemeinde durch Org
der gegenseitigen Handbietung gleichsam die Familie im Großen zur Da
und dieses Familienbewußtsein durch gemeinsame Prüfungsstunden und f
liche Festfeiern zum Ausdruck bringt, leistet sie für das Volksleben,
Einzelfamilie für deren Angehörige: sie verbürgt die Aufrechthaltung ein
und weisen Ordnung und jeglichen Fortschritt. — 7. Die Bildung des M
baut auf seinen Kopf, auf seine Hände und Füße und nicht auf sein H
8. Sie beginnt damit, daß die Menschen angehalten werden, in Sach

dkorbs ihre Augen zu gebrauchen und rechnen zu lernen und besteht darin, die Bildung und Erhebung aller wahren Kräfte unserer Natur begünstigt ihre Abschwächungen, sowie ihre Verwilderung verhütet werde; verzichtet er auf alle abstracten Allgemeinheiten und tritt allen Arten der Träumermung entgegen. 9. Die Kopfbildung ist somit auch unabhängig von der igionslehre durchzuführen; letztere — die übrigens strenge von allen theofich gelehrten Fragen frei zu halten ist, — bildet nicht die Grundlage, ern den Schlußstein der Volksbildung, die „auf das Fundament der festen vollendeten Mauern einer weisen bürgerlichen Bildung gebaut" ist. 10. Aber Endzwecke einer wahrhaft weisen Gesetzgebung stimmen mit den Endzwecken r wahrhaft weisen Religion überein und die Mittel, unser Geschlecht durch gute bürgerliche Gesetzgebung zu veredeln, sind innerlich gleich mit den teln dasselbe durch den Dienst des Allerhöchsten zu veredeln.

Solche Zwecke wie sie Arner mit dem Dorfe Bonnal verfolgt, können nur n auf die Dauer mit Erfolg erstrebt werden, wenn der Staat sie sanctionirt adoptirt. Es gilt darum, die beiden Vorurtheile zu widerlegen, daß dem fe zu helfen eine Unmöglichkeit sei und daß Volksbildung dem Staate gelich werden könne. Dieser Widerlegung ist neben der positiven principiellen legung der 4. (letzte) Theil von Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud" gemet. Das Buch endet damit, daß der Herzog bei seinem Besuch in Bonnal Ideale seiner Jugend wirklich erfüllt und damit erfüllbar findet. Charakstisch ist dabei, daß P. jenen Vorurtheilen zwei Anschauungen entgegenstellt, dem Gedankenkreis der ganzen vorrevolutionären Zeit angehören, aber bei zu besonderer Schärfe sich ausbilden und fundamentale Bedeutung gewinnen. ald die Reformen ins Große gehn, wie bei der Umwandlung des Dorfs und der gehofften Umwandlung des Volkslebens überhaupt, ist es Aufgabe und recht der obrigkeitlichen Macht, der ruhigen Umgestaltung von unten herauf, ch ihr Eingreifen von oben herab einen beschleunigten Gang zu geben und en zu können: dieser Glaube an die Macht des aufgeklärten Despotismus t uns sowol in den spätern Theilen von „Lienhard und Gertrud" als in em Commentar „Christof und Else" in unzweideutiger Weise entgegen, und finden uns auch bei Pestalozzi's Darlegungen lebhaft an das Wort Schillers mahnt: „Wo sich die Völker selbst befrein, da kann die Wohlfahrt nicht geh'n." Daß aber die Obrigkeit, daß die höhern Schichten der Gesellschaft zu n von P. für die Veredlung und Hebung der Menschheit geplanten Reformen irklich die Hand bieten, das hängt nicht von zufälligen Gutmüthigkeitserregungen ; das wohlverstandene Interesse der Herrschenden selber kann ihnen zeigen, ß die Sicherstellung ihrer eigenen Macht und Rechte abhängig und erst erichbar ist durch die Sicherstellung der Rechte des gemeinen Manns und eine nünftige, den Kräften freien Spielraum gebende Ordnung des Volkslebens; e solche Staatspolitik ist die beste und die einzige Verunmöglichung der volution; der klardenkende Egoismus und die Humanität führen auf den nlichen Wegen dem nämlichen Ziele entgegen, und daher gilt es nur, das eresse des Egoismus diesem selbst klar zu stellen und ihm die Möglichkeit zu eifen, daß mit Arners Mitteln mathematisch sicher im Großen und Allgeien zu erreichen sei, was Arner in Bonnal erreicht hat. So erklärt es sich, des Herzogs Rathgeber Bylifsky das Ergebniß seiner Berathungen mit den iftern der Finanz und Justiz über die Mittel die der Staat anzuwenden e, um Arners Reform zu adoptiren und im Großen durchzuführen, in dem trag an den Fürsten dahin zusammenfassen kann: „Wir haben die Sache rüft und sehen keine andere Last, die dadurch auf den Staat fallen kann, naus, als die Errichtung eines neuen Lehrstuhls, um Ihre Edelleute mit den

Grundsätzen einer besseren Volksführung bekannt zu machen, und einer L
commission, um Jedermann, der Neigung zeigt, mehr oder weniger von
Grundsätzen auszuführen, mit Rath und Leitung an die Hand zu gehen."

Es sind wahrlich Reformen umfassendster Art, deren Ideen P. „in
Einsiedelei träumend" erfaßt und die er in „Lienhard und Gertrud" nieder
hat. Von der stillen Hütte der Gertrud aus erweitert sich der Blick au
meinde und Staat, auf die ganze civilisirte Menschheit; von der Ordnun
Hauses auf Politik, Recht und Religion, auf die sämmtlichen Ideenkrei
Menschheit. In seinem Geiste sah sich P. als der denkende Schöpfer
idealen Gesetzgebung der Menschheit gleich den größten Denkern des Altert
gleich Männern, die im Mittelalter durch ein weise Ordnung der natio
Verhältnisse ihr Volk zu Kraft und Wohlstand emporgeführt; und es
Pestalozzi's Denkart überaus bezeichnend, daß er in dem Kreise gleichges
Freunde, der wie er selbst die Beglückung der Menschheit sich zum Ziele
als Mitglied des Illuminatenordens, sich „Alfred" nannte, d. h. sich den N
jenes großen angelsächsischen Fürsten und Staatsordners hat beilegen lassen
eben in jener Zeit Haller als Idealbild eines constitutionellen Gesetzgeber
Augen gestellt (A. v. Haller, Alfred König der Angelsachsen. Göttingen
Bern 1773). Der Traum war göttlich schön, aber es war eben nur ein T
mit dem die Wirklichkeit in immer grelleren Contrast trat. Der Enthusia
den der erste Theil von „Lienhard und Gertrud" erregt, minderte sich schon
zweiten, und der dritte und vierte, die so recht eigentlich mit Pestalozzi's
blut geschrieben waren, ließen kalt und fanden wenige Leser. Nicht minder
dieses Schicksal Pestalozzi's zweites Volksbuch „Christof und Else", in we
er die Ideen, die in „Lienhard und Gertrud" zu Grunde liegen, eingeh
besprach (1782). Pestalozzi's Hoffnung als Schriftsteller einflußreich zu
und so abgesehen von der Bestreitung seines Lebensunterhaltes auch
Gemüth und Herzen Befriedigung zu verschaffen, schwanden so zu sagen
jeder Publication mehr dahin. Seine Wochenschrift „Ein Schweizerblatt" (
brachte es nicht über einen Jahrgang heraus. Die umfangreiche Schrift „
Gesetzgebung und Kindermord" (1783) scheint bei den Zeitgenossen wenig Ei
hervorgebracht zu haben. Die umgearbeitete Ausgabe von „Lienhard
Gertrud" 1790–92 vermochte das Interesse für dieses Buch so wenig
neue zu beleben, daß P. bei der dritten Ausgabe 1804 wieder auf die urs
liche Gestaltung zurückgriff. Als P. dann in den Neunzigerjahren angesich
großen Weltereignisse sich der Besprechung politischer Fragen zuwandte un
Februar 1793 ein größeres Manuscript abschloß: „Ja oder Nein, Aeußer
über die bürgerliche Stimmung der Europäischen Menschheit in den ober
untern Ständen, von einem freien Mann" brachte es schon der Inhalt mi
daß er dasselbe ungedruckt in sein Pult legen mußte; erst vor einem Jah
ist es der Leserwelt unter verändertem Titel im Druck zugänglich gemacht w
(Seyffarth, Pestalozzi's Werke Bd. XVII, 311 ff. „Ueber die Ursachen der
zösischen Revolution"). Ebenso erging es den politischen und nationalökonom
Denkschriften, die er anläßlich der Begebenheiten im Canton Zürich, des S
Aufstandes 1795 und der vor 1798 sich neu entwickelnden Gährung
Zürcherschen Seegemeinden entwarf (gedruckt in Zehnder-Stadlin S. 76
Das einzige Buch, mit dem P. einigermaßen den Geschmack seiner Zeit get
und das daher einige Jahre später eine zweite Auflage erlebte, sind
„Fabeln" oder wie sie in erster Auflage heißen „Figuren zu meinem A
Buch" 1797.

Aber die schlimmste Erfahrung machte P. mit dem Werke, dessen Pl
anderthalb Jahrzehende in sich herumtrug, und in welchem er den ganzen I

nes Denkens über Menschenwesen und Menschenwohl zusammenfaßte und an
lchem er drei Jahre lang „mit unglaublicher Mühseligkeit“ schrieb. Es ist
s ein Versuch, seine Ideen in philosophischer Darlegung zu begründen und
szugestalten. Das Buch erschien ebenfalls 1797, unter dem Titel: „Meine
chforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschen-
schlechts“. Dasselbe ist durchdrungen von der Wehmuth, theilweise auch von
r Verbitterung eines nutzlosen zertretenen Daseins. Und wenn er dann im
rlauf seiner Auseinandersetzungen seine Zeitgenossen bittet, seiner Offenheit
ch wenigstens ihre Aufmerksamkeit, seinem Irrthum ihre Widerlegung zu
nnen, so gesteht die Anmerkung der Gesammtausgabe seiner Werke zu dieser
telle: „Diese Bitte ist nicht erhört worden; es hat beinahe Niemand von dem
asein dieser Nachforschungen, die schon vor mehr als zwanzig Jahren im
blicum erschienen, Notiz genommen.“

Man begreift, daß unter diesen Verhältnissen Kummer und Sorgen den
uhof nicht verließen. Immerhin trat gegenüber der Zeit der Auflösung der
rmenanstalt eine Besserung der äußern Lage ein. Es ist bekannt, daß das
erdienst diese angebahnt zu haben, jener Dienstmagd „Lisabeth“ (Elisabeth
äf von Kappel Kt. Zürich) gebührt, in der die Zeitgenossen das Urbild der
Gertrud“ sahen und ehrten. Dann halfen Basler Freunde (Felix Battier,
ohn) finanziell nach, so daß das Gut wieder ordentlich bebaut werden konnte.
elbst der Fabrikationsbetrieb wurde wieder aufgenommen, nicht mehr auf eigene
echnung, sondern indem ein benachbartes Geschäft (Laué & Co. in Wildegg)
rbeit gab. Gegen Ende der Neunzigerjahre erschien P. sogar nominell als
hef eines Seidenhauses in Fluntern bei Zürich, indem er als Städter das
ürgerliche Monopol des Fabrikationsbetriebes durch Uebertragung seines Namens
inem thatsächlich von Landbewohnern (Heinrich Notz zur Platte in Fluntern)
eführten Geschäft gegen eine — wie die Tradition geht bedeutende — jähr-
iche Geldleistung zuwandte. Seit 1790 stand P. für den Erwerb der Familie
ein Sohn Jacob auf dem Neuhofe zur Seite; 1791 verheiratete sich derselbe
mit A. Magd. Fröhlich von Brugg; mit einer Enkelin Marianne (geb. 1794,
† 1802), der später (1798) ein Enkel Gottlieb nachfolgte, zog neues junges
Leben in den Neuhof ein. Einzelne Freunde suchten den Verfasser von „Lienhard
und Gertrud“ auf dem Neuhofe auf, wie der nachmalige Staatsrath Georg
Heinrich Ludwig Nicolovius (1767—1839) und traten mit ihm in bleibende
freundschaftliche Beziehungen. P. selbst und seine Frau konnten sich wieder
freier bewegen. Wie letztere oft längere Zeit bei ihrer Freundin, der Frau von
Hallwyl sich aufhielt, so sehen wir P. 1792 seine längst in Aussicht genommene
Reise nach Deutschland zum Besuch seiner Schwester in Leipzig unternehmen; den
Winter 1793—94 bringt er bei seinen mütterlichen Verwandten in Richterswyl
zu; hier besuchten ihn Fernow, Baggesen und Fichte. Besonders mit letzterem
trat er in nähern Gedankenaustausch; beide trafen sich in ihren Anschauungen
und ihren Interessen für die französische Revolution; es ist wol eine Folge des
Zusammentreffens mit Fichte, daß P. sich nun entschloß, in den „Nachforschungen“
seine eignen Ideen zu philosophischer Darlegung zu bringen, und andrerseits hat
Fichte seiner Hochachtung für Pestalozzi's Erziehungsgedanken, nachdem sie
mittlerweile in Thatleistungen übergegangen, durch die „Reden an die Deutsche
Nation“ ein unvergängliches Denkmal gesetzt. An den Versammlungen der
helvetischen Gesellschaft nimmt P. jetzt wieder regern Antheil, nunmehr bereits
inmitten einer jüngern Generation; seine Freunde sind gelegentlich nicht ohne
Besorgniß, daß seine Hand bei den politischen Unruhen in seinem Heimathkanton
mit im Spiele sei und fürchten für seine Sicherheit (Pestalozziblätter 3. Jahrg.
1882, S. 25 ff.).

Aber bei alledem fühlte sich P. nichts weniger als glücklich. Kränklichkeit seiner Frau, der sehr ängstliche Gesundheitszustand seines Sohnes — derselbe hatte schon als Lehrling in einem Handelshause in Basel epileptische Zufälle gehabt, die sich später wiederholten und 1801 seinem Leben ein frühes Ende machten — waren ein Grund für solche Stimmung; der andre bestand darin, daß P. immer dringender nach einem praktischen Erprobungsfeld für seine Ideen sich sehnte. In der Schweiz waren die Verhältnisse zu klein und enge, als daß er je hoffen konnte, hier seinen Wunsch erfüllt zu sehen; sein Briefwechsel mit Iselin, [illegible] deutschen Illuminaten, mit dem Minister Karl von Zinzendorf in Wien legen Zeugniß davon ab, daß er seit Anfang der Achtzigerjahre sich in steigendem Maße mit der Hoffnung trug, in Wien, bei Joseph II., oder durch Großherzog Leopold Verwendung zu finden. Als diese Aussicht sich mit dem Tode Leopolds II. gänzlich zerschlug, wandten sich seine Blicke nach Frankreich. Von der französischen Nationalversammlung in einer ihrer letzten Sitzungen (26. August 1792) zum Ehrenbürger Frankreichs ernannt (neben Schiller, Campe, Wilberforce u. a.), dachte er während der Schreckensherrschaft 1793 ernstlich daran nach Frankreich zu gehen, aber auch hier scheint ihn — zu seinem Glücke — eigentlich Niemand ernstlich herbeigewünscht zu haben; so unterblieb die Reise, damit schwand aber auch diese letzte Aussicht. Wie unglücklich sich P. über diese „Nutzlosigkeit seines zertretenen Daseins fühlte, davon geben die ersten seiner „Fabeln," das Nachwort der Nachforschungen und der „Brief über den Aufenthalt in Stans" Zeugniß; am tiefsten läßt in seinen damaligen Seelenzustand der Brief blicken, den P. von Stans aus an seine Freundin von Hallwyl schrieb: „Es geht, es geht in allen Theilen; ich lösche die Schande meines Lebens aus; die Tugend meiner Jugend erneuert sich wieder; wie ein Mensch, der Tage lang im Moder und Koth bis an den Hals versunken, seinen Tod nahe sieht, und die Vollendung seiner dringendsten Reise vereitelt sieht, also lebte ich Jahre, viele Jahre in der Verzweiflung und im Rasen meines unbeschreiblichen Elends; ich hätte der ganzen Welt, die um mich herstand und mich also sah, nur ins Gesicht spreien mögen; woran konnte ich mich mehr halten? Aber jetzt sehe und fühle ich mich wieder außer meinem Koth; ich sehe und fühle mein Schicksal mit dem Schicksal andrer Menschen gleich, bin auch selbst wieder ein Mensch, und versöhne mich so gern mit meinem Geschlecht und selbst mit denen, die unermüdet waren, Wasser in die Grube meines Elends zu leiten. Zerbrechet den Becher meines Elendes und trinket mit einem Menschenglas auf meine Errettung, auf mein Werk, auf meine Besserung!"

P. hatte bereits sein dreiundfünfzigstes Lebensjahr angetreten und war von dem Gefühl des nahenden Alters niedergedrückt, als die helvetische Staatsumwälzung des Jahres 1798 die alte Eidgenossenschaft der dreizehn Orte in Trümmer warf. Die Besten der Männer, die nun ans Ruder gelangten, schauten zu ihm als ihrem Altmeister in pietätvoller Hochachtung empor. Und P. selbst sah in der Staatsumwälzung die Morgenröthe, ja das Kommen eines neuen Tages und machte aus seinen Jubelgefühlen darüber kein Hehl.

Auf zweierlei Weise konnte er, an die neue Einheitsregierung sich anschließend, die Erfüllung seiner Wünsche für Volksbeglückung anstreben, als Politiker und Erzieher. Im ersten Fall mußte er darauf ausgehen, das Vertrauen der Männer der Regierung dadurch zu gewinnen, daß er mit der Macht seines Wortes zwischen sie und die Volksstimmung vermittelnd und verständigend trat und dadurch auch sich selbst bei jenen Gehör für seine Culturideen verschaffte. Wie Wenige schien gerade er dazu geeignet eine solche Vermittlung wirksam durchzuführen und der Gedanke daran hatte nicht nur äußern, sondern auch innern Reiz. Pestalozzi's Weltverbesserungspläne wiesen ihn geradezu diesen Weg und er hat zuerst auch diesen betreten. Er schrieb Broschüren, Flugschriften, um das

lf für die neuen Einrichtungen zu stimmen; er nahm die Redaction des
elvetischen Volksblattes" an, eines officiösen Organs, das die Regierung schuf,
Belehrung sittlicher und politischer Art von Staatswegen zu verbreiten, und
ist merkwürdig: bei allen folgenden Wendepunkten der Schicksale der vater-
dischen Geschicke, hat P. der Versuchung nicht widerstehen können, die Bahn
es politischen Rathgebers zu betreten; so 1802, als er seine „Ansichten über
Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vor-
lich zu richten hat" schrieb und sich als Abgeordneten zur Consulta nach
ris wählen ließ; 1814, als er der Reaction mit seiner umfangreichen Schrift
n die Unschuld, den Ernst und den Edelmuth meines Zeitalters und meines
terlandes" entgegen zu treten suchte; und noch 1826 ist die „Rede die ich als
sident der helvetischen Gesellschaft zu Langenthal gehalten habe" im Wesent-
en eine Zusammenfassung patriotisch-politischer Betrachtungen. Es zeigt sich
in bei P. eine Ader ächt republikanischen Sinns, der an der Idee festhält,
Staats- und Volksleben nicht zwei auseinanderfallende Kreise sind, und daß
für das Volksleben eintreten will, gegenüber dem Wohl und Wehe des
ates nicht gleichgültig bleiben darf.

Aber ebenso merkwürdig ist: so gefeiert der Name Pestalozzi's war und
de, so hat doch jedesmal der Instinct der öffentlichen Meinung herausgefühlt,
hierin nicht Pestalozzi's Bedeutung liege; der Strom der Entwicklung
schte über diese seine Kundgebungen dahin, ohne daß sie einen nennenswerthen
fluß auszuüben vermocht hätten, und ihm blieb, wenn er anderes gehofft —
wie hätte ein solcher Sanguiniker nicht anderes hoffen sollen! — auf diesem
ete nichts als mehr oder weniger bittere Enttäuschung. Zum Idealpolitiker
er mit dem Reichthum, der Tiefe und der Reinheit seines Gemüthes ge-
ffen; zum Realpolitiker fehlte ihm die Ruhe und Unvoreingenommenheit ob-
iver Prüfung, die Unabhängigkeit von dem momentanen Eindruck der ihn
gebenden Persönlichkeiten und Verhältnisse, das heißt nicht viel weniger
Alles!

Und so ging es denn auch dies erste Mal. Von der allgemeinen An-
nung aus, daß die Zukunft auf der Möglichkeit der Consolidation der neuen
atsverhältnisse beruhe, ließ er sich zur Rechtfertigung von Dingen hinreißen,
kaum durch die Noth der Zeit entschuldbar waren, und schneller als er er-
nten die Freunde, daß er bei längerer politischer Bethätigung nur sich selbst
h abnutzen werde. Er selbst freilich sah darin Undank und Verkennung, und
nderlich mischen sich daher Anklagen und Selbstgeständnisse in dem Urtheil,
er 1801 über die Männer der Helvetik in seinem Buche: „Wie Gertrud ihre
der lehrt" niederlegte: „Ich irrte mich nicht nur in jedem Schlauen, ich irrte mich
jedem Narren, und traute Jedem der vor meinen Augen stand und ein gutes
rt redete, auch eine gute Meinung zu. Aber dennoch kannte ich das Volk und die
ellen seiner Verwilderung und Entwürdigung vielleicht wie Niemand; aber
wollte nichts, gar nichts als das Stopfen dieser Quellen und das Aufhören
er Uebel, und Helvetiens neue Menschen (novi homines), die nicht so wenig
llten und das Volk nicht kannten, fanden natürlich, daß ich nicht zu ihnen
ßte; diese Menschen, die in ihrer neuen Stellung wie schiffbrüchige Weiber
en Strohhalm für einen Mastbaum ansahen, an dem die Republik sich an
sicheres Ufer treiben könne, achteten mich, mich allein für einen Strohhalm,
dem sich keine Katze anschließen könnte. Sie wußten es nicht und wollten
nicht, aber sie thaten mir Gutes; sie thaten mir mehr Gutes, als mir je
enschen Gutes gethan haben. Sie gaben mich mir selbst wieder und ließen
ir im stillen Staunen über die Umwandlung ihrer Schiffsverbesserung in einen

Schiffbruch nichts übrig als das Wort, das ich in den ersten Tagen ihrer Verwirrung aussprach: Ich will Schulmeister werden! dafür fand ich Vertrauen."

Und so betrat denn P. den andern, stillern, mühsamern, aber für ihn allein richtigen Weg, die Erfüllung seiner Menschheitspläne von unten herauf, als Erzieher, zu versuchen. Es scheint, daß Joh. Lucas Legrand, Präsident des helvetischen Directoriums (geb. 1755, † 1836), ein äußerst wolwollender Mann, der aber gleich P. als Politiker nicht eben in seinem Elemente war, zuerst P. in diesen Gedanken bestärkte; als dann Ph. Alb. Stapfer (geb. 1766, † 1840) sein Amt als Minister der Künste und Wissenschaften antrat, fand P. zu seinem Vorhaben bei ihm die treueste und unerschütterliche Unterstützung; auch Dr. A. Rengger (geb. 1764, † 1835), früher der Hofmeister des jungen Ph. E. Fellenberg, jetzt Minister des Innern, half mit. Stapfer bot P. zunächst die Leitung eines neu zu begründenden helvetischen Lehrerseminars an; P. lehnte aber ab, mit dem Bemerken, er wolle seine Ideen für eine bessere Erziehung erst in einer Kinderschule erproben und ihre Resultate sicher stellen. Eben als er daran gehen wollte, diese Absicht auszuführen, ereignete sich die Katastrophe von Stans (9. September 1798). „Das Unglück von Unterwalden", erzählt P. selbst, „entschied über das Local das ich wählen mußte. Ich ging gern. Mein Eifer, einmal an den großen Traum meines Lebens Hand anlegen zu können, hätte mich dahin gebracht, in den höchsten Alpen, ich möchte sagen, ohne Feuer und Wasser anzufangen, wenn man mich nur einmal hätte anfangen lassen."

Am 5. December 1798 ward P. vom Directorium mit der Leitung des Waisenhauses in Stans beauftragt. Die Aufgabe war, den Kindern der Unterwaldner, die durch den Einfall der Franzosen Eltern und Heim verloren, von Seiten der Regierung Obdach und Erziehung zu verschaffen. Die Regierung gewährte mit einer bei ihrer schlimmen finanziellen Lage doppelt anerkennenswerthen Bereitwilligkeit die nothwendigen Mittel. Am 7. December siedelte P. nach Stans über — seine Familie blieb auf dem Neuhof zurück; am 14. Januar 1799 konnten die ersten Zöglinge aufgenommen werden; ihre Zahl stieg bald auf 50, im Lauf des Frühjahrs auf 80. Am 8. Juni mußte die Anstalt sich auflösen, da das Herannahen der Alliirten die Errichtung von Lazarethen im Rücken der französisch-helvetischen Armee nothwendig machte, und das Kloster in Stans, das bisher als Local für das Waisenhaus gedient, dafür gut gelegen und geeignet schien; P. selbst war von der Anstrengung aufs äußerste erschöpft und spie Blut; aber auch nachdem der Kriegslärm verrauscht war und P. sich erholt hatte, ward dieser nicht zurückberufen; er hatte in Stans geleistet, was eben nur ein Pestalozzi leisten konnte; und was man nun für die Weiterführung der Anstalt nöthig hatte, das konnte jeder gewöhnliche Verwalter oder Lehrer mindestens ebensogut zur Zufriedenheit der Centralbehörde durchführen als Pestalozzi.

Was hat P. in Stans geleistet? Man darf vor allem nicht vergessen, daß die ganze Zeit seiner dortigen Wirksamkeit auf fünf Monate zusammengeht. Man darf nicht vergessen, daß P. als Protestant in ein katholisches Land, als Organ einer durch fremde Waffen unter allen Gräueln des Kriegs wieder zur Autorität gelangten Regierung nach Stans kam. Man darf auch nicht vergessen, daß die praktische Organisationskraft für das Verwaltungsdetail ihm abging und daß er nicht mit festen methodischen Grundsätzen für den Unterricht, sondern recht eigentlich um diese erst zu finden und zu prüfen, die Stelle angenommen. Nichts desto weniger kann constatirt werden, daß P. auch in diesen Beziehungen auf den Aufenthalt in Stans mit Befriedigung zurückblicken durfte. Gerade diejenigen, die seinem Werke am nächsten standen und aus persönlichen und principiellen Interessen am meisten berufen waren, Kritik zu

n, ließen ihm am meisten Gerechtigkeit widerfahren. „Freund, kannst du
uben", schrieb er unmittelbar nach seinem Abgang von Stans an Geßner,
r größte Herzlichkeit für mein Werk fand ich bei den Kapuzinern und
sterfrauen. Thätiges Interesse an der Sache nahmen wenige außer Trutt-
nn (neben diesem, dem damaligen Regierungscommissär, waren es laut Be-
en vor allem die Pfarrer Businger und Odermatt). Die, von denen ich am
isten hoffte, waren so sehr in politische Verbindungen und Interessen ver-
ben, daß diese Kleinigkeit ihnen bei ihrem großen Wirkungskreis nicht be-
tend sein konnte." Am Schluß seiner Thätigkeit sah sich P. im Stande,
den 6000 Franken, die er erhalten, 3000 wieder zurückzugeben; das
r doch wol ein Beleg dafür, daß er es verstanden, mit den ökonomischen
tteln hauszuhalten. Und was die geistige Anregung, die von ihm ausging,
rifft, so darf auf die Briefe Businger's und Truttmann's hingewiesen werden,
denen der letztere im Februar an Rengger folgendermaßen schrieb: „Im
menhause geht es gut, Vater Pestalozzi arbeitet Tag und Nacht über Hals
Kopf. Wirklich speisen und arbeiten 62 Kinder im Hause. Zum Schlafen
r bleiben nur 50, aus Mangel an Betten. Da ist es zum Erstaunen, was
gute Mann leistet, und wie weit die Zöglinge, die voll Wißbegierde sind,
dieser kurzen Zeit schon vorgerückt sind." Aber der nämliche Truttmann
ngte nachher bei Pestalozzi sowol als beim Minister darauf, daß eine feste
ganisation und ein geordneter Lehrplan eingeführt werde, und traf damit den
gel völlig auf den Kopf, wenn er schrieb: „Ich bewundere den Eifer des
rgers Pestalozzi und seine rastlose Thätigkeit für diese Anstalt; er verdient
re und Dank; aber ich sehe ein, daß er die Sache, wenn sie bis auf einen
wissen Grad gebracht ist, in Ordnung und mit gutem Erfolg durchzuführen
d seine Ideen zu realisiren außer Stande ist." Für den Alltagsmechanismus
er Anstalt war P. nicht geschaffen; das jedoch, was die erste Zeit einer
chen Anstalt brauchte, selbstlose Hingebung der ganzen Persönlichkeit, um
zen zu gewinnen, Kräfte zu werben, das hat der alte Pestalozzi in Stans
ner einzigartigen Weise geleistet. Daß er den Kindern alles in allem, Lehrer
d Vater und Mutter zugleich war, daß er auch hier wie auf dem Neuhof
h keinen Augenblick besann, mit seinen armen Kindern arm zu sein, um ihnen
les zu werden, das ist Pestalozzi's ewiger Ruhm, der sich nicht nach der Dauer
nes Aufenthalts in Stans mißt. Darum hat sich auch für die Zeitgenossen,
e für ihn selbst, die Erinnerung an seine dortige Wirksamkeit verklärt, und
schienen ihm noch im späten Greisenalter die Tage in Stans als „die höchsten
genstage seines Lebens".

Denn P. blieb sich seinerseits bewußt, daß er diesen Tagen in Stans
ermeßliches verdanke. Sie hatten ihm das Bewußtsein seiner Kraft wieder-
geben; sie hatten ihn in aller Noth und gerade um dieser Noth willen in-
nctiv zu den Quellen gelangen lassen, an denen ihm die Erkenntniß der
öglichkeit aufging, daß und wie Unterricht und sittliche Erziehung auf ihre
emente zurückgeführt werden können; „es war eigentlich das Pulsgreifen der
raft, die ich suchte — ein ungeheurer Griff — ein Sehender hätte ihn nicht
wagt; ich war zum Glück blind, sonst hätte ich ihn auch nicht gewagt. Ich
ußte bestimmt nicht was ich that, aber ich wußte, was ich wollte, und das
ar: Tod oder Durchsetzung meines Zweckes." So fand P. in Stans den Weg
dem Ziele, dem sein Herz wie ein mächtiger Strom schon seit den Jünglings-
hren entgegen gewallt war, die Quelle des Elends zu stopfen, in das er
as Volk um sich her versunken sah. Diese Ueberzeugung belebte ihn auch, als
rme von Stans für seine geschwächte Gesundheit im Freundeshause auf dem

Schiffbruch nichts übrig als das Wort, das ich in den ersten Tagen ihrer Verwirrung aussprach: Ich will Schulmeister werden! dafür fand ich Vertrauen."

Und so betrat denn P. den andern, stillern, mühsamern, aber für ihn allein richtigen Weg, die Erfüllung seiner Menschheitspläne von unten herauf, als Erzieher, zu versuchen. Es scheint, daß Joh. Lucas Legrand, Präsident des helvetischen Directoriums (geb. 1755, † 1836), ein äußerst wolwollender Mann, der aber gleich P. als Politiker nicht eben in seinem Elemente war, zuerst P. in diesen Gedanken bestärkte; als dann Ph. Alb. Stapfer (geb. 1766, † 1840) sein Amt als Minister der Künste und Wissenschaften antrat, fand P. zu seinem Vorhaben bei ihm die treueste und unerschütterliche Unterstützung; auch Dr. A. Rengger (geb. 1764, † 1835), früher der Hofmeister des jungen Ph. E. Fellenberg, jetzt Minister des Innern, half mit. Stapfer bot P. zunächst die Leitung eines neu zu begründenden helvetischen Lehrerseminars an, P. lehnte aber ab, mit dem Bemerken, er wolle seine Ideen für eine bessere Erziehung erst in einer Kinderschule erproben und ihre Resultate sicher stellen. Eben als er daran gehen wollte, diese Absicht auszuführen, ereignete sich die Katastrophe von Stans (9. September 1798). „Das Unglück von Unterwalden", erzählt P. selbst, „entschied über das Local das ich wählen mußte. Ich ging gern. Mein Eifer, einmal an den großen Traum meines Lebens Hand anlegen zu können, hätte mich dahin gebracht, in den höchsten Alpen, ich möchte sagen, ohne Feuer und Wasser anzufangen, wenn man mich nur einmal hätte anfangen lassen."

Am 5. December 1798 ward P. vom Directorium mit der Leitung des Waisenhauses in Stans beauftragt. Die Aufgabe war, den Kindern der Unterwaldner, die durch den Einfall der Franzosen Eltern und Heim verloren, von Seiten der Regierung Obdach und Erziehung zu verschaffen. Die Regierung gewährte mit einer bei ihrer schlimmen finanziellen Lage doppelt anerkennenswerthen Bereitwilligkeit die nothwendigen Mittel. Am 7. December siedelte P. nach Stans über — seine Familie blieb auf dem Neuhof zurück; am 14. Januar 1799 konnten die ersten Zöglinge aufgenommen werden; ihre Zahl stieg bald auf 50, im Lauf des Frühjahrs auf 80. Am 8. Juni mußte die Anstalt sich auflösen, da das Herannahen der Alliirten die Errichtung von Lazarethen im Rücken der französisch-helvetischen Armee nothwendig machte, und das Kloster in Stans, das bisher als Local für das Waisenhaus gedient, dafür gut gelegen und geeignet schien; P. selbst war von der Anstrengung aufs äußerste erschöpft und spie Blut; aber auch nachdem der Kriegslärm verrauscht war und P. sich erholt hatte, ward dieser nicht zurückberufen; er hatte in Stans geleistet, was eben nur ein Pestalozzi leisten konnte; und was man nun für die Weiterführung der Anstalt nöthig hatte, das konnte jeder gewöhnliche Verwalter oder Lehrer mindestens ebensogut zur Zufriedenheit der Centralbehörde durchführen als Pestalozzi.

Was hat P. in Stans geleistet? Man darf vor allem nicht vergessen, daß die ganze Zeit seiner dortigen Wirksamkeit auf fünf Monate zusammengeht. Man darf nicht vergessen, daß P. als Protestant in ein katholisches Land, als Organ einer durch fremde Waffen unter allen Gräueln des Kriegs wieder zur Autorität gelangten Regierung nach Stans kam. Man darf auch nicht vergessen, daß die praktische Organisationskraft für das Verwaltungsdetail ihm abging und daß er nicht mit festen methodischen Grundsätzen für den Unterricht, sondern recht eigentlich um diese erst zu finden und zu prüfen, die Stelle angenommen. Nichts desto weniger kann constatirt werden, daß P. auch in diesen Beziehungen auf den Aufenthalt in Stans mit Befriedigung zurückblicken durfte. Gerade diejenigen, die seinem Werke am nächsten standen und aus persönlichen und principiellen Interessen am meisten berufen waren, Kritik zu

ließen ihm am meisten Gerechtigkeit widerfahren. „Freund, kannst du
ren", schrieb er unmittelbar nach seinem Abgang von Stans an Geßner,
größte Herzlichkeit für mein Werk fand ich bei den Kapuzinern und
erfrauen. Thätiges Interesse an der Sache nahmen wenige außer Trutt-
(neben diesem, dem damaligen Regierungscommissär, waren es laut Be-
vor allem die Pfarrer Businger und Obermatt). Die, von denen ich am
en hoffte, waren so sehr in politische Verbindungen und Interessen ver-
n, daß diese Kleinigkeit ihnen bei ihrem großen Wirkungskreis nicht be-
nd sein konnte." Am Schluß seiner Thätigkeit sah sich P. im Stande,
den 6000 Franken, die er erhalten, 3000 wieder zurückzugeben; das
doch wol ein Beleg dafür, daß er es verstanden, mit den ökonomischen
ln hauszuhalten. Und was die geistige Anregung, die von ihm ausging,
ft, so darf auf die Briefe Businger's und Truttmann's hingewiesen werden,
denen der letztere im Februar an Rengger folgendermaßen schrieb: „Im
nhause geht es gut, Vater Pestalozzi arbeitet Tag und Nacht über Hals
Kopf. Wirklich speisen und arbeiten 62 Kinder im Hause. Zum Schlafen
bleiben nur 50, aus Mangel an Betten. Da ist es zum Erstaunen, was
ute Mann leistet, und wie weit die Zöglinge, die voll Wißbegierde sind,
iefer kurzen Zeit schon vorgerückt sind." Aber der nämliche Truttmann
te nachher bei Pestalozzi sowol als beim Minister darauf, daß eine feste
nisation und ein geordneter Lehrplan eingeführt werde, und traf damit den
völlig auf den Kopf, wenn er schrieb: „Ich bewundere den Eifer des
ers Pestalozzi und seine rastlose Thätigkeit für diese Anstalt; er verdient
und Dank; aber ich sehe ein, daß er die Sache, wenn sie bis auf einen
en Grad gebracht ist, in Ordnung und mit gutem Erfolg durchzuführen
eine Ideen zu realisiren außer Stande ist." Für den Alltagsmechanismus
Anstalt war P. nicht geschaffen; das jedoch, was die erste Zeit einer
n Anstalt brauchte, selbstlose Hingebung der ganzen Persönlichkeit, um
n zu gewinnen, Kräfte zu werben, das hat der alte Pestalozzi in Stans
er einzigartigen Weise geleistet. Daß er den Kindern alles in allem, Lehrer
Vater und Mutter zugleich war, daß er auch hier wie auf dem Neuhof
inen Augenblick besann, mit seinen armen Kindern arm zu sein, um ihnen
zu werden, das ist Pestalozzi's ewiger Ruhm, der sich nicht nach der Dauer
Aufenthalts in Stans mißt. Darum hat sich auch für die Zeitgenossen,
für ihn selbst, die Erinnerung an seine dortige Wirksamkeit verklärt, und
nen ihm noch im späten Greisenalter die Tage in Stans als „die höchsten
stage seines Lebens".

Denn P. blieb sich seinerseits bewußt, daß er diesen Tagen in Stans
neßliches verdanke. Sie hatten ihm das Bewußtsein seiner Kraft wieder-
en; sie hatten ihn in aller Noth und gerade um dieser Noth willen in-
d zu den Quellen gelangen lassen, an denen ihm die Erkenntniß der
ichkeit aufging, daß und wie Unterricht und sittliche Erziehung auf ihre
nte zurückgeführt werden können; „es war eigentlich das Pulsgreifen der
, die ich suchte — ein ungeheurer Griff — ein Sehender hätte ihn nicht
t; ich war zum Glück blind, sonst hätte ich ihn auch nicht gewagt. Ich
bestimmt nicht was ich that, aber ich wußte, was ich wollte, und das
Tod oder Durchsetzung meines Zweckes." So fand P. in Stans den Weg
m Ziele, dem sein Herz wie ein mächtiger Strom schon seit den Jünglings-
n entgegen gewallt war, die Quelle des Elends zu stopfen, in das er
Volk um sich her versunken sah. Diese Ueberzeugung belebte ihn auch, als
ne von Stans für seine geschwächte Gesundheit im Freundeshause auf dem

Gurnigel Heilung suchte: „Es war nicht mein Ufer, es war wie ein S
Meere, auf welchem ich ruhete, um wieder zu schwimmen. Ich vergef
Tage nicht, so lange ich lebe, sie retteten mich, aber ich konnte nicht leb
mein Werk, selbst in dem Augenblicke, da ich auf des Gurnigels Höhe da
unermeßliche Thal zu meinen Füßen sah, denn ich hatte noch nie eine
Aussicht gesehen, und dennoch dachte ich bei diesem Anblick mehr an da
unterrichtete Volk, als an die Schönheit der Aussicht. Ich konnte und
nicht leben, ohne mein Werk."

Nach seiner Rückkehr vom Gurnigel fand P. durch Vermittlung d
vetischen Oberrichters Schnell Gelegenheit, in Burgdorf an einer Element
seine Versuche fortzusetzen (wahrscheinlich August 1799). Ueber Pest
Schulhalten in Burgdorf besitzen wir nun die Darstellung eines Augen
Johannes Ramsauer (1790—1848), des nachmaligen Mitarbeiters Pesta
welcher in jenen Jahren als Schüler bei P. war; diese Schilderung
hinlänglich, warum Pestalozzi's Unterricht auch in Stans von denjenige
nicht in den Kern der Sache vordrangen, hatte mit Mißtrauen be
werden müssen.

Und doch trotz allen diesen äußeren Unvollkommenheiten trat allmäh
Tage, daß P. sich nicht vergeblich abmühte. Als zu Ende März 180
achtmonatlicher Wirksamkeit die Prüfung stattfand, legte die Schulcom
von Burgdorf ihren Befund in einem Zeugnisse nieder, das ihr selbst z
minderer Ehre als P. selber gereicht. „In dem Alter von 5—8 Jahr
welchem nach der bisherigen marternden Methode die Kinder die Buc
kaum sillabiren und lesen gelernt, haben Ihre Schüler nicht nur diese
in einem bisher ungewohnten Grade der Vollkommenheit zu Ende gebrach
dern die fähigsten unter ihnen zeichnen sich bereits als Schönschreiber, Z
und Rechner aus. Bei Allen haben Sie die Neigung zur Geschichte,
geschichte, Meßkunst, Erdbeschreibung u. s. w. zu erwecken und zu beleb
wußt, daß ihre künftigen Lehrer, wenn sie von diesen Vorbereitungen vern
Gebrauch zu machen wissen, ihre Arbeit ungemein erleichtert finden
Aus Ihren Händen oder aus den Händen eines nach Ihrer Methode zu
gehenden Lehrers werden künftig die oberen Schulen nicht mehr mit Kind
setzt werden, an welchen Jahre lang gearbeitet werden muß, nur an jene
Elementen nachzupflastern, sondern mit Kindern, die von dieser Seite nich
missen lassen und deren Köpfe schon mit reellen Kenntnissen angefüllt s
Möchte Ihr glühender Eifer für die praktische Anwendung Ihrer trefflic
gedachten und auf die menschlichen Bedürfnisse so genau berechneten
nicht etwa wieder in bedrängten Lagen unsers Vaterlandes, in Eifersu
andern Leidenschaften oder in Mangel an öffentlichen Hülfsmitteln Hin
antreffen — möchten Sie durch keinerlei Umstände von Ihrem Lieblingsg
der Bildung und der Veredlung der Kinderwelt, abgezogen werden.
wir nicht zu klein sein, um etwas zu diesem großen Plane beizutragen."

P. freilich betrachtete auch Burgdorf nicht als seine bleibende
Er dachte daran, auf dem Neuhof eine Erziehungsanstalt zu gründen;
helvetische Regierung konnte ihm die gewünschte Beisteuer an Holz nicht
und damit zerschlug sich der Plan. Aber nach andern Seiten zeigte si
die Zeit der Prüfung für ihn ihrem Ende nahe sei. Das allgemeine I
begann sich seinen Versuchen zuzuwenden. Stapfer hatte auch in den sch
Stunden den Glauben an ihn nicht sinken lassen; er veranlaßte nun, d
helvetische Vollziehungsrath (die damalige Executive) P. durch eine Anle
1600 Fr. den Druck seiner Elementarbücher ermöglichte; der Beschluß
einstimmig. Aber Stapfer wandte sich auch an das Interesse der gebildeten

erhaupt; durch seinen Schwager Schnell ward zu anfang Juni 1800 eine patrio-
sche Gesellschaft von Erziehungsfreunden in Bern gebildet, in der bestimmten
bsicht, die Bestrebungen Pestalozzi's dadurch zu unterstützen und zu allgemeiner
nerkennung zu bringen. Eine Commission aus ihrer Mitte — Paul Usteri
on Zürich und Joseph Lüthi von Solothurn waren dabei mit bethätigt —
hielt den Auftrag, Pestalozzi's Methode an Ort und Stelle zu prüfen; der
ericht, den sie im Herbst abstattete, fiel außerordentlich günstig aus.

Inzwischen war aber in Pestalozzi's persönlicher Stellung eine große und
tscheidende Veränderung vorgegangen. Wir erinnern uns jenes Planes von
tapfer im J. 1798, ein helvetisches Lehrerseminar zu gründen. Der Versuch
ner solchen Schulanstalt war, nachdem P. und Andere abgelehnt, durch Joh.
ud. Fischer von Bern, Stapfers Secretär, unternommen worden; die helvetische
egierung hatte ihm dafür das Schloß Burgdorf eingeräumt. Die Noth der
eit modificirte den ursprünglichen Plan; mit Hülfe der wohlhabenden Familien
urgdorfs gelang es Fischer, für eine Schaar armer Appenzellerkinder in Burg-
orf und Umgebung Quartier zu finden; Fischer hatte dabei ersucht, den Kindern
nen jungen Mann beizugeben, der Lust habe, Schulmeister zu werden, er wolle
ann seine Ausbildung übernehmen. Der Kindertransport, 19 Knaben und
Mädchen, kam am 26. Januar 1800 in Burgdorf an, mit ihm Hermann
rüsi, ein junger Lehrer mit offenem Kopfe und gutem Verständniß für die
inderwelt, aber von höchst mangelhafter Berufsbildung. Krüsi fuhr in Burg-
orf fort, seine Appenzellerkinder zu unterrichten, während er selbst theoretisch
nd praktisch Fischers Lehrschüler geworden war. Im übrigen gerieth die Aus-
ihrung des Plans einer Lehrerbildungsanstalt ins Stocken; Fischer siedelte schon
m 2. April nach Bern über und trat bei Stapfer wieder als Secretär ein;
ine Kraft war durch das Fehlschlagen seiner Hoffnungen gebrochen; am
1. Mai 1800 starb er, erst achtundzwanzig Jahre alt. P. war es, der zuerst
rüsi die Todesnachricht mittheilte und sie zugleich mit der freundlichen Ein-
dung begleitete, Krüsi möge seine Schule mit derjenigen Pestalozzi's vereinigen.
n Krüsi fand nun P. einen Mitarbeiter, wie er ihn unter Tausenden nicht
esser hätte finden können. Er besaß, was P. abging, die Kunst des praktischen
chulhaltens, in hohem Maße, und war zugleich einsichtig und bescheiden genug,
m sich voll und ganz der geistigen Leitung Pestalozzi's zu unterziehen. Durch
rüsi beredet schloß sich noch im Sommer der Theologe Tobler, ebenfalls ein
ppenzeller, dem Unternehmen an; dieser seinerseits beredete den würtembergischen
uchbindergesellen Buß, ihm unmittelbar nachzufolgen. Die helvetische Regie-
erung gab für die Anstalt, die Erziehungsanstalt, Seminar und Waisenhaus
n sich schließen sollte, unentgeltlich die nöthigen Localitäten im Schlosse, dazu
olz- und Pflanzland. Im October 1800 ward die Anstalt eröffnet; ihre Ent-
vicklung als Erziehungsinstitut drängte aber bald die andern Zwecke in den
hintergrund. In demselben gelangte P. dazu, die praktischen Consequenzen
einer Grundgedanken zu ziehen und mit Hülfe seiner drei ersten Mitarbeiter ihre
Verwerthung für die Unterrichtspraxis in Angriff zu nehmen. Nachdem er be-
reits 1800 in einem Bericht an die Commission der Erziehungsgesellschaft
den Versuch gemacht, den sich in ihm gestaltenden Ideen Ausdruck zu geben,
arbeitete er nun eine größere Schrift zu diesem Zwecke aus: „Wie Gertrud ihre
Kinder lehrt“, die 1801 erschien und in ähnlicher Weise wie „Lienhard und
Gertrud“, aber weit folgenreicher, das Interesse der gebildeten Welt für den Ver-
fasser und seine Ideen in Anspruch nahm. Dieses Buch, das den Einfluß
Pestalozzi's auf das Schulwesen des 19. Jahrhunderts begründet hat, besteht
in 14 Briefen an seinen Freund Geßner (Buchhändler in Bern). In den drei

ersten Briefen schildert er die Vorbereitung, die er selbst, Krüsi
— Tobler war bereits wieder aus Pestalozzi's Kreise geschieden, k
später in denselben wieder zurück — zu dem Werke mitgebracht;
4—11 die Resultate seiner Beobachtungen und der gemeinschaftlich
für die Denkbildung (intellectuelles Gebiet), in Brief 12 diejenigen fü
dung der Fertigkeiten (auf physischem und sittlichem Gebiet); Brief 1
besprechen die Anwendung dieser Grundsätze auf das Centrum der
bildung, die Bildung zu sittlicher Religiosität. Der Titel entspricht d
wenig, es sei denn, daß man in dem Namen „Gertrud" das einfach
ruhig beobachtende, pädagogische Denken personificirt sieht; das Ziel
die Darstellung hinsteuert, ist, zu zeigen, daß man durch richtiges Elem
des Wissens die schlichteste Mutter in den Stand setzt und ihr damit
Pflicht auferlegt, ihre Kinder selbst richtig zu erziehen; also könnte
Titel dem Inhalt in der Fassung angepaßt werden: „daß Gertrud ih
erziehen kann und darum auch soll!"

P. hat später noch zu wiederholten Malen seine Methode im Z
hang dargestellt: 1807 in den „Ansichten und Erfahrungen, die
Elementarbildung betreffend"; 1809 in der „Rede über die Elementar
die P. bei der Versammlung der Gesellschaft der Erziehungsfreunde in
hielt („Lenzburger Rede"), die aber nur in der von P. veranlaßten Ueber
durch Niederer im Druck erschienen ist; 1818 in der „Rede an mei
1818/19 in „Briefen über Elementarbildung an J. P. Greaves E
bis jetzt nur in englischer Uebersetzung bekannt sind (letters on early e
1826 im „Schwanengesang" und in dem „Versuch einer Skizze über d
der Idee der Elementarbildung", den er für die Helvetische Gesellsc
arbeitete (Pestalozzibl. 3. Jahrg. 1882, S. 49 ff.). Wesentliche Um
der Grundgedanken fanden aber nicht mehr statt und da es im Zusan
dieser Arbeit nur darum sich handeln kann, die Grundzüge von P
pädagogischem Denken zu geben, die in dem Buche „Wie Gertrud ꝛc."
historischen Entwicklung dargeboten sind, schließen wir hier einen kurz
derselben an.

Der Grundgedanke Pestalozzi's ist die Psychologisirung des Unter
der Geistesbildung, d. h. Unterricht und Geistesbildung sollen dem
Fassungsvermögen angepaßt werden. Wenn es nun gelingt, den Bil
in seine Elemente zu zerlegen, so ist es klar, daß die Elementarbildung
Elementarentwicklung des Kindes, d. h. schon im Säuglingsalter des
verbinden und deshalb in die Hand der Mutter gelegt werden soll. S
ersten Einwirkungen sind der Kunstbildung, d. h. bewußter Planmäß
unterwerfen.

Nun ist alle Kunst nur dann wahrhafte Kunst, wenn sie dem
Natur sich anschließt und ihre ganze Kraft ruht auf der Uebereinstim
der physischen Natur. Die Natur aber zeigt mit Klarheit in ihren Sch
welchen Gang auch die Kunst der geistigen Bildung ins Auge zu fa
Denn der Mechanismus der sinnlichen Menschennatur — und auf die
Empfindung und Anschauung baut ja die geistige Entwicklung auf
seinem Wesen den nämlichen Gesetzen unterworfen, durch welche die
Natur allgemein ihre Kräfte entfaltet. Nach diesen Gesetzen soll aller
das Wesentlichste seines Erkenntnißfachs unerschütterlich tief in das
menschlichen Geistes einprägen, dann das weniger Wesentliche allmähl
mit ununterbrochener Kraft, an das Wesentliche anketten und alle i
bis an das Aeußerste des Faches in einem lebendigen, aber verhältni
Zusammenhang mit dem Wesentlichen erhalten: wie dies im Reich d

e der Einblick in die Entwicklung des Baumes lehrt. Daraus
im nähern seine Naturgesetze für die kunstmäßige Entwicklung der
räfte oder die Erziehung ab: fürs erste sind die Anschauungen zu
das Einfache zu vollenden, ehe man zum Entwickelten fortschreitet;
es alle wesentlichen zusammengehörenden Eindrücke von Dingen (Merk-
Geiste in eben den Zusammenhang zu bringen, in dem sie sich in der
lich befinden; weiterhin sie durch möglichstes Zusammenwirken der
n Sinne allseitig und vollständig zur Wahrnehmung zu bringen;
hne Einmischung unserer Willkür als unbedingt nothwendig auf uns
u lassen; und endlich durch Reichthum und Vielseitigkeit in Reiz und
uns zur freien Beherrschung derselben zu erheben. — P. nennt diese
ysisch-mechanische Gesetze und leitet sie nachträglich auf eine dreifache
ück, d. h. er begründet sie durch drei psychologische Erfahrungsthat-
daß das Geistesleben seiner Natur nach von dunklen Anschauungen
n zu deutlichen Begriffen zu gelangen; daraus ergibt sich die Noth-
diese Anschauungen in die einfachen Grundtheile zu zerlegen, aus
estehen und die bleibenden Bestandtheile ihrer Erscheinungsform vor
nden hervorzuheben; so wird das Vorstellungsleben vor Irrwegen be-
durch Eine klare Anschauung die leichte Aufnahme ganzer Reihen
Anschauungen vermittelt; — 2. daß mit dem Anschauungsvermögen
er unmittelbarer Bethätigung der Täuschung unterworfene) Sinnlich-
enschlichen Natur allgemein verwoben sei; daraus folgt die Noth-
eines allmählichen langsamen Gangs der Erkenntniß, damit dieselbe
hen Trübungen abgeklärt zu allseitiger Ausreifung gelange; — 3. daß
utlichkeit der Anschauung „das Verhältniß der äußern Lage des zu
Gegenstandes mit meinem Erkenntnißvermögen (d. h. die räumliche
des Objects vom Subject) maßgebend sei, daraus folgt die Noth-
die Gegenstände dem Erkenntnißvermögen nahe zu bringen, und das
nde, ja den Mittelpunkt dieses Kreises, das Kind selbst, als ersten
stoff zu verwenden. — Also geht unsere Erkenntniß von Verwirrung
mtheit, von Bestimmtheit zur Klarheit, und von Klarheit zur Deut-
r.

es sind nun, fragt P., die Elemente des denkbildenden Unterrichts?
ieten sich dafür die gewöhnlichen Elementarfächer dar, und es wären
nun wahrhaft elementarisch, in psychologischen Reihenfolgen, zu ge-
lber sofort zeigt sich, daß jene nicht elementarer Natur sind; das
ist eine Unterart des Zeichnens und dieses beruht auf der Kunst des
das Lesenkönnen ist dem Redenkönnen untergeordnet und die Natur
t allmählich vom Schall durch Laut und Wort hindurch zum Reden-
npor; man wird also auf jene Grundkräfte, auf die Urformen der
n Geistesentwicklung zurückgehen und diese kunstmäßig ausbilden müssen,
durch die Erziehung die Geistesentwicklung sicherstellen will, und diese
der Geistesentwicklung werden den Grund- und Hauptformen der
sprechen. Da tauchte P. intuitiv der Gedanke auf — er selbst sagt:
deus ex machina" —: die Mittel der Verdeutlichung aller unsrer An-
rkenntnisse gehen von Zahl, Form und Sprache aus. Zahl, Form
che (die Pestalozzische Trias) sind gemeinsam die Elementarmittel des
s, indem sich die ganze Summe aller äußern Eigenschaften eines Gegen-
n Kreise seines Umrisses und im Verhältniß seiner Zahl vereinigt und
rache meinem Bewußtsein zu eigen gemacht wird. Und wie sie so die
des Objects bilden, so auch diejenigen des erkennenden Geistes; unsere
enntniß entquillt aus 3 Elementarkräften: aus der Schallkraft, der die

Sprachfähigkeit entspringt; aus der unbestimmten blos sinnlichen Vorstellungskraft, welcher das Bewußtsein aller Formen entspringt; aus der bestimmten, nicht mehr blos sinnlichen Vorstellungskraft, aus welcher das Bewußtsein der Einheit und mit ihr die Zählungs- und Rechnungsfähigkeit hergeleitet werden muß. „Ich urtheilte also, die Kunstbildung unseres Geschlechtes müsse an die ersten und einfachsten Resultate dieser 3 Grundkräfte, an Schall, Form und Zahl, angekettet werden, und der Unterricht über einzelne Theile könne und werde niemals zu einem, unsere Natur in ihrem ganzen Umfang befriedigenden Erfolge hinlenken, wenn diese drei einfachen Resultate unserer Grundkräfte nicht als die gemeinsamen, von der Natur selbst anerkannten Anfangspunkte alles Unterrichts anerkannt und im Gefolg dieser Anerkennung in Formen eingelenkt werden, die allgemein und harmonisch von den ersten Resultaten dieser drei Elementarkräfte unserer Natur ausgehen und wesentlich und sicher dahin wirken, den Fortschritt des Unterrichts bis zu seiner Vollendung in die Schranken einer lückenlosen, diese Elementarkräfte gemeinsam und im Gleichgewichte beschäftigenden Progression zu lenken . . . ., damit finde ich aber auch das Problem: einen allgemeinen Ursprung aller Kunstmittel des Unterrichts und mit ihm die Form aufzufinden, in welcher die Ausbildung unseres Geschlechtes durch das Wesen unserer Natur selber bestimmt werden könne.“ Also auf die Resultate der drei Grundkräfte des Sprechens, Messens und Zählens muß der Unterricht aufgebaut werden. Die Sprachlehre muß daher aufbauen auf die Wortlehre, d. h. auf die Mittel einzelne Gegenstände kennen zu lehren und diese auf die Tonlehre, d. h. auf die Mittel die Sprachorgane zu bilden; und sie selbst, die Sprach- oder vielmehr Sprechlehre, ist nichts anderes als die Zusammenfassung der Mittel, durch welche wir dahin geführt werden, uns über die uns bekannt gewordenen Gegenstände und über alles, was wir an ihnen zu erkennen vermögen, bestimmt ausdrücken zu können. Die Formlehre, deren praktische Bethätigung Zeichnen (und Schreiben) ist, beruht auf der Meßkunst, diese hinwieder geht aus von einer systematisch geleiteten Anschauungskunst; und wie die Tonlehre auf ein ABC der Töne als die Grundlage aller Lautcombinationen hinführt, ebenso muß auch ein ABC der Anschauungen als die Grundlage aller Formcombinationen gefunden werden können. Und ebenso beruht die Rechenkunst darauf, daß ein solches ABC der Anschauung zu Grunde gelegt werde, welches für die Operation mit ganzen Zahlen in den angeschauten Combinationen der Einheit, für die Zertheilung der Einheit am vollkommensten in den Theilungscombinationen des Quadrates zu suchen ist. (Pestalozzische Einheiten- und Bruchtabellen.) Die Richtigkeit der Bildung unseres Vorstellungsvermögens, dessen Grundkräfte Zählen und Messen sind, hängt davon ab, daß die Anschauung das absolute Fundament aller Erkenntniß sei, mit andern Worten, daß jede Erkenntniß von der Anschauung ausgehe und auf sie müsse zurückgeführt werden können. — Ganz in gleicher Weise nun wie das theoretische Erkennen elementarisirt, d. h. auf ein ABC sei es der Laute (Sprache), sei es der Anschauung (Zahl und Form) zurückzuführen ist, muß auch das Gebiet der Fertigkeiten, d. h. des praktischen Könnens, elementarisch gebildet werden. Und das bezieht sich sowol auf die körperlichen Fertigkeiten (ABC der Körperübungen, als Grundlage eines methodisch-allseitigen Turnunterrichts) als auf die sittlichen (ABC der sittlichen Fertigkeiten); und Pestalozzi weist am Schlusse des Buches „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ in begeisterter Klarheit nach, wie die höchste Begründung des sittlichen Verhaltens, die religiöse, ihre Grundkräfte aus dem naturgemäßen instinctiven Verhältniß zwischen Mutter und Kind herauszuentwickeln vermöge, so daß die zur Bestimmtheit gebrachten und systematisch geweckten Gefühle der Liebe, des Vertrauens, der Dankbarkeit, des Gehorsams des Kindes gegen die

lutter gewissermaßen das ABC bilden würden, auf dem sich der ganze Bau
s Gemüths- und Willenslebens erheben kann.

Das sind die psychologischen Grundlagen der Methode Pestalozzi's. In der
chnik ihrer Durchführung erwies sich für P. und den Pestalozzianismus die
hranke, die alles Menschliche nur allmählich zur Vollkommenheit schreiten
ßt. P. selbst ist sich hier auch gar nicht immer gleich geblieben; die Anwen-
ng des gegenseitigen Unterrichts, die gleichzeitige Beschäftigung der Kinder
rch Unterricht und Bethätigung der Hand tritt zeitweise in den Vordergrund,
itweise wieder völlig zurück; der Versuch die Anschauung des Kindes zuerst an
inem eignen Körper zu üben, erwies sich als entschiedener Mißgriff. Daß der
ethode als solcher, d. h. nicht ihrer psychologischen Grundlage und Idee, son-
rn der Erscheinungsform derselben, die sie durch die pädagogischen Experimente
stalozzi's und seiner Mitarbeiter erhielt, Unfehlbarkeit zugeschrieben und da-
rch das Mechanische dieses Methodisirens anstatt der freien geistigen Verwer-
ung jener Grundlagen als das unbedingte Hilfs- und Heilmittel der mensch-
chen Entwicklung hingestellt wurde, hat sich im Ausgang der praktischen Erziehungs-
ternehmungen Pestalozzi's und in der Thatsache aufs bitterste gerächt, daß die
dagogische Entwicklung, bei aller Hochachtung für Pestalozzi, sehr rasch über den
stalozzianismus seiner unmitttelbaren Jünger zur Tagesordnung geschritten;
er auf den geistigen Grundlagen, die P. für seine eignen pädagogischen Experimente
it der ganzen Schärfe und Hingebung seines Geistes aus den Tiefen der
enschennatur herausgegraben, baut die Menschheit immer noch fort und wird
ieselben sich nicht mehr zuschütten lassen. Auch diese Grundlagen sind nicht in
llem Detail der Darlegung unanfechtbar; aber sie waren ein redlicher und geist-
oller Versuch, sich über die psychologische Gestaltung aller Menschenbildung ins
lare zu setzen; dieser Versuch zog darum die allgemeine Aufmerksamkeit auf
ch, weil er dem Ringen der Zeit, die Menschennatur zu ergründen und zu
ben, beredten Ausdruck verlieh und weil der Mann, der ihn theoretisch gethan,
gleich auf die praktische Durchführung, die er und begeisterte Mitarbeiter in
urgdorf der Welt vor Augen stellten, hinweisen konnte, und diese Begeisterung
nwiederum, welche die Mitarbeiter an das gemeinsame Werk fesselte und welche
on ihnen aus auch auf die zahlreichen Besucher überging, war die Wirkung einer
ersönlichkeit, in welcher der Grundsatz der hingebendsten Begeisterung für Menschen-
ohl: Alles für Andere, für sich Nichts! gleichsam eine lebendige Verkörperung
funden.

So mühevoll P. sich zu einem endlichen Gelingen hatte emporringen
üssen, so schnell vollzog sich nun in Burgdorf der Umschwung: schon 1803
hlt das Institut über 100 Zöglinge, P. steht auf der Höhe des Weltruhms
nd von allen Seiten pilgern Schaaren pädagogischer Jünger heran um ihn
nnen zu lernen, das Institut zu besichtigen, die Methode zu studieren. Es ist
gentlich ein wundersames Phänomen: der Mann, der zeitlebens nicht ortho-
raphisch und stilgerecht schreiben konnte, wird der Prophet für die Methode des
nterrichts; der Mann, der in seiner Naivetät den Freunden gestand, er ver-
erbe (durch seine blinde Gutmüthigkeit) alle die, mit welchen er zu thun habe,
r Prophet der Erziehung; der Mann, der nur in der Gegenwart lebte und
ssen geistiges Leben nach Niederer's treffendem Ausdruck eigentlich keine Ge-
hichte hatte, eine Persönlichkeit von centraler culturgeschichtlicher Wirksamkeit;
r Mann, der sozusagen nie über die Grenzen seines kleinen Vaterlandes her-
usgekommen, zieht die Bewunderer aus aller Welt zu sich heran; der Mann,
r sich selbst der absoluten Regierungsunfähigkeit anklagt, war der herrschende
ittelpunkt und der Gegenstand einer Hingebung, die das Unmögliche um seinet-
egen möglich zu machen suchte. Wo man hinsieht, steht man vor lauter Wider-

sprüchen und findet die Lösung kaum anderswo und anderswie als in Pestalozzi's eigenem Ausspruch: „Man hat mir in meinen Knabenschuhen schon gepredigt, es sei eine heilige Sache um das von unten herauf dienen; aber ich habe jetzt erfahren, um Wunder zu leisten, muß man mit grauen Haaren von unten herauf dienen."

Die Schilderung des einfachen naturvollen Anstaltslebens, wie es in Pestalozzi's Persönlichkeit seinen Gemüth und Willen tief anregenden Mittelpunkt hatte, die Darstellung des Unterrichtsgangs, der religiös-sittlichen Abend- und Morgenunterhaltungen, des ungezwungenen Verkehrs zwischen Lehrern und Zöglingen, — hier ins nähere auseinanderzulegen würde zu weit führen und ist seitdem die diesfälligen Auseinandersetzungen von Soyaux, Gruner, Ramsauer, Türck, Torlitz u. a. in der neuen Pestalozzilitteratur wieder allgemein zugänglich gemacht worden sind, auch nicht mehr nothwendig. Wir wenden uns daher abschließend dem äußern Gang der Schicksale Pestalozzi's und seiner Unternehmungen zu.

Auf der Höhe, die P. gleich in den ersten Jahren in Burgdorf erreichte, vermochte er sich und seine Erziehungsunternehmungen ein volles Jahrzehnt zu halten und eigentlich erst von 1817 an beginnt die Ueberzeugung sich allgemeine Bahn zu brechen, daß es Abend werden wolle. In der Wittwe seines einzigen Sohnes (die sich später mit einem Herrn Kuster verehelichte) erhielt P. eine vorzügliche, ihm treu ergebene Besorgerin des weitläufigen Haushaltes. Das Jahr 1803 brachte ihm in Niederer und Muralt zwei Mitarbeiter, die an Lückenlosigkeit höherer Bildung ihn überragten und mit der gleichen Hingebung wie der einfache Krüsi, sich an seine Unternehmung anschlossen, in seine Ideen einlebten. Als P. 1804 Schloß Burgdorf räumen mußte, da die neue Mediationsregierung des Kantons Bern das Gebäude für staatliche Zwecke zu bedürfen erklärte, wagte dieselbe es doch nicht, trotz aller Voreingenommenheit gegen den Emporkömmling der Revolution, ihn so geradezu zu vertreiben; sie bot ihm das Johanniterhaus in Münchenbuchsee für seine Zwecke an; auch waadtländische Städte luden ihn ein, in ihren Mauern die Anstalt fortzusetzen. P. ging nach Buchsee. — Eine Viertelstunde von Buchsee liegt der Wylhof („Hofwyl"), wo ebendamals der P. von Jugend auf bekannte und mit dessen Sohn gleichaltrige P. Em. v. Fellenberg (1771—1844) die Grundlagen seiner großartigen Erziehungsinstitute legte, an Jahren um ein Vierteljahrhundert jünger als P., ein Mann von eiserner Energie, reichen Mitteln und hohem Organisationstalent. Was lag näher, als eine Verbindung beider nach den gleichen Zielen strebenden Männer, die sich in so glücklicher Weise in ihren Eigenschaften ergänzten? So urtheilten vor allem Pestalozzi's Mitarbeiter Tobler und Muralt; sie knüpften unter der Hand mit Fellenberg an; P. selbst ging auf den Gedanken einer Vereinigung ein und so entstand der Plan, ein Netz von Erziehungsanstalten zu gründen, dessen Organisation Fellenberg leiten, dessen Seele P. sein sollte. Die Anstalt in Buchsee trat unter Fellenbergs Verwaltung; P. selbst ging zunächst nach Iferten, um dort das dritte Glied dieses Organismus ins Leben zu rufen; als viertes war Payerne oder Avenches in Aussicht genommen. Allein die mit so großen Hoffnungen angeknüpfte Verbindung war nicht von Dauer. P. und Fellenberg waren beide zu scharfkantige originale Naturen, als daß nicht Mißverständnisse und Reibungen hätten entstehen müssen; dazu kam, daß Fellenberg eben damals körperlich leidend und zudem noch in der jugendlichen Vollkraft seines ebenso rücksichts- als rückhaltslosen Wollens, Pestalozzi's Mitarbeiter sich durch seine launenhafte Haltung gründlich entfremdete. Schon im Frühjahr 1805 löste sich die Vereinigung, nicht ohne herbe gegenseitige Beschuldigungen, Lehrer und Schüler von Buchsee zogen zu P. nach Iferten hinüber; im Juli

var das ganze Haus daselbst wieder vereinigt. Und die nächsten fünf Jahre
lühte nun das Institut in Iferten zu stets höherem Glanze empor. Zöglinge
us aller Herren Ländern strömten ihm zu; junge Erzieher und Besucher eilten
erbei, um hier kürzere oder längere Zeit die „Methode" zu studieren. Ruß-
and und Preußen sandten von Staatswegen Jünglinge als Eleven zu diesem
weck, letzteres die drei späteren Schulmänner Kawerau, Dreist und Henning.
iederer leitete die litterarische Thätigkeit, gab Pestalozzi's Darstellungen die
Weihe eines in der gelehrten Welt hoffähigen Stils und redigirte 1808—1812
ie „Wochenschrift für Menschenbildung, herausgegeben von Heinrich Pestalozzi
nd seinen Freunden", die die Ideen Pestalozzi's als publicistisches Organ ver-
reiten sollte; man kam schließlich auf diesem Gebiete so weit, daß nach dem
organge Salzmanns in Schnepfenthal und des Waisenhauses in Halle mit dem
nstitut eine eigene Buchdruckerei und Buchhandlung verbunden wurde. Neben
ie Knabenerziehungsanstalt trat eine Mädchenpension, von Frau Kuster geleitet;
nter der letzteren wirkte Rosette Kasthofer (später Niederers Gattin), die 1813
as Mädcheninstitut auf eigne Rechnung übernahm. Pestalozzi's Thätigkeit nach
llen Seiten war eine fast übermenschliche. Mit seltenen Ausnahmen war er
den Morgen um 2 Uhr wach und begann seine schriftstellerischen Arbeiten;
ei dem Gewühl des Tages zwischen Zöglingen, Lehrern und Gästen sagte er
ol einem besuchenden Freund mit dem Ausdruck innern Glücks: „Es gad
ng'hür!" Gleichen Eifer erwartete er auch von den Lehrern, zumal von den
n seinem Hause gebildeten Unterlehrern; „es gab Jahre", erzählt Ramsauer,
in denen keiner von uns nach 3 Uhr Morgens im Bette gefunden wurde, und
nan arbeitete Sommer und Winter von 3—6 Uhr". Aber eben der Glanz,
en das Institut verbreitete, barg auch die Keime der Zersetzung in sich. Die
age des Instituts an der Grenze zweier Sprachgebiete trug zur Vermehrung
er Zöglinge bei, aber schädigte die Einheit der erzieherischen Einwirkung und
wecke. Man wollte eine Art Universalinstitut werden, nahm die alten Sprachen
n den Unterrichtsplan auf und vernachlässigte darüber die Elementarbildung.
Die Gäste verbreiteten den Ruhm des Instituts, aber ihr beständiges Kommen
nd Gehen machte geregelte Arbeit unmöglich und setzte der Gefahr aus, auf den
Schein hinzuarbeiten. Die litterarische Thätigkeit war eine nothwendige Er-
änzung für die Verbreitung der Idee, aber sie zersplitterte Zeit, Kraft und
Stimmung Pestalozzi's und Niederer's und schädigte dadurch ihre erzieherische
Wirksamkeit. Buchdruckerei und Buchhandlung waren eine ständige Versuchung,
ie Arbeit dahin zu richten, um diesem Nebenzweige Beschäftigung zu geben,
nd bei Pestalozzi's und Niederer's Geschäftsunkenntniß ein zehrender Schaden
ür die Finanzen. Der Institutsorganismus war nachgerade zu groß geworden,
ls daß Pestalozzi's Geist allenthalben in seiner stillen Kraft hätte wirken
önnen, und wenn das nicht mehr stattfand, so waren P. und Niederer am
enigsten geeignet mit festen Organisationsformen nachzuhelfen. Die Lehrerschaft
var bis über die Zahl von 30 Lehrkräften angewachsen; die älteren Mitarbeiter
onnten sich in dem durch ihre Mithilfe gewonnenen Ruhmesglanz, wurden in
er Erfüllung ihrer täglichen Pflichten bequem, und alle glaubten, von der Un-
ehlbarkeit, die das Institut in der öffentlichen Meinung behauptete, auch einen
Antheil genießen zu können; das schuf Dissonanzen. Joseph Schmid, unter
Pestalozzi's jüngern Lehrern sein besonderer Liebling, ein tüchtiger Mathematiker,
aber ohne zureichende Allgemeinbildung, verließ die Anstalt 1810; im
gleichen Jahr folgte dem Rufe als reformirter Prediger nach Petersburg Muralt,
on dessen Bildung und ruhig praktischem Wesen die Nächststehenden am ehesten
rwartet hätten, er werde im Stande sein, die auseinanderstrebenden Elemente
usammenzuhalten. Längst schon hatten aber da und dort Stimmen verlauten

lassen, auch in der Presse, es stehe in Iferten nicht alles so glänzend,
dort aus verbreitet werde. Um diesen Angriffen ein Ende zu machen,
P. durch den Rath seiner Mitarbeiter 1809 bewegen, von der Tagsa
officielle Expertise zu verlangen. Die Tagsatzung ging auf das Gesuch
ernannte P. Girard in Freiburg, Professor Trächsel in Bern und R
Merian in Basel zu Prüfungscommissären. Sie kamen, blieben drei
Iferten; ihr Bericht, von Girard verfaßt, ward im folgenden Jahre
satzung vorgelegt und gedruckt. Er lobte, was er nur immer loben
tadelte in den mildesten Formen, sprach mit der höchsten Ehrerbietung
aber durch all das konnte und sollte nicht verhüllt werden, daß di
anschauung der Commission dahin ging: Vieles ist im einzelnen gut u
aber es greift nicht zu einem dem Bedürfnisse der Zöglinge entsp
wohldurchdachten und abgeschlossenen Ganzen zusammen, — oder mi
Worten: es wird viel zu behaglich experimentirt und man ruht zu sehr
Lorbeeren einzelner gelungener Experimente aus —; und das Ganze
dazu geeignet, daß die öffentliche Schule durch Anschluß an das Instit
wesentlichen Nutzen von demselben ziehen könnte. Obgleich die Tagsa
auf diesen Bericht hin den Dank des Vaterlandes aussprach, war
diesem Bericht das Urtheil über das Institut gesprochen; die Hoffnu
dasselbe der Ausgangspunkt für die zukünftige Entwicklung des schw
Schulwesens werde, war abgeschnitten. Als Privatinstitut freilich m
weiter wirken, und auch mit Ehren fortbestehen, und Pestalozzi's Leb
sicher stellen und erfreuen. Aber nun war das Verhängniß, daß die
Persönlichkeiten, statt sich der innern Reorganisation zu widmen, glau
publicistischem Wege und durch neue pädagogische Entdeckungen für die
Institutes einstehen zu sollen. Mit fieberhaftem Eifer warf sich P.
Anwendung der Methode für die alten Sprachen, Niederer auf die lit
Polemik, an der sich auch P. durch seine Zuschrift „an Hrn. Ge
Delbrück" und „Erklärung gegen Hrn. Chorherr Bremi" 1812/13 be
Die Finanzen geriethen in immer heillosere Zerrüttung; alles schien a
und Band gehen zu sollen. P. rief nun auf Niederer's Drängen 1815
zurück, der ein großes organisatorisches Talent besaß; mit gewaltiger H
das Vorarlberger „Naturkind" ein; man erwachte zu neuer Hoffnung.
im December 1815 Pestalozzi's treue Gattin, die in der letzten Zeit
Tode der Frau Kuster durch die allgemeine Achtung, in der sie stand,
söhnende Mittelglied gewesen. An ihrem Begräbnißtag, dem 16. Decemb
brach der offene Streit unter den Mitarbeitern aus; 1816 schieden K
Ramsauer; 1817 sagte sich Niederer von Pestalozzi's Institut los.
Mangel an Lehrern (durch mehrfache Massenaustritte veranlaßt) waren d
lehrer überanstrengt und revoltirten nun (Juli 1817): P., von all den Au
überreizt, wurde vorübergehend gemüthskrank. Ein Versuch des fra
Generalinspectors Jüllien, eine neue Verständigung des in der Gen
griffenen Greises mit Fellenberg herbeizuführen, hatte den gleichen Ve
das Experiment des Jahres 1804: zuerst vollständige Einigung, dan
größere Entfremdung, und endlich — unter Schmid's Einfluß — gänz
zweiung mit beiderseitigen Vorwürfen. P. warf sich nun vollständi
in die Arme, der durch einen günstigen Vertrag mit Cotta über die
gabe sämmtlicher Werke Pestalozzi's, dessen Alter sorgenfrei gestellt.
mal schien Pestalozzi's Stern aufzuleuchten. 1818 gründete P. in
von Iferten, in Cleudy, eine Armenerziehungsanstalt, die jedoch schon i
Jahre ihres Bestehens mit der Anstalt zu Iferten verschmolzen wur
Institut war durch Schmid, der P. nunmehr unbeschränkt beherrschte,

erettet; aber Pestalozzi's Geist, unter Schmid's Vormundschaft gestellt, vermochte icht mehr dasselbe mit seiner selbstlosen Hingabe zu durchleuchten und zu erwärmen; es trieb zusehends der Auflösung entgegen, die durch häßliche Processe wischen Schmid und P. einerseits, Niederer und Krüsi andrerseits, beschleunigt urde. 1825 mußte P. die Anstalt schließen und zog sich zu seinem Enkel auf en Neuhof zurück. Lebensvoll wie immer, rastlos thätig in schriftstellerischen eistungen (1826: „Schwanengesang", „Meine Lebensschicksale als Vorsteher neiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten", „Langenthaler Rede") nd mit großen Projecten betreffend die Verwerthung seiner Methode für das Studium der alten Sprachen beschäftigt, trat P. in das neunte Decennium eines Lebens ein, als ein sich plötzlich verschlimmerndes Steinleiden ihm in Brugg, wo er ärztliche Hilfe gesucht, am 17. Februar 1827 den Tod brachte. Sein Sterbebett war Zeuge meisterhafter Standhaftigkeit im Leiden, klarsten Bewußtseins und seines unbegrenzten Vertrauens zu dem Mann, um dessenwillen ich seine treuften und ältesten Jünger von ihm getrennt. Schon am 19. Februar ward P. in Birr bestattet; es war ein kalter Wintertag, Schnee fiel; die entfernteren Bekannten hatten nicht frühzeitig genug benachrichtigt werden können; as Leichengeleite war klein; Lehrer und Schüler der Umgebung sangen ihm ns Grab.

Von seiner Familie überlebten ihn sein Enkel Gottlieb († 1863 in Zürich) nd dessen Gattin, Schmid's Schwester Katharina (geb. 1799, cop. 1822, † 1853) und sein Urenkel Karl (geb. 1825, gegenwärtig Professor am Eidgen. Polytechnicum); ebenso die meisten der in seine Lebensgeschichte eingreifenden Mitarbeiter: Hermann Krüsi, geb. 1775, † 1844 als Seminardirector in Gais; Gustav Tobler, geb. 1769, von 1800 an zu verschiedenen Malen Pestalozzi's Mitarbeiter, † 1843 zu Nyon; Joh. Christoph Buß, geb. 1776, 1800—1805 ei Pestalozzi, † 1865 in Bern; Joh. v. Muralt, geb. 1780, † als Prediger er deutschen reformirten Gemeinde in Petersburg 1850; Joh. Niederer, geb. 1779, † 1843 als Vorsteher eines Töchterinstitutes in Genf, und Rosette Niederer geb. Kasthofer (1779—1857); Joh. Ramsauer, geb. 1790, † zu Oldenburg 1848; Joseph Schmid, geb. 1785 oder 1786, nach 1825 Privatlehrer in Paris, † 1850.

Für Pestalozzis Leben sind vor allem aus maßgebend seine eigenen Schriften, die in folgenden Sammelwerken zusammengestellt sind: 1. Pestalozzi's sämmtliche Schriften Band 1—15, Stuttgart bei Cotta, 1819—1826 (die Mängel dieser Ausgabe sind bekannt). — 2. Pestalozzi's sämmtliche Werke. Gesichtet, vervollständigt und mit erläuternden Einleitungen versehen von L. W. Seyffarth, 18 Theile in 9 Bänden, Brandenburg bei A. Müller, 1869—1873. — 3. J. H. Pestalozzi's ausgewählte Werke. Mit Pestalozzi's Biographie, hrsg. von Fr. Mann, 4 Bände, Langensalza bei H. Beyer, 1878—1879. —

Seit der Herausgabe der Werke P.'s durch Seyffarth sind in den „Pestalozziblättern", hrsg. von der Commission für das Pestalozzistübchen in Zürich (zuerst im Correspondenzblatt des Archivs der Schwz. perm. Schulausstellung, 1878—1879, von 1880 an selbständig), an Schriften Pestalozzi's, die in jener Ausgabe fehlen, erschienen: 1878: An die Freunde der Menschen und an Helvetiens Freunde. — 1879: Allgemeine Begriffe von der Gesellschaft der Illuminaten. — 1880: Ideen zu e. christlichen Lied für eine Arbeitsstube meistens armer Kinder. — 1882: Versuch einer Skizze über das Wesen der Elementarbildung (1826). — 1885: Memoire über die Verbindung der Berufsbildung mit der Volksschule (1790). — 1886: Zuruf an die Bewohner des vormals demokratischen Cantons (1798). — An Helvetiens Volk, Nr. 1

(1798). — Ueber die Niederlassung der Protestanten im Veltlin (1790). — Die Gutachten P's. über die volkswirthschaftl. Verhältnisse im Cant. Zürich finden sich bei Zehnder-Stadlin, Pestalozzi. Gotha 1875. — Eine Reihe z. Th. umfangreicher Actenstücke aus Pestalozzi's Feder sind zum ersten Mal in Morf's Buch „Zur Biographie Pestalozzi's" veröffentlicht.

Sammelwerke von Auszügen aus Pestalozzi's Schriften: 1. R. Christoffel, Pestalozzi's Leben und Ansichten. Zürich 1846. — 2. Dr. A. Vogel, Die Pädagogik J. H. P.'s in wortgetreuen Auszügen. Bernburg 1882. — 3. Dr. A. Vogel, Systematische Darstellung der Pädagogik Joh. H. P.'s mit durchgängiger Angabe der quellenmäßigen Belegstellen. Hannover 1886.

Die Ausgaben einzelner Werke mit Specialeinleitung und Commentar sind zahlreich in Bezug auf Lienhard und Gertrud 1. u. 2. Thl. u. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Das Pestalozzistübchen hat herausgegeben: Lienhard und Gertrud, 1. u. 2. Theil Jubiläumsausgabe Zürich 1881. Dritter u. vierten Theil Zürich 1883. — Meine Nachforschungen über den Gang der Natur u. s. w. Zürich 1885.

Urtheile und Berichte von Zeitgenossen über P. und seine Methode: 1. Gruner, Briefe aus Burgdorf 1804; 2. Aufl. Frankfurt 1806. — 2. Soyaux, Pestalozzi, seine Lehrart und seine Anstalten. Leipzig 1803. — 3. W. v. Türk, Briefe aus Münchenbuchsee. Leipzig 1806. — 4. J. Niederer, Pestalozzi's Erziehungsunternehmung im Verhältniß zur Zeitcultur. 2 Bde. Stuttgart 1812, 1813. — 5. Herbart, Pestalozzi's Idee eines ABC der Anschauung. Göttingen 1804. — 6. Torlitz, Reise in die Schweiz, veranlaßt durch P. und dessen Lehranstalt. Kopenhagen u. Leipzig 1807 (Abdruck der auf P. bezüg. Briefe Pestalozzibl. Jahrg. 1884). — 7. Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius. Bonn 1841 (Abdruck der auf P. bezüg. Stellen Pestalozzibl. Jahrg. 1885). — 8. Henning, Mittheilungen über P. im „Schulrath an der Oder" 1816/1817 (Abdruck der auf P.'s Jugend bez. Stellen in Pestalozziblättern 1885). — 9. Gegenschrift gegen P.'s Lebensschicksale: E. Biber, Beitrag zur Biographie H. P.'s. St. Gallen 1827.

Memoiren von Mitarbeitern: 1. J. Ramsauer, Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens 1836. 2. Aufl. Oldenburg 1880. — 2. Ramsauer u. Zahn, Pestalozzische Blätter 1. Heft: Memorabilien J. Ramsauers. Elberfeld 1846. — 3. Heft: Krüsi, Erinnerungen aus meinem pädagogischen Leben. Stuttgart 1840. — 4. J. Niederer, Pestalozzische Blätter. Aachen 1828, 1829.

Aus der übrigen Litteratur über P., deren (damals) annähernd vollständiges Verzeichniß das Correspondenzblatt des Archivs der Schweiz. Schulausstellung II. Jahrg. 1879 Nr. 3 (auf 16 Seiten) enthält, heben wir hervor: Blochmann, K. J., Heinrich Pestalozzi. Leipzig 1846. — Chavannes, Biographie de H. P. Lausanne 1883. — Guillaume, J., Pestalozzi im Dictionnaire de Pédagogie von F. Buisson, Ière partie (pages 2283—2358). Paris. — Rog. de Guimps, Notice sur P. 1843 (ins Deutsche übersetzt: H. P. nach seinem Gemüth, Streben und Schicksalen. Aarau 1844). — Hunziker, O., Pestalozzi und Fellenberg. Langensalza 1879; — Pestalozzi (in Hunziker's Geschichte der schweiz. Volksschule II S. 73 ff. Zürich 1881); — Pestalozzi und Rousseau. Basel 1885; — Pestalozzi's Ideen über Armenerziehung auf dem Neuhof (in Bühlmann's Praxis der schweiz. Volks- und Mittelschule 1. Jahrg. Zürich 1881); — Glüphi, der Idealschulmeister in Lienhard und Gertrud (ib. 2. Jahrg.) — Krüsi, H., Pestalozzi, his life, work and influence. New-York 1875. — Fr. Mann, Biographie P's (in Bd. I der ausgewählten Werke P.'s). — Mörikofer, Heinrich Pestalozzi (in der Geschichte der schweiz. Litteratur des 18. Jhd. Leipzig 1861). — H. Morf, Zur Biographie Pestalozzi's. Band I—III. Winterthur 1868, 1885. —

J. Niederer, Pestalozzi, in den Pestalozzischen Blättern 1828, neu abgedruckt als „Pestalozzi nach Niederer's Schilderung" in den „Pestalozziblättern" 1880. — Paroz, J., Pestalozzi, sa vie, sa méthode etc. Bern 1857. — Pestalozzi, sein Leben und Wirken einfach und getreu erzählt, hrsg. von der zürch. Schulsynode (verfaßt von J. Bär). Zürich 1846. — Pestalozziblätter herausgegeben von der Commission für das Pestalozzistübchen in Zürich. 1.—8. Jahrg. Zürich 1880—1887. — Das Pestalozzistübchen in Zürich. Zürich 1886. — Pompée, Etude sur la vie et les travaux de Pest. Paris 1850, 1878. — Seyffarth, L. W., Pestalozzi nach seinem Leben und aus s. Werken dargestellt. 6. Aufl. Leipzig 1876. — Zehnder-Stadlin, Josephine, Pestalozzi; Idee und Macht der menschl. Entwicklung. 1. Bd. Gotha 1875.

Hunziker.

Pestel: Friedrich Wilhelm P., Rechtsgelehrter, geb. am 7. Januar 1724 in Rinteln; † 16. October 1805 in Leyden. Die Familie lebte früher in England. Samson P., ein Ahnherr Friedrich Wilhelms, floh während der Protestantenverfolgung unter Königin Maria aus England nach Holland, wo er als Hauptmann und Commandant des Schlosses Duisburg sein Leben endete. Dessen Nachfolger wählten insgesammt die juristische Laufbahn, und hielten sich im Hessischen oder in den benachbarten Bezirken auf. Samson's Sohn (der Ururgroßvater Friedrich Wilhelms), Johannes P., war Rathsherr in preußisch Minden; dessen Sohn (Urgroßvater Friedrich Wilhelms) David P., zuletzt (1662) Professor des Codex und des Lehenrechtes zu Rinteln, wohnte 1648 als gräfl. bückeburgischer Gesandter dem westphälischen Friedensschlusse bei, und starb am 20. December 1684 im 82. Lebensjahre als Senior der Universität. Er verfaßte 23 Dissertationen, die bei Rotermund Bd. V, S. 1974 aufgezählt sind. — Davids Enkel, der Vater unseres Gelehrten, Friedrich Ulrich P., geb. am 25. Januar 1691 in Rinteln, wurde nach dem Besuche der dortigen Universität, dann jener zu Frankfurt a. O. und zu Leyden auf Anregung seines Onkels, des Propstes P., Universitätsprofessor; erhielt in Rinteln Ende 1716 die Professur der Moral, später 1727 — nachdem er am 21. Mai 1722 als Doctor juris promovirt hatte, — jene für Pandecten, und starb — seit 1730 Primarius seiner Facultät — hochgeschätzt am 3. November 1764 mit Hinterlassung einer großen Anzahl von Dissertationen und Programmen, welche bei Meusel Bd. X, S. 325 und bei Strieder Bd. X S. 291 sehr ausführlich aufgezählt sind. Aus seiner am 22. Mai 1722 mit der Bürgermeisterstochter Elisabeth Helene Lenderking aus Rinteln abgeschlossenen Ehe stammen zwei Söhne.

Friedrich Wilhelm, der ältere von beiden, ist am 7. Januar 1724 geboren, kam schon 1739 auf die Hochschule seiner Vaterstadt Rinteln, und bezog sodann Göttingen. Dort versah er zugleich bei dem ältesten Sohne des Geheimrathes Philipp Adolph v. Münchhausen die Dienste eines Hofmeisters. Dank seinem Fleiße und rastlosem Ehrgeize erwarb P. in Göttingen gediegene Kenntnisse; 1745 wurde er Licentiat, 1747 Doctor beider Rechte und Professor der Moral in Rinteln, nachdem sein Vater, Friedrich Ulrich, zu Gunsten des Sohnes auf diese Professur verzichtet hatte; dann im folgenden Jahre (1748) außerdem ordentlicher Professor der Rechte, sohin ein Specialcollege seines Vaters, welcher den Lehrstuhl für Pandecten inne hatte. 1763 folgte Friedrich Wilhelm dem Rufe als Professor des natürlichen und deutschen Staatsrechtes mit ansehnlichem Gehalte nach Leyden; 1769 erhielt er zugleich das Secretariat des Stolpischen Legates für Studierende. Als eifriger Anhänger des Erbstatthalters und der Oranienpartei verlor er während der Revolutionsperiode seine Stelle und lebte in ziemlich knappen Verhältnissen bei seinem Onkel, dem Oberappellationsgerichtsrathe Justin Ferdinand Friedrich P. in Celle. — Einige Jahre später

wurde er jedoch wieder in seine Stelle eingesetzt, welche er bis zu seinem
(16. October 1805) versah. Der Verstorbene war auch litterarisch thätig
seinen — meist kleineren — Schriften, fanden die „Fundamenta jurisprud
naturalis" (Leidae 1773) vielen Anklang und erlebten mehrere Auflagen (2.
1774; 3. Ultraj. 1775; 4. Leid. 1788). Nach der 2. Auflage erschien
französische Uebersetzung (Utrecht 1775), nach der dritten eine holländische
Advocaten Friedrich van Breda (Utrecht 1783), endlich 1806 eine deutsche
Konrad Friedrich P. (Leiden). Auch seine „Commentarii de Repabl. Ba
(Leidae 1782) wurden unter dem Titel: „Vollständige Nachrichten von
Republik Holland" (Berlin 1784) von Regierungsrath Mebes ins Deutsche
tragen. Strieder liefert im 10. Bd. seiner hessischen Gelehrtengeschichte S.
bis 308 ein erschöpfendes Verzeichniß sämmtlicher Schriften nebst Angabe
einschlägigen Recensionen. Von seinen Söhnen studirten Friedrich Fr
Ludwig und Karl Ferdinand Friedrich, Rechtswissenschaft, und
warben 1786 bezw. 1789 (letzterer unter seines Vaters Vorsitz) den Doctor

Jöcher, III, 1417 u. ff. — Rotermund V, 1971—1975. — Str
hess. Gel.-Gesch. X, 283—308. — Intell. Bl. d. Lpzg. Liter.-Zt.
S. 122. — Ueber Friedr. Ulr. P. noch besond. Meusel X, 324—
die daselbst Genannten. Eisenhar

Peter, Herzog v. Kurland s. A. D. B. VI, S. 290—291.

Peter von Schaumberg (Schaumburg), (51.) Bischof von Augsb
von 1424—1469. Auch das Augsburger Bisthum litt an dem Uebel jener
an der schismatischen Wahl, im höchsten Grade, bis Papst Martin V., um
Wirren ein Ende zu machen, die dissentirende Wahl des Domcapitels vom
1423 umstieß und aus eigener Machtvollkommenheit den Canonicus von
burg und Bamberg, P. v. Schaumberg zum Bischof ernannte 1424 (Bulle
1. März). P., dessen Geburtsjahr unbekannt ist, entstammte einem fränk
Geschlechte (Schaumburg bei Schalkau, Herzogthum Meiningen). Durch
und Gewandtheit ausgezeichnet wurde er nicht nur mit Ehren überhäuft,
auch mit ehrenvollen Aufträgen von Päpsten und Fürsten betraut; wenig
waren auf ihn die Augsburger, mit denen er um allerlei Recht und Fre
öfter in Streit gerieth, zu sprechen. Einmal „was aller klag stuck
Die Land- und Stadtvogtei, die Geleitsgerechtigkeit, die Schutz- und
vogteien über die Klöster, die Gerichtsbarkeit über die gebrödeten Dien
das Gesinde, die Thorschlüssel der Stadt, den Pflasterzoll und andere Zö
Wein- und anderes Umgeld und noch anderes, behauptete der Bischof, h
Stadt widerrechtlich an sich gerissen. Aber Rath und Bürgerschaft war
schlossen „all ee (zu) sterben und verlieren leib und guet und mit im kriege
umb ir freihait, die sie hetten von künigen und kaisern herpracht". D
müthige Festigkeit der Bürger zwang den Bischof endlich nachzugeben. Fre
wurde deßhalb das Verhältniß nie. 1451, als P. nach Rom ging, bat
Rath, „das er die stat versprech gegen dem bapst, ob sie verclagt wurden
verhieß er in, aber er hielts nit." „Es wär wäger, man hett mit im
Uebrigens giebt ihm sogar der Chronist Burkard Zink das Zeugniß
regiert also das Bistumb herlich und fridlich und macht das Bistumb
dann es vor in 50 jaren nie gewesen wer, das ist war". In der That
er mit großem Eifer die Angelegenheiten seines Bisthums in Ordnung zu b
Vor Allem ließ er sich angelegen sein, der eingerissenen Zuchtlosigkeit
Weltklerus wie der Klöster wirksam entgegenzutreten. Zu diesem Zwe
er zwei Synoden, auf denen er genaue Vorschriften über die Pflicht
Geistlichen erließ. Beweisen dieselben auch an ihrem Theil den Verfall der

und die Verweltlichung des Clerus, wie es fast überall der Fall war, so erregt besonderes Interesse z. B. seine Forderung, daß keiner die Ordination erlangen solle, der nicht zuvor über wissenschaftliche Gegenstände geprüft worden sei, ferner daß jeder Priester bei Strafe von einem Gulden rheinisch wenigstens die Summa rudium oder die Summa Mag. Joan. de Aurach besitzen müsse. Dem klösterlichen Wesen suchte er durch die Einführung einer entsprechenden Reformation wieder aufzuhelfen. Dieses Streben kam vorzüglich dem Benediktinerkloster zu St. Ulrich zu gut, wo unter seiner Mitwirkung der gelehrte und sittenstrenge Melchior von Stamham zum Abte gewählt wurde (s. Artikel Melchior von Stamham); letzterem verdankte dies Kloster einen ungeahnten, wenn auch nur kurzen Aufschwung. War in den schlimmen Zeiten, welche seit den Tagen von Avignon über die ganze Kirche gekommen waren, überall Unordnung und Verwirrung eingerissen, so betrachtete es P. als seine vornehmste Pflicht diesem Unwesen zu steuern, den ewigen Streitigkeiten und Rechtshändeln der geistlichen Corporationen ein Ende zu machen, Rechte und Competenzen festzustellen, Mißstände aller Art abzuschaffen. Unleugbar besaß P. ein bedeutendes Verwaltungstalent, das entscheidend und vortheilhaft in die Mißstände seiner Diöcese eingriff. Diese Energie scheint ihn freilich verlassen zu haben, wenn er, der fränkische Ritter, gegen den Adel hätte vorgehen sollen. Er bewirkte nicht nur, daß von Papst Pius II. am 15. Februar 1465 das alte von der Stadt als Beleidigung empfundene und heftig bekämpfte Statut des Capitels bestätigt wurde, wornach nur Adelige und Ritterbürtige oder Licentiaten der Theologie und Rechte nach strenger Prüfung in das Capitel gewählt werden durften, sondern er gebot seinem Reformationseifer auch stillzustehen, als es sich darum handelte das ausschließlich adelige Kloster von Ellwangen zu seiner ordnungsgemäßen Zucht zurückzuführen. Selbst Braun, der Geschichtschreiber der Augsburger Bischöfe (s. Litter.), bekennt: „Das Kloster Ellwangen zu reformiren hatte P. weder Muth noch ernstlichen Willen." — Sonst sorgte er in seiner Diöcese auch für fromme Stiftungen und für gleichmäßige Vertheilung der Fundationen und Dotationen seiner zahlreichen Gotteshäuser. Die Restaurationsarbeiten am Augsburger Dom setzte er fort, indem er den östlichen Chor erweitern und wölben ließ. Als der Abt Melchior von Stamham die Ulrichskirche neu zu bauen beschloß 1465, weihte der Bischof dies Beginnen durch eine feierliche Grundsteinlegung und ertheilte derselben einen Ablaß am St. Simpertustag für alle, welche an diesem Feste bußfertig sich betheiligen und zur Unterhaltung der Kirche Kelche, Bücher oder andere Dinge beitragen würden. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß P. unter die tüchtigeren Kirchenfürsten seiner Zeit zu rechnen ist. Seine erfolgreiche Thätigkeit wie seine Brauchbarkeit in öffentlichen Geschäften ernteten deshalb schon damals die verdiente Anerkennung. Kaiser Sigismund schickte ihn unter Anderen als Gesandten von seinet- und des Reichs wegen auf das Concil zu Basel, das wiederum ihn als seinen Bevollmächtigten nach Böhmen abordnete, um mit den Utraquisten zu verhandeln. Kaiser Friedrich zog ihn über die wichtigsten Reichsangelegenheiten wiederholt zu Rath; die Herzoge von Baiern hörten gerne auf ihn, selbst bei den Königen von England und Frankreich genoß er hohes Ansehen. Es konnte nicht fehlen, daß die päpstliche Curie der Wirksamkeit dieses Bischofs gerechte Würdigung zu theil werden ließ. Schon Papst Martin V. ehrte ihn mit der Würde eines Kämmerers; Eugen IV. ernannte ihn zum Cardinal „propter grandia virtutum merita" durch die Bulle vom 19. December 1439, während er den Cardinalshut erst 1450 bei seiner Romfahrt von Nicolaus V. erhalten zu haben scheint. Als 1467 wegen des Türkenkrieges ein Reichstag nach Nürnberg ausgeschrieben wurde, ernannte ihn Papst Paul II. zu seinem Legaten a Latere durch ganz Deutschland. Wegen

zunehmenden Alters gewährte ihm der Papst Pius II. 1463 auf seine Bitten einen Coadjutor in der Person des Domcapitulars Johann von Werdenberg. P. entzog sich übrigens deshalb noch nicht der Thätigkeit, bis ihm am 12. April 1469 der Tod ein Ziel setzte.

Vgl. Placidus Braun: Geschichte der Bischöfe von Augsburg. — Die Chroniken der deutschen Städte. Wilhelm Vogt.

Peter von Brünn, Erzbischof von Magdeburg (1371—1381), gelangte unter Zustimmung Kaiser Karls IV., der in ihm wohl einen Förderer seiner Hauspolitik erblickte, und des Papstes durch Tausch mit dem Erzbischof Albrecht, welcher ihm in seinem Bisthum Leutomischl folgte, in den Besitz des Erzstiftes Magdeburg. Die Zeit seines Episcopats ist reich an Zerwürfnissen zwischen ihm einer- und dem Domcapitel und den Städten Magdeburg und Halle andererseits; auch an Fehden mit den benachbarten Fürsten fehlt es nicht. P. war ein Mann von großer Klugheit, der die erzstiftischen Interessen überall wahrzunehmen wußte, dabei aber wenig scrupulös in der Wahl seiner Mittel, unzuverlässig und habgierig. Das Erzstift verdankt ihm mehrere wichtige Erwerbungen. Die durch den Tod ihres letzten Besitzers erledigte Herrschaft Hadmersleben wußte er dadurch beim Erzstift zu erhalten, daß er die Ansprüche eines Seitenverwandten mit Geld abkaufte. Ferner erwarb er von dem Grafen Günther v. Barby die Stadt Schönebeck und von denen v. Wanzleben das Haus Wanzleben. Mit der Neustadt-Magdeburg vereinigte er das daranstoßende Dorf Frose und trug dadurch nicht wenig zu einem weiteren Aufschwunge dieser Stadt bei.

Mit Halle, der zweitwichtigsten Stadt des Erzstifts, überwarf er sich bereits 1373 wegen der erzbischöflichen Gefälle von den Salzgütern. Dazu kamen im folgenden Jahre neue Streitpunkte, die schließlich dahin führten, daß der Kaiser auf Betreiben des Erzbischofs die Stadt in die Acht erklärte. Als die Stadt dem Erzbischof eine namhafte Summe bezahlt und dadurch die Aufhebung der Acht erlangt hatte, brachen neue Streitigkeiten aus, welche beide Theile veranlaßten, sich nach Rom zu wenden. Noch ehe aber eine endgiltige Beilegung des Streites zu Stande kam, gab P. sein Erzstift auf. — Auch mit der Stadt Magdeburg kam es zu Zerwürfnissen. Das im Anfange seines Episcopats ziemlich leidliche Verhältniß zwischen ihm und der Stadt erlitt dadurch Einbuße, daß P. die Rechte des bischöflichen Officials auf Kosten des Gerichtes des Dompropstes, wodurch die Interessen der Bürgerschaft verletzt wurden, zu erweitern strebte. Dazu kamen noch andere Differenzen, welche den Riß zwischen Landesfürst und Stadt noch vergrößerten. Erzbischof und Stadt wandten sich beide an Kaiser Karl IV., welcher sich damals in der Altmark aufhielt. Nach langen Verhandlungen kam am 12. Juni 1377 ein Vertrag auf drei Jahre zwischen beiden Parteien zu Stande, welcher die streitigen Punkte schlichtete und zur Beilegung der innerhalb dieser Zeit etwa entstehenden Streitigkeiten vier Schiedsrichter, je zwei des Erzbischofs und der Stadt, ernannte. Wenige Tage darauf machte der Kaiser der Stadt einen Besuch und wurde hier festlich empfangen. — Jahrs darauf kam es zu einem Zerwürfniß zwischen dem Erzbischof und dem Domcapitel. Der Erzbischof verfuhr eigenmächtig und gewaltthätig gegen das Domcapitel, erpreßte Geld von ihm und nahm einige seiner Mitglieder gefangen. Er wandte sich nach Rom, um hier gegen das Domcapitel klagbar zu werden. Als aber in dieser Zeit durch den Tod des Papstes Gregors XI. (27. Mai 1378) und Kaiser Karl's IV. die ganze Lage sich änderte, auch das Domcapitel in seiner Opposition beharrte, verzichtete er, wol mehr unter dem Druck der jetzt eingetretenen politisch-kirchlichen Verhältnisse als freiwillig, auf sein Erzstift, das der Papst Markgraf Ludwig von Meißen, der bereits früher zum Erzbischof

Mainz ernannt war, verlieh, wogegen P. das Bisthum Olmütz erhielt
i 1381).

Gesta archiepiscoporum Magdeburgensium bei Pertz, Mon. Germ. hist.
cript. XIV, S. 444, 8, 9. — Magdeburger Schöppenchronik (= Deutsche
tädtechroniken Bd. VII) S. 207, 261 ff. — v. Dreyhaupt, Saal-Creyß I,
. 84 ff. — Sagittarius, Hist. ducat. Magdeburg. bei Boysen, Histor. Maga-
n IV, S. 36—48. Janicke.

Peter von Aspelt, Erzbischof von Mainz (1306—1320), entstammt ent-
er einer Trierer Bürgerfamilie Namens Aspelt, Achtspalt, Aichspalt, oder einer
zerlichen Familie in dem bei Luxemburg gelegenen Flecken Aspelt (Heidemann,
v. A. als Kirchenfürst und Staatsmann). Von seiner Jugend und von dem
ge seiner wissenschaftlichen Ausbildung ist nichts Näheres bekannt. Da er bei seinem
n Auftreten (1286) als Arzt des Königs Rudolph von Habsburg bezeichnet
und eine Reihe kirchlicher Aemter in seiner Person vereinigte, so nahm
an, er habe sein Vorankommen wol seinen medicinischen Kenntnissen zu
anken gehabt. Er war bereits Canonicus in Trier, Mainz und Speier
Propst an der Stiftskirche in Bingen, als er in Begleitung einer Gesandt-
ft Rudolph's nach Rom kam und bei Papst Nikolaus IV. die Ernennung
Propste in Trier durchsetzte, worüber ein heftiger Streit zwischen Rom und
diese Beförderung nicht anerkennenden Trierer Capitel ausbrach. Wol
h Rudolph's Empfehlung kam P. nach Prag zu König Wenzel II., als
n Protonotar und Kanzler er lange Zeit die Politik Böhmens leitete. Ein
rfsinniger Kopf, ausdauernd in der Verfolgung seiner Ziele, gewandt in den
tlichen Geschäften, wußte P. in geschickter Ausnützung der ihn umgebenden
hältnisse sich nach oben unentbehrlich zu machen. Die Propstei auf dem
sehrad, die Stelle eines böhmischen Kanzlers (1296) und endlich die Würde
s Bischofs von Basel waren der Lohn für seine ausgezeichneten Dienst-
ungen. Letztere Beförderung dankte P. wesentlich seiner Hingabe an das
s Habsburg, auf dessen Seite der neu ernannte Bischof im Streit zwischen
recht von Oesterreich und Adolph von Nassau stand. Auch nach des Letzteren
e fuhr P. noch fort, im Sinne der österreichischen Politik zu wirken, bis
dem Ableben des Königs Andreas III. von Ungarn die Wege der Habs-
ger und jene Wenzels, dessen Sohn am 26. August 1301 als König von
arn gekrönt wurde, sich kreuzten. Von da an hat König Albrecht keinen
chiedeneren und gefährlicheren Gegner gehabt als den böhmischen Kanzler.
Begriffe, nach seiner Diöcese Basel sich zu begeben, um von dort aus die
chen dem französischen und böhmischen Könige eingeleiteten Verhandlungen
ördern, fiel P. in die Gefangenschaft zweier Anhänger Albrechts (Juni 1304),
deren Händen er erst im Frühjahr 1305 nach Zahlung eines schweren Löse-
es befreit wurde. Eine Zeit lang schien P. von dem Schauplatz seiner bis-
gen Thätigkeit verschwinden zu sollen, als nämlich nach Wenzel's II. Tode
Einfluß der Deutschen in Prag beseitigt wurde. Da fügte es sich, daß in
inz nach dem Tode Gerhards II. von Eppstein die Domherrn über einen
hfolger desselben sich nicht einigen konnten, welchen Anlaß Papst Clemens V.
ützte, um auf dem Wege der Provision der Vacanz ein Ende zu machen;
Papstes Wahl fiel auf den Basler Bischof, der als Förderer des französisch-
mischen Bündnisses und als Gegner des auch dem Papste verhaßten Albrecht
Gegengewicht gegen die Habsburger Bestrebungen im Reiche bieten sollte.
h einer Erzählung des Magdeburger Chronographen sollte P. unter ganz
eren Umständen Erzbischof von Mainz geworden sein. Es hätte nämlich
f Heinrich von Luxemburg den Basler Bischof ersucht, bei dem in Poitiers

damals weilenden Papste die Erhebung Balduins, des Bruders des Gra
den Stuhl von Mainz zu befürworten und zu betreiben; der Papst h
Fürsprache abgewiesen, sei dann in eine schwere Krankheit verfallen, von
er nur durch die Kunst des Bischofs hätte befreit werden können; zum
hierfür habe der Papst dem Basler Bischofe die für Balduin nachgesuchte
ertheilt. Als der Luxemburger, der einen Verrath vermuthete, über de
gang der Angelegenheit in Zorn gerathen, soll P. zur Besänftigung d
täuschten dem Balduin zum erzbischöflichen Stuhl von Trier verholfen
Als Erzbischof von Mainz (10. November 1306) rechtfertigte P. die
tungen Derer, die an seiner Beförderung Antheil genommen. Zwar b
Albrecht zu Colmar am 15. August 1307 die Wahl Peter's durch di
leihung der Regalien, worauf Beide in ihren geschäftlichen Beziehung
gutem Fuße mit einander verkehrten; als aber Albrecht von seinem Neff
hann v. Schwaben ermordet wurde (1. Mai 1308), trat P. den Söh
Ermordeten entgegen. Es fehlte damals nicht an Stimmen, welche den
Erzbischof, der in den Augen der Oesterreicher für einen „Trugner" ga
Anstiftung zu dieser Missethat beschuldigten. P. war es, der nun di
Heinrichs von Luxemburg zum Könige durchsetzte (27. November 1308)
er von da an der Leiter der Politik des Erwählten in Deutschland wu
wurde sein Wille auch in Böhmen maßgebend, als er dem Sohne He
Johann, die böhmische Krone verschaffte und diesen in Prag krönte (7. F
1311). Wiederum trat der in seltener Machtfülle dastehende Erzbisch
Mainz den Habsburgern entgegen, als Heinrich von Luxemburg auf sein
fahrt nach Italien verstarb (24. August 1313). Erst empfahl P. den
Johann von Böhmen zur Nachfolge, dann aber, als dieser Wahlvorschla
sichtslos erschien, entschied er sich mit Balduin von Trier, Johann von B
Woldemar von Brandenburg und Johann von Sachsen für den Herzog
von Baiern, während die übrigen Fürsten den Herzog Friedrich von Oe
erwählten (19. October 1314). An dem wegen dieser zwiespältigen Wa
nächst ausgebrochenen Kriege nahm Erzbischof P. insofern Antheil, als er
Ludwig Geld vorstreckte, für ihn warb und die Waldstätte gegen die Hab
aufstachelte. Nur einmal treffen wir ihn in des Königs Kriegslager, al
Wiesbaden und den Scharfenstein belagerte. Das Ende des Kampfes er
nicht mehr, indem P. am 4. Juni 1320, hoch an Jahren, verstarb.

Trotzdem P. den Schwerpunkt seiner Thätigkeit in die Verfolgung sein
tischen Laufbahn verlegte, war er eifrigst bestrebt, seinen Pflichten als Kirc
gerecht zu werden. In Basel drang er auf den Synoden von 1297 un
auf Wiederherstellung der Kirchenzucht, freilich ohne besonderen Erfolg. A
Erzbischof von Mainz war P. unablässig bemüht, durch gewissenhafte und
Visitationen den in der Erzdiöcese eingeschlichenen Mißbräuchen entgegenzu
mit aller Strenge, aber auch mit aller Gerechtigkeit verfolgte er sein Zi
Clerus zu Zucht und Ordnung zurückzuführen. Hauptsächlich dem
Zwecke war die Synode von 1310 bestimmt. Auf derselben soll W
Hugo, Komthur zu Grumbach, mit 40 Ordensrittern erschienen sein, u
lichst Verwahrung gegen die dem Orden zum Vorwurf gemachten Verge
einzulegen. Auf dem im October 1311 zu Vienne abgehaltenen Concile, v
P. mit Erlaubniß des Papstes fernblieb, erfolgte die Aufhebung des T
herrnordens, dessen Güter unter Zuziehung des Erzbischofs von Mainz u
Bischöfe von Prag und Olmütz auf die Johanniter übergehen sollten.
ganzen Wesen des Erzbischofs, der bei allen Unternehmungen das eigene
esse zu wahren verstand, entsprach es, daß er für die Hebung seines Er
besorgt war. Bei den Wahlen von Heinrich VII. und Ludwig dem Bai

Freiheiten und Privilegien der Mainzer Kirche bestätigen und sich
n für alle erwachsenen Auslagen und Schädigungen, selbst für solche,
r Angelegenheiten der Erwählten in keinem Zusammenhange standen.
re ließ er sich, im Widerspruche mit einer zwischen König Albrecht
schof Gerlach von Mainz wegen des Zolles in Oberlahnstein und
erer unrechter Zölle getroffenen Vereinbarung vom 20. März 1302,
Heinrich VII. den Zoll zu Lahnstein zurückgeben, worauf der Erz-
Köln mit ähnlichen Anforderungen auftrat und durchdrang. Auch
ng Johanns von Luxemburg auf den böhmischen Thron bedang er
che Vortheile; als Geschenk des Königs erhielt er damals u. A.
goldenen Stuhl, der lange Zeit zu den Schätzen des Mainzer
hlte (Joannis, Rer. mog. I 97). Zu den Besitzungen des Erz-
e er eine Reihe von neuen Erwerbungen hinzu; für dargeliehenes
lt er von Ludwig von Baiern eine Anzahl von Städten und
Pfand, während er andererseits Gelegenheit fand, einzelne Gebiets-
verpfändet waren, wieder auszulösen. Ganz besonders erhoffte er Er-
seiner Macht in Hessen nach dem Tode des Landgrafen Johann von
ch den Erwerb der freigewordenen Lehen und in gleicher Weise in
durch Wiedererlangung der Mainzer Lehen. Damit kam er nun
m erstrebten Ziele. Was er in seiner langen, mit Glück gekrönten
für sich erwarb, davon geben die von ihm errichteten Testamente
Codex dipl. III, 160—179) Zeugniß; ein großer Theil seiner Schätze
Mainzer Kirche zu gut. „Mit Renten und Geschenken groß, mit
äth, das zu ihm floß, der Kirche er Macht und Reichthum ehrt,
on Lastern unverwehrt. Fromm und freigebig in der That, war er
innig im Rath." Mit diesen frei übertragenen Worten rühmt Peter's
Umschrift um das höchst beachtenswerthe, im Ostchor des Mainzer
ndliche Denkmal des Erzbischofs, der nach seinem ganzen Wirken und
u den hervorragendsten Mainzer Kirchenfürsten zählt.

Bockenheimer.

Friedrich Ludwig, Herzog von Oldenburg, geb. 17. Januar
1. Mai 1829, war der zweite Sohn des Herzogs Georg Ludwig von
ttorp (s. A. D. B. VIII, 698) und der Herzogin Sophie Charlotte,
ter des Prinzen Friedrich Wilhelm von Holstein-Beck, welche in erster
em Burggrafen Alexander zu Dohna vermählt gewesen war. Sein
war Riesenburg in Ostpreußen, wo das von dem Vater befehligte
Holstein in Garnison lag. Schon in seinem neunten Jahre verlor er
und wenige Wochen später (7. Sept. 1763) auch den Vater. Der
seine und seines älteren Bruders, Wilhelm August, Erziehung unter-
e Kaiserin Katharina II. von Rußland, indem sie in Gemeinschaft
heim der Prinzen, dem Fürstbischof von Lübeck, Herzog Friedrich
Holstein-Gottorp, die Vormundschaft übernahm. Unter Leitung des
Obersten v. Staal lebten die Prinzen in Bern (1764—68) und Bo-
69—73) und begaben sich dann nach Petersburg, wo der ältere in
der russischen Marine, der jüngere in den Dienst der Landarmee
z P. nahm an dem Feldzuge gegen die Türken mit Auszeichnung
ieß aber, als der Bruder durch einen Sturz aus dem Mastkorbe bei
den Tod in den Wellen gefunden hatte (14. Juli 1774), den Militärdienst
ich nach einem längeren Aufenthalte in England als Privatmann in
nieder. — Inzwischen waren die Grafschaften Oldenburg und Delmen-
h den Vertrag von Zarsko-Selo vom 20/31. Mai 1773 von Dänemark
nd abgetreten und von dem Großfürsten Paul an den Chef der jün-

geren Linie des Holstein-Gottorp'schen Hauses, den Fürstbischof von
Herzog Friedrich August, übertragen (14. December 1773) und von de
schen Kaiser zum Herzogthum erhoben. Der Sohn des Herzogs, Erbpri
Friedrich Wilhelm, Coadjutor zu Lübeck, war gemüthskrank. Herzog F
August ernannte daher durch Testament vom 4. April 1777 seinen Nef
Prinzen P., zum Landesadministrator des Herzogthums Oldenburg und
laßte die Wahl desselben zum Coadjutor in Lübeck an Stelle seines
Coadjutorie zurücktretenden Sohnes. — Prinz P. nahm von nun an
Sommeraufenthalt auf dem in der Nähe der Stadt Oldenburg belegenen
zu Rastedt und vermählte sich am 26. Juli 1781 mit der Prinzessin F
Elisabeth Amalie von Würtemberg, Tochter des Herzogs Friedrich Eug
ihm aber schon am 24. November 1785 durch den Tod entrissen wurde
dem sie ihm zwei Söhne, den nachmaligen Großherzog Paul Friedrich
(s. A. D. B. I, 667) und den Prinzen Peter Friedrich Georg (s. A.
VIII, 683) geboren hatte. — Nach dem Tode des Herzogs Friedrich
(6. Juli 1785) übernahm Herzog P. die Regierung des Herzogthums
burg als Landesadministrator, diejenige des Bisthums Lübeck im eigenen N
erst am 2. Juli 1823, mit dem Tode seines gemüthskranken Vetters,
auch die selbsteigene Regierung des Herzogthums Oldenburg zu. Sein
Regentenzeit war eine vielbewegte. Nachdem er in den ersten Jahren, un
von dem ausgezeichneten Minister Grafen Holmer, auf allen Gebieten d
waltung die bessernde Hand angelegt, auch infolge des Reichsdeputation
schlusses vom Jahre 1803 als Entschädigung für die Aufhebung des
lichen Weserzolles zu Elsfleth eine bedeutende Erweiterung der Gren
Herzogthums durch Erwerbung des hannoverschen Amts Wildeshausen
münsterschen Aemter Vechta und Cloppenburg, sowie den dauernden Be
Bisthums Lübeck als eines weltlichen Erbfürstenthums erlangt hatte, wur
Thätigkeit in dem ersten Decennium des neuen Jahrhunderts vorzugsweis
die infolge der geographischen Lage des Landes eingetretenen schwierige
tischen Verhältnisse in Anspruch genommen, welche schon im J. 1806
wenn auch nur kurzen, Besetzung des Landes durch die Holländer führt
J. 1808 den Beitritt des Herzogs zum Rheinbunde veranlaßten und
im J. 1811 die Einverleibung des Herzogthums in das französische Ka
zur Folge hatten, nachdem der Herzog jeden ihm von Napoleon ange
Ländertausch zurückgewiesen hatte. Der Herzog begab sich nach Rußlan
er an der Errichtung der russisch-deutschen Legion thätigen Antheil nahm
November 1813 kehrte er in die Heimath zurück. Durch den Wiener
wurden ihm, abgesehen von einer geringen Territorial-Erweiterung des
thums, aus dem ehemaligen französischen Saardepartement diejenigen
theile zuerkannt, aus denen nachmals das Fürstenthum Birkenfeld gebildet
der großherzogliche Titel beigelegt, den er jedoch nicht annahm. Im J.
gelangte er durch Cession von Seiten des Kaisers von Rußland auch
Besitz der Erbherrschaft Jever. Nachdem er eifrig und erfolgreich bem
wesen war, die dem Lande durch die Fremdherrschaft geschlagenen W
zu heilen, mußte er es in den letzten Regierungsjahren seine Aufgabe sein
die Schäden zu mildern, welche Wasserfluthen und Mißwachs dem Land
ursacht hatten. Am 21. Mai 1829 starb er zu Wiesbaden, wo er wie
Kräftigung gegen die sich einstellenden Schwächen des Alters gesucht hat
Herzog P. „war eine ernst und nüchtern angelegte holsteinische Natur, ei
von klarem Blick, festem Willen und strengstem Pflichtgefühl, als Regen
Geschäftsmann ersten Ranges, jedem Verdienst gerecht, gleichmäßig und
wollend in seinem Urtheil über Menschen und Dinge, unerbittlich

nwahrheit und Heuchelei, ein deutscher Fürst in des Wortes bester Bedeutung. llem äußerlichen Scheinwesen, allem prunkvollen Treiben abhold, war der erzog in seinem Privatleben fast bürgerlich einfach; ihm war sein Haus seine elt, der fürstliche Beruf der Inhalt seines Daseins". So schildert ihn Jansen Aus vergangenen Tagen, S. 123), und so lebt sein volksthümliches Bild noch eute in der Erinnerung des Landes, mit dessen Geschicken die seinigen in sturm- oller Zeit während einer 44jährigen Regierung verbunden gewesen sind.

Mutzenbecher.

Peter: Constantin Friedrich Peter, Herzog von Oldenburg, geb. zu aroslaw am 26. August/7. September 1812, † zu Petersburg am 2/14. Mai 881, war der Sohn des Prinzen Peter Friedrich Georg von Oldenburg (s. A. . B. VIII, 683) und der Großfürstin Katharina Pawlowna, der Schwester s Kaisers Alexander I. von Rußland. Nachdem er seinen Vater schon im sten Lebensjahre verloren hatte, siedelte er, als seine Mutter sich mit dem onprinzen Wilhelm von Würtemberg vermählte, mit seinem älteren Bruder lexander nach Stuttgart und nach dem im J. 1819 erfolgten Tode der Mutter ach Oldenburg über, wo die Prinzen unter den Augen ihres Großvaters, des erzogs Peter Friedrich Ludwig, erzogen wurden. Nach erreichter Volljährigkeit nd nachdem der Bruder gestorben war, begab Herzog P. sich nach Petersburg, m in den russischen Militärdienst zu treten. Er wurde Oberst im Preobraschens- schen Garderegiment, später General, ging dann aber in den Dienst der Ver- altung über und entfaltete vorzugsweise auf dem Felde des Unterrichts, der rziehung und der Wohlthätigkeit unter allseitiger Anerkennung eine ersprießliche irksamkeit. Seinem Stammlande bewahrte er auch in der Ferne stets das bendigste Interesse. Wie er in Petersburg die Rechtsschule ins Leben rief, verdankt ihm Oldenburg die Gründung der Cäcilienschule.

Mutzenbecher.

Peter Friedrich Wilhelm, Erbprinz von Holstein-Gottorp, geb. zu utin am 3. Januar 1754, war der einzige Sohn des Herzogs Friedrich ugust, Fürstbischofs von Lübeck, nachmaligen Herzogs von Oldenburg. Nach- m er 1769/70 in Kiel studirt hatte, trat er eine längere Reise an, welche durch von Bedeutung geworden ist, daß J. G. Herder der Begleiter des Prin- n war und auf derselben nach Darmstadt und zu Goethe nach Straßburg ge- hrt wurde (1770/71). Im J. 1773 wurde der Prinz vom Domcapitel zu ibeck zum Coadjutor des Hochstifts gewählt und nahm im December desselben Jahres dem Einzuge seines Vaters in die Hauptstadt der der jüngeren holstein-got- rpischen Linie cedirten Graffschaften Oldenburg und Delmenhorst Theil. Aber ne Geisteskrankheit, deren Spuren sich schon früher gezeigt hatten, die indeß f einer Reise, welche der beabsichtigten Vermählung des Prinzen mit der rinzessin Charlotte von Hessen-Darmstadt galt, zum völligen Ausbruch kam, hrte die Nothwendigkeit herbei, den Prinzen nicht nur auf die Coadjutorie in übeck, sondern auch auf die Nachfolge in der Regierung des Herzogthums ldenburg verzichten zu lassen (14. Februar 1777). Nach dem Tode des Vaters . Juli 1785) überwies ihm der König von Dänemark das Schloß zu Plön, o er am 2. Juli 1823 starb.

Mutzenbecher.

Peter (Karl Peter Ulrich), Herzog von Holstein-Gottorp, als aiser von Rußland: Peter III.; geboren am 21. Februar 1728 auf em Schlosse zu Kiel als der einzige Sohn Herzog Karl Friedrich's von olstein-Gottorp und der Großfürstin Anna von Rußland, der ältesten Tochter aiser Peter's des Großen. Kaum ein Jahr alt, verlor der Prinz schon ne Mutter; die zahlreiche weibliche Bedienung, welcher er nun überantwortet

ward, übte durch ihre übertriebene Aengstlichkeit einen schädlichen Einfluß au seine Entwicklung, dessen Folgen sich zunächst in einer gewissen scheuen Furch samkeit zeigten. Auch den Vater verlor der Prinz schon mit elf Jahren. Ge schwister hatte er nie gehabt, stand somit jetzt ganz vereinsamt da.

Wir müssen einen Rückblick auf die Schicksale des Vaters werfen. Karl Friedrich war der Sohn Herzog Friedrich IV. (A. D. B. VIII, 21) und der schwedischen Hedwig Sophie, der ältesten Schwester König Karl XII. Auch er war in früher Kindheit Waise geworden; auch er hätte wie später sein Sohn aus eigenen Erfahrungen „die Leiden eines Knaben“ schreiben können. In Er innerung an die eigene traurige Kindheit hatte er in Betreff der Erziehung seine Sohnes, der er besondere Sorgfalt zuwendete, letztwillig Alles bis ins Kleinst geordnet. Zu seinem Vormunde hatte er den Prinzen Friedrich August von Holstein-Gottorp, dritten Sohn Bischofs Christian August, bestellt, der in Got torp'schen Diensten stand und das besondere Vertrauen des Herzogs gen Diesem hatte er ans Herz gelegt, die Umgebung seines Sohnes vorsichtig wählen, auf seine Ausbildung, auch auf die körperliche, die größte Aufmerksam keit zu verwenden, und vor Allem darauf zu sehen, daß dem Knaben eine lie reiche Behandlung zu Theil werde. Von alledem geschah gerade das Gegenthei Als Karl Friedrich am 18. Juni 1739 starb und nun der elfjährige Sohn ih als Herzog von Gottorp folgte, bedurfte es demnach der Ernennung einer vo mundschaftlichen Regierung. Auf den jungen Herzog gingen zugleich die Er ansprüche seines Vaters an die schwedische Krone über. Denn als Karl XI von Schweden am 14. November 1718 vor Friedrichshall fiel, ohne Leibeserbe zu hinterlassen, hätte ihm Karl Friedrich als Sohn seiner älteren Schwe folgen sollen, wie ihn denn auch Karl XII. immer als seinen Nachfolger b handelt hatte. Seine Thronbesteigung wäre indessen gleichbedeutend gewesen m einer Fortsetzung des Krieges gegen Dänemark zur Geltendmachung der Gotto ischen Ansprüche an Schleswig. Deswegen war eine Hofpartei und die Arm seiner Throncandidatur entgegen. Die Armee pronuncirte statt seiner die jüng Schwester des verstorbenen Königs, Ulrike Eleonore, Gemahlin des Landgra Friedrich von Hessen (A. D. B. VII, 522), zur Königin von Schweden, die ad hoc einberufenen Stände bestätigten diese Wahl. Ulrike Eleonore le aber in kinderloser Ehe. Somit war, wenn sie starb, Karl Peter Ulrich l letzte Sprößling des alten schwedischen Königshauses, während ihm zugleich Enkel Peter's des Großen Ansprüche auf die Thronfolge in Rußland zur Se standen.

Auf die Nachricht vom Tode Herzog Karl Friedrich's nahm nun aber l damalige Bischof von Lübeck, Herzog Adolph Friedrich (A. D. B. I, 114) a ältester Agnat die Vormundschaft und die Administration des Landes für in Anspruch und trat sie mittelst Patentes vom 21. Juni 1739 an. Se jüngerer Bruder, der obengenannte Prinz Friedrich August, verzichtete au ihm testamentarisch übertragene Vormundschaft, nahm seinen Abschied aus Go torpischen Diensten, ging ins Ausland und überließ den ihm so warm ans H gelegten Pflegebefohlenen seinem Schicksal. Das Testament des seligen Herzo ward einfach ad acta gelegt. Zum Hofmeister des jungen Herzogs ward G Brümmer ernannt; ein früherer Cavallerieofficier, den der selige Herzog we seines anstößigen Lebenswandels des Landes hatte verweisen wollen. „Il bon pour dresser un cheval mais non pour élever un prince“ äußerte über Professor Mildt, der französische Lehrer des Prinzen. Ein im großherzog oldenburgischen Haus- und Centralarchiv aufbewahrtes Memorial enthält Zusammenstellung der dem Grafen Brümmer zur Last gelegten Mißgriffe in Erziehung des Herzogs. Zur Residenz war diesem das Schloß Kiel angewie

richt, in dem die fremden Sprachen natürlich eine Hauptrolle spielten,
von Morgens bis Abends spät; von Erholung, Bewegung in freier
egung im Umgang mit Altersgenossen war keine Rede. Ermüdet und
von Schulstunden mußte der Prinz oft stundenlang auf das Essen
wenn sich Graf Brümmer eben auf der Jagd oder im Salon der Frau
orff ergötzte. Unter der Tafel liebte es Graf Brümmer, sich in platten
len Scherzen zu ergehen. Abends mußte der Prinz in Uniform den
ften beiwohnen, die Brümmer in den herzoglichen Gemächern veranstal-
am Tanze der Erwachsenen Theil nehmen. Wenn seitens der Lehrer
ard, daß der Prinz wenig Sinn für die Grammatik zeige, gab es hef-
ritte und unpassende Strafen; so ließ ihn Graf Brümmer an seinen
ch binden, mit entblößten Knieen auf Erbsen liegen oder stundenlang
n Eselsbild um den Hals zum öffentlichen Aergerniß umhergehen. Das
Probe aus einer langen Reihe von ähnlichen Beschwerden genügen.
ste aber, was dem Prinzen widerfuhr, war doch die Art, wie man
ionsunterricht betrieb: je nachdem die Aussichten auf die Thronfolge
d oder in Schweden mehr in den Vordergrund traten, ward er in griechisch-
r oder in lutherischer Confession unterrichtet, wobei fanatische Geistliche
hten, ihm Mißtrauen und Haß gegen die Lehren der gerade bei Seite
n Religion einzuflößen. So ward der religiöse Frieden des Knaben
nd ihm gegen den griechisch-katholischen Cultus ein Widerwillen bei-
über den er auch später nie vollständig hat Herr werden können. In
n Grade Brümmer's Behandlung das Gemüth des Prinzen verbittert
sich später zeigen. Der einzige Lichtblick in diesen trüben Kindertagen
Verkehr mit der Jungfrau Alinius, seinem Kindermädchen, dem noch
r später seine Dankbarkeit bezeigte.
l hatte die jüngste Tochter Peter des Großen, Elisabeth, den russischen
stiegen. Sie wollte dem Prinzen P., als dem Sohn ihrer älteren
, die Nachfolge auf den russischen Thron sichern und wünschte deswegen
rsiedlung nach Petersburg. In Kiel, wo er der Gegenstand inniger
ne war, machte man Miene, sich seiner Ueberführung zu widersetzen.
aber nächtlicher Weile an Bord eines russischen Kriegsschiffes gebracht,
darauf in See ging. Im Februar 1742 hielt der Prinz seinen Ein-
etersburg, von der Kaiserin in herzlicher Weise empfangen und unter
Festlichkeiten. Die Kaiserin wandte nun seiner Ausbildung ihre be-
Aufmerksamkeit zu. Seine Kränklichkeit aber, wiederholte ernstliche
en und die unter diesen Umständen doppelt ermüdenden Anstrengungen
bens, denen er sich trotzdem nicht entziehen durfte, wirkten auf das
e ein. Am 7./18. November 1742 trat er zur griechisch-katholischen
er, und ward als Peter Petrowitsch „ex jure sanguinis" zum Groß-
ronfolger erklärt.
nachher am 4. Januar 1743 fand sich in Moskau eine schwedische
aft ein, um dem Prinzen im Namen des schwedischen Reichsraths die
e Krone anzutragen. Um des bereits erfolgten Uebertritts zur griechi-
che willen war die Sache hinfällig, sie scheint aber auf den Prinzen,
über seine Aussichten auf den schwedischen Thron nie genügend auf-
tte, einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Er gab seinem Schmerz
Verlust der schwedischen Krone in einer Weise Ausdruck, welche die
bei denen seine Throncandidatur viele Gegner hatte, verletzte. Die
rd ausgebeutet, um ihm bei der Kaiserin zu schaden und ihn beim
populär zu machen. Schon hier liegen die kleinen Anfänge der großen

Bewegung, die später gegen ihn ins Werk gesetzt wurde; es ist „le com
cement de la fin“.

Im Herbst 1743 erkrankte P. so schwer, daß man für sein Leben ba
Dies veranlaßte die Kaiserin, welche das Aussterben der Nachkommen
Peter's des Großen befürchtete, die Vermählung des 16jährigen Prinzen g
den dringenden Rath der Aerzte in Erwägung zu nehmen: ihre Wahl fiel
die dem Holstein-Gottorpischen Hause verwandte Prinzeß von Anhalt-Zerbst
spätere Kaiserin Katharina II. Sie traf mit ihrer Mutter im Februar 1
in Moskau ein, trat am 9. Juni d. J. zur griechischen Kirche über und er
den Namen Katharina Alexiewna. Als im Herbst 1744 die Residenz
Moskau nach Petersburg verlegt wurde, erkrankte der Großfürst auf der
dahin in Chotilowo an den Blattern. Die Kaiserin war Tag und Nacht
seinem Bett „dans une consternation excessive“, wie der preußische Gesa
unter dem 12. November 1744 berichtete. Der Großfürst erholte sich zu
gleichwol aber wurde ihm die Krankheit verhängnißvoll. Zunächst hörten, d
die Reconvalescenz nicht gestört werde, seine Studien auf. Dann aber ent
ten die Pockennarben sein Gesicht dergestalt, daß Katharina des peinlichen
drucks nicht Herr werden konnte. Auch ihm selbst entging dies nicht, un
liegen hier die Anfänge einer Verstimmung, die später so schwere Folgen
sich ziehen sollte. Es kam aber noch Eines hinzu. Während der Tage, wo
den Tod des Großfürsten fürchtete, waren Alle, und die Kaiserin nicht
wenigsten, von der Frage der Nachfolge im Reich tief bewegt. Im Staats
brach sich die Ansicht Bahn, daß in diesem Falle seine Verlobte, die Großfü
Katharina zu seiner Nachfolgerin zu ernennen sei. Es blieb dies kein Geh
niß; wer vermag zu sagen, welche Gedanken damit in der Seele der jun
ehrgeizigen Fürstin aufgekeimt sind?

Die Vermählung erfolgte am 1. September 1745. Das eheliche Ver
niß war bald und oft getrübt. Es scheint sogar, daß Katharina schon früh
Machinationen gegen den Thronfolger Theil genommen hat.

Als Herzog von Holstein erhielt P. am 11. Juni 1745 vom deut
Kaiser veniam aetatis. Die Regierung über den Gottorper Antheil am Her
thum Holstein führte er von Petersburg aus mit zwei Conseils, deren e
seinen Sitz in Petersburg, das andere in Kiel hatte. Er nahm nun Ein
in die unverantwortliche Art und Weise, wie während seiner Minderjähri
die Regierung geführt worden war, und eine tiefe Mißstimmung erfaßte
unter den Klagen und gegenseitigen Anschuldigungen, die jetzt von drüben
zu ihm drangen. Der Gottorpische Gesandte in Stockholm, Geheimrath v.
mer, welcher Mitglied des Conseils in Kiel gewesen war, wurde sofort
berufen. Der bis dahin, auch in Petersburg, vielvermögende Hofmarschall
Brümmer ward in ländliche Einsamkeit nach Trittau verbannt. Die
Kanzlei ward neu geordnet und dem Präsidenten strenge Disciplin eingesch
Der Kieler Postmeister, welcher das Briefgeheimniß nicht geachtet hatte, w
zur Rechenschaft gezogen. Der Justizpflege, der Verwaltung, der Univer
wandte der Herzog seine Aufmerksamkeit zu und ging überall ohne Ansehen
Person vor, wie verschiedene Rescripte an das Kieler Conseil beweisen. Hatt
früher auf das Andrängen des Hofkanzlers Pechlin zu der berüchtigten
folgung des Geheimraths Westphalen (s. d.) selbst die Hand geboten, so z
er sich jetzt, über den wahren Sachverhalt aufgeklärt, bemüht, das an W
phalen begangene Unrecht wieder gut zu machen.

1754 ward dem Großfürsten ein Sohn geboren, der nachmalige Ka
Paul, durch welchen er der Stifter des in Rußland regierenden Hauses w

Am 25. December 1761/5. Januar 1762 starb Kaiserin Elisabeth und
ter III. bestieg den Thron. Seine ferneren Thaten und Schicksale gehören
nz der russischen Geschichte an, und können hier nur flüchtig angedeutet werden.
begann seine Regierung damit, 20000, unter Elisabeth nach Sibirien Ver-
nnten die Freiheit zu schenken. Reformen sollten auf allen Gebieten sofort
Leben treten. Die heimliche Kanzlei ward abgeschafft, jene Staatsinquisition,
seit den Zeiten Iwan's des Großen so viel Unglück über Rußland gebracht
tte. Anwendung von Tortur und Knute ward verboten. Unterm 27. März
April 1762 legte der Kaiser dem Senat sein nationalökonomisches Pro-
amm vor: Die Waldungen sollten gegen Ausforstung geschützt werden, der
ndel mit Korn und Vieh freigegeben, Handelsfactoreien errichtet, der Preis
f Salz herabgesetzt werden. Eine verbesserte Organisation der Rechtspflege
rd in Aussicht genommen und ein sogenannter Wohlfahrtsausschuß ernannt
it der Aufgabe, das allgemeine Wohl der Unterthanen zu überwachen. Die
infuhr verschiedener Luxusgegenstände ward verboten. Auch Heer und Flotte
llten reorganisirt werden, das Heer nach preußischem, die Flotte nach eng-
chem Muster. Sogar auf die griechische Kirche und ihre Klöster erstreckte sich
ser hastige Reformeifer des Kaisers. Friedrich der Große bemerkte auf die
chricht hiervon: „attaquer ces archimandrites et ces popes c'était se faire
s ennemies irréconciliables.“ Aber auch auf vielen anderen Gebieten fühlte
an sich in seinen berechtigten wie unberechtigten Interessen bedroht und beeinträch-
gt. Noch aufregender vielleicht wirkte des Kaisers auswärtige Politik. Er war be-
nntlich seit lange ein begeisterter Verehrer Friedrich des Großen, mit dem er
intimem Briefwechsel stand. In der That war es ein kühner Griff in das
ad der Weltgeschichte, als der Kaiser plötzlich die europäische Coalition sprengte,
rch welche Friedrich II. sich auf das Aeußerste bedroht sah. Am 16. März
62 ward zwischen Rußland und Preußen der Waffenstillstand geschlossen, am
Mai der Friede, in welchem die eroberten und fast schon incorporirten
eußischen Provinzen wieder herausgegeben wurden. Wenn zu gleicher Zeit der
rieg mit Dänemark auszubrechen drohte — die Heere waren bereits in Marsch
, so war dieser Krieg, in dem man nur die Verfolgung Gottorpischer Haus-
teressen sah, nicht minder unpopulär.

Die sorgfältig vorbereitete Revolution kam am 28. Juni/9. Juli 1762 zum
usbruch. Katharina wurde zur Kaiserin ausgerufen, Peter III. verhaftet und
ch Ropscha gebracht. Hier ward er am 6. Juli/17. Juli in brutalster Weise
uchlings ermordet. F. v. Krogh.

Peter: s. auch **Petrus**.

Peter v. Coblenz, Baumeister. Der Name „Maister Peter Stainmetz
n koblentz“ tritt uns zuerst 1482—90 in den Steuerlisten von Stuttgart
tgegen. Hierauf wird der Mann 1501 noch einmal urkundlich genannt als
Urach seßhaft und als Meister der S. Amandikirche da, deren Bau 1499
llendet war, nachdem er 1479 begonnen hatte. Von dieser Kirche her kennt
an sein Meisterzeichen und ist danach im Stande, seine weitere Thätigkeit zu
rfolgen. Das Bild, das sich von derselben ergibt, ist folgendes:

Vermuthlich hatte der Meister in den 70er Jahren als fürstlicher Bau-
eister in dem Uracher Theil des getrennten Württemberg die Bauten geleitet,
elche Graf Eberhard im Bart dort ausführte (Schloß, Mönchshof, Stifts-
rche). Bei der Verlegung der Residenz des wiedervereinigten Landes nach
tuttgart 1482 folgte er dem Grafen dahin, um, wahrscheinlich an der Stelle
es 1470—78 genannten, im letzten Jahr gestorbenen Parliers Hans, dem
Stuttgarter fürstlichen Baumeister Albrecht Georg als Gehilfe bei dessen weit-

verzweigter Bauthätigkeit, die in Stuttgart insbesondere damals den Fortb
der Stiftskirche und Spitalkirche umfaßte, zu dienen. Zwei Jahre vor
Tod hatte Meister P. 1490 den Mittelpunkt seiner Thätigkeit wieder
Urach verlegt und wirkte von dort aus, meist durch Unterwerkmeister, an
Reihe kirchlicher Bauten (Münsingen um 1487—95, Weilheim unter Teck 14
1517, Dettingen, OA. Urach seit 1494, Heutingsheim seit 1487, Schw
dingen 1495, Eltingen, Karthause Güterstein). Im Kloster Hirschau h
1491 den nördlichen Flügel des Kreuzgangs, wahrscheinlich auch andere,
nicht mehr erhaltene Bautheile hergestellt; in Blaubeuren die ganze K
kirche 1491—1501, hier unterstützt von dem zugleich als Bildhauer th
Steinmetzen Ando (? = Anton). Mit Albrecht Georg, dessen Schüler er
gewesen sein mochte, theilte P. die Vorliebe für das Hineinziehen der S
pfeiler in die Wände des Langhauses. Seine Heimath kann ebensowoh
Dorf Koblenz bei Zurzach in der Schweiz, als die Stadt Coblenz ge
sein. Für letzteres spricht das Vorkommen eines Meisters Peter von La
Waiblingen und Fellbach 1487—1519. Sein Bild mögen wir mit Beis
an dem Uracher Marktbrunnen finden. Näheres s. in meiner Schrift: B
Baumeister u. Bildh., Stuttg., Kohlhammer 1882 (Separatabdruck aus
Württ. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. 1882, Heft I—III).

Klemm.

Peter von Dresden, ein Zeitgenosse von Johann Huß, könnte,
der ihm zugeschriebene, durch die bisherigen Forschungen jedoch noch keine
hinreichend bewiesene Antheil an der hussitischen Bewegung begründet wä
seiner Art eine weltgeschichtliche Bedeutung beanspruchen. Wird er doc
einer der Urheber der Lehre vom Abendmahl unter beiderlei Gestalt (sub utr
und als eifriger Bekämpfer der Lehre vom Fegefeuer genannt. Ferner
ihm ein nachhaltiger Einfluß auf den bekannten Jakob (Jacobellus) von
zugeschrieben. Sicher bekannt über sein Leben und Wirken ist nur Folge
Nach dem Zeugniß des Aeneas Sylvius hat P., als dessen Heimath,
schon sein Beiname bezeugt, Dresden oder ein dieser Stadt benachbarter
anzunehmen ist, im Jahre 1409 die Universitätsstadt Prag, woselbst er
lang als akademischer Lehrer thätig gewesen, infolge der bekannten Katast
mit den Professoren und Studenten zugleich verlassen und sich in sein Vate
zurückbegeben. In die nächstfolgenden Jahre fällt dann die angebliche Th
keit Peter's an den gelehrten Schulen zu Chemnitz und Zwickau. Nachgew
ist seine Anwesenheit in Dresden im J. 1412, wo er mit einem gewissen
laus zusammen an der Schule zum hl. Kreuz als Lehrer wirkte. Wegen
breitung ketzerischer Lehren nach Art der von Wiklif und den böhmischen Neu
aufgestellten, wurden beide Männer schon nach etwa zweijähriger Lehrthä
durch richterliches Urtheil ihrer geistlichen Oberbehörde aus der Meißner D
ausgewiesen. In Begleitung seines Schicksalsgenossen kehrte P. nach
zurück, gründete in Gemeinschaft mit Ersterem eine Schule (bursa) daselbst
hat in der Folge mit dem vorerwähnten Jacobellus (zu Ende des Jahres 1
das Abendmahl unter beiderlei Gestalten insgeheim auszutheilen begonnen
Vorgang, der bekanntlich die Billigung des damals bereits in Konstanz
gekerkerten Huß gefunden hat. P. ist schließlich, da er die von ihm —
scheinend mit wesentlichem Erfolg — verbreiteten Wiklif'schen Lehren nicht wid
1421 auf dem Scheiterhaufen gestorben. Näheres über das tragische Ende des
reformators hat sich nicht ermitteln lassen und muß hierüber sowie über
Wirksamkeit und Bedeutung als solcher überhaupt, weiteren Untersuchungen
behalten bleiben. Ein bekanntes Kirchenlied, in welchem lateinische und deu
Zeilen gemischt sind, wird P. ohne ausreichenden Grund zugeschrieben.

Flathe, Geschichte von Sachsen (Gotha 1867). Bd. I, S. 348. — Herzog's Real-Encyclopädie II, S. 394 u. XIII, S. 218. — O. Meltzer, die Kreuzschule in Dresden b. z. Einführ. der Reformation (1539). Dresden 1886. S. 33 u. ff. Paul Pfotenhauer.

Peter von Duisburg s. **Dusburg** (A. D. B. V, 492).

Peter von Pilichsdorf, Professor an der Wiener Universität, Canonicus zu St. Stephan und Pfarrer von Pilichsdorf, einem nicht unansehnlichen Orte am nördlichen Rande des Marchfeldes in Niederösterreich, nach welchem er auch benannt wurde. Die Nachrichten über ihn fließen sehr spärlich und es läßt sich aus den älteren Documenten der Wiener Universität nur eruiren, daß er aus Höbersdorf (Hebertsdorf) in Niederösterreich gebürtig war und mit seinem Familiennamen Engelhardi (scil. filius Engelhardi) hieß, daß er im J. 1388, wo er noch der Artistenfacultät angehörte, jedoch schon baccalaureus formatus aus der Theologie war, das Rectorat bekleidete und in den Jahren 1398, 1399, 1401 und 1402 fünf Mal als Decan der theologischen Facultät, an welche er wahrscheinlich bald nach seinem Rectorate übergetreten war, fungirte. Von da ab verschwindet sein Name aus den Universitätsacten. Der Jesuit Jakob Gretser entdeckte zwei Schriften von ihm in mehreren Codices, von denen jedoch nur der Tegernseer den Namen des Autors enthielt, und edirte beide zu Ingolstadt 1613, und zwar die erste derselben: „Contra sectam Waldensem liber“ oder „Obviationes s. scripturae contra errores Waldenses“ — ein nicht unwichtiger Beitrag zur Kirchengeschichte — ganz in 36 Capiteln; die zweite dagegen: „Tractatus contra pauperes de Lugduno“ nur fragmentarisch, theils weil der Codex einen zu fehlerhaften, oft sinnlosen Text bot, theils weil ihm einige Ansichten und Aeußerungen des Verfassers zu läppisch schienen. Sie finden sich auch in der Gesammtausgabe von Gretsers Werken (Regensburg 1734—41) im 2. Theile des 12. Bandes und in der Maxima bibliotheca veterum patrum (Lugduni 1677) im 25. Bande S. 277 u. 299. Die erste ist auch noch handschriftlich auf der k. k. Wiener Hofbibliothek im Codex 4219 (Theol. 216, S. 212a bis 232b) vorhanden. Nach der Schlußschrift derselben Expliciunt obviationes . . . 1444 rückten die älteren Literarhistoriker Cave, Fabricius und noch Jöcher die Lehrthätigkeit des Autors in die Mitte des 15. Jahrhunderts hinauf, obwohl schon Gretser in seinen Prolegomenis das Jahr 1395 als Entstehungszeit derselben aus einer Stelle des 30. Capitels nachgewiesen hatte. Obige Schlußformel und Datirung ist demnach nur als Zusatz eines Abschreibers zu nehmen. Jöcher macht den Autor überdies noch zum Professor der Kölner Universität, bezüglich welcher Angabe hier die Anmerkung genügen mag, daß Jos. Hartzheims bibliotheca Coloniensis (Col. 1757), die alle kölner Schriftsteller mit ihren Werken verzeichnet, nichts von ihm weiß.

Vgl. Aschbach, Gesch. der Wiener Univ. im ersten Jahrh. ihres Bestehens. Wien 1865. S. 124 u. 586. — Wappler, Gesch. der theolog. Facultät der k. k. Univ. zu Wien. 1884. S. 364 u. 468 und die obengenannten Autoren. P. Ant. Weis.

Peter von Rosenheim, ein Beiname, den er von seiner Geburtsstadt am Innflusse führte, scheint im Jahre 1403 als Student dem Rector der Wiener Hochschule, Nicolaus v. Mazzen, in die Einsamkeit von Subiaco gefolgt zu sein. Im Jahre 1416 kehrte er in Begleitung desselben nach Deutschland zurück und wurde 1418 zu Konstanz von Papst Martin V. mit anderen zur Reformirung des Benedictinerordens ausgesendet. P. ging zunächst nach Melk, wo er bald als Prior erscheint, und besuchte nun eine Reihe größtentheils bairischer Klöster, um die echte Regel St. Benedicts wiederherzustellen. Im J. 1432 reiste er im Auftrage der Concilsväter, die zu Basel tagten, nach

Böhmen, wo er der hussitischen Bewegung Einhalt thun sollte. Von den Erfolgen seiner Thätigkeit ist nichts bekannt. Sein Heimgang erfolgte wahrscheinlich am 5. Januar 1441; das Todesjahr ist nicht völlig sicher. Trithemius spricht sich über ihn mit großem Lobe aus. Sein Hauptwerk: „Roseum memoriale divinorum eloquiorum", worin jedes Capitel der Schrift in einem Distichon gegeben ist, erlebte viele Auflagen.

Keiblinger, Geschichte des Benediktinerstifts Melk. I, 489 ff. — Kobolt, Gelehrtenlexikon und Nachträge. G. Westermayer.

Peter von Sachsen, einer der wenigen adligen Herren, die sich noch in den letzten Decennien des 14. Jahrhunderts in deutscher Lyrik versuchten. Einen Barant zum Lobe der Maria, das einzige sicher ihm gehörige Gedicht, das erhalten ist, übersandte er dem gelehrten Hymnendichter und -übersetzer, dem Mönch von Salzburg (s. A. D. B. XII, 165), der die Gabe durch ein lateinisches Lied ähnlichen Inhalts und gleicher (freilich vereinfachter) Form erwiderte. Peters Lied, in einer reimreichen verkünstelten Strophe verfaßt, häuft in meisterlicher Art Lobesepitheta auf Maria: den Ritter verräth Nichts. Für ein in derselben Form abgefaßtes Mailied steht Peter's Verfasserschaft nicht fest; abweichende Behandlung des Auftakts zeugt gegen sie. Noch die Dichterkataloge des 16. Jahrhunderts kennen P. von Sachsen unter dem entstellten Namen Peter oder Peterlein Sachs.

Meisterlieder der Kolmarer Handschrift, hrsg. v. Bartsch, Stuttg. 1862, S. 6, 7, 90, 184. Roethe.

Peter von Zittau, der einzige Geschichtschreiber, welcher über die Anfänge und ersten Jahrzehnte des luxemburgischen Hauses in Böhmen ausführlich berichtet, der bedeutendste Geschichtschreiber Böhmens im 14. Jahrhundert überhaupt, wurde um 1275 in der Stadt, nach welcher er genannt wird und die damals zu Böhmen gehörte, geboren. Seine Lebensverhältnisse kennen wir erst von dem Augenblicke an, da er in das Cistercienserkloster Königsaal (Aula regia) eintrat, welches der König Wenzel II. ein Jahrzehnt zuvor gestiftet und reich begabt hatte. Sein Eintritt dürfte kaum vor 1303, nachdem er sich zuvor vergebens bei den Kreuzherren um Aufnahme beworben, erfolgt sein. Um 1308 beendete er sein Noviziat; acht Jahre später wurde er Abt des Klosters. In der Reihenfolge der Aebte war er der Dritte. Seine Verwaltung fiel in eine sehr schwere Zeit, denn die Steuern, die der unternehmungslustige König Johann dem Kloster auferlegte, stiegen allmählich ins Unerschwingliche, und so war das Stift um 1338 so herabgekommen, daß seine Auflösung wegen des Druckes der Schulden bevorstand und der Markgraf Karl von Mähren demselben 3000 Schock Prager Groschen vorzustrecken genöthigt war. P. entsagte unter diesen Verhältnissen gern seiner Würde (1338). Nicht lange hernach — wahrscheinlich 1339 — ist er gestorben.

Während seiner zum Theil aufreibenden Thätigkeit als Abt fand P. noch Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit: er glänzte als Kanzelredner und hinterließ einen Band Predigten; seine Schrift — ein Lehrgedicht — über „die Erbauung eines angehenden Klerikers" wurde seinerzeit gern gelesen und fand große Verbreitung. Am wichtigsten aber war es, daß er einen Theil seiner Muße historischen Studien zuwandte. An eigenen geschichtlichen Aufzeichnungen war Königsaal bei der kurzen Zeit seines Bestehens arm. Einige Notizen über die wichtigsten Punkte der böhmischen Geschichte wurden wohl bald nach 1292 aus bekannten Quellen zusammengestellt (die sog. Annales Aulae regiae). Als dann Wenzel II., der Zeit seines Lebens dem Kloster gewogen war und sich gern als Mitglied desselben betrachtete, 1305 gestorben war, ging man daran, sein Andenken durch die Abfassung seiner Lebensgeschichte zu verewigen, und diese Auf-

abe wurde dem Mönche Otto, genannt von Thüringen, der früher, freilich ur auf kurze Zeit (1297—98), das Kloster geleitet, einem kränklichen schüchternen Manne, übertragen. Derselbe, seiner Aufgabe wenig gewachsen, schrieb Wenzel's Leben bis zum Jahre 1296 im Stile mittelalterlicher Legenden, verschwieg vieles und berichtete manches durchaus fehlerhaft. Nach Otto's Tod orderte der Abt Johann III. von Waldsassen seinen Freund P. auf, die Biographie Wenzel's zu beenden und dieser folgte dem Rathe; doch stellte er sich, s war das in der Zeit, da er zum Abt gewählt wurde, sein Ziel viel höher: „Ich werde", sagt er in der Widmung an den Abt von Waldsassen, „nicht bloß von der Gründung von Königsaal und von den Königen Böhmens, die zu meiner Zeit gewesen sind, sprechen, sondern auch von anderen Königreichen und Ländern, geistlichen und weltlichen Fürsten, von verschiedenen Ereignissen, an denen sich des Lesers Sinn erbauen kann." Es sind also im Wesentlichen seine Erlebnisse, die er schildert und die man seine Memoiren zu nennen gewohnt ist — nicht ganz richtig, da er seine Nachrichten ziemlich gleichzeitig mit den Ereignissen niedergeschrieben.

Daß er zu dieser Arbeit in hohem Grade befähigt war, ist sicher: er führte eine gewandte und verhältnißmäßig gute Feder und hatte für das, was er erzählt, wofern er nicht Augenzeuge war, stets ausgezeichnete Quellen. Sehr viel dankt er dem ersten Abte von Königsaal, Konrad von Erfurt, einem tüchtigen Staatsmanne, der zu Wenzel II., Wenzel III., Rudolf I., dem Kaiser Heinrich VII., namentlich aber zu Peter v. Aspelt, dem Erzbischof von Mainz, in nahen Beziehungen stand. Seinem Abte hatte er es auch zu danken, daß er selbst bei bedeutenden Staatsactionen, wie z. B. bei der Erhebung des Luxemburgischen Hauses auf den böhmischen Thron thätig sein konnte. Im J. 1297 war P. Zeuge der Krönung, 1305 des Begräbnisses Wenzel's II.; er sah nach dem Tode Wenzel's III. die anarchischen Zustände in Böhmen und begleitete 1309 seinen Abt nach Heilbronn, wo die letzten Verhandlungen stattfanden, die Johann, dem Sohne des Kaisers, die Krone Böhmens sicherten. 1310 war P. mit seinem Abt in Frankfurt, 1313 im Begriffe, mit demselben nach Italien zu gehen, als die Nachricht vom Tode des Kaisers Heinrich VII. eintraf. Ebenso hatte er Gelegenheit, einzelne Ereignisse, die sich bei der Königswahl Ludwig's abspielten, näher zu beobachten. Als Abt genoß er das Vertrauen der Königin Elisabeth in hohem Grade; wir finden ihn in der Folge als Theilnehmer bei vielen Festlichkeiten und wichtigen Ereignissen innerhalb der königlichen Familie. Im J. 1317 wohnte er als Abt von Königsaal dem Prager Landestage bei, welcher bei St. Clement abgehalten wurde. Von der Königin beauftragt, den König in Luxemburg aufzusuchen und zur Heimkehr nach Böhmen zu bewegen, traf er denselben in Trier. In den folgenden Jahren war er Zeuge der Zwistigkeiten im königlichen Hause und der wirren Zustände des Landes; 1320 sah er die Belagerung der Altstadt Prag durch den König. In den Jahren 1323—1325 finden wir ihn in der Umgebung der Königin, als dieselbe, entzweit mit ihrem Gemahl und fern von diesem, zu Kamb in Baiern lebte. 1328 weilt er in Mähren, im folgenden Jahre legte er im Namen der Königin den Grundstein zu einer neuen Kirche in Königsaal; 1331 finden wir ihn in Regensburg in der Umgebung des Königs Johann, der daselbst mit Ludwig von Baiern Unterhandlungen führte. Im J. 1333 ist er in Königsaal mit dem Bau einer kostspieligen Wasserleitung beschäftigt; 1334 hielt er sich auf der Reise zu dem Ordenscapitel in Würzburg, Trier, Clairvaux, Dijon, Paris u. a. O. auf. 1335 wohnte er in Znaim der Hochzeit Otto's von Oesterreich mit Anna von Böhmen bei. 1337 machte er seine letzte Reise zum Generalcapitel. Das Wichtigste ist, daß er auf solchen Reisen, zu denen er als Abt

verpflichtet war, eine Menge Notizen sammelte und sie sofort niederschrieb. Von besonderem Werthe sind die zahlreichen Briefe und Urkunden, welche er in seiner Chronik mittheilt. Wie uns diese heute vorliegt, besteht sie aus drei Büchern von ungleichem Umfange: das erste umfaßt nämlich 120, das zweite 34, das dritte nur 15 Capitel. Diese Eintheilung rührt daher, daß P. seine Chronik in drei Bänden von ungleichem Umfange niederschrieb. Aus diesem Umstande erklärt sich auch das Vorkommen vereinzelter Bände, von denen sich heute der erste in Donaueschingen und Raudnitz und der zweite (Autograph) in der Vaticana befindet. Wie die einzelnen Bücher ihrem Umfange nach verschieden sind, so ist dies auch nach ihrem inneren Werthe der Fall. Für die erste Zeit, da, wo er die Arbeit seines Vorgängers fortsetzt, spricht P. nicht als Augenzeuge, sondern nur vom Hörensagen. Zeitgenosse und für das meiste, was er erzählt, auch Augenzeuge, ist er von den letzten Jahren Wenzels II. angefangen. Für die Regierung Wenzel's III., Rudolf's von Oesterreich, Heinrich's von Kärnthen und Johann's bietet sein Werk eine wichtige Fundgrube. Hie und da etwas zu scharf — oft etwas voreilig — in seinen Urtheilen, läßt er sich doch von der Leidenschaft niemals zu weit hinreißen; daher entspricht denn auch seine Darstellung der Dinge in Böhmen seit dem Ausgange der nationalen Dynastie im Wesentlichen den thatsächlichen Verhältnissen. Was die formelle Seite des Werkes betrifft, ist sie eine der merkwürdigsten, die wir im 14. Jahrhundert finden; einem jeden Capitel läßt P. Verse (leoninische Hexameter) folgen, welche die Gefühle des Schreibers bei Gelegenheit der Darstellung einzelner historischer Thatsachen enthalten und die Handlungen, welche erzählt werden, mit Lob und Tadel begleiten. P. hatte die Absicht, das ganze Werk in die Form von Reimchroniken umzugestalten, ist aber zu dieser Umarbeitung niemals gekommen. Die Königsaaler Chronik erfreute sich in Böhmen großer Beliebtheit. Schon drei Jahre nach Peter's Tode wurde sie von dem Domherrn Franz von Prag völlig abgeschrieben und mit einigen Zusätzen und einer Fortsetzung bis 1351 versehen; auch noch das Geschichtswerk des Benesch v. Weitmühl, eines Zeitgenossen Karls IV., knüpft an Peter's Chronik an.

Drucke: 1. In Frehers SS. rer. Bohemicarum, Hanoviae 1602 (enthält nur das zweite Buch nach dem in Rom, damals noch in Heidelberg befindlichen Autograph); 2. Im V. Bd. von Dobner's Monumenta historiae Boemica, Prag 1784, vollständig nach der Iglauer Handschrift. 3. Mit Benützung aller Handschriften hrsg. von Loserth unter dem Titel „Die Königsaaler Geschichtsquellen mit den Zusätzen und der Fortsetzung des Domherrn Franz von Prag" im VIII. Bd. der Fontes rer. Austriac. 1. Abth. Scriptores. 4. Mit tschechischer Einleitung und Noten ed. von Emler im IV. Bd. der Fontes rerum Boh. Prag 1882. — Die gesammte Litteratur über Peter v. Z. in O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im M. A. I, 292—303. — Vgl. Loserth, die Königsaaler Geschichtsquellen. Krit. Untersuchung über die Entstehung des Chronicon Aulae regiae im LI. Bd. des Arch. f. österr. Gesch.

Loserth.

Peter: Christoph P., Componist, geb. 1626 zu Weida im Voigtlande, kam 1650 von Großenhain nach Guben als Cantor und Lehrer an der gymnasialen Stadtschule. Hier entwickelte er, namentlich durch den Liederdichter Joh. Franck (A. D. B. VII, 211) angeregt, eine lebhafte Thätigkeit, zunächst durch Herausgabe eines wol für den kirchlichen Gebrauch der Gemeinde bestimmten Gesangbuches, des ersten in der Niederlausitz; es erschien in Freiberg in Sachsen 1655 unter dem Titel: „Andachts-Zymbeln oder Andächtige und geistreiche .. Gesänge .. in vier und fünf Stimmen von Christoph Petern Sangmeister zu Guben" (Vgl. Lausitz. Magazin Bd. 50 S. 131 f.). Nur drei Exemplare sind ermittelt. Unter den

4 Gesängen herrschen die Lutherischen vor; die Aufnahme neuerer Lieder neben ssen wird im Vorwort ausdrücklich begründet. Unter letzteren sind am zahlichsten die seines Freundes, des genannten Gubener Bürgermeisters Franck, deren 16 er Compositionen geliefert hat (hier noch nicht als die seinigen kennzeichnet). Eine zweite Auflage bereitete er 1661 vor; sie ist aber bis ht nicht nachweislich. Liturgische Compositionen enthält sein 1659 veröffentchtes „Precationum thuribulum". 1667 erschienen seine 24 „geistlichen Arien" it Instrumentalbegleitung, darunter 6 neue Melodien Franck'scher Lieder; 18 eitere zu solchen sind in des Dichters „Geistlichem Sion" 1674 herausgegeben. r starb am 4. December 1669. Charakteristisch für seine Compositionen ist as Faßliche und Gefällige derselben. Sein Tonsatz ist dem von H. Albert, . Schein, Gesius, besonders aber dem von Joh. Crüger ähnlich, von Dissoanzen nicht ganz so frei, wie der von Schein. Im kirchlichen Gebrauche hat ch keine seiner Melodien erhalten.

Koch in d. Euterpe, 1857 S. 146 ff., 1863 S. 170 f., 1874 S. 169.

H. Jentsch.

Peter: Joanes Wenceslaus P., Maler, geb. zu Karlsbad (Böhmen) laut Taufbuch) am 9. September 1745, † zu Rom am 28. December 1829, ar der legitime Sohn des Karlsbader Bürgers und Büchsenmachers Joh. Georg . Vorgebildet im väterlichen Hause, dann zu einem tüchtigen Graveur in die ehre gegeben, wurde P. hierauf Gehilfe eines Waffenerzeugers, bei dem er sich urch sorgfältig ausgeführte Ciselirungen hervorthat, und in Folge davon das esondere Interesse des in der Curstadt weilenden Grafen Joseph v. Kaunitz, amaligen kaiserlichen österreichischen Botschafters am päpstlichen Hofe, auf sich og. Derselbe hielt ihn nämlich für die Bildhauerei berufen und bewirkte araufhin unter wohlwollendstem Beithun seine Versetzung nach Rom. Dort anz besonders interessirt für die Werke der Plastik aus classischer Vorzeit, durch e auch befangen für die Bildhauerei, war eben in Folge davon — wie sein ekrologist hervorhebt — Peters erstes Werk in dieser Kunst ein Basrelief von wanzig Figuren aus gebrannter Erde, welches von Lord Bristol gekauft wurde nd sich gegenwärtig in England befindet. Indeß vom Erfolge auf diesem ebiete nicht befriedigt, mehr und mehr hingezogen auf das der Malerei, unterog er sich dieser Richtung nach eingehenden Studien an der Akademie, suchte amentlich Vervollkommnung im Ausführen des Nackten zu erlangen, die ihn ber merkwürdigerweise auf die Thiermalerei lenkte — die er fortan mit ebenso ieler Vorliebe als fachlicher Begabung übte. Das zeitgenössische Urtheil hierber lautet: „Durch unermüdliches Studium war es ihm gelungen, nicht nur ie Färbung, das Fell, die Muskel, die einem jeden Thiere eigen sind, auf der einwand wiederzugeben; sondern er stellte auch deutlich wahrnehmbar den uchs unruhig, den Tiger grimmig, den Löwen großmüthig dar; kurz er wußte inen Gemälden ein solches Leben mitzutheilen, daß man nicht allein die Foren, sondern auch das eigenthümliche der dargestellten Geschöpfe in Stellung, ewegung und Rasse genau erkannte." Während dieser Umwandlung, die ollen künstlerischen Erfolg nach sich zog, gewann P. zugleich einen neuen, influßreichen Protector im Fürsten Marc-Antonio Borghese. Eingeführt durch hn und empfohlen im weiten Kreise der römischen Kunstfreunde, gab es in er damals noch weltbeherrschenden Tiberstadt bald keinen gesuchteren und beschäftigteren Maler wie den schlichten „Peter von Karlsbad". — Fortgesetzt estellte Bilder nahmen ihren Weg in die Sammlungen des Quirinal, des alazzo Torloni, nach Neapel, Florenz, Mailand, nach Frankreich, Spanien, Deutschland und Böhmen, Rußland, Amerika, vor allem nach England, wohin er esonders viele Schilderungen vom Leben und Treiben Isegrims zu malen hatte.

— In einem Hauptbilde großen Umfanges, das irdische Paradies darstellend, vereinigte P. endlich alle seine Lieblinge aus dem Bereiche der Vierfüßler, Reptilien und Vögel in einem reizenden Garten als friedliche Gesellschaft des ersten Menschenpaares. Die Vollendung desselben verzögerte sich aber bis nahe an sein Lebensende, und gelangte dann in den Besitz der Lucas-Akademie, an welcher P. auch lange Zeit als Professor wirkte. — Ein mir bekannt gewordenes Werk von P. (der Prophet Daniel in der Löwenhöhle — 3 Schuh hoch, 4 Schuh 2 Zoll breit) befand sich vormals in der Gemäldegalerie patriotischer Kunstfreunde zu Prag. Als jugendlich schöne Gestalt mit erhobenen Armen und nach Oben gerichtetem Blicke, im Kreise von fünf stattlichen Löwen dargestellt, ließ sich der von der Legende geschilderte Vorgang leicht errathen. Bezeichnet mit der Jahreszahl 1798, war der klar angeordneten, auf gute Studien basirten, farbenkräftigen Ausführung wol anzusehen, daß das Bild der Blüthezeit seines Schaffens angehöre. Zwei andere, in Rom hochgehaltene Gemälde, in welchen P. Menschen- und Thiergestaltungen glücklich zu vereinigen wußte, waren Herkules und Diana. — Von nicht geringer Bedeutung ist, daß auch Goethe in seinem Entwurf einer Geschichte der Kunst des 18. Jahrhunderts Peters mit den Worten gedenkt: „Dieser treffliche Thiermaler vereint in seinen Darstellungen mit Natursinn noch die lockenden Eigenschaften einer schönen markigen Behandlung und glänzenden Farbe. Wiewohl die Thiere als das Hauptfach unseres Künstlers zu betrachten sind, so hat er doch nebenher auch nicht ohne Lob historische Darstellungen und Bildnisse verfertigt.“ — Erwähnenswerth ist noch, daß in Karlsbad dem Künstler zu Ehren ein Stadttheil „Petersberg“ benannt wurde.

Jahrbücher d. böhm. Museums. 1. B. 1830. — Stuttgarter Kunstbl. Nr. 48. 1830. — Verzeichn. d. Gemälde-Galerie patriot. Kunstfreunde. Prag 1835. — Meusel, Künstl. Lex. B. 11. — Nagler, neues allg. Künstl. Lex. — Müller-Klunzinger, Künstler aller Zeiten und Völker. — Eigene Forschungen.

Rudolf Müller.

Peter: Margaretha P., geb. am 25. December 1794 in Wildensbuch, Kantons Zürich; † ebendaselbst am 15. März 1823, war die jüngste Tochter eines wohlhabenden Bauers in dem oben genannten kleinen Weiler an der zürcherisch-schaffhausischen Grenze. Geistig begabt, der Liebling des Vaters, ihm und ihren Geschwistern überlegen, gewann sie schon frühe großen Einfluß auf dieselben und wurde sich dessen wohl bewußt. Unter dem Schein der Bescheidenheit übte sie auf ihre nächste Umgebung eine Herrschaft, die ihr schmeichelte und ihr Selbstgefühl stärkte. Nach dem Confirmationsunterrichte (1811) ihrer eigenen Weiterbildung überlassen, durch nahe Verwandte in Berührung mit Herrenhutern und mit sectirerischen Kreisen gebracht, begann sie sich vorzugsweiser Beschäftigung mit religiösen Betrachtungen und der Lectüre mystischer Schriften hinzugeben, wahrte sich aber auch auf diesem Gebiete volle Selbständigkeit und erlangte hierdurch, und da sie sich geläufig und kräftig auszudrücken wußte, bei ihren Nächsten unbedingtes Zutrauen und Ansehen, für sich und ihre Anschauungen. Bald traten andere Bekannte zu dem Kreise, in dem sie galt. Sie wurde von Heilsbegierigen aufgesucht, mit Gleichgesinnten im Schaffhausischen brieflich und mündlich bekannt, von Frau von Krüdener (A. D. B. XVII, 196) bei deren Erscheinen im nahen Badischen (1817) ausgezeichnet; von einem frömmelnden Schwärmer, Vicar Ganz in Basel, mit Briefen beehrt. In Margaretha selbst, in ihrer Familie, unter ihren Freunden entstand und befestigte sich die Erwartung, daß sie zu außerordentlichen Dingen bestimmt sei. Die ungemessene Eitelkeit, die dies in ihr entfachte, und der Wahn, daß an ihrem Lehren und Thun das Heil vieler Seelen hänge, verleitete sie nun auch, ihr

chste Pflicht treuen Ausharrens in der ihr von Gott angewiesenen Berufs-
beit außer Augen zu setzen. Statt dem Vater und den Geschwistern beim
trieb der Landwirthschaft beizustehen, gab sie sich — freilich mit Zustimmung
d Vorschub dieser von ihr Beherrschten — von 1821 an gänzlich nur fromm-
einendem Müssiggang hin. Brieflich und mündlich und in Besuchen bei aus-
rtigen Freunden, zuletzt mit einer Schwester sich bei einer Handwerkerfamilie
Illnau, Kantons Zürich, für mehr als Jahresfrist einlagernd, beschäftigte
sich nur mit Verkündung ihrer Meinungen über die wahre Lehre Christi und
rer hochmüthigen Erwartungen von der ihr bestimmten Auszeichnung und
ichtigen Aufgabe in der einstigen Vollendung seines Werkes. Die natürlichen
olgen eines solchen Verhaltens, sittlicher Fall und geistige und moralische Zer-
ttung konnten nicht ausbleiben. Anfangs 1823 in's väterliche Haus zurück-
kehrt, brachte Margaretha die Ihrigen, die noch immer unbedingter Glaube
sie beherrschte, erst zu den auffallendsten Handlungen abergläubischer Thor-
it, wobei, angeblich zu Vertreibung des Teufels, eine förmliche Zertrümme-
ng eines Theiles des Hauses begann. Und als die Polizei diesem Gebahren
Ziel zu setzen suchte, erfolgte, ein paar Tage später, am 15. März, die
utige Katastrophe, in welcher unter Margaretha's mitleidslosem Antriebe zuerst
e Schwester Elisabeth freiwilligen Tod zu Rettung der Seelen ihres Vaters
d Bruders unter den Streichen der Anwesenden erlitt, die sie aufs Haupt
lugen, und dann Margaretha selbst Hand an sich legte und nach ihrem be-
rrlichen Befehl förmlich gekreuzigt wurde, die Thäterin, ihre vertrauteste
eundin, dabei immer von Neuem antreibend und ohne je zu zucken. Für
s Heil der Welt wollte sie sterben. Es ist schwer zu sagen, in welchem Maße
ils wirkliche schwärmerische Erwartungen, theils das Bewußtsein eines nahen
des ihrer bisherigen Stellung und Rolle und das Verlangen, in derselben
sprechender auffallender Weise aus der Welt zu gehen, bei Margarethens
tschlusse mitwirkten. Gewiß ist, daß ihre Schwester und die Vollstrecker ihrer
fehle bei der grausen That nur ihrer als göttliches Gebot angesehenen Auf-
derung folgten, in gutem Glauben handelten und das Wiederaufleben der
den Getödteten nach drei Tagen erwarteten. Der schreckliche Vorfall und
sich daran knüpfende Criminalproceß erregten nicht nur weit und breit das
ßte Aufsehen, sondern hatten auch ihre Nachwirkungen in dem Kampfe, in
lchem damals eine unter der Herrschaft des absolutesten Rationalismus
hende Staatskirche mit berechtigten und mit ganz ungesunden Bestrebungen
nd, die sich gegen seine ausschließliche Geltung richteten.

Quellen: Margaretha Peter, Aufsatz von Carl Pestalozzi in Herzogs
Realencyclopädie für protest. Theologie, Bd XXI. 507 und die dort (in der
besten Darstellung und Beurtheilung des Geschehenen) aufgezählten zahlreichen
zeitgenössischen Flugschriften. G. v. Wyß.

Petermann: August P., s. die Nachträge zu diesem Bande.

Peters: Adolf P. wurde am 9. Februar 1803 zu Hamburg geboren
d der kriegerischen Verhältnisse wegen von seinen Eltern zu einem mütter-
hen Oheim nach Hameln geschickt, wo er seine Erziehung erhielt und auch
s Gymnasium besuchte. Schon hier entwickelte sich in ihm — was selten
ug vereinigt gefunden wird — eine gleich lebhafte Neigung für Mathematik
d Poesie. Nachdem sich P. auf den Wunsch seines Vaters einige Zeit in
chnungs- und Vermessungsgeschäften geübt, bezog er im Herbst 1822 die
iversität Göttingen, um Philosophie, besonders aber Mathematik und Natur-
ssenschaften zu studiren. Seine Neigung zur Poesie erhielt neue Nahrung durch
n freundschaftlichen Verkehr mit Ph. Spitta, dessen Gedichte „Psalter und
rfe" auch von P. später (1833) herausgegeben wurden. Beide bildeten den

Mittelpunkt einer freien poetischen Genossenschaft, der auch H. Heine ein
lang näher trat. Im Jahre 1825 ging P. nach Leipzig und folgte
einem Rufe als Lehrer der Mathematik an das Blochmann'sche Erzieh
institut in Dresden, mit welcher Stellung er die eines Lehrers am Vitzt
schen Gymnasium verband. Beide Aemter gab er Michaelis 1843 auf,
Muße für poetische Arbeiten, sowie für mathematische Forschungen zu gewi
Auch unterrichtete er seitdem die drei königlich sächsischen Prinzen un
Prinzessin Elisabeth in der Mathematik. Im Jahre 1851 wurde P. Pr
der Mathematik und Naturwissenschaften an der königlichen Landesschule St.
in Meißen und in dieser Stellung wirkte er bis zu seinem Uebertritt i
Ruhestand 1873. Drei Jahre später, am 5. Juni 1876, starb er in M
— Die fachwissenschaftlichen Schriften Peters' („Ueber das Studium der
thematik auf Gymnasien", 1828; — „Neue Curvenlehre. Grundzüge einer
gestaltung der höheren Geometrie durch ihre ursprüngliche analytische Meth
1835; — „Die symmetrischen Gleichungen mit zwei Unbekannten. Ein Meth
system aus der höheren Algebra", 1851. — „Ueber die Nothwendigkeit der
richtung zweckmäßiger mathematisch-naturwissenschaftlicher Bildungsanstalt
deutschen Universitäten", 1854) kennen wir nicht, doch hat die Kritik ein
reicherung der Wissenschaften darin gefunden. Als Dichter trat P. zuerst
„Gesängen der Liebe" (1840) an die Oeffentlichkeit; sie offenbaren ein fü
heitere erotische Lyrik sehr befähigtes Talent, das sich in einfachen, kunst
Weisen am besten ausspricht. Unbedeutender war „Die ins Deutsche übe
Rheinfrage der Franzosen oder der umgekehrte Spieß" (1841), ein flieg
Blatt, mit dem auch er in der Zeit des Beckerschen Rheinliedes auftrat.
längerer Pause erschienen dann „Natur und Gottheit. Preisgesänge" (1
in denen seine Muse einen höheren Schwung nahm. „Gott in der Natur
Natur in Gott zu finden und so die Räthsel des Daseins zu lösen und
Widersprüche zu versöhnen, ist das Bestreben des Dichters, der mit einem
haften und innigen Gefühl zugleich eine tiefe philosophische Bildung und
seltene Sprachgewandtheit verbindet".

H. Kurz, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, IV. Bd., S. 17
Wilh. Haan, Sächsisches Schriftsteller-Lexikon, S. 257. — Karl Go
Deutschlands Dichter von 1813—1843, S. 237 und 404. — Kneschk
Moltke, Deutsche Lyriker seit 1850, S. 520. Franz Brümm

Peters: Anton de P., Maler, geb. 1723 zu Köln, war der Soh
Miniaturmalers Joh. Barth. Peters. Während letzterer sein Fach nu
handwerksmäßiges Erwerbsmittel betrieb, offenbarte sich in dem Sohne
frühzeitig ein Talent, das zu höherem Aufschwung bestimmt war. Ein in
zu vorübergehender Beschäftigung anwesender französischer Maler wandte
Jünglinge sein Wohlwollen zu und nahm ihn mit nach Paris, wo e
einige Zeit unter seiner Fürsorge behielt und in der Oelmalerei unterri
Auf seine künstlerische Entwicklung und die Richtung, welche er einsc
waren die Meisterwerke des damals in der Blüthe seines Wirkens steh
Malers J. B. Greuze von dauerndem Einfluß. Er entschied sich fü
höhere Genremalerei, welcher sich durch Greuze's vortreffliche Werke der
geschmack mit Vorliebe zugewandt hatte — nur daß P. sich nicht selt
mehr oder weniger lüsternen Darstellungen gefiel, wohingegen die Bilde
edel empfindenden französischen Meisters nie die guten Sitten verletzen.
seine ausgezeichneten Fähigkeiten gelangte P. selbst in Frankreichs Haupt
zu großem Ansehen; er wurde vom Könige in den Adelstand erhoben
genoß des besondern Schutzes mehrerer erlauchter Personen, unter andern
Königs Christian VII. von Dänemark und des Prinzen Karl von Lothri

s der Niederlande, welche ihm den Titel ihres Hofmalers verliehen. em Hauptsache, das ihn seine Gegenstände aus dem häuslichen und ichen Leben wählen hieß, trat P. auch zuweilen mit geschichtlichen sen Vorstellungen im höheren Stile auf, in welchen sich die Begabt- ünstlers nicht verleugnete. Auch die vielen Bildnisse, welche er, zum Begehren sehr hochgestellter Personen, malte, sind von großer Verdienst- ine besondere Sorgfalt wandte er seinen Miniaturgemälden zu, die selten sind. Im Besitz eines Kölner Kunstsammlers befand sich um solches Bild von seiner Hand, auf einer 6 Zoll hohen und 4 Zoll enbeintafel den Tod der Kleopatra darstellend, von so äußerst zarter g und Pracht der Farben, daß die Wirkung auf jeden Beschauer bezaubernd war. Seine Oelgemälde zeichnen sich durch ein reines, lorit aus, welches das Auge sogleich gewinnt; dazu gesellt sich das iner fleißigen Ausführung. P. war während seines Aufenthaltes in Besitz einer Sammlung kostbarer Gemälde älterer Meister; so besaß b von Terburg, wonach Wille 1765 den geschätzten Kupferstich „In- aternelle" ausgeführt hat, was auf dem Blatte bemerkt ist. Der der französischen Revolution entriß P. dem Schooße der Ueppigkeit ihn in seine rheinische Geburtsstadt zurück. Hier mußte er durch st der Zeitverhältnisse die Wandelbarkeit des Erdenglückes erproben, , dem eine lange Reihe von Jahren hindurch der volle Reiz des s entgegengelächelt hatte, am 6. October 1795 im 73jährigen Greisen- Tod auf dem Lager des Elends antraf. Unter den Bildern aus seiner befinden sich viele, welche sein im Alter immer mehr zunehmender n Ausdauer in einzelnen Theilen unvollendet gelassen hat. Das Museum zu Köln bewahrt mehrere Gemälde und außerdem eine sehr ahl von Aquarellarbeiten von ihm, die Wallraf, der Stifter des aus seinem Nachlaß erworben hat. P. hat sich auch mit der Radir- ucht und vieles ist nach ihm in Kupfer gestochen worden, von Breiten- niß des Pfarrers Pet. Anth), Chevillet (L'amour maternel, La jeune , C. Corbutt (L'amour maternel) und Le Basseur (La petite mar- carpes, La jardinière en repos, Le vigneron galant, Tarquin et Von einigen Schriftstellern wird dieser Maler „Peters de Bruxelles" veil er sich einige Jahre in Brüssel aufgehalten hat.

erlo, Nachrichten v. Köln. Künstlern. J. J. Merlo.

s: August P., unter dem Schriftstellernamen Elfried von Taura urde am 4. März 1817 zu Taura, einem Dorfe bei Chemnitz in Sachsen ohn eines Strumpfwirkers geboren. Die Eltern siedelten nach einigen h dem regeren Gebirgsstädtchen Marienberg im Erzgebirge über, lebten rotz alles Fleißes, aller Sparsamkeit und Einschränkung in so armseligen en, daß der Vater sogar zeitweise seine Familie verlassen mußte, um in Annaberg, in Böhmen) für dieselbe Brot zu erwerben. August P. t die Volksschule in Marienberg, dann die dortige lateinische Schule, ischen eine Zeit lang als Schreiber in Dresden und als Handels- Pirna thätig, frequentirte nachmals noch die Gymnasien zu Anna- Chemnitz; doch gestatteten ihm seine ärmlichen Verhältnisse nicht, den cursus zu beenden, und so trat er am 4. December 1834 in ein ieregiment ein, um beim Militär eine seinen Kenntnissen angemessene u erringen. Doch die kriegerischen Lorbeern, von denen der Jüngling und die er sich als Officier zu erwerben hoffte, ließen allzulang auf n, und seine zunehmende Kurzsichtigkeit machte schon nach wenigen

Jahren seinen Austritt aus der Armee wünschenswerth. Wir finden i
Folge P. als Forstsecretär auf dem ehemaligen Forsthofe Olbernhau und
als Brandkassensecretär in Annaberg. Daß dem begabten, phantasier
Manne die Thätigkeit eines Bureaubeamten auf die Dauer nicht ge
konnte, war nur natürlich, und so ging P., nachdem er sich durch ein
chen „Gedichte“ (1844) in die litterarische Welt eingeführt hatte, 1845
Leipzig, wo er sich bis 1847, theils schriftstellernd, theils studirend, au
In dieser Zeit erschienen die ersten seiner Erzählungen und novellistische
beiten, die er als Mitarbeiter der „Vaterlandsblätter“, der „Sonne“ un
derer Zeitschriften veröffentlichte. Seit dem Mai 1847 lebte er in Berlin,
er die Redaction des von Held gegründeten „Volksvertreters“ übernahm,
in Jöhstadt, Zittau, Dresden, gründete von hier aus (Frühjahr 1848
Meißen „die Barrikade“, ein Wochenblatt mit demokratischer Tendenz,
begab sich dann in seine Heimath, das Erzgebirge, um in Sachsen und Bö
(Annaberg, Kaaden, Kommotau) für die Sache der Einheit und Freihe
Vaterlandes agitatorisch zu wirken. Darauf redigirte er in Marienberg
Bergglocke“, ein Blatt, das in volksthümlicher Sprache die demokratische
verfocht. Von hier aus trat P. im Januar 1849 seiner späteren Gattin
Otto zum ersten Male persönlich nahe, obgleich er schon seit längerer Zei
ihr brieflich verkehrt hatte. P. gehörte damals jener gemäßigten Richtun
Demokratie an, welche das Ministerium Oberländer lieber stützen als st
wollte, in der Voraussicht, daß kein freisinnigeres an seine Stelle treten w
Als aber doch der Sturz desselben erfolgte, und als in Dresden der Au
losbrach, zögerte auch P. nicht, zu den Waffen zu greifen. Er hatte
Kampfe abgemahnt, weil er vorahnend dessen unglücklichen Ausgang vorau
jetzt aber wollte er nicht zurückbleiben wie so viele Phrasenhelden, die sich
verkrochen, als die Zeit des Handelns gekommen war. Er stellte sich a
Spitze einer Freischar, die er über Freiberg nach Dresden führen wollte;
löste sich dieselbe, da in Dresden der Aufstand bereits niedergeworfen war, u
wegs auf, und P. begab sich nach der Pfalz und nach Baden. Dort ward
Führer einer von ihrem Hauptmann verlassenen Freischar, focht als solcher
in den verschiedenen Kämpfen des badischen Insurgentenheeres und bi
schließlich mit seiner Schar einen Theil der Besatzung der Festung Ra
Nachdem diese noch in demselben Jahre (1849) den zu Hilfe geeilten preuß
Truppen in die Hände gefallen war, wurde P. in den Kasematten der Fe
internirt und harrte hier nun des Urtheilsspruches des Standgerichts. In
blieb er dem Leben erhalten, da er gleich vielen seiner Mitgefangenen
Typhus befallen wurde und seine Krankheit länger währte als das Standge
Als er genesen, verurtheilte ihn ein ordentliches Gericht zu 8 Jahren Zucht
die in 6 Jahre Einzelhaft umgewandelt wurden, und so wurde er im
1850 in das Zellengefängniß zu Bruchsal übergeführt. Die Behandlun
Gefangenen war sehr human; anfänglich mit Bretterhobeln beschäftigt, e
er bald die Vergünstigung zu schreiben und zu studieren, durfte auch mon
zwei Briefe absenden. Als Gefangener verlobte er sich mit seiner gleichgesi
Freundin Luise Otto. Im August 1852 ward P. von der badischen Regi
begnadigt, doch nur, um nach Sachsen ausgeliefert zu werden. Hier aberma
8 Jahren Zuchthaus verurtheilt, wurde er um Pfingsten 1853 nach Waldhei
geführt. Es wurde ihm bald erlaubt, sich litterarisch zu beschäftigen, da
Keil, der Gründer der „Gartenlaube“ sich verbürgt hatte, den Werth seiner ba
ausfallenden Arbeitsleistung zu ersetzen. Für den Gefangenen begann nu
eine stille Zeit geistiger Einkehr und Umschau, die, so erzwungen und unfrei
sie auch sein mochte, doch von heilsamem Einflusse auf die Läuterung

istigen und Gemüthslebens war. Da P. aber unter seinem Namen nichts eröffentlichen durfte, so wählte er sich das Pseudonym Elfried von Taura. unächst betheiligte er sich bei einer vom „Hannöverschen Kurier" aus-eschriebenen Preisbewerbung und ging mit seiner Novelle, „Die stille Mühle; ine Geschichte aus Deutsch-Böhmen" (1856) als Sieger aus derselben hervor. Dann folgten „Eine reiche Erbin. Novelle" (1856); „Friedrich der Freudige. Ein Heldenbild in freien Liedern" (1857), das sich besonders durch ganz vor-ügliche Charakteristik des Helden auszeichnet; „Muthige Herzen. Novelle" 1858) und „Die Tochter des Wilddiebs. Eine Erzählung nach Thatsachen" 1858), worin der Dichter in lebendiger Schilderung die traurigen Zustände m sächsischen Erzgebirge beleuchtet und uns erzählt, wie ein junger Geistlicher urch Muth und Ausdauer dem sittlichen Verfall Einhalt thut und die Be-ölkerung für Fleiß und Mäßigkeit gewinnt. Die Fortsetzung dieser gediegenen rzählung, „Die Malerin von Dresden" (1859), tritt dagegen bedeutend zurück. Am werthvollsten von Peters' Arbeiten sind seine „Erzgebirgischen Geschichten" II, 1858) und seine Novellen „Aus Heimath und Fremde" (II, 1860). „Hier überwiegt eine Lyrik in Prosa, welche an den Blüthenüberschwang der österreichischen Dichterschule erinnert. Dennoch läßt der gediegene Untergrund ines bestimmten Lokals und seines Natur- und Volkslebens keine zu weitgehende Verflüchtigung der dichterischen Ergüsse zu." Inzwischen war P. am 8. Juli 1856 plötzlich begnadigt und ihm die Hälfte seiner Strafe erlassen worden. Um ich eine Existenz zu gründen, begab er sich nach Annaberg, später aber nach Frei-erg, wo er das Gewerbsblatt „Glück auf!" ins Leben rief. Am 24. November 1858 fand seine Vermählung mit Luise Otto im Dome zu Meißen statt; beide iedelten 1860 nach Leipzig über, wo P. zuerst die Redaction des „General-nzeigers" übernahm, später im Verein mit seiner Gattin die freisinnige „Mittel-eutsche Volkszeitung" herausgab. Leider wurde diese ideale Ehe schon nach echs Jahren durch den Tod des erst 47 Jahre alten Gatten getrennt: P. starb am 4. Juli 1864 an einem Herzleiden. Von seinen Romanen seien noch er-wähnt „Zawicz von Rosenberg" (III, 1860), „Die Witkowetze" (III, 1863) und „Der Ring der Kaiserin (II, 1864).

Hugo Rösch: Glück auf! Ein Jahrbuch für das Erzgebirge und seine Freunde; II. Jahrg. 1886, S. 66 ff. — Mittheilungen aus der Familie.

Franz Brümmer.

Peters: Christian Friedrich August P., Astronom, geb. am 7. Sep-tember 1806 in Hamburg, † am 8. Mai 1880 in Kiel. Sohn eines Kauf-manns, konnte P. durch die Sorgfalt des Vaters seine natürlichen mathematischen Anlagen voll und ganz ausbilden, so daß ihn der Altonaer Astronom Schumacher schon frühzeitig zur Theilnahme an seinen geodätischen und astronomischen Ar-beiten heranzuziehen in der Lage war. Im Alter von 19 Jahren betheiligte er sich bereits lebhaft an den Vorbereitungen für die Kartirung des Hamburger Landes, auch fing er jetzt schon an, Artikel für die „Astr. Nachr." zu schreiben. Dann erst bezog er die Universität Königsberg, an welcher damals Bessel lehrte, und promovirte mittelst der Dissertation „Disquisitio de motu penduli in aere resistente" (Astr. Nachr., 12. Band). Von 1834—1838 prakticirte er in Hamburg, hauptsächlich mit dem dortigen Passageninstrument von Repsold beschäftigt, und vom 1. October 1839 an sehen wir P., der sich inzwischen einen eigenen Hausstand gegründet hatte, als Directorialassistenten bei der russischen Reichssternwarte in Pulkowa thätig, 1842 wurde er Adjunct, 1847 außer-ordentliches Mitglied der St. Petersburger Akademie. Am 4. September 1849 folgte er einem ehrenvollen Rufe als Professor der Astronomie nach Königsberg;

die Direction der Sternwarte war zwar zu diesem Zeitpunkte nicht mehr, wie früher, mit der Professur verbunden, doch erhielt P. zu seiner besondern Verfügung das berühmte Besselsche Heliometer. Verschiedene bedeutende Astronomen, wie Marth und Radau, haben sich in Königsberg unter Peters' Leitung ausgebildet. Als jedoch nach Petersens Tode (s. u. S. 495) gleichzeitig die Sternwarte in Altona und die Redaction des angesehensten Fachblattes verwaist waren, ließ sich P. bereit finden, nach jener Stadt überzusiedeln. Er hat in 25½ Jahren 58 Bände der „Astr. Nachr." herausgegeben, doch hat sich, wie nicht geleugnet werden kann, gegen seine Art der Geschäftsleitung mancherlei Opposition geltend gemacht. In Verbindung mit Pape (s. o. S. 139), seinem Assistenten und Schwiegersohn, gab P. auch die „Zeitschrift für populäre Mittheilungen aus der Astronomie" heraus, von welcher jedoch nur drei Bände erschienen sind. Der Plan einer Verlegung des Altonaer Observatoriums nach der Universitätsstadt Kiel ward von P. unmittelbar nach dem Kriege von 1864 der preußischen Regierung vorgelegt und von dieser günstig aufgenommen; im Jahre 1872 verlegte er selbst seinen Wohnsitz nach Kiel und wieder zwei Jahre später wurde er daselbst zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt, doch ließ ihn lange und schwere Krankheit in diesem Amte nicht mehr recht heimisch werden. Ein Sohn von P. ist völlig in dessen Fußtapfen getreten und bekleidet gegenwärtig die früher von seinem Vater verwaltete Professur an der Kieler Hochschule. — Aus Peters' Pulkowaer Zeit sind besonders die 1842 erschienene Schrift „Numerus constans nutationis ex ascensionibus rectis stellae polaris in specula Dorpatensi annis 1822 ad 1838 observatis deductus" (Petersburg 1842) und die „Recherches sur la parallaxe des étoiles fixes" (ibid. 1832) zu erwähnen; für beide Abhandlungen erhielt deren Verfasser die Medaille der englischen astronomischen Gesellschaft. In Pulkowa stellte er auch interessante Untersuchungen an über die Ablenkung, welche die Blase der Libelle unter der attractiven Einwirkung von Sonne und Mond erleidet (Petersb. Abhandl. 1845); in Gemeinschaft mit seinen Collegen v. Fuß, Sabler und Döllen lieferte er die ersten schärferen Ortsbestimmungen für den neu entdeckten Neptun (Astr. Nachr., 25. Band). Spätere selbständige Arbeiten waren die „Bestimmung der Bahn des Kometen von 1585" (Altona 1848) und die zur Vertheidigung der Besselschen Ansichten gegen Struve geschriebene Schrift „Ueber die eigene Bewegung des Sirius" (Königsberg 1851). Die naturforschende Gesellschaft zu Danzig krönte Peters' wesentlich gegen Leverrier gerichtete Monographie über die Abweichungen des von Bradley gebrauchten Greenwicher Passageninstrumentes mit ihrem Preise. Von Peters' zahlreichen Aufsätzen in seiner eigenen Zeitschrift registriren wir nur seine Kritik der Mädlerschen Hypothesen über die Eigenbewegung der Fixsterne und die physikalischen Beobachtungen während der totalen Finsterniß vom 28. Juli 1851 (Astr. Nachr., 28. 33. Band). Seit 1855 beschäftigte sich P. unausgesetzt mit der Revision der dänischen Gradmessung; diesem Bestreben verdanken die von ihm ins Werk gesetzten galvanischen Bestimmungen der Längenunterschiede gewisser Hauptsternwarten sowie die Untersuchungen über die Länge des Sekundenpendels auf Schloß Güldenstein (Astr. Nachr., 40. Band) ihr Dasein. Der europäischen Gradmessungskommission gehörte P. in der speciellen Eigenschaft eines Vertreters ihres Vorstandes, des Generals v. Baeyer, an. Der Plan, gemeinschaftlich mit A. Reyfold ein umfassendes Handbuch der praktischen Astronomie zu liefern, gelangte leider nicht zur Ausführung, doch hat sich P. um die wissenschaftliche Litteratur durch seine Edition des Gauß-Schumacherschen Briefwechsels (6 Bände, Altona 1860—62) ein nicht gering zu schätzendes Verdienst erworben.

Vierteljahrsschrift der astronomischen Gesellschaft, 16. Jahrg. S. 5 ff. — Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 483, 490, 521, 544, 743, 767.

Günther.

Peters: Friedrich P. (Petri), geb. zu Hallerspring im Fürstenthum ...nberg am 10. März 1549, † zu Braunschweig 1617, besuchte seit 1561 ...Schule zu Hildesheim, 1565 das Martineum zu Braunschweig und ging ...9 auf die Klosterschule zu Ilfeld über, wo er bis 1571 bei Michael Nean... tüchtige Kenntnisse im Hebräischen sich erwarb. Nachdem er dann noch ...e Zeit in der Johannisschule zu Halberstadt gewesen war, bezog er die ...ersität Wittenberg, wo er am 9. März 1574 die Magisterwürde errang. ... in demselben Jahre trat er das Conrectorat am Martineum zu Braun...eig an, das er bis 1578 inne hatte. Am 6. November 1578 wurde er ...iger an der Andreaskirche daselbst. Eine Schrift, welche er 1586 gegen den ...her verfaßte, erweckte ihm manche Feinde im Rathe der Stadt, die ihm bei ...hiedenen Gelegenheiten zu schaden suchten. So noch in demselben Jahre, ...ihn insbesondere der Helmstädter Professor Daniel Hofmann wegen seiner ...e über die Ubiquität Christi — P. hatte für Chemnitz gegen Danäus eine ...ift „de unione hypostatica naturarum Christi rc." verfaßt — heftig angriff. ...n um den Anfang des J. 1588, als er eine Wittenberger Schmähschrift ... den von Wittenberg nach Braunschweig übersiedelnden Polycarp Leyser ...einer Begrüßungsschrift für denselben beantwortete und die Lehrer der ...gen Hochschule sich darüber beschwerten. Beide Male aber wurde es P. ... schwer, sich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen zu rechtfertigen. In ...ogischer Beziehung war P. ein eifriger Anhänger des strengen Lutherthums, ...reund und Gesinnungsgenosse von Polycarp Leyser, mit dem er schon vor dessen ...ellung in Braunschweig in Verkehr gestanden hatte; gegen die sog. Calvinisten ...r verschiedene heftige Schriften verfaßt. Im J. 1598 wurde P. Senior ...geistlichen Ministeriums in Braunschweig und am 15. November 1605 ...jutor des dortigen Stadtsuperintendenten. Als solcher hat er neben seinen ...igten öffentliche Vorlesungen besonders über die hebräische Grammatik gehalten. ...J. 1609 wurde er auch Decan des Kalands St. Matthäi in Braunschweig. ... wichtigstes Werk ist für uns „der Teutschen Weißheit", eine äußerst reich...ge Sprichwörter-Sammlung. Dieselbe erschien in drei Theilen nebst Appendix, ...die Druckeinrichtung zeigt, zusammen 1605 in Hamburg, wenn auch der ... des zweiten Theils noch die Jahreszahl 1604 trägt. Das Buch enthält ... 20 000 Sprichwörter, Priameln und Reimsprüche; eine kurze Vorrede hat ...Leyser dem Werke vorausgeschickt. Die letzte Zeit seines Lebens hatte P. ...mals heftige Streitigkeiten zu bestehen. Der Unfug, der mit dem Verkauf ... Stiftslehen getrieben wurde, hatte ihn zu mißfälligen Aeußerungen hierüber ...laßt. Gegen scharfe Angriffe, die er deshalb erfuhr, vertheidigte er sich in ...m „Gründtlichen Bericht . . ., ob Thumherrn oder ihre Adjuncten, die ...iner Leute und Bürger Kinder sind . . . der Stiftslehen mit gutem Ge...n genießen können". Er entschied diese Frage im verneinenden Sinne. Das ...heinen dieses Buches hat P., der am 21. October 1617 verstarb, nicht mehr ...t; es wurde erst 1618 von seinem Schwiegersohne M. Barth. Völkerling ...usgegeben. Doch der Streit ging auch nach Peters' Tode weiter. Die ...unschweigischen Stifter St. Blasi und St. Cyriaci beklagten sich, als ihre ...hwerden bei dem Rathe und dem geistlichen Ministerium nicht den gewünschten ...ig hatten, beim Herzoge Friedrich Ulrich. Dieser hat das Buch in einem ...nte vom 9. December 1619 confisciren lassen, doch weigerte sich der Rath der ...t Braunschweig dasselbe anzuschlagen. Eine umständliche vom Decan des Blasien...s Valentin Möller verfaßte Gegenschrift, Vindiciae canonicorum, ist im

Drucke nicht erschienen. — P. ist dreimal verheirathet gewesen. Am 30. April 1577 vermählte er sich mit Cäcilie Flockwedel, die ihm fünf Söhne und zehn Töchter gebar und am 9. Juli 1596 gestorben ist; am 11. Juni 1598 mit der Wittwe des Rathsherrn Joh. Kruders, Elisabeth geb. Götzen († 14. August 1599), und zuletzt mit der Wittwe des Pastors Johannes Hennichius von St. Jacobi in Hamburg, Christine, geb. Lampadius.

Vgl. über ihn Rehtmeyer's der Stadt Braunschweig Kirchen-Historie Th. IV. S. 267 ff. u. a. a. O. P. Zimmermann.

Peters: Karl Ferdinand P., Professor der Mineralogie an der Universität Graz, verdienstvoller Geologe, geb. am 13. August 1825 auf Schloß Liebshausen im böhmischen Mittelgebirge als Sohn eines gebildeten Landwirths und Gutsdirectors, erhielt eine sorgfältige Jugenderziehung und gewann frühzeitig durch den Umgang mit seinem Großvater, dem berühmten Mineralogen Franz Ambros. Reuß zu Bilin und mit seinem Oheim, dem als Geolog und Paläontolog ausgezeichneten Professor August E. Reuß eine besondere und nachhaltige Vorliebe zur mineralogisch-geologischen Wissenschaft. P. besuchte das Gymnasium sowie das Technikum in Prag und widmete sich nach dem Wunsche der Seinigen auf den Universitäten Prag und Wien, wo er im J. 1849 das Doctordiplom sich erwarb, dem Specialfache der Medicin, betrieb jedoch zugleich auch erst in Prag unter des Mineralogen Zippe Leitung, später in Wien, angeregt durch den regen Verkehr mit W. v. Haidinger und Fz. v. Hauer, eifrigst mineralogisch-geologische Studien. Kaum nach Prag zurückgekehrt, um am dortigen Hospitale sich weiter in der Medicin auszubilden, wurde er als Lehrer der Naturgeschichte an die Realschule zu Graz berufen. Eine Erstlingspublication im J. 1852: „Ueber die Lagerungsverhältnisse der oberen Kreideformation der östlichen Alpen" lenkte die Aufmerksamkeit der österreichischen Geologen auf diese hoffnungsvolle jugendliche Kraft und P. erhielt schon 1852 bei der damals neu errichteten geologischen Reichsanstalt in Wien eine Verwendung. In dieser Stellung durchforschte P. Oberösterreich, Salzburg, den Böhmerwald, Kärnthen sowie Oberkrain und sammelte einen reichen Schatz geologischer Erfahrungen, über die er in zahlreichen Aufsätzen (Jahrb. d. geol. Reichsanstalt) Mittheilungen machte. Namentlich ist die Abhandlung über die Salzburger Alpen im Gebiete der Salzach von hohem wissenschaftlichen Interesse. 1855 wurde P., nachdem er schon früher an der Universität in Wien sich als Privatdocent für Geologie habilitirt hatte, als Professor der Mineralogie nach Pest berufen, mußte aber schon 1861 in Folge der eingetretenen politischen Verhältnisse diese Stellung wieder aufgeben und siedelte zunächst an die Universität Wien über. Hier widmete er sich eingehend mineralogischen und geologischen Untersuchungen, namentlich richtete er seine Forschungen auf die paragenetischen Verhältnisse der Mineralien. Im J. 1864 durchforschte er im amtlichen Auftrage die Dobrudscha und das Gebiet der Donaumündungen geologisch, worüber er eine vortreffliche Beschreibung lieferte. Auf den Lehrstuhl für Mineralogie und Geologie an die Universität Graz berufen, setzte er dann seine geologischen und paläontologischen Untersuchungen mit unermüdlichem Eifer, soweit ihm dies eine, in Folge erlittenen Sturzes eingetretene Lähmung der Gliedmaßen gestattete, fort. Schätzenswerthe Arbeiten über die Schildkröten- und Säugethierarten von Eibiswald, über Halitherium von Hainberg, über Dinotherium u. s. w. stellte er trotz seiner Krankheit in vollem Schaffensdrange fertig. Von Peters' Meisterschaft in der Behandlung wissenschaftlicher Stoffe und von seinem umfassenden Wissen legt insbesondere das Buch „die Donau und ihr Gebiet" ein glänzendes Zeugniß ab, das als erste umfassende Darstellung des großen Donaugebiets nach neuerer Auffassung gelten kann und ebenso leicht verständlich und klar wie stylistisch vortrefflich geschrieben ist. Bis zu seinem Lebens-

de am 7. November 1881 blieb P. geistig frisch und schriftstellerisch nach vielen ichtungen hin thätig, wie zahlreiche Aufsätze in der Allg. Zeitung beweisen.

Nekrolog im Jahrb. d. Geol. Reichsanst. in Wien XXXI. 425.

v. Gümbel.

Peters: Wilhelm Karl Hartwig P., Zoolog und Reisender, Bruder s Astronomen Heinrich Friedrich Christian P., wurde am 22. April 1815 Koldenbüttel im südwestlichen Schleswig geboren, wo sein Vater als Pfarrer bte. Im zehnten Lebensjahre siedelte er mit den Eltern nach Flensburg über; f dem dortigen Gymnasium blieb er bis zum Herbste 1834, studirte dann n Halbjahr in Kopenhagen und vom Frühling 1835 an in Berlin Medicin nd Naturwissenschaften, legte hier sein ärztliches Staatsexamen ab und wurde December 1838 zum Dr. med. promovirt. Achtzehn Monate hielt er sich nn am Mittelmeere auf in anregender Gemeinschaft mit H. Milne-Edwards ologisch sammelnd und forschend. Die wesentlichen Ergebnisse dieser Studien nden sich in den gemeinschaftlich veröffentlichten „Zoological notices“, 1840, edergelegt. Nach Berlin zurückgekehrt wurde er, wie schon früher, J. Müller's ssistent und rüstete sich nunmehr auf seine große Afrikareise. Zwei kleinere rbeiten über „Anatomie von Sepiola“ und „Leuchten von Lampyris“ gehören eser Zwischenzeit an. — Anfang September 1842 begab P. sich über olland und England nach Lissabon und schiffte sich hier am 24. December 342 ein, um an Bord eines Verbrecher-Transportschiffes nach Mossambique zu geln. Erst am 16. März 1843 landete er zunächst auf der Westküste in anda und nach fünfwöchigem Aufenthalt in dieser Stadt endlich am 17. Juni Hafen von Mossambique. Sehr bald folgen die ersten Recognoscirungs-hrten, vom 23. Juli bis 20. August südlich nach Quellimane, dann nordwärts flüchtiger Besuch der Inseln Sansibar und Anjouana vom 18. September s zum 26. October 1843. — Zu der geplanten großen Zambesereise brach er n 12. Mai 1844 von Mossambique aus auf, doch schon am 8. Juli, 8 Tage chdem er Quellimane verlassen, zwang ihn ein heftiges Fieber zur Umkehr. uf dem englischen Kriegsschiff Cleopatra erholte er sich langsam; die erst am . August wieder beginnenden Notizen des Tagebuchs lassen schon auf ein ver-ltnißmäßiges Wohlbefinden schließen. Ein kurzer Aufenthalt im südwestlichen adagascar (10. bis 14. August) und ein längerer bei Capstadt (24. August 4. October) stellten Peters' Gesundheit so weit her, daß er am 8. November m zweiten Male den Zambese aufwärts ins Innere Afrika's vorzudringen rsuchen konnte, diesmal mit größerem Erfolg, wenn auch nicht ohne dem fürchteten Klima seinen Tribut zu zollen. Vom 9. December 1844 bis zum September 1845 sehen wir ihn von häufigen schwereren oder leichteren Fieber-fällen geplagt, hier rastlos die naturwissenschaftlich völlig unbekannte Um-gend Tette's zoologisch, botanisch, geographisch, sprachlich durchforschen und nem Vaterlande die werthvollsten Sammlungen sichern. Auf dem Rückweg ieb P. zu gleichem Zwecke je 4 Monate in Senna und in Quellimane. — ach kurzer Rast in Mossambique vom 19. Mai bis zum 7. Juli 1846 wandte sich dem entlegeneren Süden zu, verweilte vom 19. Juli bis zum 19. October Inhambane, vom 26. October bis zum 15. November an der Delagoabay d kehrte auf der Rückreise wieder Inhambane, dann Sofala und Quellimane rührend, den 7. Februar 1847 nach Mossambique zurück. Ein Aufenthalt in m 40 geogr. Meilen nordwärts gelegenen Ibo, vom 4. April bis 25. Juli, ohin er 4 Tage und Nächte lang in offenem Boote fuhr, schloß das Forschungs-erk. Am 7. August 1847 verließ P. Mossambique um über Indien ovember, December) und Egypten nach Europa (Anfang 1848) heimzu-hren.

Als Prosector des anatomischen Instituts zu Berlin (seit 1843), gleichzeitig als Docent (Herbst 1849) und seit 1853 als außerordentlicher fessor der medicinischen Facultät und seit dem Jahre 1851 als Mitglie Akademie der Wissenschaften war er hauptsächlich mit der Durcharbeitung Sammlungen beschäftigt. Ende 1857, nach dem Tode Lichtenstein's, d schon seit December 1856 als Mitdirector des Zoologischen Museums zur gestanden, wurde er dessen Nachfolger in der Museumsdirection, in der fessur für Zoologie (5. Februar 1858), sowie als Director des zoolog Gartens.

Seit 1858 lebte P. mit Henriette geb. v. Köhler in glücklicher Eh hinterließ bei seinem Tode am 20. April 1883 sechs Kinder. Im J. bereits traten gichtische Erscheinungen auf, deren Quelle seine Aerzte in de sundheitsschädlichen Einflüssen des tropischen Aufenthalts erblickten. Die r Entwicklung der Krankheit setzte seinem schaffensreichen Leben ein Ende, er das 68. Jahr erreicht hatte.

Entscheidend für Peters' Beruf und wissenschaftliche Richtung wa mächtige Einfluß von Johannes Müller. Dieser große Meister war es seine Studien leitete und ihm die glanzvolle wissenschaftliche Laufbahn erö aus des Lehrers privaten Mitteln wurde der Aufenthalt in Nizza best J. Müller in Verbindung mit Ehrenberg und Humboldt erwirkte die S unterstützung für die Tropenreise. P. hat gezeigt, daß ihm dieses freun Entgegenkommen nicht unverdient zu Theil wurde. Er zählte nach Mü Tode zu seinen Nachfolgern in dem getheilten Reiche. Nicht nur nach übernahm er jetzt in Berlin die entscheidende Stellung im Gebiete der Zo er betonte auch in Müller's Geiste im Gegensatz zu seinem Amtsvorgänge engen Zusammenhang zwischen Zoologie und Anatomie, nach zwei Richt hin, einerseits den Anatomen, andrerseits den descriptiven Zoologen gege dafür eintretend. Der hohe Aufschwung der histologischen Anatomie fäl die Zeit, wo P. fern unter den Drangsalen des heißen Afrika für die W schaft Kraft und Leben einsetzte und darauf durch seine musterhafte Bearbe den Werth der erbeuteten Schätze verdoppelte. So darf es denn kaum befre wenn er an den Eroberungen, die mit Hülfe des Mikroskops auf einem we durchforschten Boden oft mit leichterer Mühe gemacht wurden, geringeren A nahm; hatte er doch für sein scharfes Auge überreichen Stoff, um mit den fachsten Instrumenten, Lupe, Messer und Pincette, eine Fülle von That festzustellen, Thatsachen, die zu ergründen den jüngeren Mikrotechnikern mi nicht gelang.

Die Praxis eines großen, nur unzureichend mit Arbeitskräften bed Museums bringt es mit sich, daß Studien und Publicationen ein mosaika Ansehen gewinnen. Man möge indeß nicht glauben, daß durch dieses Hem bei P. das Streben zum Ganzen erstickt worden wäre. Nach faunistischer tung bildete sein Reisewerk, nach der systematischen eine große Monographi Fledermäuse, für die er 70 sorgfältig redigirte Tafeln hinterläßt, deren herzustellen ihm aber nicht mehr beschieden war, ferner seine Arbeiten Ohrenrobben u. s. w. einen ehrenden Beweis für sein Wollen und Können beklagen ist, daß die auf Selbstforschung gegründete Darstellung der Wirbel im „Handbuch der Zoologie" dem Drange der Geschäfte zum Opfer fiel. dem schon über die Hälfte der Säugethiere zum Druck gekommen, mußt seine Arbeit zurückziehen und seinem Mitarbeiter Carus die Ausfüllung der überlassen.

Gerade in Peters' Zeit fällt der geistige Sturm, den Darwin's Origi species entfesselte. In Harmonie mit der kritischen, skeptischen Richtung

rliner Wissenschaft stand auch der Hauptvertreter der Zoologie der neuen
hre anfangs kühl und abwartend gegenüber, auch später hat er zu deren Ver-
htern nie gehört, aber ebensowenig zu deren Angreifern; er hat auch nie
legenheit genommen, seinen Standpunkt zur Descendenztheorie klarzulegen.
m Allgemeinen galt er für ihren Gegner (Lender). Indeß die auch von ihm
861) anerkannte Fassung in Carus und Gerstäcker's Handbuch der Zoologie,
eite 13, sowie später sein Verhalten gelegentlich Darwin's Ernennung zum
renmitgliede der Berliner Akademie beweisen andrerseits, daß er, wie
Bois-Reymond ihm (Sitzungsb. der Akad. d. Wiss. 1885, S. 622) bezeugt,
cht „die Bedeutung des von Darwin eröffneten unermeßlichen Ausblicks ver-
nnte". Bei seinen Arbeiten entsprach es offenbar seinen Neigungen, sich mehr
dem Bau solider Fundamente, als an dem der luftigen, fernhin sichtbaren
nnen zu betheiligen.

Die Abtheilungen, denen er seinen Forscherfleiß hauptsächlich zuwandte,
d in denen er unter den Gelehrten sowohl nach Zahl als Werth seiner Ver-
fentlichungen in erster Reihe steht, sind die Säugethiere, Amphibien und Fische,
dann Arachniden, Myriapoden und Echinodermen. Seine kleineren Abhand-
ngen, mehr als 300 an der Zahl mit fast 150 Tafeln, füllen allein 5 statt-
he Octavbände. Punkte, in welchen sein Name auch außerhalb der Systematik
nannt zu werden pflegt, sind die morphologische Bedeutung des Schildkröten-
nzers (Dissertation), die Geschlechtsverschiedenheiten der Seeigel, die Homo-
gie der Gehörknöchelchen, die Moschusdrüse der Schildkröten.

Als besondere Lebensaufgabe galt ihm die Pflege des zoologischen Museums,
s ihm eine ebenso schnelle als gesunde Entwicklung zu danken hat. In der
theilung der Amphibien und Fische beispielsweise schnellen die Nummern des
talogs bezüglich von 3706 (im J. 1860) und 4708 (1861) auf 10 465 und
103 (bei seinem Tode) empor. Es gelang ihm, der Berliner Sammlung
en Platz unter den ersten der Welt zu erringen. Und wie bei den Erfolgen
f seiner Reise, so ist auch hier der Aufschwung lediglich auf Rechnung seiner
hatkraft und Umsicht zu setzen; denn hier wie dort standen die ihm gewährten
ittel völlig außer Verhältniß zu dem Erzielten. Dabei hatte P. noch einen
heil seiner Arbeitskraft andern Instituten, wie dem Zoologischen Garten (bis
69), dessen Reorganisation und neues Erblühen er einleiten half, und dem
utschen Fischereiverein zu widmen.

Als Universitätslehrer war P. eifrig und pünktlich, doch gebrach es ihm
Drängen der vielfachen anderweitigen Obliegenheiten und in Mitte des
oßstädtischen Treibens an der nöthigen geistigen Sammlung, um gleiche Er-
lge wie in der Verwaltung des Museums auch nach dieser Richtung hin
ringen zu können. In richtiger Erkenntniß der Unmöglichkeit, von eines
enschen Kraft beide Leistungen gleichzeitig zu fordern, hat man denn auch
ch Peters' Tode zu einer Sonderung der Museumsleitung von dem Lehramt
reiten müssen.

Dem größeren Publicum stand er fern, weder in wissenschaftlicher noch in
nstiger Hinsicht rechnete er zu den populären Größen der Residenz; wohl aber
rkehrte er in den höheren und höchsten Kreisen der Gesellschaft und fand vollste
ürdigung bei der Gelehrtenwelt des Auslandes, mit der er enge persönliche
ziehungen unterhielt.

Eine gewisse Zurückhaltung und Gemessenheit, wohl auch Schroffheit im
ntlichen Verkehr und im gewöhnlichen Leben, die Zähigkeit und Energie und
r Sinn für das Geschäftliche, mit denen er seine Gedanken zu verwirklichen
ebte, andererseits die Hingabe, Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft, welche
n Näherstehenden, die aufopfernde Treue, welche den Freunden zu Theil wurde,

sind Charakterzüge, die er seiner nordischen Heimath zu danken haben mag; Ehrfurcht vor der Religion war eine Mitgabe des Vaterhauses. Er sc nicht den Kampf, wenn — und zumeist war es hier wiederum das Int seines Museums — eine wichtige Angelegenheit ihn zu erfordern schien, wenn es galt, ungerechtfertigte Angriffe abzuwehren. — So sehen wir in se Leben das Bild eines Mannes, der mit Freude sein ganzes Wirken in ein treuen Dienst seiner Wissenschaft gestellt hat.

Da es bisher, wie an einer Biographie Peters', so an einem Verzei seiner Schriften fehlt, so lassen wir hier wenigstens über seine Hauptarbeiten naue Angaben folgen. Selbständig erschienen: „Naturwissenschaftliche nach Mossambique". 4°. I. Säugethiere 1852, (II. Vögel, nur die T hergestellt), III. Amphibien 1882, IV. Flußfische 1868, V. Insecten und M poden 1862, VI. Botanik 1862 u. 64. Die Säugethiere, Amphibien, F fische und Myriapoden von Peters selbst, die Insecten von Klug, Loew, Sch Hagen, Gerstäcker, Hopfer, die Botanik von Klotzsch und Anderen bearb Die übrigen Theile der Peters'schen Sammlungen sind andern Orts von selbst, der Rest von v. Martens (Mollusken 1860, 1879), Karsch (Arach 1878), Hilgendorf (Crustaceen 1878) meist in den Berichten der Akademi handelt. — „Observationes ad anatomiam comparatam Cheloniorum" (Diss 1838. 4°. — „De serpentum familia Uropeltaceorum" (Habilitationssch 1861, 4°. — „Ueber Wohnen und Wandern der Thiere" (Popul. Vort 1867. — Als Abhandlungen der Akademie d. W. und zugleich in selbstän Ausgabe: H. Lichtenstein und W. Peters, „Ueber neue merkwürdige Säuget des k. zool. Museums" (1854) 1855, 4°. W. Peters, „Ueber die an Küste von Mossambique beobachteten Seeigel und insbes. über die Grupp Diademen" (1853) 1855, 4°. „Ueber die Chiropterengattungen Mormops Phyllostoma" (1856) 1857. 4°. „Ueber einige merkwürdige Säugethiere k. zool. Museums" (1860) 1861, 4°. „Ueber die Gattung Nyctophilus" (1 1861, 4°. „Ueber Cercosaura" 1862, 4°. „Ueber die Säugethiergat Chiromys" (1865) 1866, 4°. — In der Festschrift der Gesellsch. naturf Freunde zu Berlin 1873: „Die Nagergattung Dinomys", 4°, in den Tran Zoolog. Soc., London (1870) 1871, 4°: „Contribution to the knowledge of tinator", in K. C. v. d. Decken's Reise, III, 1 bearbeitete P. die Säuget Amphibien und Fische, 1869.

Von den übrigen zoologischen Arbeiten beziehen sich auf Säugethiere Vögel 14, Amphibien 145, Fische 48, Gliederthiere 12, Würmer 11, Sta häuter 6, Mollusken 3, Cölenteraten 2; paläontologisch ist eine Arbeit (neue Fisch- und Froschg.). Zur Veröffentlichung gelangten diese Schriften Müller's Archiv für Anat. u. Physiol. 1839—50, weitaus die meisten in Monats- u. Sitzungsber. der Akad. d. Wiss. 1844—83, im Archiv für N gesch. 1849—56 u. 62, in den Sitzungsber. d. Gesellsch. naturf. Freund Berlin 1849, 1877—83, in Proceed. zool. soc. London 1861, 63, 65, 71, 72, in Annales museo civ. Genova 1872, 74—78, 82, im Journal Ornithologie 1863, 64, 68, 81, Correspondbl. naturw. Ver. f. Sachsen u. T Halle 1867, Öfvers. af k. Vetensk.-Ak. Förhandl., Stockholm 1869, Jo de sc. math., phys. e nat. (Lisboa) 1870, in 2. Deutsche Nordpolfahrt, II. 1 In den ersten Jahren erschienen öfters Uebersetzungen seiner Arbeiten in stitut Paris, Annals and Mag. n. hist. London, the Edinburgh new ph Journ., wo auch die „Zoological notices" 1840 zu finden sind.

Seine Reiseerlebnisse schilderte P. in ansprechenden Reisebriefen: Mon berichte über die Verhandl. der Gesellsch. für Erdkunde, Berlin, Bd. I, S. 262; III, S. 84, 97, 234; V, S. 125 und in einem kurzen zusammenfassen

richte V, S. 261, 1843—48; „Beobachtungen über Meeres- und Lufttem-
ratur im atlant. Ocean", edirt von Mahlmann, ebenda I, S. 250. P. lieferte
rner einen ausführlichen Auszug aus einem portugiesischen Werke, eine Expe-
tion von Tette nach Lunda behandelnd, mit eigenen Noten, Zeitschr. f. allg.
dk. Berlin VI, S. 257, 369, 1856. — Seine sprachlichen Studien bilden
Grundlage von: Bleek, The languages of Mosambique, London 1856,
uer 8°. 403 S.

Vgl. Vita in der Dissertation. — Kurzer Lebensabriß von seinem Arzte
Dr. Lender, Deutscher Reichsanzeiger 18. Juni 1883. — Die oben citirten
Reisebriefe. — Dem Verf. standen außerdem zu Gebote das naturwissenschaftliche
Reisejournal (M.-S.) und persönliche Bekanntschaft. F. Hilgendorf.

Petersdorff: Christian Friedrich Engel v. P., preußischer Generallieutenant,
rd am 3. Juni 1775 zu Hanau geboren. Sein Vater war damals Haupt-
nn im kurfürstlich braunschweigisch-lüneburgischen 1. Infanterieregiment von
heither, welches als Schutz- und Ehrenwache der von ihrem Gemahl, dem Land-
fen Friedrich II. von Hessen-Cassel, seit dessen Uebertritt zum Katholicismus
rennt lebenden Landgräfin Maria, einer Vatersschwester König Georg III.
Großbritannien, dort in Garnison stand. P. trat 1789 als Kadet bei demselben
giment, welchem sein Vater angehörte, in den Dienst, ward 1791 Fähnrich, 1794
utenant und machte die Feldzüge gegen die Franzosen von 1793, 1794 und 1795
den Niederlanden mit; in der Friedenszeit besuchte er die Militärschule zu Hannover
die Universität Göttingen. Nachdem die hannoversche Armee im J. 1803
gelöst war, trat er im April 1804 in das preußische Infanterieregiment vac.
30 v. Borcke, welches einen Theil der Besatzung von Stettin bildete, nahm mit
em am Feldzuge des Jahres 1806 theil, wußte sich nach dem Gefechte von
eck der bevorstehenden Capitulation zu entziehen und begab sich nach Pommern,
er am 13. December in Greifenberg zu Schill stieß. Dieser entsandte ihn am
genden Tage nach Colberg, um mit dem Commandanten Obrist v. Lucadou
Entwurf zu einem gemeinsamen Unternehmen gegen die Stadt Stargard zu
prechen und zugleich die Organisation des Schill'schen Corps zu fördern,
lches für seine Ausrüstung auf die allerdings sehr geringen Hilfsquellen an-
wiesen war, welche Colberg bot. Er fand wenig Gehör; der Commandant
g auf keines seiner Gesuche ein, sondern wies P. an in der Festung zu bleiben
aus den zuströmenden Flüchtlingen eine Compagnie für das Grenadier-
taillon von Waldenfels zu bilden. Nach einiger Zeit gelang es ihm jedoch,
eder zu Schill nach Greifenberg zu kommen. Am 22. Januar 1807 erhielt
ser die königliche Ermächtigung zur Bildung eines Freicorps. Beide machten
nun mit verdoppeltem Eifer an die Organisation desselben; es sollte aus
en Waffen bestehen, um fremder Unterstützung entbehren und ganz selbständig
ndeln zu können; zu seiner Ausrüstung aber fehlte es, außer an Menschen,
ziemlich an allem, was nöthig war. P. befehligte zunächst die Fußjäger.
Schill am 17. Februar in dem Gefechte bei Naugard verwundet wurde und
h Colberg ging, übernahm er das Commando des Corps. Es sollte jetzt ver-
ht werden durch England Ausrüstungsgegenstände zu erhalten und diese Macht
einer Landung an einem Punkte der Ostseeküste zu veranlassen; dazu sollte
Officier dorthin gesandt werden. Vermuthlich mit Rücksicht auf seine Her-
ft als Hannoveraner und weil er englisch sprach, fiel die Wahl auf P.
18. März reiste dieser zu Schiff von Colberg ab, war am 12. April in
ndon bei dem preußischen Gesandten v. Jacobi-Klöst, reiste am 21. wieder
und traf am 2. Mai in Stralsund ein, der reichen Sendung an Kriegsgeräth
aus eilend, welche England zur Verfügung stellte; mit dem zweiten Theile
er Aufgabe hatte er nicht so viel Glück gehabt, mit der thätigen Theilnahme

am Kriege haperte es wie gewöhnlich. Für die geschickte Ausführung
Auftrages wurde er vom Könige belobt; für das Gefecht bei Naugard erhi
den Orden pour le mérite. Als nach Friedensschluß aus der Infanteri
Schill'schen Corps das leichte Bataillon des Leib-Infanterieregiments N
gebildet ward, wurde P. bei demselben als Hauptmann angestellt; Berlin
seine Garnison. Am 28. April 1809 brach Schill von hier mit dem ihm u
stellten 2. brandenburgischen Husarenregiment zu seinem bekannten Zuge
am 4. Mai folgte ihm Lieutenant August von Quistorp mit etwa 150 M
des Bataillons. Der Gouverneur L'Estocq sandte P. hinterher, um Quistor
Umkehr zur bewegen. Bei Neuendorf, schon auf königlich sächsischem Ge
traf dieser zuerst auf den Lieutenant von Blomberg, einen inactiven Off
welcher Schill ebenfalls Mannschaften zuführen wollte und Quistorp's Vo
bildete; P. verhaftete denselben; auf den dadurch entstandenen Lärm eilte
Quistorp herbei und drohte, wenn P., welcher die Soldaten anredete, zu spr
fortführe, Feuer geben zu lassen, sodaß dieser unverrichteter Sache nach B
zurückkehren mußte. Als 1812 der Krieg mit Rußland in Sicht war, ba
um seine Entlassung. Er hatte seinem Bruder Karl, welcher mit ihm
hannoverschen 1. Infanterieregiment gestanden hatte und jetzt der englisch-deut
Legion angehörte († als hannoverscher Oberstlieutenant a. D. am 13. März
zu Witzenhausen), das Versprechen gegeben, nie für Napoleon zu kämpfen.
erbetenen Abschied erhielt er als Major mit der Erlaubniß seine Uniform
tragen zu dürfen; in der betreffenden Cabinetsordre hieß es, daß der K
ihm auch ferner in Huld und Gnade zugethan verbleiben wolle; sie war in
schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßt. Bevor ein Jahr zu Ende war, tr
von neuem in preußische Dienste. Als der Aufruf vom 3. Febr. ergangen
trug er in Gemeinschaft mit Lützow (s. d.) dem Könige schon am 9. dess
Monats die Bitte vor, ein Freicorps errichten zu dürfen; am 18. d. M.
ihnen dieselbe gewährt; Lützow wurde Chef, P. Commandeur des Corps. Le
blieb zunächst in Breslau, um die Herbeischaffung der Mittel und die Ann
der Freiwilligen, sowie deren Eintheilung zu leiten. Im Gasthofe zum Gold
Szepter hatte er sein Werbebüreau aufgeschlagen; von allen Seiten strömte
Freiwilligen herbei; daß bei ihrer Annahme nicht immer mit der wünsch
werthen Sorgsamkeit verfahren wurde, hat dem Corps manche unlautere
ungeeignete Elemente zugeführt und sich bald fühlbar gemacht. Auch ist
Errichtern des Corps nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht worden, da
durch den Aufenthalt in Breslau sich des Vortheils begaben von vornh
persönlich und unmittelbar auf dasselbe einzuwirken, die Mitglieder scho
Zobten und Rogau recht gründlich zu erziehen und anzuleiten. Als das C
nach dem Kriegsschauplatze aufbrach, marschirte auch P. mit demselben.
die unzweckmäßige Verwendung in dieser Periode des Feldzuges gebührt Lü
die Verantwortlichkeit allein. Um die Mitte des Mai hatten die Strei
auf dem linken Elbufer der Schaar zahlreiche Rekruten zugeführt, zu deren
reihung einige Ruhe nöthig war, gleichzeitig sollten drei leichte Geschütze
gerichtet werden. P. sollte das alles besorgen, während Lützow mit der Cava
zu seinem Zuge nach Thüringen und Franken aufbrach. Ersterer ging zu diesem Z
am 20. Mai nach Havelberg und war, nachdem er denselben erfüllt, die Infanteri
Corps auf ca. 2000 Mann gebracht und die Geschütze marschfähig gemacht h
im Begriff nach dem Harz zu gehen um, den Absichten der obersten Heeresle
entsprechend, von hier aus das Land im Rücken der französischen Armee
insurgiren, als der russische General Woronzow ihn dringend aufforderte, sich
ihm zu einem Unternehmen gegen Leipzig zu vereinigen. Die Aussicht auf e
glänzenden Erfolg lockte ihn. Am 2. Juni brach er mit 900 Mann, w

if Wagen befördert wurden, und einer neu formirten Escadron, auf; der Rest
s Corps sollte in einigen Tagen nach dem Harz abmarschiren. Am 10. Mor-
ns standen die Verbündeten vor Leipzig, von den Höhen bei Gohlis sahen sie die
tadt vor sich liegen, bereits hatte ihre Cavallerie der französischen ein glückliches
lefecht geliefert; und schon hielten sie den dort commandirenden Herzog von Padua
it der Garnison für ihre sichere Beute, da machte die Kunde von dem geschlossenen
Waffenstillstande den Feindseligkeiten ein vorläufiges Ende. P. kehrte nach Havelberg
urück und widmete sich von neuem den Organisationsarbeiten, welche durch die Miß-
iffe bei der ersten Aufstellung, durch die bei Kitzen erlittenen Verluste und durch die
leuwerbungen nöthig geworden waren. Sie hatten guten Fortgang und günstigen
rfolg. Am 17. August begann der Krieg von neuem. Dem Major v. P. gab
: Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung, als der Oberbefehlshaber General
Fraf Wallmoden mit dem größten Theile der ihm unterstellten Truppen auf das
inke Elbufer gegangen war, wo er am 16. September den von Marschall Davout
orthin entsandten General Pecheux bei der Göhrde schlug, und auf dem rechten
lfer des Stromes nur schwache Kräfte zurückgelassen hatte, zu denen 1500 Infan-
eristen und 4 Geschütze des Freicorps nebst 400 Mann hanseatischer Reiterei
nd 120 Kosaken unter Petersdorff's Commando gehörten. Davout griff diese
m 18. bei Zarrenthin mit überlegenen Kräften an, warf ihre Vorposten und
rängte P. eine Strecke Weges zurück; es gelang diesem indeß sowol am 18.,
vie am folgenden Tage, wo Davout von neuem vorging, demselben durch seine
este Haltung so zu imponiren, daß er von energischeren Versuchen den
Schleier, welchen jener gebildet hatte, zu zerreißen abstand. Da Lützow bei der
Göhrde verwundet war, so übernahm P. bis zum 25. November, wo dieser
urückkehrte, das Commando des Corps und blieb mit der Hauptmasse desselben
en Franzosen im Mecklenburgischen gegenüber. Für das Gefecht bei Zarrenthin
rhielt er das Eiserne Kreuz. Als Lützow am 25. December aus dem Hol-
teinischen mit der Cavallerie nach Frankreich abmarschirte, übernahm P. das
Commando von neuem, ging dann aber, auf Grund einer vom 14. December
atirten Cabinetsordre, am 11. Januar 1814 von Holstein aus nach Kassel,
m unter Leitung des Kurprinzen Wilhelm bei der Errichtung der hessischen
Truppen mitzuwirken, eine Aufgabe, welche er trotz großer damit verbundener
Schwierigkeiten, mit vielem Geschick löste (vgl. Kurhessen seit den Befreiungs-
riegen von C. W. Wippermann, Kassel 1850). Am 25. März 1815 wurde
r zum Commandeur des aus der Infanterie des Lützow'schen Corps gebildeten
reußischen 25. Infanterieregiments ernannt; dasselbe in den Krieg zu führen
inderte ihn ein im März erlittener Beinbruch; jedoch konnte er bald wieder im
nilitärischen Verwaltungsdienste thätig sein; es geschah zuerst in Düsseldorf, dann
n Aachen. Am 12. October 1815 ward er zum Commandanten von Memel
rnannt, vertauschte diesen Posten 1827 mit dem nämlichen zu Pillau, ward
1837 in gleicher Eigenschaft nach Thorn versetzt und trat, nachdem er inzwischen
um Generalmajor aufgestiegen war, 1842 mit dem Charakter als General-
eutenant in den Ruhestand. Am 4. Mai 1854 starb er zu Plauenthin
ei Colberg.

Archiv des preußischen Kriegsministeriums. — Zeitschrift für Kunst,
Wissenschaft und Geschichte des Krieges, 93. Band 3. Heft, Berlin 1855. —
Oesterreichischer Soldatenfreund vom 12. Juli 1854. — Stawitzky, Geschichte
des 25. Infanterie-Regiments, Koblenz 1857, S. 57. B. Poten.

Petersen: Adolf Cornelius P., Astronom, geb. am 23. Juli 1804 in
Westerbau (Amt Tondern in Schleswig), † am 3. Februar 1854 in Altona.
P. studirte die mathematischen Wissenschaften und ward frühzeitig mit dem
ekannten Astronomen Schumacher bekannt, der ihn zuerst als Gehilfen bei der

dänischen Gradmessung verwendete und ihm 1827 eine Stelle als Observat
seiner Sternwarte in Altona verschaffte. Nachdem Schumacher 1850 gest
war, führte P. die interimistische Leitung der Sternwarte bis zu seinem e
Tode; auch theilte er sich von jenem Zeitpunkte an mit Hansen in Gotha
Redaction des Fachjournals, welches Schumacher unter dem Titel „Astrono
Nachrichten" ins Leben gerufen und zu hoher Blüthe gebracht hatte.
Zeitschrift enthält denn auch eine große Reihe von Mittheilungen aus Pete
Feder über von ihm angestellte Beobachtungen und Berechnungen. Er wa
glücklicher Kometenentdecker und hat vier dieser Gäste unseres Sonnensy
zuerst aufgefunden (7. August 1848, 26. October 1849, 1. Mai
17. Mai 1852). Als Theoretiker erwarb sich P. Verdienste durch die A
einer verbesserten Methode zur Bestimmung der Rotationszeit der Sonne
durch den Nachweis, daß Lalande den Planeten Neptun schon am 8.
10. Mai 1795 beobachtet, ihn jedoch für einen Fixstern gehalten hatte. Ueb
gehörte P. auch zu jenen, welche zuerst die Bahn des neu entdeckten Wandel
aufmerksam verfolgten (Astron. Nachr., 25. Band, S. 98). Die Rastlos
mit welcher der unermüdliche Mann trotz körperlichen Leidens sich der mühe
Beobachtungsthätigkeit hingab, ließ ihn viel zu frühzeitig einer Brustkra
erliegen.

Poggendorff, Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissensch
2. Band. Sp. 414. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde, 2.
S. 275 ff. Günth

Petersen: Johann Christoph August P., geb. am 18. November
in Erfurt, † am 1. November 1875 als Generalsuperintendent des Herzogt
Gotha. P. hatte früh seinen Vater, einen Erfurter Fabrikanten, durch den
verloren. Er wuchs unter den Augen einer sorgsamen Mutter und wohlwoll
Lehrer als ein überaus fleißiger und gut gearteter Knabe auf und absolvir
Ostern 1828 das Gymnasium seiner Vaterstadt mit dem Reifezeugniß
Grades. Mit der Absicht, classische Philologie zu studiren, ging er nach B
wurde aber bald durch den Einfluß Schleiermacher's — welchem er später, b
100jährigen Wiederkehr seines Geburtstages 1868 ein schönes litterar
Denkmal gesetzt hat („Schleiermacher als Reformator der deutschen Bild
Festrede. Gotha 1869) — für die Theologie gewonnen. Die 4 Jahre
Berliner Studiums sind für sein Leben entscheidend gewesen. Als Schüler
Schleiermacher, Neander, Theremin, Steffens und im persönlichen Umgang
diesen hervorragenden Männern, besonders auch durch häufigen Verkehr im
des Hofpredigers Strauß, den er seinen geistlichen Vater nannte, gewan
jenen offenen Sinn für alles menschlich Große und Schöne und in unauflös
Verbindung damit jene begeisterte Liebe zur evangelischen Kirche, jene w
seitige „Durchdringung des Evangelismus und des Humanismus", wie er
theologisch auszudrücken liebte, durch welche er Vielen zum Segen geworde
Auch als Hauslehrer bei dem Grafen Karl von der Gröben in Berlin bra
er von dem liebgewordenen Verkehr nicht zu scheiden und gewann er üb
reichliche Nahrung seiner vaterländisch-christlichen Gesinnung. Nachdem er
erste theologische Examen „sehr gut", das zweite „vorzüglich gut" besta
hatte, fand er in seiner Vaterstadt Erfurt 1834 eine Anstellung als Dia
an der Thomaskirche, wurde aber schon im folgenden Jahre als Pfarrer
Buttelstedt bei Weimar berufen, wo er 15 glückliche, arbeits- und segen
Jahre verlebt hat. Seine Hauptsorge galt der Gemeinde. Er war ein
sorger von unermüdlichem Eifer und gewissenhafter Treue. Aber seine
pflichten ließen ihm noch Muße genug zu schriftstellerischer Thätigkeit.
eine seiner Examenarbeiten: „Aus welchen Ursachen muß die Entstehung

ifferenzen und Spaltungen zwischen der lutherischen und der reformirten Kirche bgeleitet werden?" hatte er den ersten Anstoß zu gründlicher Vertiefung in die ehre von der Kirche erhalten. Als nun 1837 Richard Rothe's epochemachendes Werk über „die Anfänge der christlichen Kirche und ihrer Verfassung" erschien, und Petersen sich durch die genialen Gedanken dieses Buches ebensosehr gefesselt wie zum Widerspruch gereizt. Rothe trug hier zum ersten Male seine vielfach mißverstandene Lehre von dem Aufgehen der Kirche in den Staat vor. Nach ihm hat Christus das Gottesreich, welches er auf Erden gestiftet, in seiner Vollendung nicht unter der Form der Kirche, sondern als eine politische Gemeinschaft gedacht. Christus hat nach Rothe ein eigenthümliches geistiges Leben in der Menschheit angezündet, welches dazu berufen ist, auf dem Wege der geschichtlichen Entwicklung sich der natürlichen Form des menschlichen Gemeinschaftslebens immer mehr zu bemeistern und diese von ihm beseelte natürliche Form selbst, mithin den christlichen Staat, zum Organ für seine weitere Wirksamkeit zu machen. Als Bedingung und Mittel für die Realisirung dieses seines letzten Zweckes mußte der Herr auch eine Kirche wollen d. h. eine rein und ausschließlich religiöse Gemeinschaft. Denn ohne sie würde die Erfüllung des natürlichen Gemeinschaftslebens mit christlichem Geist nicht erreichbar sein. Je weiter aber der geschichtliche Proceß fortschreitet, desto mehr tritt die Kirche zurück, bis sie in der Vollendung gänzlich aufgehört haben wird, eine besondere Form der Gemeinschaft zu bilden. Eine Hauptetappe auf diesem Wege ist die Reformation. — Diesem kühnen Gedanken trat P. in seinem Buche: „Die Idee der christlichen Kirche. Zur wissenschaftlichen Beantwortung der Lebensfrage unserer Zeit ein theologischer Versuch. Erster analytisch-critischer Theil." 1839, entschieden entgegen, indem er die Rothe'schen Ausführungen Schritt für Schritt zu widerlegen suchte. Seine Ansicht, daß die Kirche auch im vollendeten Gottesreich neben dem Staate und der Cultur und auf's innigste mit diesen beiden vereinigt ein bleibender Theilorganismus sein werde, entwickelte und begründete er ausführlich in der „Lehre von der Kirche", deren erstes und zweites Buch: „von dem Wesen und der Organisation der Kirche" als zweiter, synthetisch-dogmatischer Theil des ganzen Werkes 1842 an das Licht der Oeffentlichkeit trat, während der dritte, historisch-pragmatische Theil: „von der Entwickelung der Kirche" 1846, das umfangreiche Gebäude krönte. Dieser dritte Theil „und mit ihm das Ganze" ist der theologischen Facultät zu Erlangen gewidmet, welche bei Gelegenheit ihres 100jährigen Jubiläums 1843 P. zum Doctor der Theologie creirt hatte. In dem dreibändigen Werke steckt eine Fülle theologischer Gelehrsamkeit. Alle mit dem Hauptthema in Verbindung stehenden Fragen, Lehre, Cultus und Disciplin der Kirche, das Amt des Geistlichen, die Kirchenverfassung, Katholicismus und Protestantismus, Reformation, Confession, und Union werden unter fortlaufender Berücksichtigung der einschlägigen Litteratur und unter Hinweis auf den Zusammenhang mit fernerliegenden theologischen Problemen gründlich erörtert. Leider ist der schwerfällige Formalismus der Darstellung einer weiteren Verbreitung des Buches hinderlich gewesen. Ein schöner Erfolg für den Verfasser selbst war die Herzensfreundschaft mit seinem Widersacher Rothe, die, aus der edlen Haltung der wissenschaftlichen Polemik geboren, im Briefwechsel und persönlichen Verkehr sich entfaltend, P. bis zum Heimgange Rothe's 1867 hoch beglückt hat. Das praktische Resultat seiner Studien aber war, daß er bei allem Wechsel der Zeiten als ein treuer Sohn der lutherischen Kirche zugleich für das gute Recht der Union mit mannhafter Ueberzeugung eintreten konnte. Gegen die Lichtfreunde einerseits und die hereinbrechende Reaction andererseits suchte er in den vierziger Jahren auf stürmisch

bewegten kirchlichen Versammlungen in Weimar, Apolda, Kösen, Wittenbe
Bekenntniß zu der Souveränität Christi und seines Wortes als das fü
Bestand der Kirche einzig Nothwendige mit flammender Rede in die Her
pflanzen. Auch mit der Feder arbeitete er rastlos für diesen hohen
Nicht mehr für die Gelehrten wollte er nun schreiben, sondern für sein
deutsches Christenvolk. Größeres kannte er nicht, als — nach dem
wieder von ihm citirten Uhland'schen Wort — „für unser Volk ein
Diese Liebeswärme fühlt man der „bürgerlichen Geschichte" an, welche unt
Titel: „Der Lichtfreund oder die Kindtaufe" 1847 erschienen ist. „W
Büchlein von einem geschrieben wurde, dessen Freude und Stolz es ist, ein
des deutschen Volkes zu sein, so sollte es aus dem Herzen des Volkes
geschrieben sein, um in's Herz des Volkes einzugehen. O möchte es do
deutsches Volksbuch werden, ein Buch für Alle aus allen Ständen, die al
Deutsche auch rechte Christen sein wollen!" Ein biederer Handwerker, d
von der lieblosen Strenggläubigkeit seiner Verwandten abgestoßen fühlt,
aus der Gefahr, von den Netzen der Freigeisterei umstrickt zu werden, du
Einfluß eines bewährten Christen und durch die Kreuzschule des Lebens
und zum rechten, in der Liebe thätigen Glauben geführt. An den Faden
Erzählung werden als Hauptbestandtheil des Buches Gespräche über die re
Zeitfragen aufgereiht. Das Buch würde ohne Zweifel mehr Leser im
gefunden haben, wenn in der Geschichte mehr geschähe und weniger ge
würde. Dem gleichen Zwecke, wahres Christenthum im Volke zu pflanzen,
die Herausgabe einer fast vergessenen geistvollen Schrift des Grafen von
dorf, gewöhnlich kurzweg „der Passagier" genannt. Der eigentliche Titel
„Sonderbare Gespräche zwischen einem Reisenden und allerhand anderen P
von allerlei in der Religion vorkommenden Wahrheiten". Diese Schrift,
ihrem ersten anonymen Erscheinen 1739 bereits drei Auflagen erlebt ha
auch in der Ausgabe von P. zweimal aufgelegt worden (1849 und 18

Die vielseitigen Verdienste Petersen's und sein kräftiges Auftreten
zur Folge, daß er 1850 als Nachfolger Bretschneider's zum Oberpfar
Stadt Gotha gewählt wurde. Herzog Ernst ernannte ihn unter Bestätigu
Wahl alsbald zum Superintendenten, 1852 zum Oberconsistorialrat
Generalsuperintendenten des Herzogthums. In dieser hohen und verantwo
vollen Stellung ist es ihm noch gerade 25 Jahre zu wirken vergönnt g
Er übte sein Amt mit Milde und nahm sich mit wahrhaft väterlicher S
der ihm untergebenen Geistlichen an. Die Generalvisitationen gereichten i
wahrer Herzerquickung, abgesehen von den Fällen, wo er tadeln und
mußte, was ihm schwer wurde. Den in Thüringen festgewurzelten Rat
mus behandelte er schonend, suchte ihn aber evangelisch zu vertiefen. U
Volksschulwesen hat er sich durch Aufstellung eines Lehrplans, den er se
eine „Sorgenarbeit vieler Jahre" bezeichnete, durch Bearbeitung einer Fi
eines Lesebuchs und namentlich durch die Organisation des Religionsun
große Verdienste erworben. Die Volksschule hatte er besonders lieb, und
ein tiefer Schmerz für ihn, als 1863 bei durchgeführter Trennung der
von der Schule im Herzogthum Gotha das Wirken auf diesem Gebiete i
ganz entzogen wurde. In der Prima des Gymnasiums gab er mit Freu
Religionsunterricht.

Man könnte P. nicht mit Unrecht einen Virtuosen der Frömmigkeit
Alle großen und kleinen Erlebnisse dienten ihm selbst zur Vertiefun
Sündenbewußtseins sowohl wie zu erneutem Lobpreis der göttlichen Gn
Christo. So waren denn auch seine Predigten ausgezeichnet durch die ei
liche Kraft der glaubensvollen Ueberzeugung, die aus jedem Worte zu

r. Ein warmes, überwallendes Gefühl, das namentlich bei festlichen Gelegen-
iten zu mächtiger Begeisterung sich steigerte und den Redner über sich selbst
taushob, riß die Gemeinde mit sich fort. Seine Predigten vorher auszuarbeiten
d zu memoriren war einem Manne wie P. unmöglich. Sie waren nach
rausgegangener ernster Geistes- und Herzensarbeit ein freier Erguß des frommen
müthes. Wenn ebendeshalb zu günstiger Stunde und auf festlicher Höhe der
ndruck ein bedeutender war, so konnten freilich an gewöhnlichen Sonntagen
r bei körperlicher Indisposition auch die Mängel einer solchen Methode nicht
borgen bleiben. Hinter der Ueberschwänglichkeit des Gefühls blieben die
ufig wiederholten und nur locker verknüpften Gedanken alsdann wohl empfind-
zurück. Einzelne Predigten hat P. auf Wunsch, nachdem er sie gehalten,
den Druck aufgeschrieben. Die gelesenen geben auch nicht von ferne die
irkung des gehörten Wortes wieder. Wir heben als charakteristisch hervor:
Wir sind Gottes Volk! Eine Landpredigt zum 1000jährigen Jubelfeste
utschlands." 1843. (Diese Predigt mußte sich in der Röhr'schen kritischen
edigerbibliothek eine sehr abfällige und ungerechte Beurtheilung gefallen lassen,
lche von dem Verfasser als „unbarmherzige Mißhandlung seines Lieblings-
ides" schmerzlich empfunden wurde.) Ferner: „Gottes friedebringender Segen
Kriegszeit." 1866, und: „Unsere Siegesfreude." 1870. Auch die treffende
de am Grabe seines Freundes Fritz Reuter mag hier erwähnt sein, abgedruckt
: „Ein Andenken an Fritz Reuter's Begräbnißfeier." 1874.

Seit 1858 stand an der Spitze der Gothaischen Landesgeistlichkeit neben
der Oberhofprediger D. Carl Schwarz. Beide hatten sich zum Text ihrer
rittspredigt das apostolische Wort 2. Cor. 1,24 gewählt: „Nicht, daß wir
rren seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehilfen eurer Freude; denn
stehet im Glauben", und befanden sich in der Anwendung dieses Grundsatzes
ihre Amtsthätigkeit in erfreulichster Uebereinstimmung. Von Art aber waren
grundverschieden. Bei Schwarz zeigte sich eine bewunderungswürdige Schärfe
Gedankens, ein rücksichtsloses Urtheil, ein rasches und entschiedenes Vorgehen,
e unüberwindliche Abneigung gegen jede Art von Vermittelung, während P.
allen Seiten das Gute herausfand und anerkannte, gern dilatorisch verfuhr,
s den Frieden zu bewahren oder wiederherzustellen suchte und allem Partei-
en abhold war. Es ist beiden, dem tapferen Streiter und dem milden Ver-
ttlungstheologen, nicht leicht geworden, sich in einander zu finden. Der
thaischen Landeskirche aber hat dieses sich ergänzende Nebeneinander zu
hem Segen gereicht. Schwarz war einer der Stifter und Führer des deutschen
testantenvereins. Auch P. trat, wenngleich nicht ohne schwere Gewissens-
mpfe, dem Vereine bei, dessen rechten Flügel er mit Rothe und Baumgarten
ete. Von seinen früheren Freunden mußte er manches bittere oder befremdete
rt wegen seiner Zugehörigkeit zu diesem Vereine hören, konnte aber auf den
sdruck des Bedauerns, daß er in eine seiner nicht würdige Gesellschaft hinein-
athen sei, ehrlich erwidern, er sei vielmehr hineingewachsen. Auf dem ersten
testantentage in Eisenach 1865 war P. der einzige, der sich gegen die von
warz aufgestellten und vertheidigten Thesen über die protestantische Lehrfreiheit
ärte, weil ihm die positive Stellung des Geistlichen zur heiligen Schrift nicht
ügend in diesen Thesen gewahrt schien. Bei der Friedensliebe Petersens
örte gewiß ein sehr anerkennenswerther Wahrheitsmuth zu dieser isolirten
position gegen seinen eigenen nächsten Collegen, der nicht gern Widerspruch
ug. Diese von seinem Gewissen geforderte That und seine Stellung zu der
handelten wichtigen Frage hat P. in einem lesenswerthen Schriftchen erklärt:
ie protestantische Lehrfreiheit und ihre Grenzen. Ein offenes Wort zum ersten

deutschen Protestantentage.“ 1865. Dem Protestantenverein ist P. bis a
Ende unwandelbar treu geblieben. Daß ein solcher Mann mit seinem w
Herzen voll Liebe in seinem Hause beglückt und beglückend lebte, beda
Versicherung nicht. Seine Gattin starb schon im Jahre 1857 nach 18jä
Ehe, aus welcher zwei Töchter, gegenwärtig an Gothaische Superintend
verheirathet, entsprossen sind. P. selbst feierte noch im October 1875 mit
vielleicht zu tiefer Betheiligung seines Gemüthes das 25jährige Jubiläum
Wirksamkeit in Gotha. Am Tage darauf erkrankte er und entschlief sanf
schmerzlos am 1. November. Er bleibt im Lande Gotha unvergessen.

Otto Drey

Petersen: Balthasar P., geb. in der Stadt Tondern in Schl
Holstein am 7. Mai 1703 als Sohn eines Spitzenfabrikanten. Auf der latein
Schule seiner Vaterstadt vorbereitet, bezog er 1721 die Universität Jena
Theologie zu studiren. Sein Hauptlehrer war hier J. B. Buddeus. In
setzte er seine Studien dann ein Jahr fort und ward darauf Hausl
2½ Jahre später bot sich ihm die Gelegenheit dar, Führer oder Hofm
eines jungen Adeligen zu werden, mit dem er auf Reisen ging und versch
Universitäten besuchte. Er benutzte diese Gelegenheit treu zu seiner ei
Ausbildung und hörte selbst juristische und medicinische Collegien. 1729
er zum Hauptpastor in Leck gewählt und 1739 zum Propst und Haupt
in der Stadt Sonderburg ernannt, von wo er 1746 in derselben Eigen
nach seiner Vaterstadt Tondern befördert ward. Die Pädagogik war
besonderes Interesse und er hielt in seinem Hause gewissermaßen eine
Akademie, indem er seine Zöglinge von den ersten Elementen an, er
allein, unterrichtete, bis sie akademischen Abiturienten gleichgestellt und
stattgehabter Prüfung unmittelbar im Staatsdienst verwandt wurden.
später doch für diese ein kurzer akademischer Cursus verlangt ward, gab er
Unternehmen auf. Da er jedoch das Bedürfniß nach mehr Wirksamkeit f
warf er sich nun auf die Ausbildung von Volksschullehrern, wozu damals
alle Gelegenheit sonst fehlte. Dies veranlaßte ihn einen wesentlichen
seines Vermögens zur Errichtung eines „Schulmeisterinstituts“ zu bestimmen
dadurch ist er der Stifter des noch blühenden Lehrerseminars in To
geworden, das nach seinem Tode 1788 in's Leben trat und sich seitdem
gemäß entwickelt hat. Er vermachte dazu seinen Hof Görrismark mit 209 T
und 28000 Mark bar. Ein von ihm verfaßtes Lehrbuch: „Erkenntniß G
für Katecheten, Küster und Schulhalter“, wurde auf Kosten seiner Masse
gedruckt und lange dem Unterricht zu Grunde gelegt. Außerdem verfaß
auch ein Leben Jesu (1781) in 4 Bänden und „die Seligkeit der Auserw
im ewigen Leben“. 1784. 2 Bde. 1779 feierte er sein 50jähriges Jubil
fungirte aber im Amte noch fort bis an seinen Tod, 1. Januar 1787,
dem er 58 Jahre das Predigtamt verwaltet hatte. Ihm war der Cha
als Consistorialrath verliehen.

S.-H. Prov.-Ber. 1787, 3, 403. — Meusel, Gel. Deutschland,
— Falks Archiv III, 338. — S.-H.-L. Kirchen- und Schulblatt.
Nr. 13.

Carsten

Petersen: Christian P., Philologe und Bibliothekar, 1802—1
In Kiel am 17. Jan. 1802 als der Sohn des Glasermeisters Joachim Heinri
geboren, erhielt er seine Schulbildung auf der Bürgerschule und seit 1816
der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt, studirte dann von Ostern 1821 an
in Kiel, von Michaelis 1823 bis Ostern 1825 in Berlin, dann wied
Michaelis 1825 in Kiel Alterthumswissenschaft und erlangte am 14. Dec

1825 daselbst durch eine Vorlesung (Cleanthis in Jovem hymnus, quem denuo recognovit . .) die Facultas legendi. Die akademische Lehrthätigkeit trat er jedoch noch nicht gleich an, sondern übernahm zunächst zu Neujahr 1826 eine Lehrerstelle am Köhncke'schen Erziehungsinstitute in Nienstädten bei Altona. Von hier aus kam er mit den gelehrten Kreisen Hamburgs in Berührung, deren Aufmerksamkeit vornehmlich durch seine beiden Schriften über die stoische Philosophie (Inauguraldissertation: „Stoicorum, inprimis Chrysippi de categoriis ... doctrina“ und „Philosophiae Chrysippeae fundamenta“, beide 1827) auf ihn gelenkt war; namentlich gewann der damalige Syndicus Karl Sieveking lebhaftes Interesse für den jungen Gelehrten und veranlaßte ihn Ostern 1828, statt nach Kiel behufs der Habilitirung zurückzukehren, die seit Gurlitt's Tode (14. Juni 1827) frei gewordenen philologischen Vorlesungen am hamburgischen akademischen Gymnasium zu übernehmen. Damit war über die Zukunft Petersen's entschieden; er übernahm von Michaelis 1828 an im weitesten Umfange diese neue Thätigkeit, mit der er seit 1831 noch die Stelle eines Registrators an der Stadtbibliothek verband; 1832 wurde er zum zweiten Bibliothekar, daneben im October 1833 zum Professor der classischen Philologie am akademischen Gymnasium ernannt; 1844 wurde er zunächst provisorisch, seit 1851 definitiv alleiniger Stadtbibliothekar. In dieser umfangreichen Thätigkeit als Lehrer und Bibliothekar verblieb er bis an seinen Tod am 15. Januar 1872. — Die Hamburger Bibliothek hat gelegentlich der durch den Neubau von 1840 veranlaßten Neugestaltung wesentlich durch ihn ihre jetzige Ordnung erhalten, durch deren Darlegung in dem ausführlichen Berichte über die neuen Gebäude („Ansichten und Baurisse ... und Plan für die künftige Aufstellung der Stadtbibliothek“ von J. G. C. Lehmann und C. Petersen, 1840) er eine für Neueinrichtung großer Bibliotheken überaus lehrreiche und nach mancher Rücksicht mustergültige Anleitung gegeben hat. Die Geschichte der Hamburger Bibliothek hatte er schon 1838 in ausführlicher Darstellung in einem eigenen Buche behandelt. Seine wissenschaftlichen Studien, deren Ergebnisse er meist in den Indices scholarum des akademischen Gymnasiums niederlegte, bewegten sich anfangs auf dem bereits oben erwähnten Gebiete der griechischen Litteratur („Cleanthis Stoici hymnus“ 1830, „Phaedri Epicurei . . de natura deorum fragmentum“ 1833, „Hippocratis Coi de aëre, aquis et locis liber“ 1833, „Hippocratis nomine quae circumferuntur scripta“ 1839), wendeten sich später aber auch der Philosophie zu („Johannis Saresberiensis entheticus de dogmate philosophorum nunc primum editus et commentariis instructus“ 1843) und richteten sich zuletzt fast ausschließlich auf griechische Mythologie und Kunst, auch auf deutsche Sagen- und Götterlehre. Von seinen zahlreichen Arbeiten in dieser Richtung sind die bedeutendsten: „Zur Geschichte der Religion und Kunst bei den Griechen“ 1845; „Der geheime Gottesdienst bei den Griechen“ 1848; „Der Hausgottesdienst bei den Griechen“ 1851; „Das Zwölfgötter-System der Griechen“ 1853 u. 1868; „Die Feste der Pallas Athene und der Fries des Parthenon“ 1855; „Die Geburtstagsfeier bei den Griechen“ 1858; „Das Gymnasium der Griechen“ 1858; „Der delphische Festcyclus des Apollon und des Dionysos“ 1859; „Der Niobiden-Mythus“ 1860; „Die Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern in Norddeutschland“ 1860; „Die Donnerbesen“ 1862; „Hufeisen und Roßtrappen“ 1865; ferner die umfangreiche Arbeit „Griechische Mythologie und Religion“ in Ersch u. Gruber's Encyclopädie Sect. I, Bd. 82, S. 1—380.

Nachruf von J. (M. Isler) im Hamb. Correspondenten von 1872. — Hamb. Schriftsteller-Lexicon, Bd. VI, S. 32—41. — Lexicon der schlesw.-holst. Schriftsteller von Alberti I, Bd. 2, S. 184—190, und II, Bd. 2,

S. 125; nebst Mittheilungen der Familie. — Vollständige Verzeichnisse der Schriften Petersen's finden sich in den beiden Schriftsteller-Lexicis.

R. Hoche.

Petersen: Friedrich P., Geistlicher, geb. im Flecken Hoyer (Schleswig-Holstein) am 18. August 1807 als Sohn des dortigen Predigers Christian Petersen († 1818), studierte seit 1826 Theologie in Kiel und bestand, nachdem er inzwischen mehrere Jahre als Hauslehrer zugebracht, das theologische Amtsexamen auf Gottorp 1837 mit Auszeichnung. Er ward darauf 1838 zum Prediger der Dorfgemeinde Uck, damals zur Propstei Tondern gehörig, 1842 der Propstei Apenrade zugelegt, gewählt. Sein Leben hier hat er selbst als ein idyllisches, in seinen Erlebnissen beschrieben. 1846 wurde er vom Herzog zu Augustenburg zum Prediger der Gemeinde Notmark auf der Insel Alsen ernannt, wo er am 3. April 1848, als politisch mißliebig, von der dänischen Regierung vom Amte suspendirt ward und in dänische Gefangenschaft gerieth. Wieder freigelassen, ward er von der schleswig-holsteinischen gemeinsamen Regierung am 3. Januar 1849 zum Prediger in Ulderup auf Sundewitt ernannt, aber nachdem die dänische Regierung wieder in Kraft getreten, am 7. Januar 1850 von dieser wieder seines Amtes entlassen. Hierauf ward er von der schleswig-holsteinischen Statthalterschaft zum Feldprediger der schlesw.-holst. Armee bestellt, als welcher er bis zum 27. Febr. 1851 fungirte. Er gehört demnach zu denjenigen Geistlichen, die das engere Vaterland nothgedrungen verlassen mußten und auch er fand, noch vor Ablauf dieses Jahres, Anstellung und neue Heimath als erster Stadtpfarrer in Sct. Johann-Saarbrücken, wo er am 14. Mai 1859 gestorben ist. — Als Prediger in Uck betheiligte er sich zunächst an dem Streit, der damals zwischen Dr. Claus Harms und seinem Collegen, dem damaligen Archidiakonus Wolf ausgebrochen, in Veranlassung der Dinter'schen Schullehrerbibel, durch die Broschüre: „Für Harms, gegen Wolf, gemeinverständliche Würdigung des entstandenen Streites.“ 1839. Dann gab er die „biblischen Denksprüche für alle Tage des Jahres“ vom Generalsuperintendenten Callisen in dänischer Sprache heraus, die in 3. Aufl. 1847 erschienen. An der schleswig-holsteinischen Erhebung nahm er von Anfang an den regsten Antheil und gehört mit zu den Vorkämpfern derselben. Er verfaßte: „Zur Rechtfertigung Nordschleswigs. Votum eines N. S. Predigers.“ 1850. „Die schleswigsche Geistlichkeit unter den wechselnden Staatsgewalten. Zugleich ein Beitrag zur Würdigung des Kampfes der evangelischen Kirchenzeitung wider die vertriebenen Geistlichen“. 1851. Bekanntlich hatte Prof. Hengstenberg sich der Partei der Dänen angenommen, welches mehrere Gegenschriften veranlaßte. Ferner gab er heraus: „Des königlichen Synodi zu Rendsburg Ansprache an heimathliche Lehrer der Herzogthümer Schleswig und Holstein von 1737 mit einem Vorwort und Zeugniß wider Prof. Hengstenberg“. 1855, und darauf: „Erlebnisse eines schleswigschen Predigers in den Friedens- und Kriegsjahren 1848—1850“. 1856. Ein Beitrag zur Beurtheilung der dänischen kirchlichen und nationalen Zustände. Diese Schrift, darin der Verfasser seine eigenen Erlebnisse schildert und die gut geschrieben ist, verdient noch immer gelesen zu werden, sie führt recht lebendig in die Verhältnisse jener Zeit ein. Veranlaßt ward sie zunächst durch den bekannten Dr. Rudelbach, der in seiner Schrift von 1851: „Die Sache Schleswig-Holsteins historisch, politisch, staatsrechtlich und kirchlich erörtert“, zu dem Resultat gelangt, daß Schleswig gar kein Recht auf eine Verbindung mit Holstein habe und namentlich die schleswigschen Geistlichen bezichtigt, den Amtseid selbst mit in die Sphäre der Insurrection hinübergezogen zu haben; sie ist also zugleich eine Defensionsschrift, nur mit etwas reichlich pastoral-theologischen Reflexionen. Dieser seiner Hauptschrift folgten noch: „Der gegen-

bärtige Zustand der Kirche und Schule des Herzogthums Schleswig. Nach neuester eigener Anschauung". 1857, und „Sind Aufruhr und Meineid im dänischen oder schleswig-holsteinischen Lager zu suchen" 1858. Zuletzt in Gelzer's Protestant. Monatsbl. VI, 192": „Die Leiden der schleswigschen Landeskirche und die politische Doctrin der evangel. Kirchenzeitung. Ein Zeugniß wider Professor Hengstenberg". Der Verfasser hat also den Kampf für seine engere Heimath Schleswig-Holstein bis an sein Ende tapfer fortgeführt.

Alberti, Schriftstellerlexicon s. v. und die oben angeführten „Erlebnisse".

Carstens.

Petersen: Georg Peter P., geb. am 16. Februar 1771 in Meyn, Kirchgemeinde Wallsbüll (Kreis Flensburg in Schleswig-Holstein), widmete sich dem theologischen Studium und bestand das Amtsexamen 1791. Er war dann einige Jahre Hauslehrer in Reinfeld und ward 1801 Prediger in Lensahn, Propstei Oldenburg in Wagrien (Holstein). 1844 als solcher emeritirt starb er am 11. October 1846 in Neustadt in Holstein. Von Professor A. Niemann in Kiel angeregt, beschäftigte er sich schon als Candidat mit der speciellen Landeskunde und es erschien von ihm: „Historisch-ökonomische Beschreibung des Amtes Reinfeld in Holstein" zuerst in den von Niemann 1787 gegründeten S.-H. Provinzialberichten vom J. 1798, später auch separat gedruckt mit Niemann's Vorrede. 1801. Er hat sich um die Provinz dadurch sehr verdient gemacht, daß er die Redaction dieser Zeitschrift, die eine Zeitlang ins Stocken gerathen, 1811 übernahm, die er, mit besonderem Geschick, bis einschließlich 1830 fortgeführt hat. Es ist der Provinz mit diesem Unternehmen, das für den Herausgeber keineswegs lucrativ gewesen, vielfacher Nutzen für das öffentliche Leben erwirkt worden. Ununterbrochen ist diese Zeitschrift von ihm fortgesetzt, mit einziger Ausnahme des Jahres 1819. Dafür erschien als Anhang zum Jahrgang 1818 von ihm die „Chronik der Reformationsfeyer 1817 in den dänischen Staaten" in 4 Heften. 1819. Jeder Jahrgang enthält Beiträge der verschiedensten Art vom Herausgeber. Außerdem verfaßte er auch andere gemeinnützige Schriften, wie ihm des Volkes Wohl am Herzen lag: „Nützliche Unterrichtstafeln für Schullehrer auf dem Lande", 1799. „Der Tod in seiner freundlichsten und schrecklichsten Art", 1800. „Der Bau des Tabaks und seine Fabrikation", 1812 auf eigene Versuche mit dem Tabaksbau, den man damals hier einführen wollte, gegründet. Der Erfolg ist jedoch kein sonderlicher gewesen. Nach dem Tode des Propstes Postelt in Oldenburg edirte er dessen Schrift: „Für junge Christen in gebildeten Familien", 1824. Ferner erschienen von ihm: „Erinnerungen aus dem Leben des königl. Justizraths Matthiesen", 1825, der unter Struensee's Regiment erster Bürgermeister in Kopenhagen war. Noch im S.-H. Schulblatt 1841, 2 berichtete er über die Industrieschulen in der Oldenburgischen Gemeinde. — Die Provinzialberichte wurden fortgesetzt von Pastor Hartwig Peters (geb. in Eppenwörden in Süder-Dithmarschen 10. Februar 1784, † als Diakonus an Sct. Marien in Flensburg am 7. Oct. 1842), der ein Vertheidiger der zur Zeit König Friedrich VI. in den Herzogthümern in Gang gebrachten wechselseitigen Schuleinrichtung war (die Wechself. Sch., ein bedeutender Fortschritt zur Verbesserung der Volksschulen, 1829, Dr. Diesterwegs Urtheil über die Wechself. Sch. in Erwägung gezogen 1837). Bei der neuen Zollordnung schrieb er: „Sollen die Prediger in dem Herzogthum Schleswig-Holstein auf die Zollfreiheit unbedingt verzichten?" 1832. — Vier Jahrgänge der Provinzialberichte erschienen von ihm bis 1834 incl. Dann gab im Anschluß daran von 1836—1840 Dr. Carl Heiberg (geb. am 29. October 1796 in Klensby bei Schleswig, Rechtsanwalt in Schleswig, † am 16. August 1872) die Schleswig-holsteinischen Blätter heraus.

J. Carstens und Dr. Carl Lorenzen, Kieler und Neue Kieler Blätter 1843—1845. — H. Biernatzki, S.-H. Landesberichte 1846 und 1847.

Carstens.

Petersen: Heinrich P., Kupferstecher, wurde am 13. August 1806 zu Altona als der Sohn eines Kaufmanns geboren. Da er sich der Kunst widmen wollte, bezog er, nach Beendigung seiner unter Kroymann gemachten Vorstudien, im J. 1824 die Kunstakademie in Dresden, wo er sich im Zeichnen und Malen vervollkommnete, besonders auch ältere Bilder in der kgl. Gemäldegalerie copirte und dadurch den Grund zu seiner späteren Kenntniß alter Meister legte. Bald widmete er sich ganz dem Kupferstich und begab sich 1827 in das Atelier J. F. Roßmäßler's († 1858), mit dem er viel auf Reisen, in Frankfurt, München, Heidelberg 2c. und in deutschen Bädern war. Als P. am Johannistage des Jahres 1830 nach Nürnberg gekommen war, diese Stadt mit ihren alterthümlichen malerischen Straßen durchwandert und von der Burg aus eine Gesammtansicht derselben erhalten hatte, gefiel dieselbe ihm so wohl, daß er beschloß, in ihr seinen dauernden Wohnsitz zu nehmen. Er verheirathete sich daselbst im Jahre 1833 mit einer Nürnbergerin und kaufte zehn Jahre später von der Witwe des Akademiedirectors Zwinger das alte höchst malerisch am Paniersplatze gelegene, nach seinem Erbauer Topler benannte Haus, welches allen Kennern der Kunstgeschichte und allen Besuchern Nürnbergs wohl bekannt ist. P. übernahm es in sehr vernachlässigtem Zustande, versetzte es aber, so viel ihm irgend möglich war, mit größter Pietät wieder in den alten Zustand zurück und unterhielt es sorgfältig. Es wurde eine echte Künstlerwohnung, in welcher P. manches Stück schönen alten Hausraths, besonders aber eine gewählte Sammlung von Kupferstichen älterer und neuerer Meister und eine große Sammlung älterer Handzeichnungen aufstellte. P. lebte darin, im Kreise seiner Familie, von Allen, die ihn kannten, geachtet, sehr glücklich, und hat Nürnberg, eine im J. 1869 in Gesellschaft des Dr. v. Eye unternommene Reise nach Italien ausgenommen, nie mehr verlassen. Er wurde bald befreundet mit dem Kupferstecher Reindel, Director der Nürnberger Kunstakademie, mit dem als Sammler bekannten Kaufmann Hertel und dem Auctionator Börner, einem sehr wohl unterrichteten Kunstkenner. Bei ihnen lernte er eine große Anzahl älterer Kunstwerke näher kennen, schätzen und lieben und bildete im Umgang mit diesen Männern seine gründliche Kunstkennerschaft aus. In den letzten Jahren seines Lebens war er auch Conservator der städtischen Kunstsammlungen auf dem Rathhause. P. starb noch in voller Kraft stehend, ganz plötzlich am 28. October 1874.

P. war als Kupferstecher sehr thätig. Seinen ersten selbständigen Versuch im Stechen machte er im J. 1827 in München. Es ist ein Porträt, offenbar Copie nach einem älteren Stiche, deren Abdrücke er seiner Mutter gewidmet hat. Eine zweite ähnliche Platte widmete er seinem Bruder Konrad. Schon besser als diese, noch sehr schülerhaften Arbeiten sind zwei andere Porträts, Graf Scharffenstein und Johann v. Giffen, augenscheinlich ebenfalls Copien. Seine fünfte Platte, 1828 in München gefertigt, Porträt nach Bause, zeigt schon große technische Vollendung. Im J. 1829 fertigte er fünf Porträts (Dr. v. Leonhard, Dr. Puchelt, Ph. L. Geiger, Gmelin und Hofrath Kreyßig) welche mit Roßmäßler's Namen erschienen sind, und zwei kleinere Porträts, Marquis von Monrose und Voltaire, von denen das letztere schon Petersen's Namen trägt. In den Jahren 1828 und 1829 entstanden in Heidelberg zwei kleine Landschaften. Als völlig selbständiger Künstler stach P. dann, wie alle vorher genannten Blätter in Linienmanier, in trefflicher Vollendung vier größere Porträts (Graf Bülow v. Dennewitz, Maria Theresia, Matthison und L. v. Beethoven) für ein von Hennings in Gotha herausgegebenes Werk „Deutsche Ehrenhalle".

Von nun an entfaltete P. eine sehr rege Thätigkeit, arbeitete meist auf Bestellung der Buchhändler. Im J. 1834 stach er das Titelblatt zu Thibaut's Perspective, seit 1835 mehrere Blätter für das Bibliographische Institut zu Hildburghausen, dann 3 Blatt Genrebilder für den österreichischen Lloyd in Triest, später 5 Platten Genrebilder nach Rothbarth, David ꝛc. für Buchhändler Sax in Stuttgart, dann 7 Platten mit Ansichten aus Mailand, Venedig, Rouen und Salzburg für A. Hartleben in Budapest, dann Mehreres für A. H. Payne in Leipzig, zehn Blatt für das Landespräsidium von Böhmen in Prag, 6 Blatt, darunter 3 für ein Missale Romanum, für G. Haase in Prag, 2 Blatt für Creuzbaur in Karlsruhe, 26 Blätter, meist Heiligenbilder, für G. J. Manz in Regensburg. Auch für das bei Schrag in Nürnberg erschienene, aus 100 Blatt bestehende Werk „Nürnberger Gedenkbuch“ stach er mehrere Platten nach Zeichnungen von J. G. Wolff. Von größern Platten stach er 1839 Tizians „Christus mit dem Zinsgroschen“, dann Rafaels „Madonna della Sedia“ und für den Kunstverein zu Nürnberg „Die Kinder im Walde“ von A. v. d. Embde. Auch begann er einen großen, besonders sorgfältig ausgeführten Stich „Karl IX. in der Bartholomäusnacht“ nach Wappers, den er wegen dringender Bestellung jedoch zurücklegen mußte; erst wenige Wochen vor seinem Tode kam er dazu, diese ihm sehr liebe Arbeit aufzunehmen. Er hat sie jedoch nicht vollendet. In den Jahren 1840—74 radirte er mehrere hundert Platten, Darstellungen älterer kunstgewerblicher Gegenstände, meist nach Zeichnungen J. v. Hefners, für des Letzteren große Werke „Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und der Renaissance“, „Eisenwerke des Mittelalters“ und „Kunstkammer des Fürsten von Hohenzollern“. Auch fertigte er im Auftrage des Freiherrn H. v. Aufseß die Facsimilestiche nach den Zeichnungen eines alten Meisters, welche das germanische Museum — das übrigens mehre Jahre lang seinen Sitz in Petersen's Hause hatte — unter dem Titel „Mittelalterliches Hausbuch“ herausgegeben hat, sowie mehrere Facsimilestiche (3 Platten mit 9 Zeichnungen) nach älteren Handzeichnungen der Universitätsbibliothek in Erlangen, welche der damalige Bibliothekar Rößler in einem besonderen Werke publiciren wollte, das jedoch nicht über Probedrücke hinaus gediehen ist. Aehnliche Facsimilestiche fertigte P. auch für ein Werk Rudolf Weigel's und als einzelne fliegende Blätter. Auch für den „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“ des germanischen Museums stach P. mehre Stahlplatten, sowie für die Abtheilung „Kulturgeschichte“ der zweiten Auflage von Brockhaus' „Bilderatlas zum Konversations-Lexikon“. Alle seine Blätter zeichnen sich durch treues Festhalten an den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Originals und liebevolle Durchbildung vortheilhaft aus. Ganz vorzüglich sind seine Facsimiles älterer Handzeichnungen. In den ersten Jahren hatte P. einige Schüler in seinem Atelier, später arbeitete er jedoch meist allein. P. war auch wohlgeübt im Restauriren beschädigter Kupferstiche.

R. Bergau.

Petersen: Johannes P., berühmter Chronist. Derselbe verfaßte: „Chronica oder Zeitbuch der Lande zu Holstein, Stormarn, Dithmarschen und Wagrien, der dieselben Länder regiert, was sich vor Christi Geburt und hernach bis Anno 1531 darin zugetragen; item von ihrem Glauben, Sitten, Gewohnheiten, Kriegen und Veränderungen des Regiments. Von wem die Bischofthümer daselbst gestiftet, neben Verzeichniß der Nahmen der Bischöfe zu Hamburg, Oldenburg und Lübeck. Auch von Ankunft, Zunehmung und Befreyung der Städte Hamburg und Lübeck. Ferner wie das Herzogthum Schleswig an die Grafen von Holstein gekommen und was die anstoßenden Nachbahren von Kriegen darin geführet. Alles aufs Einfachste und kürzeste in IV Theilen beschrieben.“ Von dem Leben dieses Verfassers ist allein das mit Sicherheit bekannt, daß er Hauptpastor in

der Stadt Oldenburg in Holstein gewesen. Nicht einmal die Zeit seines
ist mit völliger Gewißheit anzugeben, da zwei desselben Namens als
pastoren angegeben werden. Während Dr. Lübkert (Kirchliche Statistik H
Glückstadt 1837, S. 359), den zweiten Hauptpastor dieses Namens, der
nicht wie hier angegeben, erst 1565, sondern bestimmt, wie actenmäßi
gewiesen, schon 1559 fungirte, und 1568 auch noch als Verfasser der
bezeichnet, nennt Hollensteiner (Chronikbilder aus der Vergangenheit Olden
Holstein. Oldenburg 1884, S. 248) bestimmt den ersten dieses Nam
den Verfasser, und dies mag auch das Wahrscheinliche sein. Derselbe
Sohn eines Schmieds aus Sustorff und der erste evangelische Prediger
Stadt Oldenburg. Er hat dies Amt angetreten, dazu erwählt 1531,
der letzte katholische Hauptpriester Johann Pregel in diesem Jahre s
niedergelegt. Er ist 1552 gestorben. Dieser Chronik ist sowol nach
als nach Vortrag der erste Platz zuerkannt unter allen bekannten in
Sprache verfaßten, diese Provinz betreffenden Chroniken; sie ist daher ein
Bedeutung. Wahrscheinlich ward sie ursprünglich in niedersächsischer ode
deutscher Sprache verfaßt. Das Original scheint aber durchaus verlor
sind Spuren davon nirgends entdeckt worden. Herausgegeben wurde dies
nach dem Tode des Verfassers zuerst von Dominicus Dräver aus Goslar,
furt 1557, dann wiederholt gedruckt Lübeck 1599, 1614, und Rinteln
Dr. Kruse, der in den schleswig-holsteinschen Provinzialberichten (1820,
auf dieses Werk aufmerksam machte und eine Probe mittheilte, hat die
„für unsere Zeiten lesbar gemacht" neu herausgegeben Altona 1827 un
in 2 Bänden.

Molleri Cimbria etc. I. s. v. — Waitz, schlesw.-holst. Geschichte.
1852, II, S. 106. — v. Wegele, Gesch. d. Deutschen Historiographie, S

Carst

Petersen: Johann Wilhelm P., Schriftsteller, 1758—181
wurde im J. 1758 (nicht 1760) zu Bergzabern als Sohn des Consistori
und Hofpredigers P. geboren. Er wurde am 9. November 1773 in die
akademie zu Stuttgart zum Studium der Rechte aufgenommen. Er
Karlsschüler und in den folgenden Jahren mit Schiller nah befreund
Freundschaft wurde erneuert, als Schiller 1793—1794 für ein halbe
wieder in Ludwigsburg und Stuttgart sich aufhielt. Am 15. Decembe
wurde P. aus der Akademie entlassen und als Unterbibliothekar an der
(später königl.) öffentlichen Bibliothek in Stuttgart angestellt; 1786 (nich
wurde er Bibliothekar und war daneben von 1789 bis zu der Anfang
erfolgten Aufhebung der Karlsschule Professor der Diplomatik und Her
derselben. Im August 1794 wurde er, wie es scheint wegen seiner frei
tischen Gesinnungen, des Amts entlassen, aber im November 1795 wie
gesetzt. Er starb zu Stuttgart am 26. December 1815. — P. war n
Schilderungen seiner Freunde ein guter, geselliger Kamerad, aber etwas
in seiner Lebensweise (vgl. Wagner, Gesch. der Hohen Carls-Schule 1
2, 408; Cotta's Brief an Schiller in ihrem Briefwechsel, S. 485). Vo
wird er als ein starker Trinker geschildert; Friedrich Haug, der Epigram
wohl sein intimster Freund, ist nicht müde geworden, ihn als Potator
grammen unsterblich zu machen. Mit Haug und dessen Geistesver
Friedrich Weisser hing P. auch litterarisch aufs engste zusammen. Er
sie völlig auf der Geistesstufe des Aufklärungszeitalters stehen geblieben
daher auch Mitarbeiter des in seinen ersten Zeiten von diesen beiden nam
geleiteten „Morgenblatts", ohne sich aber, soweit sich verfolgen läßt,
von diesem Blatte geführten Kriege gegen die Romantiker thätig zu beth

ine Schriftstellerei bezieht sich zumeist auf culturhistorische Gegenstände und
t oft von einer bedeutenden Belesenheit Zeugniß; leider hat er seine Kraft
zu einem größeren Werke zusammengefaßt, so daß sich über das Maß seiner
zen Combinations- und Darstellungsgabe kein genügendes Urtheil fällen
t. — Petersen's schriftstellerische Werke sind noch nirgends ganz vollständig
ammengestellt; ich thue es im Folgenden, soweit ich deren kenne.

A) Besonders erschienen: „Geschichte der deutschen National-Neigung zum
unke", 1782 (anonym); „Die Gedichte Ossians neuverteutschet", 1782 und
Aufl. 1808 (anonym, in prosaischer Form); „Litteratur der Staatslehre.
Versuch von Jo. Wilhelm Placidus." 1. (einz.) Abtheilung, Strasburg
98 (vielmehr Stuttgart, Metzler 1797? 1798?); „Einige Bemerkungen über
Königl. öffentliche Bücher-Sammlung in Stuttgart", 1811 (anonym).

B) In Zeitschriften: a) Im Wirtembergischen Repertorium, das P. mit
iller und Abel zusammen 1782/83 herausgab: „Auszug eines Schreibens,
r Einiges im Schwäbischen Nationalkarakter"; „Eine Entdeckung in der
schen Kunstgeschichte, das Alter der Glasmalerei betreffend"; „Leben Joh.
. Andreä's"; „Fragen, die Geschichte der Sitten, der Künste und Wissen-
ften in Teutschland betreffend"; wahrscheinlich auch: „Von der Gewohnheit
schiedener Völker, die wegen Gebrechlichkeit, Alter und andern Zufällen, un-
uchbare Personen zu tödten"; „Von den altteutschen Zweikämpfen zwischen
innern und Weibern"; „Neue Erläuterungen, die Geschichte der Rosenkreuzer
Goldmacher betreffend"; vielleicht endlich: „Etwas von Kaiser Max I.";
Miscellaneen zur Geschichte des teutschen Frauenzimmers"; „Ueber den echten
rakter der teutschen Aussprache". Jedenfalls ist P. der Hauptmitarbeiter
ser kurzlebigen Zeitschrift gewesen. — b) In Schiller's Anthologie hat P.
hrere Gedichte geliefert, die sich aber nicht mehr bestimmen lassen. — c) In
Schriften der Kurf. Teutschen Gesellschaft in Mannheim, Bd. 3 (1787):
Welches sind die Veränderungen und Epochen der teutschen Hauptsprache seit
rl d. Gr.?" — d) An Gräters Bragur soll P. (nach Meusel und Grad-
nn) Mitarbeiter gewesen sein; er ist daselbst in der Vorrede zu Band 3 als
eingetretener Mitarbeiter aufgeführt, seine Mitwirkung kann sich aber jeden-
lls nur auf Artikel von kleinem Umfang bezogen haben. — e) Im Frei-
thigen von 1805: „Fragmente, Schiller's Jugendjahre betreffend". —
Im Morgenblatt: Zahlreiche Artikel vermischten Inhalts und verschiedenen
itels, zu allermeist culturhistorische Anekdoten u. ä. Einzelheiten. Wichtiger
d die im Jg. 1807 derselben Zeitschrift erschienenen Erinnerungen an Schiller.
Dazu noch manche Recensionen. — Am bekanntesten und interessantesten
d jedenfalls die Mittheilungen über Schiller, da sie von einem dem Dichter
seiner Jugend sehr nahe gestandenen herrühren; ihr exakter Werth ist leider
cht ganz zweifellos. Das Umfangreichste, was P. hinterlassen hat, sind seine
ch seinem Tode von J. Fr. Cotta erworbenen, von dessen Enkel 1866 (mit
usnahme eines Manuscripts zu Schillers Jugendgeschichte) an die königl. öffent-
che Bibliothek zu Stuttgart geschenkten Collectaneen. Sie umfassen in vielen
scikeln Aufzeichnungen zur Culturgeschichte, besonders des deutschen Mittel-
ters, zur mittelalterlichen deutschen Litteratur, zur Geschichte der Politik, zur
schichte einzelner Wissenschaften, Württembergica und Miscellen. Diese Col-
ctaneen sind in keiner Weise zusammen verarbeitet, sie beweisen aber oft eine
deutende Findigkeit und sind nicht selten aus sehr entlegenen, schwer findbaren
uellen geschöpft.

Vgl. Meusel. — Haugs Gelehrtes Wirtemberg. — Gradmanns Gelehrtes
Schwaben. — Schiller, hist.-krit. Ausg., Bd. 1, S. 376 f. — Schiller,
Briefwechsel mit Cotta. — Wagner, Geschichte der Hohen Carls-Schule. —

Württembergische Vierteljahrshefte 6, 104 und 9, 14. — In den
über Schiller ist P. öfters genannt; s. jetzt insbesondere Weltrich's S
Hermann Fi

Petersen: Niclas Matthias P., geb. auf der Schleiinsel Arnis (
wig-Holstein) am 15. December 1798. Die Eltern wohnten als La
später im Dorfe Steinfeld, Kirchgemeinde Ulsnis in Angeln. Er besuc
Gymnasium in der Stadt Schleswig und studierte dann Philologie in K
Leipzig, wo er 1822 zum Dr. phil. promovirte. Seine erste Anstellun
er darauf als Adjunct an der Landesschule in Grimma und fungirte
als Cantor an der St. Augustuskirche daselbst. Er blieb an dieser Ansta
rückte an derselben auf zum Oberlehrer und Professor, bis er im Jahre
auf sein Ansuchen, mit Pension entlassen ward. Dann siedelte er nach
über, zuletzt nach Hamburg, wo er am 19. Mai 1881 gestorben ist. Als P
hat er im Grimmaer Programm von 1842 geschrieben: „Cosmogoniarum q
dam antiq. comparatio" und 1852: „Specimen comm. novi in Caesaris d
gallico et de bello civ. libros." Für den Schulgebrauch lieferte er eine „G
Uebersicht der Weltgeschichte". Er war zugleich musikalisch begabt und
musikalischen Litteratur einen nicht unwichtigen Beitrag verfaßt: „Verzeich
in der Bibliothek der Grimmaer Landesschule vorhandenen Musikalien a
16. und 17. Jahrhundert" im Programm 1861. In seiner spätern Dr
Mußezeit hat er sich auch als Dialect-Dichter bekannt gemacht. Es erschien
ihm: „Plattdütsche Fabeln, Vertellungen un Märken" in Angler Mundart,
Unter seinem mehr als 40jährigen Aufenthalt in Sachsen hat der Verfa
Liebe zu seiner Muttersprache sich noch immer bewahrt. Das Büchlein, 171
enthält 5 Fabeln in Reimen (zu 3 derselben ist der Stoff aus Reineke
entnommen), fünf Erzählungen in Prosa und 2 Märchen desgleichen
sorgfältig gearbeitetes Wortregister ist dem angefügt und hat für Sprach
Werth. 1870 hat er noch: „Populäre Astronomie. Gespräch zwischen
plattdeutsch sprechenden Bauer und seinem ihn hochdeutsch belehrenden P
herausgegeben. Wie das Vorwort besagt, war die Veranlassung zu dieser
der glückliche Versuch, einen Bauer, welcher die populäre Astronomie von
bezweifelte, von der Wahrheit dieser Wissenschaft zu überzeugen. —

Vgl. Grimmaer Programm 1849, S. 36; 1861 S. II. und 18
Alberti, Schriftstellerlex. II, S. 201. Carst

Petersen: Johann Wilhelm P., pietistischer Schriftsteller und
des 17. Jahrhunderts, wurde am 1. Juni 1649 zu Osnabrück geboren, wo
Vater als Vertreter der Stadt Lübeck der Friedensverhandlungen wegen g
war. Seine Mutter Magdalena Prätoria war eine „große Beterin".
seiner Taufe, erzählt P. in seiner Selbstbiographie (s. u.), habe der pä
Nuntius, der spätere Papst Alexander VII. ausgerufen: tu eris filius
In Lübeck wuchs der Knabe auf: früh zeigte sich seine Begabung in Ab
lateinischer Reden und Gedichte. Zwanzigjährig ging er nach Gießen; P.
korn (s. d.) und andere Verfechter streng lutherischer Rechtgläubigkeit waren
Lehrer. In Rostock, wohin er sich darauf begab, wurde er in absentia v
philosophischen Facultät zu Gießen zum Magister befördert. Ein Stipe
des Rathes zu Lübeck ermöglichte ihm Reisen. Seit 1673 Docent in der
sophischen Facultät zu Gießen, hielt er Vorlesungen u. a. über Hugo G
de jure naturae, schrieb einen Tractat Juppiter confutatus, „um den L
Lucian zu widerlegen," zugleich „hydram Atheismi, Papismi Idololatriam
„Praedeterminatismum Reformatorum".

Auf dem Wege ein eitler, disputir- und streitsüchtiger Orthodox zu werden,
rde er durch die Begegnung mit einem kirchlich, aber ebenso menschlich ge-
nten Theologen stutzig. Der Ruf Ph. J. Spener's hatte ihn bestimmt, nach
ankfurt zu reisen. Er fand bei Spener „ein gantz ander Leben und Wesen
s insgemein“. Der Unterschied ward ihm klar „zwischen einer äußerlichen,
chstäblichen Erkänntniß . . und der ἐπίγνωσις τῆς ἀληθείας ἢ κατ' εὐσέβειαν.“
urch Spener wurde er auch mit einer „adlichen Person“ bekannt, die vorher
einem Hofe Kammerfräulein gewesen. Sie ist später seine Frau geworden.
übergab ihr eine Disputation gegen die Calvinisten. Sie lobte jedoch nicht,
ndern antwortete: „ich hätte den Gott Petersen darinnen geehret; durch solche
ßerliche Gelährtigkeit, mit der man sich gemeiniglich brüstete, könne man nicht
u der göttlichen Einfalt der himmlischen Dinge gelangen“. Diese Rede „fiel
f in sein Herz“. An dem „Collegio Pietatis“, das Spener in seinem Hause
gestellt hatte, nahm er Theil, hörte ihn oft über Dinge reden, „von denen er
f Universitäten wenig gehört hatte“, „wovon nachgehends Spener in seinen
s desideriis gehandelt“. Die Schriften von J. Böhme (s. d.), J. Betke (s. d.
D. B. II, 576), F. Breckling, die er schon als Student in Händen gehabt,
rden damals für ihn eine erhöhte Bedeutung erlangt haben.

In Gießen fiel die Veränderung seines Wesens auf; man höhnte ihn „wegen
r Pietät“; er aber „fragte nichts danach“. Im J. 1676 begab er sich nach
beck: gegen die Geistlichen nimmt er dort Spener in Schutz. Den Gefahren,
ihm durch Händel mit den katholischen Domherren daselbst drohten, — ein
andat Leopolds I. verlangte von dem Lübecker Senat seine Auslieferung —
tging er durch die Berufung als Professor der Poesie nach Rostock. Sein Amt
t er mit der Rede „de christiano poeta“ an. Aber auch in Rostock verfolgten
n „die Lübeckischen Jesuiten“. Gern nahm er daher die Stelle als Prediger in
Aegidienkirche in Hannover an. Zwar schützte ihn hier der katholisch ge-
rdene Herzog Johann Friedrich vor seinen Feinden, allein bald gerieth er mit
n Amtsbrüdern in Streit, die seinen Verzicht auf Beichtgeld ihm nicht ver-
hen konnten. Dem Bischof Steno, aus Dänemark gebürtig, einem protestan-
chen Ueberläufer, gelang es „weder durch Dräuen noch Promessen“ ihn für die
holische Kirche zu gewinnen. Neunundzwanzigjährig wurde er Superintendent
d Hofprediger zu Eutin (1678) bei dem Herzog August Friedrich von Holstein,
zugleich Bischof von Lübeck war. Zehn Jahre blieb er hier in glücklichen
rhältnissen; über die Hofintriguen, von denen er berichtet, siegte er durch seine
tschaffene Natur: in seiner Weise suchte er den Menschen zu nützen und sie
n unreinen Worten und Thaten abzuhalten, grausamem Verdammungseifer
mer abhold. Die Geschichte, die er von dem Handwerksgesellen Peter Günther
ählt, den er retten wollte, dem jedoch seine Hinneigung zu Lehren der So-
ianer den Tod brachte, ist bezeichnend für ihn wie die Zeitgenossen. —

P. wäre unverheirathet geblieben, wie er erklärt, allein sein „lieber
ter“ mahnte zur Ehe. Eine „fürnehme Geschlechterin“ war ihm in Lübeck
geschlagen worden. Er aber dachte an das Fräulein v. Merlau: „entweder
oder keine.“ Auch Spener wurde veranlaßt, „sie zu überreden“. Ihr Vater
llte zwar die Tochter „nur einem von Adel“ geben, allein er fühlte sich, wie
an P. schrieb, durch eine Weigerung beängstigt. Charakteristisch für P. ist ein
richt, er habe Gott auf den Knieen gebeten, wenn die Heirath in seinem
llen läge, so möchte er den Vater ängstigen, daß er seinem Willen nicht
erstehen könnte. Als P. nun den Brief des Vaters gelesen, merkte er daran,
Gott ihn erhört hatte, „daß es die wäre, die er mir von Ewigkeit zu-
acht hätte“. 1680 wurde das fünf Jahre ältere Fräulein v. Merlau seine
ttin. Spener traute das Paar: den Rhein hinunter fuhren die Vermählten

nach Holland. Von einer Krankheit, die ihn in Emden überfiel, erholte sich P. bei den Eltern in Lübeck. Seine Ehe war eine glückliche. Auch die Frau erzählt in ihrer Selbstbiographie, sie habe einen lieben Ehegatten, „der ihr ungemeine Liebe und Treue erzeiget“. Nach zwei Jahren wurde ihnen der erste Sohn geboren. — Auch in seinem Amte war P. glücklich. Seine Predigten waren beliebt; ein „Spruchkatechismus“, gedruckt zu Frankfurt 1684, zeigt manches Eigenartige. Auf die Frage z. B.: „Auf wie mancherlei Weise können wir den Nächsten tödten?“ lautet die Antwort: „Mit der Hand, mit der Zunge, mit dem Gesicht und mit dem Herzen.“ Die Erläuterung geben Bibelsprüche.

Petersens Ansehen wuchs. Im J. 1686 ernannte ihn die Universität Rostock zum Doctor der Theologie; zwei Jahre darauf kam er als Superintendent nach Lüneburg. Diese Stelle, in der er mehr Zeit zu wissenschaftlichen Studien zu erlangen hoffte, erhielt er erst nach langen Streitigkeiten mit seinem Amtsvorgänger C. H. Sandhagen. Das Leben in Lüneburg war kein glückliches: er gerieth durch fremde Schuld und eigenes Handeln in Kampf und Streit. Die Stadtgeistlichen waren ihm feindlich wegen einiger Neuerungen — P. nahm auch hier kein Beichtgeld — und wegen seiner Ansichten vom tausendjährigen Reich, „da er mit den Juden und Wiedertäufern ein weltliches und wollüstiges Reich glaube“. Sie verklagten ihn 1689 bei dem Consistorium. Vier Jahre früher hatte P., nach seinem eigenen Bericht, zum ersten Mal die Offenbarung des Johannes gelesen. Seine Frau, die schon als achtzehnjähriges Mädchen die Zahl 168[illegible] am Himmel mit großen güldenen Ziffern gesehen haben will, hatte „auf gleichen Tag und in gleicher Stunde denselben Trieb empfunden“. Beide, so behauptet P., sind unabhängig von einander durch göttliche Erleuchtung zu denselben Gedanken über das tausendjährige Reich gekommen. Zum erbitterten Feinde hatte sich P. auch den „Syndikus“ gemacht. Als nämlich 1689 das Opernhaus in Kopenhagen abbrannte, viele Menschen theils verbrannten, theils erstickten, machte der Schrecken, daß die Hamburger ihre Opern einstellten. Die Lüneburger aber „ließen ärgerliche Comoedien spielen“. P. strafte auf der Kanzel die Lust an den „heidnischen spectacula“; er wußte nicht, daß auch „der Syndikus mit seiner Frauen“ ein fleißiger Theaterbesucher gewesen war. Dieser aber glaubte, P. habe die Predigt, um ihn zu beschimpfen, gehalten und wurde sein eifriger Verfolger.

Zunächst erreichten die Gegner nichts. Das fürstliche Consistorium verbot beiden Theilen weder für noch gegen den Chiliasmus zu predigen. Aber 1691 wurde P. mit der schwärmerischen R. J. v. Asseburg (s. A. D. B. I, 622) bekannt, die in ihren Visionen Offenbarungen zu erhalten glaubte. P. reiste zu ihr nach Magdeburg mit seiner Frau; ihre „Bezeugungen“, die er für göttlich hielt, bestätigten sein Lieblingsthema. Er nahm sie in sein Haus auf und veröffentlichte die „Species facti von dem adlichen Fräulein . . von der Asseburg“, wobei er die Frage behandelte, „ob Gott nach der Auffarth Christi nicht mehr heutiges Tages durch Göttliche Erscheinung den Menschen-Kindern sich offenbahren wolle, und sich dessen gantz begeben habe“. Vor das Consistorium gefordert, wurde P. im Januar 1692 abgesetzt: binnen vier Wochen sollte er mit seiner Familie Stadt und Land Lüneburg verlassen. Es war ein harter Winter, P. hatte kein Vermögen: er tröstete sich aber, „daß alle Dinge denen, die Gott anbeten, zum besten dienen“. Zunächst begab er sich nach Braunschweig, dann nach Wolfenbüttel. Hier erhielt er bald, wie er wörtlich berichtet, einen Brief von dem ihm früher ganz unbekannten Kammerpräsidenten zu Berlin von Knyphausen (s. d.) mit dem Inhalt, „daß er aus der Species facti die Göttlichkeit der Asseburgischen Bezeugungen erkennete“. P. sollte mit seiner Familie nach Magdeburg kommen und sich daselbst niederlassen, der Kurfürst Friedrich III. würde ihn beschützen.

e Pension von 700 Thalern wurde ihm gleich in Aussicht gestellt. In Berlin
rde dann P. mit Knyphausen persönlich bekannt. Vornehme Gönner, darunter
ch Eberhard v. Danckelmann (s. d.), ermöglichten ihm, sich ein kleines Landgut
Magdeburg in Nieder-Dodeleben zu kaufen. Seine „Eheliebste" war mit ihm
sonders thätig, „daß der durch die Pachtleute verwilderte Acker wieder in Stand
me". Seine Meinungen vertrat er nun erst recht mit Feuereifer. Die Lehre
m tausendjährigen Reich fand zwar viel Beifall, besonders in Holland und
gland, aber auch „viele Wiedersprache". Sein „lateinisches erstes Scriptum
der den Prof. Meier in Helmstedt" widmete er der Baroneß v. Gersdorf. Es
die Großmutter Zinzendorfs, des Stifters der Brüdergemeinde (A. D. B. IX, 55).
ter seinen Feinden, die P. „von Jahr zu Jahr widerleget", sind besonders zu
nnen: Calixtus in Helmstedt; der einflußreiche Vertreter der lutherischen
rthodoxen Joh. Friedr. Mayer in Hamburg (s. d.); der als friedfertig geltende
Fecht (s. d.) in Rostock, den P. den Rostockischen Ketzermacher nennt und
gen den er lateinisch schrieb: „Rana coaxans in furiosissimo haeretifice Johanne
echtio ..."; endlich Erdmann Neumeister (s. d.), der auch als Liederdichter
kannte rechtgläubige Theologe, dem P. die Schrift entgegenhielt: „Zaum und
ebiß dem unseeligen Lästerer Erdmann Neumeistern ins Maul geleget." Als
ayer in Hamburg eine Religionsformel (1690) vertheidigte, die alle Geistlichen
terschreiben sollten, und die den Chiliasmus, „er sey subtilis oder crassus",
rwarf, verweigerten drei pietistisch gesinnte Geistliche in Hamburg die Unter-
hrift: Spener, der gegen Mayer schrieb, erklärte sich entschieden gegen die Formel,
nd wie P. erzählt, rieth Spener, man sollte mit P. ein öffentliches Collegium
lten, auf daß man erfahren könnte, ob diese Meinung in der heiligen Schrift
rund hätte oder nicht. 1695 erschien von P. zu Magdeburg seine „Bezeugung
r der gantzen Evangelischen Kirche", daß seine Lehre nichts gemein habe mit
n „Irrthümern des Cerinthi noch mit den Jüdischen Fabeln". Als die
heologen Wittenbergs in ihrer „christlutherischen Vorstellung in deutlichen und
ufrichtigen Sätzen" Spener angriffen und ihr Lutherthum, nach Karl Hase's
usdruck, altersschwach vertheidigten, erschien Petersen's „Freudiges Zujauchtzen
r erwehlten Fremdlinge hin und her über den Sieg D. Speners wieder die
heologen zu Wittenberg." Berlin 1695 bey Hr. Rüdigern.

Trotzdem daß manche Regierung „die Ketzereien" Petersen's keineswegs ver-
mmte, wagte doch keine, den begabten Mann wieder in ein Amt zu setzen.
r hat sein noch übriges Leben mit eifrigen Studien und mit Abfassung seiner
hr zahlreichen Schriften hingebracht — im J. 1717 zählt er selbst schon weit
er 100 Schriften auf. Ueber Verleumdungen und niedrige Nachreden tröstete
n wie seine Frau die treue Anhänglichkeit der Gönner in allen Kreisen. Häufig
achte er Reisen, meist im Dienste des Pietismus, auch nach Süddeutschland. Auf
nem Ausflug nach Nürnberg und Altdorf wurde er von den Professoren gut
fgenommen, besonders auch von dem „berühmten" Omeis; dieser Polyhistor
itete von 1697 an den von Harsdörfer gestifteten Blumenorden an der Pegnitz
. D. B. XXIV, 347). Sie nahmen P. wie seine Frau „in die Blumen-
sellschaft oder Pegnitz-Schäfer auf, da ich den Namen Petrophilus und meine
ebste den Namen Phoebe bekommen hat". Im J. 1718 besiegte er mit A. H.
rancke den Jesuiten Schmeltzer in mehreren Religionsgesprächen, und es gelang
nen, den Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz zum lutherischen Glauben
rückzuführen. Sein Gut bei Magdeburg hatte P. wegen mancher mißlichen
erhältnisse verkauft; er zog sich nach Thymern bei Zerbst zurück, wo er die
ten Jahre seines Lebens zubrachte. Er starb am 31. Januar 1727. Nur
ei Jahre hatte er seine Frau überlebt.

Diese hat in ihrer Selbstbiographie (s. u.) kürzer als der Gemahl
ihre Schicksale berichtet. Eine ernste, kräftige Natur, die gegen Verflachung
Rohheit der Zeit sich auflehnte, wurde sie durch harte Erfahrungen zur
senkung in ihr Inneres getrieben, zu übertriebener Weltverachtung: endlich
sie eine überzeugte und entschiedene Anhängerin der „Pietät". Nicht mit Un
schließt Gustav Freytag aus ihrer Biographie, daß sie nicht frei von Eh
und nicht ohne einen Beisatz von herber Strenge war.

Von zarter Kindheit an, so erzählt sie selbst, habe sie den Geist G
empfunden, aber ihm aus Unwissenheit oft widerstrebt, in ihrem Adel
Hindernisse bereitet, bis der Verstand herbeikommen, „da das heilsame
seine kräfftige Ueberzeugung in mir gewürcket". Johanna Eleonore v. M
wurde am 25. April 1644 geb. zu Frankfurt a. M. Die geliebte Mutter
als sie ins neunte Jahr ging. Der Vater begegnete ihr hart, strafte oft
schuldig, „darüber ich solche knechtische Furcht bekam, daß ich zusammen
wo ich nur eine Stimme hörte, so der meines Vaters ähnlich war". Zw
jährig verließ sie schon das Elternhaus; als „Hoffjungfer" that sie in gräfl
Häusern Dienste. Zuletzt kam sie zu der Herzogin von Holstein, einer gebor
Landgräfin von Hessen. Sie erzählt, daß sie an den Eitelkeiten der
Gefallen hatte, als geschickte Tänzerin vor Allen den Preis gewann: ein
glückliches Liebesverhältniß mit einem Officier brachte sie zu tieferem Nachsin
Sie bemerkte, daß „unter Edelleuten großer Mißbrauch wäre, so dem Chri
thum gantz und gar zuwider". Ihre Gedanken „wendete sie vom Heyra
gantz ab". Ein Geistlicher in höherem Amte bewarb sich um sie, sie übe
dem Vater die Entscheidung. Das Nein desselben „nahm jener Geistliche
und gab sich zufrieden." Indes hatte sie am Hofe als Braut gegolten:
hatte ich wieder eine neue Schmach in meinem hertzen."

Wie in dem Leben ihres Mannes, wurde auch in dem ihrigen Spener
hervorragendem Einfluß. Denn auf einer Reise, die sie mit ihrer Herrs
nach Ems machte, wurde sie mit dem „Gottesmann" bekannt. Spener is
von dem sie erzählt, daß er so große Einsicht hatte und bis auf den G
ihres Herzens sehen konnte. Der „Abscheu vor der Welt" wurde immer gr
in ihr. „Ach, dachte ich offt, daß ich doch eines Vieh-Hirten Tochter wäre
es wäre kein Auffsehen auf mich." Fest entschlossen begehrte sie endlich ihre
lassung von der ihr lieben Herzogin. Zwar blieb sie noch drei Jahre, aber
vergängliche Lust hatte sie von sich abgelehnt". Der Vater begehrte sie
dem Tode der Stiefmutter. Da er jedoch Hofmeister bei der Fürstin
Philippseck wurde, bekam sie Freiheit, sich bei einer vornehmen, „gottseli
Wittwe „in die Kost zu begeben". So lebte sie sechs Jahre, da bewarb
wie oben erzählt, P. um sie, „der mich etliche Jahre zuvor in Fran
gesehen".

Die himmlischen Erleuchtungen und „Bezeugungen" kamen beiden Eheg
unabhängig von einander. Noch im ledigen Stand, erklärt sie, seien ihr meh
Geheimnisse aufgeschlossen; besonders berichtet sie über einen Traum im J. 1
die Bekehrung der Juden und Heiden betreffend. Sie konnte es von ihrer fr
Jugend an nicht fassen, „wie Gott, der die wesentliche Liebe ist, so viel in
unaufhörliche Verdammniß verdammen sollte".

Was aber ist der Kern der Lehren Petersen's? Das tausendjährige R
steht nach ihm noch bevor: in nicht zu ferner Zeit wird Christus erschei
dann erfolgt die erste Auferstehung der Todten. Weiter aber kam P.
Erkenntniß der „Wiederbringung aller Dinge". Vorher, sagt er, hatte er
meint, daß die, so in den feurigen Pfuhl kämen, gar keine Erlösung daraus
gewarten hätten. Nun lehrte er, daß alle Dinge wieder in den Stand komm

welchem sie vor der Entstehung des Bösen waren. Das ganze Menschen-
schlecht wird zur Seligkeit gelangen, eine Buße der Verdammten und eine
slösung von der Höllenstrafe sei zu erwarten. In seiner Schrift „Mysterium
pocatastaseos oder das Geheimnis der Wiederbringung aller Dinge" ist er in
r Vorrede des 3. Bandes überzeugt, „daß diese Wahrheit so wenig als die
onne, wann sie auffgehet in ihrer Macht, kann außgeblasen noch untergedrucket
rden". Gegen seine Gegner, die „Ketzermacher", hebt er hervor (S. 39 ib.),
habe längst nebst dem Herrn Dr. Spener selig bewiesen, daß die Lehre von
m Apocalyptischen gesegneten tausendjährigen Reich in dem 17. Artikel der
ugsburgischen Confession nicht verdammt sei, „weil ich weder ein Cerinthisches
och Müntzerisches Reich glaube".

Unter dem Drucke der Zeit, sagt Herder, unter der Streitsucht der Mäch-
gen wie der Gelehrten sah man das tausendjährige Reich nahen. Man
ünschte und berechnete seine Ankunft. P., ein heller Kopf bei einem sanften
erzen, so urtheilt er ferner, wurde durch seine Verfolger dahingebracht, daß er
ner Hoffnung, die ihm sonst angenehme Hypothese geblieben wäre, zu viel Raum
ab und sie sich zu nahe einbildete; ihre Zeit aber bestimmte er nie.

Ob an P. übrigens diese schon öfters vor ihm angedeuteten Lehren durch
eberlieferung gekommen sind, oder von ihm, wie er behauptet, selbstthätig entdeckt
nd, das ist nicht zu entscheiden.

P. war ein Mann von Gemüth, Phantasie und von dichterischer Begabung.
egenüber den starren Buchstäblern war er gleich Arnold, Spener und Anderen
on der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Kirche eine Erneuerung nöthig
abe, daß das Christenthum eine Religion des Herzens und der That wieder
erden müsse. Er gehört zu den Vertretern des älteren Pietismus, welche in
ehnsucht nach einem lebendigen Glauben, in der tapferen Behauptung der
genen sittlichen und religiösen Persönlichkeit, in ihrer Weise einer freieren
eit vorgearbeitet haben. Weniger besonnen, weltgewandt und maßvoll als
pener, auch weniger frei von Eitelkeit, war er ihm doch gleich an Rechtlichkeit
nd Gutherzigkeit. Er hatte wirklich eine „liebreiche Complexion", wie er treu-
rzig von sich selbst sagt. Wenn er gegen seine Gegner zuweilen derbe Aus-
rücke gebraucht, so muß man an die grobe Sprache der theologischen Klopf-
chter denken, an die Gereiztheit des böslich Verleumdeten und Verfolgten.
pener bezeugte noch kurz vor seinem 1705 erfolgten Tode von P., daß er ihn
r einen aufrichtigen und frommen Mann halte, ob er auch „manches anders
n ihm geschehen gewünscht, auch mit einigen Dingen zurückzuhalten geraten
abe". Gewiß, Selbsttäuschung, Wundersucht und Einbildung, daß die Vor-
hung mit besonderer Vorliebe für den Liebling in jedes Ereigniß des Lebens
ngreife, sind auch bei ihm zu finden; „viel Wortgeklingel frommer Redensarten"
ch bei ihm, was K. Hase von der ganzen Richtung äußert. Aber in seinen
edanken wie in seinen Handlungen sind der menschenfreundliche Sinn und ein
fes Verständniß für das Wesentliche aller religiösen Empfindung nicht zu ver-
nnen. Hat nicht Leibnitz, haben nicht Lessing und Herder sich mit Recht der
Enthusiasten" angenommen? Von den Gebrechen und sogar den Lastern des
äteren Pietismus ist P. frei zu sprechen. Wir stehen auf seiner Seite, wenn
den Verfolgungseifer der hochmüthigen Gegner geißelt, welche, statt ihn geistig
bekämpfen, mit weltlicher Gewalt ihn mundtodt machen wollten. In der
enannten Schrift, Bd. 3, § 46, spricht er von dem pharisäischen Geiste der
etzermacher, die mit kurzer Hand abfertigen und aus den Grenzen verweisen:
nter dem Papstthum selbst könnte man keine geschickteren Werkzeuge antreffen.

Wenn Friedrich III., getreu der Ueberlieferung seines Hauses, Duldung übte

gegen den als Ketzer Verfolgten, so handelte er nach dem Grundsatz, w
später sein großer Enkel im „Anti Macchiavell“ Ausdruck gab: „lais
chacun la liberté de conscience; être toujours roi et ne jamais faire le pr
Mit demselben Rechte aber, mit dem Friedrich III. P. schützte, trat der
Friedrich gegen die Ausartungen und die Streitsucht des zur Herrschaft gel
späteren Pietismus auf, gegen die „Hallischen Pfaffen“.

Das Verdienst Brandenburgs erkennt der unbestochene Herder, wenn e
jener Zeit redend und auf P., Francke, Arnold, Dippel hinweisend, ä
Brandenburg habe sich seit der Reformation in Ansehung der Religionen
weise als gerecht betragen. „Diesem Geist der Duldung“, fährt er fort, „st
damals, wie immer, der bessere Theil der Menschen wenigstens insgeheim
des alten Wustes im Dogmatisiren und Verfolgen war man müde. Au
sie unvorsichtig irre ging, nahm man an der Tendenz zum Neuen, zum F
zum Verständlichen, zum Bessern in den Ländern Brandenburgs Antheil.“

Herder urtheilte auch über Petersen's Dichtungen sehr günstig, nicht n
Lessing. Außer lateinischen Hymnen, welche in deutschen Uebersetzungen a
Gesangbücher übergingen, verfaßte P. eine „Uranias, de operibus Dei magni
(1720), angeregt durch Leibniz, den er in Berlin persönlich kennen gelernt
Ein Art poetischer Theodicee und zugleich Messiade, besingt dieses Epo
Werke Gottes von Beginn der Welt bis zur Apokatastasis. In der V
bekennt P. selbst, wie viel er dem Rathe und der Anregung magni illus
illustrium eruditorum facile principis zu danken habe. Noch Haller geden
einer Recension der christlichen Epopoe Petersen's und der sorgsamen
Leibnizens. „Voll trefflicher Stellen“, äußert Lessing, „ist Petersens Ura
und was kann man mehr zu ihrem Lobe sagen, als daß Leibniz sie zu
bessern würdigte?“ Petersen's lateinische Gedichte übrigens hatten — wie J
mittheilt — Benzky in Halberstadt und Küster in Berlin unter dem
Carmina Peterseniana herausgeben wollen, allein das Vorhaben ist
ausgeführt.

Deutsch erschienen von P.: „Der Stimmen aus Zion Erster und
Theil: Zum Lobe des Allmächtigen, im Geist gesungen, und nunmehro
andernmal herausgegeben“ 1698 o. O. (Die erste Ausgabe nach Goedeke 1
Ferner „Neue Stimmen aus Zion“ 1701 o. O. Diese prosaischen Lieder
Lessing sie nennt, sind freie Dichtungen, nicht etwa Bearbeitungen: ein
Theil enthält 100 Psalmen, im Ganzen 300. Ueber jedem eine Ueberſ
eine allgemeine Melodie ist dem ersten Psalm beigefügt, „nach der alle an
wie auch die Psalmen Davids, können gesungen werden“ (Vorrede Petersen

Eigene Erfahrungen und Empfindungen spricht er in einer schlichten,
kräftige Bilder belebten Sprache aus, tapfer für seine gottseligen Brüder
tretend. So beginnt gleich der 48. Psalm, mit der Ueberschrift gege
Doegiter, die so frech und stolz sich gegen die Kinder Gottes auflehnen:
trotzest du, o Tyrann, und verlässest dich auff deinen Arm? Was schnaub
gegen die Stillen im Lande?“

Manche seiner Stimmen aus Zion lassen sich, so schreibt Herder,
Idyllen lesen; „liebliche Bilder voll reiner Empfindung und hoher Wahr
In Herders „Christlichen Hymnen und Liedern“ (Sch. z. Litt. u. K. 4, 141 f.)
sich ein Gedicht: „Die Gemeine des Herrn. Nach Petersen.“ In der Tha
Herder ein Lied desselben mit nicht wesentlichen Aenderungen und Kürzungen b
aus Petersen's „CCC Stimmen aus Zion . . . nach gewöhnlichen Melodey
förmliche Lieder übersetzet“ 1721 o. O. Die oben genannten 300 Psalm
ungebundener Sprache hat P. in Verse gebracht: wie der Inhalt sind die U
schriften ganz dieselben wie in dem oben genannten Werke. Herder hat

hier nur kurz bemerken kann, das 13. Lied Petersen's mit der Ueberschrift „die wunderbare Gemeinschafft der oberen Kirche mit der Kirche auf Erden" u. s. w., S. 41—44, vor Augen gehabt.

Diese „förmlichen Lieder" verdienen mehr Beachtung, als ihnen bisher in der Litteraturgeschichte zu Theil geworden ist. Neben trefflichen Stellen fehlt es freilich bisweilen auch ihnen nicht, wie den pietistischen Liedern überhaupt, an Geschmacklosigkeit; man lese z. B. Psalm 96 des 3. Theiles, entsprechend dem Jesaischen Psalm 96 des 3. Theiles S. 217. Allein außer Herder hat noch ein großer Kenner P. vor unverdienter Geringschätzung geschützt. Lessing, der ganze Stellen aus Psalm 43 und 82 der Beachtung seiner Leser empfiehlt, vergleicht Petersen's Dichtung mit Wieland's „Empfindungen des Christen" und nimmt: „Wieland ist reich an Blümchen, an poetischem Geschwätze, Petersen an starken Gedanken, an großen Gesinnungen, ohne Zwang, ohne Schwulst. Beide haben die Sprache der h. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß sie Petersen in ihrer edeln Einfalt gelassen, Wieland aber durch affectirte Tiefsinnigkeiten . . verunstaltet hat. Und gleichwohl sind Petersen's Stimmen gar bald verachtet und vergessen worden. Denn Petersen war ein Schwärmer!"

„Das Leben Jo. Wilhelmi Petersen . . 1717 o. O. auf Kosten guter Freunde." Verzeichnis seiner Schriften S. 368—394. — „Leben Frauen Joh. Eleonora Petersen 1718 o. O. auf Kosten guter Freunde" (68 S.). II. Auflage 1719 (ich habe die erste benutzt). — Jöcher, Allg. Gelehrtenlex. 1751, III, 1421—1423. — Ersch und Gruber (von Döring), III, 19. Theil. — Herzogs Real-Encykl., 11. Bd. (1883), S. 499 f. — Koch, Gesch. d. Kirchenlieds, I, 6. Bd. (1869), S. 121 f. — Kürschner, Dr. J. W. Petersen, Eutin 1862, Progr. — K. Hase, Kirchengesch., 1877, 10. Aufl., S. 506 f. — A. Ritschl, Gesch. d. Pietismus, I, 407; II, 1, (1884) S. 225 f. — Hirzel, Hallers Gedichte, 1882, S. 308. — Gustav Freytag, Bilder a. d. d. Verg., IV (1879), S. 27 f. — Herders Adrastea, Werke, herausgegeben von Suphan 23, 458 und 491 f. — Lessing's Werke (Hempel) IX, 51 f. — Die Bibliothek des Joachimsthalschen Gymnasiums bei Berlin enthält, wie mir Dr. Bolte mittheilt, Petersiana in 2 Bänden, die Küster gesammelt hat. —

Daniel Jacoby.

Petkum: Edzard Adolf v. P., aus Ostfriesland gebürtig, war eines der verhaßtesten Werkzeuge der Regierung Karl Leopold's (s. A. D. B. XV, 308) in Mecklenburg, wahrscheinlich sogar der Anstifter und Urheber, wenn auch nicht der einzelnen Gewaltthaten, doch der ganzen Richtung. Ist auch das böse Andenken, welches ihm der nach Selbstherrlichkeit ringende, gegen den Herzog durchaus aufsässige Adel bewahrte, in keiner Weise frei von Selbstsucht und Parteihaß, so scheint sich auch in Petkum's Auftreten bei Entlassung des früheren Kammerpräsidenten Dietrich Joachim v. Plessen und dessen Ersetzung durch den in mißrathenen Finanzprojecten berühmt gewordenen Kammerdirector Luben v. Wulfen 1715, wie in dem Reversverlangen vom Adel, nach dem Zuge des Czaren Peter durch Mecklenburg, daß er am Auftreten des offen sich auflehnenden nach Ratzeburg geflohenen „Engeren Ausschusses der Ritterschaft" nicht theilhabe, noch theilnehmen wolle, ein besonderes Wohlgefallen an den herzoglichen Maßregeln hervorzutreten. Durch die ostfriesische Gemahlin Adolf Friedrichs war ein gewisser Zug von Ostfriesen nach Mecklenburg hin schon früher eingeleitet. Aus friesischen und dänischen Diensten war v. P. 1699 als Bevollmächtigter des Herzogs Adolf Friedrich in die kaiserliche Commission eingetreten, welche die ärgerlichen Händel um die Beerbung des Herzogthums Güstrow schlichten sollte, und brachte den Herzog dahin, den Hamburger Vergleich vom 8. März 1701,

der das Herzogthum Mecklenburg-Strelitz schuf, anzunehmen. Es wird beha
er habe das auf Bestechung durch Friedrich Wilhelm von Schwerin gethan
wohl er des Kaisers günstigere Entscheidung schon kannte. 1704 von
Friedrich in Ungnade entlassen, wurde er von Karl Leopold, der mit seinem ä
Bruder, dem seit 1692 regierenden Herzog Friedrich Wilhelm, ebenfall
Hader lag, in Dienst genommen. Aber auch der letztere ernannte ihn scho
8. April 1706 zu seinem Geheimen Rath. Da trotzdem v. P. stets im
trauen und in der Gunst Karl Leopold's blieb, wird ihm grade der für
günstige Apanage-Vertrag, der „fürstbrüderliche Unionsvergleich“ vom 31
nuar 1707 zu danken gewesen sein. Als Karl Leopold nach dem kinde
Tode seines Bruders am 31. Juli 1713 zur Regierung kam, blieb P.
Hauptrathgeber und schürte den schon unter der vorigen Regierung erwac
Haß gegen den ritterschaftlichen Adel und die Stadt Rostock um so mehr
der Herzog in ihnen den Hemmschuh für die Erweiterung seiner Einkünft
kannte, deren er zur Einführung der geplanten stehenden Militärmacht dri
bedurfte. Am 3. Mai 1715 wurde v. P. erster Minister und rieth m
den rücksichtslosesten Gewaltmaßregeln. Als der Herzog endlich vor der kaiser
Execution 1719 das Land verließ, sandte er P. von Berlin aus an
General v. Bülow nach Güstrow zu weiteren Maßregeln. Da letzterer abe
der kaiserlichen Commission gefügt hatte, ging auch P. an deren Sitz nach R
von dort aber nach Schloßfeld und seinen angeblichen Gütern in Ostfriesland.
er von dort zu seiner Familie, die in Rostock geblieben war, zurückkehrte,
er daselbst am 2. Mai 1721.

Boll, Gesch. Mecklenburgs, II, 201 ff. — Lisch, Jahrb. 13, S. 207 f.,

Krau

Petra: Hermann de P. (van den Steen), Karthäuser, geboren u
Mitte des 14. Jahrhunderts zu Santdorp in Flandern, † am 23. April
zu Brügge. Er war 29 Jahre der geistliche Leiter der Karthäuserinne
St. Anna bei Brügge. Gedruckt sind von ihm in einem Foliobande „Serm
quinquaginta in orationem dominicam“ (Aldenardae 1480, Lovanii 1
nicht gedruckt Sermones de tempore und de sanctis, De regimine mona
liber, Tractatus de immaculata conceptione B. M. V.

Paquot, Mémoires II, 604. Reus

Petrasch: Josef Freiherr v. P., philolog.-histor.-litterar. Schrift
und Dichter, geboren zu Brod in Slavonien am 19. October 1714 als
des dortigen Commandanten General Max Freiherr v. P., zeigte schon i
Jugend bedeutende Anlagen und erhielt in Folge dessen und der günstigen
mögensumstände seiner Eltern eine sehr sorgfältige Erziehung und Unterri
der lateinischen Sprache, in modernen Sprachen und in andern Wissenschaften
kam hierauf mit seinen Eltern nach Olmütz, studirte bei den dortigen Je
Philosophie, wurde zum Doctor ernannt, wandte sich sodann der Rechtsg
samkeit zu und setzte die Studien darin auf der Universität zu Löwen fort.
Vollendung derselben machte er Reisen durch die hervorragendsten L
Europa's. Im J. 1733 trat er in das Heer ein und machte einige Fel
am Rhein als Adjutant des Prinzen Eugen von Savoyen mit. Als der
zu Ende war, setzte er seine Studien fort, besuchte einige Universitäten De
lands, mußte aber, nachdem sein Vater und später seine Mutter gestorben w
nach Olmütz zurückkehren. Später vermählte er sich mit Antonie v. Hetter
in Würzburg. Seine weitere Beschäftigung war ausschließlich wissenschaft
Thätigkeit gewidmet, er erlernte die griechische Sprache und bereiste auch Gri
land über Italien zurückkehrend, wo ihn die gelehrten Gesellschaften zu Fl
und Cortona zu ihrem Mitgliede ernannten. Im J. 1747 gründete P

Olmütz eine Gelehrtengesellschaft unter dem Namen: „Die Unbekannten". Die Mitglieder derselben verfaßten Abhandlungen, von denen alle Monate ein Stück unter dem Titel: „Monatliche Auszüge alter und neuer gelehrter Sachen" (Olmütz, Frankfurt und Leipzig 1747—48) erschien. Die meisten Abhandlungen in dieser Zeitschrift, der sich namhafte Gelehrte des In- und Auslandes anschlossen, sind von P. selbst in der Form von Recensionen verfaßt und betreffen die verschiedensten Gegenstände. Die Gesellschaft wie die Zeitschrift bestanden übrigens nicht lange, dem Neide, der Mißgunst und den Umtrieben erliegend, und P. zog sich sodann auf sein Gut Neuschloß in Mähren zurück. Er wurde noch von den gelehrten Gesellschaften zu Kempten, Altorf und Augsburg zum Mitgliede, von der letzteren 1758 zum Präsidenten ernannt. Auch den Entwurf einer in Wien zu gründenden Akademie der Wissenschaften, hatte P. der Aufforderung des Ministers Friedr. Wilh. Graf v. Haugwitz folgend im J. 1750 ausgearbeitet. Allerdings stellten sich der Gründung dieser Akademie Hindernisse entgegen und man nahm davon Abstand. P. starb am 15. Mai 1772 zu Neuschloß, noch in den letzten Lebensjahren mit einer Reihe gelehrter Männer im regen Briefwechsel stehend.

Die litterarische Thätigkeit Petrasch's zerfällt in eine streng gelehrte und in eine poetische. Was die erstere Richtung betrifft, so hatte er verschiedene historische und andere Aufsätze und Arbeiten, außer in den eben erwähnten „Monatlichen Auszügen", auch in andern deutschen sowie in italienischen Journalen veröffentlicht. Die wenigsten erschienen unter seinem Namen, er wählte gewöhnlich das Pseudonym Petrus Cinerus (Peter Asch). Im J. 1742 gab er 20 Abhandlungen unter dem Titel: „Petri Cineri Dissertationes litterariae varia hebdomade publicatae." Florent. 1742 heraus. Auch hatte er eine bibliographische Arbeit, eine „Bibliotheca bohemica" verfaßt, welcher die Censurbewilligung versagt wurde, da auch die Titel von Schriften gegen die Religion und den Staat darin verzeichnet waren, ein merkwürdiges Zeichen von lächerlicher Engherzigkeit der Censurbehörde. Die poetischen Werke haben allerdings einen geringen ästhetischen Werth, sind aber immerhin für das beginnende Geistesleben Oesterreichs bezeichnend und daher von litterarhistorischem Interesse. Zuerst erschienen: „Des Freyherrn Joseph von P. sämmtliche Lustspiele, herausg. von der deutschen Gesellschaft zu Altdorf". Nürnberg 1765, darauf folgten: „Dreissig Schauspiele zur Besserung der deutschen Schaubühne. M. e. Vorrede v. G. A. Will" 3 Bde. 1765 (!) Aus diesen Lustspielen seien etwa genannt: „Tiefsinn oder das Geheimnißvolle" — „Das Eiland der Bucklichten" — „Der Dichter" — „Der lächerliche Erforscher" — „Die altvätterische Erziehung" — „Der Redliche" — „Der Hof der Schauspieler" — „Der Ungefällige". — Die Stücke wurden auf den Bühnen zu Wien, Preßburg, Prag, Olmütz und Brünn mit Beifall zur Aufführung gebracht, einen besondren poetischen Werth haben sie, wie erwähnt nicht, und bewegen sich auf dem Gebiete der Stücke Gottscheds und seiner Zeitgenossen. Dasselbe gilt von Petrasch's „Sammlung verschiedener deutscher Gedichte eines Sclavoniers" 1767 und 1768. Aus dem ungedruckten Nachlasse Petrasch's seien noch ein Gedicht „Die Träume", ein Roman „Arbaces" 2 Theile für die Jugend, sowie die Uebersetzung des Werkes Paprocky's über den mährischen Adel in die lateinische Sprache angeführt.

F. M. Pelzel, Abbildungen böhm. und mähr. Gelehrten und Künstler nebst kurz. Nachricht v. ihr. Leben. III. Thl. Prog. 1777. — F. Prochaska, De saecularibus liberalium artium in Bohemia et Moravia fatis commentarius. Pragae 1787. Pag. 405 f. — Dr. L. Hirzel, Joseph v. P. im Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen u. Lit. v. Herrig. XXI. Jahrg. 1866. 39. Bd. S. 353 ff. — Wurzbach, biogr. Lex. Bd. XX. A. Schlossar.

Peträus: M. Nicolaus P., † 5. Januar 1641 als Superintendent des Fürstenthums, damals noch Bisthums Ratzeburg, hieß eigentlich Petersen, war 1569 in Husum geboren, schon als Knabe seit 1578 in Magdeburg, Walkenried (wo doch keine Schule war), Ilfeld und Braunschweig gewesen und besuchte dann Rostock, Helmstädt, Leipzig und Jena, wo er 1591 Magister wurde; ging auch nach Erfurt. Das scheint nicht völlig mit einem Zeugniß zu stimmen, welches ihm am 11. November 1597 die theologische Facultät zu Rostock ausstellte und worauf hin er am 6. December 1597 als Superintendent vom Domcapitel in Ratzeburg berufen wurde. Danach hatte er länger als 8 Jahre, also seit 1589 in Rostock gelebt; Wandel, Kenntnisse und das Studium der Form der Theologie „wie sie die Kirche als recht aufstellt", werden ausnehmend gelobt und er für würdig erachtet, „den ausgezeichnetsten Platz in der Kirche einzunehmen"; er gehörte also der starren Orthodoxie der mecklenburgischen Kirche an. Ostern 1598 trat er sein Amt an, nachdem Lucas Bacmeister ihn ordinirt hatte; 1600 ernannte ihn die Rostocker Facultät zum Doctor der Theologie. Die Zeit seiner Superintendentur war eine der wüstesten im Bisthum. Die letzte Zeit des Herzogs Karl von Mecklenburg als Administrator und Augusts von Braunschweig-Lüneburg erkaufte Stellung als Coadjutor, darauf der Streit um die Administration zwischen August und Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg zerrütteten das ganze Ländchen, über welches nachher die Geißel des 30jährigen Krieges von beiden kämpfenden Seiten hereinbrach. P. hat dabei sein geistliches Amt mit Nachdruck und Würde aufrecht erhalten. Er fand die kirchlichen Zustände durch seinen Vorgänger, den bekannten Streittheologen Konrad Schlüsselburg aufs Höchste zerrüttet vor und überließ sie als geordnete seinem Nachfolger Mithobius (A. D. B. XXII, 12), seinem Wirken hatte er die mecklenburgische Kirchenordnung zu Grunde zu legen, eine von ihm entworfene ratzeburgische hat die Bestätigung nicht erhalten. Dagegen wurden die der Kirchenvisitation von 1699 von ihm angehängten „Generalia oder gemeine Dekrete" bestätigt und erhielten so Gesetzeskraft; ähnliche schlossen sich auch an die späteren Visitationen; sie enthalten zumeist polizeiliche, z. Th. harte Bestimmungen, deren Aufrechterhaltung den Pastoren und Küstern aufgetragen wurde. Die während der Predigt auf dem Kirchhof stehen und Geschwätz treiben, oder vor geendigter Predigt aus der Kirche laufen, sollen einige Stunden ans Halseisen geschlossen und außerdem in Geldstrafe genommen werden. Von Zaubern, Wicken, Böten und Krystallsehen wird viel verboten; der Superintendent glaubte also auch daran. Als der Administrator August am 24. Juni 1622 ein „Consistorium oder Geistliches Gericht" anordnete, wurde P. um Beisitzer ernannt. Mit seiner Ehefrau Katharina Wienken legirte er am 8. Juli 1640 ein Capital von 1500 M. Lüb. zum Besten der Kirche und der Kirchendiener, im Dom erhielt er ein Denkmal. Von seiner Hand hat sich die Abschrift einer nicht unwichtigen chronicalischen Quelle, der (bis 1574 fortgesetzten) „Lista episcoporum eccl. Raceburgensis et eorum facta" in der Propsteiregistratur zu Ratzeburg erhalten. Mit der Rostocker Familie Petreius hängt er nicht zusammen.

G. M. C. Masch, Gesch. d. Bisth. Ratzeburg. S. VII, 20. 569 ff. 677 f. 706 f. Ueber die bei der Restauration nicht entfernten Monumente s. Fr. W. J. Rickmann, die Domkirche zu Ratzeburg. 1881. Krause.

Petrejus: Johann P. (Hans Peterlein), berühmter und gelehrter Buchdrucker Nürnbergs im 16. Jahrhundert. Er war um das Jahr 1497 zu Langendorf bei Hammelburg in Franken geboren, ist also jedenfalls mit der in Basel ansässigen Buchdruckerfamilie Petri (s. u. S. 520) verwandt. Zu Wittenberg hatte er sich die Würde eines Magister artium erworben und trat dann um 1524 zu Nürnberg als Buchdrucker auf, wo er nach Kobergers Tod als

ndste und unterrichtetste Vertreter seines Faches galt. Nicht nur, daß
ine wissenschaftliche Vorbildung hierzu besonders befähigte, kamen ihm
eine Kenntnisse der Mechanik zu statten, mit deren Hilfe er alle Instru-
und Sachen, die er zur Druckerei nöthig hatte, eigenhändig anfertigen
Er druckte viele deutsche, lateinische und griechische Bücher, die von den
ten sehr geschätzt wurden und die ihm die Freundschaft manches hervor-
en Mannes, so z. B. Melanchthons, erwarben. Unter seinen Verlags-
wären zu erwähnen: sechs verschiedene Bibelausgaben, ein Corpus juris,
em Florentiner Codex von Gregor Haloander herausgegeben, zu dessen Her-
z (1529/1530) ihm der Rath von Nürnberg einen Zuschuß gewährte,
truvius, den er auf eigene Kosten ins Deutsche übersetzen und unter Auf-
ines Schwagers, des Rechen- und Schreibmeisters Johann Neudörfer
B. XXIII, 481) im Jahre 1548 erschienen ließ. Auch Musikwerke sind
ner Druckerei hervorgegangen; so noch zu seinen Lebzeiten die drei ersten
der berühmten Liedersammlung von Georg Forster (s. A. D. B. VII,
die Liedersammlung von Wolfgang Schmeltzel 1544, die Trium
cantiones centum a praestantissimis diversarum nationum ac linguarum
compositae, 1541; die Harmoniae poëticae Pauli Hofheymeri (Com-
ien horazischer Oden) 1539 u. A. Petrejus wohnte seit 1533 in einem
Hause unter der Veste an der alten Schmiedgasse. Sein Druckerzeichen
zweischneidiges nach oben gerichtetes Schwert von Flammen umgeben.
b hochgeehrt und geachtet am 18. März 1550, sein Grabstein auf dem
iskirchhof (Nr. 772) trägt die in Erz gegossene Inschrift:

„Innumeras clarus novit Petreius artes,
Et coluit vera religione Deum.
Profuit officio multis et vixit . . . .
Nunc cubat hic corpus, spiritus astra colit."

ie Druckerei ging in den Besitz seines Schwiegersohnes Gabriel Hayn über,
unter demselben Zeichen fortführte.

Neudörfer, Nachrichten von Künstlern und Werkmeistern Nürnbergs,
usg. von G. W. K. Lochner. Wien 1875. (Quellenschriften zur Kunst-
ichte Bd. X). — Will und Nopitsch, Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon.

Pallmann.

etreus: Heinrich P., geb. am 1. Februar 1546 zu Hardegsen, † 1615,
aus einer Patricierfamilie jener Stadt und war der Sohn des in
Herzog Erichs von Braunschweig-Kalenberg stehenden Hauptmanns
Petreus. Er besuchte die Schulen zu Eimbeck, Münden und (nicht vor
die Klosterschule zu Walkenried. Darauf bezog er zuerst die Universität
dann im Sommer 1564 die zu Leipzig, wo er insbesondere den Unter-
s Juristen Modestinus Pistoris und des bekannten Polyhistor Camerarius
und schließlich die zu Basel, wo er nach der Vorrede seiner Aulica vita
575 weilte. Er trat dann eine Stelle als Hofmeister zweier fränkischer
te an, die er auch auf Reisen in die Schweiz und in Italien begleitete.
Vermittlung seines Freundes Joh. Fichard, der Syndicus zu Frankfurt a. M.
hielt er 1577 vom Rathe dieser Stadt als Rector des Barfüßergymnasiums
stallung auf 6 Jahre. Aber schon vor Ablauf dieser Zeit veranlaßten
eitigkeiten, in welche er als Flacianer mit der Frankfurter Geistlichkeit
seinen Abschied zu nehmen, der ihm unterm 13. Mai 1581 ertheilt
Bald darauf wird er an die Schule in Göttingen gekommen sein, an
ihn schon Herzog Erich d. J. († 1584) berufen haben soll. Als dann
einem Pädagogium umgestaltet würde, ward P. am 28. April 1586
als erster Rector dieser Anstalt eingeführt; er übernahm selbst die Lehr-

fächer der Logik, Rhetorik und des Rechts. Am 15. October 1590 erwar
zu Marburg die juristische Doctorwürde. Da die Göttinger Prediger die
sicht über das Pädagogium für sich in Anspruch nahmen, P. ihnen diese
nicht zugestehen wollte, so mußte das Consistorium in Wolfenbüttel den S
entscheiden. Die Art und Weise, wie hier P. seine Sache persönlich führte
fiel dem Herzoge Heinrich Julius so gut, daß er ihn bald darauf (im J. 1
als Hof- und Consistorialrath, sowie als Inspector der Schulen in seine D
nahm. Am 6. Januar 1594 (1595?) erhielt er von demselben Fürsten
Neue eine Bestallung als Consistorial-, Hof- und Canzleirath. In
Stellung, in welcher er für Schule und Kirche des Landes eine segens
Thätigkeit entfaltete, ist er zu Wolfenbüttel am 22. September 1615 gestorbe
P. stand bei seinen Zeitgenossen als vielseitiger Gelehrter wie auch als gewa
lateinischer Dichter in hohem Ansehn. Seine Schriften, die juristische, histo
und andere Gegenstände behandeln, finden sich verzeichnet in (Heumanns)
und Geschichtbeschreibung der Stadt Göttingen Bd. IV, S. 33 ff., in Dom
Geschichte der Stadt Hardegsen S. 68 und bei Jöcher Bd. III, Sp. 1
ebenda sind auch Nachrichten über sein Leben zu finden. Petreus' erste Gem
Magdalene geb. Ilbeck, die Wittwe des bekannten Flacius Illyricus († 1
s. A. D. B. VII, 88), welche er am 23. October 1577 zu Frankfurt heira
brachte ihm außer dem Vermögen auch die an kostbaren Handschriften
Bibliothek des Flacius zu; sie starb bereits 1579. Jene Büchersammlun
von P. 1597 an den Herzog Heinrich Julius verkauft worden und bildet
jetzt einen werthvollen Bestandtheil der Wolfenbüttler Bibliothek. Späte
P. eine zweite Ehe eingegangen, über die wir nichts weiter wissen, als
seine Wittwe ihn bis in den September 1626 überlebte. Sein ältester S
Heinrich P. jun., der am 1. December 1604 ein Kanonikat des Stifts St. C
bei Braunschweig erhielt, errang am 23. Juni 1614 zu Marburg, wo er
dem 8. Juni 1613 studirte, die juristische Doctorwürde und wurde Synd
der Stadt Speier, daneben 1622 auch Rath und Advocat des Herzogs Frie
Ulrich zu Br. und Lün. für seine Processe beim Reichskammergerichte dasel

P. Zimmermann.

Petri: Bedeutende Buchdruckerfamilie in Basel. Der erste dieses Nam
Hans P., stammte aus dem Städtchen Langendorf bei Hammelburg in Fra
wo er im J. 1441 geboren wurde. Im J. 1488 wurde er Bürger zu B
nachdem er bereits vorher, ungefähr seit 1460 sich in dieser Stadt aufgeh
hatte. Um 1480 trat er in Geschäftsgemeinschaft mit Hans Amerbach
Reutlingen (A. D. B. I, 398) und Jacob v. Pfortzen aus Kempten. Eine s
ständige Verlagsthätigkeit läßt sich von ihm nicht nachweisen, doch wird
nachgerühmt, daß ihm die Baseler Buchdruckereien viel verdankten, weil er
seinen Fleiß und Geschicklichkeit mehrere aufgemuntert und weil er versch
Verbesserungen erfunden habe. Nach dem Ausscheiden Jacob von Pfortzens
dieser Genossenschaft, um 1490 trat Petri's Landsmann Johannes Fr
(A. D. B. VIII, 127) in dieselbe ein und verblieb in derselben bis zu
Letzteren Tode. P. war ein schlauer, dabei thatkräftiger Mann, der durch s
Unternehmungsgeist, den er auf Reisen und Messen bethätigen konnte, die S
der Genossenschaft wurde, obwohl er mitunter auch etwas bedenkliche Gesc
in Anregung brachte. Verheirathet mit einer Baselerin, Barbara Melli
hinterließ er bei seinem um 1512 erfolgten Tode sein Geschäft seinem N
und Pflegesohne Adam P., da seine drei Söhne frühzeitig gestorben waren

Adam P., im J. 1454 zu Langendorf geboren, wurde von seinem O
als sechsjähriger Knabe nach Basel gebracht und in dem Druckgewerbe
erzogen. Im J. 1507 erwarb er das Bürgerrecht und zwei Jahre später

er zum erstenmale selbständig als Drucker auf. Nachdem er die Druckerei seines Oheims übernommen hatte, entwickelte er eine bedeutende Wirksamkeit, doch meistens nur als Lohndrucker für andere Verleger und als eifriger Nachdrucker von Reformationsschriften. Von 1515—1519 stand er in reger Geschäftsverbindung mit Anton Koburger von Nürnberg (A. D. B. XVI, 366), der ihn mit verschiedenen Druckaufträgen bedachte. Seine Druckwerke sind theilweise mit Holzschnitten nach Zeichnungen Hans Holbeins geschmückt. Adam P. starb 1525 und hinterließ zwei Söhne, Hieronymus und Heinrich, von welchen der letztere die Druckerei fortsetzte. Seine Witwe Anna geb. Silber, Tochter des Notars Sixtus S., heirathete später den gelehrten Sebastian Münster (s. A. D. B. XXIII, 30). Sein Druckerzeichen stellt einen nackten Knaben dar, der auf einem Löwen reitet und in der linken erhobenen Hand eine Kreuzesfahne mit der Inschrift IHS. und ADP. hält. Zu beiden Seiten des Löwen ranken sich Rosenzweige empor, die von einem Renaissance-Rundbogen, auf Säulen ruhend, umgeben sind.

Heinrich P., Sohn des Vorigen, geboren 1508, studirte anfangs Medicin und erwarb sich den Doctorgrad. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er dessen Geschäft, das er mit großem Eifer fortführte. Als ein besonderes Zeichen seiner geschäftlichen Thätigkeit wird erwähnt, daß er 108 mal die Frankfurter Messen besucht habe. Sein ausgedehnter Verlag umfaßte viele historische und philologische Werke, unter denen besonders die Bücher seines Stiefvaters Sebastian Münster: dessen dreisprachiches Wörterbuch (Lateinisch, Griechisch und Hebräisch) und dessen bekannte Kosmographia in ihren verschiedenen Ausgaben hervorragen. Er war aber nicht nur als Verleger, sondern auch für das öffentliche Gemeinwesen thätig, indem er Rathsherr, Dreierherr und Deputat der Kirchen und Schulen gewesen. In letzterer Eigenschaft sorgte er für Vermehrung der Universitätsbibliothek dadurch, daß die Predigerbibliothek mit derselben vereinigt wurde. Seine Verdienste wurden von Kaiser Karl V. im J. 1556 durch Erhebung in den Ritterstand gewürdigt. In Folge dessen nahm er und seine Nachkommen zur Unterscheidung von anderen Petri's den Namen Henric-Petri an. Er war zweimal verheirathet, zuerst mit Anna Hütschin, einer ehemaligen Nonne, die ihm zwölf Töchter und fünf Söhne gebar. Zwei seiner Söhne Sixtus und Sebastian wurden ebenfalls Drucker und eine seiner Töchter heirathete den Buchdrucker Hieronymus Curio. Seine zweite Frau war Barbara Brant, Tochter des Bürgermeisters Theodor Brant. Er starb im J. 1579. Sein Druckerzeichen stellt einen Felsen dar, dem eine aus Wolken hervorragende Hand mittels eines Hammers Feuer entlockt, das durch einen gleichfalls aus Wolken hervortretenden menschlichen Kopf angefacht wird.

Sixtus P., sein ältester, und Sebastian P., sein jüngster Sohn, betrieben gleichfalls das Druckgewerbe, doch scheint der erstere sich nicht lange damit befaßt zu haben, da man nur wenige Druckwerke von ihm kennt. Dagegen wird Sebastian P., der 1574 zum erstenmal als Buchdrucker auftritt, der Nachfolger seines Vaters gewesen sein, da er auch dessen Druckerzeichen führte. Die bedeutendsten Werke seines Verlags waren eine deutsche Uebersetzung von Geiler von Kaisersbergs Narrenschiff, verschiedene theologische Schriften von Jacob Gryneus, die Baseler Chronik von Jacob Wurstisen und dann noch mehrere Ausgaben von Sebastian Münster's Kosmographie. Er war mit Elisabeth Stöffel verheirathet und starb im J. 1629. Nach seinem Tode bestand das Geschäft unter der Firma Henric-Petri's Erben noch einige Zeit fort, von 1660 ab geht dasselbe allmählich in den Besitz von Jacob Bertsche über. Der Verlag wurde an die bekannte Baseler Verlegerfamilie König verkauft. Die Druckerei erwarb von Bertsche Friedrich Lüdin, von diesem kam sie in den Besitz der

Familie Decker (s. A. D. B. V, 4). Diese verkaufte sie mit Beginn dieses hunderts an Schöll, der sie später Thurneisen überließ, von diesem erw hierauf die heute noch bestehende Schweighauser'sche Buchhandlung. Ein Beispiel der Vererbung eines 400 Jahre alten Geschäftes!

Stockmeyer, J., und Balth. Reber, Beiträge zur Baseler Buchd geschichte. Basel 1840. 4°. — Rechnungsbuch der Froben und Epi 1557—1564. Herausgegeben von Rudolph Wackernagel. Basel 18 O. Hase, die Koberger. Zweite, neugearbeitete Auflage. Leipzig 1885.

Pallma

Petri: Bernhard P., Oekonomierath und Gutsbesitzer zu Theres in Wiener-Neustadt, berühmter Schafzüchter, geboren am 2. April 1767 in brücken, † 1854 in Theresienfeld. Bestimmt, einst am baierischen H Fache der Oekonomie, sowie über die Hofgüter die oberste Leitung zu übern erlernte er Landwirthschaft und Gartenbau. Alsdann begab er sich 5 auf Reisen nach England, Frankreich, den Niederlanden und Deutschland. gekehrt, richtete er in Karlsberg bei Zweibrücken die Hofgärten nach en Art ein. Nach Auflösung der herzoglichen Regierung, zur Zeit der franz Revolution, wendete er sich nach Oesterreich, führte daselbst die schöne kunst ein und wurde Güterdirector des Fürsten Johann von Liechtenstei welcher er 1803 eine Reise nach Spanien unternahm, um von da Merin auf die Besitzung des Fürsten zu bringen. 1808 schied er aus den für Diensten und begab sich nach Theresienfeld, wo er 1804 vier verschiede sitzungen gekauft hatte, um auf jeder derselben reine Inzucht mit de Merinostämmen zu betreiben, welche er aus Spanien für sich mitgebracht Aus diesen Heerden verkaufte er alljährlich ansehnliche Transporte in di schiedensten Länder. Er schrieb: „Das Ganze der Schafzucht“, 1815; „Au alle Herrschafts- und Schäfereibesitzer des österr. Kaiserthums, die Begrü von Wollmärkten betreffend“, 1823; „Beobachtungen und Erfahrungen üb Wirkungen der Körner- und Häckselfütterung“, 2. Aufl. 1824; „Physiol comparative Versuche über die Nahrungskräfte und Eigenschaften sehr versc artiger Kulturgewächse“, 2. Aufl. 1824; „Die wahre Philosophie des Ack oder ein auf die Erhöhung des Grundeigenthums gestütztes ganz neues D system“, 1825; „Das Ganze der Schafzucht für Deutschlands Klima u ihm ähnliche der angrenzenden Länder“, 3 Thle, 1825; „Mittheilunge Interessantesten und Neuesten aus dem Gebiete der höheren Schaf- und kunde“, 1829; „Vergleichende Darstellung des Productionswerthes versc artiger Gewächse gegen einander“, 1833; „Ueber Pflanzenernährungs-G sätze“, 1829; „Mittheilungen über eine nachhaltige Wertherhöhung des eigenthums“, 1840; „Ueber die Theresienfelder Musterwirthschaft“, 1841; die ökonomischen Aufgaben, die in der Theresienfelder landwirthschaftlichen anstalt zur rationellen Verbesserung der Landwirthschaft praktisch be worden sind“, 1841.

Lö

Petri: Gottfried Erdmann P., Dr. der Theologie und Philo zuletzt Kirchen- und Schulrath bei der Kreisdirection in Bautzen, eine Hebung des Volksschulwesens in der Oberlausitz verdiente Persönlichkeit, zu Bautzen am 30. Juni 1783, † am 22. October 1850 in Schwerin war der jüngste Sohn des 1818 als Archidiakonus an der Hauptkir St. Petri in Bautzen verstorbenen Christian Abraham P. Den ersten Un erhielt er von seinem Vater; seine Gymnasialbildung empfing er in seiner stadt in der unter dem als trefflichen Pädagogen bekannten Rector Gedi waltenden realen Richtung. 1802 bezog P. die Universität Leipzig, wo dem Studium der Theologie widmete; hier waren seine Lehrer in der

phie Platner und Carus, in der griechischen Litteratur Hermann und Schott, den theologischen Fächern Beck, Krüger, Keil und Tittmann. Im Herbst 304 erwarb er sich von der philosophischen Facultät zu Jena die Doctorwürde. eine Neigung zum Lehrerberuf bewog ihn in demselben Jahre in die pädagosche Wirksamkeit einzutreten, indem er eine Lehrstelle an dem in Altenburg nter Bergners Leitung bestehenden Erziehungsinstitut annahm, wo die Behäftigung mit der pädagogischen Litteratur und die Obliegenheiten des Erziehers n mit Theorie und Praxis der Pädagogik vertraut machten. Nach seinen rsönlichen Aufzeichnungen brachte er hier zwar die mühevollsten, zugleich aber uch für sein späteres Wirken fruchtbarsten Jahre seines Lebens zu. Noch vor r 1807 erfolgten Auflösung jenes Institutes übernahm P. an Weihnachten 806 die Führerstelle bei dem jüngsten Sohne des Geheimraths Freiherrn v. Beust uf Neusalza, den er auf das akademische Studium vorbereitete und auf die niversität begleitete. Nach dem schon 1808 erfolgten Tode des jungen Mannes efand P. sich noch einige Monate in gleicher Stellung bei einem jungen Grafen on der Schulenburg, erhielt dann aber im November 1808 eine Berufung in as Predigtamt seitens seiner Vaterstadt, wo er 1809 als substituirter Katechet nd Prediger zu St. Maria und Martha sein Amt antrat und dasselbe bis 811 bekleidete. Die Aussicht auf einen größeren und besonders auch auf das ebiet der Schule sich erstreckenden Wirkungskreis bestimmte P. in diesem Jahre as Amt eines Katecheten und Zuchthauspredigers in Zittau anzunehmen, wo hm die Gründung der allgemeinen Stadtschule zur Bethätigung seiner pädaogischen Neigung die erwünschte Gelegenheit bot; hier unterzog er sich in Verindung mit dem Stadtschuldirector Krug dem Auftrag der Regierung, die Erichtung eines Landschullehrerseminars durchzuführen, dessen Direction er dann is zum Ende seines dortigen Aufenthaltes führte. 1816 rückte P. in das zweite nd in gleichem Jahre in das erste Diakonat vor, wobei er zugleich das Pfarrmt in Kleinschönau in elfjähriger Verwaltung besorgte. Das Archidiakonat ekleidete er daselbst von 1827 bis 1830 und rückte 1831 in das Primariat, n welcher Stellung er bei der Aufsicht über das Gymnasium mitzuwirken und as Predigercollegium der Candidaten als Vorstand zu leiten hatte. 1832 ward P. als Kirchen- und Schulrath bei der Oberamtsregierung in Bautzen berufen, elches Amt er bis Ende April 1835 bei dieser Regierung und vom 1. Mai ieses Jahres bis zu seinem am 1. April 1849 erfolgten Eintritt in den Ruhetand bei der königl. Kreisdirection daselbst verwaltete. Nach seiner Pensionierung iedelte P. nach Schwerin über zu seiner dort verheiratheten Pflegetochter, wo r am 22. October 1850 starb.

P. hatte während seiner Universitätsstudien ursprünglich die Absicht, ich zum akademischen Lehramt vorzubereiten; eine am Grabe seines erstenannten Eleven, dann eine später in Altenburg von ihm gehaltene und eifällig aufgenommene Predigt bestimmten ihn jedoch unter dem Einfluß nd mit der Unterstützung der Beust'schen Familie 1808 seine theologischen Studien in Leipzig wieder aufzunehmen und zu vollenden. Nach seinem Einritt in das Predigtamt blieb Petri's Interesse trotz seiner eigentlichen vielichen Amtsgeschäfte doch stets ungemindert der Schule, ihren geistigen und aateriellen Bedürfnissen zugewandt. Schon in Zittau, wo P. als Director des ortigen Lehrerseminars wirkte, hatte er in der Erkenntniß, daß der Lehrer nur im eistigen Verkehr mit seinen Amtsgenossen und in der Aneignung der allseitig emachten Erfahrungen, die für die Schule unentbehrliche Fortentwicklung geinnen könne, sich die Aufgabe gestellt, solches Fortschreiten zu fördern und war hauptsächlich durch das Mittel der seit 1812 daselbst unter seiner persönichen Leitung regelmäßig zu bestimmten Zeiten stattfindenden Conferenzen, woran

sich eine große Anzahl von Lehrern freiwillig betheiligte und womit e
die Gründung einer pädagogischen Bibliothek verband. Seine volle Theil
konnte aber P. der Schule zuwenden, als er 1832 mit seiner Berufu
Kirchen- und Schulrath nach Bautzen aus dem Predigtamte schied und n
Pflege des Volksschulwesens, sowie die Verbesserung der socialen Stellu
Lehrpersonals und dessen Fortbildung seine eigentliche Amtsaufgabe ge
war. Fast alle auf dem Gebiete der Volksschule in der Oberlausitz w
der Zeit seiner dortigen Amtsthätigkeit seitens der Regierung getroffene
besserungen sind auf seine Anregung und Mitwirkung zurückzuführen. So
seit 1832 in der Oberlausitz und seit 1835 besonders auch im Bezirke de
direction zu Bautzen bis 1844 22 neue Schulen gegründet, 61 neue
häuser gebaut oder eingerichtet, eine ziemliche Anzahl erweitert und 7
Lehrerstellen errichtet. Eine nachhaltige Förderung fanden die Bestr
Petri's in dem am 6. Mai 1835 erlassenen Elementar-Volksschulgesetz
königlich sächsischen Lande und noch ganz besonders durch die Schulstift
1834 verstorbenen Hauptmanns von Nostitz auf Weigsdorf, welche die
zu besserer Besoldung von Lehrern und zur Schaffung neuer Lehrstell
Neben diesen die äußeren Verhältnisse zumeist berührenden Einrichtung
Petri's Augenmerk fortwährend zugleich auch auf die geistigen Bedürfn
Lehrerstandes gerichtet, auf die Vorbildung für das Seminar und di
bildung im Beruf. Nachdem P. schon 1836 zur Vorbereitung für das S
in Bautzen eine Präparandenanstalt errichtet hatte, schuf er 1838, geleitet
gleichen Ansicht und Absicht, wie vormals in Zittau, zur Förderung des g
Strebens der Lehrer nach Genehmigung seiner in diesem Sinne gemacht
schläge für die Schullehrer auf dem Lande und in den kleineren Städ
Conferenzgesellschaften mit Theilung der größeren in Partialvereine vo
8 Lehrern. Die Zusammenkünfte letzterer fanden alle 3 Wochen statt
der Reihe nach die einzelnen Lehrer ihr Verfahren, sowie ihre Resultate
meinschaftlichen Beurtheilung unterwarfen und die Ergebnisse in einem Pr
aufgezeichnet wurden; außerdem wurden jährlich mehrmals noch Con
aller Lehrer eines Conferenzdistrictes abgehalten, wo dann die Erledigung
Punkte und die Besprechung der zuvor gefertigten und in Circulation g
pädagogischen Aufsätze behufs Ermittelung des Anwendbaren stattfand
Conferenzgesellschaft, deren Versammlungsort Bautzen war, leitete P. pe
Mit diesem Institut war wiederum eine Bibliothek pädagogischer We
bunden, die P. seit 1839 in 14 Lesekreisen in Umlauf hielt. Alle di
richtungen übten ihren von P. berechneten Einfluß auf das geistige Stre
Lehrstandes und dadurch auf die Hebung der Volksschule in stets zuneh
und erfolgreichem Maße. — Auch litterarisch war P. thätig, wenn au
auf kirchlichem als pädagogischem Gebiete; es mag hier Erwähnung fin
1827 erschienener Band „Predigten über wichtige Angelegenheiten des
und Lebens“ zum Besten des Unterstützungsfonds für die Witwen und
evangelischer Volksschullehrer in der Oberlausitz; dann veröffentlichte e
mehreren Reden und einzelnen Predigten noch viele wissenschaftliche Ar
größeren encyclopädischen Werken, sowie Aufsätze in Zeitschriften und
„Sonntagsblatt für häusliche Erbauung“ in den Jahrgängen 1829 und
1839 erschien von ihm die Promotionsschrift „Quae desiderentur adium
praesidia ad augendam christianae religionis vim salutarem in civibus
nostrae Saxoniae“ und in demselben Jahre die Schrift „Die schwersten A
in Kirche und Schule.“ Wie P. ein von echter Theilnahme an der
der Volksschule erfüllter und geleiteter Organisator war, so war er au
Jahre hindurch ein eifriger Seelsorger und ein von der Kraft der eigenen

ung getragener Prediger. Während seiner Amtsführung als Kirchenrath hat uch auf dem kirchlichen Gebiete vielfache Verbesserungen geschaffen. Nach n persönlichen Aufzeichnungen erscheint P. bei allem kräftigen Ernst in der chführung seiner Reformen als eine im Verkehr milde, für jedes Entgegen- men sehr erkenntliche, von wahrer Religiosität und vor allen von wirklichem resse für die Hebung der Volksbildung tief durchdrungene Persönlichkeit.

Persönliche Aufzeichnungen G. E. Petri's im Kirchenarchiv zu St. Petri Bautzen in dem Band betitelt: „Catalogus membrorum societatis" S. 28 nd 29. K. G. Hergang, Pädagog. Real-Encyklopädie. II. Bd., S. 455 nd 456.
Binder.

Petri: Jacob Heinrich P., Chronist der oberelsässischen Stadt Mül- en, stammt aus einer angesehenen Baseler Gelehrtenfamilie. Geboren am ecember 1593 besuchte er die Schulen seiner Vaterstadt, widmete sich der tswissenschaft und bildete sich durch eine Reise nach Italien 1615 und durch Aufenthalt zu Speier am Reichskammergericht 1616 weiter aus. 1620 lt er die Stadtschreiberstelle in Mülhausen. Vierzig Jahre lang bis zu n Tode am 23. Mai 1660 war er im Dienst dieser Stadt thätig, achtzehn verfah er das Amt eines Bürgermeisters. Wiederholt vertrat er seine t auf den Eidgenössischen Tagsatzungen und fremden Mächten gegenüber wie den Schweden. Wie er ganz in ihrem Leben aufgegangen, zeigt am besten Chronik, die sieben Bücher Mülhauser Historien, die er im J. 1626 ndete. Sie führen in schlichter, klarer Sprache die Erzählung von den Ge- en Mülhausens mit weiterm Ausblick auf die weltgeschichtlichen Begeben- n bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs, vor diesem ungeheuren niß erlahmt seine Feder. Eine Untersuchung der Quellen und der Glaub- igkeit der Petri'schen Chronik steht noch aus.

Der Stadt Mülhausen Geschichten von J. H. Petri, herausg. von Graf 338, darin eine Lebensbeschreibung Petris von seinem Zeitgenossen und Lands- ann J. Brandmüller. — A. Stöber, Die bürgerlichen Aufstände in der tadt Mülhausen, 1874, darin Auszüge aus Petri's handschriftlichem Notizen- chlein.
Wiegand.

Petri: Isaak Jacob von P., preußischer Ingenieuroberst, der jüngste t unter vierundzwanzig Kindern des preußischen General-Kriegscommissarius rich P. von Soomern, dessen Vorfahren der Religion wegen ihre Heimath, Oberpfalz, verlassen hatten, und welcher, weil die dortigen Güter der Familie ren gegangen waren, den Namen von Soomern abgelegt hatte und sich nur annte, war am 17. September 1705 zu Wesel geboren. Schon vor seinem ritt in das Ingenieurcorps nahm er unter seinem Schwager, dem damaligen nieurmajor von Foris, an einer Generalvermessung der Provinz Preußen ward dann bei dem genannten Corps Conducteur, später Lieutenant und von g Friedrich Wilhelm I. zum Jagdingenieur ernannt. König Friedrich II. e ihn als Ingenieur vom Platz nach Magdeburg, wo Fürst Leopold von u, der dortige Gouverneur, selbst ein tüchtiger Ingenieur und von lebhaftestem resse für die Befestigungskunst erfüllt, ihn zum Adjutanten wählte. Der enant P. gehörte zu denjenigen Officieren seiner Waffe, welche der Fürst Könige bei Ausbruch des 1. Schlesischen Krieges als zur Verwendung bei Belagerung von Festungen geeignet nannte; er wurde indeß nicht dazu ge- ht, sondern blieb in der Begleitung des Fürsten; 1742 wurde er Capitän. Beendigung jenes Krieges beauftragte ihn der König mit Ausarbeitung ntwürfe für das in Berlin herzustellende Invalidenhaus und betraute ihn mit der Erbauung und der Ausstattung desselben; 1748 hatte er sein

Werk vollendet. Jetzt wurde seiner Thätigkeit ein ganz anderes Feld angewiesen: er baute zuerst Schleusen am Finnowkanal, welcher die Havel mit der Oder verbindet, und erhielt dann die Aufgabe, das am linken Ufer des letzteren Stromes liegende Bruch zu reguliren, ein Unternehmen, welches, der bedeutenden seiner Verwirklichung entgegenstehenden Schwierigkeiten wegen, anfänglich auf großen Widerspruch und erhebliche Bedenken stieß, welches er aber schließlich glücklich zu Ende führte. Es machte eine weite Strecke wüsten Moor- und Bruchbodens zu fruchtbarem Acker- und Wiesenlande. Am 2. Juli 1753 wurde ein Hauptstück seines Werkes, der neue Oderkanal zwischen Güstebiese und Oderberg, dem Verkehr übergeben. Aus diesen friedlichen Beschäftigungen rief ihn der siebenjährige Krieg ab, welcher einen Theil seiner Schöpfungen wieder zerstörte. Er wurde zuerst nach Küstrin gesandt um die dortigen vernachlässigten Festungswerke wiederherzustellen, 1758 aber in das königliche Hauptquartier berufen, welchem er, abgesehen von einer Entsendung zu der Armee des Prinzen Heinrich nach Sachsen im J. 1761, bis zu Ende des Krieges angehörte. Beiden Feldherren leistete er Dienste, deren Werth sie wiederholt anerkannten; 1758 war er bei der Belagerung von Schweidnitz, 1760 ward er bei Torgau am Fuße verwundet, während seiner Herstellung baute er die Elbbrücke bei dieser Stadt. Unmittelbar nach Beendigung der Feindseligkeiten entsandte ihn der König wiederum in das Oderbruch; er sollte sich alles ansehen und berichten, in welchem Zustande die vor dem Kriege ausgeführten Arbeiten sich befänden. Auf Grund seiner Meldungen erhielt er Befehl herzustellen, was die Feinde und die Zeit vernichtet hatten; schließlich krönte er sein Werk durch die Erbauung von sieben protestantischen Kirchen. Als der König das Geschaffene besichtigt hatte, äußerte er: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich nicht nöthig habe Soldaten zu halten." Die Commission, welche auf Petri's Wunsch dessen Rechnung prüfte, fand alles in der besten Ordnung; die Millionen, welche durch seine Hände gegangen waren, hatten sämmtlich diejenige Verwendung gefunden, für welche sie bestimmt waren. Der König gedachte nun ihn zu einer ähnlichen Arbeit zu gebrauchen, indem er das Warthebruch in gleicher Weise umgestaltete, wie es ihm mit dem der Oder so gut gelungen war. Als er aber dazu mehr als eine Mill. Thaler forderte, vertraute der König die Ausführung dem Geheimen Finanzrath v. Brenkenhof (s. A. D. B. III, 307) an, welcher mit wenig mehr als einem Drittel dieser Summe auszukommen und dieselbe schon im ersten Jahre zu verzinsen versprach. Die Folge davon war, daß die Anlage schließlich mehr kostete als P. gefordert hatte und daß trotzdem die Ausführung viel zu wünschen übrig ließ; in der Hauptsache aber hatten Petri's Pläne der Arbeit zu Grunde gelegen. Großen Fleiß verwandte er zeitlebens auf die Herstellung von Karten und Plänen; viele derselben verbrannten bei dem Bombardement von Küstrin durch die Russen, eine von ihm herausgegebene Karte von Sachsen erschien im Buchhandel. P. starb am 16. April 1776 zu Freienwalde an der Oder. In den Ranglisten des Ingenieurcorps hieß er im Anfange seiner Dienstlaufbahn P. II.; P. I. wurde unter Friedrich Wilhelm I. die Schuld beigemessen, daß ein von ihm erbautes Pulvermagazin einstürzte; der König befahl (1. April 1737), man solle den Ingenieur, welcher solches respiciret bei den Ohren nehmen und Capitän P. ward infolge dessen verurtheilt, den Schaden, da er ihn nicht ersetzen konnte, zu Colberg „abzukarren". Der König befahl den Spruch in Vollzug zu setzen; als er später auf Walrawes Verwendung, welcher von P. ausgeführte Arbeiten lobte, diesen begnadigen wollte (22. November 1737), war er bereits gestorben.

(König) Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 3. Theil, Berlin 1790. —

l. v. Bonin, Geschichte des Ingenieurcorps und der Pioniere in Preußen, . Theil, Berlin 1877. B. Poten.

Petri: Nicolaus P. von Harlem (de Harlem d'Hollandia Almanus) einer der zahlreichen Niederländer, welche die Buchdruckerkunst in den ersten rzehnten nach ihrer Erfindung in Italien ausgeübt haben. Es ist übrigens Weniges, was man von ihm weiß. Zunächst ließ er sich in Padua nieder, in ihn ohne Zweifel die große Universität gezogen hatte. Im J. 1475 muß daselbst eingetroffen sein; denn der erste Druck, welchen man von ihm kennt, Fulginas Gentilis Commentar Super prima fen quarti Canonis Avicennae in 7565), ein größeres Werk, ist vom Februar 1476 datirt. Vermuthlich war es ihm nicht möglich, mit den andern bereits in Padua vorhandenen ckereien zu concurriren: schon im nächsten Jahr, 1477, finden wir ihn in enza. Dort hat er in diesem Jahr in Verbindung mit dem eben damals sich lbst aufhaltenden, namentlich als Venediger Drucker bekannten Hermann von tenstein aus Cöln (s. A. D. B. XVIII, 550 ff.) zwei Werke des Antonius reä herausgegeben, das eine davon jedoch, wie es scheint, nur in der Eigenft als Verleger (Hain 975, 991). Weitere Drucke kennt man von ihm nicht. der Curiosität halber sei erwähnt, daß die Vertreter der Costerlegende P. einem der Gehilfen des angeblichen Harlemer Erfinders, ja als N. Pieterszoon einem Angehörigen seiner Familie gemacht haben.

Vgl. P. C. van der Meersch, Recherches sur la vie et les travaux de quelques imprimeurs belges, Gand 1844, p. 207—228. Steiff.

Petri: Suffridus s. **Petrus** u. S. 539.

Petri: Victor Friedrich Lebrecht P., geboren zu Bernburg am Februar 1782, † am 4. Februar 1857, Sohn Joh. Fr. Petri's, der noch November 1782 von Bernburg als Prediger der reformirten Gemeinde nach unschweig übersiedelte († 1830). Hier besuchte P. 1790—97 das Gymnasium harineum und darauf das Collegium Carolinum. So auf das Gründlichste bereitet, bezog er behufs Studiums der Theologie und Philologie die Universität mstedt, wo er am 9. April 1799 immatriculirt wurde und insbesondere an ke's Seminarübungen sich betheiligte. 1801 ging er nach Göttingen, wo er vorzüglich an Ammon anschloß. Nachdem er dann das erste theologische men und eine philologisch-pädagogische Prüfung bestanden hatte, wurde er 29. September 1802 als Collaborator am Gymnasium zu Bernburg und eich als Gehülfsprediger der Pfarre Waldau-Altenburg angestellt. Schon haelis 1803 ging er aber als Collaborator an das Gymnasium zu Braunschweig . 1806 bestand er in Bernburg das zweite theologische Examen; am März 1808 wurde ihm auf eine eingereichte Abhandlung aus der orienschen Litteratur (in Saadiam Gaonem, Jesaiae interpretem) von der philoischen Facultät zu Helmstedt ohne mündliche Prüfung die Doctorwürde veren. Zu Ostern desselben Jahres rückte er zum ordentlichen Classenlehrer auf 1809 wurde er auf Verfügung des niedersächsischen Synodalvereins ordinirt, seinen Vater im Amte zu unterstützen. Daneben hielt er seit Ostern 1815 Professor am Collegium Carolinum Vorlesungen über Hebräisch und erklärte griechische Schriftsteller. Zu Ostern 1821 erhielt er das Directorat des rtini-Gymnasiums. Der Commission, welche zur Verbesserung der Unterrichtsalten in der Stadt Braunschweig durch Rescript vom 16. Januar 1827 ernt wurde, gehörte neben Bode, Henke und Friedemann auch P. an, und der rm 6. December des Jahres erstattete Commissionsbericht stammte aus seiner er. Nachdem die Commission die Schulreform durchgeführt hatte, schied P. Neujahr 1828 ganz aus dem Schuldienste aus und beschränkte seine Lehrigkeit auf das Collegium Carolinum, wo er schon seit Scheffler's Tode

(† 21. Februar 1825) die Zahl seiner Vorlesungen stark vermehrt hat
Ostern 1827 Mitglied des Directoriums geworden war. Seine Vorträge
sehr mannigfaltig und betrafen die verschiedensten Gebiete der classischen
logie, daneben hauptsächlich noch das Hebräische und Arabische. Al
Michaelis 1835 das Colleg umgestaltet und eine humanistische, techni
merkantilische Abtheilung gebildet wurden, erhielt P. das Directorium der
zu Neujahr 1836 wurde er Hofrath, ein Jahr später Mitglied und am 1
cember 1843 Präsident der Commission zur Prüfung der Candidaten des
Schulamts; am 1. September 1853 endlich wurde ihm der Titel eines g
Hofraths verliehen. Die Universität Göttingen ernannte ihn, der zu
holten Malen (wie 1829 und 1836) kirchliche Amtshandlungen in de
mirten Gemeinde aushülfsweise übernommen hatte, im J. 1837 zum
der Theologie. Orden wurden ihm von braunschweigischer und anh
Seite verliehen. Sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gestaltete sich z
Feier, wie sie kaum je einem Gelehrten in Braunschweig zu Theil gewor
Noch bis zuletzt körperlich und geistig frisch ist er am 4. Februar 1
Braunschweig gestorben. — Seine Gattin Charlotte Sophie, eine Toch
Oberpredigers Pauli in Ballenstedt, die er am 8. October 1812 heim
hatte, war ihm bereits am 3. September 1846 im Tode voraus gegangen
fünf Söhnen haben vier den Vater überlebt, ebenso drei Töchter. —
der letzte bedeutende Vertreter der humanistischen Wissenschaft am Car
ein Mann von sehr ausgebreitetem Wissen und staunenswerther Sprachk
Nicht weniger als vierzehn Sprachen soll er vollständig beherrscht haben.
stellerisch ist er verhältnißmäßig wenig hervorgetreten; auch ist der Einflu
Persönlichkeit und seiner mündlichen Lehre weit bedeutender gewesen, a
Veröffentlichungen erkennen lassen. Die Anstalt, an der er viele Jah
wirkte, war ihm fest an's Herz gewachsen, und nicht ohne innere Erregu
er stets mit aller Entschiedenheit den Angriffen entgegen, die wiederhol
die humanistische Abtheilung des Collegs erhoben wurden, welche sein
allerdings nicht lange überleben sollte. Seine wissenschaftliche Thätigke
sich vor Allem auf die altclassische und hebräische Litteratur; daneben hat
Reihe von Predigten und Gelegenheitsschriften herausgegeben, die sich zu
auf die Aufgabe und den Zweck des Carolinums bezogen. Treue Hing
seinen Lehrberuf wurde ihm durch innige Verehrung dankbarer Schüler ve
Der Grundzug seines Wesens war edle Humanität, sein Wahlspruch:
amari, ama. In religiöser Hinsicht war er ein Anhänger der Helmstedte
nalistischen Schule, ein abgesagter Feind jeder mystischen, katholisirenden R
Trotz seiner sonst milden Duldsamkeit scheute er im Kampfe gegen die
seine Streitschrift gegen Dr. Geibel in Lübeck, den Vater des Dichters E
Geibel, beweist, selbst eine scharfe Polemik nicht. Seine Schriften sind,
nicht vollständig, bei F. Süpke zum Andenken an V. Fr. L. Petri (Braun
1857) verzeichnet, wo auch Lebensnachrichten über ihn sich zusammen
finden, die jedoch nach Obigem zu vervollständigen sind.

P. Zimmerma

Petřina: Franz Adam P. (spr. Petschrina), geboren am 24. D
1799 in Semil an der Iser in Böhmen, † am 27. Juni (nicht Juli) 1
Prag. Petřina's Lebenslauf ist von W. R. Weitenweber in einer v
Böhm. Ges. der Wissenschaften gehaltenen Denkrede geschildert. Demna
sich P. aus den dürftigsten Verhältnissen herausarbeiten müssen. Sein
ein armer Weber, konnte den sehnlichen Wunsch seines Sohnes, stud
dürfen, nicht befriedigen und P. mußte daher das Geschäft seines Vaters
Erst nachdem er in seinem 17. Lebensjahre Webergesell geworden war,

nterstützung junger Freunde, mit deren Hülfe es ihm, wenn auch unter
n Entbehrungen, gelang, sich zunächst eine gute Schulbildung zu erwerben
dann die Universität Prag besuchen zu können. 1832 wurde er als Ad-
bei der Professur für Mathematik und Physik angestellt; 1836 promovirte
Bald darauf, 1837, wurde er als Professor der Physik und angewandten
hematik am Lyceum in Linz angestellt, in welcher Stellung er bis zum
st 1844 verblieb, um dann die Professur der Physik an der Universität
zu bekleiden. Er war seit 1848 correspondirendes Mitglied der Wiener
mie und ordentliches Mitglied der Böhmischen Ges. d. Wissenschaften. P.
ich durch Experimentaluntersuchungen, welche fast ausschließlich dem Gebiete
lektricität angehören, vortheilhaft bekannt gemacht. Wiederholt beschäftigte
h mit der elektromagnetischen Maschine, an der er verschiedene Verbesserungen
chte. In einer seiner ersten Arbeiten, über eine neue Theorie des Elektrophors
ein neues Harzkuchen-Elektroscop, ist der theoretische Theil nicht glücklich,
en das vorgeschlagene Elektroscop noch jetzt Beachtung verdient. Von
scher Bedeutung wurden seine Untersuchungen über die Benutzung von
strömen in der Telegraphie und über die Möglichkeit durch eine einzige
g gleichzeitig hin und her zu telegraphiren. Ein Instrument, durch welches
h als Erfinder der musikalischen Telephonie eingeführt hätte, ist so mangel-
bekannt geworden, daß sich nicht angeben läßt, bis wie weit die Ansprüche
a's in der Geschichte der Telephonie genannt zu werden, reichen. Dies
ment soll eine Art Physharmonika sein, welche durch Elektromagnetismus
nction gesetzt wird. In einer Sitzung der Böhm. Ges. vom 26. Juli
soll es vorgezeigt sein, wobei erwähnt wird, daß die Töne rein
hinreichend stark seien, ferner, daß diese Töne auf ein gleiches mit Draht-
gen verbundenes Instrument übertragbar sein sollten. Eine besondere
graphie des Instrumentes sollte von dem Adjuncten Petřina's, einem Herrn
k herausgegeben werden, doch ist dies nicht geschehen und es scheint zweifel-
ob das von einem Mechaniker Spitra in Prag verfertigte Instrument noch
nden ist.

W. R. Weitenweber, Denkrede auf Prof. Fr. Ad. Petřina, gehalten
10. December 1855. — Abh. der kön. böhm. Ges. der Wissenschaften;
te Folge Bd. IX. — Dr. F. J. Studnička, Bericht über die mathe-
tischen und naturwissenschaftlichen Publicationen der kön. böhm. Ges. der
ssenschaften, Prag 1855. § 40. — Dr. Fr. Ad. Petřina S. 290—299;
ggendorff, biogr.-litter. Handw.-Buch II, 416. Karsten.

Petrus Ravennas, auch Petrus Thomai oder Thomasius Petrus
ciscus und dessen älterer Sohn Vincentius, Ersterer Jurist und Hu-
des 15. Jahrh. Petrus, nach Geburt und Bildung Italiener, verbrachte
Jugend und den größeren Theil des Mannesalters auf italienischen Rechts-
n, ungefähr im 51. Lebensjahr kam er als Universitätsprofessor nach
chland, wo er bis zu seinem Tode verblieb. Für die Gelehrtengeschichte
chlands ist somit nur diese letztere Periode von unmittelbarem Belange.
Familienname des Petrus ist unbekannt; Balthasar's Vermuthung, er habe
nes Baptista geheißen, ist ebenso grundlos, als der Versuch, aus dem
men Thomasi auf eine Familie „Thomasini“ zu schließen. Wahrscheinlich
er als von geringer Herkunft, — „ex bassa platea“, wie er selbst im
e gegen Hochstraten („alta platea“) einmal sagt, — gleich seinen Eltern
einen Geschlechtsnamen. Wie wir aus seiner Schrift „de immunitate
iarum“ erfahren, ist er in dem an weltgeschichtlichen Begebenheiten so
n Ravenna etwa 1448 geboren, hörte bei dem gefeierten Alexander de Tar-

tagnis (nach seinem Geburtsorte „da Imola“ genannt) schon frühzeitig d
und trat im 20. Jahre zu Padua mit der Behauptung auf, das
corpus juris auswendig zu wissen. Am Katharinentage 1468 lieferte
Universitäten, der der Scholaren und der der Magister, den öffentlichen
indem er beliebige vom Bischofe, als dem Haupte der Schulen, bezeich
setzesstellen wörtlich wiedergab und sie hierauf aus den summariis des
mit allen Glossen und Ansichten der Doctoren gleich einem geübten
Rechtslehrer aus dem Gedächtnisse erklärte. Sein Lehrer Imola hörte
wie versteinert zu, dann schlug er, wie zur Abwehr des Bösen, in der
Kreuz, während die übrigen sich beeilten, den beglückten Jüngling zu
P. führte auch wegen seines staunenswerthen Gedächtnisses den Beinam
memoria“, nannte sich selbst auf den Büchertiteln gern „memorabili
praeditus“ und schrieb eine Anleitung zur Uebung und Schärfung
dächtnisses mit der Bezeichnung: „Petri Ravennatis libellus de artifi
moria, Foenix dictus“, welche Abhandlung am 10. Januar 1491 bei
dinus de Choris in Venedig, 1500 in Erfurt, in dritter Auflage 150
und dann wiederholt als Bestandtheil der aurea opuscula gedruckt
scheint auch das bewundernswürdige Gedächtniß vereint mit gewandter
der Hauptgrund des ausgedehnten Ruhmes gewesen zu sein, welchen er
Italien genoß, während solcher Ruhm mit seinen schriftlichen Arbeiten
vollem Einklang steht. Eitel geworden durch den ihm verschwenderisch
Weihrauch bereiste er später mehrere Städte Italiens, trug Schaustück
Gedächtnisses vor, ertheilte Rechtsgutachten, zeigte sich auch als höfischer
und erntete von Fürsten, Staatsmännern und holden Frauen Gunst- und
bezeigungen. Eine Reihe überraschender Beispiele der unvergleichlich
dächtnißkraft Petrus' liefert Girolamo Tiraboschi in seiner Storia della
tura italiana, T. VI, P. II, p. 544 u. ff.

Wenige Wochen nach dem erwähnten Vorgange zu Padua wurde
zur lectura institutionum erwählt, las vier Jahre als auditor juris und
im 24. Jahre die Würde eines Doctors beider Rechte. Etwas später
in Bologna, in Pavia und Ferrara, auch in Pistoja mit Beifall Vortr
dete bisweilen Schüler und lehrte von 1477 bis Ende 1479 gegen ein
dium von 355 Gulden in Pisa, wo er an Abfassung des 1. Bandes d
erschienenen akademischen Statuten mitarbeitete. Am Schluß des
Jahres verließ er trotz inständiger Vorstellungen und lockender Verhei
der Rectoren Pisa und ging wieder nach Padua; seinen Pisaner Freund
erwiderte er auf ihre wohlmeinende Abmahnung von seinem unstetes
leben, er habe es leichter als andere, da er ja alles, was er besitze,
trage; wobei er weniger auf seine bescheidenen Glücksgüter, als auf sein
gleichliches Gedächtniß anspielte.

Als P. zum zweiten Male in Padua, einer Hochschule der
Venedig, die Professur für kanonisches Recht bekleidete, bezog er ansehn
Honorar von 80 Ducaten, das wegen seiner Unzulänglichkeit 1484 auf 1
wurde und wozu mit Rücksicht auf seine vielen Söhne seit 1492 eine Jah
von 50 Ducaten trat. — Im November 1497 hielt sich der Pommer
Bogislav X. (s. A. D. B. III, 48) auf der Heimkehr aus dem gelobten La
Zeit in Venedig auf und hörte im häufigen Verkehr mit Gelehrten und
männern das Lob des Wundermannes, in welches auch die von Bogisl
Padua entsandten Vertrauensmänner — wahrscheinlich Propst Mart
und Geheimschreiber Dalmer — nach ihrer Rückkehr von dort einstimmten
der Herzog der damals herrschenden Meinung huldigte, daß berühmte
den Glanz deutscher Universitäten erhöhen (weßhalb wir damals und

ſelben ſehr häufig franzöſiſchen und welſchen Namen begegnen), war er
n lebhaften Wunſche beſeelt, P. für ſeine junge, aber der Hebung dringend
ge Hochſchule in Greifswalde zu gewinnen. Der wanderfreudige Pro-
gte auch ſofort zu, machte aber ſeinen Wegzug von der Erlaubniß des
abhängig. Agoſto Barbarigo trug anfangs Bedenken, einen Gelehrten,
ob in ganz Italien widerhallte, ſcheiden zu laſſen; gab jedoch endlich
ſönlichen Bitten des Herzogs nach und die Stelle wurde P. bis zur
ins Vaterland offen gelaſſen. Bogislav überſandte ihm am 25. No-
(1497) 100 Ducaten, „um ſich damit auszurichten und mit nach dem
Pommern zu reiſen“; er ſelbſt ging mittlerweile zum Beſuche des Papſtes
om. Im Vorfrühlinge des nächſten Jahres (1498) zog Petrus mit ſeiner
Gattin, der zärtlich geliebten Lucretia, mit ſeinen Söhnen: Vincentius,
its Doctor der Rechte war, und dem jüngeren Johann Baptiſta, mit
Töchterchen Marieta und dem Koche Chriſtoffero da Madiano, voll des
ber die Huld ſeines neuen Gebieters nach dem fernen Greifswalde, viel-
r „ſeltſamſte Vogel Minerva's, der je über die Alpen nach Deutſchland
“. Bogislav ſtand damals auf dem Gipfel der Macht und des An-
ſeine Heimreiſe durch Italien und Deutſchland glich nach dem Tagebuche
eimſchreibers Dalmer und anderen Aufzeichnungen nahezu einem Triumph-
il Fürſten und Städte, welche der hohe Gaſt auf ſeinem Wege beſuchte,
udenfeſten und Ehrenbezeigungen wetteiferten, an denen P., als im un-
ren Gefolge des Herzogs, in der Regel theilnahm. Deſſen beſondere
ſe erfahren wir aus der 1508 zu Cöln in der Burſa Knyck
n „Criticomastix suae peregrinationis“ des Magiſter Ortuinus Gratius
D. B. IX, 600), damals ein begeiſterter Anhänger Petrus', ſpäter die
be des Spottes in den bekannten epistolis virorum obscurorum.
iticomaſtix iſt zur Widerlegung der kölniſchen Gegner des P. abgefaßt
rquillt auf jeder Seite vom Lobe des Gefeierten. Ein Brief des Ort-
atius bildet gewiſſermaßen die Vorrede; er iſt im gleichen Tone wie die
aſtix ſelbſt gehalten und P. wird darin als der edelſte unter allen
n und als der gelehrteſte unter allen Edeln geprieſen! Am Schluß der
lung iſt das ſehr warm abgefaßte Erwiderungsſchreiben unſeres Gelehrten
tius angereiht. P. gibt ihm hierin das Zeugniß, gut und richtig ge-
zu haben; „doch“, fährt er ſelbſtbewußt fort, „unſere Ueberſiedlung
auch in der That ſolche Anerkennung“. — Die Criticomaſtix erzählt
breiter Weiſe, daß beim Wegzuge des P. in Venedig wie Padua unter
ännern und Frauen tiefſte Trauer geherrſcht habe und daß die an letz-
ochſchule ſtudierenden Deutſchen ihrem Meiſter gefolgt ſeien. Als man
nsbruck kam, wo eben Maximilian I. Hof hielt, ließ der König, obwol
ch, jedoch begierig den Doctor kennen zu lernen, dieſen noch zur Nacht-
n. P. ſetzte die aus Notabeln, Staatsmännern und Gelehrten beſtehende
nlung durch ſeine Gedächtnißkünſte in Staunen, beſang ſodann in
hen Verſen des Königs Lob, mit dem er das ſeines neuen Gebieters ver-
nd ſuchte zuletzt in ſeiner Höflingsweiſe aus der Gloſſe die Abhängigkeit
opäiſchen Könige vom römiſchen Kaiſer darzuthun, worauf er mit Ehren-
gen und dem Titel eines „eques auratus“ huldvoll entlaſſen wurde.
ſpäter die in Gegenwart Maximilian's zur Nachtzeit vorgetragenen car-
ls Beilagen verſchiedener ſeiner Werke veröffentlicht. Mit Bogislav ge-
r im April 1498 nach Pommern und Stettin und wurde ſodann vom
ſelbſt nach Greifswalde geleitet, wo er an deſſen Seite eintritt, von der
nerſchaft freundlich begrüßt. Wenige Tage darnach (am 24. April)

wurden P. und sein Sohn Vincentius immatriculirt; der Eintrag in das
versitätsalbum durch den Rector Borchard Beckemann aus Stralsund, Coll
in der Artistenfacultät, lautet: „Praestantissimus perceleberrimusque utri
juris interpres, dominus Petrus de Ravenna, intitulatus XXIIIj mensis a
nihil solvit.

Egregius ac eximius vir, dominus Vincentius de Ravenna, praemem
domini doctoris Petri filius, utriusque Juris doctor; nihil solvit; qui q
domini Doctores per serenissimum principem nostrum dominum ac d
Bugeslaum non minimis expensis de Italia ad nostram almam universit
pro reformatione ejusdem Universitatis sunt adducti.

Gleichzeitig wurde auch der Koch Madiano, als zur Universitäts
diction gehörig, umsonst mit inscribirt.

Als Facultätscollegen hatte der Ravennate außer seinem Sohne den
laus Louwe aus Stettin, den Lorenz Bokholt und Heinrich Bukow
Greifswalde.

Schon am 3. Mai desselben Jahres wurde P. nach damals besteh
Uebung, Neuberufenen das Rectorat anzutragen, zum Rector erwählt, w
Amt er im Frühjahr 1501 abermals bekleidete. Auch der Sohn Vince
war zweimal mit den Rectoratsgeschäften betraut; das erste Mal im Früh
1499, das zweite Mal im Frühjahre 1502, nun als Kanonikus bei S
Nicolai bezeichnet. — Unmittelbar nach der Immatriculation begannen die
lesungen über beide Rechte — das römische und kanonische. Auf wiederh
Ansuchen hervorragender Greifswalder Bürger, ein Gutachten darüber abzu
ob flüchtige Verbrecher an geheiligter Stätte ergriffen werden dürfen? s
P. seine Abhandlung: „de immunitate ecclesiae". Am Schluße sagt er
Besitze weniger meist neuerer Bücher habe er das Meiste aus dem Gedäch
schöpfen müssen; allein er wisse eben nebst dem corpus juris zwanzigta
Stellen gelehrter Doctoren und siebentausend Bibelsprüche auswendig. Di
handlung wurde zu Lübeck 1499 in Folio (50 Bl.) mit schöner Mönchs
per magistrum Lukam Brandis gedruckt. In den ersten Octobertagen
hielt der Caminer Bischof, Martin Karith, eine Synode zu Stettin, auf w
neben liturgischen Fragen die Kirchenzucht behandelt wurde. Im Auftrag
Bischofs verfaßte P. eine längere Rede, die er bei Eröffnung der Synode h
wollte; da aber dies aus ihm und uns unbekannten Gründen nicht ge
wurde, ließ er sie in seinen „opusculis aureis" drucken. Diese Rede bildet
sehr anziehenden Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit und wirft ein g
Licht auf den damaligen lockeren Wandel des Caminischen Clerus. P. eif
seinem Vortrage gegen das Zu- und Vortrinken, gegen Würfel und
schläferinnen, zugleich warnt er vor Beherbergung von Histrionen, vor
willigen Schauspielen und dem Auftreten verlarvter Geistlicher bei Kirchen

1502 erschienen zu Leipzig (in ducali oppido Liptzensi) bei Baccal
Wolfg. Monacensem die „aurea opuscula" (54 Bl. in Quart). Sie ent
1) die oben erwähnte Synodalrede: „Sermo Dom. Petri de Ravenna etc.
habiturus erat de mandato — — domini Martini dignissimi Episcopi Cami
etc. etc."; dann 2) eine Sammlung „argumenta et responsa juris" nebst
Anweisung über das Verfahren des Sachwalters bei Gericht. 3) Den S
bildet eine Reihe von zehn lateinischen Gedichten: An die heilige Jungfra
die Zuhörer, an Herzog Bogislav und dessen Räthe, an den Propst von
und andere namhafte Persönlichkeiten; weßhalb er bemerkt: das Büchlein
eigentlich libellus florum heißen.

Vor Veröffentlichung dieses Werkchens hatte P. auf Einladung Ha
und Lübeck besucht; dortselbst Responsa ertheilt und zu Hamburg in

Elegie den Rath, zu Lübeck den Propst Bockholt, und, trotz seiner Jahre, die schönen Frauen besungen. (In den aureis opusculis sind es die Gedichte [III] Nr. 3, 4 und 5.) Um jene Zeit schrieb ihm auch der Dänenkönig Johann: Wenn sein (des Königs) Name bei P. noch irgend welches Ansehen genieße, möge er sofort zu ihm kommen; es harrten seiner mannichfache und schwierige juristische Arbeiten, die keiner so wie er zu lösen vermöchte und für deren Erledigung der König sehr dankbar wäre. Auch die Herzoge von Mecklenburg, Johann und Balthasar, sandten Boten an P., die bei ihm Rath erholten und ihn einluden in herzogliche Dienste zu treten. P. war indeß durch das dem Herzog Bogislav gegebene Wort gebunden und konnte deßhalb den freundlichen Aufforderungen keine Folge geben.

Trotz des gewaltigen Gegensatzes zwischen dem heiteren südlichen Himmel und der rauhen Ostseeküste, zwischen den blühenden Städten Oberitaliens und dem bescheidenen Greifswalde, ist in dieser Richtung keine Klage des P. laut geworden; er scheint sich in seiner neuen, nordischen Heimat bald und leicht zurecht gefunden zu haben, getragen durch die besondere Gunst des Herzogs und ausgezeichnet durch einen ungewöhnlich hohen Gehalt. Letztere Umstände mögen für die älteren Professoren eine Quelle des Neides und der Scheelsucht gewesen sein; sie führten jedoch zu keinem Zerwürfnisse. P. stand vielmehr mit der Mehrzahl der herzoglichen Räthe in sehr gutem Einvernehmen, namentlich waren er und sein Sohn eng befreundet mit dem ihnen gesinnungsverwandten D. Johann v. Kitscher aus Meißen, welchen Bogislav in Sachsen kennen gelernt und zu sich als Berather gerufen hatte. Aber auch P. wurde häufig in organisatorischen und juristischen Fragen zu Gutachten aufgefordert; so wegen Zeugenvorladung, der Prinzessinnensteuer, wegen Lehenheimfalls u. dergl. m., welche Punkte der Gefragte zum Verdruße des Adels stets im Sinne des seinen Vortheil ausbeutenden Herzogs entschied.

Eine verheerende Seuche, welche im Sommer 1501 Deutschland heimsuchte, und im folgenden Jahre auch in Pommern auftrat, veranlaßte den Rector mit mehreren Universitätsangehörigen nach dem nahen Dörfchen Dersekow zu fliehen, wo auch P. mit den Seinen bis zum Erlöschen der Krankheit blieb und erst im October 1502 nach der Stadt zurückkehrte. Trotzdem fiel sein Töchterchen Marieta der tückischen Krankheit am 25. October 1502 zum Opfer. Vergeblich hatte der fromme Vater den Schutzpatron in Pestzeiten, Sanct Rochus, in einem (in den aureis opusculis abgedruckten) Gedichte angefleht. Die zwanzigjährige Tochter wurde mit vielem Pompe bei den Dominikanern bestattet und widmete ihr der Bruder Vincentius im Universitätsalbum einen rührenden Nachruf. Dieser schmerzliche Verlust weckte bei P. und seiner Gattin Lucretia die bisher zurückgehaltene Sehnsucht nach der fernen Heimat mit voller Macht. Umsonst versuchte Bogislav, umsonst versuchten die befreundeten Räthe, besonders Johann v. Kitscher, den geschätzten Gast zurückzuhalten, der nach der Criticomastix in Greifswalde „mehrere" Kinder verloren.

Im April 1503 verließ er mit seiner Gattin und seinen beiden Söhnen Greifswalde. Der Herzog beschenkte ihn mit einem edlen Rosse, hundert Ducaten und ließ ihm ein rühmendes Empfehlungsschreiben zustellen. Kurfürst Friedrich von Sachsen hatte eben die hohe Schule zu Wittenberg gegründet; als er und sein Bruder Johann von dem Beschlusse des berühmten Italieners hörten, luden sie ihn durch abgesandte Boten zum Besuche von Wittenberg ein, empfingen ihn nach Ortwins Bericht schon vor den Thoren der Stadt und geleiteten ihn mit großem Pompe in dieselbe. Kurz darauf, am 3. Mai, hielt er an der Universität einen sehr interessanten Vortrag: über die Gewalt des Papstes und des römischen Kaisers (de potestate summi pontificis et Romani Imperatoris), worin

er u. A. Letzterem die Befugniß einräumt, ohne Mitwirkung des Papstes Universitäten zu gründen.

Bald entsprach er auch dem Wunsche der Fürsten, an der neuen Hochschule Lehrvorträge zu halten. Doch scheint er wahrscheinlich aus Rücksicht auf seine bisherige Stelle bei Bogislav kein ordentliches Lehramt — keine lectura ordinaria — übernommen zu haben; denn er ist weder bei der Universität immatriculirt, noch ist er irgendwo als ordinarius Witebergensis aufgeführt. Dagegen findet sich Vincentius im Wintersemester 1503/4 als Vincentius de Thomais Ravennas U. J. Dr. Paduensis in der Matrikel eingetragen, und wurde nicht bloß zum Professor ernannt, sondern am 23. Mai oder 1. Juni 1504 sogar zum Rector erwählt. Doch bemerkt Balthasar in seinen handschriftlichen Zusätzen zu seinem „Leben der Greifswalder Juristen“: der Kurfürst habe bald wahrgenommen, daß Vincentius in seinem Wandel kein so vorzüglicher Mann sei, wie er dem Kurfürsten durch dessen Rath, Doctor Martinus Pollichius Mellerstadius, dargestellt worden. Als D. Nicolaus Marschalk vor Ostern 1505 Wittenberg verließ, erlangte Vincentius das Ordinariat des Codex und behielt es bis zu seinem Abzuge im Spätsommer oder Herbst 1506. Um Walpurgis 1507 erhielt dessen Professur Dr. Hieronymus Schürpf. —

Der Vater P. hielt, wie bereits erwähnt, nur außerordentliche Vorlesungen, indem er an Festtagen in Gegenwart der fürstlichen Brüder seine „sermones extraordinarii“ vortrug, das sind 24 Reden über verschiedene religiöse und moralische Fragen, welche (nach Löscher) bereits 1505 zu Wittenberg in officina Trebelliana im Drucke erschienen unter dem Titel: „Sermones extraordinarii et pulcherrimi cum multa rerum et historiarum copia clarissimi, — — miranda memoria praediti Doctoris Petri Ravennatis Itali, quos diebus festibus suis auditoribus pronunciavit in Universitate Wittebergensi assidentibus serenissimis principibus Illustrissimis Saxoniae ducibus Frederico Electore et Joanne fratribus.“ Außerdem lehrte P. nach eigenen Compendien römisches und kanonisches Recht. Das compendium juris civilis erschien schon 1503 (Albiburgi. 4°); der erste Theil des compendium juris canon. „in quo innumerabilia aurea et elegantia dicta continentur“ ebenda am 20. April 1504 mit einem Huldigungsschreiben an den Kurfürsten schließend; am 26. April 1506 folgte zu Leipzig bei Wolfg. Monacensis der zweite Theil dieses umfassenden Werkes, an den sich noch ein dritter anreihte. — In einer späteren Cölner Ausgabe ist das compendium in 3 partes getheilt und sind die Materien alphabetisch geordnet. Pars 1 umfaßt die Buchstaben a bis h; P. 2 i bis p. Fol. CCX beginnt P. 3 hujus utilissimi compendii, zuletzt: conclusio, d. h. Anrede an die Zuhörer. Petrus zählte in Wittenberg manchen Freund; zu diesen gehörte auch Nicolaus Marschalk, der die Vorrede zum compendium juris civilis verfaßte, dann Kilian Reiter aus Mellerstadt und Herman Trebelius aus Eisenach, welche die Veröffentlichungen ihres Gönners mit Gedichten schmückten, während hinwieder dieser bedacht war, die sächsischen Fürsten und deren erste Beamte in wohlgesetzten Versen zu besingen.

So günstig sich hiernach für P. die Dinge in Wittenberg gestalteten, so war doch auch hier seines Bleibens nicht. Im Sommer 1506 brach die Pest aus, weßhalb die Universität am 4. Juli (nach Muther am Ulrichstage, den 7. August) nach dem Landstädtchen Herzberg verlegt wurde, wo sie bis Anfang December desselben Jahres verblieb. Auch P. schloß sein Collegium über Civilrecht im Juli mit den Worten: „Wie ich sehe, liebe Zuhörer, vertreibt uns die Pest. So Gott will, gedenke ich seiner Zeit das begonnene Werk zu vollenden!“ Dieser Vorsatz kam jedoch nie zur Ausführung; denn P. zog, an mehreren deutschen Hochschulen vorsprechend, auf Umwegen nach Köln, [illegible]

niversität sich gerne das „deutsche Paris“ nennen hörte, obwohl deren wissenhaftliche Leistungen auf diesen hochstrebenden Namen damals keinen Anspruch ehr verliehen.

Doctor Vincentius scheint den Vater nicht begleitet, sondern Wittenberg päter verlassen zu haben, und von da unmittelbar nach Italien zurückgekehrt u sein. Bald darauf wurde er Auditor des Cardinals von St. Sabina in Rom, und war nach Versicherung des Vaters eifrig bemüht, allen Deutschen, ie sich am päpstlichen Hofe an ihn wandten, hilfreiche Hand zu bieten. Hiermit schließen die Nachrichten über Vincentius und ist uns über dessen spätere Schicksale nichts bekannt. —

P. war nach Köln ein glänzender Ruf vorangegangen und man sah seinem öffentlichen Auftreten mit größter Spannung entgegen. Wenn wir den übertreibenden Schilderungen des Ortwin Gratius Glauben beimessen dürfen, konnte bei der ersten Vorlesung ein sehr geräumiger Saal nicht die Menge der Herbeiströmenden fassen. Dicht gedrängt stand man bis weit über die Thüre hinaus noch im Freien. Mancher suchte ein Plätzchen auf den Aesten der vor den Fenstern befindlichen Bäume; andere im Sparrenwerk des Daches. Dem gewaltigen Getöse, durch die Anwesenheit so Vieler entstanden, folgte plötzlich lautlose Stille. P. war erschienen und hatte zu sprechen begonnen. Wie ein majestätischer Strom ergoß sich seine Rede. Alles lauschte mit ungetheilter Aufmerksamkeit. Und als er geendet, ertönte ein gewaltiger Beifallssturm, wie man ihn zu Köln kaum noch gehört. — Der Rath der freien Reichsstadt beeilte sich, den Gelehrten für die Universität zu gewinnen und P. übernahm gegen ein ziemlich bescheidenes Honorar den Vortrag in beiden Rechten, worauf er am 3. December 1506 immatriculirt und ihm „ob reverentiam personae“ die übliche Inscriptionsgebühr nachgelassen wurde. Da er auch seine sermones extraordinarii zum Gegenstand einer Vorlesung machte, besorgte er im Winter 1506/7 eine neue Ausgabe derselben und reihte an sie drei weitere, schon früher veröffentlichte Werke, die „Repetitio C. inter alia de immunitate ecclesiae“, den „libellus de potestate Papae & Imperatoris“, endlich den „Clypeus contra doctorem Cajum impugnantem suum consilium“, der bereits 12 Cal. Julii 1503 zu Wittenberg in 4° die Presse verlassen hatte. Am Schlusse des Buches theilt der Verfasser dem Leser die biographisch wichtige Nachricht mit, daß er und seine Gattin in den Orden der Tertiarier von der Regel des heiligen Franziscus getreten seien. Im folgenden Jahre (1508) veröffentlichte P. sein bekanntes „Alphabetum aureum“ (Alphabetum aureum famatissimi Juris utriusque Doctoris et equitis aurati dni Petri Ravennatis itali. quod ob publicam Scholasticorum utilitatem ac ut multa ex tempore in utroque Jure tum opponendo tum respondendo tum etiam determinando memoriter pronunciare possent. in lucem edidit, atque amplissime Germanorum universitati coloniensi nuncupavit); nach der Anlage unseren juristischen Encyklopädien vergleichbar, aber an Umfang und Tiefe des Gehaltes weit hinter diesen zurückstehend, denn das Buch enthält eine systemlose Aneinanderreihung juristischer Begriffe und Rechtsfragen, sammt deren Erläuterung in alphabetischer Ordnung, bereichert durch einen großen Citatenkram und bestimmt, von den Schülern auswendig gelernt zu werden. Nur durch den großen Ruf des Verfassers ist es erklärlich, daß dieses Werk in verhältnißmäßig rascher Folge vier Auflagen erlebte. Die zweite erschien in dem nämlichen Jahre wie die erste, 1508 (impressum Rothomagi per P. Olivier); die dritte am 6. Februar 1511; die vierte besorgte Dr. Johannes Thierry zu Lyon 1517. Dem Alphabete sind noch beigegeben die (wenige Blätter umfassenden) „Dicta quaedam notabilia quasi extravagantia sine ordine alphabeti“; dann die „Allegationes et conclusiones in materia consuetudinum“;

welche unter dem Titel: „Enarrationes in titulum de consuetudine“ auch in besonderem Drucke ausgegeben wurden. In der 3. und 4. Auflage ist die mehr erwähnte Criticomastix des Ortwin Gratius angehängt, nebst dessen Briefe an P. und dem Antwortschreiben des Ravennaten, welche beiden Schriftstücke schon früher kurz besprochen wurden. — Die günstige Aufnahme, welche der Ankömmling sofort bei seinem ersten Erscheinen in Köln gefunden hatte, sicherte ihm unter der Bevölkerung zahlreiche Anhänger, deren Namen wir aus der Criticomastix erfahren; wir finden unter vielen anderen den Protonotar des apostolischen Stuhles, Propst Andreas de Venroed, die Bürgermeister Gerhard v. Wesel und Gerhard Wasser, den erzbischöflichen Fiscal Urban de Viersen, Joh. Rincus, der Petrus malen und dessen Bild in seiner Wohnung aufhängen ließ, den Engländer Harisius, der gleich einigen Fremden des P. wegen nach Köln gekommen, und mehrere Andere.

Aber auch an Gegnern fehlte es dem welschen Gaste nicht, an deren Spitze kein Geringerer stand als der Dominikanermönch Jacob Hochstraten (s. A. D. B. XII, 527), einer der einflußreichsten Männer des theologischen Deutschland, das schlimm gekennzeichnet in jenen epistolis obscurorum virorum; mit ihm und seinen Anhängern gerieth P. in eine wissenschaftliche Fehde, die beiderseits mit großer Zähigkeit und steigender Erbitterung geführt wurde. (Dr. Muther hat in seinen Vorträgen „Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation“, S. 99 u. ff., unter dem Titel: „Ausgang des Petrus Ravennas“ den Verlauf und die Einzelheiten dieses höchst unerquicklichen Streites sehr ausführlich geschildert.)

Um Johannis 1507 erschien die zweite Ausgabe des Jus canonicum; aus ihr entnehmen wir 2 Streitfragen, welche zwischen P. und den Kölner Theologen zu Meinungsverschiedenheiten geführt hatten. Die erste Streitfrage betrifft die Natur des Zehenten. P. vertritt in Uebereinstimmung mit den Kanonisten und gegen die Ausführungen eines ungenannten Doctors der Theologie den Satz: daß die Zehenten nicht juris humani, sondern juris divini, sohin unverjährbar seien. Der zweiten Controverse lag der concrete Fall zu Grunde: daß die Herausgabe des Leichnams eines reuig am Galgen verstorbenen Verbrechers behufs kirchlichen Begräbnisses verlangt wurde. P. hatte die Antwort ertheilt, daß die Verweigerung dieses Verlangens gegen göttliches, menschliches und natürliches Recht verstoße und sowohl guter Sitte wie Anstand widerstreite! Gegen diesen Ausspruch richtete nun Hochstraten anfangs 1508 oder 1509 die Streitschrift: Justificatorium principum Alamaniae a Jacobo Hochstraten compilatum, dissolvens rationes P. Ravennatis (s. l. e. a.). Daneben veröffentlichte Gerhard von Zütphen, der freien Künste und der Theologie Professor, den „Tractatum de cadaveribus maleficorum morte punitorum ad considerationem Alamaniae Principum et aliorum Judicum.“ (Colon. 1508. 4°.)

Da P. und die Kölner Theologen übereinstimmend der papistischen Richtung huldigten und die erwähnten Controversen als theologische im strengsten Wortsinn nicht bezeichnet werden können, wird man kaum fehl gehen, wenn man die eigentliche Ursache des Zwistes zwischen P. und seinen kölnischen Widersachern auf ganz anderem Gebiete sucht. Zweifellos erregten die durchschlagenden Erfolge des welschen Gastes den Neid und die Scheelsucht der Einheimischen, zumal P., von Ueberhebung und Eitelkeit nicht frei, mit einem verletzenden Selbstgefühle aufzutreten pflegte. Auch Ordenseifersüchteleien mögen eine beachtenswerthe Rolle gespielt haben; wenigstens waren die Dominikaner sehr ungehalten, daß P. und seine Frau Lucretia Tertiarier geworden. Als die Tractate von Hochstraten und Gerhard erschienen, war P. gerade damit beschäftigt, einige „dicta notabilia“ zu seinem alphabetum aureum zusammenzustellen. Er benützte

iese Gelegenheit, in den dictis die zweite Streitfrage zu berühren und zu seinen Gunsten die schwerwiegende Ansicht des gefeierten Juristen Baldus de Ubaldis ins Treffen zu führen. Fast gleichzeitig trat er mit einer zweiten Schrift gegen Hochstraten auf, welche den Titel führt: „Valete cum perpetuo silentio ad clarissimum theologiae professorem magistrum Jacobum de Alta platea, ordinis praedicatorum, Petri Ravennatis J. U. Doctoris de bassa platea etc.“; Petrus nennt sich hier im Wortspiele mit Hochstraten's latinisirtem Namen (de alta platea) „de bassa platea“ (von der niederen Straße, d. h. von geringer Herkunft), und vertheidigt seine allerdings derbe Kampfweise mit dem hochfahrenden Gegner durch die ironische Behauptung: er sei eben plump an Körper und Geist, müsse daher plump vorgehen, weil Plumpem Plumpes gezieme. Er wolle sich indeß bei des Gegners Albernheiten nicht länger aufhalten; er werde das von Hochstraten ausgegebene Büchlein nebst seiner Entgegnung in Italien drucken lassen, die italienischen Doctoren mögen dann über diese Umgereimtheiten urtheilen.

P. stand in der heißen Fehde nicht allein; er fand in Ortwin von Graes kräftige Unterstützung, welcher in der mehrgenannten Criticomastix (ad Petr. Ravennatem suae peregrinationis Criticomastix ist der volle Name der Abhandlung) für den Angegriffenen in die Schranken trat, dessen Wanderschaft rechtfertigte und in allerdings starker Uebertreibung die Leistungen und Verdienste des P. hervorhob. Ortwin's Verhalten bleibt jedoch ebenso räthselhaft als auffallend; denn während er 1508 jene, man darf sagen, begeisterte Schutzschrift veröffentlicht, finden wir ihn 1511 im Lager der Gegner des Petrus, da er der 1511 erschienenen dritten Ausgabe von Hochstraten's „Protectorium principum Alamaniae“ ein lobendes Distichon voraussetzte und dem Dominikaner Gerardus de Zutphania eine höchst floskelreiche Grabschrift widmete. — Ebenso räthselhaft und auffällig bleibt es, daß die bekannten epistolae obscurorum virorum, welche an zwei Stellen (Brief 20 und 50, Band II) des Ravennaten gedenken, und Ortwin als „poeta, orator et philosophus, nec non theologus et plus si vellet“ verhöhnen, von jenem Meinungswechsel keine Erwähnung thun, obwol er für den Verfasser der Briefe eine sehr brauchbare Waffe gegen den Magister gewesen wäre.

Die beständigen Nörgeleien und Angriffe von Seite der Dominikaner verleideten P. allmählich den Aufenthalt im „glücklichen, heiligen Köln, der berühmtesten Stadt Deutschlands“, und er rüstete sich zur Abreise nach der ersehnten Heimat. Am Sonntag Palmarum, den 16. April 1508, hielt er vor einer großen Menge in der Minoritenkirche seine Abschiedspredigt über den Tod und verließ unter heißen Thränen die Kanzel. Am Donnerstag nach Ostern (27. April) bestieg er ein Schiff und fuhr einstweilen nach Mainz; denn die sofortige Rückkehr ins Vaterland war unthunlich, weil an Po und Adda der Kriegslärm tobte und gerade das Paduanische Gebiet mit feindlichen Truppen überzogen war. In Mainz wurde dem Fremdling warmer Willkomm. Wenige Tage nach der Landung sprach er in zahlreicher Gelehrtenversammlung (welcher auch der päpstliche Legat vom heiligen Kreuze anwohnte), unvorbereitet über einige ihm angewiesene Stellen des Hebräerbriefes und die Gewalt eines Legaten a latere, worüber letzterer sich sehr beifällig äußerte. Die Universität übertrug ihm alsbald die lectura ordinaria in jure canonico und er las noch gegen Ende des Sommersemesters 1508, wie wir aus der Aufzeichnung eines seiner Zuhörer, Johannes Sorbillo, erfahren. Im Laufe des Sommers vollendete er sein zu Köln begonnenes „Compendium breve in materia consuetudinum feudorum etc.“ Die Widmung (praefatiuncula) an Kaiser Maximilian ist datirt aus Köln am 13. April 1508 und floß aus der Feder seines

Schülers, des Engländers Guilelmus Harisius, jur. utr. baccalaureus, den wir bereits in Köln kennen gelernt haben. — P. bezeichnet im Eingange dieses Werk ausdrücklich als sein letztes, da er nach vielen Mühen endlich zu ruhen wünsche. Indessen werde er nicht versäumen, dem Jacob Hochstraten zu antworten, der voll Hochmuth, Dreistigkeit und Eigendünkel, in großer Ignoranz über Rechtsmaterien geschrieben habe, obwol er zwischen den Clementinen und dem liber sextus kaum unterscheiden könne und niemals Hörer des Rechts gewesen sei!

Letzterer entgegnete auf das Büchlein „Valete cum perpetuo silentio etc." mit der „Scholastischen Vertheidigung der Fürsten Deutschlands darin, daß sie die Verbrecher unbeerdigt am Galgen lassen", wahrscheinlich nur ein etwas vermehrter Wiederabdruck des 1508 erschienenen Justificatorium Principum Alamaniae, das 1511 mit einem Lobgedichte Ortwin's in dritter Auflage erschien, nachdem Hochstraten mittlerweile zur wichtigen Stelle eines inquisitor haereticae pravitatis ernannt worden war.

Während also Hochstraten den Kampf fortsetzte, sucht man vergebens nach der von P. im comp. feudorum in Aussicht gestellten Entgegnungsschrift; er scheint durch den Tod daran verhindert worden zu sein. Nur eine sehr triftige Hinderungsursache konnte die Erfüllung der sehr bestimmt gegebenen Zusage vereiteln. — Da wir nach dem Sommer 1508 jede Spur unseres Gelehrten verlieren, ist mit Grund anzunehmen, daß er in der zweiten Hälfte dieses oder anfangs des nächsten Jahres das Zeitliche segnete. Wir haben über den Tod des P. keine unmittelbare Nachricht; von Belang ist ein Brief, den Reuchlin am 1. November 1518 an den Cardinal Achilles de Crassis richtete. Er spricht hierin von Hochstraten, der sich rühme, Petrus Ravennas aus Köln vertrieben zu haben, und schreibt dann wörtlich: „Der göttliche Petrus Ravennas ging durch dieses Ungeheuer von Menschen, Aschthrata I. R. VII (denn so wird auf Chaldäisch auch der Teufel genannt), unter — aus Kummer (prae maerore)".

P. hatte 1508 das 60. Lebensjahr überschritten und durch seine unstäte, aufregende Lebensweise einen guten Theil seiner Kräfte verbraucht, weßhalb ihn auch Ortwin als sehr gealtert und gebrechlich schildert. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß er ohnedieß durch Verdruß und Aerger über die beständigen Kämpfe vorzeitig aufgerieben wurde und aus Kummer über die erlittenen Kränkungen und böswilligen Angriffe starb. Wenn ihn Luther in seinen „Resolutiones de indulgentiis" unter die Zeugen der evangelischen Wahrheit setzt, welche um dieser willen von den Anhängern der römischen Curie mit Gewalt unterdrückt wurden, so hat schon Hugo in seinem civilistischen Cursus (VI, 183) das Irrthümliche dieser Behauptung dargethan, weil P. dem papistischen Systeme huldigte und der Fehde nicht theologische Meinungsverschiedenheiten, sondern ganz vorwiegend persönliche Gehässigkeiten zu Grunde lagen.

Trotz unstäten Wanderlebens war unser Gelehrter ein sehr fleißiger und fruchtbarer Schriftsteller. Er hinterließ achtzehn Werke, von denen das compendium juris canonici mehrere Theile umfaßt. Sein nun selten gewordenes Erstlingswerk ist die eigentlich aus vier Reden bestehende „Oratio pro patria ad illmum Principem Nicolaum Trunum Venetum Ducem", welche am 14. Februar 1472 von Nicolaus Jenson zu Venedig in Folio gedruckt wurde. Lange nach seinem Tode erschien die „Constitutio de statutis", zuerst 1574 in Königsberg, dann 10 Jahre später 1584 Fol. in Venedig. Die mehreren seiner Werke beigegebenen lateinischen Carmina zeugen von dichterischer Begabung und sicherer Beherrschung der Sprache. Prof. Dr. Muther hat als Anhang zu seinem oben erwähnten Vortrage: „Ausgang des Petrus Ravennas" (Seite 95—128, dann 370—395) sämmtliche Schriften desselben sorgfältig zusammengestellt, unter genauester An-

be der einzelnen Titel, des Inhaltes jeden Bandes und der verschiedenen usgaben.

Ueber die Periode in Italien die in Savigny's Gesch. des röm. Rs. im Mittelalter Bd. VII S. 253 Citierten, bes. Fabronius, Hist. acad. Pisanae T. I — u. G. Tiraboschi, Storia della letter. italiana VI. P. III, 544—55. — Ueber die Greifswalder Periode: Kosegarten, Gesch. d. Univers. Greifsw. &c. S. 154—162. — Ueber die Kölner und Mainzer Periode: Dr. Muther, Nr. III, „Ausgang des Petrus Ravennas", S. 95—128 u. 370—395 in dessen Vorträgen: Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben &c. — Ein vollständiges Lebensbild gibt F. W. Barthold, Gesch. v. Rügen u. Pommern, Thl. IV, Bd. II, S. 7—17 u. 51—63. Siehe auch A. Balthasar, Vitae J.Ctorum Gripisw. u. dessen handschriftl. Zusätze. Eisenhart.

Petrus: P. Theodori, Astronom, geb. (um die Mitte des XVI. Jahrnderts?) in Emden, † am 1. September 1596 auf dem Schiffe (im indischen cean). P., der in dem Originalberichte über die von ihm ausgeführten Reisen n Namen Peter Dircksz Keyser führt, scheint früh in den niederländischen eedienst getreten zu sein und den Unterricht des Amsterdamer Mathematikers lancius genossen zu haben. Er befand sich auf der Flotte, welche die erste olländische Expedition nach Hinterindien brachte, und erfreute sich des Rufes nes besonders erfahrenen Piloten. Bei der Rückkehr der Escadre wurden die tronomischen Aufzeichnungen des Verstorbenen dem Plancius übergeben, der die rin enthaltenen astrognostischen Neuerungen holländischen Globenverfertigern Hondius u. s. w.) mittheilte und es so bewirkte, daß auch der Deutsche Bayer on jenen für seine „Uranometria nova" Nutzen ziehen konnte. Bayer behielt benso wie Houtman und Caesius die Bezeichnungen des P. Th. bei, der nithin als der eigentliche Begründer der Astrognosie der Südhalbkugel gelten arf. Im ganzen hat er die Position von 121 Australsternen mit der in jener Zeit überhaupt erreichbaren Genauigkeit bestimmt.

Recueil de voyages qui ont servi à l'établissement de la compagnie des Indes Orientaux, 1. Band, Amsterdam 1717. — Olbers, Ueber die neueren Sternbilder, Schumachers Astronomisches Jahrbuch für 1840. S. 239 ff. Günther.

Petrus: Suffridus P. (Sjoerd Pietersz), friesischer Historiker, geb. am 15. Juni 1527 in Leeuwarden, studirte in Löwen, wurde 30 Jahre alt Professor der griechischen und lateinischen Sprache in Erfurt; 1562 Licentiat und Bibliothekar von Granvelle, wohnte später in Löwen, wo er Licentiat der Rechte wurde und dann das canonische Recht docirte, und starb nach mehrfachem Wohnwechsel in Köln, wo er vorher Professor des Griechischen gewesen war, als Canonicus der Apostelkirche am 23. Januar des Jahres 1597. P. war seiner Zeit ein angesehener Gelehrter, der eine gewaltige Zahl von litterarischen, juristischen und historischen Werken geschrieben hat. Aber ihm fehlte Kritik und noch mehr Liebe zur Wahrheit. Ihm namentlich verdanken die vielen tollen und sinnlosen Fabeln, welche die friesische Geschichte entstellen, ihre Verbreitung, denn er redete der berüchtigten Chronik des Andreas Cornelius das Wort und schrieb ein eigenes Werk „De Frisiorum antiquitate et origine libri tres," Colon. 1590, um allen Unsinn, welchen dieser aus seinen angeblichen Quellen hervorgebracht hatte, zu vertheidigen und die Echtheit jener Quellen zu beweisen. Ein Jahr später fügte er demselben noch ein Leben Friso's zu und beschäftigte sich noch kurz vor seinem Tode mit einer „Apologia pro antiquitate Frisiorum", gegen Ubbo Emmius, welche 1603 von Furmerius beendigt und herausgegeben wurde. Einen etwas besseren Dienst leistete er der Geschichte durch seine „De scriptoribus

Frisiae decades XVI et semis", Col. 1593, in welchem Buche er zwar über alle die 40 angeblichen alten Historiker, aus welchen Cornelius u. s. w. ihre Fabeln hervorgezogen zu haben versicherten, wie wenn sie wirklich dagewesen wären, redet, doch über späteres hie und da einigen nützlichen Aufschluß gibt. Seine Fortsetzung von Beka und Heda und seine „Gesta Episcoporum Leovanensium" sowie die Ausgabe der Chronik des Martinus Polonus und seine „De illustribus Ecclesiae scriptoribus auctores" geben keine Veranlassung zu Klagen, wie seine Werke über friesische Geschichte, welche einem verdienstvollen Gelehrten den unauslöschlichen Makel der Fälschung und Lüge und der Verbreitung von Lügen und Fälschungen aufgedrückt haben. Jedoch verdient Eins dabei als Entlastung angeführt zu werden. P. glaubte alles was er schrieb, und vertheidigte auf ihm unwidersprechlich scheinenden Gründen die Fabeln der Autoren, die er vertheidigte. Er meinte gewiß ein Meisterstück der historischen Kritik geliefert zu haben, und was fast mehr sagen will, das haben auch seine Zeitgenossen gemeint; und noch in diesem Jahrhundert haben viele friesische namhafte Gelehrten, Sprach- und Geschichtsforscher sich nicht entschließen können, einem so gelehrten und kritisch verfahrenden Autor nicht wenigstens theilweise Glauben zu schenken. Das hat der Kampf um das Oera Linda Bok bewiesen.

Vgl. Bolhuis van Zeeburgh, Kritick der Friesche Geschiedsschrijving I. — de Wind, Bibliotheek van Nederlandsche Geschiedschrijvers. — Die Liste seiner Werke steht bei van der Aa. — J. H. D. Möhlmann, Kritik der friesischen Geschichtsschreibung u. s. w. Emden 1863, S. 38 ff.

P. L. Müller.

Petsch: Johann Friedrich P. ist der Dichter „eines schönen christlichen Liedes, von dem ehrwürdigen Herren, Doctor Martino Luther, und seiner Lehre", das im J. 1546 bald nach Luther's Tode zu Wittenberg bei Georg Rhaw erschien. Der Dichter ist vermuthlich identisch mit dem Johann Friedrich Petzsch, den Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen am 14. December 1545 Luther und Melanchthon in einem Briefe an sie zur Anstellung in einem Kirchenamte empfahl; wir erfahren aus diesem Schreiben, daß P. früher vom Kurfürsten Unterstützung zu seinem Studium erhalten hatte, damals Magister war und sich um eine Anstellung oder weitere Beisteuer zu seiner Unterhaltung an den Kurfürsten gewandt hatte. Im Album der zu Wittenberg Immatriculirten kommt sein Name, wie es scheint, nicht vor; hingegen ist im April 1543 ein Georg Petsch aus Weimar inscribirt, der vielleicht ein Bruder des unsrigen ist. (Im J. 1539 ist Caspar Petzsche aus Klausenburg inscribirt).

Wackernagel, das deutsche Kirchenlied I, S. 423, No. 78. III, S. 975 No. 1159. — Burkhardt, Luthers Briefwechsel S. 485. — Foerstemann album academiae Vitebergensis. p. 203b. (und 177a.). I. R.

Petter: Anton P., Historienmaler, geb. am 2. April 1781 zu Wien als Glied einer Familie, welche eine Reihe hervorragender Künstler aufzuweisen hat, erhielt seine erste Ausbildung in seiner Vaterstadt, insbesondere durch den Custos der kaiserlichen Gallerie, Karl Ruß, mit dem ihn auch in der Folge ein gleiches Streben verband. Kaum 25 Jahre alt erhielt P. für sein großes Gemälde „Der todte Aristides" den Reichel'schen Kunstpreis zuerkannt. Seine weitere Ausbildung betrieb er in Italien, insbesondere in Rom und wurde 1814 zum Mitglied der Akademie der bildenden Künste ernannt. Die Akademieen zu Mailand und Venedig hatten P. zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. Als Erzherzog Johann von Oesterreich zu Anfang dieses Jahrhunderts der vaterländischen österreichischen Kunst seine besondere Aufmerksamkeit zuwendete, richtete er auch seine Aufmerk-

mkeit auf P., derselbe malte eine Reihe von Bildern für das Schloß Thernberg, dem der Fürst weilte, sein großes Bild, die Begegnung der Brautleute Max I. nd Maria von Burgund darstellend, welches auf der Ausstellung von 1816 besonderes Aufsehen erweckte, kaufte der Erzherzog und schenkte es der ständischen Bilder allerie in Graz. Er war es auch, welcher den Maler aneiferte, Stoffe aus der Geschichte Oesterreichs zum Vorwurfe seiner Bilder zu wählen. So entstanden im J. 1822 as großartige Gemälde, welches den Triumphzug Maximilians I. in Gent darellt, während dessen die Gemalin des Kaisers ihm den inzwischen geborenen ohn Philipp entgegenbringt, im J. 1824 das Bild: Johanna von Aragonien it ihren Kindern an der Leiche Philipps von Oesterreich, im J. 1828 einige emälde, welche Scenen aus Pyrkers Rudolphiade darstellten u. a. m. Das oße Bild, welches Rudolf von Habsburg an der Leiche Ottokars darstellt, urde von Blasius Höfel in Kupfer gestochen. P. wurde im J. 1820 Professor an r Akademie der bildenden Künste in Wien, an welchem Institute er 1828 zum irector ernannt wurde. Er starb am 14. Mai 1858 hochbetagt zu Wien.

P. gehörte durch seine Bilder der historischen Richtung der Kunst Oesterreichs , und zwar ist er den Begründern dieser Kunstrichtung beizuzählen. Seine ompositionen zeigen allerdings noch die Steifheit und Härte jener Zeit, allein ne vortreffliche Technik und effectvolles Colorit weisen trotzdem in allen Bildern ine hervorragende Meisterschaft. Die Bilder: Der ermordete Meleager, Alciades, Phaedra, Lais und Aristipp, und andere beweisen des Künstlers tüchtige tudien auch auf dem Gebiete der Geschichte des classischen Alterthums. Mehrere iner Gemälde entnehmen ihre Stoffe der biblischen und Heiligenhistorie, so: agar, König Saul bei der Hexe von Endor, eine Madonna, die heilige Familie. on den großen historischen Compositionen sei noch des Bildes: Erzherzog Karl der Schlacht bei Aspern, gedacht. Eine große Zahl von Bildern, Porträts, cenen aus Dichtungen, Altargemälde 2c. aus Petter's Pinsel zeigen den außerdentlichen Fleiß und die Gewandtheit des unermüdlichen Meisters, der in der unstgeschichte Oesterreichs sich einen bleibenden Namen errungen hat.

Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. XXII. — Oesterreichische National-Encyclopädie. Bd. IV. S. 196 u. a. O. Schlossar.

Pettrich: Franz Johann Nepomuk P. (auch Petrich), Bildhauer, geb. am 9. August 1770 (laut Matrikel) zu Trebnitz in Böhmen (Leitmeritzer Kreis), zu Dresden am 23. Januar 1844, war der Sohn eines ehrbaren und wegen iner sachlichen Tüchtigkeit viel beschäftigten Tischlers, der es zugleich verstand ch im „Jungen“ einen brauchbaren Gehilfen für die erforderlichen Schnitzbeiten heranzubilden. Mit dieser Lehrzeit ist außerdem eine Tradition verknüpft, elche darauf hinweist, daß sich bei P. schon frühe der ureigne Trieb für bilderische Gestaltung äußerte. Gehalten, die zum Hausstande gehörigen Kühe nd Ziegen beim Grasen zu überwachen, vertrieb er sich dabei am liebsten die eit, seine Schützlinge auf mitgenommenen Brettchen zu porträtiren. Diese vielitig bemerkte Talentäußerung führte endlich auch dazu, daß der Vater von iner Vorherbestimmung abließ und den Sohn einem Leitmeritzer Steinmetz amens Wiküp in die Lehre gab, wo dieser bis ins 17. Jahr verblieb, um hierach als „freigesprochener Geselle“ behufs weiterer Ausbildung die Wanderzeit ntreten zu können. Sein Weg führte ihn zunächst nach Prag, dort zu einem war untergeordneten Bildhauer Namens Molinsky, der jedoch rechtschaffen genug var, dem begabten und strebsamen Jünglinge behilflich zu sein für den Uebertritt an eine angemessenere Bildungsstätte. P. wanderte in Folge davon 1789 nach Dresden, suchte hier Aufnahme in der Akademie, vervollkommnete sich unter Casanova im Zeichnen und Modelliren, gewann namentlich durch seine Fertigkeit in letzterem die Zuneigung des Hofbildhauers Dorsch, der ihn bereitwillig

in seine Werkstätte aufnahm und bei seinen eben im Zuge befindlichen Ausführungen für den Zwingerbau mitbeschäftigte. — Die hierbei an den Tag gelegte Leistungsfähigkeit wirkte denn auch entscheidend für die nächste Zukunft Petlrich's. Aufträge für selbstständig auszuführende Werke erfolgten, eine eigene Werkstätte konnte eingerichtet werden, und was er kaum noch ahnte, vollzog sich nach kurzer Wirksamkeit: König Friedrich August I. ernannte ihn 1795 zum Hofbildhauer. — Fast zu viel des Glücks! durfte er sagen, denn sein Planen war mittlerweile ein anderes. Nicht binden wollte er sich so frühe an die Scholle, sondern vorerst seine Reiseprüfung in Italien bestehen. — In aller Offenheit diese Absicht dem huldvollen Monarchen vortragend, und auf Verneinung gefaßt, überraschte ihn derselbe mit der vollen Zustimmung, überdies mit der vollen Zusicherung jeder erforderlichen Beihilfe. Vollkommen beruhigt vermochte also P. 1801 die Reise nach Italien anzutreten. — Bekannt wurde von dort, daß er sich dem gleichjährigen Thorwaldsen anschloß und vereint mit diesem unter Canovas Leitung Meisterschaft in der Behandlung des Marmors zu erlangen suchte. Inzwischen auch intim geworden mit Asmus Carstens, die jene neue Kunstrichtung, die ihre Ausläufer fand in Wächter, Schick, Koch, Overbeck, Cornelius 2c. 2c., anregte, hatte sich P. in das jener Zeit von frischfröhlichsten künstlerischen Schaffen belebte Rom derart fest eingesponnen, daß ein Jahrzehnt darüber hinging, bevor er an die Rückkehr nach Dresden dachte. Die Gemahnung daran war freilich eine äußerst rauhe — von der Deutschland schwer heimsuchenden Kriegsfurie ausgehende. In die allgemeine Bewegung zur Vaterlandsvertheidigung mit einbezogen, bedurfte es dann auch für ihn zur Wiederaufnahme künstlerischer Thätigkeit des Pariser Friedensschlusses, nach welchem infolge der Neugestaltung der Kunstakademie, P. mit Decret vom 6. December 1815, an Stelle des † Dorsch, in die Professur für Bildhauerei einberufen wurde. Wirksam in dieser bis zu seinem Ableben, nützte er zugleich die ihm beschiedene, selten glückliche Lebensstellung mit dem Hervorbringen einer äußerst stattlichen Reihe von Werken aus. Bedauerlich, daß nirgends ein vollständiges Verzeichniß seiner Schaffensfrüchte vorfindlich. Erst durch Zufall wurde mir eine Anzahl anderweitig nicht verzeichneter bekannt. So in den deutsch-böhmischen Grenzstädten Rumburg und Schönlinde. Besonders vielfach beauftragte ihn letztere Stadt. Außer einem lebensgroßen Crucifixus mit anbetenden Engeln zu Seiten (in Metallguß) aus dem J. 1818, auf der Plattform der Kirchenstiege angebracht, enthält der alte, die Stadtkirche umgebende Friedhof noch sechs, durch künstlerischen Werth hervorragende Grabdenkmale. Das bedeutendste ist jenes der Frau Römisch, die ideale Gestalt der Verblichenen auf einem Sarkophag ruhend, hält mütterlicher Innigkeit das Abbild ihres — an dieser Stelle mitbegrabenen — Töchterleins umschlungen. Die übrigen vertheilen sich auf die Grabstätten der Marianne May, Apollonia Michel, Toni Rößler, der Handelsleute Zacharias Kögler und Adalbert Wünsche. — Die Stadtkirche zu Rumburg besitzt wieder ein interessantes, höchst originell componirtes Taufbecken. Dasselbe gelangte laut des Kirchen-Memoriale am Charsamstage des J. 1822 das erste Mal in Brauch, und ist damit auf seine Entstehungszeit hingewiesen, die übrigens noch durch ein vorliegendes Dresdener „Artistisches Notizenblatt“ Nr. 20, vom 31. October 1822 (Herausgegeben: C. A. Böttiger) erhärtet wird. Der Genannte verbreitet sich im Hauptartikel: „Prof. Pettrichs Taufstein“ vernehmlich über die Conception desselben, und sagt u. A. „Nicht die Dreifußgestalt als Gestelle des Taufbeckens ist es, welche als sinn- und bedeutungsvoll in dieser Form gelobt zu werden verdient . . . das Geistreiche ist die beziehungsvolle Anwendung des uralten Orakeldrachen auf das christliche Dogma der Erbsünde, welcher die Weihe des Kindes durch das Sacrament der Taufe entgegentritt“. In Anwendung gebracht ist

die am Mittelstück zwischen dem Dreifuß sich nach abwärts ringelnde
fesschlange, gekennzeichnet durch den im Rachen gehaltenen Apfel. Den
ß der Füße nach Oben bilden anstatt der antiken Bukranien, geflügelte
öpfchen mit dem Kreuzeszeichen an der Büste — entsprechend dem am Becken-
ngebrachten Texte: „Im Namen des Vaters, des Sohnes ꝛc." Der ur-
ch mit Akanthus gezierte Deckel erfuhr später eine Aenderung durch einen
mit der trefflich in Holz geschnitzten und vergoldeten Darstellung der
hristi. Dreifuß und Becken sind bronzirt. — Dresden selbst besitzt am
ter Begräbnißplatze das schöne Monument des Generals Christiani; am
chen Friedhofe die Denkmale für den Kriegsminister Zinzendorf und für
demiedirector Casanova. Von seiner Hand ist ferner das als kolossales
usgeführte, wettrennende Zweigespann an der neuen Dresdener Reitschule.
e und gewürdigte Werke von ihm sind noch „Die von der Gottheit
e Gerechtigkeit"; „Theseus findet Schwert und Schuhe seines Vaters";
elbstmord des Pyramos und der Thisbe". Ein Christus am Kreuze von
s schöner Ausführung in der Friedhofskapelle zu Trebnitz. Besonderes
t durch Naturwahrheit erregte die naturgroße Statue „Eine Fischerin"
; durch geniale Conception wieder das Hochrelief „Um einen Candelaber
e Kinder". — Bedeutend war auch sein, jetzt in verschiedene Samm-
zerstreuter Nachlaß an Modellen aller Formen sowie an Zeichnungen. —
. sind, wie mir jüngst mitgetheilt wurde, auch die Entwürfe für den
ltar in Schönlinde, und für drei Altäre und die Kanzel in Hainsbach,
itzer Bezirk). Zugleich liegt eine Angabe vor von mehreren für Schlesien
hrten Grabdenkmalen. — Die in und nach Italien geschaffenen Werke
's erweisen durchweg jene Wesensläuterung, die fast an allen Künstlern
mbar wird, welche in Verband traten zu den Leitern der neuromantischen
ng, die während der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts — eben von
us — über München nach Deutschland ihren Zug nahm. Für Dresden
als Plastiker jedenfalls der erste und würdigste Repräsentant dieser den
schen Eklekticismus aus dem Felde schlagenden Kunstreform. Hervorragende
von ihm waren sein Sohn Ferdinand, und Christian Gottlieb Kühn.
erster Ehe vermählt mit Karoline Dittrich aus Bautzen, in zweiter mit
Gottschall aus Dresden, besaß von ersterer zwei Töchter und einen
von der anderen eine Tochter. Die älteste Tochter wurde Gemahlin des
Dresdener Bildhauers Christoph Neuhäuser. Von Vogel von Vogelstein
ein Bildniß Pettrich's aus dem J. 1813.

Meusels Künstlerlex. — Nagler, neues allg. Künstlerlex. — Müller-
zinger, Künstlerlex. — Dlabacz, Allg. hist. K. Lex. — Eigene Forschungen.

erdinand P., Bildhauer, Sohn des Vorigen, geb. zu Dresden 1798,
om 1872, ging aus der Vorschule des Vaters, und nach Absolvirung
eums, 1816 an die Kunstakademie über, von wo er unter besonderer
igung, 1819, in die Gefolgschaft des Königs Anton von Sachsen für
Reise nach Italien aufgenommen wurde. Des Weiteren, bis 1835 in
chüler Thorwaldsens, folgte er noch in diesem Jahre einem Rufe nach
gton behufs einer dort neuzuerrichtenden Kunstschule. Sein erfolgreiches
wie sein allgemeine Bewunderung findendes, künstlerisches Schaffen
indes den Neid und die Rachsucht der einheimischen Bildhauer, die
ch nichts Geringeres wie seine gewaltsame Beseitigung planten. Recht-
avon unterrichtet, entfloh P. nach Brasilien, wo sich ihm unerwartet ein
Feld für fruchtbare Thätigkeit erschloß. Denn er fand in Rio de Janeiro
llein die gastlichste Aufnahme, sondern zur Werthschätzung als Künstler
e einer solchen entsprechenden Aufträge. Besten Beweis, mit welchem

Behagen er jetzt zugleich Nebenziele verfolgen konnte, geben die zu einer Sammlung angewachsenen Nachbildungen indianischer Charakterköpfe, die ihn denn auch, als er sich seiner gefährdeten Gesundheit wegen, 1865, zur Rückkehr nach Rom bemüßigt fühlte, für den Rest seines Lebens sorglos stellte, und zwar dadurch, daß die Sammlung gegen eine Leibrente von der päpstlichen Regierung erworben wurde. Von den anderen überseeischen Werken Pettrich's ist keine nähere Kunde zu uns gelangt, bekannt sind blos mehrere, während des ersten Aufenthalts in Rom ausgeführte Gebilde, so das „Mädchen mit der Angelruthe", die beiden Reliefs „Tag" und „Nacht", (1823): „Belisar", „Christus", „Todesengel" (1828). — In die nächste Folgezeit datirt seine Mitarbeit an dem, rings die ganze Wand umziehenden Marmorfries in der Walhalla (bei Regensburg), nach den Entwürfen von Mart. Wagner. — Ein besonders interessantes Werk des Künstlers, datirt Rom 1826, besitzt die Stadtkirche in Schönlinde als Epitaphium des verstorbenen Stadtdechants Jos. Ludw. Hübner — in Gestalt des auf dem Kreuze schlummernden Jesukindes, wunderschön ausgeführt in carrarischem Marmor. — Die Werke Pettrich's kennzeichnet überhaupt Anmuth der Form und edler, von Naturwahrheit durchdrungener Stil.

Müller-Klunzinger, N. K. Lex. — Meyer, Conv.-Lex. — Eigene Forschungen.

Rud. Müller.

Pettschacher: Benedict P., Benedictiner, † am 25. März 1701 in der Abtei St. Lambrecht in Steiermark, wo er am 8. August 1654 die Gelübde abgelegt hatte. Nachdem er einige Zeit in der Abtei Admont Philosophie gelehrt hatte, wurde er 1666 Doctor und Professor der Theologie zu Salzburg; 1673—81 war er Rector der dortigen Benedictineruniversität, zuletzt Prior in St. Lambrecht. Er veröffentlichte unter anderem: „Tractatus de incarnatione", 1673; „Tractatus de sacramentis", 1675; „Tractatus speculativo-practicus de restitutione," 1676; „Opusculum de jure in communi et in specie", 1677. Im Auftrage der Salzburger Universität ordnete und vervollständigte der Benedictiner Odo Guetrath die gedruckten und ungedruckten Tractate von P. zu einer „Theologia universa speculativo-practica", welche 1743 zu Salzburg in drei Foliobänden erschien.

Historia Universitatis Salisburg., p. 304. — Bibliothèque des écrivains de l'Ordre de S. Benoit II, 379. — Hurter, Nomenclator II, 617.

Reusch.

Petzek: Joseph Anton v. P., Jurist, geb. 1745 zu Trautenau, † am 19. Juli 1804 zu Wien. Er machte seine Studien zu Olmütz und Prag und wurde 1778 Professor des Kirchenrechts zu Freiburg im Breisgau, las dort auch zehn Jahre österreichisches Privatrecht und war 15 Jahre Büchercensor, wurde 1791 auch Appellationsgerichtsrath. Als 1799 die Franzosen einrückten, verließ er Freiburg und wurde dann 1800 als Professor in Wien angestellt und geadelt. Er veröffentlichte 1781 „Synopsis jurium communium ad titulos in alphabeti ordinem redactos accommodata", 1783 eine Dissertation „De potestate ecclesiae in statuendis matrimonii impedimentis" und 1787 eine Vertheidigung derselben („Vindiciae dissertationis" etc.), 1788 eine kleine „Untersuchung, ob der Kirchenablaß eine Nachlassung der göttlichen Strafen sei", später „Grundsätze des vorderösterreichischen Privatrechts", 3 Bände 1792—94, „Systematisch-chronologische Ordnung aller Gesetze und Verordnungen für die vorderösterreichischen Lande", 5 Bände, 1794—97, auch einen „Katalog der 1783—94 in Oesterreich verbotenen Bücher" (1794).

E. Klüpfel, Necrologium, p. 292. — Wurzbach, Lexikon 22, 150.

Reusch.

Petzl: Joseph P., Historien- und Genremaler, wurde als Sohn eines
nigl. Geometers an der Steuerkataster-Commission am 23. December 1803 zu
ünchen geboren, besuchte bis zu seinem 18. Jahre das Gymnasium und trat
nn unter Johann Peter von Langer in die Akademie, um sich der Historien-
lerei zu widmen. Aus dieser Zeit stammt ein Altarbild zu Haching und die
esenfigur eines Heiligen am Kirchthurme zu Trudering. Nebenbei machte P.
ißige Abstecher nach den altbaierischen Bergen und nach Tirol, wo er das
lksleben studirte; er war einer der ersten, welche die häuslichen Scenen, länd-
hen Aufzüge, Feste, Schützenbilder malte, und das Hochgebirge mit seiner
oßartigkeit, die Freuden des sennigen Volkes bei Zitherspiel und Almenliedern,
er auch die Fährlichkeiten der Jagd und die Schrecken der Wilderei zur Dar-
llung brachte. P. zog mit den Augen eines Culturhistorikers durch die Berge
d bannte durch seine farbige Kunst das damalige Leben unmittelbar in seine
inen, bald vielbegehrten Bilder. So waren die „Dorfgeschichten“ schon längst
unden und gemalt, ehe die Dichter an solche Stoffe dachten; die anregende
irkung der Malerei auf die Poesie ist in diesem Falle sogar litterär-historisch
chzuweisen. Merkwürdiger Weise schlug P. einen ganz anderen Weg ein als
meisten seiner Zeitgenossen; während diese damals aus allen Gegenden nach
ünchen drängten, wendete er gerade der alten Isarstadt und dem daselbst neu
hebenden Kunstleben den Rücken und wanderte ganz allein, nach damaliger
itte mit dem Ränzel auf dem Rücken, nach Böhmen, Sachsen und Norddeutsch-
nd, aus Drang zu lernen und die Welt zu sehen. Längere Zeit weilte P. zu
erlin, wo er 1827 bei Professor Karl Begas einige Sensationsbilder malte:
emsenjäger, Tiroler-Landesvertheidiger und griechische Palikaren — letztere
atürlich noch ohne dergleichen gesehen zu haben, gleichsam instinctiv für seine
pätere Thätigkeit, wahrscheinlich durch Wilhelm Müller's „Griechenlieder“ an-
eregt und begeistert. Nachdem P. beinahe ein Jahr lang auch zu Dresden
eweilt, daselbst namentlich in der Gallerie studirt und zu seinem Weiter-
ommen neue Bilder gemalt hatte, zog er über Hannover nach Schleswig, blieb
ängere Zeit in Kopenhagen, wagte auch einen Ausflug nach Schweden und
ehrte dann über Hamburg und Düsseldorf, überall malend und mit den besten
Namen in persönliche Fühlung tretend, nach München zurück (1831). Hier
malte er zwei große Bilder: eine „Auction“ (im Besitze des Fürsten von Thurn
nd Taxis zu Regensburg), wozu die „Testamentseröffnung“ von David Wilkie
ichtlich den Impuls gegeben hatte, und als Nachklang seines Aufenthaltes in
orddeutschland, das wol componirte, gleichfalls figurenreiche Genrestück: „Ein
Willkommen an der preußischen Grenze zur Zeit der Cholera“ (lithographirt von
. Leiter), ein köstliches, höchst charakteristisches Bild. Die Contumaz hat in
r mit Cholera-Affiche behangenen Wirthsstube die verschiedensten Leute zusammen-
ebracht; im Bewußtsein seiner Autorität sitzt mitten im breitesten Raume der
Wirth, in Hemdärmeln, den Schurz und die Rasirserviette vor, beschienen von
em hellen, durch das Fenster einfallenden Sonnenlichte. Der Barbier, der
nter ihm steht, ein Kraftgenie und bei der drohenden Gefahr die wichtigste
erson im Orte, weiß schon im voraus alles Bedenkliche, was der alte Dorf-
chulmeister eben aus den Zeitungen vorliest und verschüttet das Seifenwasser,
ndem er sich mit prophetischer Selbstgenügsamkeit zu dem erschrockenen Nachbar
endet. Im Hintergrunde zeichnen Studenten und Künstler die Route nach
Berlin auf den Tisch; einige Gensdarmen fordern die Gesundheitspässe von pol-
ischen Juden und Handwerksburschen; ein Seemann im Vordergrunde labt sich
n Wein und Schinken, hinter ihm stehen einige Flaschen mit Cholera-Präser-
ativen. Die Frau und Kinder des Wirthes und der unvermeidliche Hausknecht

bewegen sich ziemlich gleichgültig zwischen allen diesen Personen und der Hausspitz holt in aller Stille dem lesenden Schulmeister sein Brod aus der Tasche. Diese heitere Scene wurde das Vorbild einer ganzen Classe von Bildern, welche bald bei Donnerwettern in den Alpen, bald in Eisenbahn-Wartesälen u. dgl. spielen. Besonders meisterhaft war die Sonnenbeleuchtung sammt dem Schatten des Fensterkreuzstockes, der mit dem davor hängenden luftschwanken Laubwerke auf den drei mittleren Figuren zittert. — Nach Vollendung dieses mit außerordentlichem Fleiße durchgeführten Bildes ging P. im Herbste 1832 nach Italien. Schon hatte er sich für längere Zeit zu Rom eingerichtet und Studien zu malen begonnen, als sich die verlockende Gelegenheit bot, im Gefolge des König Otto nach Griechenland zu reisen und nach dem damaligen Sprachgebrauch „das zur vollen Freiheit erwachte Leben eines edlen Volkes in den ersten Freudentagen zu schauen“. Gleichzeitig mit Peter Heß, Ernst von Lasaulx und vielen Anderen fuhr P. von Neapel über das Meer und war am 30. Januar 1833 ein Zeuge der Landung und des Einzuges zu Nauplia. Land und Leute packten ihn und rissen ihn hin zu Darstellungen, welche damals ein höchst dankbares Publicum fanden und uns heute noch eine fast unbegreifbare Zeit vor Augen führen. Gleich in den ersten Wochen begann P. ein Bild mit „griechischen Häuptlingen, die sich im Divan zu Nauplia die Proclamation ihres neuen Königs vorlesen lassen“. Alle Köpfe waren Portraits und mit gelungenster Charakteristik wiedergegeben. Den Mittelpunkt bildet der greise Nottis Bozzaris, ihm zunächst steht ein schöner blonder Jüngling; die anderen ihre Pfeifen rauchend hören aufmerksam zu. Der Ort der Versammlung ist das alte Café; Wasserpfeifen stehen auf dem Gesimse, Koransprüche an den Fenstern. Alles, selbst das kleinste Beiwerk, war mit größtem Fleiße gemalt; bei vollem Farbenreichthum waltete die schönste Harmonie. Das Bild (im Besitz des Herrn Jänisch zu Hamburg) kam noch im Laufe des Jahres 1833 nach München und erregte dann 1834 auf den Kunstausstellungen in Berlin, Hannover u. s. w. und zuletzt noch 1858 auf der großen historischen Kunstausstellung zu München, das verdiente Interesse. Der vielgefeierte Realismus war schon längst da, ehe die Neuzeit also lärmend seiner gewahr wurde, d. h. mit anderen Worten, die sogenannten „alten Herren“ verstanden sich schon früher darauf, machten aber unter sich kein so großes Halloh darüber, verfeindeten sich noch nicht auf Tod und Leben, hielten sich hübsch einträchtig in dem Rahmen der Kunst und überließen es den Epigonen, die Knochen des grassen Naturalismus in consequenter Weise zu benagen. — Weitere Fahrten unternahm P. nach Lakonien, Attika und Euböa, durch die Maina, Arkadien und nach den Cycladen, über Patmos und Ipsara zum Beiramsfeste nach Constantinopel; obwohl er eilig reiste, hielt er doch vieles in sehr sauberen Zeichnungen fest. So brachte P. im Herbste 1834 einen Reichthum von Skizzen zurück, welche er alsbald künstlerisch verarbeitete und damit das Publicum an seinen Namen fesselte. Im bunten Wechsel schuf P. bald Scenen aus dem griechischen, bald aus dem türkischen Leben. Es folgte das „griechische Frauenfest“, dann die ihres Bräutigams harrende Griechin (Kunstblatt 1834, S. 19, im Besitze der Fürstin Gagarin in St. Petersburg und später wiederholt für die Fürstin Radziwill ebendaselbst), ferner die „schachspielenden Türken“ und „Türken unter einem Zelt“ (1835). Eine Gruppe attischer Frauen am Denkmal des Lysikrates beim Einzug des Königs Otto, „gefangene Griechinnen vor einem Pascha“ u. s. w. Das Jahr 1838 brachte eine italienische Volksscene: die „Unterzeichnung eines Heirathscontractes“. Andere kleinere Darstellungen waren wieder dem deutschen oder ungarischen Volksleben entnommen, zu letzteren zählte eine „ungarische Hochzeit“, zu ersteren ein „tyroler Landesvertheidiger“, ein „Gebirgsschütz“, „Passeyerer Bauern an

acht", „flüchtende Tyroler" (lithogr. von Zimmermann), der „Invalide"
r. von Hohe), dann das figurenreiche Genrebild: „wie ein Forstmeister seine
te Tochter bei einer Schauspielertruppe wiederfindet" (1837 und 1841)
ı großes Genrebild: „wie ein Sklavenhändler einem Pascha drei Mädchen
t" (Rosenstein bei Stuttgart). Seit 1837 glücklich verheirathet hatte sich
München behaglich festgesetzt und arbeitete mit Lust und Liebe, wobei
e heitere Laune gerne die Hand leitete, und sein schalkhaftes scharfsinniges
mmer neue Stoffe entdeckte. Außer mehreren Abstechern nach Südtirol,
viele Interieurs als Studien zu künftigen, leider nie ausgeführten Bildern
nahm P. 1844 einen fast halbjährigen Aufenthalt in Venedig, wobei
weitere Oelskizzen und Zeichnungen die Menge seiner noch zur Aus-
ı bestimmten Projecte erheblich vermehrt wurde. Besondere Aufmerksamkeit
e er dann der von Düsseldorf ausgehenden Dichtung und der neuan-
en belgischen Malerei. Indem er die Vorzüge dieser Schulen sich anzu-
trachtete, da sie seiner längst angestrebten Empfindung nach möglichst
ischer Wirkung entsprachen, hatte er kein Genüge mehr an seiner Arbeit.
nd er die verschiedenartigsten Stoffe aufnahm, z. B. die beiden Leonoren,
ung zu einer Kindtaufe, Einkleidung einer Novize (gestochen von Raab),
einer Römerin, ein großes Schützenfest (lithogr. von Borum), stellte er
ie meisten Werke unvollendet bei Seite und schliff mit dem Bimsstein
herzig über die auf das Feinste empfundenen Stellen; unbefriedigt und
eden mit sich und seinen Schöpfungen, setzte er die meisten seiner Bilder
bis auf weitere Ordre, welche nimmer kam. Es war kein Stillestehen,
ein fortwährendes Weiterstreben, seine Farbe verfeinerte sich, aber die
nichts mehr zu vollenden, oder die Eigenheit das Vollendete wieder zu
n, gewannen nur zu häufig die Oberhand. Darüber wurde P. jedoch
opfhänger und Melancholiker, sondern blieb der launigste Humorist und
chwenker, der beste Freund der „Fliegenden Blätter" und die Seele aller
n, weltbekannt und sprichwörtlich gewordenen Münchener Künstlerfeste,
Inscenirung P. mit einer fast leidenschaftlichen Genialität, mit dem Opfer
besten Zeit und Kräfte betrieb, so daß heute noch die Tradition davon
chten weiß. Dazu gehörte jenes „Wallenstein-Lager", das große „Dürer-
1840), die zierlichen Narren- und Maskenscherze, die Mai-Aufzüge, „Bar-
's Erwachen" (1848) u. s. w. — Am 2. October 1864 lähmte ein
anfall die eine Seite des Körpers und die liebevollste Pflege schien Hoff-
auf Besserung zu geben, P. erholte sich noch soweit, daß es ihm noch
gelang, die Runde zu machen bei allen seinen Freunden und Genossen,
einmüthig liebten und ehrten, gleichviel welcher Richtung der Kunst sie
rten. Aber die bleierne Hand der Lähmung griff weiter in sein Gedächtniß,
ein langsames trauriges Erlöschen, bis er am 24. April 1871 völlig
mmerte. P. war in seinen Bildern immer geistreich und genial, anmuthig
rt, ernst und launig, stets streng in Form und Zeichnung, ohne je kleinlich
uffig zu werden, damit verband er ein anfänglich etwas hartes, bald
länzendes Colorit, welches trotzdem nie bunt und schreiend wurde.

Vgl. A. Lewald, Panorama von München 1835. II, 45. — Raczynski,
6. I, 357. — Nagler, 1841. XI, 197. — B. Müller, Handbuch von
nchen. 1845. S. 164. — Beil. 118 Allgemeine Zeitung vom 28. April
1. S. 294. — Wochenbericht der Europa 1871. S. 294. — Gottschall,
re Zeit. 1871. VII. B. 430. — Münchener Kunstvereins-Bericht für 1872.
67.

Hyac. Holland.

etzmayer: Johann P., Zithervirtuos und Componist, geb. 18. Januar 1803
tersdorf, von wo sein Vater nach Wien übersiedelte und in Neu-Lerchenfeld

eine Wirthschaft betrieb. Das Haus war mit einem „heiligen Johannes“ bemalt und hieß deshalb kurzweg auf Wienerisch-Hochdeutsch „zum Heiling Jean“. Der Junge, gleichfalls Jean gerufen, sollte das Geschäft weiter führen; er spielte vorerst aus eigenem Ingenium die Violine, bis er, sechzehnjährig, zufällig eine Zither unter die Hände bekam. Ihre Behandlung lernte er schnell und phantasirte darauf ohne Noten, bloß nach dem Gehör und was ihm das Herz eingab. Das wurde bald ruchbar und das Haus die Stätte gemüthlicher, frohsinniger Heiterkeit. Das längst in Altbaiern, Tirol und insbesondere in der Steiermark heimathberechtigte Instrument der Alpenzither war damals noch ein doppelt geschweifter länglicher Schallkasten mit hohen Seitenwänden (Zargen) und einem mit drei Stahlsaiten bespannten Griffbrett; hier spielte man, mittelst eines eigenen an den Daumen der rechten Hand befestigten „Schlagringes“, die von den Fingern der Linken executirte Melodie, während die übrigen vier Finger der Rechten die zur Begleitung und Harmonie dienenden nächstgereihten 10 bis 12 Saiten bearbeiteten und weckten. Letztere waren, etwa bis zur siebenten, Darmsaiten, die übrigen übersponnen, denen zur Octave des Basses eine Messingsaite beilief. Der schrille, durch die Bergeinsamkeit weithin schallende Ton machte das höchst primitive Instrument zum charakteristischen Lieblinge der Alpenbewohner, welche mit ihren schwerfälligen Händen doch äußerst subtil und wunderbarlich darauf zu fingern wissen. P., die Vorzüge und Fehler dieses Instrumentes erkennend, trug seine Wünsche und Erfahrungen dem Instrumentenbauer Kindl, einem Meister seines Faches, vor und beide schufen nun die siebenzehnsaitige Zither, welche niedere Seitenwände (Zargen) erhielt, nur einseitig geschweift war und die Verdoppelung des Basses durch Messingsaiten verlor, dafür aber an musikalischer Stimmung gewann. Ferner erfand P. die von ihm benannte „Streichzither“, ein ganz einfaches, kaum halbmeterlanges Instrument, mit einem herzförmig gestalteten Schallkörper, dessen oberer und unterer Boden (ersterer mit runden offenen Schalllöchern versehen) flach ist; in der Mitte läuft das Griffbrett mit drei Stahlsaiten, welche wie die drei obersten einer Violine gestimmt werden. Auf dem unteren Schallboden sind drei kurze Füße angebracht, worauf das kleine Instrument zur Verstärkung des Tones hohl auf den Tisch gesetzt wird. Mit einem gewöhnlichen Bogen gestrichen, kam ein so zarter, lieblicher und doch umfangreicher, zu einer überraschenden Stärke anschwellender und ebenso leicht wieder verklingender Ton, welcher, zumal mit gedämpftem Geigenquintett begleitet, eine keinem anderen Instrumente genau zu vergleichende Wirkung übte. Mit einer alle Zuhörer erstaunenden Fertigkeit zauberte P. lang-ausgehaltene Töne hervor, daß man unwillkürlich dachte, so müsse der Schwert-Fiedelbogenstrich des aus dem Nibelungenliede bekannten ritterlichen Spielmannes Volker gelautet haben, dann zwitscherten minnesingerliche Weisen mit bebenden Schwingungen, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt — das ganze Hangen und Bangen einer liebenden Seele mit wechselndem Crescendo und Descrescendo, bis zum selig gelispelten Hauch des zartesten Geständnisses. Hatte er hier alle Gefühle in Aufruhr und wieder zur Ruhe gebracht, so griff er zur Schlagzither und spielte herzerfreuende Ländler und heißpulsirende Walzer, wie sie nur das echte Wiener-Blut zu erfinden vermag mit dem neckischen Ernst, der schmachtenden Schalkheit und der sprühenden Gluth des wahren Volksthums. Der Ruf dieser unerhörten Erscheinung lockte eine Anzahl von Gästen nach dem Hause des „Heiling-Jean“, dessen Firma alsbald dem neuentdeckten Virtuosen beigelegt wurde, welcher diesen Zusatz der Hausmarke zu seinem Familiennamen wirklich eine Zeit lang annahm und auf seinen Kunstreisen als „Johann Petzmayer, genannt Heiling Jean“, nach einer übrigens auch im Mittelalter üblichen Sitte, führte. Bald lud der Musik liebende Adel den jungen Virtuosen in seine Salons; von da führte der Weg

dem P. schon 1826 bei allen Erzherzogen und ihren Familien sich hatte
lassen, 1827 in die Appartements des Kaisers Franz. Nun wagte sich der
stro auch auf Kunstreisen: 1828 nach Graz und Pest, wo er 1830 mit
ungarischen National-Melodien und -Tänzen die stolze Aristokratie zu
etischem Enthusiasmus hinriß, dann nach Linz (1831), Brünn (1833) und
au, von wo aus der „neue Arion" seinen Virtuosen-Triumphzug über
lau nach Berlin und durch ganz Norddeutschland ausdehnte. Anfänglich
das Publicum über das bisher nicht salonfähige Instrument, brach aber
ld in Jubel aus, welcher an der Spree und Elbe dem magyarischen Beifall
Spitze bot. Nachdem P. im Berliner „Opernhaus" seine Lorbeern gesammelt
, wurde er am 4. Februar 1834 in das „Palais der Prinzessinnen" befohlen.
n Gegenwart des Königs Friedrich Wilhelm III. und des ganzen Hofes die
estern Therese und Fanny Elßler oberösterreichische Ländler und National-
e aufführten zum Zitherspiele Petzmayer's, welcher sich, wie auf dieser ganzen
treise, von seinen Wiener Landsleuten Franz Hestner auf der Violine und
N. Schmutzer auf der Guitarre begleiten ließ. Fanny Elßler's rhythmische
ie, getragen von den seelenvollen, heimischen Klängen des saitenkundigen
erers! Einige zwanzig Jahre später schwebten auch Señora Pepita's
füßchen in Frankfurt den Fandango zu Petzmayer's Zitherspiel. — Damals
rten noch keine Compositionen für die Zither. Seit den Befreiungskriegen hatte
Guitarre mit einer uns kaum mehr erinnerlichen Omnipotenz geherrscht; für
urde geschrieben, gesetzt und gedruckt. An die Zither dachte früher Niemand,
owenig wie an das Aufzeichnen von Volksliedern und Melodien, oder an
Sammeln der echten Volksmärchen und -Sagen. Erst mit dem stetigen
chen und Erstarken des deutschen Volksbewußtseins war dergleichen möglich
rden und wieder in weitere Erinnerung gerathen. P. vereinte die Eigen-
en des Sammlers und Componisten, sowie des Arrangeurs und Virtuosen.
chtige Kritiker erachteten es für ein sicher fallirendes Wagniß, mit dem
len Klimperkasten" in einem großen Concertsaale aufzutreten. P. ver-
te aber mit seinen alles elektrisirenden Erfolgen die dagegen vorgebrachten
nken. Die Schlagzither (seltsamerweise haftete noch an diesem kleinen
zeug der technische Terminus des „Schlagens", wie an dem gewaltigen
der Orgel) blieb der Liebling unseres Meisters; die Streichzither dagegen,
ayers unbestrittene Erfindung, das echte Kind seiner Phantasie (wenn man
die Oboe neben der Clarinette) behandelte P. später als Aschenbrödel. Und
hatte er auch mit ihr seine Wunder gewirkt und die Herzen der Menschen,
och härter als Stein und Bein, geweckt und erfreut, gerührt und erschüttert.
es Furore erweckte immer sein unnachahmlicher Vortrag auf einer Saite
Streichzither, weßhalb P. auch der Paganini seines Instruments genannt
e. — Von Berlin bereiste P. noch das übrige Deutschland nach Nord und
: In Hamburg, Hannover, Mainz, Leipzig, Zittau, Prag, Erfurt — überall
elte er 1836 neue Lorbeeren. Im Beginn des nächsten Jahres ging P.
ie Mittelstaaten und concertirte zu Gotha, Coburg und Bamberg. In
ter Stadt lauschte seinem Spiel am 22. und 26. Februar 1837 auch Herzog
imilian von Baiern, welcher so viel Gefallen daran fand, daß er P. als
r annahm, und zu seinem Kammervirtuosen ernannte (17. Januar 1838)
in der Folge zum Begleiter auf allen Reisen wählte. Wie ernstlich der
og der Pflege dieses Instruments oblag, beweist der Umstand, daß ein großer
l seiner in der Oeffentlichkeit edirten Compositionen für die Zither gesetzt
erfunden sind. Der hohe Schüler spielte mit seinem Lehrer bald meisterlich.
r auf seinen Reisen im Wagen und ließ sich im engeren Kreise seiner Symposien
n. Auf vielen durch Lithographie und Galvanographie weitverbreiteten Por-

traits von Correns, Diez, Schöninger, Hanfstängl, Widenbauer und Wölffle ist der Herzog Zither spielend abgebildet. P. war auch im Gefolge seines mit fürstlichem Edelmuth immerdar ihm gleich geneigten Herrn und Maecen, als derselbe 1838 die nach Egypten, Palästina, Kleinasien und Griechenland projectirte Reise antrat; sein Zitherspiel erklang am Fuße der Pyramiden, verdutzt horchte der alte Vater Nil auf die zu seinen Ehren benannten Walzer des deutschen Tonmeisters; Petzmayers kunstreiche Weisen zitterten durch die vom träumerischen Mondlicht versilberten Tempelruinen von Luxor und Karnak; er brachte den beiden Memnon's eine Serenade, spielte auf der Insel Philae und über den Katarakten; selbst an der Grenze Nubiens äußerten die braunen Söhne der Wüste freudiges Erstaunen und Entzücken über das Spiel des „deutschen Pascha" und seines Capellmeisters. Nachdem P. im Herbste 1837 vor der glänzenden Fürstenversammlung zu Tegernsee mit ungetheiltem Beifall gespielt und einen vortheilhaften Antrag seines eben in Paris und London beschäftigten Freundes Strauß abgelehnt hatte, wurde die Zither zu München Lieblingsinstrument; nicht allein die Glieder des illustren und bald mit europäischen Thronen verschwägerten herzoglichen Hauses übten diese Kunst, sondern wetteifernd damit stritt sich die hohe Aristokratie um den Meister, welcher den an ihn gestellten Wünschen als Lehrer kaum mehr genügen konnte. Mit Concerten wurde P. rückhaltender, außer wenn er mit seinem gnädigsten Herrn auswärts nach Stuttgart, Cannstatt, Frankfurt a. M., Wiesbaden, Kissingen oder Regensburg ging; in München ließ er sich, trotz vielen Bittens, immer nur nach zweijährigen Pausen zu einem öffentlichen, stets mit stürmischem Erfolge gelohnten Auftreten herbei. Dagegen bot er bei charitativen Zwecken gerne die Hand; so gründete er beispielsweise mit dem vollen Ertrag eines Concerts einen Freiplatz im Blinden-Institut. Später rauschten seine Weisen nur mehr im Privat- und Freundeskreise, wofür P. jedesmal bei seinen verhexten Nerven eine schlaflose Nacht eintauschte. P. gab, wie jeder echte Künstler, sein ganzes Innere und legte seine ganze Seele in sein Spiel; sein unnachahmlicher, unbeschreiblicher Ton ergriff und fesselte alle Zuhörer in wirklich magischer Weise. Ganz in seinem Element war P. mit den echten Gebirgsliedern und Tänzen, mit den kecken, neckischen, lebenslustigen, oft auch elegisch klagenden Melodien aus den Bergen von Steier und Tirol, sowie aus den melancholischen Pußten. Wenige Takte genügen und wie durch ein Märchen stehen vor uns die reizendsten Bilder aus der Alpenwelt mit tannenduftigen Wäldern und Mattengrün, mit jauchzenden, tanzlustigen Sennerinnen und eifersüchtigen „Buben", mit Heerdengeläute und Sonntagsmorgenstille. Und wie virtuos wußte er die eindringende Gewalt der vibrirenden Saiten, den verschwimmenden Nachklang, den lauten Anschlag derselben mit dem gefühlsreinen, wohlverstandenen Auffassen seines Themas zu vereinen. Anfänglich ließ er sich nur durch Guitarre und Violine begleiten, dann erweiterte P. das Accompagnement zu einem kleinen Orchester, zuletzt schloß er sich an den Hoforganisten L. Blumschein, in welchem er den feinfühligsten Accompagnateur auf dem Pianoforte gewann. — Nach einer 1870 gezogenen Bilanz gehörten zu Petzmayers Repertoire 27 große „Concertpiecen", 75 Romanzen und Lieder, 58 „Alpenlieder", 34 Walzer und 18 meist selbst componirte „Ländler", dazu kamen noch zahllose Potpourris, Variationen, Divertissements u. s. w., mit denen er, ebenso wie mit seinen freien Phantasien, einen gefeierten Namen errungen hatte. — Ueber Petzmayers Spiel besitzt die Münchener Staatsbibliothek einen ganzen Folianten von Berichten und Referaten, aus welchen hier beispielsweise einige Stimmen zur weiteren Charakteristik folgen. So heißt es über ein im August 1844 zu Cannstatt abgehaltenes Concert (welchem der berühmte Violinist Henri Vieuxtemps beiwohnte und enthusiasmirt

mit P. Freundschaft schloß): „Die eigentliche Grundfarbe von Petzmayer's Spiel ist ein idyllischer Humor, verschmolzen mit einer elegischen Melancholie; er entlockt seinem unscheinbaren Instrument Töne, deren Lieblichkeit, Innigkeit und Seele allen zum Herzen drang; seine Melodie ist Gesang, P. raubt uns unser Herz und bannt es in sein Instrument. Nur ein Virtuose von tiefstem Gefühl kann diese Fibrationen, dieses Schleifen der Töne, diesen verschwimmenden Nachklang und diese nur von der menschlichen Stimme erreichbare Beseelung hervorbringen." Diese Vorzüge waren es auch, welche den für alles Vollkommene so empfänglichen König Maximilian II. veranlaßten, seine Huld dem Künstler zuzuwenden. — Faßt man alles zusammen, so liegt ein Vergleich mit Ferdinand Raimund nahe. Beide repräsentiren die alte österreichische Gemüthlichkeit, diese gleichmäßig leichtlebige Fröhlichkeit, gepaart mit einem echt melancholischen Ernst und Tiefsinn; beide sind Autodidakten mit allen Vorzügen und Schattenseiten eines solchen; beide gleich große Meister in ganzer Wiedergabe des inneren Menschen, echte Dichter, wahre Künstler. Nur daß dem Einen das Schicksal den Lebensfaden früher zerschnitt, während der Andere denselben weit in ein hohes Greisenalter fortspann, bis auch dieser am 29. December 1884 sein Ende erreichte. Zahlreiche Portraits haben seine äußere Erscheinung festgehalten, so von Heinrich v. Mayr (P. mit dem arabischen Fez und der türkischen Pfeife auf einem Kameel die Wüste durchreitend), Richard Lauchert (1854) und Bodo Winkel; Correns zeichnete und lithographirte (1849) ein Portrait in halber Figur. Viele Bildnisse erschienen in Holzschnitt (z. B. in Nr. 542 der Leipz. Illustr. Ztg. vom 19. November 1853) und Photographie (bei Albert, Pössenbacher, Lechleitner und Küster).

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon 1870. XXII, 152 ff. — Beil. 43 Allg. Ztg. vom 12. Februar 1885. Hyac. Holland.

Petzold: Christian P., geb. 1677 zu Königstein in Sachsen, wird schon 1697 als kurfürstl. sächsischer und königl. polnischer Organist mit 50 Thaler Wartegeld erwähnt und wurde 1709 zum Kammercomponist und wirklichen Organist befördert. Er wird von Mattheson in seinem vollkommenen Kapellmeister unter die vorzüglichen Orgel- und Clavierspieler seiner Zeit gezählt. Für dieses Urtheil spricht der Umstand, daß ihn August der Starke mit einigen seiner berühmtesten Collegen von der Capelle 1714 nach Paris, 1716 nach Venedig reisen ließ, theils um sich dem Gefolge des Kurprinzen Friedrich August anzuschließen, theils um sich weiter zu vervollkommenen. Auch als Lehrer C. H. Grauns wird er genannt. Außer mehreren Sachen für das Clavier, unter denen 25 Concerte besonders zu erwähnen sind, componirte P. auch einiges für die Kammer und Kirche, wovon indeß wenig oder nichts gedruckt worden zu sein scheint. Unter anderem schrieb er die Musik zu dem vom Hofpoeten König verfaßten Gedicht, welches bei Einweihung der von Gottfried Silbermann in der Sophienkirche zu Dresden neu erbauten Orgel am 18. November 1720 aufgeführt wurde. Außer seinen Clavierconcerten besitzt die Musikaliensammlung des Königs von Sachsen noch folgende Manuscripte von ihm: 1 Suite und 1 Toccata für Clavier, 1 Trio für Violine, Oboe und Baß, 1 Trio für Violine, Flöte und Baß und 1 Suite für Viola d'Amour. P. starb als Kammercomponist und Organist an der Sophienkirche in Dresden am 2. Juli 1733. Fürstenau.

Petzolt: Hans P., neben und nach Wenzel Jamnitzer (A. D. B. XIII, 691) der bedeutendste Goldschmied in Nürnberg, 1550 geboren und 1578 zünftig. Da er seine Lehrzeit nicht ordnungsmäßig bestanden hatte, war er nur „aus Gnaden und nit aus Gerechtigkeit" zum Meisterstück zugelassen worden. In den Jahren 1595—1614 hat er viel Rathssilber geliefert (18 Ananaspokale, 64 div. Pokale, 2 Salzfässer und 16 Gabeln), welches aber zerstreut

oder verloren ist. Dagegen sind etwa 20 verschiedene Trinkgeschirre mit seinem Stempel, einem Widderkopf in Profil, noch heute nachzuweisen. Seine prächtigsten Stücke befinden sich im Besitze Sr. Maj. des deutschen Kaisers und in der Sammlung des verstorbenen Barons Karl v. Rothschild in Frankfurt a/M. Einen besonderen Charakter erhält seine Kunstweise dadurch, daß er, in der vollen Renaissancezeit lebend, den alten gothischen Buckelbecher beibehält und ihn mit den neuen Formen verbindet. Ueber seine Thätigkeit als Medailleur hat man übertriebene Vorstellungen gehabt. Mehrmals in den Rath gewählt, stirbt er 1632.

Nürnberger Silberzettel, Stadtarchiv Nürnberg. — Nürnberger Goldschmiedemeisterbuch, Kunstgewerbemuseum Berlin. — Doppelmayer, Nachrichten 1730. — Rosenberg, Jamnitzer und Petzolt im Kunstgewerbeblatt 1885. — Ermann, Medailleure. Rosenberg.

Peucer: Kaspar P., der Schwiegersohn Melanchthons und Confessor des Melanchthonismus, Arzt, Polyhistor, Dichter und Kirchenpolitiker, ebenso bekannt durch sein vielseitiges Wissen wie durch sein tragisches Geschick, ist geboren am 6. Januar 1525 zu Bautzen in der Oberlausitz, † am 25. September 1602 zu Dessau. Sein Vater war Gregor Peucer (Beutzer, Beuker, Peuker), ein wohlhabender Bürger und Handwerker, seine Mutter Ottilie geb. Simon (s. die lateinische Grabschrift, die P. seinen Eltern setzte, bei Hoffmann, Scriptt. rerum Lusatic. I, S. 448). Als körperlich zarter, geistig begabter Knabe zum Studium bestimmt, besuchte er zuerst die Schule seiner Vaterstadt, dann das unter seinem berühmten Rector Valentin Friedland von Trotzendorf blühende Gymnasium zu Goldberg in Niederschlesien und bezog fünfzehnjährig im J. 1540 die Universität Wittenberg (immatriculirt als Caspar Beutzer s. Förstemanns Album S. 202). Von seinem Lehrer Trotzendorf an Melanchthon empfohlen, wurde er dessen begeisterter Schüler, Haus- und Tischgenosse, erwarb sich unter seiner Leitung, aber auch im Verkehr mit Luther und den anderen damaligen Wittenberger Berühmtheiten eine vielseitige humanistische, philosophische, historische und theologische Bildung, widmete sich aber mit besonderem Eifer dem Studium der Mathematik und Astronomie, der Naturwissenschaften und Medicin (worin die Professoren Milichius, Rhäticus, Reinhold, Stiefel u. a. seine Lehrer waren). Nachdem er 1545 Magister geworden, 1552 pro licentia disputirt hatte, begann er mit vielem Beifall zu lesen, wurde 1554 ordentlicher Professor der Mathematik, 1559 aber nach Milichius' Tod Professor in der medicinischen Facultät und Dr. med. (30. Jan. 1560), in demselben Jahr auch Rector der Universität. Schon am 2. Juni 1550 hatte er sich, 25 Jahre alt, mit der damals 19jährigen jüngsten Tochter Melanchthons Magdalena (geb. 19. Juli 1531, † 12. Sept. 1576) verheirathet. Er wohnte in seines Schwiegervaters Haus, später, als für die wachsende Familie der Raum zu eng wurde, in einem angebauten Hinterhause, mit dem von ihm hochverehrten Lehrer und Schwiegervater in innigster Verbindung, als dessen vertrautester Freund, Arzt, Berather, Reisebegleiter und Theilnehmer an seinen häuslichen Sorgen wie an seinen wissenschaftlichen und kirchlichen Arbeiten bis an dessen Lebensende (18. April 1560), wie er denn auch dem Verstorbenen als damaliger Rector eine akademische Gedächtnißrede hielt und ihm durch Herausgabe seiner Werke und Briefe (Opera. Mel. Wittenberg 1562 ff.; Epistolae 1565; Fortsetzung seiner Chronik 1562 u. 65) ein Denkmal setzte.

Durch Melanchthons vieljährigen Freund, den kurfürstlichen Rath Ulrich Mordeisen, sowie durch den Kanzler Kiesewetter und den Geheimschreiber Jenisch, wurde P. an den Kurfürsten August von Sachsen empfohlen und trat bald zu diesem wie zu seiner Gemahlin, der Mutter Anna, und zu dem ganzen Dresdner

Hof in die intimsten Beziehungen. Der Kurfürst ernannte ihn zu seinem Leibarzt, bediente sich seines Rathes aber auch in vielen andern, besonders kirchlichen und wissenschaftlichen Fragen, wie bei Besetzung der Lehrstühle an der Universität Wittenberg, vermehrte auf seine Fürsprache die Einkünfte und Stipendien der Universität, beauftragte ihn mit der Oberaufsicht über das Gelehrtenschulwesen Kursachsens, ließ ihn häufig zu sich nach Dresden kommen, besuchte ihn 1570 mit der Kurfürstin in Wittenberg und bat ihn sogar zu Gevatter bei der Taufe des Prinzen Adolf 1571. P. war zu Anfang der 70er Jahre eine der einflußreichsten Persönlichkeiten am kurfürstlichen Hof und benutzte seinen Einfluß, wie auch von den Gegnern anerkannt wurde, in uneigennützigster Weise theils zum Besten der Universität und seiner akademischen Collegen, mit denen er in freundlichstem Einvernehmen lebte, theils aber allerdings auch zur Förderung der philippistischen Partei in Kursachsen d. h. der an Melanchthon sich anschließenden, zwischen dem strengen Lutherthum und dem Calvinismus vermittelnden kirchlichen und wissenschaftlichen Richtung, wie er denn insbesondere die theologischen Lehrstellen in Wittenberg mit entschiedenen Philippisten (wie Pezel, Cruciger, Moller, Widebram u. s. w.) zu besetzen, störende Elemente fern zu halten suchte. Einflußreiche Bundesgenossen hatte er bei diesen Bestrebungen an dem Geheimrath Craco, dem Schwiegersohn Bugenhagens, sowie an dem kurfürstlichen Hofprediger Schütz, wußte sich aber damals auch im wesentlichen Einverständniß mit dem Kurfürsten August selbst, der, ohne tieferes Verständniß für theologische Fragen, doch seinen Stolz darein setzte, seinem Lande den Ruf des reinen Lutherthums zu wahren, die beiden ihm gleich verhaßten extremen Richtungen aber, den Flacianismus wie den Calvinismus, gleichmäßig fern zu halten. Jahre lang gelang es denn auch der philippistischen Partei, als deren eigentlicher Führer Peucer galt, den Kurfürsten bei dem guten Glauben zu erhalten, daß die in seinem Lande vorherrschende, 1569 durch die Einführung des sog. Corpus Doctrinae Philippicum, 1571 durch den sog. Wittenberger Katechismus officiell sanctionirte Melanchthonische Lehrweise mit dem echten Lutherthum identisch sei und eben jene richtige Mitte zwischen den Extremen des Calvinismus und Flacianismus repräsentire. Seit Anfang der 70er Jahre aber ging, zwar nicht in den Anschauungen Peucer's, wohl aber in denen des Kurfürsten eine Wandlung vor, da die Gnesiolutheraner in Nord- und Süddeutschland immer lauter die kursächsischen Theologen, besonders wegen jenes von Peucer bevorworteten und empfohlenen Wittenberger Katechismus von 1571 und der zur Vertheidigung desselben herausgegebenen sogenannten „Wittenberger Grundfeste", der Abweichung von der reinen lutherischen Lehre und der offenen oder heimlichen Hinneigung zum Calvinismus beschuldigten und auch dem Kurfürsten diesen Verdacht beizubringen suchten. Von der im April 1574, aus Anlaß der offen calvinisirenden Abendmahlsschrift Exegesis perspicua, über die philippistische Partei plötzlich hereinbrechenden Katastrophe wurde auch P., obwol er längst erklärt hatte, daß er mit theologischen Fragen sich nicht befasse, doch als einer der hervorragendsten Leiter der Partei, mit am schwersten betroffen. Der Rath Lindemann, der Secretär Jenisch, der Prediger Listhenius und andere Gegner der Philippisten wußten dem Kurfürsten Correspondenzen von P. in die Hände zu spielen, aus denen der Kurfürst den offenbaren Verrath der drei Parteihäupter zu erkennen glaubte. Am 1. April 1574 wurde P. in Wittenberg verhaftet, seine Papiere weggenommen, er selbst nach Dresden gebracht und ihm der Proceß gemacht unter der Anklage, daß er sich fortwährend trotz der kurfürstlichen Verwarnungen in theologische Händel gemischt, daß er mit Hofprediger Schütz und Geheimrath Craco sich verbündet habe, um durch geheime Conspirationen und Praktiken fremde sacramentirerische Lehren in Kursachsen einzuführen, daß er zu diesem

Zweck gefährliche Schriften verbreitet, einheimische und auswärtige
beleidigt, andere gegen die sächsische Kirche aufgehetzt habe u. s. w.
diese Beschuldigungen von sich ab, ließ sich aber doch dazu bestimmen,
klärung an den Kurfürsten zu unterzeichnen, in der man ein Zugeständ
Schuld sah. Das milde Urtheil des Torgauer Landtags, der lediglich b
daß P. auf die Stadt Wittenberg und auf die Ausrichtung seiner me
Professur beschränkt, fernere Einmischung in kirchliche Dinge ihm verbot
solle, wurde von dem leidenschaftlich erregten Kurfürst cassirt, P. viel
wiederholten Verhören ohne rechtskräftigen Urtheilsspruch, trotz der Be
seiner Unschuld und trotz der von seiner Familie, seinen Freunden,
auswärtigen Fürsten für ihn eingelegten Fürbitten und Verwendu
Rochlitz, Zeitz, später auf der Pleißenburg in Leipzig in zwölfjährige
Gefängniß gehalten. Er verbrachte seine Zeit theils mit eifrigem Stu
heiligen Schrift, theils, soweit ihm das bei der Entziehung aller Schreibm
möglich war, mit Abfassung von Schriften und Gedichten, blieb aber
Versuche, ihn zum Widerruf seines angeblichen Calvinismus und zur
der 1577 verfaßten Concordienformel zu bestimmen und, trotz aller a
lassung des Kurfürsten von seinem Kerkermeister, dem Bürgermeister
von Leipzig, wie von den beiden Concordienmännern Andreä und
über ihn verhängten Quälereien und Bekehrungsversuche, standhaft
philippistischen Ueberzeugungen. Seine Frau, die alles gethan ihm di
zu erbitten, starb aus Gram am 12. September 1576, seine Kinder
zerstreut. Erst nach dem Tode seiner unversöhnlichen Feindin, der K
Anna († 1585), die es ihm nicht verzeihen konnte, daß er in seine
sich spöttische Bemerkungen über die am Dresdner Hof herrschende Gy
erlaubt hatte, schlug endlich für P. die Stunde der Erlösung. Als der
Kurfürst wenige Monate nach dem Tod seiner ersten Gemahlin am 3.
1586 mit der 13jährigen Prinzessin Agnes Hedwig, Tochter des Fürsten
Ernst von Anhalt, einen neuen Ehebund schloß, gelang es den gem
Fürbitten der Braut und ihres Vaters, die Freilassung des unschuldig Ge
zu erlangen, nachdem dieser unter Bürgschaft seiner Söhne und Ve
einen eidlichen Revers ausgestellt, wegen der ihm widerfahrenen Be
weder öffentlich noch heimlich, weder mündlich noch schriftlich an dem
oder seinen Dienern sich rächen zu wollen. Am 8. Februar 1586 wurd
dem Gefängniß entlassen, drei Tage darauf, am 11. Februar starb
August; sein Nachfolger Kurfürst Christian I., entband ihn seines Rev
der Bitte, ihn nicht entgelten zu lassen, was er von seinen Eltern hab
müssen. P. ging nach Dessau, wurde fürstlich anhaltischer Rath und Lei
verheirathete sich am 30. Mai 1587 im 63sten Lebensjahre zum zwei
mit einer Landsmännin, der wohlhabenden Wittwe des Bürgermeisters B
aus Bautzen, um seinen Kindern eine zweite Mutter zu geben und sein
die lange Gefangenschaft zerrütteten Vermögensverhältnissen aufzuhelfen,
lebte, theils in treuer Arbeit, theils in wohlverdienter Ruhe, von de
geliebt, von Allen geachtet, auch von auswärtigen Fürsten und Gön
Ehren und Geschenken überhäuft, aber auch seinerseits gerne bereit An
helfen, mit alten und neuen Freunden in regem persönlichen und b
Verkehr, noch sechzehn glückliche Jahre bis zu seinem, im 78sten Lebens
25. September 1602 zu Dessau erfolgten Tod. Von seinen 10 Kin
erster Ehe waren 4 frühzeitig gestorben; von den übrigen 6, zwei Söh
4 Töchtern, erlebte er 41 Enkel und 7 Großenkel.

P. ist, wie sein Schwiegervater Melanchthon, von der Parteien
Gunst in alter und neuer Zeit sehr verschieden beurtheilt worden. De

Confessors, eines Märtyrers für seine Ueberzeugungen mußte auch Kurfürst
st ihm zugestehen. Mangel an Vorsicht und Menschenkenntniß, Ueber-
ung seines Einflusses auf die Person des Kurfürsten, Unbekanntschaft mit
phäre der Hofluft ist nicht das Schlimmste, was man ihm vorwerfen kann;
von dem Vorwurf der Zweizüngigkeit in seinem Verhältniß zu dem Kur-
n, der Unredlichkeit in Verfolgung seiner Parteizwecke, der Eitelkeit und
tüberhebung ist er nicht freizusprechen. Wie aber auch das Urtheil über
rt und das Maß seiner Verschuldung ausfallen mag, jedenfalls unterliegt
nem Zweifel, daß die Behandlung, die ihm geworden, daß insbesondere das
liche Benehmen des Kurfürsten und der Kurfürstin, wie das ihrer Helfers-
gegen ihn in einen Abgrund von Ungerechtigkeit, Roheit und Bösartigkeit
blicken läßt, die nur um so widerlicher und empörender sind, je mehr sie
s heuchlerische Gewand der religiösen Phrase und des kirchlichen Eifers sich
. Trotz aller Beschönigungsversuche alter und neuer Orthodoxie bleibt die
ichte der sogenannten cryptocalvinistischen Streitigkeiten und mit ihr die
ichte Peucer's eines der dunkelsten Blätter in der Geschichte der lutherischen
e wie in der Culturgeschichte des XVI. Jahrhunderts.
Peucer's zahlreiche Schriften sind verzeichnet bei Jöcher-Rotermund III,
; V, 2115; bei Röse S. 454. Sie sind theils mathematisch-astronomischen
. „Logistice regulae arithmeticae, quam Cossam et Algebram vocant"; „Ele-
a doctrinae sphaericae"; „Theoria planetarum" etc.), theils medicinischen
. „Practica s. methodus curandi morbos"; „De ratione discendi medicinam";
dignitate artis medicae"; „De peste, asthmate, febribus, morbis conta-
s" etc.), theils theologischen oder religionsgeschichtlichen (z. B. „Doctrina
justificationis", „Tractatus historicus de Ph. Melanchthonis sententia de
roversia coenae Domini", „Comm. de praecipuis divinationum generibus"
tenberg 1553 und in wiederholten Auflagen), theils endlich historischen und
biographischen Inhalts, z. B. „De origine Mysorum", „de Friderico Land-
o Thuringiae", „Chronicon Carionis Lib. IV et V", besonders aber seine
storia carcerum et liberationis divinae" herausgegeben von seinem Freund und
aligen Wittenberger Collegen Christoph Pezel, Zürich 1605. 12°, mit vielen
nstücken, worunter auch sein im Gefängniß geschriebenes Testament. Außerdem
lateinische Gedichte von ihm (z. B. „Idyllium, patria sive historia Lusatiae
rioris", verfaßt 1583 im Gefängniß, gedruckt Bautzen 1594) und zahlreiche
fe von ihm und an ihn theils gedruckt (z. B. im „Corpus Reformatorum"
VII, VIII, IX, bei Strobel in seinen Miscell. lit. Inhalts IV, 73 u. 110)
s handschriftlich (z. B. auf dem Dresdner Haupt-Staatsarchiv, in der
diger'schen Bibl. in Breslau, in der Bibl. des Michaelisklosters zu Lüne-
, jetzt in Hannover u. a. O.) vorhanden.

Eben diese seine Schriften und Briefe bilden auch die Hauptquelle für
r Geschichte seines Lebens, das vielfache monographische Bearbeitungen in
lter und neuer Zeit gefunden hat, so: Brendel, Leichenpredigt 1603; —
tenii Oratio de P. 1603; — Leupold, Leben Peucer's, Bautzen 1705; — Eich-
dt, narratio de C. P. 1846; — Heimburg, de C. P. Jena 1842; —
. Röse, C. Peucer 1844 und in Ersch und Grubers Allg. Enc. III, 19,
. 435 ff.; — Rettberg, ebendas. S. 457 ff.; — Koch, de vita C. P. Mar-
urg 1856; — E. Henke, C. Peucer und Nic. Krell, Marburg 1856, auch
bgedr. in dessen Sammlung von Vorträgen zur neueren K. Gesch. Marburg
866; Mallet in der Real-Encykl. f. prot. Theol. und Kirche 2. Aufl. Bd. XI,
S. 548 ff. Außerdem vgl. M. Adami vitae Medicorum Germ. S. 376;
— Wischer, Historia motuum II, III; — Planck, Gesch. des prot. Lehrbegriffs
Bd. V, 2; — Calinich, Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kur-

sachsen. 1866 bes. S. 191 ff.; — Gillet, Crato von Crafftheim und s Freunde. Frankfurt 1860; — Joh. Janssen, Gesch. des deutschen Vol Bd. IV, S. 343 ff.; — Kluckhohn, Sturz der Kryptocalvinisten in Sach in Sybel's histor. Zeitschr. 18, 77 ff. München 1867; — Ueber Peuc historische Arbeiten s. Wegele, Gesch. der d. Historiographie. S. 209 fg.

Wagenmann.

Peucker: Eduard v. P., preußischer General der Infanterie und preu scher Staatsmann, geb. am 19. Januar 1791 zu Schmiedeberg in Schlesi † am 10. Februar 1876 in Berlin, hat sich in der Jugend während der F heitskriege in hohem Grade militärisch ausgezeichnet, in reiferen Jahren großer Umsicht für die ständige Vollzähligkeit der preußischen Waffen geso in den deutschen Einheitsbestrebungen von 1848 eine hervorragende, schwier Rolle gespielt und im Alter wesentlichen Einfluß auf die geistige und wis schaftliche Ausbildung des preußischen Heeres geübt. Nach Ablegung der gangsprüfung auf dem Maria-Magdalena-Gymnasium in Breslau stand er 18 Jahren im Begriff, behufs Studiums der Rechte die Universität zu bezieh als er im Hause eines Verwandten den General Gneisenau von den Plänen die Wiedererhebung des Vaterlandes reden hörte. Der tiefe Eindruck des hörten wurde entscheidend für seinen Beruf und auf Anregung Gneisenau's t er 1809 als Freiwilliger bei der schlesischen Artilleriebrigade ein. Zu sei Bestürzung mußte er aber die ersten Dienste in Gemeinschaft mit dem Fei des Landes machen. Nachdem er 1811 zum Secondelieutenant ernannt word war seine Batterie die einzige, welche aus Schlesien zur Bildung des preußisch Hilfscorps für die französische Armee verwendet wurde und 1812 am Feldz gegen Rußland Theil nahm. Auf dem Rückzuge wurde er zum Adjutanten d Befehlshabers der Artillerie des York'schen Corps ernannt. Als solcher führ er im Feldzuge von 1813, kurz vor der Schlacht an der Katzbach, einen schwie rigen Auftrag wegen Beschaffung von Schießbedarf für die schlesische Armee au der Festung Neisse in so ausgezeichneter Weise aus, daß Prinz August vo Preußen am 29. September 1813 sein Beispiel als Muster aufstellte. Au in York's Berichte über die Schlacht bei Möckern wurden Peucker's wichtig Dienste so sehr hervorgehoben, daß er das eiserne Kreuz 2. Classe und de russischen Wladimirorden 4. Classe erhielt. Für seine Wirksamkeit in der Schlac vor Paris am 30. März 1814 ward ihm das eiserne Kreuz 1. Classe zu Th Nachdem ferner in einem Berichte über ihn gesagt war, daß er sich durch U erschrockenheit in der größten Gefahr und durch äußerste Zuverlässigkeit in A führung der Befehle ihrem Sinne nach die Achtung des ganzen 1. Armeec erworben habe, wurde der am 7. Juni 1815 zum Premierlieutenant förderte P. am 16. Mai 1816 in den Adelstand erhoben und im Juni i Kriegsministerium versetzt. Bei dessen Umbildung wurde er am 4. Febr. zum Major ernannt, 1825 zum Vorstand der Artillerieabtheilung des allgem Kriegsdepartements bestellt und mit der Leitung einer durchgreifenden Neu tung der wichtigsten Zweige der Heeresbewaffnung nach einheitlichem Syste traut. In dieser Stellung entwickelte er eine sehr erfolgreiche Wirksamk züglich der artilleristischen Ausrüstung der Festungen, der Vervollkommnu Artilleriematerials, sowie der Einführung des Zündnadelgewehres bei de fanterie und legte so den Grund zu der in späteren Feldzügen zu Tage get Ueberlegenheit der preußischen Waffen. Insbesondere hat er die Einführu Zündnadelgewehres und, späteren anderweiten Versuchen gegenüber, dess rechterhaltung sich angelegen sein lassen. 1834 wurde er außer der Reihe Oberstlieutenant, 1836 zum Oberst, 1842 zum Generalmajor ernannt, Januar 1843 zur Verfügung des Kriegsministers v. Boyen gestellt, im

3 der Commission zur Ausarbeitung eines neuen Dienstreglements beigeordnet
, nachdem er im Januar 1844 den Rang eines Artillerieinspectors erhalten,
4. Mai 1848 zum Militärbevollmächtigten bei der Bundesversammlung be-
t. Bald darauf schrieb er „Beiträge zur Beleuchtung einiger Grundlagen
die künftige Wehrverfassung Deutschlands“ (1848). Auf Wunsch des Reichs-
vesers trat er mit Genehmigung seines Königs am 15. Juli 1848 die
lle eines Kriegsministers bei der provisorischen deutschen Centralgewalt an.
solcher beantwortete er in der Nationalversammlung eine große Zahl von
agen über militärische Dinge correct und machte dort Mittheilungen über
Stand des deutschen Heerwesens, den Krieg mit Dänemark und die Dienst-
ältnisse der Seeleute. Erfolgreich machte er das Ansehen der Centralgewalt
nd gegen militärische Anordnungen des Königs von Würtemberg; dagegen
de seiner Aufforderung, wonach am 6. August 1848 alle deutschen Bundes-
pen im Waffenschmuck ausrücken und durch ein dreimaliges Hoch dem Reichs-
eser huldigen sollten, theils unvollkommen, theils, wie namentlich in Preußen,
nicht Genüge geleistet, infolge dessen P. schon am 5. August zurücktrat. In
ämpfung des Septemberaufstandes zu Frankfurt a. M. entfaltete P. eine
e Entschiedenheit und am 18. September nahm er auf Wunsch seines Königs
ihm wieder angetragene Amt eines Reichskriegsministers an. Am 8. Mai
9 zum preußischen Generallieutenant befördert, trat er nach Preußens Ab-
ung der Reichsverfassung, am 10. Mai mit den übrigen Mitgliedern des
isteriums v. Gagern zurück. Peucker's ministerielle Wirksamkeit hat überall
günstigste Beurtheilung gefunden, am meisten bei Laube (d. d. Parl. Bd. 2.
g. 1849). Am 10. Juni 1849 wurde er zum commandirenden General
in Gemeinschaft mit zwei preußischen Corps unter dem Oberbefehl des
nzen von Preußen zur Bekämpfung des badischen Aufstandes bestimmten, aus
chiedenartigen Reichstruppen gebildeten „Neckarcorps“ ernannt. Nachdem er
ch die Treffen an der Bergstraße und bei Ladenburg die Aufständischen auf
idelberg zurückgeworfen und nach einem Marsche durch den Odenwald dieselben
h bei Hirschhorn und anderen Orten des oberen Neckar in hartnäckigen Ge-
hten erfolgreich bekämpft hatte, bewirkte er durch seinen Zug an die Murg
d dann durch den Schwarzwald bis Constanz die völlige Einschließung der-
ben auch von der Ostseite und hinderte, die Weisungen der Reichsregentschaft
Stuttgart unbeachtet lassend, die Weiterverbreitung des Aufstandes nach
ürtemberg. Bei Gernsbach wurde er leicht verwundet. Mit Rücksicht auf
sen Feldzug erhielt er Orden von sieben betheiligten Staaten. Am 20. Octo-
1849 wurde er zum Chef des Generalstabs des Prinzen von Preußen als
litärgouverneurs der Rheinprovinz und Westfalens, am 19. Januar 1850
Stelle v. Radowitz's provisorisch und am 31. März endgiltig zum ersten
ßischen Mitgliede der nach Abberufung des Reichsverwesers von Preußen
Oesterreich eingesetzten Bundescentralcommission ernannt und am 30. Novbr.
0, unter Beibehaltung dieser Stellung, infolge der Punktation von Olmütz
Manteuffel als außerordentlicher Bevollmächtigter Preußens und seiner Ver-
beten, jedoch ohne nähere Instruction, nach Kurhessen gesandt zu einem Ver-
, in Verbindung mit dem österreichischen Bevollmächtigten, Grafen v. Lei-
gen, die dortigen Verfassungsstreitigkeiten beizulegen. Dieser Aufgabe hat
P. mit großem Geschick unterzogen, die Durchführung derselben ist ihm
r durch die Politik des Fürsten Schwarzenberg unmöglich gemacht. Gestützt
rauf, daß es sich infolge der Olmützer Abrede lediglich um Befolgung der An-
dnungen der durch die beiden Bevollmächtigten vertretenen Gesammtheit der
utschen Regierungen handele, suchte er im December 1850 die Behörden in
hessen, unter der Zusicherung, daß alsdann der weiteren Besetzung des Landes

durch die baierischen Truppen Einhalt gethan werde, zur vorläufigen thatsächlichen Befolgung der Septemberverordnungen zu bewegen und das höchste Gericht ging in der Voraussetzung gemeinsamen Handelns der beiden Bevollmächtigten darauf ein. Wenn darauf Leiningen, unter Desavouirung aller Zusagen Peucker's, sich als den allein berechtigten Vertreter des Bundestags erklärte, so wurde Ersterer durch das Demüthigende, welches für Preußen darin lag, persönlich empfindlich mitbetroffen. Er erhob gegen die österreichische Besetzung Kassels Verwahrung; wurde aber, nachdem Manteuffel sich der Schwarzenberg'schen Auslegung der Abrede von Olmütz gefügt, angewiesen, die Durchführung der Execution beschleunigen zu helfen. Jedoch am weiteren Schalten Leiningens in Hessen ist P. ohne Antheil. Indem er in der Stellung ausharrte, suchte er das Erniedrigende derselben dadurch zu mindern, daß er mit seinem persönlichen Ansehen den Ausschreitungen des Uebermuths in der Ausführung der Anordnungen des Bundescommissars entgegentrat. Die Bevölkerung Hessens zollte ihm Dankbarkeit, blickte aber mit Mitleid auf die Rolle, zu welcher er verurtheilt war. Bürger von Kassel sprachen ihm wiederholt das Bedauern aus, daß er zu einer solchen Aufgabe mißbraucht werde. Im Februar 1851 wurde er abberufen, um v. Uhden Platz zu machen, aber erst am 5. Juli konnte er seine Functionen in Frankfurt a. M. an den nunmehr erst von Preußen anerkannten Bundestag abgeben. Hierauf wurde P. wieder zur Verfügung gestellt, bis er nach Radowitz's Tode am 6. April 1854 zum Generalinspecteur des preußischen Militärerziehungs- und Bildungswesens ernannt wurde. Als solcher hat er die durch königlichen Erlaß vom 19. August 1858 angeordnete Umwandlung der den veränderten Verhältnissen nicht mehr genügenden neun Divisionsschulen in Kriegsschulen bewirkt, in welchen die Kathedervorträge durch applicatorische Uebungen begleitet werden. In diesem Sinne bearbeitete er auch die Vorschriften vom 20. Mai 1859 über Methode, Umfang und Eintheilung des Unterrichts auf den Kriegsschulen und ließ im Anschluß hieran „Genetische Skizzen des Lehrstoffes für den Unterricht" in den einzelnen Fächern der Militärwissenschaften bearbeiten, um die freie Thätigkeit der zu Lehrern berufenen Officiere in großen Zügen zu regeln. Am 22. November 1858 wurde P. zum General der Infanterie ernannt. Für sein auf umfassenden Studien beruhendes Werk „Das deutsche Kriegswesen der Urzeit in seinen Wechselbeziehungen und Verbindungen mit dem gleichzeitigen Staats- und Volksleben" (3 Thle. 1860—1864) wurde ihm der bei der Jubelfeier des Vertrags von Verdun vom König für Werke zur deutschen Geschichte ausgesetzte Ehrenpreis zuerkannt und 1860 von der philosophischen Facultät zu Berlin bei der Jubelfeier der dortigen Universität das Doctordiplom zu Theil. Bei der Gedächtnißfeier der Erhebung Preußens wurde ihm am 17. März 1863 der Schwarze Adlerorden verliehen. Beim 150jährigen Jubiläum des Kadettencorps in Berlin am 1. September 1867 wurde er à la suite desselben gestellt. Nachdem er am 24. Juni 1869 seine 60jährige active Militärdienstzeit gefeiert, wurde er bald darauf durch die Ernennung zum auswärtigen Mitgliede der schwedischen Akademie der Kriegswissenschaften ausgezeichnet. Auf sein Abschiedsgesuch wurde er am 21. November 1872 durch eine „den vollsten Dank und die wärmste Anerkennung" aussprechende königl. Ordre mit Pension zur Verfügung gestellt und zum Chef des schlesischen Feldartillerieregiments Nr. 6 ernannt, auch am 24. November 1872 in das Herrenhaus berufen. Er starb am 10. Februar 1876 in Berlin und wurde, nachdem der Kaiser und die Prinzen des königlichen Hauses der Einsegnung der Leiche beigewohnt, am 13. Februar auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhofe beerdigt. Er hinterließ umfangreiche Memoiren, welche jedoch vom Hrn. v. Schenck auf Flechtingen noch verwahrt werden.

Haym, d. d. Nat.-Vers. Bd. 1 (Frkf. 1848) S. 94. — Häusser, Denkw. z. Gesch. d. bad. Revol. (Hdlbg. 1851). — Preuß. Militär-Wochenbl. 1876 Nr. 17 u. 18. — Duckwitz, Denkw. a. m. öff. Leben (Bremen 1877). — D. Rundschau v. April 1877, S. 135. — Glasenapp, Ergänz. z. Gen.-Stabswerk v. 1866 u. 70/71 (Lfg. 1. Berl. 1879). — D. Revue 1881. Bd. 1. (Erinn. a. v. Roon's Nachlaß über d. bad. Feldzug.)

Wippermann.

Peuger: Benedict P. (auch Poiger geschrieben), katholischer Geistlicher, b. am 17. August 1755 zu Kessen, † nach 1828 in München. Aus den genscheinlich von ihm selbst geschriebenen Notizen bei Felder-Waitzenegger II, ist Folgendes zu entnehmen. Sein Taufname war Johann Baptist, 1765 hm ihn ein geistlicher Oheim in Salzburg zu sich. Er wurde dort 1774 Magister : Philosophie, studirte dann dort und in Innsbruck Jura, trat aber 12. April 77 in das Stift der regulirten Chorherren zu St. Zeno und erhielt den densnamen Benedict. Im Herbst 1778 wurde er zu Salzburg zum Priester weiht. Er war dann zuerst Professor und Bibliothekar, seit 1781 Pfarrer in nem Stift, 1791—94 Professor der Philosophie am Lyceum in München, 96—1800 Pfarrvicar in Kessen, von 1800 an Pfarrer in Kirchdorf (1803 rde das Stift St. Zeno säcularisirt), von 1812 an Pfarrer zu St. Anna München. Er hat eine Menge von kleinen und jetzt verschollenen Schriften röffentlicht. In den erwähnten Notizen verzeichnet er die Titel von 22, die druckt waren, von 12, deren Manuscript bei einem Brande verloren ging, und n 13, die er seitdem geschrieben. Einige andere werden in dem Thesaurus rorum rei catholicae verzeichnet, darunter einige (u. a. Erasmus oder goldener piegel für Theologen und Geistliche), die er 1824 unter dem Namen P. Euperg rausgab. Die letzte ist: „Die göttliche Einsetzung der katholischen Bischöfe", 28.

Oberdeutsche Lit.-Ztg. (Salzburg) 1788, 753; 1791, II, 1090.

Reusch.

Peurbach: Johann P., Astronom, geb. am 30. Mai 1423 in dem oberterreichischen Dorfe Peuerbach, † am 8. April 1461 in Wien. Den Familienmen des Mannes, der auch wol als Purbach oder Burbach in der laxen chtschreibung jener Zeit uns entgegentritt, kennen wir nicht; ebenso sind wir er den Verlauf seiner Jugendjahre nur sehr mangelhaft unterrichtet. Die bei den achtetsten Schriftstellern zu findende Angabe, es habe P. bei Johann v. Gmünd Wien gehört, scheint nach neueren Untersuchungen sich nicht halten zu lassen. selbst erwarb sich in Wien 1440 (?) den philosophischen Magistergrad und mit das Recht, Vorlesungen in der Artistenfacultät zu halten, doch machte er n demselben zunächst noch keinen Gebrauch, sondern trat erst eine gelehrte ise nach Italien an. Hier schloß er Freundschaftsbündnisse mit zwei hervorgenden Mathematikern, mit Bianchini in Ferrara und mit dem deutschen ardinal Nicolaus Cusanus, der seit längerer Zeit in Rom lebte. Bianchini thigte ihn sogar dazu, an der kleinen, aber durch energisches Streben auszeichneten Universität Ferrara Gastrollen zu geben und einige Vorträge über stronomie zu halten. Nach Wien 1450 zurückgekehrt, begann P. in üblicher Weise Vorlesungen und Uebungen als Magister, d. h. strenge genommen als Privatdocent, abzuhalten; Professor ist er nie gewesen und konnte es auch nicht werden, da erst Kaiser Maximilian I. ordentliche Lehrkanzeln für Mathematik und Astronomie an der Wiener Hochschule begründete. Uebrigens war auch Peurbach's akademische Lehrthätigkeit mehr eine philologische, er erklärte mit Vorliebe die Schriftsteller des Alterthums, und lediglich das Collegium über

das „Horarium“ oder „Kalendarium“ gehörte ins Gebiet der exacten Wissenschaften. Nur durch Privatunterricht wirkte er auch nach der letzteren Seite hin auf einige seiner Schüler ein, so (laut Matrikelbuch) auf Johann Reibel aus Kupferberg und noch weit mehr auf Johann Müller aus Königsberg i. Fr., nachmals Regiomontanus genannt. In dem diesem Manne gewidmeten Artikel ist bereits auf die zwischen ihm und P. obwaltenden innigen Beziehungen Rücksicht genommen, und ebendort ward erzählt, daß P. in demselben Augenblicke von einem plötzlichen Tode ereilt wurde, als er sich zu einer in Gemeinschaft mit Regiomontan und Bessarion zu unternehmenden zweiten Welschlandfahrt vorbereitete. Müller hat sich, wie wir wissen, der ihm als Erbschaft zugefallenen Pflichten aufs redlichste entledigt und wohl noch mehr gethan, als sein Lehrer selbst zu vollbringen im Stande gewesen wäre.

So kurz Peurbach's Leben auch war, so hat er doch reichlich mathematische und astronomische Werke verfaßt, die ihrem Autor ein volles Anrecht darauf verleihen, unter den Wiedererweckern der Wissenschaften im Renaissancezeitalter mit an erster Stelle genannt zu werden. Zunächst wäre zu nennen die nur zehn Folioblätter umfassende Schrift „Quadratum geometricum“, welche erst lange nach Peurbach's Tode, im J. 1516, durch den kaiserlichen Hofmathematicus Stab zu Nürnberg herausgegeben wurde. Hier löst P. dem Sinne nach völlig richtig die Aufgabe die lineare Entfernung zweier Punkte aus Einem Stande zu messen, eine Aufgabe, an deren vervollkommneter und vereinfachter Lösung bis zum heutigen Tage, zumal seitens der Militärwissenschaften, gearbeitet wird. Die dazu nöthige Rechnung lehrt P. allerdings mit einigen Umständen auszuführen, denn da eine möglichst einfache Behandlung der Sache den Gebrauch der trigonometrischen Tangenten erfordern würde, P. aber nur über Sinus verfügt, so muß in jedem einzelnen Falle eine Hilfsrechnung vorgenommen werden, die dann eben Regiomontan durch Construction seiner „Tabula foecunda“ beseitigte. Peurbach's Sinustafel stellt sich uns als eine eigenthümliche Verbindung der damals mit einander um den Vorrang kämpfenden Bruchtheilungssysteme, des decimalen und des sexagesimalen, dar; es ist dort als „Radius totus“ auf dem Wege des Compromisses die Zahl 600000 angenommen, und erst Regiomontan verhalf der reinen Decimaltheilung zum Durchbruche. Einen guten Einblick in Peurbach's Trigonometrie gewährt das ebenfalls posthume Werk „Tractatus Georgii Purbachii super propositiones Ptolemaei de sinubus et chordis, item compositio tabularum sinuum per Joannem de Regiomonte“ (Nürnberg 1541). Zunächst zeigt sich hier P. ziemlich vertraut mit den Näherungswerthen, welche von verschiedenen Fachmännern für das Verhältniß des Kreisumfanges zum Durchmesser vorgeschlagen waren. Weiterhin ist bemerkenswerth, wie er die Berechnung der Sinus auf denjenigen einer „Kardaga“, d. h. eines Bogens von 15 Graden, zurückzuführen sucht. Die Formeln der modernen Goniometrie, soweit sie blos die Functionen Sinus und Cosinus betreffen, sind ihm durchaus geläufig. — Eine kleine Schrift „Elementa arithmetices“ ward 1536 zu Wittenberg aus Peurbach's Nachlasse herausgegeben.

Wenn wir uns zu Peurbach's astronomischen Schriften wenden, so ist zunächst der „Tabulae eclipsium super meridiano Viennensi“ zu gedenken, welche derzeit zu den allerseltensten Incunabeln gehören. Die von P. und seinem großen Schüler gemeinsam bearbeitete „Epitome in Almagestum Ptolemaei“ ward erst 1496 in Venedig gedruckt. Einen geradezu durchschlagenden Erfolg aber errang P. als didaktischer Schriftsteller durch seine „Theoricae novae planetarum, id est septem errantium siderum, nec non octavi orbis seu firmamenti“, das Büchlein, in welchem nicht ohne Glück die Herstellung einer Concordanz zwischen den homocentrischen Sphären der älteren Griechen (Eudoxus, Aristoteles)

den Epicykeln des Ptolemaeus angestrebt wird, erlebte fast unzählige Auf-
n und ward noch lange Jahre nach dem Erscheinen des mit all diesen Hypo-
en endgiltig aufräumenden Hauptwerks von Copernicus als Grundbuch des
demischen Unterrichts in höherer Astronomie betrachtet. Hundert Jahre nach
r Entstehung durfte noch der Wittenberger Reinhold von dieser Paraphrase
n: „Incredibile dictu est, quam clariores reddidit sententias dividens eas geome-
um more, ut et apertius intelligerentur et facilius commendarentur memoriae
enacius haberentur." — In der Verfertigung von Horologien, Sonnenuhren,
rolabien und mancherlei Hilfsmitteln zur Veranschaulichung der himmlischen
vegungen soll nach zeitgenössischen und späteren Berichten sich P. ebenfalls
ausgezeichnet haben.

Gassendi, Georgii Peurbachii et Joannis Regiomontani Astronomorum
elebrium vita. Haag 1655. — Weidler, Historia astronomiae sive de ortu
t progressu astronomiae, S. 301 ff. — Aschbach, Geschichte der Wiener
Iniversität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens, S. 479 ff. — Wolf,
Geschichte der Astronomie, S. 86 ff., 108, 121, 126, 129, 211 ff., 365. —
Kästner, Geschichte der Mathematik, 1. Bd. S. 529 ff.; 2. Bd. S. 319 ff.,
5. 526 ff.

Günther.

Peutinger: Konrad P., Stadtschreiber zu Augsburg und Humanist, geb.
15. October 1465 zu Augsburg, † daselbst am 28. December 1547.
stammte aus einem, seit dem Jahre 1288 zu Augsburg angesessenen Bürger-
chlecht. Obwohl sein Vater, Johann P., frühzeitig starb, wurde dem Knaben
h eine vortreffliche Erziehung zu Theil. Allerdings fehlen uns über die Zeit, die
lernend in der Vaterstadt verbrachte, jegliche Angaben. Dagegen steht es nach
er eigenhändigen handschriftlichen Bemerkung Peutinger's fest, daß er im J.
82 sich zu Padua aufhielt, um dort Jurisprudenz zu studiren. Seine Lehrer
ren daselbst unter anderen Matthäus Collatius, Hermolaus Barbarus, Petrus
arcus und Jason de Mayno. Von Padua wandte er sich nach Bologna,
er Philippus Beroaldus hörte, und nach Florenz, wo er sich an Picus
Mirandula und Angelus Politianus anschloß. In Rom gehörte er zu den
hülern des Pomponius Laetus und wurde offenbar durch ihn für die Beschäf-
ung mit den Inschriften gewonnen. Auch gelang es ihm, den damaligen Papst
nocenz VIII., sowie den späteren Papst Alexander VI., welcher in jenen Jahren
h Cardinal war, „anzusprechen". Wann er nach Augsburg zurückkehrte, ist
ht mit Sicherheit zu bestimmen. Jedesfalls war er im J. 1488 wieder in
utschland, da wir ihn im Juni dieses Jahres als in Aachen befindlich nach-
isen können. Hier hörte er, daß König Max von den Bürgern zu Brügge
s der Haft entlassen sei, und meldet diese freudige Nachricht sofort dem Kanzler
besorgten Kaisers Friedrich III. Bald darauf trat P. in die Dienste seiner Vater-
dt, indem er am 11. Decbr. 1490 zunächst auf vier Jahre als der „Stadt Diener"
genommen wurde, und zwar gegen ein Jahrgeld von 100 fl. Nach Verlauf
selben wurde er aufs Neue angestellt, man weiß nicht, in welcher Eigenschaft.
ine eigentliche Berufung zum Stadtschreiber auf Lebenszeit erfolgte nämlich
t am 9. September 1497. Er erhielt für seine Bemühungen einen Sold und
uszins von 240 fl. rhn. „sampt dem, was mir von Briefen zu schreiben ge-
len wirdet." Seine Thätigkeit in dieser Stellung war eine ungemein um-
sende, harrt jedoch noch immer einer eingehenden Darstellung, welche ohne
e erneuerte Durchforschung der Acten im Augsburger Rathsarchiv nicht aus-
rbar ist, denn die fleißige Arbeit Herberger's berührt nur einen Theil der-
ben, soweit nämlich P. im Dienste der Stadt mit Kaiser Maximilian I. in
ziehung trat. Als Stadtschreiber hatte P. zunächst die Rathsprotokolle zu
sorgen, die Acten in Ordnung zu halten, die eingelaufenen Schreiben zu

beantworten und die Kauf- und Schuldbriefe auszufertigen. Aber auch die schwierigeren Rechtsfälle gingen durch seine Hand. An der im Jahre 1507 neu erlassenen Ordnung des Stadtgerichts hatte er z. B. den größten Antheil. Hervorzuheben ist auch sein warmes Interesse für die gerade in Augsburg zu seiner Zeit immer bedenklicher werdende Frage der Armenpflege. Er bekundete dasselbe unter anderem durch die im Jahre 1524 von ihm besorgte Uebersetzung einer Schrift des Oecolampadius über die Vertheilung der Almosen. (Von ußteylung des Almusens, erstmals von Joanne Oecolampadio in Latin beschribben, vnd yetz durch doctorn Chunradum Peutinger von Augspurg vertütschet ... M D XXIIII. Basel, durch Andreum Cratandrum M D XXIIII 8°. Die höchst seltene Schrift befindet sich auf der königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden.) Wichtiger noch als diese Thätigkeit für die inneren städtischen Angelegenheiten erscheint Peutinger's Vertretung ihrer Interessen nach außen hin. P. führte sowohl im Auftrage des Rathes als in dem des schwäbischen Bundes eine Menge Gesandtschaften aus. So war er im Jahre 1491 in Rom, um von dem päpstlichen Hofe die Erlaubniß, Bürgersöhne in das Domcapitel aufzunehmen, zu erwirken. Wahrscheinlich erlangte er auf dieser Reise zu Padua den Doctorgrad, den er jedesfalls nicht schon am Schlusse seiner italienischen Studienzeit erworben hatte. Da seine Mission ohne Erfolg blieb, ging er nach Linz, um bei Maximilian Hülfe zu suchen. 1496 wurde er auf den Reichstag nach Lindau geschickt. 1499 war er Abgesandter des schwäbischen Bundes zu Tübingen und Reutlingen. Ueber den Verlauf des im gleichen Jahre abgehaltenen Bundestags zu Eßlingen, auf welchem die Ordnungen des Bundes neu festgestellt wurden, erstattete er einen eingehenden Bericht, der nur wenigen hochgestellten Persönlichkeiten zugänglich gemacht wurde. Im folgenden Jahre kaufte er für den Kaiser das Meutingsche Haus in Augsburg, während er ihm 1502 bei Errichtung des Kammergerichts beigegeben war und in seinem Namen die Gesandten Spaniens und der Republik Venedig zu begrüßen hatte. Als Maximilian 1504 wieder nach Augsburg kam, nahm P. bereits eine solche Vertrauensstellung bei ihm ein, daß er wagen durfte, ihn durch sein vierjähriges Töchterlein Juliane in einer lateinischen Rede begrüßen zu lassen. 1505 folgte er dem Kaiser im Auftrag des Rathes zum Reichstag nach Köln. 1506 finden wir ihn wieder bei Maximilian in Graz, von wo er ihn nach Wien und Ungarn begleitete. Seine damalige Aufgabe löste er in überaus glänzender Weise, indem er drei wichtige Privilegien für Augsburg zu gewinnen wußte: die Freiheit de non appel[illegible] die Freiheit, daß auch die kaiserlichen Diener der Stadt zinspflichtig sein [illegible] und die Freiheit, daß diejenigen, welche das Bürgerrecht aufgaben, in J[illegible] frist ihre liegenden Güter verkaufen und drei Nachsteuern bezahlen mußten. [illegible] Maximilian im J. 1507 von den Kaufleuten zu Augsburg, Nürnberg, [illegible] mingen und Ravensburg ein hohes Anlehen zum Romzuge verlangte, [illegible] es P., sie wenigstens gegen ähnliche Forderungen für spätere Zeit sich [illegible] stellen. Ueberhaupt scheute er sich nicht, gelegentlich den Kaiser, der ein säu[illegible] Schuldenzahler war, an seine Verpflichtungen zu mahnen, und seinen [illegible] bei ihm zu Gunsten der großen Augsburger Handelshäuser, namentlich de[illegible] verwandten der Welser, geltend zu machen. 1513 reiste er in die Nieder[illegible] um auf Befehl des schwäbischen Bundes beim Kaiser die Bestrafung Göt[illegible] Berlichingen zu beantragen. 1517 war er in München, wo es ihm g[illegible] den Streit, der zwischen Augsburg und Baiern wegen der Lechuferbaute[illegible] standen war, zu schlichten. Neben diesen Reisen im Dienste der Stadt [illegible] wandte ihn jedoch Kaiser Max ebenso häufig in seinen eigenen Angelegenheiten, indem er Peutinger's Geschicklichkeit nicht nur für seine politischen Geschäfte, sondern auch für seine privaten künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen

Anspruch nahm. So hatte P. für die großen Prachtwerke, welche Maxi-an's Ruhm in aller Welt verbreiten sollten, fortwährend die nöthigen ftler zu beschaffen, während ihm über die Ausführung des kaiserlichen Grab-s zu Innsbruck geradezu die beaufsichtigende Oberleitung anvertraut wurde. war daher nur eine billige Anerkennung seiner Verdienste und der ent-chende Ausdruck des thatsächlichen Sachverhalts, wenn ihn Maximilian zum rlichen Rath ernannte, um so mehr, als P. niemals seinen eigenen Vortheil, ern stets nur den Nutzen der Stadt und die Sache selbst im Auge hatte. Merk-diger Weise aber hat P. sich dieses Titels weder in seinen Schriften noch in n Briefen jemals bedient, während er es nie unterläßt, von seinem Doctortitel rauch zu machen. Eines ähnlichen Ansehens erfreute er sich auch bei den gen Fürsten des Reiches; vor allen aber erwies sich ihm der Kurfürst von hsen, Friedrich der Weise, stets als ein wohlwollender Gönner.

Der Tod Kaiser Maximilian's bedeutete daher für P. einen schweren Ver- Doch war er nicht in der Lage, sich den Pflichten seines Amtes zu ent-n, sondern sah sich vielmehr unter den immer schwieriger werdenden Ver-nissen erst recht in Anspruch genommen. Zunächst beschäftigten ihn die elegenheiten des schwäbischen Bundes, welcher sich gegen die Uebergriffe des zogs Ulrich von Würtemberg zur Wehr setzen mußte, in ungewöhnlichem ße. Bald darauf empfing er die Weisung, sich zu dem neuen Kaiser Karl V. Brügge zu begeben, um denselben im Namen der Stadt zu begrüßen und für den der Stadt betreffs des Blutbannes ertheilten Freiheitsbrief zu ken. Für den Reichstag zu Worms unterbreitete er dem Kaiser eine Reihe Vorschlägen, welche den Ständen des Reiches vorgelegt werden sollten. war selbst auf dem Reichstage anwesend und erhielt am 21. Mai 1521 vom ser nicht nur die Bestätigung aller bereits bestehenden Privilegien der Stadt gsburg, sondern auch die Verleihung einer neuen Münzgerechtigkeit, gegen che der Bischof Stadion vergeblich die Intervention des schwäbischen Bundes Bewegung setzte. Welche bedeutende Wirksamkeit P. in Sachen der von ther ausgegangenen Reformation während dieses Wormser Reichstages übte, und wie er Luther zum Widerruf zu bewegen suchte, braucht r nicht weiter ausgeführt zu werden. Seine vermittelnde Haltung trug ihm och nur Unannehmlichkeiten zu. In Augsburg erregte dieselbe die größte zufriedenheit und man erzählte sich, P. sei von den Päpstlichen bestochen habe als Lohn eine gute Pfründe zu Wege gebracht. Die Unruhen des uernkrieges und die in engem Zusammenhang mit dieser Bewegung stehende ammenrottung der radicalen Partei in Augsburg, brachten P. eine neue, schwer zu bewältigende Last von Geschäften, da die peinliche Untersuchung n die Verschwörer größtentheils in seinen Händen lag. (Ein officieller Be- Peutinger's über den von dem Barfüßermönch Johann Schilling in Scene ten Aufstand des Jahres 1524 befindet sich im Augsburger Rathsbuch ad um 1524. Vgl. Friedrich Roth, Augsburgs Reformationsgeschichte 1517 1527, München 1881, S. 127.) Ganz ähnlich erging es ihm einige Jahre ter, als es galt die Wiedertäufer, die sich in Augsburg bedenklich ausgebreitet ten, zu bekämpfen. Auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 chte P. im Namen der Stadt die entschiedene Erklärung gegen den bekannten, Protestanten feindlichen Reichstagsabschied vor. Doch konnte er sich einige hre später nicht entschließen, das eigenmächtige Vorgehen des Raths in Reli-onssachen gut zu heißen. Er behandelte die ihm vorgelegte Frage, ob die tadt berufen sei, in Religionssachen Aenderungen vorzunehmen, in einer um-ssenden Denkschrift im verneinenden Sinne, indem er die ungeduldigen Neuerer uf ein allgemeines Concilium verwies. Da seine Vorschläge kein Gehör mehr

fanden und er auch sonst mancherlei Zurücksetzung erfahren mußte, entschl
von einer weiteren Betheiligung an den öffentlichen Geschäften abzuziehe
erbetene Abschied wurde ihm im Jahre 1534 in allen Ehren bewilligt,
er mit einer Verehrung von 600 fl. in Gold entlassen wurde und be
bezug seines bisherigen Gehaltes zugesichert erhielt. Eine weitere Ausz
für seine Verdienste wurde ihm im J. 1538 durch Verleihung des Pa
zu Theil. Seit seinem Austritt aus dem Amte lebte P. nur noch seinen
schaftlichen Studien, von deren Weiterführung ihn der Tod am 28. I
1547 abrief. Wenige Tage vorher hatte ihn noch Kaiser Karl V. d
hebung in den erblichen Adelstand erfreut. (Die darüber ausgefertigte
vom 1. December 1547 ist mitgetheilt von Zapf in den Litter
Blättern, Nürnberg 1803, Nr. V, Sp. 64—78.)

So umfassend und erfolgreich auch Peutinger's Thätigkeit im Diens
Vaterstadt war, so beruht doch sein Ruhm nicht in erster Linie auf ihr,
auf dem, was er als humanistisch gebildeter Gelehrter für die Wissensch
Kunst seiner Zeit geleistet hat. Aber auch auf diesem Gebiete muß eine
derung seiner Verdienste unvollständig bleiben, vor allem deßhalb, weil n
kleiner Theil seiner wissenschaftlichen Arbeiten durch den Druck bekannt ge
ist, während der andere größere noch der Veröffentlichung harrt. Wir b
nicht einmal eine vollständige Sammlung seiner ausgebreiteten Privatcorr
denz und müssen annehmen, daß eine solche nicht nur eine Menge bisher
sehener wissenschaftlicher Beziehungen aufdecken, sondern überhaupt zu
lehrreichsten der Zeit gehören würde. Hielt sich doch P. in seinen Briefen
lichst frei von dem Phrasenthum seiner humanistischen Zeitgenossen, da es
weniger um den wohlgefälligen Ausdruck, als vielmehr um die Sache selb
thun war. Er hatte sich für seine amtlichen Schreiben einen trockenen
schäftsmäßigen Ton angewöhnt und übertrug denselben auch auf seine pri
Briefe, an denen der reiche Inhalt wohlthuend berührt. Peutinger's In
für die Wissenschaft galt aber nicht etwa nur einer einzelnen Disciplin desselb
sondern erstreckte sich auf fast alle ihre Zweige. Als Jurist hatte er sich
tüchtige Kenntniß des römischen Rechtes erworben. Ulrich Zasius zählt
daher zu der geringen Zahl derjenigen, die mit richtigem Verständniß in
Wesen des römischen Rechtes eingedrungen wären und erfolgreich für d
Verbindung mit dem einheimischen gewirkt hätten. Gleichwohl war P.
Stande, ein dreijähriges Mädchen lebendig begraben und einen zwölfjähr
Knaben enthaupten zu lassen, weil gegen sie die Anklage des Mordes erh
worden war. (Eine bisher übersehene Schrift Peutinger's zur Geschichte
Jurisprudenz, die ohne eigentlichen Titel 1529 zu Wien erschien, findet
abgedruckt im Neuen literarischen Anzeiger 1807, Nr. 50, Sp. 790—79

Viel mehr als die Jurisprudenz fesselte jedoch P. die Beschäftigung
geschichtlichen und antiquarischen Forschungen. Diese gemeinsame Vorl
neigung war es vornehmlich, die ihn mit Maximilian I. verband. E
bei seinem Aufenthalt in Italien die Bedeutung der Inschriften für die ge
liche Erkenntniß kennen gelernt. Seine Vaterstadt Augsburg bot ihm
reichend Material in dieser Beziehung, und er ließ sich es angelegen sein,
nur erreichbaren Fragmente altrömischer Inschriften zu sammeln und
einem besonders dazu bestimmten Hofe seines Hauses aufzustellen. Im J
ertheilte ihm Maximilian den Auftrag, diese Inschriften zu veröffentlichen
so erschien denn im gleichen Jahre die erste bei Erhard Ratold gedruckte Sa
lung dieser Art in Deutschland unter dem Titel: „Romanae vetustatis
menta in Augusta Vindelicorum et ejus dioecesi". Allerdings enth
Werk nur 22 Inschriften, doch setzte P. seine Sammlung unermüdlich

ꝛen Kaiser beständig unterstützt wurde, der ihm zahlreiche Münzen und
ı, nicht minder auch alte Handschriften als „Beutepfennige" zugehen
: zweite, vermehrte und besser ausgestattete Ausgabe dieser Inschriften-
, erschien 1520 bei Schöffer in Mainz, während die späteren Ausgaben
; Welser besorgt wurden. Vgl. Corpus inscriptionum latinarum, vol.
I (Berlin 1876), p. XLVII und vol. III, pars I, p. XXXI, wo auf
christlich von P. hinterlassenen Inschriftensammlungen, die sich weit
Augsburger Gebiet hinaus erstrecken, hingewiesen ist.
P. sich 1506 bei Maximilian zu Klosterneuburg aufhielt, ertheilte ihm
Auftrag, in Gemeinschaft mit den kaiserlichen Räthen die alten Briefe
s Oesterreich zu berichtigen und einen Auszug daraus zu veranstalten.
ı Zweck wurde ihm ein eigenes Gemach in der Wiener Hofburg ein-
wohin „sein Maiestat von allen orten Cronica vnd histori̇en bringen
P. verwandte drei Monate auf diese Aufgabe, sah sich aber durch
politische Geschäfte an ihrer Durchführung verhindert. Ebensowenig
Unternehmen des sogenannten „Kaiserbuches", einer Art von Regesten-
, zu Stande, obwol P. auf seinen vielen Reisen und durch zahlreiche
Anfragen eifrig für dasselbe thätig war. Es haben sich nur einzelne
Augsburger Stadtbibliothek aufbewahrte Fragmente erhalten. Wahr-
hat P. auch Aufzeichnungen über die Geschichte seiner Zeit, namentlich
reignisse in seiner Vaterstadt, hinterlassen, wozu ihn ja schon seine amt-
ung veranlassen mußte. Unter seinen Freunden wenigstens hatte sich
cht davon verbreitet, wie eine Stelle in Scheurl's Briefbuch beweist; doch
ie verschiedenen P. zugeschriebenen handschriftlichen und gedruckten Chro-
eingehender Untersuchung, ehe seine Autorschaft als gesichert gelten kann.
var natürlich, daß P. auch auf seine nähere Umgebung anregend
schichtlichen Studien wirkte. Er brachte in Augsburg nach dem Muster
chen gelehrten Gesellschaft eine ähnliche zu Stande, deren Mitglieder
eistlichen, Rathsherren und hervorragenden Bürgern zusammensetzten.
gt ihre Geschichte noch sehr im Dunkel; man kennt nur die Zahl und
ı ihrer ersten Mitglieder, weiß aber nichts über die Dauer ihres Be-
och über die Männer, welche ihr etwa später beitraten. Lotter, der
Peutinger's, hatte einst die Absicht, ihre Geschichte zu schreiben, mußte
ıus Mangel an Material wieder aufgeben. Vgl. Zapf im Neuen
n Anzeiger 1807, Nr. 8, Sp. 113—118.) Ihre Hauptaufgabe be-
r Herausgabe und Bearbeitung wichtiger Quellenschriften. P. besaß selbst
Sammlung deutscher Geschichtsquellen und war mit Hilfe der Gesellschaft
Edition bedacht. Im J. 1496 hatte er die Ursperger Chronik ent-
ı erste Ausgabe im J. 1515 durch seinen Freund Johannes Mader
) veranstaltet wurde. An der Drucklegung des von Celtes aufgefun-
rinus (1507) hatte P. einen wesentlichen Antheil, während er Beatus
zu der Edition des Procopius anregte. 1515 erschien, von ihm treff-
itet, „Jordanis de Rebus Geticis" und noch in demselben Jahr eine
von „Pauli Diaconi historia Langobardorum". Dagegen scheint seine
es Macrobius: „de somno Scipionis" nicht fertig geworden zu sein.
eint die Ausgabe des Antonius Musa und des Apulejus Celsus
rum medicaminibus", mit der sich P. bereits im J. 1513 beschäftigte,
t geblieben zu sein, obwol Michael Hummelberg noch im J. 1525
s Rhenanus meldet, daß P. diese Schriften veröffentlichen werde.
) Hummelberg's Schreiben an Rhenanus vom 29. Juni 1531.) Daß
eltes entdeckte und P. geschenkte tabula Peutingeriana erst spät nach
de veröffentlicht wurde, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Von

hohem Interesse für die Beurtheilung von Peutinger's kritischer Befähigung sind seine 1506 veröffentlichten „Sermones convivales de mirandis Germaniae antiquitatibus“. Die umfangreichste Untersuchung in dieser Schrift behandelt im Anschluß an Wimpfeling's Forschungen die Frage nach den alten Grenzen Galliens und Germaniens, als deren Ergebniß die Behauptung erscheint, daß die Städte diesseits des Rheins von Köln bis Straßburg und einige andere Städte von Cäsar's Zeit an und schon früher nicht den Galliern, sondern deutschen Königen und nachher den römischen Kaisern unterworfen waren. Als Beweis dienen zumeist Stellen römischer Autoren, in denen sich P. sehr bewandert zeigt; gleichzeitig müssen aber auch modernere Geschichtschreiber herhalten, wobei es passirt, daß auch die Autorität des falschen Berosus angerufen wird. Hingegen zweifelt P. stark an der Echtheit des von seinem Freunde Trithemius aufgebrachten Hunibald, und Gaguinus erfährt die ihm gebührende Zurechtweisung. Gelegentlich kehrt sich P. auch gegen seinen ehemaligen Lehrer Pomponius Laetus, dessen Behauptung, daß die Buchdruckerkunst längst den Italienern bekannt gewesen und von den Deutschen nur neu entdeckt worden sei, seinen patriotischen Zorn erregt. Viel kürzer wird die Frage erörtert, ob der Apostel Paulus verheirathet gewesen sei. P. entscheidet sich unter Berufung auf eine Stelle in dem Briefe des Ignatius Martyr an die Philadelphier für die Bejahung derselben, war also kühn genug, seine eigene Meinung der Tradition der Kirche entgegen zu setzen. Allerdings mußte er um dieses Vorgehens willen den Angriff eines Mönches erfahren, was ihn jedoch nicht hinderte, sich in dem Streite Reuchlin's und Pfefferkorn's auf die Seite des ersteren zu stellen. Ebenso zeigte er ein ungemein lebendiges Interesse für die Sache der Reformation und die kirchlichen Fragen der Zeit. Mit Eifer lag er patristischen Studien ob, was die zahlreichen Randbemerkungen der in seinem Besitze befindlich gewesenen Ausgaben der Kirchenväter beweisen. Offenbar hielt Kaiser Maximilian auch in dieser Beziehung große Stücke auf P., denn als er auf den Einfall kam, in besonderen, für das Verständniß des gemeinen Mannes geeigneten Schriften die Geheimnisse des christlichen Glaubens darlegen zu lassen, erhielt auch P. den Auftrag, sein Gutachten über diesen Plan abzugeben.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß P. das Auftreten Luther's anfänglich mit Freuden begrüßte. Man weiß, mit welcher Freundlichkeit er jenen bei seinem Besuche in Augsburg im J. 1518 aufnahm. Ebenso unterhielt er zu Oekolampadius eine Zeitlang freundschaftliche Beziehungen, die auch noch fortdauerten, als dieser Augsburg den Rücken gekehrt hatte. Doch würde man fehl gehen, wenn man P. für einen entschiedenen Anhänger der Reformation ansehen wollte. Er gehörte zu den Männern, die mit einer Reformation im Sinne des Erasmus zufrieden gewesen wären, war aber nicht entschieden genug, vollständig mit der römischen Kirche zu brechen. Diese Gesinnung tritt am deutlichsten aus seinem vermittelnden Rath an Luther während des Wormser Reichstages von 1521 hervor. So wenig P. Bedenken trug, in einzelnen Punkten von der Lehre der Kirche abzuweichen, so wenig war er gewillt, einen besondern Werth auf seine eigenen Ansichten zu legen; vielmehr versicherte er ausdrücklich, daß er durchaus nichts gegen jene behaupten wolle und daher hoffe, Gott werde ihm etwaige ungebührliche Aeußerungen in seiner Gnade nachsehen. Den Männern der durchgreifenden Reformation erschien er daher schon in den Anfängen der Bewegung als unzuverlässig; heißt es doch bereits im „gehobelten Eck“ von ihm, daß er veränderlicher als ein Chamäleon sei.

In seinen Neigungen für die humanistischen Wissenschaften aber blieb bis P. bis an das Ende seines Lebens treu. Da er in seiner Jugend keine Gelegenheit gehabt hatte, Griechisch zu erlernen, machte er sich auf den Rath seines

Freundes Reuchlin noch im Alter von mehr als vierzig Jahren an diese schwierige Aufgabe und erwarb sich auch auf diesem Gebiete tüchtige Kenntnisse. Bei dieser ausgeprägten Neigung für die Studien konnte es P. als einen besonders Glück verheißenden Umstand ansehen, daß er an seiner Gattin Margarethe eine gleichstrebende Genossin fand. Dieselbe war als Tochter des Memmingischen Stadthauptmanns Welser am 14. März 1481 geboren, vermählte sich am 27. December 1499 mit P. und überlebte ihren Gatten um fünf Jahre, da sie erst 1552 starb. Sie brachte ihrem Gatten nicht nur ein ansehnliches Vermögen zu, sondern zeichnete sich auch durch eine Fülle häuslicher Tugenden aus. Gleichzeitig war sie bemüht die Studien ihres Gemahls zu fördern, zu welchem Zweck sie das Lateinische erlernte. Sie schrieb selbst lateinische Briefe und hat sich sogar mit einer eigenen Abhandlung antiquarischen Inhalts versucht. (Margaritae Velseriae, Conradi Peutingeri Conjugis, ad Christophorum fratrem epistola multa rerum antiquarum cognitione insignis. Quam primus typis exscribendam curavit H. A. Mertens. Augustae Vindelicorum 1778, 8°.) Die mit ihr erzielte Nachkommenschaft Peutinger's war sehr zahlreich. Von seinen Töchtern sind zwei in der Geschichte bekannt geworden: Juliane, die im Alter von vier Jahren Kaiser Maximilian mit einer lateinischen Anrede begrüßte, aber bereits als Kind starb, und Constantia, von Hutten, dem sie am 12. Juli 1517 bei der Dichterkrönung durch Kaiser Maximilian den Lorbeerkranz geflochten hatte, als die schönste und tugendhafteste der Augsburger Jungfrauen gepriesen. Das Erbe von Peutinger's Ansehen und Gelehrsamkeit trat sein ältester Sohn Claudius Pius, geb. am 28. October 1509, † 1551, an. Auf das trefflichste vorgebildet, studierte er in Orleans und Ferrara Jurisprudenz, um nach seiner Rückkehr als Syndicus in städtische Dienste zu treten, in welchen er eine ähnlich weitverzweigte Thätigkeit wie sein Vater als häufiger Abgesandter der Stadt und später als Assessor am Matrimonialgericht entwickelte. Auch Christophorus, der zweite Sohn Peutinger's, geb. 1511, † am 11. April 1576, trat in den Dienst seiner Vaterstadt Augsburg und brachte es bis zum Bürgermeister und Vorsitzer des Rathes. Weniger bedeutend waren die beiden anderen Söhne Peutinger's: Johannes Chrysostomus und Karl. Diesen Söhnen vermachte P. in seinem und seiner Ehefrau Testament vom 29. März 1538 (abgedruckt in den Litterarischen Blättern, Nürnberg 1802, Nr. XX, Sp. 445—460) seine reichhaltige Bibliothek und seine sonstigen Sammlungen von Kunstgegenständen und Antiquitäten. Die Bibliothek ging im J. 1715 durch Geschenk des letzten Sprossen des Geschlechtes, des Ignatz Peutinger, in den Besitz des Augsburger Jesuitenklosters über (C. G. v. Murr's Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur, Theil XIII, Nürnberg 1784, S. 311—318: „Index codicum manuscriptorum bibliothecae Peutingerianae in Collegio Soc. Jesu" . . Augustae Vindelicorum), nach dessen Aufhebung ihre Schätze zum Theil in die kgl. Hof- und Staatsbibliothek nach München, zum Theil in die neu begründete Kreis- und Stadtbibliothek zu Augsburg kamen. Aber auch die Wiener Hofbibliothek und die kgl. Bibliothek zu Stuttgart besitzen Peutinger'sche Manuscripte. Doch mögen auch sonst noch in Privatbesitz mancherlei von P. herrührende oder auf ihn bezügliche Schriftstücke zu finden sein. Vgl. z. B. den Katalog der Bibliotheca Foeringeriana, hrg. v. K. Fr. Mayer, München 1880, S. 122, Nr. 3229.

Das Hauptwerk über P. ist immer noch die Historia vitae atque meritorum Conradi Peutingeri. Post Joh. Ge. Lotterum edidit Franc. Ant. Veith. Accedunt Conradi Peutingeri et aliorum eius aetatis eruditorum epistolae ineditae LI. Augustae Vindelicorum MDCCLXXXIII. 8°. Auf Veith stützt sich im wesentlichen der bisher nur von Böcking in seiner Huttenausgabe beachtete umfangreiche Artikel von K. Eckermann in der Allg. Encykl.

von Ersch u. Gruber. — Wesentlich Neues bringt dagegen Theodor Herberger, C. Peutinger in seinem Verhältnisse zum Kaiser Maximilian I. Augsburg 1851. — Vgl. ferner: Merkwürdigkeiten der Zapfischen Bibliothek. Bd. I. Augsburg 1788. 8°. S. 261—263; 288—301. — G. W. Zapf, Augsburgische Bibliothek. Bd. I, II. Augsburg 1795. (Register.) — H. A. Erhard, Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftl. Bildung. Bd. III. Magdeburg 1832. S. 394—411. — J. Döllinger, Die Reformation. Bd. I. 2. Aufl. Regensburg 1851. S. 571—573. — H. A. Lier, Der Augsburgische Humanistenkreis. (Zeitschrift d. Hist. Ver. f. Schwaben u. Neuburg. Augsburg 1882. VII. Jahrg. Heft 1. S. 72 ff.) — L. Geiger, Renaissance und Humanismus. (Allg. Weltgeschichte, von W. Oncken II, 8. Berlin 1882. S. 370—372.) — Wegele, Geschichte der Deutschen Historiographie. (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Bd. XX.) München 1885. S. 110—116.

H. A. Lier.

Peutinger: Ulrich P., Benedictiner, geboren am 8. Juni 1751 zu Inningen bei Augsburg, † 12. Juni 1817 zu Irrsee bei Augsburg. Er legte 22. November 1772 in der Benedictiner-Abtei Irrsee die Gelübde ab, wurde 1776 zum Priester geweiht, war einige Zeit Professor der Philosophie in Irrsee, 1793—1804 Professor der Dogmatik in Salzburg, 1804 in dem Stifte Wiblingen und kehrte dann nach Irrsee zurück. Er hat geschrieben: „Σκιαγραφία universi juris canonici“, 1779; „Religion, Offenbarung und Kirche in der reinen Vernunft aufgesucht“, 1795, „Geschichte der Kirche“, 1. (einziger) Band 1802 und einige Dissertationen, von denen die „De mutata theologia et immutabili ecclesiae fide“, 1797 die interessanteste sein wird.

Lindner, Schriftsteller des Benedictiner-Ordens 2, 174. — Werner, Gesch. der kath. Theol. S. 252.

Reusch.

Peyer: Johann Konrad P., Arzt, einer vornehmen Familie in Schaffhausen entsprossen, ist daselbst am 26. December 1653 geboren. Er hatte zuerst in Basel, später, unter Duverney, in Paris Medicin studirt, war dann zur Vollendung seiner Studien nach Basel zurückgekehrt und hat hier 1681 die Doctorwürde erlangt. Er habilitirte sich darnach als Arzt in seiner Vaterstadt, bekleidete gleichzeitig der Reihe nach die Lehrstühle der Rhetorik, Logik und Physik und ist, von seinen Zeitgenossen hochgeehrt, daselbst am 29. Februar 1712 gestorben. — P. nimmt unter den Anatomen seiner Zeit eine sehr achtenswerthe Stellung ein. Am bekanntesten ist er durch die Schrift: „Exercitatio anatomico-medica de glandulis intestinorum, earumque usu et adfectionibus etc.“ (1677), in welcher er die von ihm entdeckten und nach ihm benannten (Peyer'schen) Schleimhautfollikel des Dünndarms beschreibt; weitere anatomische Entdeckungen hat er in der von ihm und Joh. Jak. Harder gemeinschaftlich unter dem Titel: „Paeonis et Pythagorae (die Namen, welche beide Forscher als Mitglieder der Leopoldinischen Akademie trugen) exercitationes anatomico-medicae etc.“ (1682) herausgegebenen Schrift, und in „Parerga anatomica et medica VII“ (1681, 1682) niedergelegt, ferner in der „Merycologia s. de ruminantibus et ruminatione commentarius“ (1685) interessante vergleichend-anatomische und physiologische Untersuchungen über die Verdauungsorgane der Wiederkäuer mitgetheilt, sodann in „Methodus historiarum anatomico-medicarum etc.“ (1678) bei Gelegenheit der Beschreibung einer anatomisch untersuchten Herzerkrankung Vorschriften über die Ausführung pathologisch-anatomischer Untersuchungen gegeben und eine größere Zahl anatomischer, pathologisch-anatomischer und teratologischer Beobachtungen in den Verhandlungen der Leopoldinischen Akademie veröffentlicht.

Eloy, Dict. histor. de la méd. Mons 1778, III, 536. — Haller, Bibl. anat. I, 640; Bibl. med. pract. III, 420.

A. Hirsch.

Peypus: Friedrich P. (auch Beyfus, Artemisius), ein gelehrter
Buchdrucker und einer der ersten Sortimentsbuchhändler zu Nürnberg, soll 1485
u Herrnstadt (Schlesien) geboren sein und wirkte zu Nürnberg von ungefähr
1510—35. Er hatte die Bestände der Ende des 15. Jahrhunderts erloschenen
Kreußner'chen Druckerei erworben und besaß auch Typen der 1504 von Koberger
ufgegebenen Druckerei. Im J. 1515 erwarb er das Bürgerrecht zu Nürnberg
nd in demselben Jahre findet er sich als Besitzer eines Buchladens am Markte
n Plobenhofe. Seine Thätigkeit als Drucker bestand theils im Werkdruck für
Koberger und Leonhard zu der Aich in Nürnberg und für Lukas Alantsee in
Wien, theils im Nachdruck von Reformationsschriften. Durch diese widerrechtliche
Beschäftigung trug er viel zur Verbreitung der Ideen der Reformation in Franken
ei. So druckte er u. A. bereits 1518 ohne Erlaubniß des Rathes auf Be-
ehren der Nürnberger Augustinermönche Luther's deutschen Tractat gegen den
blaß. Im J. 1524 druckte er Luther's Uebersetzung vom Neuen Testament
ach, dem er im folgenden Jahre den Psalter folgen ließ. Außerdem gab er
och verschiedene Schriften von Luther, Melanchthon, Bugenhagen heraus.
Sein Signet bestand in einem Würfel mit der Aufschrift: Ratio vincit.

Will und Nopitsch, Nürnberg. Gelehrtenlexikon. — Hase, Die Koberger.
2. Aufl. Leipzig 1885. Pallmann.

Pez: Bernhard P., geb. zu Ybbs in Niederösterreich am 22. Februar
1683, † im Kloster Melk am 27. März 1735, Geschichtsforscher. — Sohn
ines bemittelten Gastwirths, an den Gymnasien in Wien und Krems geschult,
erlor P. früh den Vater, fand jedoch an der Mutter die Stütze zur Vollendung
er Humanitätsstudien und faßte dann den Entschluß, Klostergeistlicher zu
erden. Mit 16 Jahren trat er in das Kloster Melk, O. S. B., als Novize
n, um hier zugleich im Hausstudium den philosophischen Curs zu vollenden
nd 1703 am Stiftsgymnasium als Lehrer der ersten Grammatikalclasse Ver-
endung zu finden. Außerdem verlegte er sich mit vielem Eifer auf das Studium
r lateinischen und griechischen Classiker, der hebräischen und der französischen
prache. 1704 wurde er in die theologischen Studien nach Wien entsandt.
en 29. Mai 1708 las er als Priester seine erste Messe. Wie begeistert er für
s Ansehen und die Geltung seines Ordens war, zeigt am besten seine Jugend-
beit, das „Protrepticon philologicum“, aber ebenso sehr athmet darin der
fer für die Pflege der Latinität. Der innerste Drang zur Geschichtsforschung,
als Geschichtschreiber versuchte sich P. bereits früh genug, indem er unter
m Namen Bernardus Isipontanus 1709 zu Wien bei Georg Schlegel das
ichlein „De irruptione bavarica in Tirolim anno 1703 a Gallis et Bavaris
ta“, libri III (12°), erscheinen ließ, — gewann an dem Studium der bahn-
chenden Werke der französischen Ordensbrüder (Mauriner), insbesondere eines
abillon, Halt und Nahrung und bestimmte ihn, dem das Amt eines Kloster-
bliothekars übertragen worden, zur rastlosen Aufnahme archivalischer Studien
den Klosterbüchereien, so zunächst in Melk und Wien. Er war es auch, der
nen leiblichen Bruder und jüngere Klostergenossen hierfür gewann. Abt
rthold gewährte ihm 1715 einen Urlaub. Er wandte sich nach Seitenstetten,
nn nach Oberösterreich, in die Klöster Garsten, Gleink, S. Florian, Krems-
ünster, Lambach und Baumgartenberg, um, wie dies die Mauriner für ihre
ibliotheca thaten, Mabillon durch sein Iter Germanicum nahe legte, die hand-
hriftlichen Schätze der österreichischen Benedictinerklöster aufzuspüren und zur
eltung zu bringen, wie sich dies in seiner „Epistola encyclica ad omnia
dinis Benedictini monasteria . . . .“ (Acta erudit. Lipsiens. 1716, Sept.)
sgesprochen findet. An diesem Streben hatte auch die zwischen dem Benedictiner-
nd Jesuitenorden längst vorhandene Rivalität ihren Antheil. — Im J. 1714

war zu Wien aus der Feder eines Jesuiten ein Büchlein unter dem
Cura salutis, sive de statu vitae mature et prudenter deliberandi methodi
erschienen. Dessen Inhalt erschien unserm P. so herausfordernd, daß e
säumte, im J. 1715 eine ausführliche Apologie des Benedictinerorden
bloß, sondern auch der Cistercienser und Prämonstratenser unter dem Pse
„P. Mellitus Oratius“ als „Herausgebers“ der „Epistolae apologeticae pro
Sancti Benedicti R. D. P. Bernardi Pezii Benedictini et Bibliothecarii Melli
adversus libellum »Cura salutis« zu schreiben ....“ In dieser (303 Octa
starken) Druckschrift erscheinen zunächst der Brief eines gewissen Antonius Fl
der in das Benedictinerkloster Melk als Novize eintrat, aber nach der R
zu den Wiener theologischen Studien durch die Lectüre des Büchleins
salutis für die Vertauschung des Benedictinerordens mit dem der Jesui
wonnen wurde und die Gründe dieses Standeswechsels dem Melker P
und Bibliothekar P. kundgab und das bewußte Büchlein seinem Schreiben
vom 1. Juli 1714) beischloß, sodann die 10 Briefe Pez's gegen die A
der Jesuiten, mit erläuternden Anmerkungen ausgestattet. P. zeigt sich
beredter und sachkundiger Vertheidiger der Benedictiner und der ander
großen Orden, sowohl in Hinsicht ihrer Verfassung als auch ihrer Th
auf allen Gebieten geistlichen Wirkens. Den Schluß dieser Apologie bild
Beweise des unentwegten wissenschaftlichen Strebens der Benedictiner der
logus scriptorum, qui ab anno 1600 usque ad hoc tempus in ordine S.
dicti claruerunt“. Als Epilog hat die „Epistola XII“ zu gelten, wori
Florbert erklärt, durch die Argumente Pez's über das Richtige der J
strategie wider den Benedictinerorden belehrt und für den ursprünglich
schluß, dessen Genosse zu werden, gewonnen zu sein. — Es ist begreifli
die Jesuiten dieses Buch unseres P. nicht unbeantwortet ließen. Wir
seinerzeit darauf zu sprechen kommen. Im J. 1716 rüstete sich P., um
meinschaft seines Bruders Hieronymus die niederösterreichischen Klöster zu
forschen. Das Forscherpaar begann mit der Donaufahrt nach Klostern
einer Reise, die zufolge eines fürchterlichen Gewittersturmes bei Tulln leic
tragischen Ausgang finden konnte, begab sich dann in die Mauerbach
thause, nach Heiligenkreuz, Klein-Mariazell, Lilienfeld, wo sie Abt Chry
mit offenen Armen aufnahm und eine reiche Fundstätte sich erschloß, fern
Göttweig, Zwettl, Altenburg und Pernegg.

Zwischen diese und die nächste Forschungsreise fällt, abgesehen v
oben bereits angeführten Rundschreiben an alle Benedictinerklöster zur
stützung des von ihm geplanten litterargeschichtlichen Werkes und der
„Triumphus castitatis s. acta et vita venerab. Wildburgis, virginis
Sanct-Florianensis“ (1715), die „Generalis Bibliotheca Benedictina“ und
öffentlichung des Buches: „Bibliotheca Benedicto-Mauriana, seu de ort
et scriptis Benedictinorum e celeberrima congregatione S[ti] Mauri in
libri II“, worin P. den Verdiensten der französischen Ordensgenossen u
litterarischen Verbandes Rechnung trug, um die österreichischen Mitbr
eine gleiche Thätigkeit zu gewinnen; andrerseits gab P. den „Anonymus d
toribus ecclesiasticis“ aus der Melker Bibliothek heraus. Die nächste For
reise der Gebrüder Pez galt den Klöstern Baierns und des Schwaben
doch sollte auch der Weg durch Oberösterreich und Salzburg nicht ohn
und Gewinn bleiben, welchen insbesondere die Klöster Lambach,
andrerseits das St. Peterskloster und die erzbischöfliche Bibliothek in S
abwarfen. Ueber Traunkirchen ging es nun ins Baiernland, zunächst
Kloster Seon, nach Ettal, Rot, Beihartingen und Weyern. Ungemein
waren die Ergebnisse in Tegernsee und Benedictbeuren, gering in Bern

bedeutend zu Wessobrunn. Ueber Andechs oder Heiligenberg erreichten
cher München, um hier die kurfürstliche Bibliothek in Augenschein zu
Dem ersten Besuche Freisings schloß sich der Besuch Weihenstephans
von hier eilten sie nach Freising zurück, in den Handschriftenwust des
rchivs. Dann besuchte P. das Prämonstratenserstift Neu-Zell, über
ephan das Kloster Scheyern und schlug dann die Straße nach Augs-
, die ihn über Thierhaupten führte. Namhaft war die Ausbeute in
bibliothek Augsburgs und im dortigen Benedictinerkloster zum h. Udalrich.
schon P. vor Begierde brannte, die Schätze von Weingarten, Ottobeuern,
u und insbesondere von St. Gallen zu besehen, so nöthigten ihn doch
he Gebrechen, Magenleiden und Schwindelanfälle, an den Heimweg zu
welchen er in Gesellschaft seines Bruders über Holzen, Schwäbisch-
Weltenburg, Regensburg, Prislingen, Oberaltaich, Windberg, Metten,
taich, Passau, Formbach und von Passau aus ins Heimathland einschlug.
hluß der ergiebigen Forschungsreise machte der Aufenthalt in der Vater-
bs, wo er seine Mutter begrüßte, um dann am 22. September wieder
einzutreffen, das er den 3. Mai verlassen.
diese Zeit mußte P. eine litterarische Fehde ausfechten, die ihm seine
ung in den „Acta erud. Lipsiensium“ (Januar 1717) über den von
Cistercienserkloster Zwettl eingesehenen Codex Udalrici Babenberg. episcopi
P. hatte in jener Mittheilung über den Inhalt dieser Handschrift
unden, Briefe u. s. w., die ihm als noch ungedruckt erschienen waren,
andern, die er als bekannt wußte, durch ein Sternchen unterschieden
Vorhaben geäußert, den ganzen 350 Nummern umfassenden Codex
geben. Der damalige Vorsteher der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien,
Gentilotti, dem ein zweites Exemplar dieser Handschrift vorlag und
eilweise Benutzung durch Gretser und Tengnagel bekannt war, ver-
sich nun hinter einen angeblichen Brief seines Landsmannes und Studien-
„Angelo Fontejo“ aus Verona, an Prof. Joh. Burkhard Mencken in
worin sich Angelo Fontejo (Mai 1717) in zwei Richtungen über jenen Aufsatz
P. abfällig äußerte. Erstlich habe P. viele Urkunden, Briefe und andere
ler in dem bewußten Codex durch Sternchen als noch nicht veröffentlicht
t, die es thatsächlich längst bereits wären, und fürs zweite sei schon aus
Grunde ein Abdruck der ganzen Handschrift überflüssig. P. beeilte sich
der Form eines Briefes an Gentilotto, eine ausführliche Selbstverthei-
(1717) zu veröffentlichen und Gentilotto gewissermaßen als Schiedsrichter
n. Gentilotto antwortet darauf mit einem langen Briefe des Angelo
und einem Vorworte an P., das bei aller Verbindlichkeit und Glätte
ntlichen Sachverhalt wohl durchschimmern läßt.
ausdauernd und rasch unser P. zu arbeiten verstand, beweist die That-
ß er die Früchte seines Sammeleifers für sein namhaftestes Quellenwerk,
esaurus anecdotorum novissimus, seu veterum monumentorum, prae-
clesiasticorum, ex Germanicis potissimum bibliothecis adornata collectio
ima“, bereits 1721 (1.—3. Band) der gelehrten Welt unterbreiten
Kaiser Karl VI. berief ihn und seinen Bruder Hieronymus nach Wien
n deren beiderseitigen Werke mit freundlicher Anerkennung entgegen.
tten in diese rastlosen und aufreibenden Publicationen in verschiedener
(1722—23 erschien der 4. Band des Thesaurus und 2 Bände einer
heca ascetica, antiquo-nova . . . .“) fällt das Wiederaufflackern der
iner- und Jesuitenfehde. Als Kämpe des letztgenannten Ordens trat
der allerdings kenntnißreiche und streitbare Ordensmann Marcus Hansiz
m Pseudonym „Modestus Taubengall“ auf. 1723 erschien nämlich unter

dem Titel Modesti Taubengall Apologeticus adversus Umbras Oratii pro fama A. R. P. Gabrielis Hevenessi et universae Societatis Jesu in libelli, qui „Cura salutis“ inscribitur, praecipiens methodum de stat mature ac prudenter deliberandi, mit dem angeblichen Druckorte Vero ziemlich umfangreiches Büchlein, den Ordensgenossen gewidmet. Darin als Verfasser jenes „bestgemeinten“ Werkes Cura salutis der Vorstand des Profeßhauses, Gabriel Hevenessi († 1715), ein unsäglich fleißiger Pol enthüllt und in allerdings überschwänglicher Weise gegen jeden Anwu theidigt. Hatte P. den Benedictinerorden thunlichst verherrlicht, so „Taubengall“ an einer saftigen Apologie der Gesellschaft Jesu nicht P. verzichtete, auf diesen ziemlich heftigen Angriff zu antworten, indem die Erklärung abgab, daß er an dem ihm fälschlich zugemutheten pro defensione status Petrini adversus anonymum Jesuitam Viennensem (gegen die Cura salutis gerichtet) ebensowenig theilhabe als an den bez Streitschriften des Joh. Barth. Werdinger. Mitten in seine weiteren (1724—26 erschien der 3.—10. Band der Bibliotheca ascetica, 2 Bä Homiliae des Admonter Abtes Gottfried, der 5. und 6. Band des Th und die Ausgabe der Opuscula philosophica des Admonter Abtes En fällt ein Ereigniß von entscheidender Bedeutung. P. erhielt nämlich d ladung, den Hofkanzler Grafen von Sinzendorf, Mandatar Kaiser Ka zum Congresse von Soissons, nach Frankreich, dem Lande seiner wissensch Sehnsucht, zu begleiten (1728). Hier erschlossen sich ihm fruchtbare B schaften mit wissenschaftlich bedeutenden Ordensbrüdern und andern Ge einem Montfaucon, Martene, Durand, François le Texier, Aug. Calmet, Martin u. A. Alle Ordensbibliotheken, die er besuchen wollte, stand offen. Auf der Rückreise aus Frankreich besuchte P. auch deutsche Klö das Zwiefaltener, zur Ergänzung seiner Forschungen. Es wurde ihm a die ehrende Aufgabe zu Theil, von dem Hofkanzler nach Wien eingelade Meinung über das seit Leibniz (s. Artikel) im Zuge befindliche, aber wirklicht gebliebene Project der Errichtung einer kaiserlichen Akademie der schaften abzugeben. Von Wien in sein Kloster heimgekommen beschäfti P. mit der Ausarbeitung zweier Dissertationen in Briefform. Die eine Jesuiten P. M. Hansiz (den unter dem Pseudonym Taubengall versteckt ge Widersacher) gerichtet (Wien 1731), mühte sich mit der St. Rupertusfrage stieß auf dessen herben Widerspruch, die andere war dem Hofkanzler Sin zugedacht und behandelte den Namen und Ursprung der Habsburger (Wien

Zwei litterarische Angelegenheiten bereiteten unserm P. empfindliche druß. Die eine betraf seine Schrift: „Vita et revelationes Venerab. Agnetis Blanbekin“ (Leben und Visionen einer Wiener Nonne, Zeitg der ersten Habsburger), die von der Censur unterdrückt wurde, weil darin Anstößiges für gläubige Gemüther entdeckte. Die zweite hing mi von P. im Kloster Zwiefalten gemachten Funde der Acta St. Trudpe Erchanbaldus zusammen, und zwar mit der darauf fußenden Schrift un über das Zeitalter des heiligen Rupert, deren oben gedacht wurde. Han öffentlichte nämlich 1731 eine Responsio ad epistolam P. Bern. Pezii et Biblioth. Mellic. super vita Sti Trudperti . . ., worin er zunächst daß er dadurch in seiner Annahme von der Zeit der Mission des heiligen durchaus nicht erschüttert werden könne, und überhaupt die Combination P. ziemlich erfolgreich anfocht. Während P. nach seiner Rückkehr vom des Klosters Göttweig an einer ausführlichen Gegenschrift oder Apologie überraschte den Unermüdlichen am 24. März 1735 ein heftiger Krankheits der aller ärztlichen Hilfe spottete und ihn am 27. d. M. im 53. Jahr einem der Wissenschaft geweihten Leben riß.

m stattlichen Nachlasse erschien noch zu Nürnberg 1736: „Francisci
i et equitis, descriptio, seu liber de obsidione urbis Papiensis et
e Francisci I Regis Galliae, e Bibl. Mellicensi“. Massenhaftes
r für die Bibliotheca Benedictina Generalis, für das Museum
logico-asceticum etc. vorbereitet, desgleichen eine Ausgabe der
rici des Admonter Abtes Irinbert und zahlreiche Abschriften mittel=
nkmäler.
tterarische Bedeutung ruht vornehmlich darin, daß er mit ungemeiner
und vielseitigem Blicke begabt, das Streben der Mauriner nach
verpflanzen bemüht war, eine Fülle historischen Materials zu Tage
die Geschichtskunde des Mittelalters in Oesterreich durch ihn einen
chhaltigen Anstoß erfuhr, abgesehen davon, daß er für sie seinen
der Hieronymus, den getreuen Arbeitsgenossen, dauernd gewann.
(sein jüngerer Klostergenosse und Bibliothekar), Bibliotheca Melli-
Vitae et scripta inde a sexcentis et eo amplius annis Benedictorum
m . . . . Vindobonae MDCCXXXXVII, p. 545—656. — Archiv
Statistik u. s. w. h. v. Hormayr 1810, S. 416—17. — Ersch u.
cyklop. III. S. 20. Thl. u. dem Schlagwort. — Wurzbach im
XXIII. (1870) 145—148. — A. Mayer, Gesch. der geistigen
d.=Oesterreichs, 1. Bd. Vgl. auch die Lit. bei Hieronymus Pez.
ymus P., der jüngere Bruder, Kloster= und Arbeitsgenosse des
geb. zu Ybbs am 24. Februar 1685, † am 14. October 1762.
der biographischen Skizze Bernhard's P. die Familienverhältnisse
eutet und ebenso der gemeinsamen Forschungsreisen gedacht, und
biographische Skizze um so kürzer halten, je geräuschloser, ohne
Polemik das Leben dieses Gelehrten, trotzdem es ungleich länger
f. In Gemeinschaft mit seinem Bruder zu Wien und Krems (an
von dem Jesuiten Franz Wagner) als Gymnasiast geschult, ab=
ie philosophischen oder Lycealcurse in Linz Am 26. December
als Novize des Melker Klosters die Profeß ab, wurde Priester
September 1711), nachdem er drei Jahre im Stiftsgymnasium unter=
n Jahr in Melk, drei Jahre in Wien Theologie studirt, und wid=
nze Muße, auch da Hand in Hand mit seinem Bruder, historischen
historischer Forschung. Nach dem Tode seines Bruders Biblio-
narius, 1733 (aber nur für ein Jahr) Novizmeister geworden, lebte
nur in dem Gedanken, der vaterländischen Geschichte eine quellen=
dlage zu geben, und in dieser Beziehung war seine, innerhalb
festerer Grenzen sich bewegende Forschung an Planmäßigkeit und
Bedeutung der auf weiter Fläche sich bewegenden, wahrhaft massen=
ction seines älteren Bruders, der um dreißig Jahre früher, mitten
losen, vielseitigen Schaffen dahingerafft wurde, überlegen, wie eng
einander ergänzend auch sonst die Arbeiten der Brüder waren.
n nicht eben häufiges Beispiel inniger und fruchtbarer Lebens=
Seine erste litterarische Arbeit knüpft sich an das J. 1713. Es
kritisch erläuterten Acta S. Colomani. Das letzte Druckwerk, 1746
r seinem Ableben), ist eine Monographie über Markgraf Leopold
von Oesterreich. Zwischen die beiden fällt die Hauptarbeit, sein
ebenswerk, die „Scriptores rerum austriacarum veteres ac genuini“,
d zu Leipzig, bei Gleditsch, im J. 1721 erschien. Das Ziel und
dieser thatsächlich bahnbrechenden Quellenpublication findet sich in
estellten Dissertation erörtert. Bekanntermaßen seien, heißt es hier,
nheiten Oesterreichs mit denen Gesammtdeutschlands seit mehreren

Jahrhunderten so innig verknüpft und verwoben, daß eine erschöpfende K
der letzteren nicht ohne umfassendere Erforschung der ersteren glücke; dahe
die Kenner dieses Sachverhaltes die Ueberzeugung gewonnen, dieser Schw
könne nur dadurch abgeholfen werden, wenn von einem der Dinge n
kundigen, gewissenhaften und rechtschaffenen Manne eine Specialsamml
älteren Geschichtschreiber Oesterreichs veranstaltet würde. Bis jetzt sei d
nicht geschehen, wie sehr dies auch von einem Lambeck und Daniel
hoffen war. Sein geliebter und verehrter Bruder Bernhard sei denn i
lange gedrungen, bis er die eigenen Bedenken überwand. — Er habe
entschlossen, die Geschichte Oesterreichs im Spiegel lauterer, zeitgenössisc
ursprünglicher Quellen vorzuführen und zu diesem Zwecke es an der
forschung österreichischer und bairischer Bibliotheken nicht fehlen lassen. E
dann auf die Arten seiner Quellen zu sprechen, verweist auf die Wichtig
Passauer Chroniken und Kataloge, der Vitae et acta SS. des 3., 4.,
und 12. Jahrhunderts, der Chroniken, Genealogien, Nekrologien, Fr
der Urkunden, Privilegien, Schenkungen u. s. w. Er betont sodann di
wendigkeit kritischer Erläuterungen und richtet einen Appell an die Kl
stände, seine schwierige Arbeit thunlichst zu fördern. Ein besonderes
legt er auf die Codices traditionum (Salbücher), deren Benutzung ih
giebigst gewährt werden möge. Dann folgen 5 Dissertationen und
(I) über die verschiedene Benennung Oesterreichs im Wechsel der
(II) über die ältesten Bewohner Oesterreichs, (III) über die ersten ch
Glaubensboten in diesem Lande, (IV) über den Eintritt des ersten Babe
in die Geschichte Oesterreichs und (V) über die angeblichen und rein fab
Missethaten der Babenberger: Leopold des Schönen und seines Bruders Albr
Obschon die Ergebnisse sämmtlicher Abhandlungen von der Zeit und F
überholt, veraltet sind, so läßt sich doch an sich ebensowenig der h
Wahrheitstrieb als die umfassende Belesenheit des Autors verkennen.
diesem Bande aufgespeicherten Quellen, 44 an Zahl, haben zum Sch
die Melker, Klosterneuburger und Zwettler, anderseits die Salzburger
graphie oder Annalistik, sodann die Chronik des Wieners Paltram Va
sog. Anonymus Leobiensis (in der damals noch unerforschten Verquick
der Chronik Johanns von Viktring), die (deutsche) Chronik Oesterreichs
Mathäus oder Gregor Hagen und Arenpeck's Chron. Austriacum. Ei
rerum et verborum macht den Schluß. Schon nach zwei Jahren (17
der 2. Band der Scriptores erschienen. Er enthält 57 Stücke; darunter
relativ namhaftesten: die Admonter Chronik, die Salzburger Anna
St. Rupertusstiftes, den Kreis kleinerer Quellen zur Geschichte Kaise
richs III. und vor allem die große Chronik Ebendorfers in 5 Büch
1463), abgesehen von der böhmischen Chronik des Neplacho, der b
„Chronic der Behemen“ u. a.

Nach längerer Frist erschien 1745 in einem anderen Verlage, E. F.
zu Regensburg, der 3. Band; er bescheerte uns die ganze Reimchronik O
Beweist schon dieser Verlagswechsel die Schwierigkeit, solche Publicationen u
Presse zu bringen, so begreifen wir eben so leicht, daß eine Fortsetzu
Unternehmens, in welchem Jahrzehnte rast- und selbstloser Arbeit st
mehr als einer Klippe scheitern mußte. Immerhin boten die drei Fo
der Scriptores den Grundstock der Geschichtschreibung in und für Deutsch-
reich, und wenn auch dann die sich vielfach mit Pez'schen Scriptores ber
und deckenden Rerum austriacarum Scriptores, herausgegeben von Adrian
(1793—1794), erschienen, wenn endlich die Monumenta Germani
11. (9.) Bande die von Wattenbach in neuer Anordnung und Gest

senschaft bescheerten Annales Austriae erschlossen, so müssen wir die Pez'sche ammlung noch immer zur Hand nehmen, falls es sich um die österreichische ronik Hagen's, um Arenpeck, Ebendorfer und die Reimchronik Ottokar's han- t. Der handschriftliche Nachlaß der Brüder, worin die „Ephemerides rerum Monasterio et Austria nostra gestarum a die 31. Juli 1741, quo serenissi- s elector Bavariae Passaviam occupavit" unserm Hieronymus angehören, gt am besten, wie vielseitig ihre gemeinsame Sammlerarbeit war.

Vgl. Kropf, Biblioth. Mellic. (s. o.) p. 677—682 (bis z. J. 1746). — Wurzbach 149—150 und die andern bei Bernhard P. angeführten Werke; ferner Scriptores ordinis S. Benedicti qui 1750 a. a. 1880 fuerunt in Im- perio Austr. Hungarico (Vindobonae 1881) p. 340 (Bernhard P. fehlt dort.) — Ein genaues, chronologisches Verzeichniß der Werke der Gebrüder Pez s. b. Kropf a. a. O. u. z. a) des Bernhard P. S. 602—608. (Außer- dem druckt Kropf (S. 609—656) ab: eine Jugendarbeit Bernhard's, das Protrepticon philologicum seu disceptatio literaria in qua tria potissimum examinantur: I. utrum viri eloquentes in ordine Si. Benedicti ab eo condito usque ad a. Domini 1400 floruerint?, II. quibus ex causis cultura latinitatis ab hujus ordinis scriptoribus neglecta videatur?, III. Sitne decorum a Monastici instituti sectatoribus splendorem orationis, et latini sermonis coli, ac illius in sacris elucubrationibus rationem haberi? quae singula eo fine proponuntur, ut intermissum latini sermonis studium in hujus ordinis civibus hac maxima aetate redintegretur. — Personae in dialogo colloquentes: Synegorus: latine defensor Benedictorum; Polemonachus: Oppugnator Benedictinorum; Hieronymus: Interlocutor et fautor monachorum.) — b) des Hieronymus P. S. 679—682. — Ueber den Nachlaß der Gebrüder s. ins- besondere Hormayrs Archiv J. 1821, II, S. 516—518; J. 1828, Nr. 148 bis 155. Krones.

Pezel: Christoph P., reformirter Theologe, Begründer des reformirten kenntnisses in Nassau und Bremen, geb. zu Plauen im sächsischen Voigtlande 5. März 1539, † in Bremen am 24. Februar 1604. Seine Studien chte er in Jena, wo Victorin Strigel, und in Wittenberg, wo Melanchthon t Hauptlehrer ward. Hierauf wurde er Lehrer in seiner Vaterstadt, 1567 er Professor in Wittenberg, wo er die theologische Doctorwürde annahm. amals regte sich unter den Theologen Wittenbergs jene reformirte Richtung, lche man mit dem Ausdrucke Kryptocalvinismus bezeichnet hat. Auch P. fiel rselben zu. Als im J. 1574 Kurfürst August auf Anregung der lutherisch innten Theologen gegen die Anhänger dieser Partei erbittert auftrat, wurde mit seinen Freunden Friedrich Widebram, Heinrich Moller, Kaspar Cruciger, olfgang Crellius sofort verhaftet, einem peinlichen Verhöre in Torgau unter- len und dann über zwei Jahre an verschiedenen Orten in gefänglicher Haft halten. Zur Wiedererlangung seiner Gesundheit begab er sich nach seiner tlassung mit seiner Familie nach Eger in Böhmen. Im Frühjahre 1577 gte er auf Empfehlung Crell's, der schon 1574 Inspector in Siegen geworden, em Rufe des Grafen Johann des Aelteren von Nassau-Katzenelnbogen. Dieser r, ein Bruder des Prinzen Wilhelm von Oranien, bereits durch M. Gerhard banus Geldenhauer, genannt Noviomagus (s. A. D. B. XXIV, 47), den 1568 aus Hessen in sein Land gezogen, und durch Graf Ludwig zu Sayn Wittgenstein, vordem Großhofmeister Friedrichs III. von der Pfalz, für das ormirte Bekenntniß gewonnen, suchte zur Einführung desselben in seiner Graf- aft geeignete Persönlichkeiten. Solche glaubte er in P. und seinen Freunden, die in einigen durch die lutherische Reaction Ludwigs VI. aus der Pfalz ver- ebenen Predigern zu finden. Im Herbste genannten Jahres folgte noch

Widebram, der Inspector in Diez wurde. P. wohnte über ein Jahr am
zu Dillenburg und nahm mit Widebram im März 1578 an der Syno
Neustadt a. d. Haardt theil. Am 2. November genannten Jahres wurde
Beisein des Junker Otto von Grünrade zum Pastor in Herborn eingesetzt
dieser Stadt führte er seines Vorgängers Noviomagus Werk weiter, bes
suchte er durch Belehrung über das Brodbrechen beim Abendmahle auf
Zuhörer einzuwirken. Am wichtigsten ist jedoch seine Abfassung des sog.
ischen Bekenntnisses, welches die am 8. und 9. Juli 1578 zu Dillenbu
sammelte Generalsynode acceptirte, wodurch das reformirte Bekenntniß
Lande eingeführt ward. Diese Confession erschien 1592 im Drucke un
Ueberschrift: „Aufrichtige Rechenschaft von Lehr und Ceremonien, so
Evangelischen Reformirten Kirchen, nach der Richtschnur Göttlichen Wo
gestellet.“ Es sollten darin die Hauptunterschiede der reformirten und
rischen Lehre von Christi Person und dem Abendmahle erörtert und die
einstimmung der reformirten Kirche Nassaus mit allen reformirten Kir
und außer Deutschland nachgewiesen werden. Abergläubische Ceremonie
Einsegnung der Wöchnerinnen, der Verstorbenen, das Sichbekreuzen u.
auch die Altäre, Kerzen, Chorröcke werden abgeschafft, Predigttexte freig
Wenn auch keine specielle Ueberschrift über die Prädestinationslehre vor
weil über diese kein Streit hier obwaltete, so ist dieselbe doch als grund
Lehre darin enthalten, wie u. a. der Artikel von der Kirche diese defin
die Versammlung der Auserwählten und derer, die der Herr ihm samm
dem menschlichen Geschlechte für und für. Die beste Erläuterung hat
aber in der sog. Erklärungsschrift zu unserer Confession, die in ihrem letzt
29. Artikel die Prädestinationslehre mit allen ihren Consequenzen

Auf Wunsch der Gräfin Mutter Juliane, welche sehr viel auf P
mußte dieser alle Mittwoch, wenn er zum Consistorialverhöre nach Dil
kam, daselbst predigen. Auch sollte er nach einem Schreiben des Gra
seine Räthe, dat. Arnheim den 17. October 1579, nach deren Befin
gräflichen Töchter unterrichten, „damit sie den Articul vom Nachtma
was zwischen der Augsburger Confession und unserer, der reformirten K
für Unterschied und die rechte Meinung sei, recht verstehen möchten“
solchem Vertrauen sowie aus dem Umstande, daß ihn der calvinistisch g
Graf Johann zum Generalsuperintendenten seines Landes gebrauchte, geht
hervor, daß P. bereits zu derselben Richtung gehörte. Mehrere Voc
von außen waren hier an ihn ergangen, wiederholt vom Magistrate zu B
Der Graf schlug ihnen anfangs ihre Bitte aus verschiedenen Gründen ab
unter auch der, daß P. hier zu Lande die Reformation in ziemlichen Fl
gebracht und daher unentbehrlich wäre, in Bremen aber wären noch
Exorcismus und andere abergläubische Gebräuche. Wollte P. dagegen v
so würde er großen Undank haben. Doch wolle er ihnen P. auf einige
überlassen, wenn sie ihre papistischen Ueberreste aus den Kirchen en
wollten. Der Magistrat begnügte sich damit, zumal P. mit Widebram
Mit diesem ist er dann in angedeuteter Weise in Bremen thätig und f
mehrere unter den Predigern ausgebrochene Lehrstreitigkeiten, besonders den
Jodocus Glaneus, einen strengen Anhänger der Concordienformel hervorger
welcher aus der Stadt weicht. Nach seiner Rückkehr in Nassau bi
Magistrat von Bremen abermals und zwar mit allem Nachdruck um
Im Frühling 1581 verabfolgte denn endlich Graf Johann den so sehr beg
der Stadt Bremen, deren Gebiet derselbe seine thatkräftigen Dienste um
sein Ende mit Abweisung verschiedener ehrenvoller Berufungen als Leit
Superintendent der bremischen Gemeinden und als Lehrer der Theologie

und Ethik an der am 14. October 1584 eröffneten Hochschule widmete.
nsicht ordnete er das Kirchenwesen und fixirte die Lehre in der von ihm
n, auf streng calvinischer Anschauung basirenden Bremer Confession,
unter der Aufschrift: Consensus Ministerii Bremensis Ecclesiae von
Für die Volksschulen bearbeitete er den sog. Bremer Katechismus, der
Lehre mit dem Heidelberger, welchen man aus Vorsicht nicht sofort ein-
sondern erst um 1621, übereinstimmt. Mit großer Entschiedenheit trat
em Landsmann, dem Pastor Joseph Naso zu Bremen, welcher in
ise mennonitische, im Abendmahle hyperzwinglische Anschauungen vertrat,
t. Auch in Schriften trat er polemisch auf, wie gegen Hamelmann,
, Egidius Hunnius, Selnecker und Philipp Marbach. Für die refor-
irche Bremens hat P. den Grund gelegt, auf dem die nachfolgende Zeit
auen konnte. Einer seiner Söhne, Tobias, † am 4. April 1631, hat
Pastor und Professor in Bremen einen nicht unansehnlichen Namen er-
Die große Zahl der Schriften Pezel's hat Steubing a. a. O. aufge-
Die meisten sind apologetischen und polemischen Characters, die nur für
it bedeutungsvoll waren.

Steubing, Biogr. Nachrichten aus dem XVI. Jahrh. Gießen 1790. —
g, Realencycl. — Bayle. — Rotermund, Bremisches Gelehrtenlexikon. —
isches Jahrbuch, 9. Bd. 1877. — Prinsterer, Archives I. 7. Bd. —
, Joh. der Aeltere von Nassau-Dillenb. Halle 1869. — Heppe, Be-
nißschriften der ref. Kirche Deutschl. Elb. 1869. — Cuno, Blätter der
erung an Dr. Casp. Olevianus, S. 110. Cuno.

zold: Karl Friedrich P., gelehrter Schriftsteller, geb. zu Ottendorf
na, nach Ausweis des dortigen Kirchenbuches am 27. Mai 1675 (nicht
† in Leipzig am 30. Mai 1731, wurde, nachdem sein Vater, M. Georg
h P., 1686 als Archidiakonus in Torgau gestorben war, von dessen
chfolger, dem nachmaligen Pirnaischen Superintendenten Joh. Dav.
ner, erzogen, der ihn, auch als er 1692 das Amt eines Feldpredigers
hen hatte, in seiner Nähe behielt und als Feldcantor verwendete. Später
P. auf die Schule zu Merseburg geschickt. Im J. 1695 kam er als
nach Leipzig, hörte hier theologische und philosophische Vorlesungen und
m 25. Mai 1696 Baccalaureus der Philosophie, am 27. Januar 1698
r. Dann erhielt er ebendort 1703 (nach der Angabe des Universal-
1701) das Amt des dritten Collegen an der Nicolaischule, 1704 das-
nt an der Thomasschule und war eben zum Conrector an der letzteren
ernannt worden, als er starb. Schon 1710 hatte er die Würde eines
der philosophischen Facultät in Leipzig erlangt. Diejenige litterarische
it, durch welche er sich bekannt gemacht hat, knüpft sich an die während
re 1716—1723 von ihm besorgte Herausgabe der in zwölf Bänden
nen „Miscellanea Lipsiensia ad incrementum rei litterariae edita“
ngt mit seiner Stellung in dem 1655 begründeten, später von Chr.
Boerner geleiteten Collegium Anthologicum zusammen, dessen Senior er
hre lang war. Auch die „Gelehrte Fama“ (68 Theile, 1711—1718)
ihm herausgegeben worden sein. Seine zwölf durch den Druck ver-
hten Dissertationen zeigen in der Wahl ihrer Themata wie in deren
lung einen mit Gelehrsamkeit und Fleiß sammelnden Polyhistor, dem
er Sinn für eine in sich zusammenhängende, nach Vertiefung strebende
aftliche Forschung abgeht.

Universal-Lexicon, Bd. 27, Leipzig u. Halle, Zedler 1741, Fol. Sp. 1162
165. — Albert Forbiger, Beitr. z. Gesch. der Nikolaischule, Lief. 1, Abth. 2,
ig 1826, S. 19—21. F. Schnorr von Carolsfeld.

Pezzl: Johann P., philosophischer, topographischer und belletrist Schriftsteller. Ueber die Lebensverhältnisse dieses merkwürdigen Mann bisher wenig bekannt geworden. Er wurde zu Mollersdorf in Baiern i 1756 geboren, studirte in Salzburg Jurisprudenz, lebte später in der Sc und von 1785 in Wien, wo er die Stelle eines Secretärs und Biblioth beim Staatskanzler Fürsten Kaunitz inne hatte und wo er sich auch verm Im J. 1791 wurde er bei der Chiffrenkanzlei in Wien angestellt. Ob P. zu vermuthen, wirklich sich einige Zeit lang in einem Kloster befand, w seine 1780 erschienenen „Briefe aus dem Noviziat" schließen lassen, ist erwiesen. Er stand jedenfalls dem Kreise von Wiener Schriftstellern und tern, dem auch Blumauer angehörte, nahe und war diesem Dichter befreundet, wie dessen 1785 verfaßte „Epistel an Pezzl aus Gastein" e auch dürfte er in Beziehungen zu der Wiener Freimaurerloge „zur w Eintracht", welche im Grunde genommen ohnehin eine Art gelehrter Gesel war, getreten sein. Nicht einmal das Todesjahr Pezzl's ist mit Bestim nachgewiesen, Döring in Ersch und Grubers Encyclopädie setzt 1838 an, Anderen fällt der Tod Pezzl's in das Jahr 1823. Die Schriften dieses M sind der Litteratur des sog. „Aufklärungszeitalters" in Oesterreich beizu schon die erste derselben, die erwähnten „Briefe aus dem Noviziat" (1780—83), obwohl jedenfalls noch nicht in Oesterreich verfaßt, sind gan dem Josefinischen Geiste durchweht, welcher sich nach dem Regierungsa des großen Kaisers überall in dessen Ländern geltend machte, diese Briefe übrigens dem Autor eine gerichtliche Untersuchung zugezogen haben. Si dern in der schärfsten satyrischen Weise das Mönchsleben und liefern aus demselben, welche allerdings diesen Stand herabzusetzen in der Lag die jedoch auch viel Wahres enthalten und unbedingt das Ergebniß eign schauung oder genauer Erfahrung genannt werden müssen. In demselbe sinnigen Geiste verfaßt sind des Autors „Marokkanische Briefe. Au Arabischen" (Frankfurt u. Leipzig 1784), in welchen nicht nur gege Mönchthum geeifert wird, sondern worin auch viele andere Einrichtunge sociale Zustände im Staate, welche dem Wesen des Zeitgeistes zuwide lächerlich gemacht und mit beißender Satyre behandelt werden. Montes „Lettres Persanes" scheinen P. bei der Abfassung dieser Briefe vorge zu haben, welche als von einem Mitgliede der im J. 1783 in Wien anwe marokkanischen Gesandtschaft verfaßt in der Vorrede erklärt werden. — Vo erzählenden Werken Pezzl's verdient vor allem Aufmerksamkeit: „Faustin od philosophische Jahrhundert" (Zürich 1783 und später verschiedene Ausgabe Auflagen). Dasselbe schildert den Lebenslauf eines Helden Faustin — i chem P. wohl sich selbst darstellen wollte — der verschiedene Reiche Eu durchwandert und von den Beobachtungen, die er in Bezug auf Mißb und Uebelstände der Geistlichkeit bemerkt hatte, Kunde gibt. Faustin g zuletzt nach Wien, wo er sich zu bleiben entschließt, wobei er die Regierun aufgeklärten Monarchen Joseph II. im Schlußcapitel des Buches prei erhebt. Pezzl's „Faustin" wurde ein vielgelesenes Buch und so beliebt, schon im J. 1785 ein zweites Bändchen unter gleichem Titel erschien, da nicht von P. herrührt. — Von den übrigen erzählenden Schriften und Ro seien noch angeführt: „Sincerus, der Reformator" (Frankfurt u. Leipzig 1 1787), „Ulrich von Unkenbach und seine Steckenpferde", 2 Thle. (Wien 1 „Gabriel oder die Stiefmutter-Natur. Ein satyr.-komisch. Roman", 1810), alle drei reich an Satyre und in ähnlichem Sinne verfaßt wie übrige Schriften. — Das bedeutendste, witzigste und beachtenswerthe Pezzl's ist jedoch seine „Skizze von Wien" (Wien 1786—1790)

asselbe schildert die Residenzstadt, ihre Bewohner, ihre socialen Verhältnisse, e Gebrechen und Lächerlichkeiten derselben zur Zeit der Regierung Joseph II. vortrefflicher, theils satyrischer, theils aber auch ernster Weise, es entwirft piegelbilder des Wiener Lebens in scharfen Umrissen, es macht den Leser mit m äußeren Aussehen der Stadt ebenso wie mit den inneren Verhältnissen, it den charakteristischen Eigenschaften der Bürger-, Beamten-, Adels- und sogar r Hofkreise bekannt, es läßt die wirthschaftliche Lage, die geistige Ausbildung, as besondere Gefallen der Residenz an besonderen Unterhaltungen und Vergnügungen (z. B. die Thierhetze) ersehen und erscheint daher von um so höherem lturgeschichtlichen Werth, als der Verfasser vollständig unbeeinflußt seine childerungen entwirft und seine oft strenge aber niemals ungerechte Kritik sübt. Die „Slizze von Wien" erfuhr mehrfache Auflagen und zahlreiche achahmungen in der Provinz, so die „Skizzen" von Prag, Linz, Gräz ꝛc., ren manche von witzigen Autoren verfaßt wurden, unter denen aber keiner an eist, Scharfsinn und gewandter Darstellungsweise P. erreichte. Später ließ P. ie „Neue Skizze von Wien unter der Regierung Franz II." (Wien 1805—12, Hefte), erscheinen, welche aber, wohl hauptsächlich der inzwischen strenge gewordenen Censur wegen, die Bedeutung des ersten Werkes nicht erreichte. Auch s eigentlicher Topograph ist P. in seiner „Beschreibung der Haupt- und esidenzstadt Wien" (Wien 1806 und viele folgende Auflagen) aufgetreten. päter erschien: „Die Umgebungen Wiens" (Wien 1807) und „Wien mit Umbungen und dessen Merkwürdigkeiten" (Wien 1821). — Von Werth sind auch biographischen Arbeiten des Autors über Laudon (1791), Prinz Eugen (1791) d Kaiser Joseph II., letzteres unter dem Titel: „Charakteristik Joseph II." Wien 1790 und später oftmals neu aufgelegt), so wie die „Lebensbeschreibungen s Fürsten Montekukuli, des Fürsten Wenzel Lichtenstein, des Hofraths Ignaz n Born" (Wien 1792). — Der Vollständigkeit wegen seien von den älteren hriften Pezzl's noch angeführt: „Reisen eines Philosophen oder Bemerkungen er die Sitten von Afrika, Asien und Amerika" (Salzburg 1783), welche entlich nur eine Bearbeitung des Werkes von Poivre bilden; ebenso hat sich in der „Reise nach Ostindien und China" in den Jahren 1774—1781 an nnerat's französisches Original gehalten, so wie in den „Reisen durch Polen, ußland, Schweden und Dänemark" (Zürich 1785—1795) eine Bearbeitung n Coxe's Werk geliefert. Noch wären mehrere derartige Bearbeitungen zu nnen, seine eigene Auffassung zeigt Pezzl's „Reise durch den bayerischen Kreis" alzburg 1784). — Ein „Denkmal an Maximilian Stoll" (Wien 1788) t Al. Blumauer herausgegeben. — Bei dem Charakter der Schriften Pezzl's, seinem Hang zur Satyre und seiner freisinnigen Auffassung ist es begreiflich, ß man ihn mit Voltaire verglichen und diesem zur Seite gestellt hat. Insondere in den Romanen scheint sich der Autor den großen Franzosen wirklich m Muster genommen zu haben. Zweifellos gebührt ihm eine nicht unbeutende Stelle unter den Schriftstellern des 18. Jahrhunderts und es ist seltsam, ß die großen Litteraturgeschichten (selbst Goedeke) Pezzl's nicht gedacht haben.

Döring in Ersch und Grubers Encyclopädie, III. Sect. 20. Theil. — Oesterr. National-Encyclopädie. Wien 1836. Bd. IV. — Wurzbach, Biogr. Lex. XXII. Bd.

Schlossar.

Pfaff: Adam P., Historiker und Publicist, geboren am 1. März 1820 Kassel, † am 23. Januar 1886 zu Karlsruhe. Er war der älteste Sohn s Waffenschmieds Adam P. zu Kassel. Seine erste Ausbildung erhielt er in er Bürgerschule seiner Vaterstadt. Während eines mehrjährigen Krankenlagers, on dem er nach der Confirmation betroffen wurde, begann er das Studium der ateinischen und griechischen Sprache, der Geschichte u. s. w., trat nach gehobener

Krankheit als Expedient in den Subalterndienst des Obergerichts zu Kaſſel nutzte ſeine freie Zeit ſo ſorgfältig, daß er 1843 die Gymnaſial-Maturität beſtehen konnte. Auf der Univerſität Marburg widmete er ſich den phil philoſophiſchen und geſchichtlichen Studien. Anfangs 1848 beſtand er di prüfung für die Lehrer an Gelehrtenſchulen, in demſelben Jahre wurd Grund der Diſſertation über „die ſtaatsrechtlichen Antiquitäten des Ho der Univerſität Marburg die philoſophiſche Doctorwürde ertheilt. 1848 führte ihn, wie ſo viele begabte junge Männer, auf das G Politik und des öffentlichen Lebens, dem er bis zu ſeinem Tode ſ Aufmerkſamkeit und ſein lebhafteſtes Intereſſe zugewendet hat. Phaſen der Bewegungen und Kämpfe von 1848 bis 1871 gehörte nationaldeutſchen Partei, die in der Ausſcheidung Oeſterreichs und i ſammenfaſſung und Vereinigung des übrigen Deutſchlands unter Spitze die einzig mögliche Form für die Herſtellung der deutſchen E blickte. Dieſe Auffaſſung theilte P. in vollſtem Maße und er hat ſoviel an ihm lag, in redlichſter Weiſe erſtreben helfen. Dazu gab Stellung als Redacteur der im J. 1848 von Friedr. Oetker zu Kaſſel deten, dieſem Ziele gewidmeten Neuen Heſſiſchen Zeitung und als die des Umſturzes der kurheſſiſchen Verfaſſung von 1831 und der wüſten execution, die 1850 über Kurheſſen verhängt wurde, unterdrückt Betheiligung an der Deutſchen Reichszeitung zu Braunſchweig und an Wiederherſtellung eines leidlichen Rechtszuſtandes in Kurheſſen um Friedr. Oetker ins Leben gerufenen Heſſiſchen Morgenzeitung reichlich heit. P. mußte gleich Friedr. Oetker, dem er bis zu deſſen Tode Freund und Kampfgenoſſe geweſen war, Ende 1850 infolge des über verhängten Kriegszuſtands und erhobener Anklagen ſein Vaterland Exil vertauſchen. Im Herbſte 1851 ſiedelte er nach Brüſſel über, wo angeſtrengteſter journaliſtiſcher und litterariſcher Thätigkeit ſein Werk deutſche Geſchichte begann, von dem bereits 1852 der erſte Band konnte. Im Frühjahr 1855 wurde er als Profeſſor der Geſchichte graphie an das Kantonsgymnaſium zu Schaffhauſen berufen; er wieder in eine feſte geregelte Thätigkeit zu gelangen und eine neue H gewinnen, den Ruf an und hat dieſe Profeſſur, der 1857 auch noch ſchweizeriſches Staatsrecht hinzutrat, 23 Jahre bekleidet. Wie er di kleidet hat, wird wohl am beſten durch die Thatſache bezeichnet und als er zwei auswärtige Berufungen abgelehnt hatte, die Schaffhauſer durch beſondere Anerkennung der ausgezeichneten Lehrerfolge und leihung des Ehrenbürgerrechts ihn auszeichnete. Auch während dieſer P. neben ſeinen Berufsgeſchäften unausgeſetzt journaliſtiſch, und ſtets jenes oben erwähnten Ziels thätig. Eine beſondere Genugthuung war als er im Frühling 1878 auf den Lehrſtuhl für Geſchichte und geſchichte an der polytechniſchen Hochſchule zu Karlsruhe berufen wurde 28jähriger Abweſenheit war er mit ganzer Seele ein treuer Sohn ſein ſchen Vaterlandes, für das er gelitten und unausgeſetzt gekämpft hatte, er nahm den Ruf an und, nahe dem Abend ſeines Lebens, erreichte er füllung eines Herzenswunſches, ins Vaterland zurückkehren und ihm Kraft widmen zu können. An Schriften hat P. hinterlaſſen: Die Univerſität Marburg preisgekrönte Arbeit über „die Homeriſchen St Ariſtophanes“ aus 1847; die ſchon erwähnte Doctordiſſertation über „di rechtlichen Antiquitäten des Homer“ aus 1848; „Das Trauerſpiel heſſen“; die „Deutſche Geſchichte“, von der 1852 der erſte und 1864 Band, der bis in die Anfänge des 30jährigen Kriegs reicht, erſchienen

für die spätere Zeit nur theilweise das Manuscript vorliegt; „Schutzwehr
n die Socialdemokratie in Belgien"; Bearbeitung der 21. Auflage der Ent-
ung Amerikas von Campe, aus 1868; über „das Staatsrecht der alten Eid-
ossenschaft bis in das 16. Jahrhundert", aus 1870; „Reden und Thaten
grande nation", aus 1872; „Lebensgeschichte Moser's, Bautechnikers zu
affhausen", aus 1875; „Zur Erinnerung an Friedrich Oetker", aus 1884.

K. Oetker.

Pfaff: Alexius Burkhard Immanuel Friedrich P., namhafter
neralog und Geolog, Professor der Mineralogie an der Universität Erlangen,
als Sohn des Mathematikers Joh. Mich. Andreas P. (s. u.) am 17. Juli
25 zu Erlangen geboren und widmete sich nach vollendeten Vorstudien an den
terrichtsanstalten seiner Vaterstadt den mathematischen und unter v. Raumer's
flusse den mineralogischen Fächern, erlangte den Doctorgrad in der Philo-
hie und habilitirte sich 1853 als Privatdocent an der Universität Erlangen
der Schrift: „Grundriß der mathematischen Verhältnisse der Krystalle".
sehen erregte P. zuerst durch sein Buch: „Die Schöpfungsgeschichte mit be-
derer Berücksichtigung des biblischen Schöpfungsberichtes", 1855, in welchem
ersuchte, die Forschungsresultate der geologischen Wissenschaft mit dem Inhalte
Bibel in versöhnende Uebereinstimmung zu bringen. Auf gleichen oder ähn-
n Standpunkt stellt sich der Verfasser auch noch in der 1882 erschienenen 3. Auf-
seiner „Schöpfungsgeschichte" und in der Schrift: „Die Entwicklung der Welt
atomistischer Grundlage", 1883. Zugleich versuchte er auch die Unhaltbarkeit
Darwinischen Lehre zu erweisen. Andere ältere schätzenswerthe Arbeiten Pfaff's
egen sich mehr auf dem Gebiete der directen Beobachtungen und Untersuchungen
: „Ueber Dolomit des fränkischen Jura" (Pogg. Ann. 82, 1851); „Ueber
fränkischen Juradolomit und die Umwandlung der Gesteine" (das. 87, 1852);
urtheilung der Weiß'schen Grundgesetze der mechanischen Geologie" (N. Jahrb.
6 S. 513 und 1857, 415); „Geologische Bedenken gegen annoch thätige
ndvulkane" (das. 101, 1857); „Ueber die Messung ebener Krystallwinkel
w." (das. 102, 1857); „Ueber eine sehr flächenreiche Schwerspathcombi-
on"; „Untersuchungen über die Ausdehnung der Krystalle durch Wärme"
. 104, 1858 und 107, 1859); „Ueber den Einfluß des Drucks auf die
schen Eigenschaften doppelt-brechender Krystalle" (das. 107 u. 108, 1859);
bersicht der geognostischen Verhältnisse der Umgegend von Erlangen" (Mitth.
hys.-med. Soc. in Erlangen 1, 1858). Inzwischen war P. 1859 zum
fessor der Mineralogie an der Universität zu Erlangen ernannt worden, an
cher er bis zu seinem am 18. Juli 1886 daselbst erfolgten Tode erfolgreich
tte. Auf dem Gebiete der Mineralogie sind unter Pfaff's späteren Publi-
onen der 1860 erschienene „Grundriß der Mineralogie" und eine Reihe
tiger Arbeiten über Krystallphysik („Ueber das optische Verhalten der Feld-
the und die Tschermak'sche Theorie" im N. Jahrb. 1879 S. 584), nament-
über die Härte der Mineralien, für deren exacte Bestimmung er sinnreiche
trumente construirte, anzuführen. Diese Abhandlungen sind z. Th. in den
ungsberichten der k. b. Akademie der Wissenschaften in München erschienen,
cher er seit 1879 als außerordentliches Mitglied angehörte. Auch über die
mische Wirkung bei hohem Druck, über Schichtenstörungen sowie über die
tscherbewegungen und über die Veränderung der Lagen der Apsidenlinie der Erd-
n und ihren Einfluß auf die Klimate stellte P. interessante Untersuchungen und
bachtungen an. Besonders wichtig sind seine Arbeiten über Gegenstände der
ophysik, welche er namentlich in der Schrift: „Der Mechanismus der Gebirgs-
dung", 1880, behandelte. Hierin erklärte er sich nachdrücklich gegen die sog.
rumpfungstheorie und gegen die von Heim ersonnene Annahme einer latenten

Plasticität der Gebirgsmassen unter hohem Druck und dadurch bewirkte walzung der Gesteinsschichten, wodurch man die Entstehung der Gebirg fortschreitender Erkaltung der Erde zu erklären versucht hat. Dagegen glau hierfür eine Erklärung in der Wirkung des Wassers in Verbindung mit jen Schwere finden zu können. Von sonstigen Schriften geologischen Inhalts zu nennen: „Die vulkanischen Erscheinungen“, 1872; „Allgemeine Geolog exacte Wissenschaft“, 1873; „Grundriß der Geologie“, 1876; „Petrog. suchungen über die eocänen Thonschiefer der Glarner Alpen“ u. A. P. auch im Sinne der christlich-socialpolitischen Richtung besonders thätig suchte durch Abfassung und Verbreitung sog. gemeinnützlicher Schriften Bestrebungen zu fördern. Dahin gehören zahlreiche Publicationen und wissenschaftliche Vorträge („Ist die Welt von selbst entstanden, oder ist sie ge worden“; „Anfang und Ende unserer Sonne“; „Die Grenzen der Naturer niß“; „Ueber Erdbeben“; „Ueber den Einfluß des Darwinismus auf staatliches Leben“; „Das Wasser“), sowie endlich auch seine Betheiligung Herausgabe der Sammlung von Vorträgen für das deutsche Volk, welche einer Abhandlung: „Kraft und Stoff“ eröffnete. v. Güm

Pfaff: Christoph Heinrich P., geb. am 2. März 1773 in Stu † am 23. April 1852 in Kiel (Vorname nicht Christian, wie bei Pogg. i graphischen Handwörterbuch).

P. stammte aus einer alten bürgerlichen Familie, deren Stammbau bis zum Anfang des sechszehnten Jahrhunderts auf einen Schweizer zurück läßt, der, wie es scheint aus Religionsrücksichten von Aarau nach Würt übersiedelte. Pfaff's Vater war der Geh. Oberfinanzrath Friedrich Burkh in Stuttgart, seine Mutter die Tochter des Kirchenrath Brand. Aus dies gingen 12 Kinder hervor. Unser P. war der sechste der Söhne, er wur der Karlsakademie, die er von 1782—1793 besuchte, erzogen. Hier knü mit dem vier Jahre älteren Geo. Cuvier die für ihn bedeutungsvoll gew Freundschaftsverbindung, welche zunächst nach dem Abgange Cuvier's v Akademie durch einen lebhaften Briefwechsel wach gehalten wurde (s. Briefe Cuvier's an Pfaff aus den Jahren 1788—92, Kiel 1845). A Akademie hatte sich P. in den letzten drei Jahren besonders dem Studiu Medicin gewidmet. Er bestand Ostern 1793 das sog. examen rigorosum schrieb für seine Doctorpromotion, angeregt durch die damaligen großen deckungen Galvani's und Volta's eine Dissertation: „De electricitate sic animali“, welche ein unerwartetes Glück machte. Demnächst begab sich Ausbildung in seiner Berufswissenschaft, mit welcher es nach seiner eigne gabe nicht besonders stand, nach Göttingen, woselbst er bis zum Herbste, n lich unter Lichtenberg, Osiander und Hahnemann studirte. In dieser Zeit er auch, auf einem Ausfluge nach Helmstedt, die Bekanntschaft von von welchem er in seiner Selbstbiographie eine ergötzliche Schilderung en Im Spätherbst 1794 ging P. nach Kopenhagen, wo er sich bis zum sommer 1795 aufhielt, um an den klinischen Instituten zu arbeiten. W des Aufenthaltes in Kopenhagen wurde er in die Familie des Grafen Rev zu Emkendorf eingeführt, was für seinen folgenden Lebensgang entsch wurde. Zunächst ward er der ärztliche Begleiter des Grafen auf einer nach Italien und während des Aufenthaltes daselbst von 1795—1797. dem letzteren Jahre ließ sich P. als Arzt in Heidenheim nieder, es aber nicht weit in der Praxis und gab dieselbe gern auf, als ihm dur Bemühungen seiner Gönner, des Grafen Reventlow und des Archiater He eine Berufung als außerordentlicher Professor der Medicin, vorerst ohne G an die Universität Kiel zu Theil wurde. Diese Stellung trat er im Früh

98 an, doch schien es, daß er dieselbe schnell wieder aufgeben sollte, da er e Berufung nach Würtemberg als Bergrath, an Stelle des verstorbenen iedemann erhielt, zu deren Annahme er von seiner Familie gedrängt wurde. : trat abermals der Graf Reventlow ein und veranlaßte P., mit guten Em- hlungen versehen, sich erst noch in Kopenhagen vorzustellen. Er wurde dort r günstig empfangen, und erhielt den Auftrag zur Unterstützung des damaligen ofessors der Physik in Kiel, des alten Etatsrath Ackermann, die Vorlesungen er Physik zu übernehmen, womit zugleich ein Gehalt von 300 Rchsth. Cour. d der Eintritt Pfaff's als ordentlicher Professor in die philosophische Facultät rbunden war. Neben diesem Amte behielt indessen P. zunächst noch seine itliche Thätigkeit und war namentlich bei der damals eben von Jenner em- pfohlenen Blatterninoculation mit großem Erfolge thätig.

Bei dem hohen Alter des Professors der Chemie in Kiel, Kerstens, wurde . die Aussicht eröffnet, nach dessen Tode die Professur der Chemie ebenfalls zu halten. P. fühlte sich, obwohl er sich viel mit der Chemie beschäftigt hatte, och der Aufgabe nicht gewachsen, wenn er nicht zuvor Gelegenheit gehabt tte, sich praktische Uebung zu erwerben und die Lücken seiner Kenntnisse aus- füllen. Hierzu schien ein Aufenthalt in Paris am zweckmäßigsten zu sein, eil damals die Chemie dort in besonders hoher Blüthe stand, und P. durch e Vermittlung Cuvier's erwarten konnte, schnell bei den bedeutendsten Ver- etern der Wissenschaft eingeführt zu werden. Diese Reise trat nun auch P. im ühjahr 1801 an. Man braucht nur an die Namen der französischen Natur- rscher jener Zeit zu erinnern, um zu begreifen, in wie hohem Maaße ein ann von der geistigen Empfänglichkeit und dem raschen Verständniß, wie P. war, angeregt und gefördert werden mußte. Außer an Cuvier, der ihm in er Beziehung die Wege ebnete, denke man an Laplace, Chaptal, Monge, iot, Hauy, Thénard, Berthollet, Guyton-Morveau, Faujas de St. Fond v. A.

Zur Ausbildung in der Chemie vereinigte sich P. mit einigen jüngeren anzosen zur Einrichtung eines eigenen Laboratoriums, in welchem eifrig ge- beitet wurde, und die Theilnehmer abwechselnd, um Alles gründlich kennen zu nen, selbst die sonst den gewöhnlichen Dienern zukommenden Handleistungen ernahmen. Von besonderer Wichtigkeit war es, daß P. Gelegenheit erhielt, . Volta persönlich kennen zu lernen, da dieser zur Vorführung seiner Ent- kungen damals nach Paris gekommen war. P. hatte es Cuvier und Volta bst zu verdanken, daß er zu den Sitzungen der Commission zugezogen wurde, lcher die Prüfung von Volta's Entdeckungen übertragen war. — Im Spät- rbst 1801 verließ P. Paris, um auf der Rückreise noch die wissenschaftlichen stitute Brüssels, Leydens, Harlems und Amsterdams kennen zu lernen, bei lcher Veranlassung er die Bekanntschaft mit van Mons, Brugmans, Boer- ve, van Marum und van Swinden machte.

Bei seiner Rückkehr nach Kiel 1802 übernahm P., da Kerstens inzwischen rstorben war, die Professur der Chemie und trat damit zugleich in die medi- nische Facultät ein, welcher damals die Chemie zugerechnet wurde.

Im J. 1804 wurde ein Sanitätscollegium für die Herzogthümer errichtet d P. trat in dasselbe als Mitglied und Secretär ein; 1828 wurde er Director eses Collegiums. Die wichtigste Aufgabe dieser neuen Behörde bestand in ner durchgreifenden Organisation des Apothekerwesens. In seiner Stellung s Director des Collegiums hat P. die 1831 erschienene Pharmacopoea Slesvico- olsatica verfaßt.

Vier Berufungen — Halle zwei Mal für theoretische Medicin und für hemie, Tübingen für Chemie, Bonn für materia medica — lehnte P. ab, da

ihn seine Thätigkeit in Kiel, welche allgemeine Anerkennung fand, befrie
Nach einer Andeutung in seiner Selbstbiographie scheint es auch, daß P. j
früh, wohl schon 1806, eine Abnahme des Sehvermögens bemerkte, und es
aus diesem Grunde scheute, in neue Verhältnisse zu treten.

Wenn P. nun auch bis zu seinem Ende in Kiel verblieb, so hat er
wiederholt Reisen zur Pflege der alten Beziehungen, und um neue Anreg
zu gewinnen, unternommen. In den Jahren 1809—18 reiste er meh
nach Süddeutschland, wobei er u. A. in Verkehr mit Olbers, Sömm
Gehler, Berzelius, Gilbert trat. Später machte er eine Reise an den
und in die Schweiz, die ihn mit Pictet und de la Rive in Berührung br
Sehr wichtig wurde eine Reise nach Paris und England im J. 1829
namentlich der Aufenthalt in London durch den Verkehr mit Faraday, B
Prout, Hollander u. A. für ihn von besonderer wissenschaftlicher Anr
wurde. Nachdem er sich noch 1830 an der Versammlung der deutschen N
forscher in Hamburg lebhaft betheiligt hatte, nahm seine Augenschwäche sta
Himly in Göttingen erkannte auch den Beginn einer Staarbildung und vero
P. den Gebrauch des Wassers von Kissingen. Diese Brunnenkur und ein
daran anschließende Reise in die Schweiz stärkte P. so, daß er sich 1833
im 60. Lebensjahre zu einer zweiten Verheirathung entschloß. Aus diese
entsproß ein Sohn, der sich später dem juristischen Berufe widmete, jetz
bereits verstorben ist. — Mit seiner Frau unternahm P. eine größere
deren Endziel Wien war, wo er sich 1841 einer Augenoperation unter
Diese wurde zwar von Jäger insofern glücklich vollzogen, als die Entfernun
getrübten Augenlinsen glücklich gelang. Indessen erhielt P. die Sehkraft
wieder, denn es zeigte sich, daß das Uebel seine tiefere Wurzel im Se
selbst hatte. 1843 feierte P. sein 50jähriges Doctorjubiläum, bei welchem
von allen Seiten die reichste Anerkennung entgegengebracht wurde. Noch
suchte er dann in Marienbad und Teplitz Stärkung für seine Augen,
aber doch 1845 sein Lehramt aufgeben und konnte auch nicht mehr thä
Antheil an der in Kiel 1846 stattfindenden Naturforscherversammlung ne
Nach einer letzten Reise, 1847 nach Kissingen, verlebte P. den Abend
Lebens ruhig in Kiel. Trotz seiner gänzlichen Erblindung blieb P. doch
wissenschaftlich thätig. Mit lebendigster Theilnahme verfolgte er die Forts
der Wissenschaften, über welche er sich vorlesen oder durch die Freunde
theilung machen ließ. Noch 1851 erschien nach seinem Dictate eine S
über die asiatische Cholera in Kiel, zu welcher statistisches Material nach
Anordnungen gesammelt war. In den letzten Lebensjahren beschäftigte ihn
Selbstbiographie, welche nach seinem Tode von seinem Freunde, dem Pr
Ratjen veröffentlicht worden ist.

Wenden wir uns jetzt zu Pfaff's schriftstellerischer und Lehr-Thätigkeit
beiden Beziehungen ist von einem ungemein reichen Leben zu berichten.
Entwicklung seines Lebensganges brachte es mit sich, daß P. als Lehrer
schiedene Wissenschaften vertreten mußte, für deren jede einzelne jetzt mind
ein Vertreter an jeder Universität nothwendig ist. P. klagt selbst in
Lebenserinnerungen darüber, daß er gleichsam, ohne die rechte Weihe dafür
her erhalten zu haben, auf das Katheder geschoben worden sei. Ueber
man die Vorlesungen, welche P. seit 1799 gehalten hat, so ergibt sich folg
staunenswerthe Verzeichniß. Vorlesungen über Physik und Chemie hielt er
unterbrochen, häufig über beide Wissenschaften in einem Semester, sowohl
dieselben im Ganzen, als auch über einzelne Theile derselben, namentlich
Galvanismus, Magnetismus, Electromagnetismus, Electricität, Meteorol
Dampfmaschinen. Dann von 1821 an über analytische Chemie, pharmaceut

hemie, Chemie der materia medica, Toxicologie, Geschichte der neueren Chemie. In den ersten Jahren las er auch Mineralogie und Geologie. Bis zum Jahre 1828 hielt er fortdauernd Vorlesungen über allgemeine und specielle Physiologie. Hierzu kamen Vorträge über Gall's Schädellehre und über thierischen Magnetismus; ferner von 1820 bis zum Schluß seiner Thätigkeit solche über Makrobiotik. — Pfaff's Vorträge waren völlig frei und er verstand das Interesse der Zuhörer in hohem Maaße zu erwecken und zu fesseln. Dies wurde ihm durch ie Anhänglichkeit seiner Schüler gelohnt, welche ihre Dankbarkeit noch beim ubiläum Pfaff's aufs Schönste bethätigten.

Neben dieser gewaltigen Lehrthätigkeit hat P., wie schon oben erwähnt, uch noch eine Zeit lang als praktischer Arzt gewirkt und die zeitweise recht mfänglichen Geschäfte des Sanitätscollegiums etwa 30 Jahre lang geleitet.

Nicht minder umfassend sind aber die Leistungen Pfaff's als wissenschaftcher Schriftsteller und nicht nur umfassend, sondern auch bedeutend. Allein on selbständig erschienenen Schriften zählt P. in seiner Biographie 34 auf, von enen sich übrigens einzelne auf andere als fachwissenschaftliche Themata beziehen, B. eine Erstlingsarbeit von 1792 über neuaufgefundene Gedichte Ossians und olitische Aufsätze aus den Jahren 1815—20. Ganz außerordentlich groß ist ber die Zahl der in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen, ozu die Redaction und Mitarbeiterschaft an mehreren Zeitschriften und Encyopädien kommt; von den ersteren sei z. B. die Redaction des Nordischen rchiv's für Natur- und Arzeneiwissenschaft mit seinen Fortsetzungen, von den tzteren die Betheiligung am neuen Gehler'schen Wörterbuche genannt. — Pfaff's edeutendste Arbeiten liegen auf dem Gebiete der Physik. Wie er sich durch ine Dissertation über die sogenannte thierische Electricität glücklich eingeführt at, ist bereits oben erwähnt. Seine Untersuchungen auf diesem Felde wurden fort von Al. v. Humboldt in seiner Schrift: „Ueber die gereizte Muskel- und ervenfaser“ anerkannt und sind später eingehend von E. du Bois-Reymond in ssen berühmtem Werke: „Untersuchungen über thierische Elektricität“, gewürdigt. en electrischen Erscheinungen widmete P. vorzugsweise seine Aufmerksamkeit, as um so begreiflicher ist, als in die Zeit seines Eintrittes in die wissenschaftche Laufbahn die große Entdeckung Volta's fiel und dann später die nicht inder bedeutende Entdeckung des ihm befreundeten Oersted gerade in den Jahren folgte, in denen P. auf der Höhe seiner wissenschaftlichen Thätigkeit stand. o besitzen wir von ihm gegen 40 Abhandlungen über Galvanismus und lectromagnetismus. Man darf über die meisten dieser Arbeiten die bescheidene elbstkritik Pfaff's citiren, welche folgendermaßen lautet: „Ich habe nie so sehr ch Originalität gestrebt, als gern auf dem Grunde den Andere gelegt, fortbaut und immer den historischen Grund für den jedesmal abgehandelten Gegenand festgehalten. Der tiefer Eindringende wird daher leicht erkennen, daß der erfasser mehr empfangen, aber doch auch das Empfangene verarbeitet und bei ch geordnet, als selbstschöpferisch erzeugt habe.“ Dies ist richtig; fundamentale hatsachen hat P. in der Physik nicht entdeckt, aber mit großer Aufmerksamkeit lle Fortschritte verfolgt, für sich und Andere kritisch verarbeitet und dadurch ie Weiterentwicklung der Wissenschaft ungemein gefördert. So brachte er von einen Reisen stets eine Menge neuer Erfahrungen mit, die er sofort bearbeitete und allgemeiner zugänglich machte. Dies war zu seiner Zeit wichtiger als heutzutage, wo jede neue Entdeckung sogleich überall bekannt wird. Ein hübsches Beispiel liefert seine Mittheilung nach der Londoner Reise 1829. Er brachte von dort die Thatsache von der kräftigen Magnetisirung des von einem galvanischen Strome umflossenen Eisens mit, eine Thatsache, welche bereits 1826

von Brewster nachgewiesen war, aber anscheinend auf dem Continente bis zu Pfaff's Mittheilung unbekannt blieb.

Als eine sehr gut durchgeführte Arbeit auf einem andern Gebiete der Physik, der Optik, ist seine gegen Goethe polemisirende Schrift: „Ueber Newton's Farbentheorie" zu nennen. Ueber die Aufnahme, welche diese Arbeit bei Goethe fand („ich legte sie zur Seite, bis auf künftige Tage, wo ich mit mir selbst vollkommen abgeschlossen hätte"), äußert sich P. in seiner Biographie sehr humoristisch.

Zahlreich sind die analytisch-chemischen Arbeiten Pfaff's. Sie beziehen sich zum großen Theile auf Analysen anorganischer Körper oder auf Anwendungen in der Heilmittellehre und sind fast sämmtlich in den Journalen von Gehler und von Schweigger veröffentlicht. Sein in zwei Auflagen erschienenes „Handbuch der analytischen Chemie" ist bei den schnellen Fortschritten der Chemie bald veraltet. Dasselbe gilt von dem umfänglichsten Werke Pfaff's, dem „System der materia medica nach chemischen Principien", welches er in 7 Bänden von 1808—21 herausgab.

Man würde aber noch kein vollständiges Bild von der außerordentlichen Leistungsfähigkeit Pfaff's erhalten, wenn man seine lebendige Theilnahme an dem öffentlichen Leben unberücksichtigt lassen wollte. Schon in seiner Jugend nahm P. an dem Staatsleben ein besonderes Interesse. Der Grund lag vorzüglich darin, daß der Anfang der französischen Revolution mit dem Zeitpunkte seines Lebens, wo die Jugend nach dem Ideale strebt, zusammenfiel. Dazu kam, daß sein eigentliches Vaterland, Würtemberg, sich damals des Vorzugs eines gewissen Maaßes von constitutionellen Rechten erfreute, wodurch der Staatsbürger zur Theilnahme an dem politischen Leben aufgefordert wurde.

P. nahm seine sehr entschieden liberale Gesinnung in sein neues Vaterland hinüber und folgte allen öffentlichen Ereignissen, von der Fortführung der dänischen Flotte durch die Engländer und der Besetzung Holsteins durch die Schweden bis zu den Anfängen der Scheidung der dänischen und deutschen Interessen mit der größten Theilnahme, und nahm durch Wort und Schrift (z. B. durch Abhandlungen in den „Kieler Blättern") an der Tagespolitik theil.

In seiner übersprudelnden Lebendigkeit und Offenheit hat er mit vielen Andern, um nur die Dahlmann, Falck, Olshausen, Hegewisch zu nennen, gewiß nicht wenig zu dem frischen politischen Leben beigetragen, durch welches sich Kiel auszeichnete. Von der Unbefangenheit und Offenherzigkeit mit der er seine Gesinnung äußerte, aber auch von der richtigen Würdigung, welche man damals in Dänemark für freisinnige Aeußerungen hatte, giebt die hübsche Anekdote Auskunft, welche E. M. Arndt (in der Broschüre: Anklage einer Majestätsbeleidigung ꝛc. Leipzig 1851) veröffentlicht hat. Der betreffende Vorfall verlief nach Pfaff's Erzählung so. Bei seiner Anwesenheit in Bonn gab er in Veranlassung der berüchtigten Demagogenverfolgungen öffentlich seinem Unmuthe gegen die preußische Regierung kräftigen Ausdruck. Darauf erfolgte eine Beschwerde des preußischen Gesandten in Kopenhagen beim König Friedrich VI. welcher aber nur erwiderte: Mein lieber Graf, Sie müssen das dem guten P. nicht weiter anrechnen — er glaubte in meinem Lande zu sein. — Es ist sehr zu bedauern, daß von dem umfangreichen Briefwechsel Pfaff's nur ganz vereinzelte Briefe veröffentlicht sind (im Anhange zur Selbstbiographie), man würde dadurch erst eine zutreffende Vorstellung von dem außerordentlichen Einfluß gewonnen haben, welchen der so vielseitig begabte und liebenswürdige Mann ausgeübt hat.

G. G. Nitzschii memoria Chr. Henr. Pfaffii. Kiliae 1852. — Lebenserinnerungen von Christoph Heinrich Pfaff. Kiel 1854, enthält zugleich die erstere Schrift. — Nekrolog, Weser-Zeitung April 1852 und Altonaer Merkur 1852 Nr. 104. — Voigt, Neuer Nekrolog der Deutschen, Weimar 1854. — Lübker und Schröder, Lexikon Schlesw.-Holst.-Lauenb. Schriftsteller nebst Nachtrag, Altona 1829—31. — Alberti's Lexikon, Fortsetzung des vorigen Werkes II, 203. — Callisen, Medicin. Schriftsteller-Lexikon, Kopenhagen 1830—45. — Gersdorf, Leipz. Repertorium 1843—60. — Meusel, Das gelehrte Teutschland, Lemgo 1796—1834. — Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterbuch II, 418.

Karsten.

Pfaff: Christoph Matthäus P., einer der gelehrtesten und angesehensten protestantischen Theologen des 18. Jahrhunderts, Kanzler der Universitäten Tübingen und Gießen, geb. am 25. December 1686 in der Christnacht zu Stuttgart, † am 19. November 1760 in Gießen. — Als Sohn des damaligen Predigers an der St. Leonhardskirche in Stuttgart, nachmaligen Tübinger Professors Johann Christoph P. (s. d. Art.) und seiner Frau Anna Maria geb. Aulber, einer Enkelin des schwäbischen Reformators Matthäus Aulber (s. A. D. B. I, 178), gehörte er schon durch seine Geburt zweien der geachtetsten schwäbischen Theologenfamilien an. Ausgezeichnet durch eine glückliche und vielseitige Begabung und frühreife Geistesentwicklung, genoß er zuerst den Unterricht des in seinem Geburtsjahre errichteten Stuttgarter Eberhardsgymnasiums, seit 1697 den der anatolischen Schule in Tübingen und wurde schon im dreizehnten Lebensjahre, 1699, ins Tübinger Stift aufgenommen. Neben dem Studium der Theologie, in welcher sein Vater, Förtsch, Reuchlin und Jäger seine Lehrer waren, beschäftigte er sich besonders mit biblischer Philologie und orientalischen Sprachen, hielt als 16jähriger Student 1702 eine Rede im Stift in samaritanischer Sprache, wurde am 6. September 1702 Magister, vollendete im 18. Lebensjahr sein Universitätsstudium, bestand 1704 mit Glanz die theologische Prüfung, wurde Vicar in Lustnau und 1705 im neunzehnten Lebensjahre Repetent in Tübingen. Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg (1677—1733), der ihm frühe seine besondere Gunst zuwandte, verlieh ihm ein ansehnliches Reisestipendium, zunächst zu dem Zweck, um in orientalischen Sprachen und Kirchengeschichte sich weiter auszubilden. Er weilte zuerst 1706 längere Zeit in Halle und Hamburg, wo er bei Joh. Heinrich Michaelis und S. Edzardi dem Studium der rabbinischen Litteratur sich widmete. Dann besuchte er Lübeck, Rostock, Greifswald, Dänemark, Holland und England, wo er besonders in Oxford und Cambridge längere Zeit verweilte und auf Bibliotheken wie im persönlichen Verkehr mit den ausgezeichnetsten Gelehrten reiche Wissensschätze sammelte. Kaum war er von dieser dreijährigen Studienreise nach Hause zurückgekehrt (1709), so wurde er vom Herzog zum Begleiter und Reiseprediger des würtembergischen Erbprinzen Friedrich Ludwig (geb. am 14. December 1698, † am 23. November 1731) ausersehen. Nachdem er in Stuttgart die Ordination zum Predigtamt empfangen, traf er mit dem Prinzen in Lausanne zusammen und begleitete ihn zunächst nach Turin, wo er drei Jahre verweilte am Hof des damaligen Herzogs von Savoyen Victor Amadeus II. Neben allen Zerstreuungen eines glänzenden Hoflebens fand P. doch auch Zeit zu wissenschaftlichen Studien auf italienischen Bibliotheken; insbesondere gelang es ihm, unter den wenig beachteten Schätzen der Turiner Bibliothek einige ungedruckte patristische Stücke (von Irenäus, Lactanz und Chrysostomus) aufzufinden, die er später theils selbst herausgab, theils andern Gelehrten mittheilte. 1712 kehrte er mit seinem Prinzen über Mailand und Innsbruck nach Stuttgart zurück, um sofort im folgenden Jahre

eine neue Reise nach Holland und Frankreich anzutreten. Schon während derselben, im J. 1714 wurde er vom Herzog zum Professor der Theologie in Tübingen ernannt, trat aber seine Stelle erst nach seiner Rückkehr nach Würtemberg im J. 1717 an und erwarb sich in demselben Jahr die theologische Doctorwürde. Nach dem indessen erfolgten Tod des Professor J. A. Hochstetter trat er als dritter Ordinarius neben seinem Vater und dem Kanzler Jäger in die Facultät ein, jedoch mit Dispensation von dem mit dieser Stelle sonst verbundenen Predigt- und Pfarramt (s. Weizsäcker S. 99). Im J. 1720 wurde er von der Universität zum Rector gewählt und in demselben Jahr nach dem Tode seines Vaters († am 6. Februar 1720) und des Kanzlers Jäger († im April) zum ersten theologischen Professor, Propst und Kanzler der Universität ernannt. Beim Antritt dieses Amtes hielt er eine Rede, in welcher er die damals herrschenden Mißbräuche des Universitätslebens in drastischer Weise schildert und Vorschläge zur Besserung macht unter dem Titel „De universitatibus scholasticis emendandis et pedantismo literario ex iisdem eliminando“, Tübingen 1720 (auch in deutscher Uebersetzung; Auszüge daraus bei Klüpfel, Geschichte der Universität Tübingen, S. 146, 186). Einige Jahre später erst entschloß er sich, in den Ehestand zu treten mit einer Augsburger Patricierstochter Maria Susanna v. Rauner: die Ehe blieb kinderlos.

In Tübingen entfaltete P., ein Theolog von umfassender Gelehrsamkeit und allgemeiner Bildung, von imponirender Gestalt und vornehmen Manieren, von großer Gewandtheit im mündlichen Vortrag wie in schriftlicher Darstellung, fast vierzig Jahre lang eine außerordentlich reiche und vielseitige akademische und litterarische Wirksamkeit. Seine inhaltsreichen und formgewandten, frei vorgetragenen und gern gehörten Vorlesungen (vgl. die Ankündigung Pfaff's für das Jahr 1722 bei Weizsäcker S. 111) wie seine schriftstellerischen Arbeiten erstreckten sich fast über das ganze Gebiet der theologischen Wissenschaft: er las über Exegese, Polemik, Dogmatik, Moral, Kirchengeschichte, Kirchenrecht, Pastoral- und Casualtheologie, theologische Methodologie und Litterärgeschichte. Auch an äußeren Zeichen der Anerkennung fehlte es ihm nicht: so wurde er 1724 durch kaiserliches Diplom zum Comes Palatinus, 1727 von seinem Herzog zum Abt des Klosters Lorch und Mitglied des würtembergischen Landtags, 1731 zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt und stand mit den ausgezeichnetsten Gelehrten des In- und Auslandes, mit Katholiken und Reformirten wie mit Lutheranern im brieflichen Verkehr.

Sein theologischer Standpunkt war nicht derjenige der strengen lutherischen Orthodoxie, deren Lehrsätze er in vielen Punkten modificierte und abschwächte oder doch nur „cum mica salis“ annehmen wollte. Vielmehr zeigt sich bei ihm deutlich, zumal in seiner früheren Zeit, ein Einfluß des Spener'schen und würtembergischen Pietismus, in dessen Kreisen er aufgewachsen war, so besonders in seinem theologischen Hauptwerk, den „Institutiones theologiae dogmaticae et moralis“ 1719, sowie in dem mehr populär und erbaulich gehaltenen „Kurzen Abriß vom wahren Christenthum“ 1720 und „Herzenskatechismus“ 1720. In späteren Jahren aber verräth er, da sein Forschungstrieb und Untersuchungsgeist ihn mehr zu Thomasius als zu den Halle'schen Pietisten hinzog, eine immer stärkere Hinneigung zur Aufklärung, obgleich er die von Leibniß und Wolf ausgegangene, in Tübingen durch Bilfinger und Canz repräsentirte Richtung von seinem mehr empiristisch-skeptischen Standpunkt aus bekämpft hat. Er wird daher von den Einen zu den Pietisten, von den Andern zu den Aufklärern, von den Dritten zu den sogenannten Uebergangs- oder Vermittlungstheologen des 18. Jahrhunderts gerechnet. Ritschl sieht in ihm einen Repräsentanten des „weltförmigen Pietismus“. Seine Zeitgenossen meinen: er „inklinire am meisten

zum Skeptizismus und Libertinismus, zum Galantismus und Singularismus". Jedenfalls haben die pietistischen Eindrücke seiner Jugend bei ihm sich mehr und mehr verloren, und er hat dem Standpunkt der Aufklärung theoretisch und praktisch immer stärker sich angenähert: „die gefährliche Union von Fleisch und Geist hat bei ihm", wie sein Zeitgenosse und Landsmann J. J. Moser sich ausdrückt, „einen schlimmen Ausgang genommen". Aufsehen erregte P. neben seinen kirchengeschichtlichen und theologischen Arbeiten besonders durch zweierlei: fürs erste durch seine kirchenrechtlichen Anschauungen als Vertreter (nicht Urheber) des sogenannten Collegialsystems, d. h. derjenigen kirchenrechtlichen Theorie, welche in den Kirchen freie, dem Staat nicht unterworfene Vereine (collegia) sieht, welche die kirchenregimentlichen Rechte (jura in sacra) durch einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrag (ein sogenanntes Unions- oder Subjectionspactum) dem Landesherrn übertragen haben (s. seine Schrift: „De originibus juris ecclesiastici", Tübingen 1719; „Institutiones juris eccles." 1727; „Akademische Reden über das protestantische Kirchenrecht" 1742), und mehr noch durch seine unionistischen Neigungen und Bestrebungen, d. h. die zunächst von seinem Collegen und Schwager, dem Tübinger Professor J. C. Klemm, ausgegangenen, aber von P. (besonders in seiner Schrift „Alloquium irenicum ad Protestantes" 1720 und in einer Reihe von weiteren Schriften und Correspondenzen) befürworteten Vorschläge zu einer wenigstens theilweisen Vereinigung der Lutheraner und Reformirten, — Vorschläge, die von Seiten protestantischer Höfe und Staatsmänner vielfach gebilligt, sogar von den Vertretern der evangelischen Kirche auf dem Regensburger Reichstag, dem sogenannten Corpus Evangelicum, empfohlen, von der Mehrzahl protestantischer und besonders lutherischer Theologen aber (Cyprian, Löscher, Weismann, Reinbeck, Wernsdorf, Balthasar, Neumeister u. a.) aufs entschiedenste bekämpft wurden und die jedenfalls nach der damaligen Lage der Verhältnisse zu keinem praktischen Resultat führen konnten (s. besonders Pfaff's gesammelte Schriften, so zur Vereinigung der protestantischen Kirchen abzielen, Halle 1723; Cyprians Briefwechsel mit Chr. M. Pfaff in Vereinigung der evangelischen und reformirten Religion 1721 und die übrige Litteratur zur Geschichte der kirchlichen Unionsversuche).

Aber nicht bloß diese unionistischen und irenischen, auf Abschwächung der confessionellen Gegensätze zwischen Lutheranern und Reformirten wie zwischen Protestanten und Katholiken und auf allgemeine religiöse Toleranz gerichteten Anschauungen und Bestrebungen waren es, welche den Ruf und die Wirksamkeit des durch seine vielseitige Gelehrsamkeit und durch seine akademischen Erfolge hochberühmten Theologen beeinträchtigten. Es kamen noch schlimmere Dinge hinzu, die seinen guten Ruf untergruben und zuletzt seine Tübinger Stellung unmöglich machten. Er galt, trotz des pietistischen Anstrichs, den er sich zu geben wußte, in seiner Umgebung als ein weltsinniger Lebemann, als genußsüchtig und geizig, rechthaberisch und unverträglich; ja ein sittlicher Fehltritt, dessen er sich nach dem Tode seiner Frau († 1755) schuldig machte, nöthigte ihn schließlich Tübingen zu verlassen (vgl. darüber die Angabe Oetinger's in einem Brief an den Grafen Castell bei Ehmann, Oetinger's Selbstbiographie S. 611; Ritschl S. 59). Schon seit längerer Zeit schwebten Verhandlungen zwischen P. und dem hannoverschen Minister von Münchhausen, der ihn nach Mosheims Tod für das Kanzleramt und eine theologische Professur in Göttingen zu gewinnen suchte. P. war im November 1755 bereit, den Ruf anzunehmen, da zerschlugen sich plötzlich die Verhandlungen, entweder weil P. Forderungen gestellt, auf die man in Hannover nicht eingehen konnte, oder, nach anderen wahrscheinlicheren Nachrichten, weil man dort aus zuverlässiger Quelle, durch einen Brief J. J. Moser's an den Hofrath Scheid in Hannover, ungünstige

Nachrichten über P. erhalten hatte (s. Büsching III, 287; Ritschl S. 60; die dort erwähnte Angabe von Frank stammt aus H. E. G. Paulus' Reisejournal und beruht auf bloßem Hörensagen). Obgleich sich diese Aussicht zerschlagen, verließ P. dennoch Tübingen, wo er für das Sommersemester keine Vorlesungen mehr angekündigt hatte, am 9. Februar 1756, nicht ohne dort durch die Gründung eines Stipendium Pfaffianum theils für Studirende, theils für Stadtarme, sein und seiner verstorbenen Frau Gedächtniß verewigt zu haben, und übersiedelte in der Absicht, sich ins Privatleben zurückzuziehen, nach Frankfurt am Main. Unterwegs aber erhielt er ganz unvermuthet (oder, wie er selbst meint, „durch eine wunderbare göttliche Fügung") von dem Landgrafen Ludwig von Hessen einen Ruf nach Gießen als Professor der Theologie, Generalsuperintendent, Director der theologischen Facultät und Kanzler der Universität. Er folgte demselben, obwol schon siebenzigjährig, und bekleidete seine neue Stellung noch 4 Jahre lang bis zu seinem am 19. November 1760 infolge eines Schlagflusses erfogten Tod (vgl. über diese Zeit Ritschl S. 60).

Die schriftstellerische Thätigkeit Pfaff's war eine kolossale; die wichtigsten seiner Schriften sind bereits genannt; ein vollständiges Verzeichniß derselben siehe bei Meusel, Lexikon X, S. 353—373; Jöcher-Rotermund V, 2154; Hirsching S. 80—98. Nachrichten über sein Leben geben: Chr. P. Leporin, Nachr. von Pfaff's Leben und Schriften, 1726. — J. J. Moser, Lexikon der jetztlebenden Theologen II, 642 ff. — Rathlef, Geschichte jetztlebender Gelehrter II, 302 ff. — Büsching, Beiträge Bd. III. — Hirsching, Handbuch Bd. VII, 2, 73 ff. — Strieder, Hess. Gelehrten-Geschichte X, 322 ff. — H. Döring bei Ersch u. Gruber und Gel. Theol. des 18. Jahrh. Bd. III. — Gesch. der Universität Tübingen von Bök, Eisenbach, Klüpfel, Weizsäcker. — Römer, Würtemb. Kirchengesch. — Frank, Gesch. der prot. Theol. II, S. 216 ff. — Gaß, Gesch. der prot. Dogmatik III, S. 74 ff. — Ritschl, Geschichte des Pietismus, Bd. III, S. 42 ff. — Pressel und Klüpfel in der Protest. Real-Encyklopädie, 1. u. 2. Aufl., Bd. XI, 450 und 554 ff.

Wagenmann.

Pfaff: Heinrich Ludwig P., geb. am 3. December 1765 in dem gothaischen Marktflecken Herbsleben, wo sein Vater Joh. Samuel P. seit 1757 Diakonus war, empfing den ersten Unterricht von dem dortigen Organisten und Schullehrer A. L. Nagel (nicht Bindernagel), der, classisch gebildet, ihn zugleich in die lateinische Sprache einführte, während sein Vater die Kenntniß derselben dadurch förderte, daß er ihn die „Gothaische politische Zeitung" übersetzen ließ. Auf diese Weise mit der Sprache der Römer frühzeitig vertraut geworden, bezog er das Gymnasium in Gotha, welches damals von dem trefflichen Rector F. A. Stroth geleitet wurde. Hier zeichnete er sich durch ungewöhnlichen Fleiß aus, da er sich bereits mit litterarischen Zukunftsplänen trug, schwächte aber auch durch fortgesetzte nächtliche Studien seine ohnehin nicht feste Gesundheit. Nachdem er die Schule durchlaufen hatte, widmete er sich seit 1784 in Jena der Theologie und daneben der liebgewonnenen Alterthumswissenschaft und trat zugleich in das von J. Chr. Döderlein beaufsichtigte Predigerseminar, sowie in K. F. Walch's lateinische Gesellschaft ein. Seine für ersteres ausgearbeiteten Predigtentwürfe bekundeten schon die von ihm immer festgehaltene Richtung auf das Volksthümliche und Gemeinverständliche; den Anregungen der lateinischen Gesellschaft entsprang als Frucht ein Commentar über die 4. olympische Ode Pindar's („Pindari Carmen IV. Olympicum. Graece, perpetua annotatione illustravit", 1787), eigentlich eine Valetschrift an einen die Hochschule verlassenden Freund, deren Inhalt insofern von der bisher üblichen akademischen Sitte abwich, als er statt einer werthlosen poetischen Spielerei eine gediegenere

haftliche Gabe darbot. Als P. nach dreijährigem Aufenthalte in Jena wieder
kehrt war, ertheilte er zunächst Privatunterricht, bis er dann eine besol-
nstellung an der gothaischen Knabenschule erhielt und zwar infolge einer
Generalsuperintendenten J. F. Chr. Löffler getroffenen Einrichtung, wonach
nicht mehr ständige Lehrer, sondern Candidaten der Theologie mit dem
ichte betraut werden sollten. Von da an gab er sich der freilich nie
rochenen schriftstellerischen Thätigkeit mit vermehrtem Eifer hin und ver-
chte während der ihm noch beschiedenen wenigen Lebensjahre in rascher
die nachbenannten Schriften: „Versuch einer kurzen Beschreibung des
des der Sitten und Gebräuche der Hebräer für Ungelehrte" (1792), ein
aus umfänglicheren fachwissenschaftlichen Werken dieser Art; „Unter-
es Historienbuch für Bürger und Bauersleute" (1793; Neue Ausgabe
eine Auswahl von 97 Geschichten mit sittlichem Hintergrunde und nach
rstellungen der damals besten Volksschriftsteller, wie R. Z. Becker, Campe,
how, Salzmann, Zerrenner u. A.; „Kleine auserlesene liturgische Biblio-
(1. u. 2. Bdchn., 1793), eine Sammlung von Formularen für geistliche
andlungen bei der Taufe, in Betstunden, am Krankenbette u. s. w.;
ng für Landprediger und Schullehrer" (2 Jahrgänge, 1793—94), ein
ehmen, das, ebenso wie das vorhergenannte, nach Pfaff's Tode von dem
onprediger Chr. Ludw. Ehregott Credner in Gotha noch einige Jahre
etzt wurde, und: „Gebetbuch für Bürger und Bauersleute" (1794; 2. Aufl.
. Außerdem war er Mitarbeiter an J. R. G. Beyer's „Allgemeinem
in für Prediger" und an den „Gothaischen gelehrten Zeitungen". —
r im Schuldienste und durch seine Bücher verdiente, theilte er mit seiner
ter und seiner unterdeß verwittweten Mutter; unter der beständigen
n Anstrengung aber litt seine Gesundheit immer mehr, so daß er bereits
Februar 1794, erst 29 Jahre alt, aus dem Leben schied, zum aufrich-
Bedauern Aller, die sein anspruchsloses Wesen und seinen anregenden
g schätzen gelernt hatten.

Fr. Schlichtegroll's Nekrolog auf d. J. 1794. 2. Bd. S. 286—289.
Hirsching, Histor.-litterar. Handbuch. 7. Bd. 2. Abthl. S. 99. — S. Baur,
es Histor.-Biogr.-Literar. Handwörterbuch. 4. Bd. Sp. 321. — Meusel,
kon. — Rotermund zu Jöcher. — H. Döring, Die gelehrten Theologen
tschlands im 18. u. 19. Jahrh. 3. Bd. S. 267 f. — Ersch u. Gruber's
yklopädie. 3. Sect. 20. Thl. S. 103b—104a (H. Döring). — A. Beck,
st II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg. Gotha 1854. S. 137.
Vgl. auch: Intelligenzblatt d. Neuen allgem. deutschen Bibliothek. 1794.
16. S. 131.

Schumann.

Pfaff: Johann Christoph P., lutherischer Theolog des 17.—18. Jahr-
ts, der Vater des Kanzlers Chr. Matth. Pfaff, ist geboren am 28. Mai
zu Pfullingen im Herzogthum Würtemberg, † am 6. Februar 1720 zu
gen. — Sein Vater war Johann Wilhelm Pfaff, geboren in Urach, seit
Stadtpfarrer in Pfullingen, † 1663 als Specialsuperintendent in Göp-
. (Die Familie war im 16. Jahrhundert aus dem Aargau in Würtem-
ingewandert; der älteste bekannte Stammvater war Caspar P., Kupfer-
, aus Aarau; sein Sohn Wilhelm P., Gerichtsverwalter in Urach; sein
Johann P., Superintendent in Urach, zuletzt Abt von Königsbronn, zur
es dreißigjährigen Kriegs; sein Urenkel Johann Wilhelm P., der Vater
rofessors, Großvater des Kanzlers.) Nach seines Vaters frühem Tode
ief Christoph die Klosterschulen zu Hirschau und Bebenhausen, studirte
ff. im Stift zu Tübingen, wurde 1673 Magister, dann Repetent, 1683
nus in Urach, 1685 Diaconus an der St. Leonhardskirche in Stuttgart,

1697 ordentlicher Professor der Philosophie (Logik und Metaphysik) in Tübingen, 1699 Dr. theol. und außerordentlicher Professor in der theologischen Facultät, auch Abendprediger an der Stiftskirche und Superattendent des theologischen Stipendiums, 1705 Decan und erster Superattendent. In dieser Stellung blieb er, von seinen Collegen geachtet, von seinen Schülern hochverehrt wegen seines gediegenen theologischen Wissens und wegen der Lauterkeit seines Charakters, bis zu seinem Tod, nachdem er wenige Jahre zuvor (1717) noch die Freude erlebt, seinen einzigen Sohn Christoph Matthäus zum Collegen im akademischen Lehramt zu erhalten. Seine Tochter Johanna, des Kanzlers ältere Schwester, war die Gattin des Tübinger Professors Johann Christian Klemm († 1754). Pfaff's akademische Lehr- und schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich auf verschiedene theologische Disciplinen, insbesondere auf Erklärung des Alten und Neuen Testaments, auf Dogmatik und theologische Polemik. So schrieb er Dissertationen über das Evangelium Matthäi, Anmerkungen zur Synopse des Tübinger Theologen Th. Thumm, eine „Sylloge controversiarum“, Abhandlungen de theologia mystica, de ubiquitate, insbesondere aber einen Beweis für die Wahrheit der evangelischen Kirchenlehre aus dem canonischen Recht („Dogmata Protestantium ex jure canonico comprobata“ 1712).

Eine kurze Lebensbeschreibung von ihm lieferte sein Sohn, der Kanzler, Tübingen 1720, 4°. Außerdem vgl.: Stoll, Würtemb. Magisterbuch S. 297. — Leporin, Leben der Gelehrten S. 770 ff. — Bibl. Brem. IV, 772 ff. — Hirsching, Handbuch VII, 1, 99. — Jöcher-Rotermund III, 1484; V, 2156. — Bök-Eisenbach-Klüpfel-Weizsäcker, Gesch. der Tübinger Universität und theol. Facultät.

Wagenmann.

Pfaff: Johann Friedrich P., Mathematiker, wurde am 22. December 1765 als zweiter unter den sieben Söhnen des Geh. Oberfinanzraths F. B. von Pfaff in Stuttgart geb., † am 21. April 1825 in Halle. Mit 9 Jahren wurde P. als Sohn einer hochgeachteten Beamtenfamilie in die herzogliche Karlsakademie aufgenommen, an welcher er das juridische Studium vollendete. Seine eigentliche Begabung war aber eine mathematische, was den Lehrern der Akademie nicht entging, und auf die hervorragenden Fähigkeiten des jungen Mannes aufmerksam gemacht, schickte ihn Herzog Karl 1785 nach Göttingen, um sich dort unter Kästner und Lichtenberg, den weithin berühmten Lehrern der Mathematik und Physik, weiter auszubilden. Nach etwa zweijährigem Aufenthalte begab sich P., immer dem Wunsche seines fürstlichen Gönners entsprechend, zu Bode, dem Berliner Astronomen, von da nach Wien, und dort erreichte den eben erst 22jährigen jungen Gelehrten eine Berufung als ordentlicher Professor der Mathematik nach Helmstädt an die Stelle des zu Ostern 1788 nach Halle übersiedelnden Klügel. P. war nämlich jetzt schon als das anerkannt, als was wir ihn bezeichneten. Seine „Commentatio de ortibus et occasibus siderum apud auctores classicos commemoratis“ war 1786 von der philosophischen Facultät in Göttingen mit dem Preise gekrönt worden, sein in Berlin veröffentlichter „Versuch einer neuen Summationsmethode nebst anderen analytischen Bemerkungen“ hatte geradezu Aufsehen erregt. Herzog Karl von Würtemberg willigte darein, daß P. in die ihm eröffnete Stelle eintrete, und von nun an gehörte P. ungefähr ebensolang als sein früheres Leben gedauert hatte, bis zu der 1810 erfolgten Aufhebung der Universität Helmstädt, dem Lehrkörper derselben an. Eine Berufung nach Dorpat lehnte er 1802 ab. Im J. 1800 versetzte ihn die westfälische Regierung an die Universität Halle, an der er bis zu seinem Lebensende wirkte. Männer wie Mollweide, Gerling, Bartels gehörten zu seinen dankbaren Schülern. Gauß war ihm in der Helmstädter Zeit besonders nahe getreten, wenn auch von einem Verhältniß wie von Schüler zu Lehrer bei diesem frühreifen Genius nicht

sein kann. Pfaff's wissenschaftliche Thätigkeit äußerte sich auch schrift-
weiter. Er veröffentlichte 1797 den I. (einzigen) Band der „Disqui-
analyticae maxime ad calculum integralem et doctrinam serierum per-
", in welchem unter Anderem auch lineäre Differentialgleichungen zweiter
behandelt sind, eine Vorarbeit für die gleich nachher zu nennende her-
dste Leistung Pfaff's. Er war eifriger Mitarbeiter an Hindenburg's Archiv
thematik, für welches er zahlreiche Beiträge in dem combinatorischen
lieferte, welches gleichsam die Tracht jener uniformirten Zeitschrift
und dieselbe dem heutigen Leser fast ungenießbar macht. Er betheiligte
0 von Halle aus in Zach's Monatlicher Correspondenz an der Lösung
Gauß aufgeworfenen Frage nach der Ellipse größten Flächenraums,
inem gegebenen Vierecke einbeschrieben werden könne. Er legte endlich
r Berliner Akademie seine bedeutendste Abhandlung vor: „Methodus
aequationes differentiarum particularum, nec non aequationes differen-
lgares, utrasque primi ordinis, inter quotcunque variabiles, complete
di". Wie rasch die Wichtigkeit dieser Abhandlung in Deutschland erkannt
ist schon daraus zu entnehmen, daß Joh. Tobias Mayer ihren Haupt-
ereits 1818 dem II. Bande seines Vollständigen Lehrbegriffs der höheren
einverleibte. Europäisch bekannt wurde sie freilich erst nach Pfaff's
nd zwar seit 1827 durch C. G. J. Jacobi's Abhandlung in Crelle's
II, 347: Ueber die Pfaff'sche Methode eine gewöhnliche lineare Diffe-
eichung zwischen 2 n Variabeln durch ein System von n Gleichungen
iren. Daß P. schon weit früher von den Akademien in Petersburg, in
n, in Berlin, in Paris theils zum Correspondenten, theils zum Mit-
nannt wurde, muß, wie es scheint, auf Rechnung seiner sonstigen Leistungen
rden. Die Persönlichkeit Pfaff's war außerdem nach allgemeinem Urtheile
nd innigster, weitest verbreiteter Hochachtung. Er war seit 1803 mit
usine, Fräulein Brand, verheirathet, welcher er zwei Söhne hinterließ.
mlich umfassender Briefwechsel ist 1853 herausgegeben, uns aber leider
r Verfügung.

Vgl. Halle'sche Litteraturzeitung 1825 Nr. 112. — Neuer Nekrolog der
chen III. Jahrgang (1825) S. 1415—1418. — Poggendorff, Biograph.-
r. Handwörterb. z. Gesch. d. exacten Wissensch. II, 424. Cantor.

ff: Johann Wilhelm Andreas P., Mathematiker. Jüngster
von Johann Friedrich P. (s. d.), wurde am 5. December (nach anderer
am 8. December) 1774 in Stuttgart geboren, † am 26. Juni 1835
gen. Leichte Auffassung, Lebendigkeit des Geistes, daneben eine gewisse
digkeit, die nicht zugab, daß die gleiche Beschäftigung ihm lange genügte,
eine kennzeichnenden Merkmale. Vor Vollendung des 17. Lebensjahres
r aus dem Stuttgarter Gymnasium zum sog. Stift in Tübingen entlassen.
t promovirt, machte er einige Reisen. Im J. 1800 war er Stifts-
Im August 1803 erhielt er einen Ruf an die neu errichtete Universität
vermuthlich auf Empfehlung seines Bruders Joh. Friedr., der eben zu
it die ihm angebotene Professur der Mathematik daselbst ausgeschlagen
Wenn P. auch allen Grund gehabt hätte über die frühe Beförderung,
Stellung die sich ihm sowohl als Hofrath und Sternwartendirector, als
ember 1804 als Gemahl von Pauline v. Patkul aus dem berühmten livlän-
delsgeschlechte öffnete, hochbeglückt zu sein, so zog es ihn doch unwiderstehlich
em deutschen Süden. In Würtemberg selbst unterzukommen gelang ihm trotz
lter Bewerbungen nicht. Er erhielt aber einen Ruf an das Realinstitut
berg, wohin er im August 1809 übersiedelte. 1817 ging er dann als

Universitätsprofessor der Mathematik nach Würzburg, 1818 nach Erlangen. In Nürnberg verlor P. am 15. März 1816 seine Gattin. Anderthalb Jahre darauf schloß er eine zweite glückliche und mit Kindern gesegnete Ehe mit Luise Plank, der Wittwe eines Geistlichen. Aus der ersten Ehe war übrigens auch eine Tochter am Leben, die aber noch unverheirathet 1832 starb. Pfaff's Tod wurde 1835 unter mehrmonatlichem schweren Leiden durch sich wiederholende Schlaganfälle herbeigeführt. P. war Mitglied der Akademieen zu Petersburg und München, der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Moskau, und fragt man nach seinen eigentlichen wissenschaftlichen Leistungen, so hält es schwer Hervorragendes ausfindig zu machen. Bald fesselten ihn Sanskritstudien, bald Hieroglyphendenkmale, bald warf er sich gar auf Astrologie, die er in die Reihe der Wissenschaften wieder einzuführen beabsichtigte. Am werthvollsten sind noch astronomische Abhandlungen zur Störungsrechnung, welche P. für verschiedene Zeitschriften (Bode's Jahrbuch, von Zach's Monatliche Correspondenz, Denkschriften der Münchener Akademie) verfaßte.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen XIII. Jahrgang (1835) S. 575—578. — Poggendorff, Biograph.-litterar. Handwörterb. z. Gesch. d. exacten Wissenschaft II, 428—429.

Cantor.

Pfaff: Johann Leonhard P., Bischof von Fulda, geb. am 18. August 1775 zu Hünfeld in Kurhessen, † am 3. Januar 1848 zu Fulda. Er machte seine Studien zu Fulda, wurde dort 1793 Doctor der Philosophie, 22. September 1798 Priester. Er war dann zunächst Caplan daselbst und wurde 1802 Professor am Gymnasium, 1803 Hofcaplan und geistlicher Rath des Fürstbischofs, 1804 Lehrer des Kirchenrechts und der Exegese an der theologischen Lehranstalt. Der Fürstprimas Dalberg ernannte ihn, nachdem Fulda dem Großherzogthum Frankfurt einverleibt worden (A. D. B. IV, 707), 1812 zum Oberschul- und Studienrath, die kurhessische Regierung 1816 zum Director des Lyceums und Gymnasiums zu Fulda. 1823 und 1824 verfaßte P. hauptsächlich die Beschwerden des bischöflichen Generalvicariates zu Fulda (Generalvicar war Fr. v. Kempff) gegen das die Verhältnisse der (zur Diöcese Fulda gehörenden) katholischen Kirchen und Schulen im Großherzogthum Sachsen-Weimar betreffende Gesetz vom 7. October 1823 (Darmstädter allg. Kirchenzeitung 1823, Nr. 97—99; die Beschwerden nebst anderen Actenstücken ebend. 1824, Nr. 1[illegible] bis 141, auch besonders gedruckt zu Mainz 1824). Er veröffentlichte auch „Bemerkungen zu der in der Allg. Kirchenzeitung 1825, Nr. 23—25, enthaltenen Beleuchtung der Vorstellungen und Beschwerden des bischöflichen Generalvicariats zu Fulda“ 1825. P. stand in dem Verzeichniß von 14 Geistlichen, welche 1823 von Rom aus für die fünf Bisthümer der oberrheinischen Kirchenprovinz vorgeschlagen wurden (J. Longner, Beitr. zur Geschichte der oberrh. Kirchenpr. S. 256). Bischof von Fulda wurde aber 1829 zunächst J. A. Rieger. P. erhielt die zweite Domherrnstelle. Nachdem Rieger am 30. Juli 1831 gestorben war, wurde P. am 15. November zu seinem Nachfolger gewählt, am 24. Februar 1832 präconisirt, am 2. September consecrirt. (Die Wahl wurde von dem Professor Multer [A. D. B. XXII, 711] ohne Erfolg bestritten, weil zwei Ehrendomherren, dagegen nicht die Dompräbendaten mitgewählt hätten und P. keinen akademischen Grad besitze; Aschaffenburger Kirchenzeitung 1832, Litt.-Bl. Nr. 7). — Mit der kurhessischen Regierung hatte P. wiederholt Conflicte wegen der gemischten Ehen. 1837 weigerte er sich, einen darauf bezüglichen Erlaß vom 21. April zurückzunehmen, und 1843 protestirte er gegen einen den Ständen vorgelegten Gesetzentwurf (H. Brück, Die oberrh. Kirchenprovinz S. 220). Unter dem 30. December 1838 übersandte P. dem Großherzog von Sachsen-Weimar eine Vorstellung über eine von dem General-

ntendenten Röhr am Reformationsfeste gehaltene Predigt (mit der Antwort tinisteriums vom 26. Februar 1839 abgedruckt in Höninghaus' Kirchen-g 1839, S. 187, 239). Im J. 1845 trat er gegen die Deutschkatholiken pelche in Marburg und Hanau Anhänger gefunden und denen sich zwei che seiner Diöcese angeschlossen hatten (Berliner Kirchenzeitung 1845, 40); er ließ damals auch ein Gedicht drucken: „Den neuen deutsch-katho- Gemeinden und ihren Führern Czerski und Ronge" (zuerst in dem er Sonntagsblatt, dann auch besonders).
3. war ein tüchtiger Kanzelredner; einige Gelegenheitsreden, die er als f gehalten, sind gedruckt, außerdem einige kleine Erbauungsschriften, ein t „Leben und Wirken des Winfried Bonifacius", 1835, und (anonym) „Die che Glaubens- und Sittenlehre in ihrem Zusammenhange und nach dem der katholischen Kirche kurz und gründlich dargestellt", Fulda 1820 und en 1821. In Mastiaux' Litteraturzeitung sind zwei von ihm in elegantem geschriebene Programme des Fuldaer Lyceums von 1819 und 1821 abge- „De probitate morum cum literarum studiis conjungenda prolusio" (bei ux 1820, Intelligenzblatt Nr 4) und „In memoriam J. B. Hillenbrand, sii Fuldensis quondam Rectoris" (bei Mastiaux 1821, Nr. 102—104). N. Nekrolog 26 (1848), 47. Reusch.

Pfaff: Karl P., geb. zu Stuttgart am 22. Februar 1795, † zu Eßlingen December 1866. Im theologischen Seminar und dem Stift in Tübingen t, beseelte ihn als Erbtheil seines als Archivar angestellten Vaters lebhaftes sse für die heimische Geschichte. Im J. 1818 an der Lateinschule in Eßlingen, 319 mit dem Titel eines Conrectors, angestellt, fand er Muße genug, tlich im dortigen städtischen Archive und im Staatsarchive zu Stuttgart eine liche Fülle geschichtlichen Stoffes zu sammeln und in zahlreichen Schriften bhandlungen zu verarbeiten. Neben dem großen Sammelfleiße zeichnet Liebe zum Vaterlande aus. Wie er als Lehrer weniger durch anregen- nterricht, als durch Erweckung des Sinnes für Vaterland und Freiheit ß ausübte, so versenkte er sich mit warmer Neigung in die Einzelheiten imischen Geschichte und stellte deren leuchtende Vorbilder der Mitwelt vor So war er denn zufrieden mit seiner bescheidenen äußeren Stellung und te nur einmal (1845) einen ihm angemesseneren Wirkungskreis am Staats- zu erhalten, eine Bemühung, welche wegen seiner politisch-freiheitlichen ng keinen Erfolg hatte. Die letztere machte er namentlich in seinen Be- gen für das deutsche Sängerwesen geltend. Als er 1846 zum Vorstand n ihm mitbegründeten Eßlinger Liederkranzes gewählt wurde, übernahm Aufgabe im Hinblick auf die sociale und nationale Bedeutung der Pflege utschen Liedes. Er war es, der 1847 das erste in Deutschland abgehaltene rfest zu Plochingen leitete und im Verlaufe seiner Thätigkeit zum Präsidenten 49 zusammengetretenen schwäbischen Sängerbundes bestellt wurde. Ebenso er eifrigen Antheil an der Gründung des deutschen Sängerbundes im 62 und gehörte dessen Ausschuß an. Die vielen Reden, die er bei solchen hielt, zeigten, daß ihm wenigstens der patriotische Zweck dieser Vereini- obenan stand. Seine Verdienste ehrte 1841 die Stadt Eßlingen durch Ver- g des Ehrenbürgerrechts; nach seinem Tode setzten ihm die deutschen Sänger vohlgelungener eherner Büste in seiner zweiten Vaterstadt ein Denkmal. vor seinem Ableben übergab er der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart eichen Sammlungen mit Hunderten von Handschriften und Drucken, Regesten ürtembergischen Fürstenhauses, von mehr als 1000 Fürsten- und Adels- chtern, von vielen Stiften, Klöstern und Reichsstädten, zusammen über

40 000 Urkundenauszüge, ferner ein Diplomatar mit gegen 9000 Urk abschriften. Seine Schriften sind: „Geschichte Würtembergs“ (1818—1820), „ cellen aus der würtembergischen Geschichte“ (1824), „Würtembergischer Plut (1830—1832), „Die Quellen der älteren würtembergischen Geschichte und die Periode der würtembergischen Historiographie“ (1831), „Ursprung und fr Geschichte des würtembergischen Fürstenhauses“ (1836), „Geschichte des Fü hauses und Landes Würtemberg“ (1839), „Würtembergisches Heldenbuch“ (1 „Fürstenhaus und Land Würtemberg nach den Hauptmomenten“ (1841), „ einer Geschichte des gelehrten Unterrichtswesens in Würtemberg in den Zeiten“ (1842), „Geschichte des Militärwesens in Würtemberg“ (1842), „ Herzog zu Würtemberg“ (3. Band zu Heyd's Werk, 1844), „Geschichte der Stuttgart“ (1845—1846), „Geschichte der Reichsstadt Eßlingen“ (1852), „Ge Möhringens auf den Fildern“ (1854), „Geschichte der Frauenkirche in Eß und ihrer Restauration“ (1863), „Die Künstlerfamilie Böblinger“ (1864), „Wü bergische Weinchronik“ (1865), „Würtembergisches Gedenkbuch auf alle Ta Jahrs“ (1865).

Vgl. Zur Erinnerung an Karl Pfaff (Eßlingen 1867).

Eugen Schneid

Pfäffinger: Ursula P., Abtissin zu Frauenchiemsee, geb. am 7. Sep 1463 auf Schloß Wildenheim, war die Tochter des niederbaierischen Erbmar Gentiflor P. und eine Schwester des Ritters Degenhart P., Secretärs des fürsten Friedrich des Weisen. Früh schon trat sie in das erwähnte Sti wurde dort am 30. October 1494 zur Vorsteherin gewählt. In dieser St entfaltete sie eine seltene Umsicht und Thatkraft, die zumal hervortrat w des pfälzisch-bairischen Krieges vom J. 1504. Als der Feind ihrer In mählich näher kam, ließ sie dieselbe mit Pallisaden befestigen und mit schlangen bewehren. So konnte sie einer großen Zahl von flüchtigen Famili ihrem Eilande ein Asyl eröffnen. Das Stift blieb vor feindlichen A verschont. Abtissin Ursula lieferte auch einen Beitrag zur Zeitgeschicht schrieb ein Tagebuch über die damaligen Kriegsereignisse, welches im VIII. des oberbairischen Archives abgedruckt ist. So ungünstig ihre Stellung au ein solches Unternehmen schien, zeigt sie sich allenthalben als gut unter Ihre Familienbeziehungen wußte sie zu Gunsten ihres Klosters klug zu be So bewilligte Herzog Wolfgang von Baiern, wie die Urkunde sagt „auf unsers Oheims des Kurfürsten Friedrich von Sachsen“ dem Stifte den Ge eines großen Fischnetzes, eines sogenannten „Schöpfen“. Ursula P. star 28. October 1528.

Deutingers Beiträge I. S. 362—377. G. Westermay

Pfaffrad: Kaspar P., lutherischer Theolog des 16. Jahrhunderts, g in einem Dorfe bei Lennep 1562, † zu Helmstedt am 23. Septembe Anfangs zum Kaufmannsstande bestimmt und auf der Schule zu Dort vorgebildet, studirte er seit 1586 Philosophie und Theologie zu Helmstedt ein Schüler der Theologen T. Heßhusen († 1588) und Daniel Ho († 1611) und wie letzterer ein eifriger Anhänger der Ramistischen Phil und der lutherischen Orthodoxie im Gegensatz gegen die in Helmstedt allm zur Herrschaft gelangende Aristotelisch-Melanchthonische Richtung. Er w 1588 Magister und Docent in der philosophischen Facultät, 1593 a ordentlicher Professor der Theologie, 1598 Ordinarius und Dr. theol. B ders bekannt ist er geworden durch seine theologische Doctorpromotion 17. Februar 1598 und die bei dieser Gelegenheit unter Hofmann's Präsi gehaltene Disputation über eine von letzterem aufgestellte Thesenreihe De

isti tum persona tum officio, die zum Ausbruch des sog. Hofmannischen
s über das Verhältniß der Philosophie und Theologie den ersten Anlaß
Während Hofmann ihn pries als einen der seltenen Theologen, die sich
holastischen Sauerteig fern halten, die Einmischung der menschlichen Ver=
in Glaubenssachen zurückweisen und ihre Theologie aus den lauteren
n der göttlichen Offenbarung schöpfen, so war er dagegen der Gegenpartei
t als Ramist und Verächter des Aristoteles, als Feind der wahren Bil=
und zugleich als Agent und Vertrauensmann des damaligen Hauptes der
oxen Partei im Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel, des General=
ntendenten Basilius Sattler. Mit Georg Calixt und seiner seit 1614
mstedt zur Herrschaft gelangenden Richtung war P. nicht einverstanden;
weigerte ihm das testimonium sinceritatis in doctrina, vermochte aber seine
ung und seine immer einflußreichere Wirksamkeit nicht zu hindern, fühlte
her in seinen letzten Jahren mehr und mehr vereinsamt und verfiel in
ondrie, blieb aber dennoch bis zu seinem Tod im Amt und in fortgesetzter
tion gegen die Mehrzahl seiner Collegen. — Seine Schriften handeln
r Ramistischen Philosophie, von der Jugenderziehung, von der Lehre von
che, Abendmahl, dem freien Willen sowie von den Mitteln zur Herstellung
rhaltung der Einigkeit zwischen der lutherischen und reformirten Kirche. —
Nähere Angaben bei Jöcher-Rotermund III, 1485; V, 2158; bes. aber
E. Henke, Georg Calixt I, S. 75 ff. Wagenmann.

falz: P. von Straßburg galt der Tradition als der Ahn des Straßburger
gesangs: wo Straßburger Dichter verzeichnet werden, findet er seinen
och vor den üblichen zwölf alten Meistern. Auch seine Stelle in den
Dichterkatalogen von Folz, Nachtigall und Voigt scheint ihn noch in's
ätestens in das beginnende 15. Jahrhundert zu weisen. Sein Name lebt
fort in der 20reimigen, noch im 17. Jahrhundert viel benutzten Rohr=
nicht Chorweise!), die wahrscheinlich nicht einmal sein Werk ist: wenigstens
e in den ältesten Handschriften, die sie enthalten, in der Wiltener und der
ner M 13, Frauenlob zugewiesen.
Schnorr, Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs S. 38, B. 50;
iner Hs. Fol. 24, Bl. 167a. Roethe.

fander: Karl Gottlieb P., ein Basler Missionar, geb. in Waiblingen
ttemberg am 3. November 1805. Die Pfander gehörten zu den angesehenen
ohlhabenden Bürgern der Stadt. In den Feierabendstunden erzählte sein
ein gemüthvoller Bäckermeister, gerne von allerlei wichtigen Ereignissen
Vaterstadt; Jung und Alt hörte ihm gerne zu. Seine Mutter stammte
m nahen, geistlich bedeutsamen Fellbach. Es war eine charaktervolle,
starke Frau, die mit kräftiger Hand das Hausregiment leitete. Ihre neun
erzog sie in einem gesunden, frommen Geiste. Nachdem P. die Latein=
seiner Vaterstadt durchgemacht hatte und confirmirt war, erlernte er das
erk seines Vaters, freilich hätte er lieber studirt. Weil er schon von
n besondere Gaben zeigte, so brachten seine Eltern den 16jährigen Sohn
er neu gegründeten Brüdergemeinde Kornthal und übergaben ihn dem
n tüchtigen Pfarrer Friedrich zur Erziehung. Hatte er schon im Eltern=
viel von der Heidenmission gehört, so las er in Kornthal eifrig das seit
in Basel erscheinende Missionsmagazin. Allmählich entwickelte sich in ihm
danke, selbst Missionar zu werden. Er meldete sich in die Missionsanstalt
el und trat 1821 als frischer 18jähriger Jüngling ein. Bis zum März 1825
seinen Studien daselbst nach Blumhards Zeugniß mit treuem Fleiße ob=
ntlich zeigte sich bei ihm ausgezeichnetes Sprachtalent. Die Basler Missions.

gesellschaft hatte schon seit 1823 eine Mission im südlichen Rußland in dem
danken angefangen, durch Wiederbelebung der morgenländischen Kirchen, nam
der armenischen, auf die Missionirung der mohamedanischen Welt hinzuwirken.
reits war Zaremba mit einem tüchtigen Gefährten (s. Ledderhose, Leben und W
des Missionars Zaremba, Basel 1882) nach Südrußland abgereist. Kaiser Al
der I. wie sein trefflicher Minister Galizin brachten diesem evangelischen Mis
werke Verständniß entgegen. Die beiden Männer hatten reiche Erfolge, bes
unter den Armeniern, so daß sie dringend um Mitarbeiter baten. Es w
ihnen also 3 andere Zöglinge, zu welchen unser P. gehörte, geschickt. Er
mit Zaremba sogleich die Missionirung der Mohamedaner in's Auge, und lie
zu dem Zweck neben der armenischen Sprache die Erlernung der türkischen
persischen sehr angelegen sein. Zugleich machte er sich mit dem Koran ver
Weil er mit Zaremba beschlossen hatte, eine größere Reise nach Nordosten
Provinz Schirwan zu machen, so glaubten sie, eine Schrift an die Moham
abfassen zu sollen. P. schrieb sie in Briefform und legte darin die G
irrthümer des Islam und die Grundwahrheiten des Evangeliums dar.
Tractat wurde unter den Mohamedanern in und um Schuscha wie a
Missionsreisen in Armenien, Mesopotamien und Persien vertheilt. In Verbi
mit dem Armenier Mirza Faruch übersetzte er den Tractat auch ins Pe
Aus dieser kleinen Schrift entstand nach und nach Pfander's bedeutendstes
„Mizan ul Haqq oder die Waage der Wahrheit". Er widerlegt darin ein
den Islam und giebt eine feine Apologie des wahren Christenthums.
falschen Beschuldigungen der Mohamedaner, als hätten die Christen die S
des alten und neuen Testaments verfälscht und die in denselben angebli
haltenen Weissagungen auf Mohamed als den größten Propheten Gottes
gemerzt, weist er auf das schlagendste zurück und legt dar, daß nur das
gelium die tiefsten Seelenbedürfnisse des Menschen nach Versöhnung und F
zu befriedigen und ein wahrhaft sittliches Leben zu schaffen im Stan
Später übersetzte er diese Schrift in der Stadt Agra in Hinterindien a
das Hindostani und auf seiner letzten Missionsstation in Konstantinop
Türkische.

Ein schwerer Schlag traf die Basler Mission in Südrußland. Die arm
Geistlichkeit, welche für ihren Einfluß fürchtete, betrieb die Aufhebun
Mission und fand bei dem Generalgouverneur von Grusien, dem Genera
Rosen, wie bei Kaiser Nicolaus bereitwillige Unterstützung. Am 5. Juli
erfolgte der Ukas. Im J. 1838 trat P. mit einigen anderen Missiona
den Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, nach längeren Ve
lungen, die sich auf die bischöfliche Ordination bezogen. Sie wollten si
selben nicht unterziehen, da sie bereits in ihrer evangelischen Heimath
ordinirt waren. P. reiste durch das ihm bekannte Persien nach Kalkutta, e
daselbst die hindostanische Sprache, und vollendete einige für die Moham
verfaßte Tractate. In Agurpahra bei Kalkutta leitete Frau Wilson ei
ziehungsinstitut. In demselben lehrte und predigte er 5 Monate. 1841
ihm mit dem Missionar Kreiß als Station Agra angewiesen. Ihr A
bestand hauptsächlich darin, unter den Mohamedanern zu missioniren.
thaten sie treulich. Sie predigten das Evangelium in dieser alten Kaiser
verbreiteten christliche Schriften und leiteten die dortigen Missionsschulen.
Jahresbericht der Basler Missionsgesellschaft vom Jahr 1844 sagt: „B
Kreiß trägt das Lebenswort hinaus in die Städte und Dörfer und läß
frohe Botschaft laut erschallen. Ernsten Kampf kämpft P. in der großen K
stadt Agra selbst mit den moslemischen Gelehrten, die es aber kaum w
ihren Koran dem Wort vom Kreuz gegenüber zu vertheidigen." Mi

örnle schreibt aus Agra unterm 21. April 1845: „Bruder P. ist fortwährend n Krieg mit den Mohamedanern und streitet ritterlich gegen die Feinde des vangeliums, denen es an nichts fehlt, als an Wahrheitsliebe.“ Seine öffentchen Disputationen mit mohamedanischen Gelehrten, denen, wie wir mit Beauern berichten müssen, katholische Missionare dabei Werke, wie Strauß' Leben esu als Kampfmittel in die Hände schoben, machten im J. 1845 Epoche. Die ohamedaner kauften die Bibel und andere christliche Schriften, nicht um darin e Wahrheit, sondern Beweisgründe gegen dieselbe zu suchen. P. wußte sie ber nach und nach zum Schweigen zu bringen.

1855 wurde P. nach Peschawer, Stadt und Land gleichen Namens am abulflusse, der zum Indus zieht, versetzt, um dort eine Mission unter den fghanen zu beginnen. Dies war durch Major Edwards veranlaßt, der in iner Rede mit Recht gesagt hatte: „Es ist nicht die Pflicht der Regierung als olche, in Indien Proselyten zu machen. Die Pflicht, Indien zu evangelisiren, st Privatsache der Christen. Der Ruf ergeht an die Gewissen der Einzelnen, an ie Energie, den Eifer, den christlichen Sinn und Wandel der Einzelnen.“ In Peschawer gab es viel Arbeit. Drei Sprachen, worunter das Puschtu, mußten ewältigt werden. Pfander's Schriften, besonders die „Wage der Wahrheit“ wurden viel verbreitet, Besuche in den Dörfern gemacht, in der Stadt Schulen nd Versammlungslocale gegründet und eingerichtet. Die Taufe eines afghaischen Hauptmannes Dilawar 1858 machte großes Aufsehen. Wackere Männer olgten nach. P. schreibt unterm 29. Januar 1856: „Ich predige in der Woche regelmäßig an 4 Abenden auf den Bazars der Militärstation und 2 Mal am Morgen in der Stadt, theils in hindostanischer, theils in persischer Sprache. In der Stadt aber sind die Zuhörer bis jetzt meistens sehr ungestüm, und nur elten kommt es vor, daß sie eine Zeitlang ruhig zuhören. Meine Schrift, Erwiderung auf die letzten schriftlichen Angriffe der Delhi- und Agra-Mohamedaner at endlich die Presse verlassen, sie zählt 152 eng gedruckte Seiten. Ich hoffe, as wird das Letzte sein. Ich habe nun nichts weiteres zu sagen und denke, uch die Mohamedaner werden alles vorgebracht haben, was sie aus unseren unläubigen Schriftstellern aufgabeln konnten. Gegenwärtig beschäftige ich mich un mit der Revision meiner Schriften im Persischen; es soll nämlich eine neue usgabe, die 4. persische, gedruckt werden.“ Während des Sipoy-Aufstandes im . 1857 blieb Peschawer und Umgegend ruhig und die Missionsarbeit konnte ngestört fortgesetzt werden. Noch im J. 1857 wurde ihm ungesucht eine große uszeichnung zu Theil, indem ihn der Erzbischof von Canterbury, dem dieses kademische Vorrecht zusteht, zum Doctor der Theologie ernannte. Schon ein Jahr später versetzte ihn seine Gesellschaft nach Konstantinopel. Hier hatte amals der englische Gesandte Stratford-Canning das Hat Humajum erwirkt, enen Erlaß des Sultans, welcher ausdrücklich die Zusage enthielt, kein Moslim, welcher Christ werde, solle dafür gestraft werden. Die kirchliche Gesellschaft laubte, daß nun für sie die Stunde zur Gründung einer evangelischen Mission nter den Türken geschlagen habe und dazu war wohl niemand geeigneter, als P. In einem Dorf in der Nähe von Konstantinopel ließ er sich zunächst nieder und übersetzte seine drei wichtigsten Schriften ins Türkische. Mizan ul Haqq ist uns bekannt. Die andere Miftah giebt eine Darlegung der Lehre von der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi, mit Rücksicht auf die falschen Vorstellungen, welche sich hierüber die Mohamedaner machen. Die dritte Tarig behandelt in der Lehre von Sünde und Erlösung die fundamentalen Unterschiede zwischen dem Evangelium und dem Koran. Einige Jahre früher hatte ein amerikanischer Missionar diese Schriften kommen lassen, aber sie wurden confiscirt. Jetzt passirten sie das Zollhaus ungehindert. Das änderte sich aber

bald. Ein türkischer Professor und Mitglied des Erziehungsrathes veröf
unter dem Titel „Sonne der Wahrheit“, ein Buch voll der gröbs
thörichsten Schmähungen gegen die Christen und ihre Religion. Es
noch ehe ein einziges türkisches Exemplar der Schrift Pfander's in
gekommen war. Die kirchliche Missionsgesellschaft gab darauf eine kurz
legung jener maßlosen Angriffe heraus. Diese Schrift wurde viel gelese
Missionswerk hatte seinen stillen und ruhigen Verlauf. Plötzlich aber
sich dieser Zustand, als der erste bekehrte Moslim (Williams) 1842
wurde. Er wurde zwei Mal verhaftet, aber durch das Einschreiten des
befreit. Um dieselbe Zeit wurden andere bekehrte Türken festgenommen
ein Gefängniß für gemeine Verbrecher geworfen. Weitere Einkerkerungen
Der Sultan ließ 1864 die Häuser der kirchlichen Missionsgesellschaft,
breitungsgesellschaft und der Bibelgesellschaft schließen. Spione mach
fernere Annäherung von Moslims unmöglich. Etwa 20 christlich
Türken wurden verbannt oder auf die Galeeren geschickt. Der Druck und
fuhr von türkischen Büchern wurde verboten, selbst Uebersetzungen des Koran
auf dem Zollhaus confiscirt und ein Tractat über Christus sogar v
Leider war Stratford-Canning nicht mehr da; der nunmehrige Gesa
Henry Bulwer näherte sich mehr der türkischen Auffassung, als der der
und der Sultan ließ eben einfach die ausgesprochene Zusage des Hat H
fallen. P. zog sich jetzt nach England zurück und ließ sich in Richm
Heimath seiner zweiten Gattin in der Nähe von London nieder. Se
Gattin war Sophie Reuß, Tochter eines russischen Staatsraths in Mos
war mit ihr nur 10 Monate verehelicht. Sie starb in Schuscha am 12. M
Seine zweite Gattin war Emilie Emma Swinburne. Aus dieser
mehrere Kinder hervorgegangen. Er sollte aber keine lange Ruhezeit mehr
denn schon am 1. December 1865 ging er aus der streitenden in die trium
Kirche.

Nach schriftlichen Mittheilungen des Pfarrers Eppler von Birsf
Basel, welcher mit einer ausführlichen Biographie des Missio
beschäftigt ist.

Ledder

Pfannberg: Dieses namhafte steiermärkisch-kärntnische Adelsgesch
mittelalterlichen Epoche darf mit aller Wahrscheinlichkeit als urverwan
seits mit den Grafen von Soune, andererseits mit den Grafen von
bezeichnet werden, denen auch die gütermächtigen Heunburger angehör
älteres Besitzprädicat war Pecka (Peckach-Peggau in Steiermark). Als
dieses Namens erscheint Rudolf um 1136. Sie führen gleich den ihnen
verwandten Saneckern oder Sounekern (nachmals Grafen von Cilli) di
bezeichnung „Freie“ (Liberi). Unter den Urenkeln des oben erwähnten
von Peckach taucht neben diesem älteren Prädicate das jüngere „Pf
(Phannenberc), so heißt noch heute die Burgruine in der Nähe des oberst
Marktes Frohnleiten, auf und verdrängt von 1237 ab die ursprüng
zeichnung Peckach-Pegga. Als bedeutendste Vertreter des Pfannberger Ge
erscheinen im 13. und 14. Jahrhundert:

1) Ulrich I., der erste „Graf“ (comes) von P., urkundlich
J. 1236 (5. April) als „de Pecka“ bezeichnet, 1237 jedoch in der W
kunde K. Friedrich II. (vom Februar) schon als „Graf“ v. Pfannberg u
Innerösterreichern an erster Stelle angeführt; ein Beweis für sein Ans
war dies zur Zeit der schweren Schicksalsprüfung des Babenberger
Friedrichs des Streitbaren, dem die Achterklärung vom J. 1236 di
Oesterreich und Steiermark gekostet. — Als diesem der Wechsel der

ie eigene Thatkraft 1239/40 das Verlorene wieder verschafften, finden wir
fannberger in der namhaften Stellung eines Oberst-Landrichters (judex
alis v. supremus) der Steiermark, dem Herzoge wiederholt zur Seite; so
1240 bei dessen Rundreise durch die Steiermark, 1241 zu Wels in Ober-
ich. — In den Tagen des Interregnums, das dem Ausgange des letzten
bergers gefolgt war (1246—1252), erscheint U. auch als Vogt (advo-
des Kl. S. Paul im Lavantthale, und, was seine politische Parteistellung
t, als kaiserlich Gesinnter, der die Statthalterschaft Meinhards v. Görz
nnte (1248). Von 1249 erlischt seine urkundliche Spur. Von seinen
hweisbaren Söhnen: Ulrich III., Siegfrid, Bernhard und Heinrich
n die beiden letzteren, insbesondere der jüngste, die namhafteste Rolle.
2) Heinrich Graf v. P. († 24. Juli 1282). Er und sein älterer
r Bernhard zeigen sich als Genossen einer eisernen, den Adel der Steier-
durch die Rechtsunsicherheit eines herrenlosen Zustandes demoralisirenden
in einem keineswegs günstigen Lichte. 1250, 1. Juni, stellen sie dem ge-
hätigen Erzbischofe von Salzburg, dem Sponheimer Herzogssohne Philipp,
Dienste zur Verfügung. 1251 scheint P. für die ungarische Partei ge-
en worden zu sein, 1253 stand er jedoch entschieden auf Seiten König
ars, der damals ins steierische Oberland, nach Leoben, gekommen. Dann
sich die P. der arpadischen Landesherrschaft, da der Ofener Friede von
eine Auseinandersetzung zwischen Ungarn und Böhmen bewirkte. In diesen
der vorübergehenden Herrschaft Ungarns erfahren wir aus Urkunden, daß
ich v. P. als Schädiger des Klosters Rein zum Schadenersatze verurtheilt
. Jedenfalls blieb er nicht zurück, als die Abschüttlung der ungarischen
chaft vor sich ging (E. 1259). Als König Ottokar, der neue Landesherr,
ctober 1260 in Graz weilte, befanden sich hier auch die beiden Pfannberger
hard und Heinrich, wider welche damals das Kloster St. Paul klagbar
als berechtigt erkannt wurde, seinen Vogt sich zu erwählen, den Kärntner
g, Ulrich III. hiezu erkor. Auch mit dem Bisthum Gurk hatten die
nberg's eine lange Fehde um die Schloßherrschaft Albeck auszufechten, in
em Handel der Herzog von Kärnten (10. December 1264) den Schiedspruch
. Verhängnißvoll sollte sich jedoch für Heinrich und dessen Bruder Bern-
das J. 1268 gestalten; als Nachspiel zu der im Gefolge des Böhmen-
s Ottokar 1267/68 mit anderen steierischen Herren (s. Art. Ulrich v.
enstein) unternommene Preußenfahrt erfolgte ihre Verhaftung als Geheim-
er — die Wirkung der Anklage des Pettauers —. Bernhard wurde auf
ß Pürglein in Böhmen, Heinrich auf Schloß Frein in Mähren gefangen
ten. Die Freiheit erlangten sie 1269 um Ostern gegen Auslieferung der
en Pfannberg, Peggau, Strasseck und Löschenthal, deren Schleifung Ottokar
ahl. Außer diesen Burgherrschaften gingen für sie auch noch S. Peter
udenburg, Kaisersberg zwischen Leoben und Knittelfeld, überdies Raben-
verloren. — Wir finden sie dann wieder im Gefolge des Landesfürsten, und
J. 1271 bewirkte ihre vollständige Rehabilitirung. Sie hatten sich nämlich
riege Ottokars gegen Ungarn hervorgethan, insbesondere Heinrich, der dem
nger Grafen Iwan mit dem Schwerte im Zweikampfe Rede zu stehen ent-
sen war, ohne daß der Gegner jedoch seiner Herausforderung nachkam. —
1271 ab (in welchem Jahre Bernhard mit dem Tode abging; die beiden
n Brüder waren schon längst, Ulrich III. vor 1255; Siegfried vor 1264
rben) vertrat Heinrich ausschließlich sein Geschlecht. 1272 machte er die
fahrt Ottokars nach Kärnten mit und wurde 1274 auch von dem böhmi-
Könige, um die Empfindung früher erlittener Unbilden auszutilgen, und
rseits um seine wackere Haltung im Kriege Ottokars gegen Ungarn (1273)

zu entlohnen, hauptsächlich aber mit Rücksicht auf die seit Rudolf von Habsburgs Königswahl bedenkliche Sachlage und auf das Ansehen des Pfannbergers im Lande zum Hauptmanne Kärntens bestellt. 1274 war H. bei der großen Versammlung in Goeß anwesend. Als dann der große Umschwung vor sich ging, sehen wir Heinrich gleich den andern Adelsherrn im Reichskriege gegen den Böhmenkönig auf Rudolf I. Seite, zunächst in der Bundesversammlung zu Rein (1276, 19. Sept.). Mit seinen Schaaren besetzte er Judenburg und zog dann zum Heere des Habsburgers nach Oesterreich. Ihn und den Herrn Friedrich v. Pettau bestellte König Rudolf I. (1277) zu obersten Landesrichtern. Auch bei der blutigen Entscheidung v. J. 1278 wirkte er mit. Die Reimchronik (Cap. 150) erzählt, er und ein Pettauer wären auf dem gen Jedenspeugen vorgeschobenenn rechten Flügel des Heeres Rudolfs vor dem Feinde zurückgewichen und flüchtig geworden. Sie spricht nur von einem Grafen v. P., doch kann das nur unser H. sein. Dann legte er sein Amt nieder. Das letzte Mal taucht er im Gefolge des Habsburgers (1279) auf, als dieser in das Land kam. Der Tod scheint ihn 1282 zu Wien ereilt zu haben.

Ulrich V., Enkel Heinrichs, Sohn Ulrich IV., geb. um 1290, † 23. Oct. 1354, der vorletzte seines Hauses und der namhafteste unter den Pfannbergern. Den Ritterschlag verdiente er sich in dem Treffen zwischen den Oesterreichern und Baiern bei Gammelsdorf (1313). Durch die Ehe mit Agnes, Schwester Ulrich II. von Wallsee (1314), versippte er sich mit diesem von der Gunst der Habsburger emporgehobenen, hochstrebenden Geschlechte, und zu der eigenen ererbten Geltung und persönlichen Tüchtigkeit gesellten sich wichtige Berufsstellungen und die Gelegenheit, in bewegten Zeiten eine hervorragende Rolle zu spielen. So erklären wir uns auch, daß U. an dem österreichischen Spruchdichter Suchenwirt seinen Lobredner fand und wir in dessen Versen willkommene Aufschlüsse über das Kriegsleben unsers Pfannbergers in den Jahren der langwierigen Kämpfe des Hauses Habsburg mit seinen Gegnern erhalten. 1316 machte U. das blutige Gefecht bei Eßlingen (19. September) mit, zog dann noch wiederholt vor Padua, auch nach Toskana, Waffenfahrten, die in die Jahre 1317—1320 fallen; 1328 oder 1329 focht er gegen die Ungarn bei Kittsee (Chocze), gab dem Herzoge Otto von Oesterreich das Geleite nach Vorderösterreich gegen König Ludwig d. B. (1330) und zählte zu dem Schiedsgericht, das (26. Nov.) in Augsburg den Anspruch der Habsburger auf die eventuelle Belehnung mit Kärnten entschied. Daß ihm das Landmarschallamt Oesterreichs übertragen wurde, spricht laut genug für sein Ansehen bei seinen Fürsten. In dem Kriege gegen Böhmen als Verbündeten König Ludwig des Baiers (1331—1332) wurde ihm die Verwahrung des gefangenen Heinrich v. Lippe überwiesen. Auch bei der Friedensverhandlung mit Böhmen (Juli 1332) war U. thätig. Als 1335 der entscheidende Augenblick, die Verleihung Kärntens an das Haus Oesterreich eintrat, wurde U. v. P. mit der Botschaft dessen nach Kärnten betraut. Bereits vor zwei Decennien zum Hauptmanne der Bamberger Hochstiftsgüter in dem genannten Lande bestellt, erlangte nun U. v. P. den Pfandbesitz des Bamberger Eigens für 8000 Mark Silber auf 8 Jahre und die erste Stelle im Herzogthum als Landeshauptmann. Er machte den Sommerfeldzug gegen Böhmen (1336) mit, den der Ennser Friede schloß, übernahm 1338 eine Botschaft an König Ludwig, und wurde von Herzog Albrecht II. bei dessen Unternehmungen gegen Aquileja viel verwendet, insbesondere was die Besetzung Venzone's (1342) betrifft. Was seine Güterverhältnisse anbelangt, so bildet eines der wichtigsten Momente darin der Antheil Ulrichs v. P., Schwestersohnes Hermann v. Heunburg, an der großen Erbschaft der 1322 im Mannsstamm erloschenen Heunburger; die eigenthümlichen Verwicklungen, welche

dadurch zwischen den mit Pfannberg altersher verwandten Freien v. Saneck und den Auffensteinern heraufbeschworen wurden und große Kreise beherrschten, lösten sich endlich 1330—1333 durch Verträge, die den Pfannberg'schen Antheil an der Herrschaft Cilli an Ulrich's Vetter, Friedrich von Sanneck, den ersten „Grafen v. Cilli" (1341) brachten. Die letzten Ereignisse in dem bewegten Leben Ulrichs v. P. sind seine Theilnahme an der österreichisch-ungarischen Grenzberichtigung vom December 1345, die Rüstung zu der Unternehmung Herzog Albrechts II. gegen Venzone 1351, und die Vermählung seines einzigen Sohnes Hanns, des letzten seines Geschlechtes († Nov. 1362) mit Margaretha, Tochter des Grafen Rudolf von Schaumburg (1354). — Ulrich starb in diesem Jahre. Suchenwirt widmete ihm eine lange Todtenklage.

Primisser, Peter Suchenwirts Werke aus dem 14. Jahrh. 1827. (XI. Gedicht, S. 34—38.) — Tangl, Die Grafen von Pfannberg in 3 Abth. I. bis 1237, II. 1237—1282, III. 1282—1362 im Archiv f. Kunde oe. G.-Qu. XVII. XVIII. Bd. Vgl. s. Abh. die Grafen v. Heunburg, ebenda XIX. und XXV. — Wendrinsky, die Grafen v. Playen-Hardegg (Bll. d. Ver. f. Ldsk. Nieder-Oe. J. 1879, 1880). — Die Monographien von Kurz, z. G. Oesterreichs und Lichnowski, Gesch. des Hauses Habsburg 1—4. — Muchar, Gesch. des Hz. Steiermark, 5.—6. Bd. — Krones, die Herrschaft Ottokars II. von Böhmen in der Steiermark (Mitth. des hist. Ver. f. Steiermark XXII. J. 1874). — Krones, Die Freien von Saneck und ihre Chronik als Grafen v. Cilli (1883). I. Abth. Krones.

Pfannenschmidt: Adrian Andreas P., Senator und Färbereibesitzer in Speyer, † 1790. — Am 24. März 1726 in Quedlinburg geboren, ergriff er nach Ablauf der Schulzeit das Färbereigewerbe, unternahm nach Absolvirung der Lehrjahre verschiedene Instructionsreisen und beschloß seine Wanderschaft in Speyer, wo er sich 1755 als Färbereibesitzer etablirte. Hier wandte er viele Mühe daran, die von ihm in Breslau kennengelernte Krappfärberei einzuführen und gleichzeitig auch die Krappcultur, welche schon im 17. Jahrhunderte auf den Fluren um Speyer betrieben worden, aber in Folge kriegerischer Verwüstungen gänzlich eingegangen war, wieder in Aufnahme zu bringen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es ihm endlich, alle Schwierigkeiten, welche sich ihm bei dem Mangel an Culturmitteln, wie an speciellen Kenntnissen und Erfahrungen entgegenstellten, glücklich zu überwinden und auf dem Wege empirischer Versuche mit der Pflege des Krapps (rubia tinctorum) und der Zubereitung der Wurzeln dieser Pflanze befriedigende Resultate zu erzielen. Darauf sich stützend suchte er durch Wort und Beispiel das Interesse für die Krappcultur im Kreise seiner Mitbürger zu erwecken, und er scheute selbst materielle Opfer nicht, als es sich darum handelte, der Pflege dieses neuen Culturzweiges eine hinreichende Zahl von Anhängern zuzuführen. Im J. 1769 verfaßte er eine kleine Schrift, um damit allen unerfahrenen Pflanzern eine Unterweisung im Krappbau zu geben. Dieser Publication folgte bald eine zweite, in welcher die Technik des Rothfärbens mittels der Krappwurzel behandelt wurde. Durch beide Schriften wirkte er sehr förderlich auf die Entwicklung dieses Industriezweiges in seiner neuen Heimath ein und führte zugleich eine wesentliche Erweiterung des Absatzgebietes für die Producte desselben herbei, so daß diese bald einen wichtigen Handelsartikel für Speyer bilden sollten. Auf diese Weise hatte er eine segensreiche Erwerbsquelle für einen größeren Theil der städtischen Einwohnerschaft erschlossen und erntete dafür dankbare Verehrung und Hochschätzung. Sein Ruf als sachkundiger Cultur- und Fabriktechniker drang bald in weitere Kreise und eröffnete ihm Beziehungen nach England, Frankreich und der Schweiz, sowie er auch mit den angesehensten Landwirthen seiner Zeit eine bezügliche Correspondenz

zu unterhalten hatte. Von dem Kaiser von Oesterreich und später nochmals vom Landgrafen von Hessen-Darmstadt aufgefordert, sein Domicil in deren Staaten zu verlegen, um auch in geeignete Districte der österreichischen resp. hessischen Territorien den Krappbau einzuführen, lehnte er jedoch diese ehrenvollen Anträge ohne Zögern ab und blieb seiner zweiten Heimath treu. In Anerkennung dessen und wegen seiner vielen Verdienste um die Hebung des localen Erwerbs überhaupt, wurde er 1775 zum Senator in Speyer erwählt, wo er in der gewohnten Weise für das öffentliche Wohl unverdrossen bis zu seinem Tode zu wirken suchte.

Vergl. A. v. Lengerke, Landwirthschaftl. Conversationslexicon III. Bd.

Leisewitz.

Pfannenschmidt: Julie P., als Schriftstellerin bekannt unter dem Namen Julie Burow, wurde am 24. Februar 1804 zu Kydullen im ehemaligen Neu-Ostpreußen als die Tochter des Salzinspectors Burow geboren. Der letztere wurde durch die in Folge des Tilsiter Friedens eingetretenen politischen Umgestaltungen brotlos, erhielt aber bald darauf eine andere Anstellung in Elbing, und hier verlebte Julie eine trostlose, traurige Jugendzeit. Nicht allein, daß Mangel und Noth stehende Gäste im Elternhause waren, so daß Julie schon als elfjähriges Kind selbst den Versuch machen mußte, ihre Kleider und Schulbücher selbst zu erwerben: auch die Herzen der Eltern waren sich fremd geblieben, und ihre gegenseitige Abneigung steigerte sich in dem Grade, daß Julie und ihre Mutter 1816 das Elternhaus verließen und zu Verwandten nach Tilsit zogen. Nachdem Julie hier ihre Schulbildung vollendet, siedelte sie 1819 mit der Mutter zu einer Schwester der letzteren nach Laggarben über. Da aber hier die Mutter von einer schweren Krankheit befallen wurde und eine erfolgreiche Cur deren Ueberführung nach Tilsit nöthig machte, entschloß sich Julie, eine Stelle als Erzieherin anzunehmen. Sie fand eine solche in Pohiebels bei Rastenburg und fühlte sich wohl darin. Indessen das Heimweh und die Sehnsucht nach ihrer Mutter machten sie ernstlich krank, und da um diese Zeit die Mutter sich entschlossen hatte, zu ihrem Gatten zurückzukehren, der als Regierungssecretär in Danzig ein einträgliches Amt gefunden hatte, so gab Julie ihre Stellung auf und kehrte ins Vaterhaus zurück. In Danzig lernte sie einen jungen Baubeamten, namens Pfannenschmidt, kennen, mit dem sie sich im Januar 1831 verheirathete und dann nach Neufahrwasser zog, wo der Gatte seine Arbeitsstation hatte. Wiederholte Versetzungen des letzteren führten sie auch nach Driesen in der Neumark, wo sie durch den Professor Wilhelm Klutz zur Schriftstellerei angeregt wurde, und später nach Züllichau. Hier traf die Familie ein Schlag, dessen größte Schwere auf das Haupt des Hausvaters fiel. Denuncianten hatte seine politischen Gesinnungen verdächtigt; man dispensirte den thatkräftigen, an Arbeit gewöhnten Mann, mußte ihn aber nach achtmonatlicher Quälerei mit allen Ehren in sein Amt wieder einsetzen. Bald darauf erfolgte seine Versetzung nach Bromberg, und hier verlebte Julie in unermüdlicher Thätigkeit ihre ferneren Jahre. Sie starb am 19. Februar 1868, nachdem sie wenige Stunden vorher im Theater von einem Schlaganfall betroffen worden war. — Außer einer Sammlung von „Gedichten“ (1858), die in zart weiblichem Sinne das häusliche Leben und die Liebe besingen, hat Julie P. vorwiegend Romane und Novellen geschrieben. An ihrem ersten Werk „Frauenloos“ (II, 1850), welches die Stellung des weiblichen Geschlechts in der bürgerlichen Gesellschaft und die Grausamkeit derselben gegen die Gefallenen behandelt, hat sie zehn Jahre gearbeitet, ehe sie es der Oeffentlichkeit übergab. Dann folgten „Aus dem Leben eines Glücklichen“ (III, 1853); „Novellen“ (II, 1853); „Ein Arzt in einer kleinen Stadt“ (1854); „Bilder aus dem Leben“

854); „Ein Lebenstraum“ (III, 1855); „Erinnerungen einer Großmutter“ I, 1856); „Der Armuth Leid und Glück“ (III, 1857); „Der Glücksstern“ 857); „Johannes Kepler“ (III, 1857); „Lebensbilder“ (Novellen, II, 1858); Künstlerliebe“ (1859); „Laute Welt — stilles Herz“ (1860); „Das Glück eines Weibes“ (1860); „Walter Kühne“ (1860); „An der polnischen Grenze“ (1861); Ein Bürgermeister“ (III, 1862); „Die Kinder des Hauses“ (1863); „Den rieden finden“ (Novelle, 1864); „Aus den letzten Tagen der polnischen Revolu-on“ (1864); „Die Preußen in Prag“ (1867) und „Im Wellenrauschen“ I, 1869). Viele der genannten Schriften sind nur für den Tag geschrieben nd darum auch mit dem Tage verschwunden, für den sie geschrieben waren; ndere dagegen verdienten wol für die Nachwelt erhalten zu werden. Julie P. at ein unleugbares Talent für Darstellung des Familienlebens, der einfachen ürgerlichen Verhältnisse, und daher haben ihre Romane und Erzählungen aus em Kreise des Familienlebens ein gewisses Aufsehen erregt. „Was sie aus-ichnet, ist ein durchaus gesunder, praktischer Sinn, eine verstandesmäßige, natur-issenschaftliche Aufklärung. Zwar verbreitet dieselbe über die ganze Existenz ne Nüchternheit, welche viele still waltende Motive der Poesie ausschließt; doch ewinnt die Darstellung der Schriftstellerin dadurch an Klarheit und Sicherheit, nd ein einfaches, mit seinen wesentlichen Interessen vertrautes Gemüth, dessen Wärme alle ihre Werke belebt, schützt sie vor allzu flacher Versandung. Bei ller Strenge der sittlichen Tendenz ist indessen in den Romanen eine gewisse euschheit des Seelenlebens, welche sich in der Dämmerung wohl fühlt, zu ver-issen; denn die Verhältnisse des Lebens und der Natur sind doch nicht so vident, wie sie uns in der oft aufdringlichen Beleuchtung dieser Schriftstellerin rscheinen.“ Der kleinstädtische Zug, der sich in ihren sämmtlichen Werken findet, rklärt sich aus den Lebensschicksalen der Verfasserin, über welche sie in dem Versuch einer Selbstbiographie“ (1857) Aufschluß giebt. Mehrere Anthologien er Dichterin — darunter einige in hohen Auflagen — haben ihre Zugkraft is auf die Gegenwart behalten.

J. B. Heindl, Galerie berühmter Pädagogen u. s. w. München 1859, II. Bd., S. 81 ff. — Litterarische Erinnerungen von F. Brunold, Zürich 1881, II. Bd., S. 161 ff. — R. v. Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrh., IV. Bd. S. 291. Franz Brümmer.

Pfannkuche: Christoph Gottlieb P., geboren in Verden am 18. Mai 785, wurde am 6. Juni 1806 daselbst zum rechtsgelehrten Senator erwählt, war während der Franzosenzeit, die Verden zum Königreich Westfalen geschlagen atte, Procurator beim dortigen Districtstribunal, wurde 1837 zum Bürgermeister ewählt, am 25. Januar 1838 als solcher eingeführt. Wie alle Bürgermeister er Bremen-Verdenschen Landschaft (von Stade, Buxtehude und Verden) erhielt uch er noch in demselben Jahre den Titel eines Bremen-Verdischen Landraths, rat auf seinen Wunsch am 1. November 1855 in Pension und starb unver-mählt am 27. Februar 1868. Von früher Jugend an mit der Geschichte des Bisthums vertraut und selbst in Specialien wie kein anderer bewandert gab r, zunächst um der neu begründeten Buchdruckerei von Friedrich Bauer unter die Arme zu greifen, bei dieser 1830 „Die ältere Geschichte des vormaligen Bis-thums Verden“ heraus, welche bis zur Resignation des Bischofs Johann III. (von Atzel), 1470, reicht. Da sie eine sehr verdiente gute Aufnahme fand, ließ er später „die neuere Geschichte“ u. s. w. folgen, welche die Erzählung bis zum Westfälischen Frieden führt. Für die Kunde des Ländchens und seiner Beherrscher sind beide Werke unentbehrlich, obgleich natürlich in Einzelheiten durch urkund-liche Publicationen (v. Hodenberg; Sudendorf) seitdem manches aufgeklärt oder gebessert ist. Auch im „Neuen Vaterländischen Magazin“ erschienen kleinere

Arbeiten Pfannkuche's, welche die Verdensche Geschichte angehen. Seine Bibliothek, über 2000 Bände Bücher und Manuscripte, hinterließ er der Bibliothek des Domgymnasiums seiner Vaterstadt.

Progr. des königl. Domgymn. zu Verden. Ostern 1868, und private Mitth. Krause.

Pfannkuche: Heinrich Friedrich P., geboren am 28. November 1766 zu Kirchtimble im Bremischen, studirte von 1785—1788 in Jena und Göttingen, ward zum Dr. phil. 1794 promovirt; war seit 1797 theologischer Repetent in Göttingen; 1798 Subrector des Johanneum in Bremen, 1803 ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen und des A. T.'s zu Gießen, 1812 zugleich Vicedirector des Gymnasiums daselbst, 1824 Dr. theol., † 7 October 1833 (Allg. Encycl. III, 20 S. 276, wo Anm. 2 noch andre biograpische Quellen; bei Winer, Handb. der theol. Lit. Bd. 2, S. 705).

Er veröffentlichte 1791 ein „Specimen observationum philologicarum et criticarum ad quaedam psalmorum loca", deren wichtigste man bei Eichhorn, allg. Bibl. d. bibl. Lit. Bd. 5 S. 534—538 finden kann. — 1794 schrieb er Exercitationes in Ecclesiastae Salomoni vulgo tributi locum vexatissimum" c. 11,7—12,7. Er findet hier nicht, wie man die Stelle gewöhnlich versteht, eine Schilderung des hereinbrechenden Alters, sondern zu befürchtender schicksalsvoller Tage, was freilich nicht ohne große Gewaltsamkeiten von ihm durchgeführt wird. Zur anderweiten Litteratur über dieses oft untersuchte Stück s. Reuß, Gesch. des A. T.'s 1881 S. 546. — 1796 erfolgte eine Abhandlung in Eichhorn's allg. Bibl. d. bibl. Lit. Bd. 7, S. 193—203 betitelt: „Etwas über ein paar Stellen der neuen griechischen auf der St. Marcus Bibliothek zu Venedig befindlichen Version des A. T.'s." Die Untersuchung betrifft die Stellen Gen. 22, 2 und Hohel. 7, 2, bei welchen im Graecus Venetus sich ein Paar auffällige Abweichungen finden. Die anderweite zeitgenössische Litteratur über diese Uebersetzung findet man bei Rosenmüller, Hdb. f. d. Lit. der bibl. Crit. Bd. 2, S. 470—473; für die Gegenwart vgl. Gebhardt, Graecus Venetus, Leipzig 1874. — 1797 erschien in der Göttinger Bibl. der neuesten theol. Lit. Bd. 3, St. 4 ein Aufsatz über die „angelsächsischen Uebersetzungen des A. T.'s". 1798 schrieb er in Eichhorn's allg. Bibl. Bd. 8, S. 365—480 einen Aufsatz: Ueber die paläſtinische Landessprache in dem Zeitalter Christi und der Apostel", welcher neben vielem Unhaltbaren und Veralteten doch für die damalige Zeit das Verdienst hatte, zum ersten Male in großen Zügen den Proceß der Verdrängung des Althebräischen durch einen aramäischen Dialect in der Zeit vom Exil bis zum letzten vorchristlichen Jahrhundert richtig zur Darstellung gebracht zu haben. Im Allgemeinen vgl. zu dieser Frage A. Neubauer, on the dialects spoken in Palestine in the time of Christ (Studia biblica Oxford. 1885 p. 39—74). — 1800 erschien bei Eichhorn a. a. O. Bd. 10, S. 846—878 eine Abhandlung über „die Gebetsformel der Messiasschüler Matth. 6, 9—13 und Luc. 11, 2—4", in welcher diese biblischen Stellen aus rabbinischen Parallelen allerdings mit zu wenig Kritik erläutert werden. — 1803 erschien die Schrift: „De codicum Mss. hebr. V. T. et versionum chaldaicarum in lectionibus antimasorethicis consensu" (Universitätsprogr.). — Seitdem scheint seine litterarische Thätigkeit durch seine lehramtliche, welche sehr erfolgreich gewesen sein soll, beeinträchtigt worden zu sein. — C. Siegfried.

Pfannschmidt: Karl Gottfried P., Geschichtsmaler, wurde geboren am 15. September 1819 zu Mühlhausen i. Th. als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, welcher der Erziehung seiner Kinder alle Sorgfalt angedeihen ließ. Schon frühzeitig gab P. Beweise seiner Begabung für das Zeichnen, worin er von dem Zeichenlehrer des Gymnasiums, K. Dettmann, mit Eifer gefördert

wurde, so daß allmählich in dem Knaben der Entschluß reifte, sich dem Künstlerberufe zu widmen. Nur zögernd gaben die Eltern dem Willen des Sohnes nach, welcher im März 1835 nach Berlin zog, um dort auf der Akademie, der J. G. Schadow vorstand, die angefangenen Studien fortzusetzen. Mit einer Empfehlung an seinen Landsmann, den damals schon in angesehener Stellung wirkenden Architekten F. A. Stüler, versehen, wurde er von demselben den Malern K. Biermann und Ed. Daege zugeführt. Auf der Akademie zeichnete sich P. als eifriger und befähigter Schüler so aus, daß Schadow bei der Durchsicht einiger seiner Compositionen, unter welchen ihm die Zeichnung: „Einzug Christi in Jerusalem“ besonders gefiel, die anerkennenden Worte aussprach: Der Mensch hat Phantasie! Nachdem P. die ersten Jahre bei Biermann fast ausschließlich Landschaften gemalt hatte, bestimmte ihn dieser selbst, in richtiger Erkenntniß der wahren Begabung seines Schülers, sich der Geschichtsmalerei unter Daege's Leitung zuzuwenden. Gleich so vielen seiner Kunstgenossen zog es auch P. nach München, Cornelius' Werke zu schauen und mit dem Meister selbst in Verkehr zu treten. Diesen sollte er nicht mehr dort antreffen; um so eingehender betrachtete er seine Schöpfungen, trat auch mit Kaulbach in Beziehungen, welcher ihm rieth, Cornelius fleißig zu studiren und gründlich die Bibel zu lesen. Im Herbst 1841 traf P. in Berlin bei dem Kunstfreunde Grafen A. Raczynski zum erstenmal mit Cornelius zusammen, welcher ihm zurief: Ich kenne Sie schon; besuchen Sie mich! Der mit diesem Tage beginnende nahe Verkehr zwischen Beiden führte bald von Seiten Cornelius' den Auftrag an P. herbei, an C. Hermanns Stelle bei der Ausschmückung der Vorhalle des Alten Museums nach Schinkel's Entwürfen mitzuarbeiten.

Auch P. zog es mit unwiderstehlicher Gewalt über die Berge nach dem gelobten Lande der Kunst, welches er später noch dreimal wiedersah. Den Hinweg nahm er über Frankfurt a. M., Straßburg und Basel, durchzog die Halbinsel von den Alpen bis nach Sicilien und kehrte dann, nach mehr als einjähriger Abwesenheit, mit einer reichen Fülle von Eindrücken und Studien, im Herbst 1845 nach Deutschland zurück. Mit der Rückkehr Pfannschmidt's nach Berlin beginnt die erst durch den Tod unterbrochene Folge jener reichen künstlerischen Thätigkeit, welche seinen Namen den Ersten auf dem Gebiete der neueren deutschen religiösen Malerei beigesellt. Den Restaurationsarbeiten an alten Wandgemälden in der Liebfrauenkirche zu Halberstadt (1847) folgt die Mitarbeit an dem Freskogemälde Kaulbach's, dem Thurmbau zu Babel im Treppenhause des Neuen Museums. Darauf schuf er das Freskogemälde im Mausoleum in Charlottenburg (1850); das Abendmahl in der Capelle des Berliner Schlosses (1851). An geweihter Stätte befinden sich ferner in Berlin von Pfannschmidt's Gemälden: Die Kreuzabnahme in der Capelle des Krankenhauses Bethanien (1870), zwei Votivbilder: Christus und Maria (1875) und Christus und Nicodemus (1877) in der Matthäikirche, Christus und Magdalena am Auferstehungsmorgen (1882) in der Zwölfapostelkirche, Die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande (1885) in der Capelle des Domcandidatenstifts, an einem Erbbegräbniß des Dreifaltigkeitskirchhofs mehrere Mosaikgemälde nach des Künstlers Entwürfen (1876). Eine bedeutendere Anzahl seiner Werke schmückt Kirchen außerhalb Berlins. In Schwerin, Barth bei Stralsund, Königsberg i. N., Altenkirchen auf Rügen, Benzin bei Wolgast, Schlobitten in W. P., Brandenburg a. H., Bremen, in seiner Vaterstadt, in Demmin zeugen tiefempfundene und künstlerisch durchgeführte Altarbilder von dem frommen Sinn und der Meisterschaft ihres Schöpfers. Nach Entwürfen und Cartons Pfannschmidt's wurden Glasfenster ausgeführt für die Nikolaikirche in Berlin, den Dom zu Magdeburg, die Garnisonkirche in Stuttgart und Kloster Preetz bei Kiel.

Mehr als bei den meisten anderen Künstlern spricht aus den Werken Pfannschmidt's sein eigenes Empfinden zu uns. Als strenggläubiger protestantischer Christ erachtet er es für seine schönste und höchste Aufgabe, seiner Kirche durch seine Kunst zu dienen. Schlichte aber edele Linienführung, ruhiger Schmelz der Farben genügen ihm für seine Schilderungen. Durch den Inhalt vor allem, nicht durch äußere farbige Reize will er den Beschauer fesseln, ihn trösten, mahnen, bekehren. Deßhalb griff er auch gern zum Zeichenstift, um in Bilderfolgen Scenen aus dem alten und neuen Testament zur Darstellung zu bringen. Aus dem Jahre 1847 sind die Blätter, welche ihren Stoff der Schöpfungsgeschichte entnehmen (im Besitz der Familie des Künstlers). Ein Blatt aus dieser Folge: Noah's Einzug in die Arche, übertrug er in großem Maßstab und schickte den Carton auf die Akademische Ausstellung vom Jahre 1848, wodurch Pfannschmidt's Name zum erstenmal weiteren Kreisen bekannt wurde. Die zweite Bilderfolge: Die Aussetzung und Auffindung Moses', erstand im J. 1866. In echt künstlerischer Weise hat hier P. die Innigkeit der Mutterliebe und -sorge zum Ausdruck gebracht (gestochen von Ludy). In die Zeit von 1872—75 fallen die acht Zeichnungen, welche der Künstler „Das Wehen des Gerichts. Weckstimmen aus der heiligen Schrift“ genannt hat. Edle Compositionen, welche die Mahnung zur Einkehr und Buße in packender Weise, wie z. B. in den Darstellungen des armen Lazarus und des reichen Mannes zum Ausdruck bringen (herausgegeben im Verlag der Berliner Photographischen Gesellschaft 1887). Die königl. Nationalgalerie in Berlin besitzt die aus sechs Blättern bestehende Folge von Darstellungen zur Geschichte des Propheten Daniel. Tiefe der Empfindung und meisterhafte Ausführung verleihen dieser Zeichnungen einen ganz besonderen Kunstwerth. Als die reifste Frucht seines Schaffens auf diesem Gebiete ist Das Vaterunser zu betrachten (1880—83), gleichfalls acht größere Blätter, durch Gedankentiefe und Hoheit der künstlerischen Auffassung gleich hervorragend (große goldene Medaille von 1884, nicht veröffentlicht, im Besitz der Familie).

P. war eine vielseitige Künstlernatur. Nicht nur auf dem Gebiete der Malerei war er ein Meister. Er verstand es auch mit Geschick die Radirnadel zu führen, in Thon zu modelliren, in Holz zu schnitzen. Die Musik, besonders die alte protestantische Kirchenmusik, hatte an ihm einen warmen Verehrer; dichterische Begabung war ihm gleichfalls zu theil geworden. Auch als Schriftsteller hat er sich mit Glück versucht. Im Christlichen Kunstblatt 1881 Nr. 5 findet sich von seiner Feder ein beachtenswerther Lebensabriß seines Schwiegervaters, des Malers C. Hermann. Die Stellungnahme Pfannschmidt's zu der Kunstrichtung unserer Tage war, wie dies bei seinem Entwicklungsgange nicht anders sein konnte, eine ablehnende. Einige Aufsätze und Erklärungen sind in diesem Sinne von ihm verfaßt und veröffentlicht worden.

Einem Künstler von einer solchen Bedeutung und Thätigkeit — P. stand als Lehrer an der Akademie der Classe für Composition und Gewandzeichnen vor — fehlten auch die äußeren Ehren nicht. Er war königl. Professor, Inhaber mehrerer Orden und Medaillen, Mitglied der Akademien zu Berlin und Dresden. Seines künstlerischen Beirathes bediente sich lange Jahre die Frau Kronprinzessin und gelegentlich der Universitätsfeier des Lutherjubiläums (9. November 1883) wurde ihm die seltene Auszeichnung zu Theil, von der Berliner theologischen Facultät zum Ehrendoctor ernannt zu werden. P. lebte in langer, glücklicher und gesegneter Ehe. Im J. 1881 fiel er in eine schwere Krankheit, von deren Folgen er sich nicht mehr ganz zu erholen vermochte. Der Meister starb in Berlin am 5. Juli 1887.

Schriftliche Mittheilungen der Hinterbliebenen des Künstlers an den

Unterzeichneten. — Daheim XVII, 1881, Nr. 16, S. 252 ff. — Dr. E. Förster, Mittelalter oder Renaissance? (Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Jahrg. XI, 1882, Heft 173). — Katalog der königl. Nationalgalerie. 7. Aufl. 1885, I, 237. II, 167.

Weinitz.

Pfarrer: Mathis P., Ammeister und Beförderer der Reformation in Straßburg, ist hieselbst 1485 oder 1486 geboren. Ueber seine Jugend und ine innere Entwicklung wissen wir nichts Sicheres. Als Kaufmann — er war uchhändler — muß er sich bald in seiner Vaterstadt einen so guten Namen macht haben, daß ihm Sebastian Brant seine Tochter Euphrosyne zur Gattin ab. Wie hoch ihn seine Mitbürger schätzten, geht allein daraus hervor, daß r sieben Mal — so häufig, wie keiner vor ihm — zum Ammeister gewählt orden ist, 1527, 1533, 1539, 1545, 1551, 1557, 1563. In dieser hohen ädtischen Stellung hat er der Reformation in Straßburg mit zum Siege verolfen. Wo es galt, muthig für die Rechte der Stadt und für die Sache des vangeliums einzutreten, da machte der Rath ihn — oftmals neben Jakob turm — zu seinem Geschäftsführer. So war P. sowohl auf den beiden Reichsgen zu Speyer 1526 und 1529 als auch auf dem Reichstage zu Augsburg 530 einer der Gesandten Straßburg's. Häufig begegnen wir ihm in dieser igenschaft auf den Tagen des Schmalkaldischen Bundes, 1531 und 1536 in rankfurt a./M., 1538 in Braunschweig, 1540 in Naumburg. Die schwerste Mission, die er im Auftrage der Stadt übernommen, war die im J. 1547 — ach dem unglücklichen Ausgange des Schmalkaldischen Krieges — zum Kaiser ach Ulm, um mit dessen Räthen über die Bedingungen zu unterhandeln, unter nen Straßburg Verzeihung erhalten sollte. Doch konnte sich P. nicht entschließen, als Gesandter der Stadt wie es der Rath wünschte, nach Nördlingen t gehn, um vor dem Kaiser den von ihm geforderten Fußfall zu thun. Wie eu er dem evangelischen Glauben zugethan war, bewies er 1550 bei Gelegenit der Einführung des Interims in Straßburg; lieber als daß er der Verlung desselben vor den Zünften anwohnte, zahlte er eine Geldstrafe. Als nun er 1554 die Mehrzahl der Straßburger Prediger unter Führung Marbach's e Abschaffung des Interims ertrotzen wollte und dem Rath den Gehorsam ifkündigte, da machte er dem Marbach wegen seiner Auflehnung gegen die ädtische Obrigkeit heftige Vorwürfe. P. starb am 19. Januar 1568. Ihn arakterisirt sein Zeitgenosse Johannes Sturm folgendermaßen: „Herr Matthes . wurde von wegen seiner Freundlichkeit von jedermann sehr gerhümbt. Er ar ein rechter Vatter und Handhaber aller armen und betrübten Leut. Wenn gendt ein Burger etwas geringes verbrochen, ließ ers still hinschleichen, underilen vertruckt ers, ehe dann einer deßwegen beklagt wurde, Beide in Gelt unnd ibsstraffen war er milt vnd gnedig. Wann er dann uber etwas seine stimm t Raht geben solte, that ers mit solcher bescheidenheit, daß, wann er schon wan eines andern meinung zuwieder, er gleichwol demselben nicht erzürnte .... nd gleich als ein schöner heller Carfunkel under andern viel Edelgesteinen rauß scheinnt und glänßet, also leuchtet er im Raht für sein person."

Joannis Sturmii Commonitio oder Erinnerungsschrift, Neustadt a. d. Hardt 1581. — Joannis Pappi defensionis quartae partes tres priores, Tubingae 1581, p. 20. — Beza, Icones, 1580. — Pantaleon, prosopographia heroum, Basel 1566, T. III, p. 366 (unbrauchbar). — Hertzog, Chronicon Alsatiae, Straßburg 1592, achtes Buch, S. 94 ff. — Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß, 1.—3. Bd., Straßburg 1830—1833. — Virck, Politische Correspondenz der Stadt Straßburg, 1. Bd., Straßburg 1882. — Holländer, Straßburg im Schmalkaldischen Kriege, Straßburg 1881.

R. Zoepffel.

Pfarrius: Gustav P., ein beliebter rheinischer Dichter, wurde am 31. December 1800 zu Heddesheim bei Kreuznach als Sohn des dortigen evangelischen Pfarrers geboren, † zu Köln am 15. August 1884. Seine akademischen Studien begann er 1818 in Halle und setzte dieselben auf der Bonner Universität fort. Classische Philologie und Geschichte waren die von ihm erwählten Fächer. 1823 erlangte er die Doctorpromotion und trat dann sein erstes Lehramt beim Gymnasium in Saarbrücken an. 1833 wurde er an das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium nach Köln berufen, wo er 30 Jahre lang als ein allgemein geachteter Lehrer wirkte und durch den Professortitel und die Verleihung des rothen Adlerordens 4. Classe ausgezeichnet wurde. 1863 trat er in den Ruhestand. Seine erste dichterische Gabe war 1833 „Das Nahethal in Liedern", 1844 folgte eine lyrisch-epische Dichtung „Karlmann", und 1850 gab er die „Waldlieder" heraus, die durch ihre Frische und Innigkeit eine ungetheilt beifällige Aufnahme fanden und in wiederholten Ausgaben erschienen sind, wovon eine mit 12 Stein-Radirungen von Georg Osterwald illustrirt wurde. 1861 erschien ein Band gesammelter „Gedichte". Auch versuchte er sein Talent auf dem Felde erzählender Dichtung durch zwei Novellen „Trümmer und Epheu" (1852) und „Zwischen Soonwald und Westrich" (1861), sowie durch den Roman „Schein und Sein" (1863). Sein letztes Werk „Natur und Menschenleben" erschien 1869. Einige seiner Lieder sind volksthümlich geworden.

J. J. M.

Pfau: Theodor Philipp v. P., preußischer Generalmajor, im Jahre 1727 zu Frankfurt a./M. geboren, trat 1742 beim Infanterieregiment von Kleist als Gefreitercorporal in den preußischen Dienst, machte den zweiten schlesischen, in welchem er bei Kesselsdorf verwundet wurde, und den siebenjährigen Krieg mit und ward während des letzteren, im J. 1760, als Quartiermeisterlieutenant in das Gefolge des Königs aufgenommen. Sein Avancement, welches bis dahin wenig glänzend gewesen war, besserte sich dadurch nicht. Es dauerte bis zum September 1770, daß der König ihn zum Major ernannte. Vorher hatte er als Freiwilliger mit der russischen Armee am Türkenkriege 1769/70 theil genommen. Der König setzte indessen großes Vertrauen in seine Fähigkeiten, wählte ihn 1778, bei Ausbruch des baierischen Erbfolgekrieges, zum Generalquartiermeister bei der Armee des Prinzen Heinrich und machte ihn 1779 zu seinem Flügeladjutanten von der Infanterie. Friedrichs Nachfolger, König Friedrich Wilhelm II., gab ihn für die Expedition nach Holland im J. 1787 dem Oberbefehlshaber Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig an die Seite. Er hat diesen Zug in einer reich mit Plänen ausgestatteten „Geschichte des preußischen Feldzuges in der Provinz Holland im J. 1787", Berlin 1790, beschrieben, welche in dem nämlichen Jahre dort, durch F. W. Lombard übersetzt, in französischer und 1792 zu Amsterdam in holländischer Sprache erschien. Dann machte er die Rheincampagne gegen die französische Republik mit. Am 12. Juli 1794 ward er in seiner Stellung am Schänzel, einer $1^1/_2$ Meilen südwestlich von Neustadt an der Haardt belegenenen Bergkuppe, deren Besitz für die Behauptung einer von den preußischen Truppen eingenommenen Gebirgsposition von entscheidender Wichtigkeit war, mit Uebermacht angegriffen. An der Spitze von 8 Bataillonen, im Ganzen etwa 4500 Mann mit 9 Geschützen, vertheidigte er sich tapfer gegen 7000 Gegner. Am Nachmittage des 13. erhielt er eine tödtliche Wunde, welcher er, in feindliche Gefangenschaft gerathen, alsbald erlag. Das Schänzel ging verloren (vgl. Militär-Wochenblatt, Berlin 1825, Nr. 485, 1841, Nr. 29; Lufft, Das Schänzel, Karlsruhe 1885). Sein Freund und Waffenbruder, der österreichische Feldmarschall Graf Wurmser, ließ dort 1796 „dem Helden und Biedermann P. ein Denkmal errichten. P. schrieb ferner: „Der geschickte Angriff und die

glückliche Abhaltung des Feindes bei Belagerungen“, Köthen 1757; auch gab er eine Karte von Polen heraus. Die Bibliothek des Großen Generalstabes zu Berlin besitzt eine Handschrift Pfau's über „Manövres, welche von den kaiserlich österreichischen Truppen ohnweit Prag gemacht worden, 1777.“

B. Poten.

Pfeffel: Ein Minnesänger ritterlichen Standes, der während der Regierung Herzog Friedrichs von Oesterreich des Streitbaren (1230—1246) dichtete. Er preist diesen in seinem ersten Gedichte als den Wecker der Freude, die früher in Oesterreich lange verborgen gewesen sei, als den Spender von Reichthum, als den Tröster der Siechen und knüpft daran die in einen Wunsch an die Frau Selde eingekleidete Bitte, auch ihn selbst mit einer Gabe zu bedenken. P. war danach ein Fahrender, der um Lohn dichtete, und gehörte wie Bruder Wernher, Reinmar von Zweter, Neidhart von Reuenthal, Tannhauser und Andere zu dem Dichterkreise, der sich am Hofe des sanglustigen letzten Babenbergers versammelte. Ob er selbst aus Oesterreich stammte, ist zweifelhaft. Die Pariser Liederhandschrift, welche ihre Dichter nach Landschaften zu ordnen pflegt, stellt ihn zwischen schweizerische Minnesänger und aus einer Baseler Urkunde von 1243 ist ein Heinricus pheffili miles nachgewiesen (Herzog, Germania 29, 35): man hat daraus den Schluß gezogen, er sei ein Alemanne gewesen und gleich manchen andern Dichtern des westlichen Deutschlands (z. B. Reinmar der Alte und Reinmar v. Zweter) in die lebensfrohe Ostmark eingewandert. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit muß dieser Combination zugestanden werden, obwohl die Identität des Dichters mit seinem urkundlichen Namensvetter, wie meistens in derartigen Fällen, sich nicht beweisen läßt. Das Preisgedicht auf Friedrich den Streitbaren reizt übrigens durch den bestimmten Hinweis auf eine friedliche, fröhliche Zeit, die langer Unruhe und Trauer ein Ende machte, zu dem Versuch einer genaueren Datirung. Sieht man sich inmitten der stürmischen Regierung Friedrichs nach einer Pause um, für welche Pfeffel's Schilderung passen könnte, so bieten sich drei Zeitpunkte. Der erste, die Wehrhaftmachung des Herzogs Anfang 1232 bildete den festlichen Abschluß der Fehde mit den Kuenringern und leitete eine bis zum Herbst währende Ruhezeit ein, aber der vorausgegangene Streit war doch zu kurz und unbedeutend, um Pfeffel's nachdrückliche Worte von der *lange* verborgenen Freude zu rechtfertigen. Gefährlicher waren schon die Kämpfe mit den Nachbarfürsten (Baiern, Böhmen, Ungarn) im folgenden Jahre, und das Ruhejahr 1234 konnte wol empfunden werden wie die Rückkehr des Tageslichts nach langer Nacht. Möglich also, daß der Anlaß zu dem Gedicht diese Zeit war und vielleicht speciell die am 1. Mai nächst Stadlau bei Wien gefeierte Vermählung der Schwester Friedrichs, Constanze mit dem Markgrafen Heinrich v. Meißen, ein prunkvolles Fest, bei dem die Mutter des Herzogs, Theodora, sowie viele erlauchte Gäste, darunter die bisherigen Gegner König Andreas von Ungarn und Wenzel von Böhmen, der Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen, mehrere Bischöfe und zahlreicher Adel zugegen waren. Viel *wahrscheinlicher* indeß ist, daß Pfeffel's Preisgedicht in der Zeit entstand, als der für Oesterreich verhängnißvollste Kampf, Friedrichs Empörung gegen den Kaiser, der über das Land alle Greuel des Bürgerkrieges gebracht hatte, endlich geendigt war und eine neue Epoche der Sicherheit und des Friedens für die schwer geprüfte Ostmark anbrach. Nach vier Kriegsjahren, die reich an wunderbaren Wechselfällen gewesen waren, fand sich Herzog Friedrich wieder als rechtmäßiger Besitzer seiner Erbländer anerkannt, der Reichsacht ledig, mit dem Kaiser in bester Freundschaft und feierte am Weihnachtstage 1239 festlich die compositio et concordia. Belehrt durch die schweren Erfahrungen des letzten

Krieges, in dem seine eigenen Bürger und Ministerialen gegen ihn
hatten, bemühte er sich nun, die Bewohner seiner Herzogthümer, die er
durch Willkürherrschaft aufgebracht hatte, zu versöhnen und an seine P
fesseln. Er gewährte deshalb damals und in dem nächstfolgenden J
Bürgern der Städte wichtige Rechte und Freiheiten, erleichterte dem
Rückkehr unter seine Herrschaft, allen Abgefallenen volle Amnestie e
und erwies sich besonders den geistlichen Orden freundlich durch Be
früherer Vortheile, durch neue Schenkungen und Zuwendung verschied
günstigungen. Er entwickelte in dieser Zeit eine verschwenderische Frei
eine erobernde Liebenswürdigkeit und Milde ganz im Gegensatz zu se
herigen rücksichtslosen Härte und Schroffheit. Er durchreiste seine wi
wonnenen Länder, überall sich als gütig spendender Herrscher bewähr
in Wiener-Neustadt, umgeben von einem glänzenden Gefolge, unter dem
Dichter Troestelein und Ulrich von Sachsendorf befanden, mit Ulrich von
stein zusammen, der als König Artus umherzog (Frauendienst, Lachman
gabe S. 472 ff.), und feierte im Juli 1240 in Steiermark unter großen
keiten die Wiedervereinigung mit seiner Gemahlin Agnes. In jene Ta
Hoffnung und allgemeiner Freude setze ich Pfeffel's Spruch, der dann
Zug seine unmittelbare Beziehung auf die gleichzeitigen Vorgänge h
Gedicht zeigt sich als eine nicht ungeschickte Nachahmung von Walther
auf das Wiener Hoffest (Lachmann's Ausgabe 20, 31). — Ein zweiter
Pfeffel's trägt in alter, volksthümlicher, auch von Walther (Lachmann
91, 17) angewendeter Einkleidung einem jungen Manne Lehren der
klugheit vor. Das dritte Gedicht, welches wir von P. haben, ist ein
mit gehäuften traditionellen Epithetis, im Geleise der gewöhnlichen M
ohne tiefe innere Bewegung, aber nicht ohne Anmuth. Der Dichter
weit man aus den geringen Resten seiner Poesie urtheilen kann, der ält
nehmeren Dichtung der fahrenden Sänger näher; er ist einer der be
Schüler Walthers und theilt mit seinen oberdeutschen Landsleuten die v
geschaffene Verbindung der Spruchpoesie und Minnepoesie (vgl. Burdach,
der Alte und Walther von der Vogelweide, Leipzig 1880, S. 83, 131
er scheint noch unberührt von der höfischen Dorfpoesie Neidharts von R
der 1230 nach Oesterreich kam, und belastet seine Gedichte noch nicht
Kram phantastisch abgeschmackter Aftergelehrsamkeit, wie zum Theil schon
v. Zweter, mehr noch Tannhauser, Boppe und Spätere.

Von der Hagen, Minnesinger II, 145 III, 680a, IV, 461; —
Die poetischen Erzählungen des Herrand von Wildonie, Wien 1880, S
Apfelstedt, Germania 26, 224; — Bartsch, Die Schweizer Mi
(Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz 6), Frauenfel
S. XLIX f. 71 ff. 421. — Das Beste über Herzog Friedrich den St
in der Monographie von Adolf Ficker (Innsbruck 1884): vgl. S.
87 ff.

K. Bu

Pfeffel: Christian Friedrich P., Historiker und Diplomat
und des Dichters Gottlieb Konrad P. Vater war der Sohn eines
zu Mundingen im Badischen; als Hauslehrer nach Straßburg gekomm
er, vom Intendanten d'Angervilliers und dem Prätor Klinglin empfo
Jurisconsulte du Roi in den französischen Dienst der auswärtigen A
heiten ein und ließ sich in Colmar nieder, ward hier Stättmeister (S
steher) und heirathete eine junge Wittwe. Als ältester Sohn ward
3. October 1726 geboren. Nach dem Tode des Vaters 1738 vollendete
Vorbildung noch in Colmar und bezog 1742 die Universität Straßburg
schloß er sich besonders an Schöpflin an, dessen Tischgenosse er auch

ng war. Für Schöpflins Alsatia illustrata machte er Quellenforschungen und bernahm die Leitung der historischen und politischen Studien mehrerer an chöpflin empfohlener junger Edelleute des Auslands. 1749 wandte sich der ächsische Hof an Schöpflin um rechtsgelehrten Beistand für die Ansprüche Sachsens uf die Grafschaft Hanau-Lichtenberg: mit Schöpflins Empfehlung ging P. zu iesem Zweck nach Paris. Der Gesandte, Graf v. Loos, erwirkte 1750 Pfeffels rnennung zum Gesandtschaftssecretär. In die nächstfolgende Zeit fällt seine rste litterarische Thätigkeit. Nach dem Vorbild eines 1752 in 4. Auflage erschienenen Werkes von Henault über die französische Geschichte bearbeitete er die eutsche Reichsgeschichte in tabellarisch-chronologischer Form. Diese zu ihrer Zeit mit großem Beifall aufgenommene Arbeit erschien zuerst 1754 zu Paris, unter em Titel „Abrégé chronologique de l'histoire et du droit public d'Allemagne“, in 4. Aufl. 1777, in deutscher Uebersetzung 1761. P. war inzwischen dem Grafen Loos 1753 nach Dresden gefolgt und hier in den Dienst des Grafen Brühl getreten. Diesen begleitete er 1754 nach Warschau und war in Brühl's Auftrag für jene Politik thätig, welche zum siebenjährigen Kriege führte. Bei der Capitulation in Pirna 1756 befand er sich im Gefolge des Königs. Dann führte er den jungen Grafen Brühl nach Straßburg und besuchte selbst Paris. 1758 als Legationsrath nach Warschau berufen, ward er durch den französischen Minister Bernis als französischer Unterthan reclamirt und in französischen Diensten an den Reichstag in Regensburg geschickt. Aber schon 1761 ward er entlassen und trat nun in die Dienste des Herzogs von Zweibrücken, seines Taufpathen, der ihn zum Residenten in München ernannte. Hier verschafften ihm seine historischen Untersuchungen zur bayerischen Geschichte 1763 die Wahl zum Director der historischen Classe der neuerrichteten Akademie. An den Monumenta Boica nahm er insbesondere durch Erforschung der in den Klöstern verwahrten Urkunden wesentlichen Antheil. Im ersten Band der Abhandlungen gab er eine Darstellung der Grenzen des bayrischen Nordgaus im 11. Jahrhundert mit Karte. 1767 ward er wieder nach Versailles berufen und erhielt die einst für seinen Vater geschaffene Stelle eines Jurisconsulte du roi. Als solcher war er namentlich bei der Grenzregulirung gegen die Niederlande und Deutschland thätig. Ludwig XVI. hielt sehr viel auf P., den der Minister Vargennes mes archives vivantes nannte. In der That hat dieser nicht blos als Diplomat im Dienste Frankreichs und einer Alliirten dessen Interessen treu, discret und thätig vertreten. Auch als Publicist hat er in Schlözers Staatsanzeigen vom IV. bis zum XIII. Bande Frankreichs Verhältnisse, insbesondere seine finanziellen unter Necker in einem günstigeren Lichte erscheinen lassen, als man in Deutschland nach den allgemeinen Anschuldigungen durch Rousseau u. a. geneigt war anzunehmen. So kam denn uch der „Austrasier“, unter welchem Namen P. sich verbarg, mit deutschen Publicisten in Conflict, in welchem ihm jedoch die genauere Kenntniß der wirklichen Verhältnisse zur Seite stand. Eine historische Darlegung der von ihm erlebten Ereignisse lehnte er auch später ab. Als die Revolution ausbrach, war r in Geschäften in Zweibrücken; sein Gesuch um Entlassung 1791 führte 1792 ur Absetzung. Er ward auf die Emigrantenliste gesetzt und verlor sein in Landgütern, insbesondere im Oberelsaß angelegtes Vermögen. Er lebte dann in Mannheim, bis ihn 1799 der neuausbrechende Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich zur Uebersiedelung nach Nürnberg veranlaßte. 1800 ward ihm die Rückkehr nach Paris gewährt und Talleyrand war bemüht, ihn für seine Verluste zu entschädigen. Als Ritter der Ehrenlegion und Mitglied der Commission für das Rheinschiffahrtsoctroi, verlebte er die letzten Jahre in behaglichen Verhältnissen, von seiner trefflichen Gattin gepflegt. Der Tod raffte ihn, der stets gesund gewesen war, sanft hinweg am 20. März 1807. Von seinen Söhnen

Pfeffel: Gottlieb Konrad P., elsässischer Dichter und Päda
boren am 28. Juni 1736, verlor er schon im zweiten Jahre den Vate
Christian Friedrich Pfeffel); doch führte die Mutter „streng gleich einer S
die Erziehung fort. 1750 kam er in das Haus des Pfarrers Sande
dringen bei Emmendingen, wo er die Vorbildung für die Universität er
in der Verskunst unterrichtet wurde. Im Herbst 1751 bezog er die U
Halle, von deren Lehrern er den Philosophen Christian Wolf besonders
Er studirte die Rechte, insbesondere das Staatsrecht, um sich für die dip
Laufbahn vorzubereiten, welche sein älterer Bruder, später auch sei
Nicolay mit Erfolg betraten. Aber ein Augenleiden, durch übereifriges
verschlimmert, zwang ihn 1753 die Universität zu verlassen. Vergeb
er auch in Dresden, wo sein Bruder damals verweilte, ärztlichen Ra
kehrte er nach Colmar zurück, um sich zunächst leichteren Beschäftigu
besondere der Dichtung hinzugeben. Bei seinen Besuchen in Straßb
ihm eine junge Verwandte, Margarete Divoux, als Secretär: ihr
1758 den Brief, in welchem er um sie warb. „Doris", wie er sie
Gedichten nannte, ward 1759 seine Frau, nachdem 1758 sein Augen
eine nothwendige Operation völlig zerstört worden war. Ihre Liebe
sorge ersetzte ihm den Verlust. In späteren Jahren sagte er, daß er
die Taubheit für ein schlimmeres Uebel halte als die Blindheit, son
wenn er die Wahl hätte, lieber diese ertragen wolle, als seine rhe
Schmerzen. Die Gegenstände, die er vor der Erblindung gesehn, st
sein Leben lang so klar vor Augen, daß er, an die Stätten seiner
zurückgekehrt, genau die Aussicht nach den verschiedenen Seiten hin
konnte. Seine Umgebung fesselte er durch seinen liebevollen, munteren
an sich; ja er wußte auch als Lehrer der Jugend die tiefste Ehrfu
flößen. Diese Erziehergabe zu bethätigen ward er dadurch veranlaß
dem Heranwachsen seiner Familie er darauf bedacht sein mußte, sein E
zu vergrößern. Er hatte anfänglich als Uebersetzer einen Nebenverdie
und außer den später zu nennenden poetischen Werken namentlich Fleur
geschichte ins Deutsche und Büschings Erdbeschreibung ins Französische ü
auch eine Allgemeine Bibliothek des Schönen und Guten 1764 begon

ines damals berühmten Instituts bei Chur. Durch seinen Bruder ver-
er sich in Versailles die nöthige Erlaubniß und die Ecole militaire,
als Académie bezeichnet, trat 1773 in Thätigkeit. Nachdem er anfangs
em ehemaligen französischen Militär, Bellefontaine, schlechte Erfahrungen
, fand er seit 1775 in Goethe's Freund Lerse einen ausgezeichneten Mit-
. Anfangs auf 12 Zöglinge berechnet, erweiterte sich deren Zahl auf 40,
uf 60, abgesehen von den externen Besuchern des Unterrichts. Es waren
ur Elsässer, auch Franzosen, Deutsche, Schweden, Russen und besonders
er. Zu den letztgenannten gehörte auch Fellenberg, der spätere Begründer
ter der Erziehungsanstalt zu Hofwyl. Die ganze Einrichtung der An-
orüber besonders sein Neffe Christian Hubert das Nähere mitgetheilt hat,
litärisch, die Knaben in 4 Compagnien getheilt; die besten bildeten die
mpagnie. Ueberall wurde das Ehrgefühl zu fördern gesucht und den
Leuten, wenigstens scheinbar, sich selbst zu leiten gestattet. Von Sprachen
nur Deutsch und Französisch obligatorisch, Lateinisch und Englisch facul-
Die körperlichen Uebungen wurden stark betrieben, auch das Reiten. Alle
uniformirt, wie denn P. selbst ein ganz besonderes Vergnügen daran
Uniformen zu erfinden. Für sich selbst hatte P. den Religionsunterricht
lten, den er in einem aufgeklärten, streng moralischen Sinne ertheilte.
faßte er seine Lehren zusammen in den „Briefen an Bettina“, welche
erst 1824 (zu Basel) zu einem wohlthätigen Zwecke veröffentlicht, bald
auch in's Französische übersetzt wurden. Ein Liederbuch für die Colmarer
hule erschien Köln 1778. P. selbst betheiligte sich auch an der reli-
Liederdichtung und eine Hymne von ihm „Jehovah“ ist im Elsaß noch
hlbekannt: s. Rittelmeyer, Kirchenliederdichter des Elsasses (Jena 1855)
f. Für die Kriegsschule stellte er noch zusammen „Principes du droit
“, Colmar 1781. Eine Sammlung von Anekdoten für die Jugend,
isches Magazin für den Verstand und das Herz“ Straßburg 1782, ist
der französischen Uebersetzung viel gebraucht worden.
urch seine Schule ward P. in weiten Kreisen bekannt und ihretwegen viel-
igesucht. Er selbst führte seine Schüler 1777 Joseph II. in Freiburg
erwarb sich dessen vollen Beifall. Von ausländischen Celebritäten lernte
aire, Alfieri, später auch den gleichfalls blinden Dichter Delille kennen.
rs nahe traten ihm Schlosser in Emmendingen, den er vermuthlich durch
nnen lernte und mit dessen human-sittlichen Grundsätzen er innigst über-
nte; ferner der 1784 nach Freiburg berufene Joh. Georg Jacobi; von
ern Lavater, der ihm die „Empfindungen eines Protestanten in einer
chen Kirche“ 1781 zueignete, und Sarasin in Basel; nur daß er die
erische Richtung dieser beiden nicht theilte. Mit Sarasins Gattin, die er
aphine, später Zoe feierte, war er nahe befreundet, wie denn innige
sse mit Frauen jener Zeit und Pfeffels eigenem Charakter besonders zu-
Ebenso befreundet war ihm die Gattin des Göttinger Professors, späteren
igers zu Hannover, Gottfried Leß (Serena). Sophie Laroche übergab
en Sohn, er ihr eine Tochter zur Erziehung.
hatte seine erzieherische Thätigkeit nach 20 Jahren abzuschließen gedacht:
de kam ein Jahr früher, infolge der Fortschritte der französischen Re-
n. P. war immer ein Liberaler gewesen, sein Ideal waren die schweize-
Verhältnisse. 1782 hatte er das Ehrenbürgerrecht in Biel erhalten. An
vetischen Gesellschaft in Schinznach, Olten und Aarau nahm er mehrmals
und ward für 1785 sogar zu ihrem Präsidenten erwählt, ein Amt, das
h einen launigen Erlaß an seine Untergebenen und durch einen Vortrag
die europäische Kriegsverfassung vor der Erfindung des Feuergewehrs“

antrat. Die ersten Schritte der französischen Revolution verfolgte er mit Begeisterung und sprach sich in diesem Sinne in Episteln an Ring in Carlsruhe und an Graf Brühl, den Commandeur des Regiments Royal d'Alsace in Straßburg aus. Aber schon die nach dem 10. August 1792 heimkehrenden Schweizergarden begrüßte er durch ein sympathisches Lied; die Hinrichtung Ludwigs XVI. betrauerte er tief. Die Schreckensherrschaft bedrohte auch ihn. Aber im Departement Oberrhein gestattete man Eulogius Schneider, der mit der Guillotine umherzog, den Eintritt nicht. Pfeffels Freunde und Schüler fielen anderwärts dem Schaffot zum Opfer, sein Bruder ward proscribirt. Ein Sohn Pfeffels, der zur Armee gegangen war, erlag den Strapazen. Sein Vermögen ward durch die Assignatenwirthschaft auf ein Fünftel zurückgebracht: lange Zeit lebte der Greis mit seiner Familie in wahrer Dürftigkeit. Wie vor der Begründung der Schule mußte der Ertrag seiner Schriften, die er jetzt bei Cotta in dessen Sammlung Flora erscheinen ließ, ihm Geld verschaffen.

Erst die wiederkehrende Ordnung suchte ihn theilweise zu entschädigen. Der gelehrte Noel nahm als Präfect P. zum secrétaire interprète, und dieser entledigte sich seiner Aufgabe die Regierungserlasse zu verdeutschen mit Sorgfalt und Geschick. Napoleon, dessen Absichten übrigens P. schon 1798 gut durchschaut hatte, verlieh ihm ohne sein Zuthun 1806 eine Pension. Besondere Freude machte es P. bei der Wiederherstellung der Schule und namentlich auch der Kirche augsburgischer Confession mitzuwirken. Er ward 1806 in das Directorium dieser Kirche gewählt. Auch an auswärtigen Ehrenbezeigungen fehlte es ihm nicht. Wie er schon 1788 Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Künste geworden war, so wählte ihn 1808 die Münchner Akademie zum Ehrenmitglied an Stelle seines verstorbenen Bruders. Schon vor diesem aber hatte er seine Freunde dahin sterben gesehen und sein Alter war längst ein beschwerliches, schmerzerfülltes geworden. Nachdem er eben noch seine goldene Hochzeit hatte feiern können, starb er am 1. Mai 1809. Pfeffels Büste hat der König von Baiern durch Christen, einen Schüler Canovas, in Marmor ausführen lassen, ein anderes Brustbild ward 1811 im Colmarer Lyceum aufgestellt. 1859 enthüllte man in Colmar seine Statue, die der Bildhauer A. Friedrich geschenkt hatte. Die elsässischen Dichter vereinigten sich damals zu einem Pfeffelalbum; insbesondere hat Aug. Stöber, das Pathenkind Pfeffels, seinem Leben und seinen Werken ein pietätsvolles Studium gewidmet.

Als Schriftsteller erscheint P. im vollen Sinne als Träger jener Vermittelung zwischen Deutschland und Frankreich, welche so vielfach in neuerer Zeit als Aufgabe der Elsässer bezeichnet worden ist. Seinem Geschmack entsprach daher auch völlig jenes dichterische Streben, welches in seiner Jugendzeit, in den 50er Jahren, noch am meisten Anerkennung in Deutschland gefunden hatte und welches sittlich-religiösen Ernst mit Glätte und Klarheit des Vortrags zu verbinden suchte. Pfeffels Vorbild war Gellert, den er selbst 1754 in Leipzig aufgesucht hatte. Klopstocks Größe ließ er gelten und kam später auch mit Jacobi, mit Voß in freundschaftliche Beziehung. Dagegen hatte er über Goethes jugendliche Genialität schon während dessen Straßburger Zeit abgeurtheilt. In seiner Erzählung „Cato" 1781 nannte er Werther einen Lotterbuben; Götz setzte er unter die Hermannsschlacht. Klingers rohe Shakespeareschwärmerei empörte ihn; mit Lenz, der 1777 in seinem Hause verweilte, fühlte er Mitleid. Lessings Fragmente verwarf er und blieb auch gegen Herders frühere Werke kritisch gestimmt; doch erbaute er sich noch in seinen letzten Stunden an dessen Homilien. Gegen Kant trat er auf Schlossers Seite. Von Franzosen kamen Florian, Berquin, Marmontel auch persönlich in Beziehung zu ihm: doch blieben diese Verhältnisse mehr äußerlich, mehr auf das Arbeiten in gleicher Richtung beschränkt, während er

eutschen Litteratur zum Theil mit tiefer Sympathie, zum andern Theil mit
er Abneigung gegenüberstand.
Von Pfeffels litterarischen Leistungen sind die Dramen am wenigsten von
utung und von ihm selbst auch sämmtlich bei der späteren Sammlung
Schriften ausgeschlossen worden. Hier war P. meist als Bearbeiter fran-
her Stücke aufgetreten: so in den „Theatralischen Belustigungen“, die zu
kfurt 1765—1774 erschienen und in Goedeke's Grundriß 1. Aufl. S. 644
zählt sind. Pfeffels Auswahl beschränkte sich auf solche Stücke, die noch
ins Deutsche übersetzt waren. Selbständig sind Pfeffels Trauerspiel in
Aufzug, „der Einsiedler“ 1761, sein Schäferspiel „der Schatz“ 1762, sein
uspiel „Philemon und Baucis“ 1763. Ueber die beiden ersten hat Lessing
r Hamburgischen Dramaturgie, am Schlusse des 14. Stückes, ungünstig, aber
ungerecht geurtheilt und des Dichters Absicht, die possenhaften Nachspiele
ernste zu verdrängen zurückgewiesen: es wäre immer noch besser vom Weinen
Lachen, als zum Gähnen überzugehen. Zudem ist das erste welches die
kehr eines Verbannten und die Vermählung seiner Tochter schildert, nur in
g auf die Absicht zu rühren ein Trauerspiel. Besser, ja in der Form un-
haft ist das dritte Stück, welches P. für die Markgräfin von Baden dichtete.
in Alexandrinern, sondern in Prosa sind die „dramatischen Kinder-
“, Straßburg 1769 verfaßt: Damon und Pythias u. s. w. Lauter männ-
Rollen enthaltend sind sie die Vorläufer der gegenwärtig mehrfach ver-
ten Stücke für Jünglingsvereine. Berquin hat sie ins Französische übersetzt.
Prosaerzählungen Pfeffels gehören größtentheils seinem Alter an, der Zeit
rzwungenen Muße nach Auflösung der Colmarer Kriegsschule. Indem P.
n Kreise seiner Familie vortrug und seine Zuhörerinnen über den Ausgang
gte, welchen er seinen Geschichten geben sollte, haben sie einen frauenzimmer-
Charakter erhalten. Die Rührseligkeit ist vorherrschend; das Muster
rdsons ist allzu sichtbar. Daß Geldverhältnisse eine für unser Gefühl allzu
Rolle spielen, bemerkt Scherer mit Recht, der in der Geschichte des Elsasses,
ufl. S. 400 ff. P. sehr streng beurtheilt hat. Aber auch das hebt er hervor,
vortrefflich in „Lina von Saalen“, ein alter General, mit weichem Herzen
rauher Schale, in die sonstige Rührung ein humoristisches Element einmischt.
Zeitbilder interessiren auch wol die Scenen aus der Schreckenszeit; die Be-
tungen elsässischer Sagen aus der Ritterzeit präludieren der später reich-
gten Dichtung über diese Stoffe. Alle Erzählungen Pfeffels sind in den
saischen Versuchen“, Stuttgart 1810—12, 10 Bände vereinigt. Ebenfalls
otta erschienen die „Poetischen Versuche“, auch in 10 Bänden, 1802—10.
demselben Titel war Pfeffels Erstlingsdichtung hervorgetreten, in 3 Büchern,
kfurt a./M. 1761; auch eine dreibändige Sammlung, Basel 1789—91. Da
ei den Gedichten das Jahr der Entstehung immer verzeichnet hat, ist es
, seine Entwicklung auf diesem Gebiete zu verfolgen. Das älteste Gedicht
on 1754. Die Gedichte der ältesten Sammlung sind z. B. noch keck und
bei der späteren Auswahl ist P. strenger gewesen. Während er an-
noch Oden und Hymnen dichtet, beschränkt er sich später auf das ihm
nessenere Gebiet der Fabeln und Erzählungen; nur die Epistel pflegt er auch
noch, auch hierin ein Vertreter des französischen Geschmacks. Französisch
auch vielfach die Quellen seiner Fabeln, mehr als der Dichter selbst es
seine Angaben erkennen läßt, wie eine Straßburger Dissertation, von Poll,
, nachweist. Es war deshalb eine sonderbare Unternehmung, daß Paul
auch von diesen Stücken eine Anzahl ins Französische zurückübersetzt hat.
lbst hatte übrigens Lichtwers Fabeln ins Französische übertragen, 1762. In
Bearbeitungen ist er nicht immer glücklich. Indem er durch erfundene

Umstände die Fabel localisirt, zieht er die Aufmerksamkeit des Lesers von der Hauptsache ab. Dazu kommt sein allzu glatter, correcter Stil, den Ellinger (Zachers Zeitschr. 17, 314) gegen den von Gellert und Lichtwer herabsetzt. Scharfe epigrammatische Wendungen fehlen aber bei P. durchaus nicht. Manches Stück dieser Fabeln und Erzählungen ist noch jetzt wohl bekannt, vor allem „die Tabackspfeife“, in welcher sich Pfeffels soldatische Neigungen in volksthümlicher Ausdrucksweise vortrefflich darstellen.

Ehrenfried Stöber, Blätter dem Andenken Pfeffels gewidmet, Straßburg und Paris 1809. — Joh. Jac. Rieder, G. C. Pfeffel, ein biographischer Versuch (Supplement zu Pfeffels Versuchen), Stuttgart und Tübingen 1820. — Aug. Stöber, Elsäss. Neujahrsblätter 1843. — Ders. G. C. Pfeffels Epistel an die Nachwelt mit Anm. Colmar 1859. — Ders., G. C. Pfeffels Verdienste um Erziehung, Schule, Kirche u. s. f., Straßburg 1878. — Mme. Lina Beck-Bernard, Théophile C. Pfeffel, Souvenirs biographiques recueillis par son arrière-petite fille, Lausanne 1866. Martin.

Pfeffel: Johann Andreas P., Kupferstecher und Verleger, geb. 1674 zu Bischoffingen bei Breisach, bildete sich auf der Akademie zu Wien und erhielt den Titel eines kaiserlichen Hofkupferstechers, ließ sich dann in Augsburg nieder, wo er einen schwunghaften Kunsthandel betrieb. In seinem Verlag erschien das seiner Zeit berühmte Bibelwerk des Joh. Jak. Scheuchzer und andere Werke, wofür er verschiedene Stecher, darunter auch seinen gleichnamigen Sohn, geb. 1715 zu Augsburg, † 1768, verwandte. Der Vater P. starb im J. 1750. Er stach im Sinne seiner Zeit alles Mögliche: Porträts, Ansichten, Decorationen, Thesen ꝛc. Da diese Blätter sich keineswegs über das Gewöhnliche erheben, genügt es auf Nagler's Künstlerlexikon zu verweisen, wo eine Reihe aufgeführt ist. Wilh. Schmidt.

Pfeffer: Johann P., Professor der Theologie zu Freiburg im Breisgau, † nach des Abtes Trithemius Angabe im J. 1493. Er war ein Franke aus Weidenberg in der Diöcese Bamberg, der er auch durch die Priesterweihe angehörte, studirte und lehrte zuerst an der Universität Heidelberg, an deren Artistenfacultät er im J. 1434 immatriculirt, am 31. Januar 1436 zum Baccalaureus, am 17. März 1439 zum Licentiaten und am 1. Juli desselben Jahres zum Magister befördert wurde. Als er im J. 1447 an der nämlichen Facultät als Decan fungirte, hatte er auch schon den Grad als Baccalaureus in der Theologie. Seine Lehrthätigkeit in Heidelberg, während welcher er auch zum theologischen Licentiaten aufstieg, dauerte bis 1460. In diesem Jahre trat er an die neugegründete Universität Freiburg i. Br. über, eröffnete daselbst am 28. April seine Vorlesungen über die Sentenzbücher des Lombarden, nahm jedoch den Heidelberger Universitätsstatuten gemäß den theologischen Doctorgrad noch zu Heidelberg am 6. October desselben Jahres. Er wirkte nun als erster und durch längere Zeit als einziger Ordinarius der Theologie zu Freiburg, bekleidete bis zum J. 1470 viermal das Rectorat (1461, 1463, 1466 und 1470), scheint im J. 1471 Alters halber abgetreten zu sein, wurde aber 1479 wieder zur Aushilfe berufen und 1481 seiner Verdienste wegen zum ständigen Mitgliede des Universitätssenates ernannt. Im J. 1486 schied er definitiv aus allen diesen Stellen und starb 1493 in hohem Alter. Er war eine Zierde der Universität, ein kenntnißreicher, sittenreiner und uneigennütziger Mann, dem sein Zeitgenosse Trithemius großes Lob ertheilt. Es erschienen von ihm zwei Werke im Druck: „Directorium sacerdotale“ 1482 (ohne Angabe des Druckortes und Druckers), entstanden aus seinen Vorträgen über die Briefe des Apostels Paulus an Timotheus und Titus, und „Tractatus de materiis diversis indulgentiarum“

[o]hne weitere Druckangabe), veranlaßt durch den Ablaß, welchen Sixtus IV. [de]m Freiburger Münster behufs des Chorbaues auf 3 Jahre gewährt hatte. [A]ußerdem befinden sich noch handschriftlich auf der Freiburger Universitätsbibliothek [. . .] Bußpredigten, die er als Licentiat der Theologie im J. 1456 gehalten [ha]ben soll.

Vgl. Trithemius, de scriptoribus ecclesiast. n. 888 u. de illustribus viris Germaniae n. 235. (Quelle für die übrigen älteren Litterarhistoriker.) — Riegger, Amoenitates literariae Friburgenses. Fasc. 1, p. 35. — Schreiber, Gesch. der Stadt u. Univ. Freiburg i. Br. 1857, II. 1. S. 109 ff. — Toepke, Die Matrikel der Univ. Heidelberg. 1884, I. S. 203 u. II, S. 385 u. 389. P. Ant. Weis.

Pfeffer: Marcus P., deutscher Dramatiker aus Falkenau in Böhmen, [ve]rfaßte 1621 als Schreib- und Rechenmeister zu Braunschweig eine „sehr schöne [Le]b-, nütz- und tröstliche Comoedie aus dem Buche Esther", die er mit seinen [S]chülern zur Aufführung brachte. Sie ist dem größten Theile nach aus Valten [V]oith's Spiel (Magd. 1538) und aus Andr. Pfeilschmidt's Esther (1555) ent[le]hnt; nur Prolog, Vorrede und Epilog sind sein Eigenthum, und in den [n]iederdeutschen Scenen ist er von Nicolaus Locke (Comödie vom ungerathenen [u]nd verlornen Sohn, 1619) und durch diesen von Gabriel Rollenhagen (Amantes [a]mentes oder Spiel von der Löffeley, 1609) abhängig. Im übrigen macht das [D]rama einen unerquicklichen Eindruck und nimmt in der Reihe der Dramen, [w]elche den sonst sehr beliebten Stoff behandeln, den niedrigsten Platz ein.

Gaedertz, Gabriel Rollenhagen (Leipz. 1881) S. 71. — Holstein, Archiv für Litteraturgesch. XII, 46; — Zeitschrift f. deutsche Philologie XX, 232 bis 237. H. Holstein.

Pfefferkorn: Georg Michael P., evangelischer Theolog und Kirchen[l]iederdichter, geb. 1646 im eisenach'schen Amte Kreuzburg, wo sein Vater Georg P. († 1677) seit 1622 Pfarrer war, erhielt seine Vorbildung in Kreuzburg [u]nd auf dem gothaischen Gymnasium, an dessen Spitze damals Andreas Reyher [st]and, und lag dann in Jena und Leipzig den theologischen Studien ob. 1666 [M]agister geworden, übernahm er nach Vollendung derselben eine Informatorstelle [i]n Altenburg, lehrte seit 1668 an den beiden obersten Klassen des dortigen [G]ymnasiums und trat 1673 in die Dienste des neuen Landesherrn, Herzog Ernst [d]es Frommen, indem er wohl zuerst in Altenburg und hierauf in Gotha die [d]rei jüngsten Söhne desselben unterrichtete. 1676 erhielt er durch den folgenden [H]erzog Friedrich I. das Pfarramt in Friemar und zugleich die Besorgung der [A]djuncturgeschäfte in der Diöcese Molschleben, da der bisherige Inhaber an [A]ltersschwäche litt. 1682 berief ihn der genannte Fürst nach Gräfentonna, [d]em Hauptorte der am 4. October 1677 von dem Grafen Christian Ludwig [v]on Waldeck käuflich erworbenen Herrschaft Tonna. Am 3. Ostertage jenes [J]ahres (18. April a. St.) in sein Amt eingeführt, trat er auch in das aus [f]rüherer Zeit hier noch bestehende Consistorium ein, verwendete aber seinen Ein[f]luß zu Gunsten seiner Verwandten, so daß sich der Herzog 1695 veranlaßt [s]ah, die wichtigsten Rechte dieser Behörde dem Oberconsistorium in Gotha zu [ü]bertragen. Wegen zunehmender Erblindung mußte er seit 1721 einen Can[d]idaten der Theologie als Gehilfen anstellen, worauf dann seit 1729 sein Schwiegersohn David Bernegger in dem gleichen Amte folgte. Bei seinem Tode am 3. März 1732 hinterließ er eine Wittwe und vier Kinder, war also nicht [k]inderlos, wie Fischer (a. u. a. O. I, 359) aus einem seiner geistlichen Lieder [s]chließen will. Seine erste Gattin, Sibylle Polmann, die er 1672 in Alten[b]urg geheirathet hatte, verlor er schon nach Jahresfrist bei der Geburt eines Sohnes; etwa zehn Jahre nachher verehelichte er sich wieder mit Judith Gut-

bier, die ihm zwei Töchter und zwei Söhne schenkte. Der ältere Sohn, gleich dem Vater Georg Michael geheißen, starb am 26. October 1733 als Pfarrer zu Stutzhaus im Thüringer Walde. — Schon in jungen Jahren begann P. mit schriftstellerischen Arbeiten hervorzutreten. Einer Sammlung von Gedichten: „Poetische und philosophische Fest- und Wochenlust“, die bereits 1666 erschien und ihm den Titel eines kaiserlichen gekrönten Poeten eintrug, ließ er noch folgen: „Anweisung zur Verskunst“ (1669); „Jesuitischer Gucucksruf, oder 15 Religionsfragen bei dem Abfall der schwedischen Königin Christina“ (1671); „Etlicher Lutheraner, wie auch widriger Religionsverwandten, als Papisten, Calvinisten, Türken und Heiden, gute Urtheile von Luthern, seiner Lehre und Schriften“ (1671; „am andern evangelisch-lutherischen Jubelfeste in etwas vermehrt herausgegeben“ 1717); „Leichenabdankungen“ (1672, 1677 und 1689); „Merkwürdige und Auserlesene Geschichte von der berümten Landgrafschaft Thüringen“ (1684; wiederholt 1685), die zwar eine unkritische Zusammenstellung ist, aber wegen ihres Reichthums an Anekdoten gern gelesen wurde und deren zweite Ausgabe Zedler und Rotermund irrig einem Namensvetter, dem Superintendenten Joh. Adolf P. in Kranichfeld († 1698), zugeschrieben haben; „Kurze Anweisung zu deutschen Leichenreden“ (1690 und 1705); „Pleißnische Ehrenkränze“ (1701), sowie noch mehrere kleinere Einzeldrucke. — Dauernder und bis auf unsere Zeit hat sich sein Name durch vier Kirchenlieder erhalten, von denen besonders das erste in zahlreiche Liedersammlungen übergegangen ist: „Was frag' ich nach der Welt | Und allen ihren Schätzen“ (8 Strophen); „Ach, wie betrübt sind fromme Seelen | Allhier in dieser Jammerwelt“ (7 Strophen); „Mein Gemüth, wie so betrübt, | Was ist's, das dich traurig macht“ (5 Strophen) und: „Ich will durch mein ganzes Leben | Stets mit dem zufrieden sein“ (7 Strophen). Endlich hat P. auch das bekannte Lied: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ als sein Eigenthum in Anspruch genommen, und es ist deshalb im vorigen Jahrhundert ein heftiger Streit geführt worden, von dem hier nur in möglichster Kürze gehandelt werden kann. — Nachdem das Lied zuerst anonym im Rudolstädter Gesangbuch von 1688 erschienen war, wiederholten es andere Liedersammlungen anfangs ohne Namen, bald darauf aber (Saalfelder Gesangbuch von 1698) mit demjenigen der Gräfin Aemilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt (s. A. D. B. I, 127); 1710 schrieb es das Zwickauer Gesangbuch dem Geheimenrath und Kanzler Veit Ludwig von Seckendorf zu; 1714 wird zum ersten Male Pfefferkorn's Name genannt und zwar infolge eines von diesem an den Hymnologen Joh. Avenarius in Schmalkalden gerichteten und in dessen „Liederkatechismus“ (1714) veröffentlichten Schreibens, in welchem er die in dem „Schwartzburgischen Denkmahl einer Christ-Gräflichen Lammes-Freundin“ (1707) inzwischen geäußerte Behauptung, daß Aemilie Juliane die Verfasserin sei, bestritt und erklärte, daß er das Lied nach dem plötzlichen, auf der Jagd erfolgten Tode des Herzogs Johann Georg von Sachsen-Eisenach und auf Anregung des genannten v. Seckendorf im October 1686 gedichtet habe. Dieses Schreiben beantwortete noch im gleichen Jahre der Vorbericht zu „Der Freundin des Lammes Geistlicher Brautschatz“, indem er die Ansprüche der Gräfin nachdrücklich und mit einleuchtenden Gründen vertheidigte. Da bei der Fortsetzung des Streites von keiner Seite neues Material beigebracht wurde, so kann hier dessen weiterer Verlauf übergangen und einfach auf die unten verzeichneten Quellen verwiesen werden. Daß aber nicht P., sondern die Gräfin das Lied verfaßt hat, ergiebt sich zweifellos aus deren eigenhändiger, in der Geraer Kirchenbibliothek verwahrten und von zuverlässiger Hand beglaubigten Niederschrift mit dem Datum: „Neuhauß d. 17. Sept. 1686“, nach welchem also das Lied zu der Zeit, da es P. gedichtet haben

ollte, bereits vorhanden war. Wenn es noch eines ferneren Beweises für das ...te Recht der Gräfin bedürfte, so könnte auch an denjenigen Pasig's (s. unten) ...innert werden, der auch aus inneren Gründen, d. h. aus dem ganzen Ton und ...m sprachlichen Ausdrucke des Liedes, überzeugend dargelegt hat, daß letzteres ...inem anderen Verfasser als der Gräfin zugehören kann.

Wetzel, Histor. Lebens-Beschreibung II, 293—307. — Zedler's Universal-Lexikon. 27. Bd. Sp. 1322. — Jöcher u. Rotermund zu Jöcher. — (J. G. Brückner,) Kirchen- und Schulenstaat im Herzogth. Gotha. II. Thl. 2. Stück. Gotha 1758. S. 43; III. Thl. 4. Stück. (1761.) S. 80—82. — Hirsching, Histor.-litterar. Handbuch. 7. Bd. 2. Abthl. S. 116. — Ersch u. Gruber's Encyklopädie. (Von H. A. Eberhard.) — Goedeke, Grundriß II, 526. — A. Beck, Ernst der Fromme. 2. Thl. Weimar 1865. S. 52. — C. Kehr, Der christl. Religionsunterricht in der Volksschule. 2. Aufl. 2. Bd. Gotha 1870. S. 359. — Koch, Geschichte d. Kirchenlieds. 4. Bd. S. 63 bis 65 u. 567. — Fischer, Kirchenlieder-Lexikon. 2. Hälfte. S. 462b—463a u. unter den einzelnen Liedanfängen. — Vgl. auch J. G. A. Galletti, Geschichte d. Herrschaft Tonna. Tonna 1777. S. 65 u. Geschichte u. Beschreibung d. Herzogth. Gotha. 4. Thl. Gotha 1781. S. 118. — Chr. H. Lorenz, Geschichte d. Gymnasiums zu Altenburg. Altenb. 1789. S. 278. — Ueber das Lied: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" s. J. L. Pasig, Der Gräfin Aemilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt geistl. Lieder. (A. u. T.: Geistliche Sängerinnen d. christl. Kirche deutscher Nation, hrsg. v. Wilh. Schircks. 1. Heft.) Halle 1856. S. XXIII—XXXI. — R. Lauxmann bei Koch a. a. O. 8. Bd. S. 637—646. — Fischer a. a. O. II, 365b bis 369b.

Schumann.

Pfefferkorn: Johannes P., geb. 1469 (die Angabe 1476 bei Böcking ...nd Kracauer beruht auf einem Rechenfehler), † nach 1521 (Erscheinungsjahr ...einer letzten Schrift), vor 1524 (vgl. Schade, Satiren und Pasquille aus der ...eformationszeit III, 126). Er war von Geburt Jude, führte als Jude den Vornamen Josef, stammte vielleicht aus Nürnberg, wo er wenigstens eine Zeit ...ang lebte und übte das Schlächter- (Metzger-) Handwerk in der böhmischen Stadt Dachau. Dort wurde er des Diebstahls bezichtigt, nach Zahlung einer Geldsumme vom Grafen von Gutenstein aus der Haft entlassen, er führte einige Jahre ein Wanderleben, in welchem er laut seiner Selbstanklage in späteren ...udenfeindlichen Schriften, auch Wucher trieb und trat 1505 in Köln mit Frau, Kindern und einigen Freunden zum Christenthum über. Seine Frau Anna ...ird in den „Dunkelmännerbriefen" stark verspottet und wegen eines unsittlichen Verhältnisses mit Ortuin Gratius, dem „Poeten" der Kölner verdächtigt; einer ...einer Söhne Laurentius, wird von ihm genannt und als Magister be...eichnet. P. selbst lebte seit seiner Taufe bis zu seinem Tode in Köln und war, wenigstens seit 1513, Spitalmeister daselbst. Er hatte sich als Jude nur eine ...eringe Bildung angeeignet — allerdings versucht er in seiner selbstlobenden Mannier ...eine Gelehrsamkeit zu preisen —, seine Kenntnisse des Hebräischen waren höchstens mittelmäßig, lateinisch verstand er nicht, im deutschen Ausdruck war er ungewandt. Ueber seine moralischen und geistigen Eigenschaften zu urtheilen ist sehr schwer, weil ...eine Gegner, die fast ausschließlich über ihn berichteten, absichtlich Beschul...digungen aller Art auf ihn häuften und weil er selbst, in Folge seines Hangs ...ur Uebertreibung und Selbstbeweihräucherung, kein unverdächtiges Zeugniß ...iefert. Die unter seinem Namen erschienenen lateinischen Schriften bez. Ueber...setzungen hat er nicht verfaßt; seine Angabe, er habe die Evangelien ins Hebräische übersetzt oder übersetzen wollen, darf man nicht ohne Weiteres ab...weisen; zu der Annahme, er sei an der Autorschaft seiner deutschen Schriften

gar nicht oder nur in geringem Maße betheiligt, hat man durchaus keinen Grund. Die mannigfachen Anklagen gegen seine moralische Führung nach und theilweise vor seiner Taufe sind nicht zu beweisen — wieweit der Haß seiner Gegner ging, zeigt sich in dem Berichte, er sei 1514 zu Halle wegen verschiedener Verbrechen verbrannt worden — auch die Beschuldigung, er habe aus schlechten Motiven die Taufe angenommen: aus eitler Prahlerei, oder um Verfolgungen der Juden zu entgehen, oder geradezu um Geld zu erlangen scheint mir unhaltbar und noch weniger wird man sagen dürfen, er sei, nachdem er einmal die Taufe angenommen, ein schlechter Christ gewesen. Thatsache ist nur, daß P. ein Fanatiker war, der seine verderblichen Ziele mit allen Mitteln zu erreichen strebte, ein Mann größter Leidenschaftlichkeit, der seine Gegner, von denen er nicht eben zart behandelt wurde, mit allerlei Fechterkünsten zu bekämpfen und zu vernichten strebte. Der Traum seines Lebens aber war die Bekehrung aller seiner ehemaligen Glaubensgenossen zum Christenthum und die Vernichtung der Bücher der Juden, welche das größte Hinderniß der allgemeinen Bekehrung bildeten. Um diesen Traum zu verwirklichen, schrieb P. eine Anzahl Schriften und entfaltete eine große praktische Wirksamkeit. Die letztere bleibt hier unerörtert, soweit es sich um die eigentliche Confiscation der Bücher handelt, weil Pfefferkorn's übrigens ganz erfolglose Thätigkeit nur die eines Beauftragten ist. (Der Gegenstand ist überdies ganz neuerdings von Kracauer in der unten anzuführenden Schrift genau nach den Quellen dargestellt worden.) Die schriftstellerische Arbeit muß aber erörtert werden.

Schon die erste Schrift: „der Judenspiegel“ 1507 stellt das Programm auf, das sich in den späteren Schriften immer mehr verschärfte: Wegnahme der Bücher der Juden, Verbot des Wuchers, ferner der auf sie zu übende Zwang, christliche Predigten zu besuchen. Schon in dieser Schrift gibt er den Juden erbitterte Feindschaft gegen das Christenthum schuld, leugnet aber ihre ernste und innerliche Anhänglichkeit an ihren angestammten Glauben.

Wollte P. die Durchführung seines Programmes durch die Obrigkeit erreichen, so mußte er diese und seine nunmehrigen Glaubensgenossen überhaupt von der Lächerlichkeit und Verderblichkeit der jüdischen Anschauungen und Gebräuche und von der Christenfeindschaft der Juden überzeugen. Das ersten versuchte er in der „Judenbeichte“ 1508 und im „Osternbuch“ 1508; das letztere im „Judenfeind“ 1509. Die beiden ersteren Schriften sollen die Thorheit der an den großen jüdischen Herbst- und Osterfeiertagen gebräuchlichen Ceremonien zeigen, die nur dann einen Sinn hätten, wenn sie „geistlich“ gedeutet würden, weil sie dann mit christlichen Lehren harmonirten. Die letztere, aus deren Einleitung und Widmung zuerst die nahe Verbindung Pfefferkorn's mit den Kölner Mönchen hervorgeht, sucht die Christenfeindschaft der Juden zu erweisen aus ihrer täglich erneuten Verspottung Christi und der Christen, aus ihrem Wucher, aus ihrer zum Schaden ihrer Mitmenschen geübten Beschäftigung mit der Arznei. Die Verbindung mit den Kölnern hatte für P. den großen praktischen Werth, daß er durch sie der Kunigunde, der Schwester des Kaisers Maximilian, und durch diese dem Kaiser selbst empfohlen wurde. Von Letzterm erhielt er (August 1509) den gewünschten Befehl, die Bücher der Juden zu confisciren, schritt zu dessen Ausführung, wurde aber bald an der Befriedigung seiner Confiscationsgelüste durch Uriel von Gemmingen, den Erzbischof von Mainz gehindert, der nun (Nov. 1509) seinerseits die Leitung der ganzen Angelegenheit vom Kaiser übertragen erhielt. Um trotz dieses ersten Mißerfolges den Kaiser und alle Stände des Reichs für sich zu gewinnen, veröffentlichte P. eine Schrift und ließ handschriftlich eine andre cursiren. Die erstere: „In lob vnd ere dem allerdurchleuchtigsten Maximilian“ ist dazu bestimmt, den Kaiser bei dem Be-

nnenen Unternehmen festzuhalten und in der Ausführung zu stärken, alle ründe, die man zu Gunsten der Juden anführen könnte, zu entkräften und die orwürfe zurückzuweisen, die man etwa gegen seine, Pfefferkorn's Persönlichkeit, eben möchte. Die letztere, ein „Ausschreiben an alle Geistliche und Weltliche“, eichfalls eine Ermunterung zur Fortsetzung des löblichen Werkes, war besonders die auf dem Augsburger Reichstag versammelten Fürsten und Herren bemmt und sollte ein Gegengewicht bilden gegen Geld und Ueberredung der dischen Abgeordneten aus Frankfurt. Beide Schriften hatten keine unmittelbare nwirkung; durch neue persönliche Unterhandlung beim Kaiser bewirkte P. ein ues an den Erzbischof von Mainz gerichtetes Mandat (Juli 1510), das efen beauftragte, von vier Universitäten und einigen Privatpersonen, darunter euchlin, Gutachten über die Angelegenheit einzuholen und P. den Befehl gab, ese Gutachten dem Kaiser zu überbringen. Als Bote hatte er kein Recht, die m übergebenen Gutachten zu lesen, als Vertrauensmann und als Beamter ines, das ihm anvertraute Gut zu benutzen, er beging daher ein doppeltes nrecht, als er in seinem „Handspiegel“ 1511 Reuchlins Gutachten bekämpfte, elches freilich seine bücherfeindlichen Pläne völlig zu vernichten drohte. P. enuncirt Reuchlin wegen seines Gutachtens als Judengönner, spricht ihm Kenntniß es jüdischen Schriftthums ab, greift ihn persönlich heftig an und beharrt in einen Angriffen gegen die Juden und ihre Literatur. Reuchlin wies in seinem „Augenspiegel“ die gegen ihn erhobenen Angriffe des „gemeinen und ehrlosen Bösewichts“, wie er seinen Gegner mit Vorliebe nennt, zurück, von welchen ihn wei hauptsächlich erbittert hatten, nämlich der, er sei von den Juden bestochen nd der andere, er habe die unter seinem Namen ausgegangenen Schriften nicht erfaßt. Die große geistige Bewegung, die von dem „Augenspiegel“ ausging, er Streit zwischen Humanisten und Antihumanisten kann hier nicht erzählt erden, nur Pfefferkorns weitere Thätigkeit ist hier kurz darzustellen.

Er predigte während der Messe (11. September 1511) in Frankfurt vor em Volke wider die Juden und ihre Gönner und veröffentlichte (1512) ein amphlet „Brantspiegel“, welches die gänzliche Vertilgung der Juden anäth und die heftigsten Beschimpfungen Reuchlins, freilich zur Abwehr der on diesem wider ihn ausgestoßenen Beleidigungen, enthält. In diesem rivatstreite zwischen zwei so ungleichen Männern gebot der Kaiser inzwischen Stillschweigen (Juni 1513); die Angelegenheit der Judenbücher war zu Ungunsten Pfefferkorn's beendet, der durch den „Augenspiegel“ erregte Schriftenampf und der wider denselben geführte Proceß dauerte fort. Eine directe Veranlassung sich in jenen literarischen Kampf zu mischen hatte P. nicht. Zwar on gelegentlichen Schmähungen wider den „getauften Juden“ hatte es in den von en Humanisten an ihren Meister gerichteten Briefen nicht gefehlt, — aber es t fraglich, ob er von denselben rechtzeitig Kunde erhielt. Wider das Verbot es Kaisers veröffentlichte er (1514) eine neue Streitschrift gleichmäßig gegen ie „treulosen Juden“, wie gegen den „alten Sünder“ Reuchlin „Sturmglock“, welche hauptsächlich dazu bestimmt war, die unterdeß gegen den „Augenspiegel“ gefällte Entscheidung der Pariser Universität in deutscher Sprache zu erbreiten.

Die Humanisten nahmen an dem Feinde ihres Meisters erbitterte Rache; Hutten schrieb ein Gedicht in welchem er fingirte, P. sei wegen schmählicher Verbrechen zu Halle hingerichtet worden; und der erste Theil der „Dunkelmännerbriefe“ (1515) höhnte ihn mit den Kölnern überhaupt und erlaubte sich kecke, wahrheitswidrige Verspottungen seiner Privatverhältnisse. P. versuchte diese Angriffe in der „Beschyrmung“ (1516) abzuwehren, von der gleichzeitig eine dem Deutschen in vielen Punkten gleiche lateinische Bearbeitung erschien:

Defensio contra famosas epistolas (Letztere, neugedruckt von Böcking, Opera Hutteni vol. VI). Die eigentliche Vertheidigung ist matt und der Versuch, Reuchlin zum Verfasser der Briefe zu stempeln, geistlos und verfehlt; der Werth der Schrift besteht in dem reichen Urkundenmaterial zur Geschichte des Reuchlin'schen Streites, das sie enthält. Gleichfalls durch urkundliches Material, aber mehr für P. selbst und sein früheres Leben ausgezeichnet ist das nach dem zweiten Theil der Dunkelmännerbriefe und zur Entkräftung der in demselben vorgebrachten Angriffe veröffentlichte „Streitpuechlyn" (1517), das hauptsächlich seine persönliche Ehre reinwaschen, die Wahrheit seines Christenthums bezeugen soll, aber aufs Neue Reuchlin angreift, und gelegentlich auch Erasmus befehdet, was dieser sehr empfindliche Kämpfer nicht ungeahndet ließ. An den „Lamentationes", der schwachen Erwiderung der Kölner auf die Epistolae obsc. vir. war P. nicht betheiligt; für die „Dunkelmänner" ergriff nun Hochstraten das Wort und P. schwieg, da der neue Handel ihn, den Erreger des alten, nichts weiter anging. Nur einmal noch erhob er seine Stimme, als am 23. Juni 1520 die endgültige päpstliche Entscheidung gegen Reuchlins „Augenspiegel" gefallen, Reuchlin zu ewigem Stillschweigen und zu Bezahlung sämmtlicher Kosten verurtheilt worden war. Da, in dem Wahne, einen großen persönlichen Triumph über seinen alten Gegner errungen zu haben, veröffentlichte er seine letzte Schrift: „Ein mitleydliche claeg". Der Beklagte war natürlich Reuchlin, ferner seine Schüler und Gönner, unter denen nun auch Luther erscheint; P. ist der Triumphirende, der in stolzem Selbstbewußtsein alle seine Freunde und Beschützer aufzählt, alle wider ihn ausgesprochenen Beschuldigungen vollkommen zurückgeschlagen zu haben, der als glänzender Sieger aus dem lang dauernden Kampfe hervorzugehen vermeint. Das Urtheil der Nachwelt aber hat diese Selbsttäuschung des eitlen Fanatikers nicht bestätigt.

L. Geiger, Joh. Pfefferkorn in Abr. Geiger's jüd. Zeitsch. f. Wiss. u. Leben VII, 1869, S. 297—309; — ders. Joh. Reuchlin, Leipz. 1871, passim und die dort angeführten Schriften. — J. Kracauer, Die Confiscation der hebräischen Schriften in Frankf. a. M. 1508 und 1510 in: Zeitschr. f. d. Gesch. der Juden in Deutschland, 1886, I, S. 160—176, 230—248. — Für das Bibliographische vgl. Böcking, Index scriptorum causam Reuchl. spectantium in Opera Hutteni VII (suppl. vol. II) p. 53 ff. und K. Goedeke, Grundr. 2. Bearbeitung I, S. 451—454. Ludwig Geiger.

Pfeffinger: Johannes P. ist einer der gediegensten und ehrwürdigsten Männer der Reformationszeit. Sein Leben erstreckte sich bis in das 80. Jahr, zerfällt aber in drei verschiedene Perioden: die ersten 37 Jahre lassen sich als seine Lehrzeit bezeichnen; die mittleren 12 Jahre bilden eine wechselvolle Wanderzeit als Prediger des Evangeliums; der letzte Abschnitt, 33—34 Jahre umfassend, war bis an sein Ende der Stadt Leipzig und ihrer Umgebung in vielseitiger Arbeit des Kirchendienstes und Kirchenregimentes gewidmet. P. wurde geboren am Tage des Apostels Johannes, den 27. December 1493 zu Wasserburg am Inn in Baiern. Seine Eltern, ehrbare und gottesfürchtige Bürgersleute, wollten ihm eine gute Schulbildung zu Theil werden lassen, und gaben ihn, da der Unterricht an Ort und Stelle ungenügend war, nach Annaberg in die Schule. Hier lernte und übte er sich mit solchem Fleiß, daß seine Gesundheit darunter litt. Deshalb wurde er auch nicht einem Kloster übergeben, sollte vielmehr dem Unterricht sich widmen. Als indeß seine Gesundheit wieder gestärkt war, wandte er sich dem clericalen Stande zu: noch im Jünglingsalter erhielt er die niedersten Weihen als Ostiarius, Exorcista und Lector, im 22. Jahre wurde er Acoluthus, und als er das 24. Jahr erfüllt hatte, erhielt er zu Salzburg die Subdiaconatsweihen, nach Ostern 1518 die Priesterweihe, nach Einholung des

thigen Dispenses. Dieser seiner rechtmäßigen Weihe hat er sich später, römischen nfechtungen gegenüber, gerne getröstet. Nachdem er zum Priester geweiht ar, machte er es sich zur redlichen Aufgabe, Gott und der Kirche rechtschaffen dienen, besonders in der Predigt, so daß er bald ein beliebter Prediger wurde. uerst wurde er nach Reichenhall gesandt, 1519 nach Saalfelden im Pinzgau, nige Stunden südlich von Reichenhall, 1521 nach Passau, wo ihm die Stelle nes Stiftspredigers zu Theil wurde. Ueber die Mühe und Arbeit an diesen rten klagte er später oft, und meinte, das sei Roßarbeit gewesen: man habe in richtiges Vorbild gehabt, daher habe es große Mühe gekostet, eine Predigt uszuarbeiten; nach der Arbeit in der Hauptkirche galt es, in den Tochterkirchen en Dienst zu verrichten, was in Festzeiten ihm recht schwer geworden. Daurch wurde aber seine Arbeitskraft gehärtet und gestählt. Bei dem allem stand er junge Priester noch völlig auf römisch-katholischem Boden. Erst als in Wittenberg Luther und Melanchthon die Lehre von dem alleinigen Verdienst Jesu Christi an das Licht gebracht hatten, gerieth er in Zweifel und inneres Schwanken. Da gelangte er denn mit der Zeit (frühestens im Jahr 1522), durch fleißiges Forschen in der Schrift, namentlich in den paulinischen Briefen, besonders im Römerbrief, zu evangelischer Einsicht und Ueberzeugung. Was seinem Herzen teuer geworden war, davon redete er auch mit seinen Amtsgenossen, und verkündigte es in seinen Predigten. Das zog die Leute dermaßen an, daß sie sich zu seinem Beichtstuhl drängten, und ihm häufig doppeltes Beichtgeld gaben: das eine sollte er mit seinem Pfarrer theilen, das andere für sich behalten. Die Folge war Neid, Eifersucht und Anschuldigung ketzerischer Ansichten. Seine Freunde wurden der Gefahr, die ihm drohte, eher inne als er selbst; und da sie Grund hatten zu befürchten, man werde ihn verhaften, drangen sie in ihn, sich zu flüchten, und verschafften ihm ein Pferd. P. gab ihren Vorstellungen nach, verließ 1523 Passau, und nahm seine Zuflucht direct nach Wittenberg, wo ihn Luther, Bugenhagen und Melanchthon gütig aufnahmen, lieb gewannen, und ihm lebenslängliche Achtung bewahrten und ihre Freundschaft mit der That erzeigten, wie denn er selbst stets als eine große Gnade Gottes das erkannte und sich dessen freute, diese hohen Werkzeuge Gottes gesehen und gehört, ihren Umgang genossen zu haben, und ihrer Freundschaft gewürdigt worden zu sein. Gegen vier Jahre lang genoß er in Wittenberg nicht nur der Ruhe und Sicherheit, sondern widmete sich auch dem theologischen Studium aufs neue und legte erst recht festen Grund evangelischer Gesinnung und Erkenntniß. Hiermit schloß diejenige Lebenszeit, welche wir seine Lehrzeit nennen zu dürfen glauben.

Die Meeresstille und glückliche Fahrt ging zu Ende. Im J. 1527 kam n ihn die Berufung zum Pfarrer in Sonnewalde, jetzt zur preußischen Niederlausitz gehörig; ein Ruf, den er nach dem Rath seiner Lehrer und Gönner annahm. In Sonnewalde arbeitete er mit treuem Fleiß und führte einen gottseligen Wandel, so daß er große Gunst und Ansehen bei der Gemeinde erlangte. Als ihn nun, ehe ein volles Jahr um war, die anhaltische Stadt Zerbst zum Pfarrer begehrte und mit Luther's Zustimmung berief, sandte die Gemeinde Sonnewalde schleunigst eine Deputation an Luther, mit dem Gesuch, er möchte ihnen doch ihren Pfarrherrn belassen. Als dieser sah, wie ernst es diesen Leuten sei und wie lieb sie ihren Pfarrer hatten, bewilligte er ihr Gesuch und machte den Ruf nach Zerbst rückgängig. Um aber P. desto gewisser behalten zu dürfen, warben die Sonnewalder für ihn um die Tochter einer geachteten vornehmen Wittwe in der Stadt, Elisabeth Kühlstein. Mit ihr verehelichte er sich 1528 und sie wurde ihm eine fromme, tugendsame Gattin, 32 Jahre lang seines

Hauses Ehre und Krone. Sie schenkte ihm drei Söhne, Johannes, Paul und Martin, und eine Tochter Elisabeth. Martin starb in früher Kindheit, Johannes im 22. Jahr als Magister an der Universität Leipzig; Paul war, als der Vater starb, Pfarrer und Superintendent in Delitzsch; Elisabeth verehelichte sich mit dem Dr. theol. Heinrich Salmuth, Pastor zu St. Thomä, der nach Pfeffinger's Tode sein Nachfolger in der Leipziger Superintendentur und im Pfarramt St. Nicolai wurde. Allein in Sonnewalde hatte Pfeffinger nicht lange Ruhe und Frieden; er wurde durch Ränke von römischer Seite verdrängt, und mußte 1530 nebst seiner hochschwangeren Ehefrau weichen, ein Schicksal, in das er sich mit mannhafter Ergebung schickte. Aber Kurfürst Johann der Beständige ernannte ihn zum Pfarrer des Klosters Eicha bei Naunhof und Albrechtshain, 4 Stunden von Leipzig entfernt, einem bis dahin beliebten Wallfahrtsort. Nun aber pilgerten zahlreiche Freunde des Evangeliums aus dem Albertinischen Leipzig nach Eicha, um die Predigt des reinen Evangeliums zu hören und das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu empfangen. So wurde P. schon damals gewissermaßen Prediger und Seelsorger für Leipzig. Da aber der römischen Kirche starker Abbruch durch ihn geschah, stellten sich auch hier Anfeindungen und Gefährdungen seiner Person ein. Deßhalb versetzte ihn der Kurfürst, ehe er 1½ Jahre in Eicha gestanden hatte, nach Belgern an der Elbe (zwischen Mühlberg und Torgau) und übertrug ihm das Pfarramt daselbst im Jahr 1532. Hier durfte er unter kurfürstlichem Schutz in Frieden seines Amtes warten, was er mit Treue und Fleiß that, so daß ihm Liebe und Hochachtung der Gemeinde reichlich zu Theil wurde. Er wünschte sich nichts anderes, als in Belgern sein Leben zuzubringen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Nicht volle 8 Jahre durfte er dort bleiben. Die wechselvolle Wanderzeit ging aber zu Ende.

Nachdem Herzog Georg am 17. April 1539 in Dresden gestorben war und sein evangelischer Bruder Heinrich die Regierung der meißner und thüringer Lande angetreten hatte, wurde zu Pfingsten die Reformation in Leipzig eingeführt, wobei Luther selbst und Justus Jonas die ersten evangelischen Predigten in Leipziger Hauptkirchen hielten, und Herzog Heinrich die ersten Schritte that, um evangelisches Wesen in der Stadt zu begründen. Mit dem Propst Justus Jonas und dem Wittenberger Professor der Theologie Kaspar Cruciger (Kreutziger) fand sich Freitag vor Pfingsten, den 23. Mai, auch Pfarrer P. aus Belgern in Leipzig ein, während von Gotha her am gleichen Tage im Gefolge des Kurfürsten Johann Friedrich dessen Hofprediger Friedrich Mecum (Myconius) eintraf. Mit der nachherigen dauernden Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in Leipzig wurde nach dem Gutachten der Reformatoren auf den Wunsch des Herzogs Heinrich, mit Genehmigung des Kurfürsten, nächst Cruciger und Mecum, P. beauftragt. Er fügte sich, im Gehorsam gegen seinen Landesherrn und in Gemäßheit des Rathes und Zuspruchs von Luther und Melanchthon. Immerhin sah er diesen Auftrag nur als einen einstweiligen an, während er Pfarrer zu Belgern bleiben würde. In der That kehrte er, spätestens im August 1539, äußerst verstimmt, und entschlossen, in keinem Falle in Leipzig zu bleiben, nach Belgern zurück. Ohne Zweifel ist ihm der heimliche Widerwille, auf den er bei einem großen Theil der Bevölkerung stieß, die vielfache Friction bei Magistrat und Universität, die römische Denkart, mit der er zu thun bekam, zu stark gewesen. Allein im September desselben Jahres mußte er, infolge kurfürstlichen Befehls, sich wiederum nach Leipzig begeben, um das evangelische Kirchenwesen daselbst zu ordnen. Dessen ungeachtet sah er diesen Auftrag auch jetzt noch als einen interimistischen an, welcher höchstens Jahr und Tag dauern sollte. Erst im Laufe des Jahres 1540 setzte es der Magistrat mit Hilfe Herzog Heinrichs durch, daß der Kurfürst ihn seines Amtes in Belgern definitiv entband, und ihm

ahl, das Amt eines Pfarrers zu St. Nicolai und Superintendenten über Leipzig
utreten. Er wollte sich diesem Ruf, der ihm viel zu hoch und wichtig erschien,
h jetzt noch entziehen. Allein Luther und Philipp Melanchthon ermahnten ihn
hdrücklich, dieser Berufung nicht zu widerstehen, in ihr vielmehr den Willen Gottes
erkennen, der ihn zu seinem Rüstzeug für diesen Posten auserfehen habe. In
Thal haben diese seine ehrwürdigen Gönner geholfen, den rechten Mann auf
rechten Platz zu stellen. P. hat das in ihn gesetzte Vertrauen im Laufe
n mehr als 30 Jahren in jeder Beziehung vollständig gerechtfertigt.

P. war ein Mann von hervorragenden Gaben Leibes und der Seele: bei
sehnlicher stattlicher Figur, besaß er kräftige dauerhafte Gesundheit, so daß er
l Mühe und Arbeit ertragen konnte bis ins hohe Alter; er war von offenen
arfen Sinnen; den Wohlklang seines Organs (vocalitas) rühmt Luther ein-
l gelegentlich; daß er sehr beredt gewesen, wird mehrfach bezeugt. Sein Geist
r von durchdringender Klarheit, er war im Stande das Dunkle schlicht und
tlich zu erklären, das Verwickelte zu lösen und klar zu legen, das Weitläufige
z zu fassen, insbesondere die Anwendung der Wahrheiten zu zeigen, eine
be, welche Luther an ihm hoch schätzte und rühmte. P. hatte von Hause
s ein frisches fröhliches Gemüth; sein Handeln aber war allenthalben wohl
erlegt und vorsichtig, im Umgang freundlich und holdselig, friedsam, aber stets
richtig und der Wahrheit und Billigkeit treu gegen Freund und Feind, mild
d voll Barmherzigkeit gegen die Armen, von Herzen demüthig, gottesfürchtig,
seinem Wandel unsträflich, ein Vorbild seiner Gemeinde. An seinen Pre-
ten rühmte man, wie leicht sie zu fassen, wie viel Lehre und Trost daraus
schöpfen gewesen.

Seitdem er nun Leipzig völlig angehörte, wandte er allen Fleiß und Treue
ran, die evangelische Kirche hier zu erbauen: all sein Denken und Studiren
Tag und Nacht zielte dahin, die Seelen auf den Grund biblischer Wahrheit
stellen; dabei rief er unablässig Gott um Erleuchtung und Hilfe an, und be-
ß sich, der Gemeinde mit frommem Tugendwandel voranzugehen für seine
rson und mit seinem ganzen Hause, worin Gottesfurcht, Zucht und Studien-
iß der Söhne wohnte. Damit er sein hohes Amt als Oberpfarrer und
perintendent mit desto mehr Würde und Auctorität führen möchte, wurde er,
chdem die Leipziger Universität erneuert und reformirt worden, am 6. Sep-
nber 1543 zum Licentiaten der Theologie, sodann Mittwoch, den 10. October,
t noch vier anderen, unter denen nur der mit ihm innig befreundete, um die
iversität hochverdiente Caspar Borner genannt sein möge, zum Doctor der
eologie promovirt. Von da an hielt er denn auch theologische Vorlesungen,
erst und zumeist über Melanchthon's Loci theologici, die er außerordentlich
ch schätzte; sodann erklärte er auch das Evangelium Matthäi. Pfeffinger's
orlesungen über Melanchthon's Loci wurden ganz besonders als meisterhaft
erkannt.

Schwierige und traurige Zeiten mußte er nach Luther's Tode erleben.
ährend des Schmalkaldischen Krieges wartete er seines Amtes treu und be-
ndig, unter fleißigem Gebet, daß der erbarmungsreiche Gott seine Kirche
halten und das Land nicht gänzlich mit dem Banne schlagen wolle. Als
er die Kriegsnoth vorüber war, mußte P. von Seiten seiner Feinde sich ver-
chtigen lassen, als hätte er gegen seinen Landesherrn, den jetzigen Kurfürsten
oritz, nicht treu und loyal sich gehalten. Indessen ließ sich der Kurfürst nicht
gen ihn einnehmen, erzeigte ihm vielmehr bei einem Gastmahl in der Pleißen-
rg, wozu er ihn geladen, alle fürstliche Huld. Bald darauf, wol noch im
ufe des Jahres 1548, erging an ihn ein ehrenvoller Ruf nach Breslau als

Pfarrer zu St. Maria Magdalena, der nach den betrübenden Erfahr
jüngsten Zeit nicht wenig Verlockendes für ihn hatte. Allein wei
wohlwollende Gesinnung des Kurfürsten für Kirche und Schule gewiß
und weil der Magistrat von Leipzig ihm hohes Vertrauen und Gunst
so lehnte er den Ruf ab, um seiner Gemeinde und der Universität
dienen. Indeß trug er dafür zunächst wenig Danks davon. Denn daß
Melanchthon und Bugenhagen, in Sachen des Interims und einer er
Fassung dieses Vergleichs (Leipzig, December 1548) mit zu Rathe
worden war, wurde ihm durch Männer, welche allein die berechtigte
lutherischen Geistes zu sein vermeinten, als Verleugnung evangelischen
nisses und als Befürwortung der päpstlichen Messe ausgelegt und
Ja selbst der Umstand, daß ihm, als Professor der Theologie, im
ein Canonicat am Domstift zu Meißen zu Theil wurde, während er
fessor bis dahin gar keinen Gehalt bezogen hatte, wurde ihm verdacht,
das eine Belohnung gewesen für seine Bemühung um Wiedereinführ
Messe in den evangelischen Gottesdienst.

Während es sich im J. 1548 ff. um Chorröcke und andere „Mitt
gehandelt hatte, warf sich die Anfeindung gegen P., als Schüler Melan
später auf das Gebiet der Lehre. P. vertheidigte nämlich in mehrere
mischen Thesen (themata betitelt) vom 29. Mai 1551 und 2. Dec. 155
in „Propositiones de libero arbitrio“ und in „Quaestiones quinque de
voluntatis humano“ vom J. 1555, die Ansicht, welche Melanchthon in dem
Stadium seiner Loci aufgestellt hatte, daß nämlich im Werk der Bekehr
heilige Geist nicht ausschließlich thätig sei, sondern daß der Mensch selb
mitwirken könne, denn der heilige Geist verfahre mit ihm nicht wie
schnitzer mit einem Holzblock oder wie der Steinmetz mit einem Stein.
ihn traten Hofprediger Stoltz in Weimar, Nicolaus von Amsdorf,
Flacius und Superintendent Gallus zu Regensburg auf. Die Polemik
so hitzig und gehässig geführt, daß P. aufs äußerste verläumdet und
handelt wurde. Das kränkte ihn tief, weniger um seiner eigenen Person
als weil die Kirche durch solches Aergerniß entstellt, der Fortschritt des
geliums gehemmt, die Leute zur Verachtung von Gottes Wort und Sa
verleitet würden. Im J. 1558 ließ Nicolaus von Amsdorf zu Jena er
ein hauptsächlich gegen P. gerichtetes, deutsch geschriebenes „Öffentliche
kenntniß der reinen Lare (sic) des Evangelii und Confutation der
Schwermerey“. Diese Streitschrift verwirft Pfeffinger's angebliche
welche derselbe in seiner Disputation ausgesprochen habe, dahin gehend,
Mensch mit seinen natürlichen Kräften dem Worte Gottes Beifall ge
sich zur Bekehrung anschicken und bereiten könne. Da konnte P. nicht
schweigen. Er gab zu seiner Rechtfertigung zwei Erwiderungen gleich
heraus, die eine lateinisch für die Gelehrten, die andere deutsch für die Gem
Die lateinische Schrift ist betitelt: „Demonstratio manifesti menda
infamare conatus Doctorem Joannem Pfeff. (sic) libellus quidam
et sycophanticus germanice editus tituli Nicolai ab Amsdorf etc.“
1558. Hier ist nur Vor- und Nachwort neu; den Hauptinhalt bil
wörtlicher Wiederabdruck der oben genannten Quaestiones quinque de
voluntatis humanae von 1555, worauf Amsdorfs Angriff sich bezog.
kl. 4°. Die deutsche Entgegnung führt den Titel: „Antwort D. Joh.
Pastoris der Kirchen zu Leipzig. Auf die ‚Öffentliche Bekenntniß
Lare — Schwermerey‘, Niclasen von Ambsdorff.“ Wittenb. 155
kl. 4°. Diese für das Volk bestimmte Streitschrift ist offenbar sch
schrieben, und macht den Eindruck eines seiner guten Sache gewissen

ersicht eines guten Gewissens festen, aufrichtigen Ehrenmannes, der sich schließlich, zumal gegen den Schluß hin, grober Ausfälle allerdings nicht enthält, z. B. man möge „dem alten Mann seinen Aberwitz zu gut halten", oder, man werde finden, daß „des von Amsdorff schreiben eitel giftige Calumniae oder aberwitzige trunkenboldische Wort sind". Was ihn am meisten empört, ist der Umstand, daß Amsdorff die angeblichen Irrlehren, die er ihm schuld gibt, nicht in seiner Disputation nachzuweisen vermochte, sondern auf eigene Faust formulirt hatte, wozu er die Schlußworte fügte: Haec ille, si recte memini. Darauf kommt P. wiederholt zurück, und erklärt: wenn man bei scharfer Prüfung seiner Disputation dasjenige darin finde, was Amsdorf ihm schuld gebe, so wolle er es leiden, daß er von jedermann für einen Irrlehrer gehalten werde, wolle seinen Irrtum bekennen, demjenigen, der ihm ihn nachweise, dafür danken, und den Irrthum öffentlich widerrufen; so B. III. Für seine Person tröstete er sich mit Melanchthon's Wort: „Wenn du eine Beleidigung Gott anheimstellst, so ist er selbst Rächer; wenn einen Schaden, so ist er Wiedererstatter; wenn einen Schmerz, so ist er Arzt; wenn den Tod, so ist er es, der auferweckt." Zu solchen Prüfungen, welche ihn als Glied des kirchlichen Gemeinwesens trafen, kam auch Familientrauer und Hauskreuz: wie oben erwähnt, verlor er seinen erstgebornen Sohn Johannes, welcher bereits Magister geworden und mit Erfolg an der Universität thätig war, am 3. September 1551. Der tief betrübte Vater richtete sich an den Verheißungen und trostreichen Aussprüchen der heiligen Schrift auf, woraus sein „Trostbüchlein" entstanden ist. Einigen Ersatz und Erquickung gewährte ihm 5 Jahre später die Promotion seines zweiten Sohnes Paul zum Magister, welcher später, im Jahr 1562, zum Pfarrer und Superintendenten in Delitzsch berufen wurde.

Ganz außerordentliche Unruhe und Sorge wurde ihm dadurch bereitet, daß er entdeckte, wie ein Mitglied der evangelischen Geistlichkeit in Leipzig die reformatorische Grundlehre von der Rechtfertigung vor Gott durch den Glauben allein, ohne Verdienst der Werke, unter der Hand zu entstellen und zu verfälschen anfing. Dieser Gefahr trat er sofort rechtzeitig entgegen, indem er im Juni 1556 ein klares und festes Bekenntniß von der „Gerechtfertigung (sic) des Menschen" entwarf und seinen Amtsbrüdern in Leipzig vorlegte, worauf diese sämmtlich dasselbe zu unterzeichnen hatten und sich verpflichteten, in der Predigt und in allen ihren Aeußerungen sich beständig daran zu halten. Diesem Bekenntniß gab Melanchthon seinen rückhaltlosen Beifall. Vor der Hand wurde durch dieses Vorgehen Pfeffinger's der Irrlehre gesteuert und Aergerniß in der Gemeinde verhütet. Jedoch machte sich die Irrlehre schon nach wenigen Monaten wieder bemerklich, so daß im October desselben Jahres die Aufstellung eines etwas ausführlicheren Bekenntnisses, welches gleichfalls unterzeichnet werden mußte, nothwendig wurde. Das Jahr 1560 brachte ihm ein doppeltes Herzeleid: den Tod Melanchthon's und den seiner Ehefrau. Der Heimgang des ihm so innig verbundenen Mag. Philippus ging ihm, um des Besten der evangelischen Kirche willen, so sehr zu Herzen, daß von vielem Weinen seine Augen mehrere Monate lang außerordentlich angegriffen waren. Der Verlust seiner Gattin, die am 29. September 1560 starb, war für den nahezu 67jährigen ein unaussprechlicher Schmerz. Die einzige Tochter erzeigte ihm von da an verdoppelte kindliche Liebe in seiner Pflege und der Führung des Haushalts. Bei zunehmendem Alter schenkte ihm Gott doch so viel Kraft Leibes und der Seele, daß er seinem Amte noch vorstehen und dessen Pflichten erfüllen konnte. Vorzüglich aber wurde sein Gebet je mehr und mehr anhaltend, seine Fürbitte für die Kirche Christi, für Stadt und Land, und sein Gebet für sich selbst, zumal um ein seliges Ende.

Bausen zehn Tage währte. Am Neujahrstag 1573 entschlief
3 Uhr sanft und stille, nachdem er seine Seele in Jesu Hände
Er stand im 80. Lebensjahr, im 55. des geistlichen Amtes, im
führung in Leipzig. Die Bürgerschaft Leipzigs hatte bis zum
evangelischen Wahrheit willen zwanzig Jahre lang so viel geth
daß sie einen so gottesfürchtigen, treuen und trefflichen Mann
als ersten evangelisch-lutherischen Pfarrer verdiente.

Die urkundlichsten und ältesten Nachrichten über Pfeffing
und Charakter gibt die der „Leichpredigt“ des Diaconus Lo
(am 8. Januar 1573 gehalten) vorausgeschickte, dem Magist
gewidmete, mit dem Bilde Pfeffinger's in Holzschnitt gesch
nung aus der Feder des Lic. Theol. und Superintendente
Balthasar Sartorius. Dieselbe ist datirt den 1. April 1579,
kl. 4°, und verdient, da der Verfasser als Schwiegersohn der
Pfeffinger's, der verehelichten Salmuth, sich darauf beruft,
ihn habe von seinem Leben erzählen hören, vollkommenen Gla

Pfeffinger: Joh. Friedrich P. wurde am 5. Mai 166
als Sohn eines Lederbereiters Daniel P., der einer früher
Familie entstammte, geboren, † 1730; seine Mutter Susanne
Tochter eines Weißgerbers und die Schwester des Straßburger
Bebel. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und trie
dortigen Universität philosophische, geschichtliche und rechtswissensch
Er setzte dieselben seit dem Sommer 1687 in Leipzig, insbe
Juristen Leonh. Baudiß, fort, bis ihn 1690 der Ruf Konr
fleisch's nach Wittenberg zog. Doch war hier seines Bleibens
ihn bald der Cellische Vicekanzler v. Fabrice zum Hofmeist
Sohnes gewann. Diese Stellung währte bis Ende des Jahres 1692.
1693 kam er als Professor an die Ritterschule zu Lüneburg, die
demie erhoben wurde. Hier lehrte er zunächst Mathematik;
Inspector der Anstalt. Das Bibliothekariat in Hannover, das ih
Entweichen 1724 angeboten wurde, lehnte er seines Alters un

te, insbesondere die Genealogie, sowie das deutsche Staatsrecht. Auf
Gebiete schuf er sein Hauptwerk, den „Vitriarius illustratus“. Es ist
mmentar des jus publicum des Leydener Professor's Ph. R. Vitriarius
7). Die erste Ausgabe erschien 1691, eine neue stark vermehrte und
te in 2 Bänden 1698 und 1699 (3. Auflage 1712 und 1718), denen
25 noch ein dritter und 1731 ein nach dem Tode des Verfassers von
i herausgeg. vierter Band anschlossen. Ein die Brauchbarkeit des Werkes
öhendes Repertorium über dasselbe hat Ch. G. Riccius 1741 geliefert.
schon an sich ein verfehlter Gedanke, daß Vitriarius sein deutsches
echt nach Art der bürgerlichen Gesetze Justinian's einrichtete, so mußte
angelhafte Anlage in Pfeffinger's Werke, welches den Text jenes mit An-
en und zum Theil sehr eingehenden Ausführungen begleitete, noch weit
r hervortreten. Das Buch erhielt dadurch etwas planloses und war
naue Register nur sehr schwer zu benutzen. Trotzdem schuf P. durch die
ltigkeit der mit gewaltigem Fleiße und großer Belesenheit ausgearbeiteten
ungen, die insbesondere die einschlagenden geschichtlichen Verhältnisse be-
n, ein Werk von lang dauerndem Werthe. Die „Historie des Braun-
sch-Lüneburgischen Hauses &c.“ ist 1731—1734 von seinem Neffen Joh.
in sehr ungenügender Weise herausgegeben. Er hat die zum Theil
llen Collectaneen seines Oheims unter Zugrundelegung des Textes der
ierschen Chronik in nachlässiger, gedankenloser Weise zu einem Werke
tet, mit dem er dem Ruhme seines Oheims einen schlechten Dienst er-
hat. Sehr zahlreich waren die hinterlassenen handschriftlichen Aus-
gen Pfeffinger's, darunter insbesondere solche über die Geschichte der
ger Geschlechter und Klöster. Ein Theil dieser Manuscripte wurde schon
n 1734 in Hamburg verstorbenen Neffen veräußert; die übrigen hatten
asselbe Schicksal. Die genealogischen Schriften erwarb der Geheimrath
aun. Eine Uebersicht über diese Handschriften sowie über die übrigen
rke Pfeffinger's findet sich nebst biographischen Nachweisen in (Leißner's)
chs. Neuen Zeitungen von Gelehrten Sachen auf d. J. 1730 S. 664 ff.
J. Fr. Jugler's Beyträgen zur juristischen Biographie Bd. IV, S. 161.

P. Zimmermann.

eiffer: August P., berühmter Orientalist, als Sohn eines herzoglichen
ehmers in Lauenburg am 27. October 1640 geboren, setzte nach Ab-
g des Johanneums in Hamburg seine Studien in Wittenberg fort,
chon im ersten akademischen Jahre 1659 Magister und hielt Privatvor-
über orientalische Sprachen. Ein kurfürstliches Stipendium setzte ihn
Stand, sich dem Studium derselben ganz zu widmen. Obschon 1665
ofessor orientalium ernannt, nahm er dennoch Ostern 1671 eine Be-
des Herzogs Sylvius Friedrich von Oels zum Pastor in Medzibor und
des Consistoriums in Oels an, welche Stelle er 1673 mit dem Pastorat
ppen vertauschte. Hier nahm er Andreas Acoluthus als Schüler in sein
auf. Als ehemaliger kurfürstlicher Stipendiat wurde P. 1675 nach
und zwar zum Pastor an St. Afra in Meißen zurückberufen und,
er eine Vocation als Generalsuperintendent nach Lauenburg aus-
n und auf Kosten des Kurfürsten sich das Doctorat der Theologie er-
hatte, 1681 als Archidiaconus an die Thomaskirche in Leipzig versetzt
gleich zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt. Nach
iger Lehrthätigkeit in Leipzig folgte er einem Rufe des Lübecker Raths
perintendenten über die dortigen Kirchen. In diesem Amte ist er am
nuar 1698 gestorben. Pfeiffer's Thätigkeit als Schriftsteller war sehr
reich. Leuschner zählt mehr als 50 Schriften desselben auf. Einen nicht

kleinen Theil bilden seine Streitschriften. Gegen die von dem Jesuiten Arnold Engel „ausgestreute Fundamentalfragen wider die lutherische Religion“ trat er 1679 mit seinem mehrfach aufgelegten, auch neuerdings wieder abgedruckten Tractat „Lutherthum vor Luther“, deßgleichen gegen den in deutscher Uebersetzung verbreiteten Tractat Poiret's „Die Klugheit der Gerechten, die Kinder nach den wahren Gründen des Christenthums zu erziehen“, 1694 mit acht Predigten und einer „epistola apologetica“ in die Schranken. Letztere brachte ihn mit Spener, den er früher in der Vorrede zu seiner „Evangelischen Christenschule“ als hochverdienten theologus gelobt hatte, in Conflict, der sich durch mehrere Jahre in Streitschriften fortspann. Bei weitem wichtiger als seine polemischen und ascetischen Schriften sind Pfeiffer's gelehrte Arbeiten über Exegese, Kritik und Hermeneutik des alten Testaments. Die „Exercitationes biblicae“, „Dubia vexata“, „Introductio in orientem“, „Critica sacra“, „Thesaurus hermeneuticus“, „Descriptio rituum antiquorum gentis Ebreae“ wurden wiederholt aufgelegt. Eine Gesammtausgabe seiner gelehrten Werke erschien 1704 in Utrecht.

Augusti Pfeifferi, theologi Lubecensis, memoria e filiorum moestissima pietate exstructa. Lub. 1699. — Leuschneri Spicilegium XIX. — Walch, Religionsstreitigkeiten. Schimmelpfennig.

Pfeiffer: August Friedrich P. ward als der älteste Sohn von Joachim Ehrenfried P. (s. S. 639) am 13. Januar 1748 zu Erlangen geboren. Auf dem Lyceum zu Culmbach und dem Gymnasium zu Erlangen vorgebildet, studirte er in dieser seiner Vaterstadt seit 1765 Theologie und ward daselbst 1769 zum mag. theol. promovirt. Nachdem er noch orientalistische Studien gemacht, habilitirte er sich 1770 als theologischer Docent, ward 1776 Professor der orientalischen Sprachen, 1805 Bibliothekar und starb am 15. Juli 1817. (Allg. Encykl. III, 20, S. 332—334, wo in Anmerkung 11 noch weitere biographische Quellen zu finden.)

Aus seinen a. a. O. angeführten Werken verdienen Hervorhebung: der von ihm veranstaltete Auszug aus Assemani's orientalischer Bibliothek, 1. Thl. 1776, 2. Thl. 1777 (s. d. Titel bei Nestle, Brevis linguae Syriacae litteratura 1881 p. 1). Er hatte hierin zugleich eine deutsche Uebersetzung der syrischen Stellen gegeben und überhaupt die Schätze jenes Werkes aus der syrischen Litteratur leichter zugänglich gemacht (vgl. Michaelis, Oriental. Bibl., Bd. XI, S. 41—46, und Eichhorn, Repert. f. bibl. u. morgenl. Litt., Bd. I, S. 199—217, wo eine zweite genauere Uebersetzung der Chronik von Edessa nach dem Syrischen gegeben ist). — Ebenso war für seine Zeit eine „Ebräische Grammatik“ 1780, 2. Aufl. 1789, 3. Aufl. 1803, ein recht nützliches und gern gebrauchtes Lehrbuch (vgl. Meyer, Gesch. d. Schrifterklärung, Bd. V, S. 133; bei Diestel, Gesch. d. A. Ts., S. 566 vgl. 801, ist das Buch fälschlich dem Joachim Ehrenfried P. zugeschrieben worden). Später schrieb er als lexikalische Ergänzung dazu ein „Bibliorum hebraicorum et chaldaeorum manuale“, 1809. Gesenius' große Schöpfungen auf diesem Gebiete machten allerdings die Arbeiten dieser Vorgänger rasch vergessen. — Eine kleine archäologische Arbeit war die „Ueber die Musik der alten Hebräer“, 1779, vgl. Winer, Bibl. Realwörterbuch II, 122. — Seine wichtigste Arbeit ist die unvollendet gebliebene Ausgabe der Werke Philo's: „Philonis opera omnia graece et latine ad editionem Th. Mangey collatis aliquot Mss. edenda curavit“, 1785—1792, 2. Aufl. 1820, 5 Bde. Seine Leistung bezeichnete um deßwillen einen Fortschritt über Mangey hinaus, als er durch Mittheilung der wichtigsten Varianten des codex A (Monacensis) dem Leser die Möglichkeit gewährte, wenigstens bei den wichtigsten Fällen eine ältere und bessere Textgestalt kennen zu lernen, als sie Mangey geboten hatte.

Vgl. hierüber J. G. Müller, Des Juden Philo Buch von der Weltschöpfung, 1841, S. 18—28, insbes. S. 21 u. 27. Ueber die Philohandschriften im allgemeinen und die hier zu leistende Aufgabe s. Tischendorf, Philonea inedita, 1868, p. V—XX, und C. Siegfried, Philo von Alexandrien, 1875, S. 28.

C. Siegfried.

Pfeiffer: Burkhard Wilhelm P., hessischer Publicist und Rechtsgelehrter, geb. am 7. Mai 1777 in Kassel als ältester Sohn des Johann Jakob P., welcher 1769—1779 Prediger an der dortigen Oberneustädter Gemeinde, dann Professor und Pädagogarch in Marburg, 1789 Consistorialrath und Inspector der reformirten Gemeinden des hessischen Oberfürstenthums, auch Religionslehrer des Erbprinzen, nachherigen Kurfürsten Wilhelm II., war. Die Mutter war Lucie Rebekka geb. Rüppel. Nach Beendigung des Rechtsstudiums erhielt P. zwar 1803 die Stelle eines Staatsanwalts in Kassel; bei seiner früh zu Tage tretenden Tüchtigkeit auch in anderen Fächern, wurde er aber im Juli 1805 zum Hof- und im November 1805 zum wirkl. Regierungsarchivar in Kassel bestellt. Daneben blieb er jedoch der Rechtswissenschaft treu. Den „Vermischten Aufsätzen über Gegenstände des römischen und des deutschen Privatrechts", welche er schon 1802 in Marburg herausgegeben hatte, ließ er 1806 eine Schrift „Ueber die Grenzen der Civil-Patrimonial-Jurisdiction. Ein Beitrag zum Territorial-Staatsrecht" (Göttingen) folgen und gab 1808, nachdem die französische Gesetzgebung in Hessen eingeführt worden, mit einem jüngeren Bruder „Napoleon's Gesetzbuch nach seinen Abweichungen von Deutschlands gemeinem Recht" (2 Bände, Göttingen) heraus. Die Folge war, daß er wieder in das Justizfach zurückkam. Er wurde 1808 Stellvertreter des Generalprocurators beim Appellationsgericht in Kassel. Nach dem Ende der Fremdherrschaft verwendete ihn die hessische Regierung als Rath in der Verwaltung. Mit ganzem Herzen der damaligen liberalen Zeitströmung zugethan, erregte er 1816 in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit durch seine Schrift „Ideen zu einer neuen Gesetzgebung für deutsche Staaten". 1817 trat er abermals in das Justizfach zurück, indem er zum Rath beim Appellationsgericht in Kassel bestellt wurde. Als solcher gab er eine „Neue Sammlung bemerkenswerther Entscheidungen" dieses Gerichts heraus (4 Bände, Hannover 1818—1820). Um diese Zeit wurde Kurhessen lebhaft bewegt durch die Frage der rechtlichen Folgen verschiedener Maßnahmen der westfälischen Zwischenregierung. Kurfürst Wilhelm I. hatte durch Verordnung vom 14. Januar 1814 alle während der Zwischenzeit geschehenen Benachtheiligungen des Staatseigenthums für nichtig erklärt und diese Verordnung am 31. Juli 1818 im Gesetzblatt authentisch dahin erläutert, daß die 1806 erfolgte Ueberziehung Hessens durch französische Truppen nicht den Charakter einer völkerrechtlichen Eroberung, sondern den eines Raubzugs gehabt habe und daß daher auch alle Verfügungen über die vorher aus den Staatscassen ausgeliehenen Capitalien ungiltig seien. Damit wurden diejenigen, welche Capitalien zurückgezahlt hatten, schwer betroffen. In deren Interesse gab P. 1819 die dem Kurfürsten gewidmete Schrift heraus: „Inwiefern sind Regierungshandlungen eines Zwischenherrschers für den rechtmäßigen Regenten nach dessen Rückkehr verbindlich?" Darin machte er namentlich darauf aufmerksam, daß der Bundestag am 30. Juli 1818 sich für eine entgegengesetzte Ansicht ausgesprochen zu haben scheine. Das Oberappellationsgericht in Kassel sah sich genöthigt, im Sinne der kurfürstlichen Erläuterung zu entscheiden, P. aber, welcher diesem Gericht angehörte, gerieth nun in eine schiefe Stellung, und nahm daher 1820 die Stelle eines Mitglieds des Oberappellationsgerichts in Lübeck an. In Anbetracht seiner bewährten Tüchtigkeit rief ihn jedoch Kurfürst Wilhelm II. gleich nach seiner Thronbesteigung 1821 zurück. Wiederum Mitglied

des höchsten Gerichtshofs Kurhessens, gab P. 1824 eine Schrift über „das Recht der Kriegseroberung in Bezug auf Staatscapitalien“ (Hannover) und 1825—1841 „Praktische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft“ (8 Bände, Hannover) heraus. Durch dieses Werk erlangte P. das größte Ansehn in der hessischen Juristenwelt und lange Zeit gab es wol keinen praktischen Juristen in Hessen, welcher sich nicht in Besitz dieser Fundgrube des Wissens gesetzt hätte. 1826 folgte Pfeiffer's Schrift „Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in deutschen Staaten überhaupt und in dem herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha insbesondere“ (2 Bände, Hannover). Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann von dieser juristischen Befähigung und zugleich liberaler Richtung bei der 1830 beginnenden Neugestaltung der öffentlichen Verhältnisse des Landes Einfluß gewann. Er gab zunächst eine Flugschrift heraus, mit der Mahnung, in Mäßigung den Verfassungsentwurf der Regierung im wesentlichen anzunehmen. Während der dann folgenden Verhandlungen der alten Stände mit der Regierung stand P. dem Verhalten des Regierungsvertreters Eggena sehr nahe, welcher das größte Verdienst am Zustandekommen der Verfassung von 1831 hatte. In dem ersten auf Grund derselben berufenen Landtage erschien P. als Vertreter der Diemelgegend, wurde vom Kurfürsten zum Präsidenten auserfehen, mußte aber zurücktreten, da die Wahl für ungiltig erklärt wurde. Wiedergewählt, konnte er um so besser sich an den Verhandlungen betheiligen. Er that dies bei allen bald folgenden Streitfällen mit der Regierung in Sinne einer entschiedenen Geltendmachung der Verfassungsbestimmungen. Dieses Ziel verfolgte er auch in seiner „Geschichte der landständischen Verfassung in Kurhessen“ (Kassel 1834). Für den Eintritt in den zweiten Landtag wurde ihm, angeblich wegen Unabkömmlichkeit im Beruf, die Genehmigung versagt, obgleich er sich in der ständischen Anklage gegen Hassenpflug wegen seiner früher als Mitglied des permanenten Ständeausschusses entwickelten Thätigkeit, im höchsten Gerichte der Stimme enthielt. In Ungnade gefallen, wurde er auch bei der Wiederbesetzung der Stelle eines Präsidenten dieses Gerichts übergangen, obwol er dessen ältester Rath war. Am 13. Juni 1843 in Ruhestand versetzt, nahm er schriftstellerisch noch vielfach an öffentlichen Fragen Theil, 1848 stand er dem hessischen Märzministerium sehr nahe, 1849 gab er „Fingerzeige für alle deutschen Ständeversammlungen“ (Kassel) heraus; zur Zeit des Verfassungsstreits mit Hassenpflug sprach er sich in einer Schrift „Zur Würdigung des Bundestagsbeschlusses vom 21. September 1850“ im Sinne der Landstände über die Steuerfrage aus; ähnlicher Tendenz war seine Schrift „Der alte und neue Bundestag nach ihrer Wirksamkeit für die Aufrechterhaltung des allgemeinen Rechtszustandes in Deutschland“ (Leipzig 1851). Die Zeit der Bundesexecution rief seine Schrift über „Die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Richteramts“ (Göttingen 1851) hervor. Seine „Praktischen Ausführungen“ führte er bis 1846 fort. Eine Bearbeitung von Ledderhose's kurhessischem Kirchenrecht gab er 1821 (Marburg) heraus. Eine Reihe von juristischen Aufsätzen legte er nieder in Hitzig's Annalen der Criminalrechtspflege, Weiske's Rechtslexikon, Reyscher's u. Wilda's Zeitschr. f. d. Recht, im Archiv f. civilist. Praxis und in Linke's Zeitschr. f. Civilrecht u. Proceß. P. starb am 4. October 1852 in Kassel. Vermählt war er seit 1801 mit Louise, Tochter des dortigen Kriegsraths Harnier.

Strieder, Hess. Gelehrtengesch. Bd. XIV, XV, XVII; Justi's Fortf. derf. (1831) u. Gerland's Fortf. derf. (Kassel 1868). — Wippermann, Kurhessen seit den Freiheitskriegen (Kassel 1850). Wippermann.

Pfeiffer: Christoph P., Dichter geistlicher Lieder, wurde am Tage Salomonis (d. h. am 3. Februar — oder sollte der 13. März gemeint sein?) 1689 zu Oels in Schlesien geboren, als Sohn eines Tuchmachers. Nachdem er ge-

hre Adjunct zu Dirsdorf gewesen war, ward er am 28. März 1719 auf die rre zu Dittmannsdorf im Fürstenthum Münsterberg berufen; von hier kam im Herbst 1746 als Pastor nach Stolz (nicht Stolp) bei Frankenstein im ünsterbergschen. Hier starb er in seinem 70. Lebensjahre am 23. December 58. In der Kirche des letztgenannten Ortes hing noch im J. 1868 (und ngt dort wahrscheinlich noch) sein lebensgroß in Oel gemaltes Bild. — hat schon als Student geistliche Lieder gedichtet; im J. 1719 erschien dann „Evangelischer Sabbath“, in welchem sich 91 Lieder über die Sonntags- ngelien befinden, welche zum Theil mit manchen Liedern von Benjamin hmolck eine große Aehnlichkeit haben. Später veröffentlichte er unter anderm h noch eine größere Liedersammlung (85 Lieder), „Geistliche Feierkleider“ ge- nnt, 1732. Einige seiner Lieder haben eine weitere Verbreitung gefunden, ilweise sogar in Süddeutschland.

Wetzel, Hymnopoeographia IV, S. 397 f. — Rotermund zum Jöcher V, Sp. 2193 f. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., V, S. 492 ff. — Bode, Quellennachweis, S. 128 f. l. u.

Pfeiffer: Erasmus P., deutscher Dramatiker, Secretär des Herzogs Julius nst von Braunschweig, schrieb 1631 „Pseudostratiotae, ein teutsches Spiel un- iger Lediggänger, denen das Saufen von ihren Weibern und der Müßiggang Landsknechtsart getrieben, von Bauern wol versalzen wird“, das er in die ihm besorgte Ausgabe der lateinischen Uebersetzung des Sophokleischen Ajax ch Joseph Scaliger (1587 auf dem Straßburger Theater aufgeführt) einschob. verfuhr durchaus unselbständig. Sein „Zwischenspiel“ ist nur eine Wieder- ung der Uebersetzung der Pseudostratiotae des Harlemer Rectors Cornelius honaeus (1592), die 1607 Balthasar Schnurr, Pfarrer zu Amlishagen, ver- staltet hatte. Von den neuen Scenen des am Ende befindlichen „Soldaten- les“ sind die vier niederdeutschen Scenen eine versificirte Bearbeitung von h. Rist's Irenaromachia (1630); die fünf hochdeutschen Scenen, in denen harte Kriegsleben jener Zeit geschildert wird, scheinen einem älteren Drama nommen zu sein. Das Lob, das den zwar derben und rohen, aber natur- reuen niederdeutschen Bauernscenen gespendet werden muß, gebührt also dem lsteiner Rist.

Gaedertz, Jahrb. des Vereins f. niederd. Sprachforschung VII, 106; ders. Das niederdeutsche Schauspiel (Berlin 1884) I, 41. — Bolte, Jahrb. des V. f. niederd. Sprachforschung XI, 157. H. Holstein.

Pfeiffer: Franz P., deutscher Philolog, ist geboren am 27. Februar 1815 Bettlach bei Solothurn, als Sohn armer Aeltern. Sein Vater hatte in em französischen Reiterregimente gedient und erhielt nun sich und die Seinen dem wohl kärglichen Einkommen als Musikus und Militärinstructor. In lothurn empfing P. den ersten Unterricht im Altdeutschen durch Professor ishaupt. Im J. 1834 bezieht er die Universität München, wo er sich zu- chst der Medicin zuwendet, gleichzeitig aber auch Maßmann's Collegien be- ht. Durch letztern gedrängt, sich für ein bestimmtes Studium zu entscheiden, t er die Medicin auf und widmet sich völlig dem Altdeutschen. Von seinem er für dieses legt Zeugniß ab, daß er, noch zwischen beiden Berufsstudien wankend, im J. 1835 seine erste Abschrift eines altdeutschen Gedichtes, des tichrist aus dem Cgm. 574 Fol. 87 f., verfertigte. Abschriften sind für die chsten Jahre seine Hauptbeschäftigung, eine große Reise vom Sommer 1840 März 1841 ward allein zu dem Zwecke unternommen, Abschriften altdeutscher rke herbeizuschaffen. P. entwickelt hierin einen Fleiß, der uns oft in Er- unen versetzt. Ein buntes Vielerlei von altdeutschen Schriften ist damals

durch seine Hand gegangen, ein günstiges Geschick hat ihm einen Umfang von Belesenheit verschafft, dessen damals sich wenige rühmen konnten. Vieles aus seinen Abschriften hat er im Laufe der Zeit selbst veröffentlicht, manches ward von andern benutzt. In diese Zeit fällt auch der eine und der andere Plan, der später ausgeführt ward, seit 1838 sammelt er zu seiner Ausgabe des Eckhart, 1839 denkt er bereits daran, Berthold's Predigten herauszugeben. In Haupt's und Hoffmann's altdeutschen Blättern und in des erstern Zeitschrift für deutsches Alterthum erschienen kleinere und größere Mittheilungen aus Handschriften, theils in bloßem Abdruck, theils in normalisirten Texten. In den Jahren 1842—1844 veröffentlichte er in der Bibliothek des litterarischen Vereines zu Stuttgart allein fünf Bände von zusammen über tausend Seiten, darunter die Weingartner und die alte Heidelberger Liederhandschrift, ferner die livländische Reimchronik. Letztere im Grunde nur ein aus einer Heidelberger Handschrift ergänzter und auch sonst verbesserter Neudruck der alten Bergmann'schen Ausgabe von 1817. Im J. 1850 erschien seine letzte Publication in diesem Vereine, die schwierige Ausgabe des habsburgisch-österreichischen Urbarbuchs. Der erste Dichter, welchem P. sorgfältige Aufmerksamkeit schenkte, war Rudolf von Ems. Seinen Alexander und Wilhelm besaß er in Abschriften, den guten Gerhard lag ihm in der sorgfältigen Ausgabe Haupt's vor. In den gelehrten Anzeigen, herausgegeben von Mitgliedern der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften 1842, lieferte er eine Besprechung dieser Ausgabe, die Haupt's Beifall fand und deren wichtigste Resultate von letzterem in seiner Zeitschrift III, 275 f. abgedruckt wurden. 1843 erschien Pfeiffer's Ausgabe von Rudolf's Barlaam und Josaphat, seinem Gönner dem Freiherrn von Laßberg, der ihn auf der Meersburg so freundlich aufgenommen hatte, gewidmet. Rasch folgten 1844 der Edelstein von Ulrich Boner, 1845 der erste Band der Mystiker, neben Hermann von Fritslar und Nicolaus von Straßburg als Anhang David von Augsburg enthaltend, 1846 Marienlegenden, 1847 Wigalois, 1848 Mai und Beaflor, 1852 Heinzelein von Konstanz, 1854 ausgewählte Theile aus der Chronik des deutschen Ordens von Nicolaus von Jeroschin. Bisher hatte man sich in der mittelhochdeutschen Prosa, von W. Wackernagel abgesehen, mit diesen Abdrücken begnügt, in dem Beginnen Pfeiffer's, die Mystiker kritisch herauszugeben, lag eine Erweiterung des Arbeitsgebietes der deutschen Philologie. Eine fernere lag in der Ausdehnung der Kritik auf mitteldeutsche Sprachdenkmäler. Im Edelstein des Schweizers Boner hat P. die Sprache noch ziemlich unkritisch behandelt. Die Untersuchung über Boner's Sprache ward für „gegebene Gelegenheit“ gespart. In der livländischen Reimchronik gibt er ebenfalls ungenügendes über die Sprache, der Text ist normalisirtes Mittelhochdeutsch. Erst im folgenden Jahre (1845) bringt der erste Band der Mystiker eine „Uebersicht der Laute“ des Mitteldeutschen. Manche dialectische Eigenthümlichkeit ward erst nach Abdruck des Textes gefunden; die „Uebersicht“ selbst ist erst nach Abschluß des Ganzen begonnen und darum auf Grund des Textes, nicht der Anmerkungen, denen sie im Drucke doch nachfolgt, zusammengestellt, weßhalb sie aus diesen ergänzt werden muß. Es scheint, daß des Herausgebers Aufmerksamkeit erst während des Druckes geschärft wurde. Wilhelm Grimm las seine Abhandlung über Athis und Prophilias im Beginne des Jahres 1844, der Druck der Abhandlung 1846 nimmt auf die Ausgabe der Mystiker Rücksicht. W. Grimm und P. waren seit 1840 in Verbindung getreten, ein Einfluß des erstern ist in der Bestimmung des Mitteldeutschen daher nicht ganz abzuweisen. In den andern Ausgaben setzt P. das von Lachmann und Haupt begonnene fort. Sie fanden Haupt's Beifall, Müllenhoff's unbeschränkte Anerkennung. In dem was reiche Erfahrung und umfassende Belesenheit lehren kann, über-

P. z. B. seinen Lehrer Maßmann. Was aber den Sinn für Individuelles
ngt, so steht ihm K. A. Hahn weit voraus. Im Barlaam macht er, der
ier Rudolf's, nicht den Anfang zu dem, was Hahn mit viel geringeren
teln für Konrad's Otto geleistet hatte. Als schwache Seite der Ausgaben
fer's hat schon Haupt die Metrik erkannt. P. verhält sich nicht von vorne-
n ablehnend gegen Lachmann's Metrik. Er bessert in Haupt's Gerhard
Schreibung nach Lachmann's strenger Forderung. Im Heinzelein von
stanz bewegt er sich ganz in den Bahnen Lachmannischer Metrik. In dieser
gabe bestrebt er sich außerdem deutlich, den strengen Anforderungen an einen
usgeber gerecht zu werden, sogar in Aeußerlichkeiten schließt er sich an
pt's Ausgaben an. Einen Abschluß seiner mitteldeutschen Studien bildet,
ohne einen hoffnungsvollen Ausblick auf weitere Forschungen zu gewähren,
Jeroschin. Im J. 1853 erhielt P. Holtzmann's Untersuchungen über das
lungenlied im Manuscripte mitgetheilt. Er trat rasch der neuen Ansicht
Sie befreite ihn und andre von dem gewaltigen Drucke der Persönlichkeit
mann's. Man meinte nun mit den Nibelungen fertig zu werden, ohne
mann auf den vielverschlungenen, beschwerlichen Wegen nachfolgen zu müssen.
var eine natürliche Folge, daß man noch mehr aufgab. Mit dieser Wen-
beginnt eine neue Periode in Pfeiffer's Thätigkeit. Manches früher be-
ene wird noch zu Ende gebracht. Im J. 1857 erschien die erste Abtheilung
zweiten Bandes der Mystiker, Meister Eckhart enthaltend, Text ohne An-
ungen und Lesarten, die nie erschienen. Im J. 1861 das längst vorbereitete
der Natur von Konrad von Megenberg, endlich 1862 nach raschem Ent-
ß der erste Band der Predigten Berthold's von Regensburg, ebenfalls bloß
Pfeiffer's Arbeit wendet sich nun andern Zielen zu. Er sagt sich offen
Lachmann los, bricht brieflich den Verkehr mit Haupt ab. In seinem
hlein „Zur deutschen Litteraturgeschichte" 1855, das Weihnachten 1854 er-
n, beginnt er, in seinem Aufsatze über Freidank die Walther-Freidank-
othese W. Grimm's bekämpfend, die Polemik gegen Lachmann; zunächst
n dessen Metrik. Mit Ausnahme der Widerlegung der Hypothese W. Grimm's
n die Resultate keines Aufsatzes aus diesem Schriftchen mehr sicher. Es ent-
außer der Abhandlung über Freidank die über Blicker von Steinach und
rad Fleck. Der Beweisgang des Aufsatzes über Blicker ist bezeichnend für
fer's litterarhistorische Methode. Gottfried von Straßburg lobt Blicker's Gedicht
chang und nennt den Dichter neben Hartmann von Aue, Heinrich von Veldeke,
ar und Walther von der Vogelweide. Er gibt Bruchstücke eines alt-
chen Gedichtes, in denen sich eine Meisterschaft verräth, „wie ich sie außer
Gottfried bei keinem altdeutschen Dichter sonst gefunden habe". Rudolf von
bringt in zweien seiner Werke Dichterverzeichnisse. Es ist schlechterdings
glich, daß ihm ein Gedicht, das solche Vorzüge besitzt, unbekannt geblieben
Hat er es aber und seinen Verfasser gekannt, so kann es nur der Um-
g Blicker's sein. Denn die andern von Rudolf verzeichneten Gedichte be-
wir entweder noch oder wir errathen ihren Inhalt, der auf unsere Bruch-
nicht paßt. Im J. 1856 gründet P. die „Germania, Vierteljahrsschrift
eutsche Alterthumskunde". Auf dem Gebiete der deutschen Philologie soll
errschaft der Autorität, das Ansehen der Schule eine Höhe erreicht haben,
icht mehr fördernd, sondern hemmend wirke und mit freier Forschung und
htslosem Bekenntniß der Wahrheit unverträglich sei. Das sei der Grund,
n eine neue Zeitschrift gegründet werde. Schüchtern wagt sich in das
ramm bereits die neuere Litteraturgeschichte. „Die neuere Litteratur, so weit
egenstand ästhetischer Betrachtung und Würdigung ist, liegt natürlich außer-
unseres Kreises, aber die Grenzen können nicht streng genug gezogen wer-

den.“ Aus den Arbeiten Pfeiffer's in dieser Zeitschrift sind die bedeutendsten: Wernher vom Niederrhein und der wilde Mann 1856. Ueber Gottfried von Straßburg 1858, beide auf Grund von Reimbeobachtungen, letztere außerdem aus Gründen der Metrik dichterisches Eigenthum scheidend. Die zweite Abhandlung und eine über Bernhard Freidank 1857 enthalten scharfe Polemik. Gegen Lachmann's Metrik wendet sich P. in dem Aufsatze über Gottfried, in dem er nachzuweisen sucht, was niemand geleugnet hat und er selbst 1852 in seinem Heinzelein schon wußte, daß nicht alle altdeutschen Dichter die von Lachmann beobachteten Regeln befolgten. Die Germania tritt außerdem polemisch auf gegen Haupt und Müllenhoff. Bald findet P. Mitarbeiter, welche sich bestreben es ihm in dieser Polemik gleich zu thun. Einige Male treten sie paarweise auf den Plan. Es fällt in diesen Polemiken die Gereiztheit und Heftigkeit des Tones bei geringer sachlicher Förderung auf. Es fällt auf, daß der Leser nur Tadel von Einzelheiten hört und nirgends von der Gesammtleistung des Angegriffenen erfährt. Man vermuthet unschwer, daß es Einflüsse von außen her sind, welche die Gegensätze verschärfen. Auf solche wenigstens scheinen Pfeiffer's Worte zu deuten: „Wer . . . . von den Fachgenossen, die nicht in seinen, sondern lieber eigene Wege gehen, mit so offener Wegwerfung als von Handlangern, Pfuscher und Dilettanten seit langem spricht und nun auch schreibt . .“ — Nachdem P. längere Zeit in Stuttgart in der bescheidenen Stellung eines zweiten Bibliothekars an der königlichen öffentlichen Bibliothek gewirkt hatte und mit dem Titel eines Professors ausgezeichnet worden war, folgte er im Herbste 1857 einem Rufe als ordentlicher Professor an die Universität Wien. Es tritt hier in seinen Arbeiten ein gewisser positiver Zug in den Vordergrund. An der Stelle des gestürzten Gebäudes sollte ein neues aufgeführt werden. Der freilich nicht verstandenen bisherigen Auffassung der mitteldeutschen höfischen Sprache wird 1861 eine neue entgegengestellt. Den „wiedergewonnenen“ Nibelungen wird ein Dichter zugewiesen 1862. Die Ausgabe Walther's von der Vogelweide 1864 sollte zeigen, wie Ausgaben altdeutscher Dichter beschaffen sein müßten. Dieselbe Ausgabe bringt eine Darstellung der Metrik, gereinigt von Lachmann'scher „Willkür“. Das Jahr 1866 stellt den Sprachproben Müllenhoff's das altdeutsche Uebungsbuch entgegen. Zwischen hinein fallen Conjecturen zu Erec, zu Walther von der Vogelweide, Ausgaben kleinerer althochdeutscher Denkmäler, eine „Rettung“ des berüchtigten Schlummerliedes u. s. w.

Die streithafte Polemik und daneben die positive Richtung wirkten auf die Jugend, die P. zu ihrem Lehrer hatte. Eine absterbende Schule, die sich durch tausend Pfähle den Weg zur weiteren Forschung verrammelt hatte, dort — freie Bahn für den Strebsamen hier — so erschienen dem Jüngling unter dem Eindruck von Pfeiffer's Wort und Schrift die beiden wissenschaftlichen Richtungen von denen er erfuhr. Dieser frische Zug hat manche junge Seele geweckt. Und hat der eine oder der andere auch später manches, ja vieles, was er einst freudig aufnahm, als Irrthum erkannt, dankbarer Erinnerung blieb und bleibt P. sicher. Ein gnädiges Geschick lenkte durch das letzte Buch, an dem P. arbeitete: den „Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland“, Wien 1870, seinen Blick auf die schöne Zeit der Jugend zurück. Die Meersburg stieg aus den dunkeln Fernen wieder auf und die Fülle der Erinnerungen begrub all das Leid und Bittere, das die Jahre ihm gebracht. So schloß sich über ihm, als er am 29. Mai 1868 nach langem Leiden, doch eines plötzlichen Todes starb, das Grab.

Zum Andenken Franz Pfeiffer's. Ein Nachruf von Hans Lambel (Beilage zur Allgemeinen Zeitung. München 1868, Nr. 189, 190, 191). — Franz Pfeiffer. Eine Biographie von Karl Bartsch im „Briefwechsel zwischen

seph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland.“ Herausgegeben von anz Pfeiffer. Wien 1870, S. XVII—CVII. — Franz Pfeiffer und seine derſacher von Em(il) K(uh). Kaiſerl. Wiener Zeitung 1870, Nr. 138, 1, 144. (Beruht, ohne daß der Bf. es anmerkt, zum großen Theil auf iftlichen Mittheilungen F. Pfeiffer's.) Joseph Strobl.

Pfeiffer: Ida P., ſ. am Schluſſe dieſes Bandes.

Pfeiffer: Joachim Ehrenfried P., der Vater Auguſt Friedrich's (ſ. S. ward am 6. September 1709 zu Güſtrow in Mecklenburg geboren. Seine Ausbildung empfing er in ſeiner Heimath, dann auf dem Gymnaſium zu ſund. Er ſtudirte ſeit 1728 zu Roſtock, ward ſchon 1730 mag. phil., dann nach Jena, wo er ſich 1737 habilitirte und über hebräiſche Sprache Litteratur las. Seine Erfolge waren ſo gute, daß die theologiſche Facultät aſelbſt zu ihrem Adjunctus ernannte. 1743 ward er als außerordentlicher ſſor der Theologie nach Erlangen berufen, wo er im Jahre 1744 noch ein gtamt dazu übernahm. 1745 ward er außerdem noch Scholarch der naſien von Baireuth und Erlangen und 1748 am letzteren Orte auch rintendent und erſter Profeſſor der Theologie. Er ſtarb am 18. October . (Allg. Encykl. III, 20, S. 334, 335, wo beſonders Anm. 7 noch weitere aphiſche Quellen angegeben ſind; Meuſel, Lexikon Bd. X, S. 381.) — Die Menge der amtlichen Aufgaben und ſpäter der praktiſch kirchlichen eſſen macht es erklärlich, wenn ſeine zahlreichen Schriften exegetiſchen und atiſchen Inhalts, welche er nebenher verfaßte, nicht gerade von beſonderer und Gründlichkeit zeugen. Man ſehe das Verzeichniß derſelben bei Meuſel O. S. 382—386 und in der Allg. Encykl. a. a. O. S. 334 Anm. 1, 2 . 335 Anm. 4. — Seine ſtandhafter, ſubjectiv ſehr ehrenwerther, lutheriſcher ſſionalismus verleitete ihn ſogar 1743 zu einer „Dissertatio trinitatem per-um in unitate dei ex oraculis V. T. probans“. — Von höherem Werth nur ſeine Arbeiten zur bibliſchen Hermeneutik: „Elementa hermeneuticae rsalis“ 1743 und ſpäter „Institutiones hermeneuticae sacrae veterum atque tiorum“ 1771. Namentlich das letztere Werk zeichnet ſich durch große haltigkeit des Stoffes aus, iſt aber lediglich vom Standpunkte der ſtrengſten alinſpiration aus entworfen. Als Hauptregeln gelten die folgenden: 1) an Stelle iſt ein Sinn zuzulaſſen, welcher gegen die analogia fidei verſtößt; der Stelle iſt der möglichſt vollkommene Sinn beizulegen; 3) alles iſt auf Verherrlichung des Erlöſungswerkes zu beziehen. Sonſt vergleiche über die chtung des Werkes Meyer, Verſuch einer Hermeneutik des A. Ts. 1799. I, S. 89—91. C. Siegfried.

Pfeiffer: Johann Philipp P., Philologe und Theologe, 1645—1695. Er in Nürnberg als der Sohn des kaiſerlichen Notars und Raths-Secretarius rich P., eines gelehrten und hochangeſehenen Mannes, am 19. Februar 1645 en, beſuchte vom 7. Lebensjahre an die St. Lorenzſchule und ſpäter das naſium ſeiner Vaterſtadt und erwarb ſchon hier einen ungewöhnlichen ng von Kenntniſſen, namentlich im Griechiſchen, Hebräiſchen und in der raphie. In Altorf, wohin er ſich 1663 wendete, zogen ihn vorzugsweiſe ſophiſche Studien an; er las Ariſtoteles und deſſen Commentatoren, auch mittelalterlichen; daneben beſchäftigte er ſich mit den Kirchenvätern ein-nd. Nach nur einjährigem Aufenthalte in Altorf verweilte er 1664 einige in Regensburg, um dort die Reichsverfaſſung und -Verwaltung zu ſtudiren, in Nürnberg, verließ die Heimath aber bald wieder, um auf einer größeren eine Anzahl anderer deutſcher Univerſitäten kennen zu lernen. Er beſuchte rt, Jena, Leipzig, Wittenberg, Helmſtädt und kam endlich 1665 „divino sus instinctu“ nach Königsberg, wo er blieb und ſich nun eifrig wieder mit

Philosophie und Patristik beschäftigte. 1666 im September wurde
Magister der Philosophie promovirt und begann nun Vorlesungen, b
philosophischen und philologischen Inhalts. Der Tod seines Vaters rief ih
nach Hause, aber die Anerbietungen, welche ihm dort gemacht wurden,
Professor in Altorf oder in einem anderen Amte in Nürnberg selbst anz
lehnte er trotz der Bitten der Mutter ab; er glaubte, nur in Königsber
zu können. 1671 ernannte ihn der Kurfürst Friedrich Wilhelm zum P
der griechischen Sprache; er trat dieses Amt mit einer Disputation „de
significationibus vocis οἰκονομίας apud veteres“ an und hielt dann
reiche Vorlesungen, welche sich — den Anschauungen der Zeit entsprec
vornehmlich auf Epictetus, Theophrastus, Phokylides und ähnliche Schri
erstreckten; daneben las er auch grammatische Collegien und gab philologi
klärungen schwieriger Stellen des Neuen Testamentes und ausgewählter
stellen. Am bedeutendsten waren seine Vorträge über griechische Altert
aus denen das Hauptwerk seines Lebens, die „Antiquitates graecae“,
gegangen ist. 1673 wurde ihm die Leitung der Wallenrode'schen Bi
übertragen, 1679 wurde er kurfürstlicher Bibliothekar. Im folgenden Ja
nannte der Kurfürst ihn auch zum Professor der Theologie; aber der Wid
welchen die theologische Facultät dieser Ernennung entgegensetzte, wa
genug, die Uebernahme des neuen Amtes durch P. volle 4 Jahre hind
verhindern. Man traute seiner Rechtgläubigkeit nicht, und als ihm
gelegentlich seiner Promotion zum Dr. theol. 1685 gehaltenen Disp
einige scharfe Ausdrücke über die lutherische Kirchenlehre entfallen waren,
damit eine zehnjährige Periode unerquicklichster Streitigkeiten mit seinen
logischen Collegen, die erst mit seinem Rücktritte endigte. Zwar hat
Kurfürst ihn 1685 zum Hofprediger ernannt, er vermochte aber auch in
Stellung, da es ihm an Geschick zum Predigen gebrach, keinen rechten Bo
finden; mehr und mehr trat bei ihm eine Neigung zum Katholicismus
besonders nachdem er 1689 seine treffliche Gattin — seit 1672 — D
Landenberg durch den Tod verloren hatte. Als er 1692 bei einem Aufe
in Danzig die Unvorsichtigkeit begangen hatte, den Abt des Klosters Ol
besuchen und sich von diesem festlich bewirthen zu lassen, brach in Kön
ein Sturm der Entrüstung gegen ihn los; seine Stellung wurde ganz un
im Mai 1694 enthielt er seine Entlassung als Hofprediger, Profess
Bibliothekar. Er begab sich nun, einer früheren Einladung des Bischo
Ermland folgend, nach Heilsberg, dem Hauptorte des Bisthums, wurde
besonderen Ehren empfangen und trat am 25. Juli 1694 mit seinem
und seinen beiden erwachsenen Töchtern zum katholischen Glauben über.
darauf begleitete er den Bischof nach Warschau, wo er von König
überaus gnädig empfangen wurde, lehnte es aber nach seiner Rückkehr a
Stellung in der Umgebung des Bischofs anzunehmen, nahm zuerst eine
stelle in Seyberswalde an, und zog sich dann, vom Bischofe mit einem Ka
ausgestattet, im Januar 1695 nach dem bischöflichen Städtchen Gutstadt
wo er am 10. September 1695 starb. Seine Lebensgeschichte hat sein Sch
sohn, der Arzt Dr. Christian Helwich geschrieben. — Von seinen zahl
Streitschriften theologischen Inhalts ist keine besonderer Erwähnung werth,
kleineren philosophischen und philologischen Arbeiten („an liber de mundo
telis sit“; „de cura virginum dissertationes duae“; „de Poenice ave“ u.
bieten kaum noch ein Interesse dar; dagegen hat sich P. in der Geschich
Philologie ein dauerndes Denkmal durch sein größtes Werk, die „Libri IV
quitatum graecarum gentilium, sacrarum, politicarum, militarium et
nomicarum“ (1689; 2. Auflage 1707) gegründet. In diesem aus seinen Verle

egangenen Werke wird zum ersten Male der Versuch gemacht, „ein vollständiges äude der griechischen Alterthümer zu construiren. P. spricht in der Vorrede bsicht über den Begriff, die Aufgabe und die Stellung der Philologie aus. ärt sie als die Kenntniß der Sprachen und der alten Geschichte im n Sinne („linguarum et ἁπάσης ἀρχαιολογίας h. e. antiquitatis et rum verarum, fictarum notitia") und betrachtet sie zunächst als Hilfs- haft für die verschiedensten anderen Wissenschaften, heilige wie profane, ssen nicht abgeneigt, ihr gewissermaßen auch die Bedeutung einer selbst- n Wissenschaft zuzugestehen („est namque et ipsa Philologia suo modo n scientia" und „quae omnia . . argumento sunt, Philologiam esse in scientiarum reponendam, ad minimum earum, quae . . . adiumentum conferunt superioribus scientiis tum profanis tum sacris"). In dem selbst behandelt er in erster Reihe die gottesdienstlichen Alterthümer und Feste), im zweiten die Staats- und Rechts-Alterthümer mit Ein- der Metrologie, im dritten das Kriegswesen, im vierten das häusliche der alten Griechen, überall auf Grund selbständiger und umfassender studien, besonders der alten Grammatiker und Lexikographen, aber in sehr ler Darstellung, ohne alle Frische, ohne klare Anschauung des antiken hen Lebens und ohne Verständniß für den hellenischen Geist, nur an ußerlichkeiten haftend" (Bursian). — Die von P. handschriftlich ssenen „Explicationes philologicae dictorum N. T." sind nicht zum gelangt.

Vita Joh. Phil. Pfeifferi scr. Christ. de Helwich, Med. Dr. Abgedruckt hrist. Gryphius, vitae selectae (1739), S. 581—600; daselbst befindet uch ein Verzeichniß der kleineren Schriften Pfeiffer's. — Jöcher, Gel. III, Sp. 1493 ff. — Bursian, Gesch. d. Philol. S. 322.

R. Hoche.

eiffer: Johann Friedrich v. P., Cameralist, geb. 1718 zu Berlin, . März 1787 in Mainz, stammt aus einer Schweizerfamilie, trat früh ßische Kriegsdienste, nahm als Officier an der Schlacht bei Molwitz pril 1741) Theil, wurde hernach Kriegscommissar, Kriegs- und Domänen- ar 1747—1750 als Director der Auseinandersetzungscommission und der Etablissements in der Kurmark, zuletzt mit dem Titel eines geheimen thätig und legte während dieser Zeit 150 Dörfer und Etablissements Kurmark an, wurde aber zuletzt wegen Verdachts eines Unterschleifs beim del in Untersuchung gezogen und nach Spandau gebracht. Obwol un- erkannt, verließ P. doch den preußischen Staatsdienst, durchwanderte in eihe von Jahren Schlesien, Brandenburg, Mecklenburg, Sachsen, Oester- Baiern, die Schweiz und mehrere kleine deutsche Länder, in denen er gehend für mehrere Reichsfürsten Geschäfte besorgte, lebte seit 1769 zuerst enloheschen, dann in Hanau, theils auf eignen Landgütern, theils auf tlichen Domänen, wo er sich mit praktischer Landwirthschaft, Manufactur- nheiten, chemischen Versuchen und litterarischen Arbeiten beschäftigte. Hanau 1782 wegen Verdrießlichkeiten mit einer Maitresse verlassen, ging ankfurt und wurde noch im selben Jahre, obwol Protestant, an die tät Mainz als Professor der Cameralwissenschaften berufen und starb her 1787.

ine schriftstellerische Wirksamkeit beginnt erst 1768, also im 50. Lebens- st aber dann eine außerordentlich reiche und vielseitige. Seine Haupt- ind: „Lehrbegriff sämmtlicher ökonomischer und Cameralwissenschaften", , 1770 ff., von Zeitgenossen als das vorzüglichste Buch dieser Art hervor-

gehoben; „Grundriß der wahren und falschen Staatskunst“, 2 Bände, „Natürliche aus dem Endzweck der Gesellschaft entstehende allgemeine wissenschaft“, 2 Bände, 1779; „Grundriß der Finanzwissenschaft“, „Grundsätze der Universal-Cameralwissenschaft“, 4 Theile: Staatsregierung Polizeiwissenschaft, Staatsökonomie, Finanzwissenschaft, 1783, neben welch besondere noch seine „kritischen Briefe“, „vermischte Verbesserungsvorschlä freie Gedanken“ und der „Antiphysiokrat“ zu erwähnen sind. J. N. M aus seinem Nachlasse noch „Grundsätze und Regeln der Staatswirthschaft“ herausgegeben. P. war einer der bedeutendsten und vielleicht der am charakteristische Vertreter der specifisch deutschen Cameralwissenschaft, positiven Kenntnissen und Erfahrungen sowol auf dem technischen praktisch-ökonomischen Gebiete der Wissenschaft, dabei nicht ohne Gei Fähigkeiten, auch allgemeine principielle Gedanken zu entwickeln; aber unphilosophisch wie unjuristisch und unhistorisch, ein reiner Empiriker, deßhalb auch den großen Bewegungen der Geister seiner Zeit durchaus ab gegenüberstand; festgerannt in die Routine der Verwaltung kleinerer Staatswesen, begriff er den Physiokratismus, den er immer so lebhaft be ebensowenig wie die Postulate der philosophischen Staatslehre seiner Zeit. seiner litterarischen Fruchtbarkeit hat er doch auf die Weiterbildung der po Oekonomie keinen Einfluß gehabt.

Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen Schriftstel J. D. A. Höck, Allg. litt. Anz. 1797. — Strieder, Hessisches Ge lexikon. — Ernesti in Hirsching's Handbuch Bd. VII, wo auch reich rarische Hinweise. — Will, Versuch über die Physiokratie. — Rosch schichte der Nationalökonomik. — Bildnisse von Krüger im 32. Th v. Krünitz'schen Encyklopädie 1784 und vor Pfeiffer's Grundsätzen der wirthschaft 1791.
Ina

Pfeiffer: Karl Hermann P., Kupferstecher. Nach Wurzbach in Frankfurt a. M. 1769 geboren, aber die Acten der Wiener Universit Fueßli geben diese Stadt als seine Heimat an, letzterer Schriftsteller b die Zeit bloß „um 1766“. Ein Schüler des älteren Brand erhielt den akademischen Preis für eine nach einem Oelbild seines Lehrers th stochene, theils radirte Landschaft. Er bediente sich verschiedener Technik Vorliebe aber der Punktirmanier im Charakter der englischen Blätter, seine Leistungen gleichkommen an Geschmack und Zierlichkeit. Aus dem des Künstlers ist sehr wenig bekannt, sein Vater stammte aus Frankfurt und war zu Wien Secretär in einem adeligen Hause. Die Zahl der gelieferten Blätter ist außerordentlich groß, so daß hier nur einige hervor angegeben werden können. Historie, Religiöses, Mythologie &c.: Maria m Kinde, nach Füger; zwei andere Madonnen nach Bartolomeo della Por Sassoferrato für das Galeriewerk von Haas; Venus, aus dem Bade ke nach Giuliano da Parma; Jupiter auf dem Ida, nach Lens; Madonna Mengs; Urtheil Salomonis, nach Poussin; Ariadne auf Naxos, nach Porträts: Erzherzog Karl, nach Pisani; Fürst Johann zu Lichtenstein, dem älteren Lampi; Kaiser Franz, nach J. G. Bauer; Prinz Gonza stiglione, nach Schröder; Kaiserin Maria Theresia, die Gemahlin Franz I. Kreuzinger; Fürstin Therese Kinsky, nach Grassi; Fürst Hardenberg, nach Napoleon und Marie Louise im Kaiserornat, nach Loder; Herzogin Beatrice d'Este, nach Caucig; Cardinal Trauttmannsdorff, nach Stieler; F Pauline Schwarzenberg, nach Oelenhainz; Albrecht, Herzog von Sa Teschen, nach Isabey; Franz Zauner von Felpatan, nach B. v. S

ʒ Edler von Mack, nach Hickel; Dr. Brambilla, nach Lampi; Hofschau-
r Lange, nach Wolf; Wolfgang Abt von Kremsmünster, nach Kapeller.
re Blätter sind das Denkmal der Familie Mack in Kalksburg bei Wien,
des Feldmarschall-Lieutenants H. de Schmidt in Krems, verschiedenes in
genannten Galeriewerk und ein Zeichenbuch für Damen, 30 Blätter Ideal-
nach älteren Meistern. In der Litteratur werden ihm mehrere Arbeiten
sprochen, welche indeß von einem F. Pfeiffer herrühren, der gleichfalls in
n, noch um 1809 gelebt hat.

Weinkopf, Beschr. d. k. k. Akademie d. bild. Künste. Neue Ausg. Wien
375, S. 77, 83. — Fueßli, Annalen I, S. 57. — Nachtr. z. Künstler-
rikon II, S. 1078. — Oesterr. National-Encyklopädie IV, S. 201. —
urzbach XXII, S. 184. A. Ilg.

Pfeiffer: Ludwig P., geb. zu Kassel am 4. Juli 1805, † ebendaselbst
2. October 1877, war praktischer Arzt und auf dem Gebiete der Zoologie
Botanik mit Erfolg schriftstellerisch thätig. Nach Absolvirung seiner medi-
chen Studien zu Göttingen und Marburg und erfolgter Promotion, begab
P. behufs weiterer wissenschaftlicher Ausbildung nach Paris und Berlin.
dort im Herbste 1826 nach Kassel zurückgekehrt, begann er seine ärztliche
ris. Im J. 1831 folgte er einem von Polen aus an deutsche Aerzte er-
nen Aufrufe und wirkte als Stabsarzt in Lazienka, Pomorce und Warschau.
letzterem Orte entfaltete er gelegentlich einer daselbst ausgebrochenen Cholera-
mie eine aufopfernde Thätigkeit. Die Capitulation Warschau's veranlaßte
zur Rückkehr nach der Heimat, da er es verschmähte, dem Anerbieten, in
sche Dienste zu treten, Folge zu leisten. Seiner Ueberzeugung von der
übertragbarkeit der Cholera gab er in einer kleinen Schrift Ausdruck: „Er-
ungen über die Cholera, gesammelt im Hospitale zu Warschau im Sommer
1". Bald darauf gab er seinen ärztlichen Beruf ganz auf, um sich ungestört
rwissenschaftlichen Studien und schriftstellerischer Thätigkeit zu widmen.
dem er zunächst mit einigen Uebersetzungen medicinischer Schriften an die
entlichkeit getreten war, verfaßte er eine lange Reihe eigner Arbeiten, zoolo-
en und botanischen Inhalts. Mehrfache Reisen durch Deutschland, die ihn
vorzüglichsten botanischen Gärten der Hauptstädte kennen lehrten, lieferten
das Material zu einigen Publicationen über die Familie der Cacteen, und
größere Reise nach Cuba während des Winters 1838/39 verwerthete er für
Veröffentlichung seiner zoologischen Forschungen. Durch Excursionen inner-
seines engeren Vaterlandes verschaffte sich P. eine gründliche Kenntniß der
schen Pflanzenwelt, welche in der Herausgabe werthvoller floristischer
eiten zu Tage trat. Nachdem er seinen jüngsten Sohn 1870 auf dem Felde
Ehre in Frankreich verloren hatte, begann der bis dahin kerngesunde und
tige Mann zu kränkeln. Zwar konnte er 1874 noch eine zweimonatliche
se nach Catalonien unternehmen, doch kehrten die früheren Kräfte nicht wieder
er erlag, 72 Jahre alt, einem stetig fortschreitenden Lungenleiden am
October 1877. Zwei Jahre vor seinem Tode hatte er noch die Freude, aus
laß seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums, sein medicinisches Doctordiplom
euert und außerdem mit der philosophischen Doctorwürde sich bedacht zu
en. P. war ein vielseitiges Talent. Neben seinen wissenschaftlichen Studien
d er noch Zeit, sich mit Zeichnen und namentlich mit Musik in hervorragender
ise zu beschäftigen. Ein Schwager des Componisten Spohr, theilte er dessen
stlerische Bestrebungen und wirkte auch selbst bei musikalischen Aufführungen
derholt als ausübender Künstler mit. Neben der auf dem Gymnasium erwor-
en Fertigkeit im Gebrauche der classischen Sprachen, handhabte er auch das

Französische, Englische, Polnische und Spanische mit Leichtigkeit. Den bei weitem größten Raum unter Pfeiffer's Schriften nehmen seine zoologischen Abhandlungen ein, die sich fast ausschließlich auf Conchyliologie beziehen (vergl. Catalogue of scientific papers vol. IV, p. 872 sqq.). Von seinen botanischen Arbeiten erschien zuerst 1837 eine „Enumeratio diagnostica Cactearum hucusque cognitarum“ und, in etwas veränderter Fassung, unter dem deutschen Titel: „Beschreibung und Synonymik der in deutschen Gärten lebend vorkommenden Cacteen“. Der Zweck, welchen diese Schriften verfolgten, durch eine vergleichende Zusammenfassung der über diese Familie in der botanischen Litteratur zerstreut sich vorfindenden Definitionen und Beschreibungen, sowie durch eigne Beschreibung der noch nicht veröffentlichten Arten eine Uebersicht über den zeitweiligen Stand der Kenntniß dieser eigenthümlichen Pflanzenformen zu geben, hat der Verfasser vollkommen erreicht. Er hat die in den größten botanischen Gärten Deutschlands cultivirten Arten an dem lebenden Material selbst untersucht und auch die reichen Erfahrungen des Fürsten von Salm-Reyfferscheid-Dyck, des ersten Kenners der succulenten Gewächse, durch persönlichen Meinungsaustausch sich zu Nutzen gemacht. Unter Verwerfung der Decandolle'schen Eintheilung der Cacteen in die Unterfamilien der Opuntieae und Rhipsalideae, bringt er die Familie in 10 gleichwerthige Gattungen. Noch einige Aufsätze in der Linnäa (Band XII, 1838) und den Acten der Leopoldina (1839) handeln über die Cacteen. Den Abschluß mit dieser Familie machte P. durch die Herausgabe eines größeren illustrirten Werkes: „Abbildungen und Beschreibungen blühender Cacteen“ (Figures des Cactées en fleur peintes et lithographiées d'après nature), dessen ersten Band, von 1843 an in 6 Lieferungen erschienen, er gemeinsam mit Friedrich Otto bearbeitete, während er den zweiten, dessen Schlußheft 1850 herauskam, allein verfaßte. Im ganzen enthält das Werk 60 colorirte Tafeln und den beschreibenden Text und empfiehlt sich durch genaue und elegante Ausführung. Von andern Pflanzenfamilien waren es die Cuscutaceen und Nymphaeaceen, mit denen P. sich specieller beschäftigte und über welche er verschiedene Aufsätze in der Botanischen Zeitung (1843, 1845, 1846 und 1850) veröffentlichte. Seine floristischen Studien begannen mit einer botanischen Erforschung des Meißner's, über dessen subalpine Flora er in einer 1844 erschienenen Jubiläumsschrift berichtete. Im Auftrage des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde unternahm P. unter Mitwirkung von J. H. Cassebeer die Bearbeitung einer „Uebersicht der bisher in Kurhessen beobachteten wildwachsenden und eingebürgerten Pflanzen“, wovon die erste Abtheilung 1844 herauskam. Diese umfaßt die phanerogamen Gewächse und von den Kryptogamen die Gefäßpflanzen, Moose und Algen, im ganzen 1852 Arten. In der zweiten Abtheilung sollten die Flechten und Pilze nachfolgen. Ob dieselbe je veröffentlicht worden, ist Referenten unbekannt geblieben. Die Reihenfolge der angeführten Pflanzen geschieht ohne weitere Kritik in alphabetischer Ordnung, neben dem Namen die Angabe des Fund- und Standortes und des Finders bringend. Mit einem Ausrufungszeichen sind diejenigen Pflanzen bezeichnet, für deren Richtigkeit die Verfasser glaubten einstehen zu können. Diese Schrift war ein Vorläufer einer größeren Flora, welche als „Flora von Niederhessen und Münden“ in 2 Bänden von 1847—1855 erschienen ist. Seit Moench's unvollendet gebliebener Flora vom Jahre 1777 (vergl. A. D. B. XXII, 163) ist für das angegebene Gebiet Pfeiffer's Arbeit die erste Neubearbeitung. Er hat das hier niedergelegte Pflanzenmaterial zum größten Theile selbst untersucht, aber auch die Angaben anderer Autoren berücksichtigt. Im ganzen folgt er in der Abgrenzung der Species W. Koch's berühmter Synopsis. Auch die gewöhnlichen Culturpflanzen sind erwähnt. Einem Schlüssel zum Auffinden der Gattungen

nach Linné's System folgt die Aufstellung der Arten nach natürlichen Familien. Die in deutscher Sprache verfaßten Diagnosen sind recht ausführlich, fast gedrängte Beschreibungen, dagegen sind Synonyme und Citate nur in geringer Zahl aufgenommen. Die genaue Kenntniß des Verfassers mit der Flora seiner Heimat gibt dem Werke den Werth eines guten Leitfadens, der für den Gebrauch auf Schulen und zum Selbststudium, worauf der Titel hinweist, wohl geeignet erscheint. Mit der Frage der botanischen Synonymie und Nomenclatur hatte sich P. schon längere Zeit beschäftigt. Sie führte ihn schließlich zu der Ausarbeitung eines sehr nützlichen Buches, das 1870 im Druck erschien unter dem Titel: „Synonymia botanica locupletissima generum, sectionum et subgenerum ad finem 1858 promulgatorum. In forma conspectus systematici totius regni vegetabilis schemati Endlicheriano adaptati.“ Mit großem Erfolge suchte P. in diesem Werke seinem Vorbilde, St. Endlicher's Enchiridion botanicum (1841), als dessen Fortsetzung, beziehungsweise Neubearbeitung die Synonymia aufzufassen ist, nachzustreben. Die in ersterem noch mit angegebenen Familiencharaktere hat P. fortgelassen, in der Aufzählung der Namen selbst die peinlichste Genauigkeit befolgt, so daß beispielsweise die verschiedensten Schreibweisen eines und desselben Pflanzennamens, mitunter aus Druckfehlern entstanden, unter sorgfältiger Ermittlung ihres Urhebers als neue Synonyma notirt sind. Die Litteratur ist mit hinreichender Vollständigkeit benutzt und auch die Schriften älterer Autoren, wie Micheli, Haller und Gledisch hat der Verfasser eingesehen. Wurde die Brauchbarkeit dieses Werks von jedem Botaniker, der sich mit systematischen Arbeiten beschäftigt, rühmlichst anerkannt, so wurde es mit noch größerer Freude begrüßt, als P. sich entschloß, einen größeren botanischen Nomenclator seiner Arbeit folgen zu lassen, da der Mangel eines solchen sich allgemein fühlbar machte, die Herausgabe desselben aber wegen der immerhin ermüdenden und trocknen Arbeit, neben großer Sachkenntniß ein hohes Maß von Geduld und Aufopferung erforderte. P. hat in seinem letzten und umfassendsten Werke die Aufgabe, welche er sich gestellt, trefflich gelöst und den Dank der Botaniker sich erworben. Es erschien in zwei Bänden, jeder 2 Theile enthaltend, 1873 und 1874 und führt den Titel: „Nomenclator botanicus. Nominum ad finem anni 1858 publici juris factorum, classes, ordines, tribus, familias, divisiones, genera, subgenera vel sectiones designantium enumeratio alphabetica. Adjectis auctoribus, temporibus, locis systematicis apud varios, notis literariis atque etymologicis et synonymis“. Es werden in dem Werke sämmtliche in den bis 1858 erschienenen botanischen Werken, zum Theil auch noch aus der vorlinnéischen Zeit, publicirten Namen der Gattungen, Familien und Ordnungen aller phanerogamen und cryptogamen Gewächse in alphabetischer Reihenfolge aufgezählt. Dem Namen des Autors folgt die Angabe der Publicationszeit und die sorgfältige Citierung derjenigen Werke, in denen die Gattung in demselben Umfange wie vom Autor aufgefaßt ist. Hieran schließen sich, nach der Zeit geordnet, die Citate der Autoren, welche den Begriff des betreffenden genus erweitert oder eingeschränkt, oder demselben eine andere Stellung im Systeme angewiesen haben, als sie in der ursprünglichen Auffassung des Autors lag. Endlich folgt die Anführung der Gattungssynonyme mit Angabe des Autors ohne Citat, was jedoch an der dem Synonym zukommenden Stelle der alphabetischen Aufzählung gefunden wird. Man findet somit in gedrängter Uebersicht eine vollständige Geschichte der einzelnen Gattungen. Der Druck und die Ausstattung, für ein Nachschlagebuch, wie das vorliegende, nicht unwesentlich, sind vortrefflich. Pfeiffer's Name ist dadurch mit der Botanik unlöslich verknüpft. Möge sich bald ein Nachfolger finden, der es unternimmt, das Werk auch auf die nach 1858 veröffent-

lichten Pflanzennamen auszudehnen. P. hat es geplant, sein Tod aber die Ausführung verhindert.

Pritzel, Thesaurus lit. bot. — Zeitschrift der Leopoldina 1878.

E. Wunschmann.

Pfeil: Christoph Karl Ludwig Reichsfreiherr v. P., bekannter Diplomat und ungemein fruchtbarer Sänger geistlicher Lieder, wurde am 20. Januar 1712 zu Grünstadt, einer gräflich Leiningen'schen Besitzung unweit Worms, geboren. Sein Vater, Quirin Heinrich v. Pfeil, der zuletzt würtembergischer Oberhofgerichtsrath zu Tübingen und Oberamtmann zu Lustnau war und im J. 1722 starb, war ein Schüler August Hermann Francke's; und im Francke'schen Pietismus ward auch unser P. erzogen. Nachdem er seine Eltern früh verloren, nahm sich der jüngste Bruder seines Vaters, der Pfarrer Julius Gottlieb v. P. († 1748 als Oberpfarrer in Magdeburg) seiner an. Er besuchte dann, um Jurisprudenz zu studiren, vom Jahre 1728 an die Universität Halle; hernach ging er nach Tübingen. Eine akademische Preisarbeit „über die Verdienste des Hauses Württemberg für das deutsche Reich", die er hier in lateinischer Sprache verfaßte, machte ihn in den Stuttgarter Hofkreisen bekannt. Er wurde veranlaßt, sie ins Deutsche zu übersetzen; und sie fand solche Bewunderung, daß er noch als Student (1731) beauftragt ward, das Testament des Herzogs Eberhard Ludwig zu verfassen. Im folgenden Jahre ward er, 20 Jahr alt, zum Legationssecretär des würtembergischen Gesandten in Regensburg ernannt, und damit begann seine diplomatische Wirksamkeit. Nicht lange darauf verlobte er sich mit einem einfachen Mädchen, das er vor der Hochzeit (am 12. October 1734) noch im Kloster Niedermünster zu Regensburg ausbilden ließ; später ergab sich, daß seine Frau, die als Waise von Bürgersleuten in Regensburg aufgenommen war, aus adeliger Familie (eine Tochter des Fürsten von Kupferberg und Keulendorf in Schlesien, die auf einer Reise beide Eltern an der Pest verloren hatte,) sei, was dann seine Freunde mit dieser Verbindung aussöhnte. Um diese Zeit stand P. auch in Verkehr mit dem Grafen Zinzendorf; er war sogar eine Zeitlang mit dem Gedanken umgegangen, selbst seinen Wohnsitz nach Herrnhut zu verlegen. Doch löste sich dieses Verhältniß und zwar nicht zum mindesten von Pfeil's Seite mit deshalb, weil der Graf Zinzendorf sich über Pfeil's Verheirathung mit einer „Bürgerlichen" überaus geringschätzig geäußert hatte. P. wandte sich darauf mehr dem würtembergischen Pietismus zu und schloß sich besonders an Johann Albert Bengel (s. A. D. B. II, 331) an, dessen apokalyptische Studien ihn ganz besonders anzogen. Als Herzog Karl Rudolph von Würtemberg-Neustadt (s. A. D. B. XV, 372 ff., bes. 375) Administrator des Herzogthums wurde, ernannte er P. gegen Ende des Jahres 1737 zum Justiz- und Regierungsrath, so daß P. im J. 1738 nach Stuttgart übersiedelte. Während der Zeit der Regentschaft, welche im J. 1738 Herzog Karl Friedrich von Würtemberg-Oels übernahm (a. a. O. S. 376), hatte P. als Regierungsrath fast mit allen Zweigen der Verwaltung zu thun; besonders wird schon in dieser Zeit seine Thätigkeit für das Forstwesen gerühmt; im J. 1748 gab er dann eine Uebersicht über die sämmtlichen gültigen Forstgesetze und -verordnungen heraus („Realindex der würtemb. Forstordnung"). Als Herzog Karl Eugen (s. A. D. B. XV, 176 ff.) im J. 1744 nach seiner Volljährigkeitserklärung die Regierung übernommen hatte, ward P. 1745 auch Tutelarrathspräsident; vom Jahre 1749 an ward er in Staatsgeschäften an verschiedene Höfe gesandt; im J. 1755 ernannte ihn Karl Eugen zum Kreisdirectorialgesandten am schwäbischen Kreistage. Ueber seine tüchtige Arbeitskraft und seine Gewissenhaftigkeit in allen ihm übertragenen Aemtern ist nur eine Stimme; aber die furchtbare Mißwirthschaft, die nun einbrach, konnte auch er nicht ab-

n; ja, er mußte es sich gefallen lassen, vom Grafen von Montmartin
D. B. XXII, 204) erst (1758) zum Geheimen Legationsrath und sodann
9) zum Geheimen Rath ernannt zu werden. Ihm ward sein Dienst immer
verlicher, zumal er bei vielen in den Ruf kam, Maßregeln zu billigen, die
r nicht hatte hindern können; und so suchte er denn wiederholt seine Ent-
g aus dem Staatsdienste nach, die er endlich unter dem 13. April 1763
t. Eine ihm vom Herzog angebotene Pension lehnte er ab. Er zog sich
auf das Rittergut Deufstetten, im Ansbachischen zwischen Krailsheim und
lsbühl gelegen, das er schon im J. 1761 gekauft hatte, zurück. Noch in
lben Jahre trat er jedoch in die Dienste Friedrich des Großen, der ihn in
rsten Tagen des September (die Beglaubigungsschreiben sind vom 5. Sep-
r 1763) zu seinem Minister bei dem fränkischen und schwäbischen Kreise
nte. Obschon das preußische Gesandtschaftsquartier in Nürnberg errichtet
blieb doch Deufstetten Pfeil's gewöhnlicher Wohnsitz. Er hat in dieser
ung mehr für Würtemberg thun können, als in seinen würtembergischen
ern, indem er außer Preußen auch die beiden andern Garanten der land-
ischen und Religionsverfassung Würtembergs, Dänemark und England, zur
heranzog. So gelang ihm denn auch, Montmartin zu stürzen und
r's Befreiung zu erwirken (s. A. D. B. XXII, 380). In späteren Jahren
r viel von Krankheiten zu leiden gehabt; er starb am 14. Februar 1784.
on seiner frühsten Jugend an bis in sein spätes Alter hat P. fortwährend
ge und Lieder verfaßt. Alle seine Erlebnisse und Erfahrungen sprach er
ersen aus; aber außerdem hat er auch eine außerordentlich große Anzahl
licher geistlicher Lieder gedichtet. Der poetische Werth derselben ist nicht
groß; die bei weitem meisten, namentlich die erzählenden, sind nicht viel
als gereimte Prosa; aber es spricht sich in allen ein edler, frommer Sinn
ein gläubiges Herz aus; ihm selbst gewährte es in schweren Stunden Trost
Erquickung, was seine Seele bewegte, in diesen Versen auszusprechen. Von
Liedern sind nach Koch's Angabe (vgl. unten) 940 gedruckt. Diese er-
en in vier Sammlungen, von welchen die beiden ersten von P. selbst her-
geben wurden, die beiden anderen aber von andern besorgt sind. Zuerst
r im J. 1741 „Lieder von der offenbarten Zukunft und Herrlichkeit des
" heraus, zu welchen die Bengel'sche Erklärung der Offenbarung Johannis
egeistert hatte; diese Lieder erschienen vermehrt unter dem Titel: „Apoka-
che Lieder" im J. 1749 und dann in 3. Aufl. 1753. Eine zweite Samm-
ließ er im J. 1747 unter dem Titel: „Evangelischer Liederpsalter" er-
en; zu dieser schrieb J. A. Bengel eine Vorrede. Die von anderen heraus-
enen Sammlungen Pfeil'scher Lieder sind das sog. „Memminger Gesangbuch",
1782 von J. G. Schelhorn auf Pfeil's Wunsch veranstaltet, und „Des
sfreiherrn von Pfeil evangelische Glaubens- und Herzensgesänge, heraus-
en von einer Gesellschaft christlicher Freunde", Dinkelsbühl 1783, das sog.
elsbühler Gesangbuch". Aus diesen Sammlungen sind eine größere
l geistlicher Lieder in Gemeindegesangbücher übergegangen; einzelne be-
sich, theilweise in späterer Ueberarbeitung von andern, hier und dort noch
en.

Heinrich Merz, Das Leben des christlichen Dichters und Ministers Chri-
ph Karl Ludwig von Pfeil. Stuttgart 1863. — Koch, Geschichte des
chenlieds u. s. f., 3. Aufl., Band 5, S. 176 ff. — Fischer, Kirchenlieder-
kon, 2. Hälfte, S. 463a. — Meusel X, S. 392.

l. u.

Pfeil: Franz P., Rechtsgelehrter und Staatsmann. Geboren zu Magde-
widmete er sich der Rechtswissenschaft und wurde vor 1542 Dr. jur. utr.

In gedachtem Jahre finden wir ihn als Kanzler des Bischofs von Naumburg (Zeitz), Nicolaus von Amsdorf, nachdem zuvor die Stadt Bremen seine Dienste vergeblich gewünscht hatte. Im J. 1545 wurde er als Syndicus nach Hamburg berufen, in dessen juristischen und diplomatischen Diensten er erfolgreich wirkte, durch Leitung reichsgerichtlicher Processe der Stadt, sowie durch wichtige Gesandtschaften. So gelang es ihm im J. 1547 den zu Nürnberg weilenden Karl V., welcher der Stadt Hamburg wegen ihres Beitritts zum Schmalkaldischen Bunde zürnte, wieder zu versöhnen und seine Verzeihung zu erwirken. 1548 glückte es ihm, mit dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg einen Vertrag inbetreff der Landschaft Moorburg an der Elbe bei Harburg abzuschließen. Im J. 1552 war er in London, um, neben einem Lübeckischen Gesandten, mit König Edwards VI. Ministern zu verhandeln inbetreff der hansischen Handelsprivilegien. Im folgenden Jahre verließ er Hamburg, um das Syndicat seiner Vaterstadt Magdeburg zu übernehmen, welches er noch lange Zeit rühmlich verwaltet hat. Er soll gegen Ende des Jahrhunderts verstorben sein. Gerühmt wurde Dr. P. von seinen Zeitgenossen als geschickter Diplomat wie als tüchtiger Jurist, dessen Schriften, z. B. seine Responsa oder consilia juris (erschienen in Magdeburg 1600), mehrfache Auflagen erlebt haben; gedachte Responsa sind in Frankfurt 1670 neugedruckt worden.

S. Hamb. Schriftstellerlexikon VI, 51. — Lappenberg, Tratzigers Chronik, Vorwort XXI, XXII. — Moller, Cimbria literata II, 642 ff.

Beneke.

Pfeil: Friedrich **Wilhelm** Leopold P., Forstmann, geb. am 28. März 1783 zu Rammelburg (am Harze), † am 4. September 1859 im Bade Warmbrunn bei Hirschberg (Schlesien), gehört mit zu den hervorragendsten Geistern auf forstlichem Gebiete. Bei einer besseren theoretischen Grundlage würde er es sogar vielleicht zum ersten Forstmanne Deutschlands gebracht haben. P. verlebte als Sohn angesehener Eltern eine glückliche, an Eindrücken der verschiedensten Art reiche Kindheit. Sein Vater, Johann Gottlob Benjamin P. (s. u. S. 655), war fürstlich sächsischer Justizamtmann und zugleich Generalbevollmächtigter der Besitzungen der Freiherrlich von Friesen'schen Familie; seine Mutter (zweite Frau des Vaters), eine geb. Göckingk, war die Schwester des später geadelten preußischen Geheimen Oberfinanzraths und bekannten Dichters († 1828). Acht Kinder waren dieser glücklichen Ehe entsprungen, von welchen Wilhelm das vierte war. Er sollte eigentlich Rechts- und Cameralwissenschaft studiren und bezog daher, bis zu seinem 14. Jahre durch Hauslehrer vorbereitet, 1797 das Gymnasium Stephaneum zu Aschersleben. Der im October 1801 erfolgte plötzliche Tod seines Vaters beraubte ihn jedoch der zur Fortsetzung der bezüglichen Studien erforderlichen Mittel und zwang ihn, sich einer anderen Laufbahn zuzuwenden. Schon von frühester Jugend ab hatten Wald und Jagd sein Hauptvergnügen ausgemacht, wozu wohl die schöne waldreiche Umgebung seines Geburtsortes die nächste Veranlassung gewesen war. Er wendete sich daher nun dem forstlichen Berufe zu und trat zu diesem Zwecke nach damaligem Gebrauche zu Anfang November 1801 bei dem preußischen Oberförster Kersten zu Königshof (bei Elbingerode) in die forstliche Lehre. Seinen dasigen Aufenthalt und seine spätere Lehrzeit schildert P. in dem Artikel: Die Lehrzeit (Krit. Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, 27. Band, 1. Heft, 1849, S. 135—206) in so überaus anziehender Weise, daß es ein wahrer Genuß ist, sich in die Lectüre dieser Episode zu vertiefen, welche uns höchst typische Bilder aus dem Jägerleben vergangener Zeiten vorführt. Kersten war als Schüler des alten Schlags ein guter Jäger, welcher von Büchern und Schulweisheit nichts wissen wollte und unseren P. in diesem Sinne erzog. Der Schwerpunkt wurde auf die Aus-

ung in der Jagd, welche der Principal als Dienstgeschäft — nicht als Ver-
jen — auffaßte, gelegt. Das Füttern der Jagdhunde, Sauberhalten der
eßgewehre, Abspüren und Pürschengehen, das Lauern auf der Fuchshütte bei
d und Wetter und dergl. unter Anleitung des Oberförsters selbst und des
erburschen Hoff, welchem der junge Lehrling in erster Linie anvertraut
den war, bildeten seine Hauptbeschäftigung. „Der Blick Hoff's, wenn ein
rsichtiger Tritt des Lehrlings ein Geräusch machte, ein Reis knickte, ein
ig rauschte, ein Steinchen knirschte, war unnachahmlich. Aerger, Drohung
Verachtung lagen gleichmäßig darin." Das einzige forstliche Buch im
thause war Fr. A. L. von Burgdorf's Forsthandbuch, und auch dieses war
auf Grund höheren Befehls angeschafft worden. Das Königshofer Revier
in der Hauptsache ein Fichtenwald von den einfachsten wirthschaftlichen
hältnissen. Eines Tages erklärte daher der alte Kersten seinem Lehrlinge,
er nun bei ihm nichts wesentlich Neues mehr lernen könne, sich vielmehr
ein Laubholzrevier begeben müsse, und brachte ihn gegen Ende des Jahres
2 selbst zu dem Landjäger Pauli nach Thale. Dieser war in vielen Dingen
gerade Gegensatz zu Kersten. Er hatte früher als Forstgeometer und Taxator
r Hennert fungirt, Holzhandel auf Rechnung der Administration betrieben,
galt für einen gelehrten Forstmann. Die Jagd hingegen stand bei ihm
hoch in Ehren, und seine Lieblingsbeschäftigung (die Kunsttischlerei) ließ
wenig in den Wald kommen. Trotzdem lernte P. auch bei ihm Manches,
entlich Geschäftsführung und praktische Mathematik; außerdem machte er
rend seines Aufenthalts in Thale die Bekanntschaft des bei der Halberstädter
mer angestellten Oberforstmeisters v. Hünerbein, welche nicht ohne Folgen
. Seine Schreiblust und sein poetisches Talent brachen sich schon damals
n, indem er als Mitarbeiter an einem in Halberstadt erscheinenden halb-
chen Wochenblatte auftrat, in welchem u. A. auch manch launiges Gedicht
seiner Feder erschien. Nach einjährigem Aufenthalt in Thale betheiligte er
1803, unter Leitung des reitenden Feldjägers Cyber, an der Vermessung
Reviers Sehlde (im Hildesheim'schen) und hatte dann das Glück, von seinem
ner v. Hünerbein, welcher beauftragt worden war, die damals zu Preußen
rigen Staatsforste des Fürstenthums Neufchâtel und Valangin einer In-
ion und Revision zu unterziehen, mit in die Schweiz genommen zu werden.
durch lernte er nicht nur die Haupttheile dieses schönen Gebirgslandes, son-
auch einige süddeutsche Forste kennen, welche Hünerbein bei dieser Gelegen-
mit besuchte. Nach seiner Zurückkunft beendigte er seine formelle Lehrzeit
dem Landjäger Kähne zu Königsthal (Grafschaft Hohenstein), welchem er
ts Mithülfe bei den schriftlichen Arbeiten zu leisten vermochte. Schon seine
zeit bot hiernach eine gewisse Vielseitigkeit dar, welche er gewissenhaft aus-
uten suchte; da aber jeder seiner drei Lehrherren nach gewissen Richtungen
Lücken im Wissen oder Können zeigte, sah er sich frühzeitig auf eigenes
n im Walde hingewiesen. Dieser Umstand erweckte und reifte in ihm
t gewissen kritischen Sinn, welchen er später in ausgedehntem Maße be-
gte, aber leider nicht immer im Dienste echter Wissenschaft. Kaum hatte
usgelernt (im Frühjahr 1804), als sich ihm sogleich ein Unterkommen und
als Forstassistent auf den herzogl. kurländischen Gütern in Schlesien bot.
Gönner v. Hünerbein hatte auch hier wieder die Hand im Spiele gehabt;
n war einer seiner Onkel Generalbevollmächtigter der Prinzessin Dorothea
Kurland. Als Wohnsitz wurde ihm Kleinitz (zur Herrschaft Deutsch-
temberg gehörig) angewiesen. Sein Vorgesetzter, Förster Ouvert zu Sedczyn,
ein alter Jesuitenzögling ohne jegliche forstliche Bildung und schon gegen
Jahre alt. P. erhielt daher so zu sagen den ganzen technischen Betrieb

übertragen. Das Revier war etwa 14 000 Morgen groß, bot ziemlich ungeordnete Verhältnisse und hatte stark unter den Angriffen der polnischen Bevölkerung zu leiden, sodaß er manchen gefährlichen Strauß mit Holz- und Wilddieben bestehen mußte (vgl. den Artikel „Die Lernzeit“ in den Kritischen Blättern f. F. u. J., 33. Band, 2. Heft, 1853, S. 186—225). Mit rastlosem Eifer warf er sich auf sein neues Feld, zumal nachdem er nach Ouvert's Pensionirung (1. März 1806) zum Revierverwalter aufgerückt und nach Sedczyn übergesiedelt war. Durch seine Verheirathung mit Albertine Beate Nowack, Tochter des Oberamtmanns zu Petersdorf, gründete er nun auch einen eignen häuslichen Heerd (Juli 1807), aber er mußte sich, wegen seines knappen Einkommens, zunächst sehr einschränken, zumal da inzwischen der Bücherdurst in ihm erwacht war, zu dessen Befriedigung mit der Zeit eine kleine Bibliothek nothwendig wurde. Um sich ungestört dem Studium hingeben zu können, richtete er sich ein Giebelstübchen unter dem Dache seines beschränkten Wohnhauses ein; wie bescheiden dieses Eldorado war, geht daraus hervor, daß er dasselbe nur mittels einer Leiter von außen ersteigen konnte. Der Wald ging ihm jedoch nach wie vor über Alles; sein Wahlspruch: „Fraget die Bäume selbst, wie sie erzogen sein wollen; sie werden Euch besser belehren, als die Bücher es thun“ kennzeichnet die Richtung, welcher er bis zum letzten Athemzuge treu blieb. Er durchstreifte den Forst Tag und Nacht, um allerwärts Ordnung zu schaffen und der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen und brachte es durch seine unermüdliche Energie auch dahin, daß die Forst- und Wildfrevel mit der Zeit fast ganz aufhörten. Wohlthuend berührt in seiner Selbstbiographie die große Offenheit, mit welcher er die damals von ihm begangenen wirthschaftlichen Mißgriffe, namentlich im Culturwesen, bespricht. Es war lediglich eine Consequenz seines rein empirischen Ausbildungsganges, daß er, seine bezüglichen Erfahrungen vom Harze ohne Weiteres auf das ganz andere Verhältnisse bietende Sumpfrevier Sedczyn übertragend, Culturen und sonstige Operationen ausführte, deren Erfolg weder den Kosten, noch den Erwartungen entsprach. Die freiheitliche Bewegung, welche das deutsche Volk in den Jahren 1813—15 ergriff und gegen den französischen Usurpator zu den Waffen rief, drückte auch ihm, obwohl er niemals zuvor Soldat gewesen war, das Schwert in die Hand. Die schlesischen Stände wählten ihn durch Patent vom 12. Juni 1813 sogar zum Hauptmann, und als solcher focht er 1813 und 1814 in den Schlachten bei Großbeeren und Wartenberg mit, betheiligte sich auch an der Belagerung von Wittenberg. Nach dem ersten Pariser Frieden entlassen, kehrte er wieder in seinen früheren Wirkungskreis und den Schoß seiner Familie zurück. Als Zeichen ihrer Zufriedenheit ließ ihm seine fürstliche Dienstherrin am 5. Januar 1815 die Bestallung zum fürstlich kurländischen „Oberförster“ zu Theil werden, wodurch sich übrigens sein Wirkungskreis nicht änderte. Noch in dasselbe Jahr fiel die Veröffentlichung seiner ersten selbständigen Schrift: „Erfahrungen und Bemerkungen über die Cultur der Waldungen in Schlesien und in den Marken nach Hartig's, Burgdorf's und Kropf's Grundsätzen“. 1816 folgte das Werk: „Ueber die Ursachen des schlechten Zustandes der Forsten und die allein möglichen Mittel ihn zu verbessern, mit besonderer Rücksicht auf die Preußischen Staaten“. In dieser „freimüthigen Untersuchung“ trat der Verfasser mit großer Schärfe und in geistreicher Weise gegen den Staatswaldbesitz auf, was bei der damaligen Zeitströmung großes Aufsehen hervorrufen und die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf ihn lenken mußte. Kurze Zeit darauf (noch im J. 1816) erfolgte durch seinen Uebertritt als Forstmeister in die Dienste des Fürsten Heinrich Karl Erdmann zu Carolath-Beuthen eine wesentliche Verbesserung seiner äußeren Lage. Die betreffende Dienstesstelle war nicht

länzend dotirt (das jährliche Gesammteinkommen incl. der sehr reichlichen
ntien wird in der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung, 1874, S. 287
000 Thlr. beziffert), sondern auch sehr selbständig, da er das volle Ver-
seines Dienstherrn genoß. 56 000 Morgen Wald unterstanden seiner
ltung; nebenbei wurde er auch mit der Oberaufsicht über die Forste des
grafen von Pückler-Muskau betraut. 1819 sollte er die Direction über
zteren ausschließlich übernehmen, allein die bezüglichen Unterhandlungen
ugen sich. Pfeil's Thätigkeit in Carolath war zunächst der Vermessung
Betriebseinrichtung der zugehörigen Forste zugewendet. Er brachte ferner
ng in die Personalverhältnisse und legte, außer anderen Culturen, nament-
ich einige Eichensaaten an, jedoch war sein gesammtes Wirken hier, da bald
Wendepunkt in seiner Laufbahn eintrat, von zu kurzer Dauer, als daß sich
liche Spuren desselben hätten zeigen können. Schon früher, namentlich
n Carolath, war er vielfach mit hochstehenden und einflußreichen Männern
rührung gekommen, so u. A. mit dem Oberlandforstmeister G. L. Hartig
em Geh. Oberfinanzrath Thilo. Außerdem hatte er auch seine Schrift-
i wieder aufgenommen und 1820 eine Broschüre: „Ueber forstwissenschaft-
Bildung und Unterricht im Allgemeinen, mit besonderer Anwendung auf
reußischen Staat" 2c., sowie in den beiden Jahren 1820 und 1821 ein
es forstencyklopädisches Werk: „Vollständige Anleitung zur Behandlung,
zung und Schätzung der Forsten" (2 Bände, 1. Bd. Holzkenntniß und
rziehung; 2. Bd. Forstbeschützung, Einrichtung und Schätzung, Benutzung,
tsame 2c.) veröffentlicht. Als es sich daher um die Besetzung der an der
rsität Berlin neu zu errichtenden Stelle eines Lehrers der Forstwissenschaft
lte, warf man sein Auge auf P. Gleichzeitig ging ihm von Hannover
er Antrag zu, als Lehrer an der Forstschule, welche zu Clausthal ins
gerufen werden sollte, einzutreten. P. zog Berlin vor; die wirkliche Be-
g dorthin verzögerte sich aber aus verschiedenen Gründen bis Ostern 1821.
Bestallungsdecret (vom 7. April datirt) lautete auf den außerordentlichen
sor an der Universität mit dem Titel „Oberforstrath" und 2000 Thaler
t. Da er, um als Professor an der Universität auftreten zu können, des
rgrades bedurfte, erwarb er sich denselben auf Grund einer mit Genehmigung
hilosophischen Facultät deutsch geschriebenen Dissertation: „Ueber die Noth-
gkeit, die Forstwissenschaft mit der Nationalökonomie in Uebereinstimmung
ngen." Das betr. Diplom wurde ihm durch den berühmten Hegel (damals
der philosophischen Facultät) überreicht. Als Specialfächer wählte er
st Forstgeschichte und Staatsforstwirthschaftslehre. Hatte nun auch
nen Wunsch, als Docent wirken zu können, endlich erreicht, so stellten
och im Laufe der Zeit verschiedene Umstände und Verhältnisse heraus,
ihm den Aufenthalt in Berlin allmählich verleideten. Der Unterricht
sich, in Ermangelung naher Forste, nicht genug an den Wald anlehnen.
den Vertretern der Grund- und Hülfswissenschaften wurde zu viel geboten
uf die noch jugendliche Forstwissenschaft mit Geringschätzung herabgesehen.
bst mochte sich bei seinem rein autodidaktischen Ausbildungsgange zumal
den Vertretern der Geisteswissenschaften wie Saul unter den Propheten
. Endlich gestaltete sich auch sein Verhältniß zu G. L. Hartig mit der
immer trüber. So kam es, daß — ohne Zweifel hauptsächlich infolge
Bemühungen — der forstliche Unterricht 1830 von Berlin nach Neustadt-
walde verlegt wurde. Die Einrichtung der neuen Anstalt blieb ihm allein
ssen; die Eröffnung derselben fand am 3. Mai d. g. J. statt. „Pfeil
erreicht, was er gewollt hatte, die Isolirung der Forstwissenschaft von
eistigen Gesammtleben der Zeit, seine eigene Loslösung von dem großen

Centrum der Wissenschaft, in dem es ihm nicht hatte gelingen wollen, d ihm vertretenen Wissenschaft und sich selbst den gebührenden Platz zu er (Bernhardt). Im Verein mit Ratzeburg und Schneider lehrte und wi als Director der neuen Forstakademie fast 30 Jahre, indem er gleichzeiti umfassende schriftstellerische Thätigkeit entfaltete. Zu seinen Lieblingserho gehörte die Jagd auf Rothwild, welcher er namentlich von seinem Jagdhä auf dem Dambachskopfe bei Thale aus mit Vorliebe nachging. Von 18 begann er zu kränkeln, lehrte aber trotzdem noch 3 Jahre; erst am 20. 1859 erfolgte auf Nachsuchen seine Pensionirung, unter Verleihung des Pr „Geheimer Oberforstrath". Er beabsichtigte, den Rest seiner Tage in Hir (Schlesien) zu verleben, weil hier seine (verheirathete) Tochter lebte, und von dem Gebrauche des nahegelegenen Bades Warmbrunn auf Linderung gichtischen Leiden hoffte. In aller Stille reiste er daher nach dem Schlu Sommervorlesungen (Anfang September) alsbald nach Warmbrunn ab, aber schon am Tage nach seiner Ankunft. Eine Arterienverhärtung sein Ende herbeigeführt. Seine irdischen Ueberreste wurden am 7. Sep 1859 nach Hirschberg verbracht und auf dem evangelischen Friedhofe d bestattet.

Wilhelm P. war ein Mann von scharfem Verstande, tüchtigen for Kenntnissen, guter Beobachtungsgabe, reicher praktischer Erfahrung und em Arbeitskraft; er entbehrte aber leider der zum Lehrberufe erforderlichen wissenschaftlichen und mathematischen Grundlage. Sein ganzes Leben war ei ein ihm wol unbewußter Kampf gegen diese Lücke, deren Ausfüllung ihm Mühe ungeachtet, nicht gelingen wollte. Wenn er trotzdem als Lehrer Erfolge erreichte, so war dies lediglich seiner Originalität — man kann sagen Genialität — zu verdanken. Er bekämpfte nämlich mit der ihm e Entschiedenheit die damals vorherrschende dogmatische Richtung, das Ausw lernen bestimmter Normen nach Autoritäten, die Hartig'schen „Generalre Er vertrat vielmehr den Standpunkt, daß jedes forstliche Wirthschaftsver den Eigenthümlichkeiten des Standorts und den sonstigen örtlichen Verhäl angepaßt werden müsse, und daß der Forstmann in dieser Beziehung durch Regel gebunden sein dürfe. Hand in Hand mit dieser individualisirenden tung ging eine hochgradige Befähigung, die Zuhörer anzuregen und Urtheilskraft zu schärfen. Sein Vortrag entbehrte zwar der streng lo Ordnung und gleichmäßigen Behandlung der einzelnen Gegenstände, da liebte, vom eigentlichen Thema abzuschweifen; bald wurde er zu ausführlich zu aphoristisch — je nachdem ihn eben sein eigenes Interesse auf den G stand hinleitete oder fern hiervon hielt. Aber dafür lag in seinen Worte Fülle von Gedanken und praktischen Fingerzeigen, und sein Eifer im D sowie die seinen Vortrag durchdringende Liebe zum Walde wirkten so m auf seine Zuhörer ein, daß diese über die oft mangelhafte Begründung d botenen Lehren hinwegsahen. Sehr zu statten kam ihm hierbei sein sta werthes Gedächtniß, sein scharfer Blick und seine durch häufige Reise Excursionen erlangte Bekanntschaft mit dem Walde. Er hatte für alles, er sagte, belegende Beispiele zur Stelle. Seine Schüler lernten hi denken und selbständig urtheilen; sie vermochten infolge dessen das gering tive Wissen, welches sie aus den Vorträgen mitnahmen, durch häusliches St auszufüllen. P. sprach schnell und viel; die Ideen überholten meist Worte. Als kleine Aeußerlichkeiten seines Vortrags seien erwähnt, daß e „ei" fast wie „eu" aussprach und die Angewohnheit besaß, zwei Nega verneinend zu gebrauchen.

Pfeil's schriftstellerische Thätigkeit war eine ganz hervorragende. Außer
n bereits genannten Schriften verfaßte er (in chronologischer Reihenfolge) die
achstehenden Werke: „Tafeln über den kubischen Inhalt des runden Stamm-
olzes von 1—60 Fuß Länge und 1—48 Zoll mittleren Durchmesser" (1821);
Ueber Befreiung der Wälder von Servituten im Allgemeinen, sowie über das
abei nöthige und zweckmäßige Verfahren nach Vorschrift und Anleitung der in
n preußischen Staaten deshalb erschienenen Gesetze" (1821); „Ueber die Be-
eutung und Wichtigkeit der wissenschaftlichen Ausbildung des Forstmannes für
e Erhöhung des Nationalwohlstandes und Volksglückes" (1822); „Grundsätze
r Forstwirthschaft in Bezug auf die Nationalökonomie und die Staats-
inanzwissenschaft" (I. Band 1822, II. Band 1824); „Die Behandlung und
chätzung des Mittelwaldes" (1824); „Erfahrungen und Bemerkungen zur
sseren Cultur der Waldungen" (1825); „Ueber Insectenschaden in den
Wäldern, die Mittel ihm vorzubeugen und seine Nachtheile zu vermindern"
1827); „Anleitung zur Ablösung der Waldservitute, mit besonderer Rücksicht
uf die Preußische Gesetzgebung" (1828; 2. Aufl. 1844; 3., gänzlich umgear-
eitete Auflage mit neuem Titel 1854); „Neue vollständige Anleitung zur
ehandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten" — (dieses Handbuch [2. Aus-
abe] erschien in 5 Abtheilungen, von welchen jede mehrere Auflagen erlebte.
ie betr. Abtheilungen führen die Titel: „Das forstliche Verhalten der deutschen
Waldbäume und ihre Erziehung" [1829, 2. Aufl. 1839, 3. Aufl. 1854];
Kritisches Repertorium der Forstwissenschaft und ihrer Hülfswissenschaften"
1830, 2. Aufl. 1855]; „Forstschutz- und Forstpolizeilehre, im Anhange die
achweisung der preußischen Forstpolizeigesetze" [1831, 2. Aufl. 1845]; „Forst-
enutzung und Forsttechnologie" [1831, 2. Aufl. 1845, 3. Aufl. 1858]; „Die
orsttaxation" [1833, 2. Aufl. 1843, 3. Aufl. 1858]) —; „Die Forstwirthschaft
ach rein praktischer Ansicht, so wie sie der Privatforstbesitzer oder Verwalter
hren muß" &c. (1831, 2. Aufl. 1839, 3. Aufl. 1843, 4. Aufl. 1851;
Aufl. 1857, 6. Aufl. [von M. R. Preßler im Sinne des Reinertragswald-
aues revidirt und ergänzt] 1870); „Kurze Anweisung zur Jagdwissenschaft für
utsbesitzer und Forstliebhaber" (1831); „Die Forstpolizeigesetze Deutschlands
nd Frankreichs nach ihren Grundsätzen mit besonderer Rücksicht auf eine neue
orstpolizei-Gesetzgebung Preußens" (1834); „Anleitung zur Feststellung der
m Forstgrunde zu erhebenden Grundsteuer" (1835); „Die Forstgeschichte
reußens bis zum Jahre 1806" (1839); „Vollständige Anweisung zur Jagd-
erwaltung und Jagdbenutzung mit Rücksicht auf eine zweckmäßige Jagdpolizei-
esetzgebung" (1848); „Anleitung zur Ausführung des Jagdpolizeigesetzes für
reußen vom 7. März 1850" (1850); „Die deutsche Holzzucht, begründet auf
e Eigenthümlichkeit der Forsthölzer und ihr Verhalten zu dem verschiedenen
tandorte" (1860, nach seinem Tode von seinem Sohne, Staatsanwalt Pfeil,
rausgegeben).

Außerdem gab P. von 1822 ab die Zeitschrift: „Kritische Blätter für
orst- und Jagdwissenschaft" heraus, welche er zum bei weitem größten Theil
it eigenen Abhandlungen und litterarischen Berichten füllte. Bis zu seinem
ode erschienen 41 Bände à 2 Hefte und vom 42. Bande das 1. Heft (1859).
eitdem übernahm H. Nördlinger die Redaction bis zum Jahre 1870, in
elchem der 52. und letzte Band dieser s. Z. viel gelesenen Zeitschrift erschien.
 war früher auch Mitarbeiter an G. L. Hartig's Journal für das Forst-,
agd- und Fischereiwesen und an dessen Forst- und Jagd-Archiv von und für
reußen.

Die Richtungen, welche P. in diesen Schriften hauptsächlich vertrat, waren
 forstpolitische und die waldbauliche. In Bezug auf forstpolitische Fragen

war er der erste Forstmann, welcher — im Gegensatze zu den Vertretern der absoluten Forsthoheit — auf dem Boden des Smith'schen Systems stehend, freieren Anschauungen huldigte. Im Gegensatze zu G. L. Hartig wies er mit Entschiedenheit auf die Unrichtigkeit der Wirthschaft des größten Massenertrages hin und betonte zuerst die Nothwendigkeit des Betriebs höchster Rentabilität. Er war sich aber — infolge seiner mangelhaften mathematischen Kenntnisse — nicht klar über die Consequenzen seiner Forderung, denn als Preßler später die Wege zur Realisirung dieses Princips zeigte, trat er hierzu in Opposition. Ueberhaupt verwickelte er sich, da er zu wenig gründlich und zu rasch arbeitete, namentlich bei der Würdigung der volkswirthschaftlichen Seite des forstlichen Gewerbes in vielfache Widersprüche, welche ihm manche litterarische Fehde zuzogen. In waldbaulicher Beziehung ist „Die deutsche Holzzucht" als seine beste Leistung zu bezeichnen. Dieses (letzte) Werk repräsentirt gewissermaßen das Facit seines ganzen forstlichen Wissens und Könnens; es ist der Extract der gesammten forstwissenschaftlichen Bibliothek, welche er in einem halben Jahrhundert in die Welt geschickt hat. Am ausführlichsten hat er hier und in anderen waldbaulichen Schriften die norddeutsche Kiefernwirthschaft behandelt. In der Borkenkäferfrage huldigte er — gestützt auf die Lehren des alten Kersten — der richtigen Ansicht, daß der Borkenkäfer, wenn man ihn ungestört sich entwickeln lasse, zuletzt auch ganz gesunde Bestände angreife und schließlich zu tödten vermöge. Die Energie, mit welcher er in den bezüglichen Streit eintrat, war Veranlassung, einer neuen Species den Namen Bostrichus Pfeilii beizulegen. Der Waldfeldbaubetrieb zählt ihn zu seinen Gegnern. Seine Anschauungen in der forstlichen Unterrichtsfrage machten verschiedene Wandlungen durch. Anfangs für den forstlichen Unviversitätsunterricht eingenommen, vertrat er zuletzt das Princip der isolirten Fachschule, welche keine allgemeine Bildung geben dürfe. Angeregt nach den mannigfaltigsten Richtungen hin haben s. Z. alle diese Schriften; aber es geht ihnen doch der nachhaltige Werth ab, weil P. nicht im Stande war, systematisch und methodisch zu arbeiten, und weil er — fremde Leistungen mißachtend — alles aus sich selbst heraus entwickeln wollte, anstatt auf den von theoretisch besser geschulten Fachgenossen gelieferten Fundamenten weiter zu bauen. Um Nachwirkendes zu liefern, reicht aber bloße Genialität ohne positives Wissen nicht aus. Wenn P. trotzdem lange Zeit auf dem Gebiete der Forstlitteratur eine tonangebende Stellung eingenommen hat, so erklärt sich dies hauptsächlich durch die rücksichtslose Verfolgung gegnerischer Ueberzeugung mit scharfem Spott, welche ihm fast ein Bedürfniß war. In seinen „Kritischen Blättern" warf er jedem anders denkenden Autor den Fehdehandschuh hin, ließ sich aber leider dann nicht auf weitere Vertheidigung einer einmal angeregten Controverse mit wissenschaftlichen Waffen ein, sondern wurde höchstens persönlich. Von Haus aus war P. eigentlich gar nicht kritisch angelegt, denn es fehlten ihm gründliche Bildung, Respect vor den wissenschaftlichen Arbeiten Anderer und Objectivität im Urtheile; auch krankte er — zumal während seiner Docirzeit — etwas an Eigenliebe. Aber seine gewandte und namentlich den Empirikern schmeichelnde (zünftige) Schreibweise, seine massenhaften und oft sehr derben Ausfälle, sein beißender Hohn und seine Geschicklichkeit, einzelne Schwächen seiner Gegner herauszugreifen und sich in satyrischen Wendungen hierüber zu ergehen, verschafften ihm stets ein großes Leser- und Lacherpublicum. Nur wenige wagten seiner oft recht seichten, ja sogar den Sachverhalt entstellenden, aber in Worten scharfen Kritik zu widersprechen. So schmetterte er namentlich manches jugendliche, eben aufstrebende Talent zu Boden und hat daher als Kritiker (Diezel nannte ihn scherzhaft „Zeus omnipotens Eberswaldensis!") vielleicht mehr geschadet als genützt. Seine Außenseite war auch im mündlichen Verkehr

rauh, doch war er gegen seine Schüler gerecht und sogar wohlwollend, wenn er bemerkte, daß sie es mit ihren Studien ernstlich meinten. Mehrere Ordensauszeichnungen schmückten seine Brust; auch war er Mitglied zahlreicher gelehrter Vereine. Seine Schüler (er unterrichtete deren während einer 38jährigen Lehrthätigkeit im Ganzen 1272) und Freunde setzten ihm auf dem Dambachskopfe (bei Thale), seinem Lieblingsplätzchen, ein Denkmal, welches am 3. Juli 1865 enthüllt wurde. Mehr als dieses äußere Erinnerungszeichen wird aber den künftigen Geschlechtern dasjenige Denkmal erzählen, welches sich dieser immerhin bedeutende und eigenartige Forstmann in seinen Werken selbst gegründet hat.

Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, 27. Band, 1. Heft, 1849, S. 135 (Die Lehrzeit); das. 33. Band, 2. Heft, 1853, S. 186 (Die Lernzeit); das. 41. Band, 2. Heft, 1859, S. 98 (Die Docirzeit); das. 42. Band, 2. Heft, 1860, S. 1 (Zum Andenken an Pfeil, vom k. preuß. Corpsauditeur Marcard); das. 45. Band, 2. Heft, 1863, S. 197 (Rückblicke auf die forstliche periodische Literatur &c., vom Oberforstrath von Berg). — Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1859, S. 441 (Todesnachricht); das. 1860, S. 115 (Verzeichniß seiner Schriften); das. 1861, S. 79 (Replik Dr. Theodor Hartig's, gegen Grunert gerichtet); das. 1874, S. 287 (Pfeil's Besoldung in Carolath, v. W. K.); das. 1879, S. 408 (Beiträge zur Biographie Pfeil's während seines Aufenthaltes in Sedczyn und Carolath). — Vossische Zeitung, 1859, Nr. 226 (Nekrolog, von Ratzeburg). — Schneider, Forst- und Jagdkalender für Preußen, 1860 (Nachruf). — Verhandlungen der 21. Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe, 1860. — Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen, 1860, S. 2 (Ratzeburg). — Grunert, Forstliche Blätter, 1. Heft, 1861, S. 1 (Pfeil, seine Schüler und die Forst-Lehranstalt zu Neustadt-Eberswalde nach seinem Tode); das. 2. Heft, 1861, S. 223 (Kampf gegen Windmühlen; gegen Theodor Hartig gerichtet); das. 3. Heft, 1862, S. 202 (Nachtrag zu Pfeil's Schülern). — Brockhaus' Conversations-Lexikon, XI. Band, 11. Aufl., S. 609. — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, 1865, S. 492, 493, 558, 559, 560 und 606. — Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, II, S. 319, Nr. 637 u. 638; S. 320, Bem. 265a; das. III, 1, S. 683, Bem. 761b; das. IV, S. 345 (Nachträge, Ergänzungen und Verbesserungen); das. V, 1, S. 15, Nr. 69; S. 57, Nr. 213 und S. 67, Nr. 251. — G. v. Schwarzer, Biographieen, S. 21 (als Todestag wird unrichtig der 4. October 1859 angegeben). — Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftstellerlexikon, S. 399. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums &c, II, S. 254, 279, 290, 294, 337, 364, 397, 401 und 402; das. III, S. 66, 88, 129, 151, 153, 161 bis 184 (Biographie), 220, 228, 232, 240—242, 245, 260, 272, 285, 287, 297, 302—304, 322, 323, 327, 328, 333, 335, 336, 347, 348, 350, 353, 358, 392, 395, 396 und 400. — Judeich, Deutscher Forst- und Jagd-Kalender, 1876, II. Band, S. 5 (Judeich). — G. L. Hartig, Lehrbuch für Jäger, 1. Bd., 10. Aufl. 1877, herausgegeben von Dr. Th. Hartig, S. 27. — Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland, S. 651. — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 15. Band, 1883, S. 288 (Pfeil's Pfeil's 100jähriger Geburtstag). — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner &c., 1885, S. 269—274. Hier findet sich auch die das Denkmal betreffende Journal-Litteratur (Aufforderung zu Beiträgen, Verzeichniß der Beiträge, Rechnungsablage, Enthüllung des Denkmals &c.) verzeichnet.

R. Heß.

Pfeil: Johann Gottlob Benjamin P., Schriftsteller (nicht zu verwechseln mit dem Prediger Johann Gebhard Pfeil, wie seit Meusel bis 1878

häufig geschehen ist), wurde geboren zu Freiberg den 10. November 1732, genoß seine Gymnasialbildung in Chemnitz und studirte seit 1752 Jura in Leipzig, wohin er 1763 nach einem uns entzogenen Litteraten- und Informatorleben als Hofmeister des jungen Freiherrn Karl August v. Friesen zurückkehrte. Am Schönkopf'schen Mittagstisch lernte ihn Goethe kennen und empfing von P. stilistische Anregungen, wofür ihm in „Dichtung und Wahrheit“ (Hempel 21, 52 f.) ein Denkmal errichtet wird. Seinen Roman erwähnt Goethe schon in einem Leipziger Brief an Cornelie (Goethejahrbuch 7, 17). 1768 zum Dr. jur. promovirt, wurde P. bald darauf Justizamtmann zu Rammelburg im Harz, wo Friesen's begütert waren, heirathete Johanna Groß (Großin) aus Leipzig, die am 17. August 1777 starb und zwei Kinder hinterließ. Am 29. September 1778 schloß P. eine neue Ehe mit Eva Clara Johanna Leonardine Göckingk, des bekannten Dichters Schwester († am 5. December 1792). Seine zweite Gattin brachte ihm ein ansehnliches Vermögen und gebar sieben Kinder, von denen Friedrich Wilhelm Leopold (s. o. S. 648) sich als Forstmann einen Namen gemacht und durch den Aufsatz „Goethe's Charakteristik des Wuchses der Eiche“ (Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft XXXVII) die Goethelitteratur bereichert hat. In dem gastlichen Schlosse Rammelburg ist auch Bürger mit Freund Göckingk eingekehrt. Als „wohlbestallter hochfreiherrlich Friesischer und hochgräflich Hopfgart-Schaurottischer Amtmann des wohllöblichen Amtes Rammelburg“ ist P. am 28. September 1800 plötzlich einem Schlagfluß erlegen und am 1. October auf dem nahen Friesdorfer Kirchhof bestattet worden.

Seine späten, z. Th. maskirten Schriften juristisch-cameralistischen und theologischen Inhalts berühren uns nicht. Aber P. verdient einen Platz in der Geschichte der von England inspirirten, in Deutschland durch Gellert eröffneten bürgerlichen Dichtung. 1755—57 erweist er sich fruchtbar und sucht die führenden Schriftsteller sofort durch Häufung und Verstärkung, d. h. Verzerrung der Motive zu übertrumpfen. „Miß Sara Sampson“ erscheint 1755 — P. veröffentlicht in den mit der englischen Litteratur liebäugelnden, aber ganz kritik- und haltungslosen „Neuen Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens“ Stück 31. einen Aufsatz „Vom bürgerlichen Trauerspiele“, der viel Verkehrtes und einiges Gute enthält. P. befehdet die „Mordgeschichten“ der Engländer, also Lillo's, mit ihrem Galgen, verlangt Ausschluß des niedern Volkes, vertritt eine stark moralisirende Tendenz und nennt Laster die Hauptquelle tragischer Begebenheiten. Sein Exempel dazu heißt „Lucie Woodvil“, ausdrücklich als „ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Handlungen“ bezeichnet, als „eine Schwester zur Sarah“ ausgeschickt, 1756 in den „Neuen Erweiterungen“ Stück 42. (Juni) und separat erschienen, wiederholt 1769 im „Theater der Deutschen“ III. und im Schneider'schen Verlag Leipzig 1786 (Titel: 1787), 1787 vom Verfasser als „unreifes, längst verdienterweise vermodertes Product meiner Jugendjahre“ verurtheilt, aber 1756 durch großen Theatererfolg (z. B. Ackermanns in Danzig) ausgezeichnet (vgl. Neue Erweiterungen St. 48.). England der Schauplatz. Die Wirkung liegt in Greueln, die P. z. Th. der antiken Tragik carikirend abborgt. Zu bekannten Conflicten — eine schwangere Geliebte, Doppelneigung, Verzicht der Zweiten — treten krasse Motive: unwissentliche Blutschande, Vergiftung des Alten durch sein uneheliches Kind wegen stillschweigender Verweigerung des Bundes, Enthüllung des Geheimnisses durch einen Hausfreund; Lucie bekennt sich als Vatermörderin, erdolcht erst die verkommene Zofe Betty als Anstifterin und dann sich selbst, ihr Bruder und Buhle wird wahnsinnig. Southwell entspricht dem alten schwachen Sampson, Karl dem Mellefort, Lucie ist ein übles Amalgam aus Sara und Marwood, Amalie eine blonde Tugendprinzeß nach Richardson'schem Muster, ihr Vater Robert ein farbloser Biedermann, Jacob der übliche Moral-

ebner in der Livrée, Betty die weibliche Contrastfigur. Die Einheit der Zeit nd des Ortes ist bewahrt, die Sprache nicht so breit wie in der „Sara". obert schließt: „Komm, meine Amalia, laß uns mit einer stillen Ehrfurcht or dieser Gerechtigkeit zittern, die auch die geringsten Verbrechen nicht ungeochen läßt. Laß uns aus Karls und Luciens unglücklichem Beispiele lernen, aß demjenigen das größte Laster nicht weiter zu abscheulich ist, der sich nicht heut, das allergeringste auszuüben."

Wie „Lucie" zur „Sara", so verhält sich „die Geschichte des Grafen on P." (Leipzig in Lankischens Buchhandlung 1756, gleichfalls anonym, iederholt aufgelegt) zu Gellert's „Schwedischer Gräfin". Mit einem Seitenieb gegen Crebillon nennt P. in der Vorrede dieses Ichromans Richardson nd Prevost seine Muster. Das Thema ist „Schwachheiten des menschchen Herzens" in ihren abenteuerlichen Folgen zu schildern. Der Held, ein unger sächsischer Graf, nicht schlecht, aber haltlos, erlebt in Frankreich und achsen die verwickeltsten Liebeswirren, wobei ein Pendant zur unvergänglichen Manon Lescaut sich breit macht. Neben ihm steht ein idealer Mentor und n edler Engländer, der auch Wundersames durchgemacht hat und später gleich iner Gattin und einer einstigen tugendhaft gefallenen Geliebten des unter rchtbaren Familienintriguen daheim verheiratheten Grafen sammt ihrem Sohne, er nun beinahe als moderner Oedipus die Mutter freit, nach Deutschland verflanzt wird. Das Buch ist viel handlungsreicher als das Gellert'sche, das ihm um Muster gedient hat, führt aber doch einen Ballast oberflächlicher ethischer eflexionen und setzt sich mit elender Versöhnlichkeit über alle Ausschweifungen, änke, Mordanschläge u. s. w. hinweg. Es folgten 1757, gleichfalls anonym, die on Wieland angeregten „Versuche in moralischen Erzählungen", die nicht nur ehrfach aufgelegt und nachgedruckt, sondern auch in Frankreich von Mercier eplündert wurden (Le sauvage), wogegen P. im Januar 1787 öffentlich rotestirte.

v. Biedermann, Goethe und Leipzig 1, 71 f. (Silhouette Pfeil's, Leipz. Illustr. Zeitung 1884, Nr. 2147. „Schattenbilder aus Goethe's Leipziger Studienjahren" an zehnter Stelle). — Sauer, J. W. v. Brawe, Quellen u. Forschungen 30, 1878, S. 82 u. ö. mit der auch bei Koberstein 5, 89, 365, Goedeke, v. Loeper, Düntzer auftretenden Verwechslung. — Zur Klarstellung: Goedeke, Archiv für Litteraturgeschichte 7, 524 ff. und v. Loeper ebenda 8, 223; Pröhle, Vossische Zeitung 1879 Nr. 21. Sonntagsbeilage Nr. 3.

Erich Schmidt.

Pfeilschifter: Johann Baptist v. P., Litterat, geb. am 27. September 793 zu Gösen bei Cham, † am 16. November 1874 zu Regensburg. Nach bsolvirung des Gymnasiums zu Straubing studirte er 1810—13 zu Landshut, arauf zu München Philosophie, Geschichte und Jura. Er fing schon als tudent an zu schriftstellern. 1816 ging er zu H. Zschokke nach Aarau, war ine Zeit lang Mitarbeiter der Aarauer Zeitung, dann des zu Weimar erscheienden „Oppositionsblattes", arbeitete auch für Brockhaus' Conversationslexikon nd die „Zeitgenossen". 1817 begründete er die Zeitschrift „Zeitschwingen", ie erst zu Jena, dann zu Leipzig, zuletzt zu Frankfurt a. M. erschien, hier im eptember 1819 in L. Börne's Hände überging, dann aber bald unterdrückt urde (s. A. D. B. III, 167). 1820 machte er eine Reise nach Holland, rankreich und Spanien und correspondirte von hier aus für die Augsburger Allgemeine Zeitung". 1822 nach Frankfurt zurückgekehrt, gründete er die Zeitchrift „Der Staatsmann", welche seit 1831 als „Zuschauer am Main" bis 838 erschien. Er vertrat fortan eine streng conservative und noch strenger

katholische Richtung. 1825 erhielt er von dem katholisch gewordenen Herzog Ferdinand von Anhalt-Köthen (s. A. D. B. VI, 671) den Titel Legationsrath und 1829 wurde er von demselben geadelt. Von 1830 bis 1840 lebte er meist im Sommer in Aschaffenburg, im Winter in Mannheim, von 1841 bis 1851 in Würzburg, dann in Darmstadt. Der 1829 von ihm und Adam v. Müller (s. A. D. B. XXII, 501) begründete „Litteratur- und Kirchen-Correspondent" ging nach Müller's Uebersiedelung nach Wien bald wieder ein. Von 1831 bis 1837 war er der Hauptredacteur der Aschaffenburger „Katholischen Kirchenzeitung", von 1837 bis 1841 des „Herold des Glaubens". 1837 bis 1839 gab er auch ein religiöses Taschenbuch „Cölestine" heraus. Er schrieb auch für den „Katholik" und andere Zeitschriften und veröffentlichte zwischen 1830 und 1846, theilweise anonym oder pseudonym, eine Reihe von kleineren Schriften, u. a. „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Revolution in Spanien", 1836; „Mittheilungen aus Spanien", 1837; „Betrachtungen über die Revolutionen in Spanien, Portugal" u. s. w., 1839; „Politische Studien", 1839; „Biographien denkwürdiger Priester und Prälaten" und „Papst Gregor XVI.", 1846 (beide unter dem Namen J. B. Wagner). Nach langer Unterbrechung veröffentlichte P. 1861 das erste Bändchen eines „Baierischen Plutarch", dem aber kein zweites folgte. Er übernahm dann für einige Zeit die Redaction des „Westfälischen Merkur" und versuchte die Begründung eines „Katholischen Kirchenblattes". Der Erfolg seiner schriftstellerischen Thätigkeit entsprach nicht seinen Erwartungen. Von seinen Schriften hat keine einen bleibenden Werth.

M. Brühl, Gesch. der katholischen Literatur Deutschlands, 1854, S. 792. — Literarischer Handweiser 1875, 20.

Reusch.

Pfeilschmidt: Andreas P., deutscher Dramatiker, aus Dresden, Geiger und Buchbinder zu Corbach, verfaßte ein fünfactiges Drama von der Esther, das von der Bürgerschaft in Corbach aufgeführt wurde (Frankfurt a. M. 1555) und in Köln eine neue Aufführung durch die dortige Bürgerschaft erfuhr, wo ein anonymer Neudruck veranstaltet wurde (Straßburg 1581). Der Verfasser benutzt zwar die biblische Vorlage, aber nicht so sclavisch als Hans Sachs und Voith; daher kommt dramatische Lebendigkeit in die Handlung, die besonders durch Vorführung von Gastmählern erhöht wird. Die Teufel üben ihre Wirksamkeit an den beiden Kämmerern, die einen Anschlag auf das Leben des Königs machen, sind aber dem verbrecherischen Haman gegenüber machtlos und müssen vor dem gottesfürchtigen Sinne Mardachais und Esthers weichen. Die einzelnen Scenen werden durch Bühnenanweisungen kenntlich gemacht, der dramatische Aufbau ist etwas breit, namentlich leiden die Argumente an übergroßer Ausführlichkeit. In der ersten Ausgabe findet sich am Schluß ein akrostichisches Gedicht auf die Gräfin Anastasia von Waldeck, der auch das Drama gewidmet ist, während die zweite Ausgabe am Schluß den 124. Psalm in der Dichtung des Justus Jonas (Wo Gott der Herr nit bei uns hält) enthält. Für die Geschichte des deutschen Dramas ist P. insofern von Wichtigkeit, als er nicht dem gelehrten, sondern dem bürgerlichen Stande angehörte und wahrscheinlich auch die mit Gesellen und Burschen veranstaltete Aufführung seiner „Esther" selbst leitete. Das Stück wurde von Marcus Pfeffer (1621) fast ganz ab geschrieben.

Goedeke 2, 362. H. Holstein.

Pfenninger: Johannes P., Maler und Stecher, geb. in Stäfa am 20. Februar 1765, † zu Zürich am 31. December 1825. P. hatte das Unglück, sein Lebenlang unter der Maske der Menschenfreundlichkeit von seinen

[...]nschen ausgenutzt zu werden. Kaum acht Jahre alt, 1773, kam er zu [...] Gevatter Johannes Schultheß, der Hafner in Stäfa war und die künst[...]n Anlagen des Knaben entdeckte. Bei ihm lernte er die Anfangsgründe [...]ichnen, ging aber nebenbei immer noch zur Schule. Er erhielt Blätter [...]lumen zu copiren, und schon nach Verlauf eines Jahres ernannte der [...]rmeister den Knaben zu seinem Ofenmaler und konnte des eigentlichen [...]n entbehren. P. verdiente jetzt wöchentlich etwa einen Gulden und mußte [...]Mustern von Augsburger und Nürnberger Kupferstichen arbeiten. Erst der [...]erfolgte Tod des Malers Kölla in Stäfa und das Studium seiner Werke [...]n angehenden Jüngling die Entdeckung machen, daß es noch etwas Höheres [...]malte Ofenkacheln gäbe und spornte ihn zum Weiterstreben an. Sein Wunsch [...]bei Füßli in Zürich, dem Vater von Rudolf und Heinrich Füßli, in die Lehre [...]ten; Füßli jedoch rieth P., trotz seines Talentes, hauptsächlich der großen [...] halber, entschieden ab, Maler zu werden. Darauf nahmen sich Rathsherr [...]avater und Pfarrer Lavater Pfenninger's an. Letzterer lud ihn zu sich [...]d machte den vergeblichen Versuch, ihn in Kloten bei Lips unterzubringen. [...]m Sommer des folgenden Jahres gelang es ihm, P. bei seinem Schwager [...]ll in Urdorf zu placiren. Dort copirte er Preisler's Anleitung zur [...]kunst und übte sich im Tuschen; daneben wurde eifrig, für das Gedeihen [...]unst zu eifrig, gejagt. Lavater, dem die geringen Fortschritte Pfenninger's [...]en, entschloß sich bald, den jungen Künstler ganz zu sich zu nehmen. Bei [...]ollte er physiognomische Dinge zeichnen lernen und außerdem die Stelle des [...]ärs versehen. Natürlich drängte das Schreiberamt noch mehr als das [...] die Kunst in den Hintergrund, und P. konnte schließlich noch von Glück [...] daß sein gelehrter Protector, auf sein dringendes Bitten hin, ihm wenig[...]gewährte, täglich zwei Stunden bei Prof. Bullinger zu nehmen. Zwei [...]Jahre ist P. im Hause Lavater's geblieben, dann bezog er eine selbst[...]e Wohnung und gab Unterricht und zeichnete Schattenrisse für Lavater's [...]gnomik. So trieb er es, bis ein in Lavater's Hause wohnender Herr, [...]uster, den Kupferstecher v. Mechel bestimmte, ihn mit nach Basel zu [...]n. Neue Hoffnung, aber kein neues Leben! In Basel hatte er zwar die [...]e, mit Männern wie Hübner und Gmelin zu verkehren, mußte im übrigen [...]u seiner Verzweiflung, vom Morgen bis zum Abend illuminieren und [...] Zwischenzeit für Lavater fortarbeiten, auf dessen Verwendung hin er dann [...]wei Jahren wieder nach Zürich entlassen wurde. Hierher zurückgekehrt, [...] er abermals von Lavater ins Joch gespannt und ging mit ihm auf die [...] nach neuen technischen Verfahren. Die Wachsmalerei lernt er durch Lips [...], in der Oelmalerei giebt ihm Prof. Würsch aus Luzern Anleitung. Sein [...]Versuch war das Bildniß seines Vaters. Einen ereignißvollen Wende[...] in seinem Leben bezeichnet das Jahr 1793, in welchem er — es war im [...]ber — über den Gotthard nach Mailand und Rom zog, wo er die Er[...]ng Basseville's mit erlebte. Rastlos zeichnete er jetzt im Vatican nach [...]ntike, z. B. den Kopf des Apoll von Belvedere (Künstlergut Zürich. [...]buch. Bd. 6. Blatt 22) und die Laokoongruppe. Außerdem versuchte er [...]s Landschafter, im Entwerfen eigener Compositionen, in der Miniatur[...]i und als Illustrator. Carstens unterstützte ihn mit seinen Rathschlägen, [...] wäre er, wenn Italien ihn dauernd hätte fesseln können, schließlich doch [...]ein tüchtiger und angesehener Meister geworden. Allein die unsicheren [...]tnisse trieben P. 1799 doch wieder in die Schweiz zurück. Die Rückreise [...]e zehn Wochen und wurde gemeinsam mit dem Stuttgarter Hartmann und [...]Berliner Kuhbeil ausgeführt, den Glanzpunkt derselben bildete ein längerer

Aufenthalt in Perugia und Florenz. In der Heimath war P. bald ein gesuchter Porträtmaler und Lehrer. Er porträtirte viele Officiere der österreichischen Armee, z. B. den Feldmarschall Grafen v. Haddick; sein bester Schüler ist Daniel Albert Freudweiler gewesen. P. war zweimal verheirathet und hatte aus beiden Ehen Kinder; ein Schlag machte seinem Leben plötzlich ein Ende.

Die Werke Pfenninger's lernen wir am besten im Künstlergute zu Zürich kennen, woselbst im zweiten Saale des Erdgeschosses (Nr. 11) sein Hauptbild, die Vermählung des jungen Tobias, hängt. Der Entwurf zu demselben, in Wasserfarben ausgeführt, befindet sich im 5. Bande des Malerbuchs (Blatt 10). Von Illustrationen zu Geßner nenne ich die Ankunft des ersten Schiffers in der Hütte der Semira und Melida (Malerbuch, Bd. 4, Bl. 19, Kreidezeichnung) und Adam und Eva bei der Leiche Abels (Malerbuch, Bd. 5, Bl. 35, Sepia). Dem Bildniß des Idyllendichters begegnen wir im 7. Bande des Malerbuchs (Bl. 13, Kreidezeichnung) und im 5. Band der Handzeichnungen Zürcher Künstler (Bl. 19, Kreide). Stoffe aus der Mythologie und biblischen Geschichte behandelt P. im Malerbuch, Bd. 4, Bl. 37 (Venus und Amor, Aquarell), Bd. 6, Bl. 45 (Jupiter bei Philemon und Baucis, Sepia), Bd. 7, Bl. 4[illegible] (Herkules am Scheidewege, Sepia; gehört zum Besten des Künstlers; im Hintergrunde der Vestatempel bei Tivoli), Bd. 6, Bl. 5 (Die Frauen am Grabe Jesu, Aquarell). Schwach sind meistens seine allegorischen Compositionen, wie z. B. Die Erwartung (Malerbuch, Bd. 7, Bl. 29), Die Blumen streuende Aurora (Malerbuch, Bd. 9, Bl. 24, Sepia), Gottvertrauen (Bd. 9, Bl. 4[illegible], Aquarell), das durch Saturn enthüllte Antlitz der Geschichte (Malerbuch, Bd. 1[illegible], Bl. 17), geistreich dagegen seine wohl durch Usteri inspirirten Satiren. Sowohl Der Porträtmaler nach der Mode, inschriftlich 1813 entstanden (Malerbuch, Bd. 8, Bl. 19, Sepia), als auch Der Großmüthige (Bd. 8, Bl. 34, Sepia) zeugt vom Humor des Künstlers. Noch sei auf Bd. 3, Bl. 15 der Handzeichnungen Zürcher Künstler (Mutter mit ihrem Kinde gen Himmel strebend, Kreidezeichnung), auf Bd. 10, Bl. 40 und Bd. 12, Bl. 32 der Malerbücher hingewiesen, das zuletzt genannte Blatt, Das Schicksal des Charon, wurde nach dem Tode Pfenninger's von W. Füßli eingelegt. Von den von P. nach eigener Zeichnung gestochenen Porträts sei dasjenige der Mad. de Krüdener, des Prof. der Geschichte J. H. Körner und das Bildniß von J. J. Heß erwähnt, von seinen Bildern in Zürcher Privatbesitz das Herrn Pestalozzi-Wiser gehörende Oelgemälde: Sokrates, der von seinen Schülern Abschied nimmt. P. hatte Talent und Liebe zur Kunst und war unermüdlich fleißig; daß ihm die nöthige Freiheit fehlte, deuteten wir schon an. Jedenfalls würde er, wenn er im Leben mehr sich selbst angehört hätte, eine ungleich höhere Stufe erklommen haben.

S. Neujahrsblatt der Zürcher Künstlerges. v. 1827. — Nagler's Künstler-Lex. Bd. 11, S. 214. — Ersch und Gruber's A. Encykl. d. W. u. K. Dritte Section. XX, 358 (Artikel Frenzel).

Carl Brun.

Pfenninger: Johann Konrad P., geboren am 15. November 1747 zu Zürich als Sohn des Pfarrers am Frauenmünster Caspar P., studirte in Zürich Theologie und stand sodann daselbst in verschiedenen geistlichen Aemtern, zuerst an der Waisenhauskirche (1775 Diakonus, seit 1778 Pastor) und hernach an der Peterskirche (seit 1786). Er starb, erst 44 Jahre alt, infolge eines hitzigen Fiebers am 11. September 1792. P. ist besonders bekannt als einer der intimsten Freunde Lavater's. Zweimal war er dessen jüngerer Specialcollege, 1775—1778 am Waisenhause und 1786 bis zu seinem Tode an der Peterskirche. Da Lavaters Mutter (Regula) und Pfenninger's Mutter (Elisabeth) beide eine geborene Escher waren, so sind Lavater und P., wie es [illegible]

andt und vielleicht Vetter gewesen (s. A. D. B. XVIII, 783 und Schlichte-, Nekrolog auf das Jahr 1792, II, 158). Jedenfalls hatte Lavater auf ninger's Ansichten einen großen Einfluß, und P. hat für seine Verbreitung Vertheidigung Lavater'schen Meinungen oft Feindschaft und Spott erdulden en. Religiöse Wärme, inniger Eifer für alles Gute und Edle, verbunden großer Bescheidenheit, zeichneten ihn aus. Er hat eine Reihe meist erbau- Schriften drucken lassen. In seinen „Sammlungen zu einem christlichen azin" (1781—1783) befinden sich auch geistliche Lieder von ihm.

Lavater, Etwas über Pfenningern, 3 Hefte, Zürich 1792 und 1793. — chlichtegroll, Nekrolog auf das Jahr 1792, 2. Bd., Gotha 1794, S. 153 ff. Meusel, Lexikon X, S. 396 ff. — Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 15. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands, 3. Bd., Neustadt a. d. O. 833, S. 287 ff. — Koch, Gesch. des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., 6. Bd., 512 f. l. u.

Pfest: Leopold Ladislaus P. wurde am 15. November 1769 zu unweit Erding in Oberbaiern geboren, wo sein Vater fürstlich Freysing'- Rath und Beamter der Herrschaft Burgrhain war. Er studirte an den len in Freysing und widmete sich dann auf der Universität Salzburg erst Theologie, dann der Jurisprudenz. Auf Einladung des damaligen Salz- ischen Hofkanzlers Freiherrn v. Kürsinger und des Stadtsyndikus Loes trat Salzburgische Dienste, wurde 1791 Accessist beim Stadtsyndikat in Salz-, 1793 Anwalt daselbst, 1797 Mitterschreiber in Neumarkt, 1798 Ober- iber in Mattsee, kam 1800 in gleicher Eigenschaft nach Waging und 1802 Saalfelden im Pinzgau. Bald nach der eingetretenen Regierungsverände- wurde P. am 1. Januar 1804 Administrator des Pfleg- und Land- hts Neuhaus und übernahm am 1. Februar d. J. auch noch die Admini- ion des gleichen Gerichts zu Glaneck und dann die des Berggerichts zu ralm. Als schon im folgenden Jahre die Aufhebung des Pfleggerichts eck erfolgte, wurde P. zum kursalzburgischen Rath und zum Pfleger in haus (Landgericht Salzburg) ernannt. Am 30. September 1810 kam das tenthum Salzburg an die Krone Baiern und P. wurde nun kgl. bairischer richter in Salzburg, und als am 1. Mai 1816 Salzburg wieder an erreich zurückfiel, erhielt P. seine Bestallung als österreichischer Landrichter, elcher Eigenschaft er aber schon am 3. October 1816 starb. P. war ein vielseitiger Schriftsteller und Mitarbeiter an einer Menge Zeitschriften, für r besonders historische und litterarhistorische Arbeiten lieferte. Als Dichter fentlichte er „Gedichte" (1804), „Epigramme" (1811), „Die Jahreszeiten, Liederlese für Freunde der Natur" (1812), sammelte die „Tisch- und lieder der Teutschen" (II, 1811) und eine „Anthologia epigrammatica a, e poetis post renatas scientias ad nostra usque tempora claris", von er schätzenswerthen Sammlung aber nur der erste Band (1805) er- nen ist.

Cl. Al. Baader, Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller. Augs- rg 1824, 1. Bd., 2. Theil, S. 141.

Franz Brümmer.

Pfeufer: Karl v. P., Arzt, Sohn von Christian P., Arzt und ehemaligem essor der Medicin an der Universität in Bamberg, ist daselbst am 22. De- er 1806 geboren. Er hatte zuerst in Erlangen, später in Würzburg Medicin t, nach abgelegtem Examen längere Zeit als Assistent in der Schönlein'- Klinik fungirt und war hier 1831 mit einer, das gewöhnliche Maaß aka- scher Dissertationen weit überragenden Schrift „Beiträge zur Geschichte des

Petechialtyphus" promovirt worden. — Mit einem Stipendium von
rischen Regierung ausgestattet, machte er im Herbste desselben Jahres e
nach Norddeutschland, um die daselbst epidemisch herrschende Cholera zu
(der Bericht über die Resultate seiner Beobachtungen ist in der Beilage z
der baierischen Annalen vom Jahre 1833 veröffentlicht), und habilit
darnach in München als praktischer Arzt. — Bei dem Ausbruche der
im J. 1836 in Baiern wurde er als Regierungscommissar nach dem
Krankheit heimgesuchten Orte Mittenwald zur Bekämpfung der Seuche
und im September des folgenden Jahres erhielt er eine Anstellung al
gerichtsarzt in der Münchener Vorstadt Au. — Im J. 1840 folgte e
Rufe als Professor der medicinischen Klinik nach Zürich an Stelle sei
Berlin abgegangenen Lehrers Schönlein, 1844 siedelte er in gleicher Eig
und zwar gemeinsam mit seinem Freunde und Züricher Collegen Hen
Heidelberg über, verweilte hier acht Jahre und übernahm dann (1
klinische Professur an der zweiten medicinischen Abtheilung im all
Krankenhause in München, mit welcher ihm gleichzeitig die Stellung
lichen Referenten im Ministerium des Innern übertragen worden w
dem Heimwege von einer Erholungsreise, welche er im Sommer 1869 m
Familie nach Pertisau (am Achensee) unternommen hatte, erlitt
Schlaganfall, der seinem an praktischen Erfolgen reichen Leben am
tember ein plötzliches Ende machte. — P. gehört zu den bedeutendsten
Schönlein's und den würdigsten Vertretern der von demselben wesentli
derten neuesten Phase in der wissenschaftlichen Entwickelung der deutschen
das größte Verdienst um sein engeres Vaterland aber hat er sich, neb
hochgeschätzten Leistungen als klinischer Lehrer und praktischer Arzt, d
Reformen erworben, welche er in dem baierischen Medicinalwesen herb
und mit welchen er viele veraltete Vorurtheile und Mißstände überwun
nach 12jährigen Bemühungen war es ihm gelungen, die Freigebung
lichen Praxis in Baiern zu erzielen und viele neuere wichtige Verordnun
u. a. über die obligatorische Schutzpockenimpfung, über den Gifthan
sein Werk. — Die litterarische Thätigkeit Pfeufer's ist eine sehr beschrä
blieben; außer den oben genannten Arbeiten hat er einen „Bericht
Cholera-Epidemie in Mittenwald" (1837), sodann eine kleine Schrift
Schutze wider die Cholera" (1849, in 3. Aufl. 1854), welche, en
populärer Darstellung medicinischer Fragen, eine der ersten Stellen u
zahlreichen, diesen Gegenstand behandelnden und damals erschienenen
einnimmt und eine weite Verbreitung gefunden hat, endlich mehrere
artikel meist praktischen Inhalts in der von ihm in Gemeinschaft mit
den Jahren 1844—1869 herausgegebenen „Zeitschrift für rationelle
veröffentlicht. — Mit einem reichen poetischen Talente begabt, hat
Freund des Dichters Platen und Erbe des litterarischen Nachlasses
„Platens Tagebuch (1796—1825) mit einer Vorrede versehen" (18
gart) herausgegeben.

Seitz, Biogr. Lexikon der hervorragendsten Aerzte aller
Völker. Wien 1884—86. Bd. IV, S. 553 (nach Kerschensteiner
Leben und Wirken des Dr. K. v. P. Augsb. 1871).

A. H

Pfingsten: Georg Wilhelm P., Taubstummenlehrer. Er wa
in der Stadt Kiel am 5. März (oder 3. Mai) 1746. Sein Vater
als Tambour. Nachdem er eine gute Schulbildung erlangt,
verschiedener Weise sein Fortkommen in der Welt. Er war nach
burg gegangen, ohne zu erreichen, was er suchte, kehrte nach

wo es ihm auch nicht gelingen wollte und etablirte sich endlich als Perückenmacher in der Stadt Lübeck, wo er sich auch verheirathete. Als nun die Perücken aus der Mode gingen, mußte er darauf Bedacht nehmen, in anderer Weise seine Familie zu ernähren und versuchte es zunächst mit Musik- und Tanzunterricht. Von Haus aus musikalisch und namentlich gewandter Trommelschläger, warf er sich mit Macht auf diese Kunst. Dies führte ihn zur Erfindung der kriegerischen Signalsprache. Nebenbei hatte er von jeher eine besondere Vorliebe für die Taubstummen und als fertiger Trommelschläger versuchte er es mit Glück, diese Kunst beim Unterricht der Taubstummen in Anwendung zu bringen. 1786 wurde ihm der erste taubstumme Zögling anvertraut und er verwandte seine ganze Kraft an die Ausbildung desselben. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit des größeren Publicums auf sich. 1790 ward er vom Lübecker Magistrat zum Organist und Lehrer im lübeckischen Dorfe Hamberge ernannt und hat hier acht Jahre hindurch nebenbei privatim taubstumme Zöglinge ausgebildet. Die Zahl derselben stieg bis auf neun. 1799 legte er hier sein Schulamt freiwillig nieder und siedelte nach seiner Vaterstadt Kiel über, wo er mit Unterstützung der Regierung ein Taubstummeninstitut errichtete, das durch Patent vom 8. November zu einem königl. Institut erhoben wurde. Die Zahl der Zöglinge nahm immer zu und stieg bis 40. 1810 wurde die Anstalt nach der Stadt Schleswig verlegt. P. kaufte ein Haus im Friedrichsberg daselbst, das nachher Eigenthum der Regierung geworden. 1809 war als zweiter Lehrer der Cand. jur. H. Hensen ihm zugeordnet worden, der ihm später adjungirt ward, nachdem er auch sein Schwiegersohn geworden. (Später sein Nachfolger, gestorben als königl. Etatsrath, Professor und Ritter vom Danebrog am 20. Novbr. 1846.) Die Anstalt, neuerdings um ein Externat vermehrt, steht noch in Blüthe. Pfingsten's Verdienste sind allseitig anerkannt. Er ward 1812 zum Professor ernannt, auch 1816 von der Patriotischen Gesellschaft in Altona ausgezeichnet. 1825 ward er auf sein Ansuchen pensionirt und starb am 26. Novbr. 1827. Auch als Schriftsteller in seinem Fach hat P. sich nicht unerhebliche Verdienste erworben. „Vieljährige Erfahrungen über die Gehörfehler der Taubstummen als Winke beim Galvanisiren zu gebrauchen." Kiel 1802. „Gehörmesser zur Untersuchung der Gehörfähigkeit galvanisirter Taubstummen in besonderer Rücksicht auf die Erlernung der artikulirten Tonsprache." Das. 1804. „Bemerkungen und Beobachtungen über Gehör, Gefühl, Taubheit, deren Abweichungen von einander und über einige Ursachen und Heilmittel der letztern." 1811. In der Zeitschrift Eunomia, Jahrg. 3 Sept. S. 215: „Ueber die Wirkungen des Galvanismus auf die Taubstummen." Diese Veröffentlichungen veranlaßten eine Ernennung zum correspondirenden Mitglied der galvanischen Gesellschaft in Paris. „Ueber den Zustand der Taubstummen der alten und neuen Zeit." Schleswig 1817. Auch gab er als Lehrmittel heraus: „Auswahl biblischer Erzählungen. Zunächst für die Zöglinge des Taubstummen-Instituts." Schleswig 1820—23, 2 Bde. und „Hülfsbuch für Taubstumme zum richtigen Verstehen und Unterscheiden der vieldeutigen Wörter, die aus einerlei Lauten und Buchstaben bestehen, aber sehr verschiedene Bedeutung enthalten. In alphabet. Ordnung." Schleswig 1825.

H. Lahde, Portraiter med Biogr. Kopenh. 1806, H. 6, S. 71 mit seinem Bildniß. — S.-H. Provinzialber. 1811, 2, S. 191. — Sach, Geschichte d. Stadt Schleswig. 1875, S. 236. Carstens.

Pfingsten: Joh. Hermann P., geb. zu Stuttgart am 16. Mai 1751, Sohn eines dortigen Materialisten. Er war bald an den Universitäten in Halle, Tübingen, Erfurt, in gelehrter Richtung, bald in Schemnitz in Ungarn, im Herzogthum Magdeburg und Fürstenthum Halberstadt, in Sachsen-Gotha

und Mainz in praktischer Richtung thätig, bis er 1794 nach Constantinopel ging, ohne daß sein weiteres Schicksal bekannt wäre. Zudem war er ein fruchtbarer Schriftsteller im Gebiet der Mineralogie und des Bergbaus, der Chemie, Botanik, Arzneilehre, auch Medicin, Physiologie und Psychologie, Cameral- und Polizeiwissenschaft, sowie noch einiger weiterer Fächer.

Vgl. Meusel, Das gelehrte Deutschland. Lemgo 1798. VI, 88—90. — Gradmann, Das gelehrte Schwaben. S. 453—455. P. Stälin.

Pfintzing: Melchior P. wurde am 25. November 1481 (schwerlich 1488, wie eine Medaille angiebt) zu Nürnberg geboren, wo sein Vater Senator und Baumeister war. Seine Familie gehörte zu den ältesten und vornehmsten Patriciergeschlechtern der Stadt. In Wien fand er an dem tirolischen Hofkanzler Cyprian von Northeim genannt Serntein einen Gönner, auf dessen Empfehlung er in die Zahl der unmittelbaren Secretäre Kaiser Maximilians aufgenommen wurde. Schnell und dauernd erwarb er sich das volle Vertrauen seines Herrn, wie das noch Karl V. lange nach Pfintzing's Tode rückhaltlos anerkannt hat: diesem Vertrauen dankte er Lebensstellung und litterarischen Ruhm. Auf Maximilians Wunsch setzte der Nürnberger Senat ihn um so lieber 1512 in die erledigte Propstei von St. Sebald ein, als dadurch Vorschläge des Bischofs von Bamberg, der ein Besetzungsrecht für die Stelle beanspruchte, am leichtesten zu beseitigen waren. Doch machte ihn das neue Amt, das ihm Nürnberg zum regelmäßigen Wohnsitz anwies, dem Dienste des Kaisers nicht untreu. Er begleitet ihn 1512 auf den Reichstag zu Köln und wird 1513 von ihm zur Wahlbestätigung des Bischofs von Speier, Philipp I. von Rosenberg, entsendet. Der Titel eines kaiserlichen Raths lohnt ihm im selben Jahre die neuen Dienste: ferner wird er 1517 Propst des Ritterstiftes St. Alban zu Mainz; auch mit Canonicaten zu Trient, zu St. Stephan in Bamberg und zu U. L. F. ad Gradus in Mainz, sowie mit dem Decanat zu St. Victor ebendort begabte ihn das Wohlwollen des Kaisers. Erst seit dem Tode Maximilians scheint P. den Hofdienst aufgegeben und nur noch seinen geistlichen Aemtern gelebt zu haben; daß er jemals Hofcaplan Karls V. war, wie man aus der Widmung des Theuerdank erschloß, ist ganz unwahrscheinlich. Der Sieg der Reformation in Nürnberg veranlaßte ihn 1521, seine dortige Stellung gegen eine geringe Pension zu quittiren und nach Mainz zu ziehen, wo er am 24. November 1535 gestorben ist. — Vom 1. März 1517 und aus Nürnberg datirte P. die Widmung des vielbewunderten epischen Gedichts „Die geuerlicheiten vnd eins tails der geschichten des loblichen streitbaren vnd hochberümbten Helds vnd Ritters Tewrdannckhs.“ Das Werk schildert eine große Zahl von Abenteuern und Gefahren, die Kaiser Maximilian auf Jagden, bei Kämpfen und sonst durchgemacht hatte: in steifer und ungeschickter Allegorie werden sie dargestellt als entsprungen der Bosheit dreier Hauptleute, Fürwittig (jugendlicher Vorwitz), Unfalo (Unfälle) und Neidelhart (Nachstellungen der Neider und Feinde), die den edlen Ritter Teuerdank vergeblich hindern wollen, zur Königin Ehrenreich, seiner bestimmten Braut, zu gelangen. Daß P. mit Wissen und Willen des Kaisers sich die Autorschaft des Gedichtes beilegte, ist außer Zweifel. Aber schon ein wohlunterrichteter Zeitgenosse, Cuspinian, nennt den Kaiser selbst als Verfasser, und seitdem ist es lange Zeit eine vielerwogene Streitfrage gewesen, ob P. von Maximilian nur vorgeschoben wurde, um ein dem eignen Ruhme gewidmetes Werk nicht mit eignem Namen decken zu müssen, oder ob jener wirklich Autor war. Die Frage wird entschieden durch drei Handschriften der Wiener Hofbibliothek, die das Gedicht in einer von der gedruckten Gestalt wesentlich abweichenden Form enthalten, theils von der Hand und mit dem Namen des kaiserlichen Secretärs Marx Treitzsaurwein, theils, wie es

Kaiser selbst geschrieben. Dem Kaiser also und jenem andern Helfer
Gedicht Idee, Anlage und erste Rohausführung. Was P. daran
lehrt die Vergleichung jenes handschriftlichen Textes mit der defini-
. Leider waren mir die Handschriften nicht zugänglich, und ich muß
Thätigkeit nach wenigen Proben beurtheilen, die Haltaus in seiner
Teuerdank mittheilt. P. legt den Hauptwerth auf die didaktische
e Seite der Dichtung. Hatte schon Maximilian in dem Streben,
lung nach dem Muster mittelalterlicher Rittersagen zu modeln, die
er einzelnen Abenteuer so farblos und allgemein gehalten, wie mög-
öht P. diesen unerfreulichen Eindruck dadurch, daß er am Anfang
der Capitel breiter moralisirt, daß er dort die Gedanken und Reden
den umständlicher und dabei in ermüdender, stets sich wiederholender
t ausführt. Die ans Alberne streifende Arglosigkeit, mit der der
wieder auf die plumpen Anschläge seiner Gegner hereinfällt, wird
flissenere Motivirung doppelt fühlbar. Der böse Geist, der unter
ines theologischen Doctors den Teuerdank in eine so überaus durch-
uchung führt, daß selbst dieser sie durchschaut, ist Pfintzing's Erfin-
t den englischen Geist eingeführt, der den Helden zu einem Zuge
ngläubigen mahnt, er hat die Rolle des Ehrenholds, des treuen
eicher gemacht; den drei zum Tode verurtheilten Hauptleuten legt
tevolle, moralische Reden in den Mund, die den verhärteten Böse-
l genug anstehen. Aus eigner Kenntniß der Erlebnisse Maximilians
hes, namentlich Gemsenjagden, hinzugefügt, fast durchweg geringe
essante Variationen von bereits erzählten Abenteuern. Dabei wird
gedankenlos dem Unfalo zugewiesen, das dem Wesen der Allegorie
Paß des Fürwittig gehört: doch hatte in dieser Beziehung schon
sich vieles zu Schulden kommen lassen. So erzählt P. das Aben-
r Martinswand im 20. Cap. als Werk des Fürwittig, im 62. ganz
Anschlag des Unfalo. Die Gefahren, in die ungeschickte Aerzte den
en, hat erst P., wie es scheint, eingefügt. Die böse Wasserfahrt,
72 berichtet, ist den andern (32, 43, 64) so ähnlich, daß selbst
ng der Schiffleute, bei dem voraussichtlich schlimmen Wetter zu
fehlt. Gelang es schon Maximilian nicht immer, wirkliche Unfälle
en, als wären sie das Werk der bösen Hauptleute, so stellt P. an
ap. 52 eine besonders starke Zumuthung: dort schickt Unfalo den
ein freies Feld in der Voraussicht, daß ein Unwetter losbrechen
der Blitz einschlagen werde. Auch der Kaiser hatte, wieder durch
der mhd. Romane verführt, dialektische und volksthümliche Wen-
lichst fern gehalten: P. schreitet auf der abschüssigen Bahn dieser
tweile, die er wol für vornehm hielt, munter fort. Besonders aber
der metrischen Form des Gedichts an. Die Wiener Handschriften
esbare vierhebige Verse auf, die unbedenklich mehrsilbige Senkungen
lit pedantischer Gewissenhaftigkeit regelt P. die Silbenzahl: in der
rzahl der Capitel haben die Verse je 8 Silben erhalten: nur in
Partien des Gedichts hat er zuweilen 6- oder 7silbige Verse in
uppen angewandt. Nach dem Princip der Silbenzählung beurtheilt
g's Verse wol ausnahmslos correct, nur daß nicht jede Synkope
ifung in der Schrift ausgedrückt ist. Lesbarer aber sind Maximi-
bei weitem. P. zählt die Silben ab ohne jede Rücksicht auf die
Satzbetonung: Reime wie Herr: leidér, Klaftér: mēr, Wassér: Heer
en Augen durchaus unanstößig: so mechanisch und stubenmäßig,
n Sinn für Klang und Rhythmus haben wenige deutsche Dichter

ihre Verse gebaut: aber der neunjährige Hoffmannswaldau konnte wohl im Teuerdank lernen, Silben zu zählen. Wäre es nicht ein offenes Geheimniß gewesen, daß der Kaiser selbst Verfasser und Held des Teuerdank sei, wäre nicht die prachtvolle, auch künstlerisch nicht werthlose Ausstattung des Werkes hinzugekommen, — Pfintzing's Verdienst ist es gewiß nicht, daß das langweilige und steifleinene Machwerk seiner Zeit so unbegreiflichen Beifall gefunden hat. — Schon der ersten Ausgabe, aber nicht allen Exemplaren, hat P. einen dürftigen Schlüssel beigegeben, der die Allegorie erklärt und ganz kurz mittheilt, wo sich die einzelnen Begebenheiten zugetragen haben.

Titz, Disquisitio de inclyto libro poetico Theuerdanck, Altdorf 1737. — v. Khautz, Versuch einer Geschichte der österreichischen Gelehrten, Frankfurt 1755, S. 90 fg. — Will, Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon III, 152. — Mit ausführlicher und gelehrter Einleitung ist der Theuerdank herausgegeben von Karl Haltaus, Quedlinburg 1836; Karl Goedeke hat ihn in den 10. Bd. seiner deutschen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts aufgenommen; vgl. auch Uhlands Schriften II, 255 fg. Die oben mehrfach citirten Handschriften der Wiener Hofbibliothek sind die Codd. hist. prof. 148 (jetzt 2806), 149 (jetzt 2867), 488 (jetzt 2889). Roethe.

Pfister: Albrecht und Friedrich P. s. am Schlusse des Bandes.

Pfister: Ferdinand v. P., kurfürstlich hessischer Major, wurde als der Sohn des ersten Geistlichen an der Kirche zu St. Martin in Kassel am 22. Januar 1800 geboren. Die Zeit der Fremdherrschaft, in welche seine Kindheit fiel, zog in ihm den deutschen Sinn und die Liebe für die Heimath groß. Früh körperlich kräftig, trat er, als nach der Leipziger Schlacht in Hessen Truppen zum Kampfe gegen die Franzosen errichtet wurden, als Fahnenjunker bei einem Landwehrregimente ein; seine Eltern hintertrieben indessen die Erfüllung seines Wunsches, mit in den Krieg ziehen zu dürfen. Er kehrte zunächst auf die Schulbank zurück, wurde 1816 Stückjunker bei der kurhessischen Artillerie, am 13. December 1819 Portepee-Stückjunker, am 21. Mai 1821 Officier und 1835 Hauptmann. Einige Jahre später ward die Aufnahme und kartographische Darstellung des Kurfürstenthums in Angriff genommen. Die Leitung der Arbeit war dem Oberst im Generalstabe, Wiegrebe, einem ausgezeichneten Mathematiker und Geodäten, übertragen. Ihm trat als Sectionschef der Meßtischaufnahme P. zur Seite. Was sie schufen, ist ein hervorragendes Werk, dem überall die höchste Anerkennung zu Theil geworden ist; in welchem Ansehen die Leistungen der hessischen Landesvermessung standen, beweist der Umstand, daß Preußen Officiere zu ihrer eigenen Ausbildung an den Arbeiten Theil nehmen ließ. Pfister's Thätigkeit bei derselben, welche vom 23. October 1840 bis zum 27. Februar 1851 dauerte, war eine hervorragende. „Ihm waren die Horizontalen (Niveaulinien) nicht der alleinige Zweck, sondern das Mittel für die mathematische Begründung der Flächenbildungen des Geländes; sein angeborener und gebildeter Blick für die Erkennung der Formen behütete ihn vor Schematismus“, sagt ein im Militär-Wochenblatt Nr. 41 vom 15. Mai 1886 ihm gewidmeter Nachruf. Meister im Croquiren und Zeichnen, arbeitete er anfangs selbst mit, später wirkte er namentlich durch seine Inspicirungen auf den Fortgang des Werkes. Bei diesen Gelegenheiten regte er gleichzeitig zu geschichtlichen und mathematischen Studien und zur Beschäftigung mit der Landeskunde an, für welche er von jeher ein reges Interesse gehabt hatte. Jakob Grimm erwähnt in der Vorrede zu seiner „Deutschen Mythologie“ dankend der Hilfe, welche ein junger Artillerieofficier ihm aus hessischen Quellen geleistet habe: dieser Officier war P.; seine „Landeskunde von Kurhessen“, welche 1840 in zweiter Auflage erschien, legt gleichfalls Zeugniß ab von seinem Interesse für die engere Heimath

1 die Nachwehen des Sturmjahres 1848 für das Officiercorps, welchem
cte, durch des Kriegsministers Haynau ungeschickte Rücksichtslosigkeit
e Zeit herbei. Die Mitglieder desselben sahen sich vor eine Entschei-
lt, welche die Mehrzahl von ihnen, darunter den 1849 zum Major
P., veranlaßte, ihren Abschied zu erbitten; ihre unselige Beeidigung
rfassung war die Quelle des Zwiespalts. Nur wenigen ward die
zu Theil; für die übrigen ordnete der Kurfürst im J. 1851, durch
scommissäre veranlaßt, eine neue Vereidigung an, durch welche das
die Verfassung zu beobachten, beseitigt wurde. P. konnte diese Aende-
von ihm geleisteten Eides mit seinem Gewissen und seinen Ansichten
t und Ehre nicht vereinigen; er forderte von neuem den Abschied,
r Kurfürst, zu dem er in den Jahren 1848 und 1849 in ein nahes
Verhältniß getreten war, bewilligte. Josef v. Radowitz, sein früherer
und Lehrer, unternahm es, für P. eine Anstellung im preußischen
te zu erwirken; sein bald darauf erfolgender Tod trat der Verwirk-
Planes in den Weg. P. verließ nun Hessen und übernahm eine
Verwaltungsrathe der Thüringischen Eisenbahn, kehrte aber 1860 in
h zurück und erlebte dort das Jahr 1866, dessen Ereignisse er als
änger des ihm theueren Staatswesens seines engeren Vaterlandes,
als guter Deutscher, sich vollziehen sah. Die Umwälzung, welche das
rrief, brachte ihm ein Gnadengehalt; die preußische Regierung be-
in Berücksichtigung des auf den seiner Zeit ohne Pension Entlassenen
Gewissenszwanges. — Außer auf den vorgenannten Gebieten war
s Militärschriftsteller thätig, abgesehen von Aufsätzen in Zeitschriften rc.
von ihm 1839: „Betrachtungen über die Wichtigkeit der stehenden
45 „Der Feldzug des Regiments Prinz Karl von Hessen auf Morea
zur Erinnerung an deutsche Thaten, besonders als Beitrag zur
kriegsgeschichte"; 1864 der 1. Band eines Werkes „Der nordameri-
abhängigkeitskrieg, als Beitrag zur Heeresgeschichte deutscher Truppen",
hervorgegangen aus Pfister's redlichem Sinne und seinem Streben nach
es sollte der vielverbreiteten Lüge von dem Verkaufe der Unterthanen
heil des landesherrlichen Säckels entgegentreten; 1879 „Landgraf
I. und sein Hessen", von welchem Werke nur die 1. Lieferung „Der
erschienen ist. Andere Arbeiten sollen handschriftlich in Pfister's
ch finden. In seinen letzten sieben Lebensjahren hatte tiefe Finsterniß
t umnachtet, welchen der überaus kräftige Körper noch auf Erden
von schweren Leiden brachte der am 1. Mai 1886 zu Wolfsanger
erfolgte Tod die Erlösung. — Auch seine Söhne, Hermann und
sind als Militärschriftsteller, jener auf organisatorischem und kriegs-
em, dieser auf artilleristischem Gebiete, aufgetreten. Der erstere ist
seine Bestrebungen für die Reinigung der deutschen Sprache von
ern bekannt geworden.

sische Morgenzeitung (Abendausg.) Nr. 215, Kassel 10. Mai 1886. —
ilitär-Zeitung Nr. 57, Darmstadt 17. Juli 1886. B. Poten.

: Johann Christian (v.) P. wurde geboren am 11. März 1772
heim, würt. O. A. Marbach. Er durchlief das niedere Seminar und
ger Stift, wo er sich enge an den späteren Philosophen Schelling an-
eine Neigung zu geschichtlichen Forschungen führte ihn 1803 auf
ate nach Wien und hier mit Johannes v. Müller zusammen. Der
en er durch diesen erhielt, bestimmte seine Richtung; als Gegenstück
s Geschichte der Eidgenossenschaft wollte er die des alten Alemannien
Schon 1803 erschien der erste Theil seiner „Geschichte von Schwaben",

die er 1827 bis zum Jahre 1496 führte, während die „Ueberſicht der Geſchichte von Schwaben“ (1813) bis zum Ende des 18. Jahrhunderts herabreicht. Pfiſter's Streben ging dahin, möglichſt viel auf die Quellen zurückzugehen und dieſe für ſich ſelbſt reden zu laſſen. Dazu fand er in Wien reichliche Gelegenheit, noch mehr, als er von der Regierung den Auftrag erhielt, die Archive der an Würtemberg gefallenen Reichsſtädte und Abteien Oberſchwabens zu durchmuſtern und für das Staatsarchiv auszuſcheiden. Freilich führte ihn dieſes Streben vielfach auf den Abweg, daß er mehr Actenauszüge lieferte, als wirkliche Geſchichte und daß er alles, was er in ſeinen Quellen fand, gern als gleich wichtig behandelte und damit auf Ueberſichtlichkeit verzichtete. Am wenigſten zeigt ſich dies bei ſeinem Erſtlingswerk, am meiſten bei ſeiner ein kleineres Gebiet verlaſſenden „Geſchichte der Deutſchen“ (1830—35), welche die erſten Bände der von Heeren u. Ukert herausgegebenen „Geſchichte der europäiſchen Staaten“ bildete. Würtembergiſche Geſchichte behandeln ferner: „Denkwürdigkeiten der würtembergiſchen und ſchwäbiſchen Reformationsgeſchichte“ (1817 mit Prälat Schmid herausgegeben), „Herzog Chriſtoph zu Württemberg“ (1819—20), „Eberhard im Bart, erſter Herzog von Württemberg“ (1822); allgemeiner ſind die „Erinnerungen aus der württembergiſchen Geſchichte oder was hat Württemberg für Deutſchland gethan?“ (1814). Seine politiſch-kirchliche Stellung — P. wurde 1806 zum Diakonus in Vaihingen, 1813 zum Pfarrer in Untertürkheim, 1832 zum Prälaten und Generalſuperintendenten in Tübingen ernannt — gab ihm Anlaß, ſich mit Verfaſſungsfragen zu beſchäftigen; er veröffentlichte einen „Hiſtoriſchen Bericht über das Weſen der Verfaſſung des ehemaligen Herzogthums Württemberg“ (1816), „Die evangeliſche Kirche in Württemberg, ihre bisherige Verfaſſung, ihre neueſten Verhältniſſe und Forderungen“ (1821), und nach ſeinem Tode erſchien eine „Geſchichte der Verfaſſung des württembergiſchen Hauſes und Landes“ (1838). In ſeinen Anſichten allem Extremen feind, wirkte er in der Kammer der Abgeordneten, der er als Prälat angehörte, für Freiheit der Preſſe, Aufhebung der Cenſur und eine ſelbſtändige Vertretung der evangeliſchen Kirche. Während ſeiner Amtsthätigkeit befiel ihn in Stuttgart ein hier herrſchendes Fieber und raffte ihn am 30. September 1835 hinweg.

Württembergiſche Jahrbücher 1835, 188. Eugen Schneider.

Pfizer: Paul Achatius P., geboren am 12. September 1801 zu Stuttgart, † am 30. Juli 1867 zu Tübingen, war der Sohn von Carl Immanuel Gottlob P., damals Amtsſchreiber, ſpäter Obertribunaldirector zu Stuttgart († 1844) und von Charlotte geb. Heyd. Bis zum 18. Jahre brachte er ſeine Jugend im elterlichen Hauſe in Stuttgart zu in den einfachen Verhältniſſen eines wohlgeordneten Beamtenhaushaltes; zwei Brüder, zwei Schweſtern bildeten den übrigen Geſchwiſterkreis, alle durch hervorragende geiſtige Begabung ausgezeichnet; der Vater war ein ſehr tüchtiger gründlicher Rechtsgelehrter und rückte allmählich zu einer der höchſten richterlichen Stellen ſeiner Heimath empor. In der Familie, die zu den angeſehenen des Landes gehörte, herrſchte reges geiſtiges Leben, die neuen Erſcheinungen der Litteratur, die wichtigen Ereigniſſe der Politik fanden in dem tüchtigen, dem Idealen zugewandten Kreiſe lebhaftes Echo; geiſtige Unabhängigkeit, warmer patriotiſcher Sinn zeichneten ferner dieſelben aus. In dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, das er vom Jahre 1807 bis 1819 beſuchte, war der außerordentlich reich begabte, mit vorzüglichem Gedächtniß ausgerüſtete Knabe, nach dem treffenden Ausdruck eines Altersgenoſſen, das Ideal und die Verzweiflung ſeiner Cameraden. Es gab kein Fach, für welches er beſondere Vorliebe gezeigt, beſondere Anſtrengungen ſich zugemuthet hätte; mit einer gewiſſen ſpielenden Leichtigkeit machte er ſich alle Wiſſensgegenſtände des Gymnaſialunterrichts unterthan, und wenn die Empfänglichkeit für

Mathematik vielleicht etwas geringer war, als die für andere Fächer, so war er doch auch hierin bei weitem der Erste. Seine Uebersetzungen ins Lateinische waren mustergültig, den griechischen Dichtern, die er in den Oberclassen mit Vorliebe las, trug er das volle Verständniß eines tief poetisch angelegten Gemüthes, eines für die Schönheit und den Wohlklang der Sprache empfänglichen Ohres entgegen; noch in späteren Jahren wußte er lange Stellen aus seinem Lieblingsdichter Homer im Urtexte anzuführen und der formvollendete Rhythmus seiner Sprache verräth die gründliche Schulung durch die classischen Meister. Doch hat er einmal bei der Gegenüberstellung von Classicismus und Realismus später ein herbes Urtheil über den ersteren gefällt; beim Lesen von Okens Universum empfand er schmerzlich die Lücken seiner realistischen Bildung, welche der vollgepfropfte classische Schulsack nicht ausfüllte (in Brief 18 des Briefwechsels 1. Aufl., in der 2. Aufl. fehlt der ganze Abschnitt). Nach dem Vorbild des Vaters und des älteren Bruders (Karl Pfizer, † 1878 als Präsident des Obertribunals zu Stuttgart) wählte er die Jurisprudenz zu seinem Berufsstudium, ohne eigentlich eine besondere Vorliebe dazu zu empfinden, und in den ersten Studienjahren beschäftigte er sich nur soweit damit, als es die Vorlesungen mit sich brachten, während er höchst umfassende philosophische Studien trieb, in den bisher zurückgestellten Naturwissenschaften sich umsah, u. a. auch eine anatomische Vorlesung hörte. Kant und Fichte wurden gründlich gelesen, mit all der Hingebung seines tiefen Geistes versenkte er sich in Schellings Naturphilosophie, neben welcher Oken den bedeutendsten Eindruck auf ihn machte. Hegel zog ihn nicht an, der Formalismus seines Systems stieß ihn ab. Mit 22 Jahren bestand er mit Auszeichnung das juristische Examen, und wurde sogleich (August 1823) als Secretär in das Justizministerium berufen, dessen Vorstand v. Maucler ihm sehr bald großes Vertrauen schenkte; eine größere Reise, wie es sonst Sitte war nach Vollendung der Studienzeit, unternahm er meines Wissens nicht. Die bei Schwaben häufig sich findende Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit trat bei P. in verstärktem Maße hervor, in sich zurückgezogen, gern schweigsam, zeigte er den reichen Schatz seines Geistes und Gemüthes nicht gern überall, während er sich einem engern Freundeskreise voll erschloß. Der makellos ehrenhafte Charakter, der durchdringende Verstand und die feine, weite Gebiete umspannende Bildung hoben den bescheidenen stillen Jüngling, der aber seines vollen Manneswerthes sich stets bewußt war, überall in die erste Stellung. Leider erschwerte eine angeborene starke nervöse Reizbarkeit den Umgang mit ihm und machte ihm selbst das Leben schwer, sie erfüllte die Näherstehenden mit banger Ahnung, die sich nur allzusehr bewahrheitete, daß ein schweres Kopfleiden sich daraus entwickeln möchte, welches auch auf das für ernste Eindrücke sehr empfängliche Gemüth verhängnißvoll einwirken würde.

Den hohen auf ihn gesetzten Erwartungen hatte P. bisher nicht in gleichem Maße entsprochen, er hatte weder in der Philosophie noch in der Jurisprudenz durch ein hervorragendes Werk sich einen Namen gemacht oder der Wissenschaft eine neue Bahn eröffnet; seine Stärke lag auch nicht in diesen beiden Gebieten, in der Philosophie war er Eklektiker und an einem Weiterbau von Schelling's Naturphilosophie mochte ihn doch sein amtlicher Beruf hindern, welcher einer ausgiebigen Beschäftigung mit den Naturwissenschaften im Wege stand. Auch in der Jurisprudenz verhielt er sich (soweit ich es beurtheilen kann) receptiv, seine volle geistige Kraft setzte er auch nicht in die Beherrschung und Förderung dieser Disciplin ein, während die genaue Kenntniß der rechtlichen Verhältnisse doch die unumgängliche Vorbedingung war für seine spätere landständische und schriftstellerische Thätigkeit. Als er im Herbst 1826 zum Assessor an den Tübinger Gerichtshof befördert wurde und diese Stelle Januar 1827 antrat, schien er

vollständig in die gewöhnliche württembergische Beamtenlaufbahn hineingestellt zu sein, wo er mit regelmäßigem Schritt die höchsten Stufen derselben erklommen hätte. Und doch loderte in dem stillen Jüngling ein ungestilltes, ins Unendliche strebendes Sehnen, das weit entfernt von gewöhnlichem Streberthum weder im Berufe noch in der Philosophie seine Befriedigung fand und nur in tief empfundenen, oft schwermüthig klingenden Gedichten sich offenbarte. In den schönen Kranz begabter Dichter, welche den Stolz Württembergs damals bildeten, Uhland, Justinus Kerner, Gustav Schwab, Karl Mayer, Friedrich Notter, Wilhelm und Hermann Hauff, Wilhelm Waiblinger u. s. w. trat auch er mit seinem jüngeren Bruder Gustav P. (geb. am 29. Juli 1807, noch lebend als Professor a. D. in Stuttgart) als vollberechtigter Genosse ein. Ehe er mit Uhland näher bekannt wurde, stand ihm Friedrich Notter (s. A. D. B. XXIV, 44 f.) am nächsten, ihm übergab er 1823 ein langes Epos in tadellosen Hexametern: Hermann der Cherusker. Notter's leiser Tadel, der das antike Versmaß als wenig geeignet für das deutsche Stück bezeichnete und Anstoß nahm an einem Liebesverhältniß, das mit einer für den Norden kaum möglichen Gluth gezeichnet war, bestimmten den leicht Verletzbaren, das Manuscript zu vernichten; das gleiche Schicksal hatte eine Tragödie: „Fredegunde“ aus der „Blut und Mord trunkenen Geschichte der Merowinger“. Es mochte eine schmerzliche Enttäuschung für P. sein, als ihm auf diese Weise klar wurde, daß er zum eigentlichen großen Dichter nicht geschaffen sei; es ist mir nicht bekannt, daß er auch später noch den frischen Sprudel seiner Begeisterung, seiner tiefen und reichen Phantasie, seines sehnenden Gemüthes in einem größeren Gedichte ergossen hätte; die Muse blieb ihm aber treu, von seinen lyrischen Gedichten, welche da und dort zerstreut sind (z. B. im Anhang zum Briefwechsel zweier Deutschen) und von welchen manche noch im Manuscript unveröffentlicht vorhanden sind, tragen einige den Stempel hoher Formvollendung, geistreicher Auffassung und edlen Schwungs (z. B. „Einst und jetzt“, „der Messias“). Aber das eigentliche, seinem Wesen entsprechende Feld seiner Thätigkeit lag nicht in diesen idealen Gebieten, die ganze Kraft seines Wissens und Nachdenkens, die Gluth seiner Seele und die Sicherheit seines Urtheils offenbarte sich auf dem praktischen Gebiete des politischen Lebens in einer der höchsten Fragen, welche das deutsche Volk bewegten.

Frühjahr 1831 erschien bei Cotta anonym sein erstes und bedeutendstes Werk: „Briefwechsel zweier Deutschen“. Von mäßigem Umfang (1. Aufl. 356 S., 2. Aufl. 434 S.) war derselbe aus einem wirklichen Briefwechsel entstanden, welchen P. und Notter in den Jahren 1827—29 miteinander geführt hatten und in welchem die höchsten Probleme der Wissenschaft, die damals bedeutendsten Strömungen der Litteratur besprochen wurden. P. arbeitete die Briefe um, erweiterte, änderte manches und stellte sie als eine Art einführende Einleitung, als theoretischen Theil einer zweiten Reihe von Briefen voran, welche ihn allein zum Verfasser hatten (mit Ausnahme eines kleinen Abschnittes über den Nationalcharakter der Deutschen im 14. Brief) und welche den Zustand Deutschlands in Beziehung auf Litteratur, Kirche, Staat und Leben schilderten und wo er nach einem Excurs über Kosmopolitismus und Nationalität zu der Frage über die zukünftige, den wahren Interessen Deutschlands am meisten entsprechende Gestaltung der großen politischen Verhältnisse des deutschen Vaterlandes überging und diese damit löste, daß eine Trennung Oesterreichs von dem übrigen Deutschland und die Verzichtleistung von Seiten der kleineren deutschen Fürsten auf einen Theil ihrer Souveränität zu Gunsten Preußens, der nationalen deutschen Vormacht, gefordert wurde. Die Schrift, deren Forderungen in solch merkwürdiger Weise sich erfüllt haben, daß man P. mit Recht den Propheten des neuen deutschen Reiches ge-

nannt hat, ist auch jetzt noch in hohem Maße interessant zu lesen; nach der Vorrede zur 2. Aufl. wählte der Verfasser die Form des Zwiegesprächs, um den getragenen Ton einer philosophischen und staatsrechtlichen Abhandlung zu vermeiden und dem Hauptgegenstande, der Sache Deutschlands durch das individuelle Colorit und die leidenschaftlichere Haltung, welche ein Austausch zwischen zwei verschiedenen Persönlichkeiten naturgemäß mit sich bringt, mehr Theilnahme zu verschaffen. Unter dem Namen Friedrich ist P., unter Wilhelm Rotter verstanden, aber abgesehen von einer freundschaftlichen Courtoisie, mit welcher P. seinem Gegner Wilhelm die tiefsten, weittragendsten Gedanken in den Mund legt und ihn zum Hauptträger seiner Ideen macht, liegt es in der Dialektik des Zwiegesprächs, das im Grunde ein und derselbe Autor mit sich hält, daß die Freunde hie und da ihre Rollen etwas vertauschen. Das Buch, geschrieben im Ton und Stil eines poetisch begabten, mit allen Meisterwerken der alten und neuen Zeit vertrauten Geistes, ist durchweht von dem wohlthuendsten Hauche patriotischer Begeisterung; wohl versteht er die Geißel zu schwingen über die Gebrechen der Zeit, über die Untugenden seines Volkes, aber auch wenn ihm das Herz wallt über der Zurücksetzung, welche der Deutsche im Auslande erfährt, über die nur allzuhäufige Verleugnung der eigenen Nationalität, durch welche dieser sich selbst brandmarkt, der bittere Ton tritt doch zurück hinter der frohen frischen Hoffnung für des Vaterlandes Zukunft, welche überall durchklingt. Der innere geistige Reichthum, welchen der Verfasser durch seine umfassenden juridischen und philosophischen Studien gesammelt, wird dem Leser mit freigebiger Hand vorgelegt, aber jede Zeile zeugt auch von der scharfen Beobachtung der bestehenden Verhältnisse; es sei nur erinnert an das scharfe Urtheil über Oesterreichs Unfähigkeit, den Kern der neuen Gestaltung für Deutschland zu bilden, an die daran sich schließende treffende Schilderung von Preußen, bis zu seinem System der Volksbewaffnung, „das in seinen Grundsätzen gerechter und in seinen Erfolgen wirksamer und imponirender ist, als irgend ein Militärsystem Europas“. Mit einer Bestimmtheit, welche ihren Grund nicht bloß in der sonnenhellen Klarheit politischer Grundsätze hat, sondern in der Entschiedenheit eines festen Charakters, dem es nicht um theoretische Rechthaberei, sondern um praktische Bethätigung zu thun ist, wird über Oesterreich das Urtheil gesprochen, aber auch dem Repräsentativsysteme seine Schwäche vorgehalten; republikanischen Ideen hält er sich fern, die Triasidee wird in ihrer Schädlichkeit und Nichtigkeit dargestellt. Das Buch, die glänzende Frucht reifen Nachdenkens und staatsmännischer Weitsicht und Klarheit, bildet einen Markstein in der Entwicklung der deutschen Einheitsidee. Dem politischen Leben der Nation, das durch die naturgemäße Erschlaffung nach der furchtbaren Aufregung der Freiheitskriege, durch die Karlsbader Beschlüsse &c. in stumpfe Gleichgültigkeit versunken war, hatte die Julirevolution neue Antriebe gegeben; die doppelte Strömung der Freiheit und der Einheit, nach constitutionellen Rechten und nach einer engeren Verbindung der deutschen Bundesstaaten ergoß ihre Wellen wieder voller durch die deutschen Lande, der deutsche Bund bot den deutschen Patrioten nicht die gewünschte Form der neuen Gestaltung des neuen Reiches nach dem Zusammenbruch des alten. In diesem Gährungsproceß gebührt P. das Verdienst, mit staatsmännischer Schärfe und Klarheit die Grundlinien gezeichnet zu haben, auf welchen sich ein deutsches Reich in gesunder Entwicklung aufbauen könne; in bedauerlicher Weise schweigen die vorhandenen Quellen darüber, wann P. die Idee zu diesem Werke gefaßt, ob äußere Anregungen dabei wirksam gewesen und u. ähnl.; bei der ganzen Eigenart des Mannes ist aber ein Einfluß von andern Schriftstellern nicht anzunehmen, die Begründung seiner Idee schließt auch die Annahme aus, daß P. durch die commerzielle Machtstellung angeregt,

welche Preußen durch die Gründung und Ausdehnung seines Zollvereins sich erwarb, diesen Gedanken auf das politische Gebiet übertrug. Diese politischen Gedanken sind Pfizer's persönliches Eigenthum, sie sind die Frucht seines Nachdenkens; das Innerste seines Wesens, seiner politischen Ueberzeugung hat er damit gegeben, und wenn er mit der Aufstellung der preußischen Hegemonie, mit der Forderung von Oesterreichs Ausscheiden kühner die Consequenzen gezogen hat als alle Uebrigen, welche in einem ähnlichen Gedankenkreise sich bewegten, so hat die Geschichte seine Forderungen wahr gemacht, seine Weissagung erfüllt.

Wie vorauszusehen erregte das Buch, dessen Druck G. Schwab bei Cotta vermittelt hatte, großes Aufsehen nach verschiedenen Richtungen; es drückte zwar nicht das aus, was in aller Gedanken lag; bei der Mehrzahl der liberal gesinnten Leser besonders in Süddeutschland wurde die Hervorkehrung der preußischen Spitze übersehen gegenüber den liberalen Anschauungen überhaupt, die darin hervortraten; in Oesterreich wurde es begreiflicherweise verboten; welche Beachtung es in den leitenden Kreisen Preußens fand, ist nicht zu ersehen, für den Verfasser hatte seine Veröffentlichung weittragende Folgen. Der schüchterne stille Mann stand nun auf einmal da nicht etwa als eine Zierde des Richterstandes, sondern als hervorragender, ja genialer Publicist, als politischer Schriftsteller im besten Sinne des Wortes, als Vorkämpfer für freiheitliche und nationale Ideen, er hatte den Boden betreten, auf welchem er mächtiges, unvergängliches leisten konnte, aber im württembergischen Staatsdienste war zunächst seines Bleibens nicht mehr. Die Forderung, daß die andern deutschen Fürsten zu Gunsten Preußens auf einen Theil ihrer Souveränitätsrechte verzichten sollten, hatte den württembergischen Hof aufs peinlichste berührt; von seinem Vorgesetzten über Tendenz und Inhalt seiner Schrift befragt, glaubte P. diese Anfrage mit der Bitte um seine Entlassung beantworten zu müssen. Am 19. Juni 1831 erfolgte dieselbe. Die Frage scheint (nach Notter) von dem P. wohlgesinnten Departementschef nicht so gestellt worden zu sein, daß der Austritt aus dem Staatsdienste ein nothwendiges Gebot der Ehre gewesen wäre; P. scheint denselben auch später bereut zu haben, der Beruf des Richters war als regelmäßige Beschäftigung der angemessenste für seine Natur; Politik, Poesie und Studium wären in den Mußestunden noch völlig zu ihrem Rechte gekommen.

Ein reicher Ersatz für die aufgegebene Stellung wurde ihm dadurch zu Theil, daß er im December 1831 von Tübingen (Stadt) als ihr Vertreter in die Kammer der Abgeordneten gewählt wurde; in der Zwischenzeit bis zum Zusammentritt der Stände gab P. die beiden Schriften heraus: „Gedanken über das Ziel und die Aufgaben des deutschen Liberalismus“, Tübingen 1832 und „Ueber die staatsrechtlichen Verhältnisse Württembergs zum deutschen Bund“, Straßburg 1832. Ihrem innersten Wesen nach ist die erste nichts als eine sehr eindringliche Warnung an den deutschen Liberalismus, trotzdem daß das undeutsche Oesterreich und das absolutistische Preußen die Hoffnung auf die Wiedergeburt der bürgerlichen Freiheit, auf Annahme constitutioneller Principien weiter als je in die Ferne rücken, sich nicht in die Arme von Frankreich zu werfen; die zweite erhielt ihre Beleuchtung durch die „Motion“, welche P. am 13. Februar 1833 in der württembergischen Abgeordnetenkammer stellte. Ein höchst peinlicher Zwischenfall vergällte ihm den Eintritt in dieselbe; als sie am 15. Januar einberufen wurde, ließ König Wilhelm, in dessen Hand jeder neueintretende Abgeordnete der Verfassung gemäß den Eid abzulegen hatte, unter der Hand die Anfrage an P. stellen, ob P. nicht aus der Eröffnungssitzung wegbleibe, da der König es nicht vermöge, ihm persönlich die Hand zu reichen. Nichts lag P. ferner als Trotz oder Haschen nach wohlfeiler Popularität; seinem unbeugsamen Rechtssinn widerstrebte aber das Wegbleiben ohne eine amtliche

igliche Erklärung und da er diese nicht erlangen konnte, theilte er schriftlich
n Könige seinen Vorsatz mit, der Eröffnung anzuwohnen, worauf der König
gen Unwohlseins wegblieb und die Eröffnung durch den Minister Schlayer
rnehmen ließ. P. stand nun in der vordersten Reihe der liberalen württem-
rgischen Opposition, Seite an Seite mit Uhland, dem er noch während seines
ibinger Aufenthalts durch G. Schwab's Vermittlung nahe getreten war und
dessen Hause er seitdem häufig verkehrte, mit Römer, A. Schott und anderen;
er Dichtergarten in der Kammer", auf welchen das schwäbische Volk mit
nigem Wohlbehagen, mit wahrem Stolz blickte, erfüllte nach besten Kräften
ine politische Aufgabe; für P., welcher das ideenreiche Haupt der Versamm-
ng genannt werden kann, war nun die Zeit eingetreten, da er die Einheits-
danken in den Hintergrund weisend, für constitutionelle Rechte und Freiheiten
mpfen mußte, die er keineswegs gering achtete, aber doch sicher nicht in
erste Linie gestellt hatte. Es lag in den damaligen Zeitverhältnissen, daß
e Stärkung des Constitutionalismus in den kleineren Staaten nothwendig
gleich eine des Particularismus war, schwer genug empfand P. die ganze
agik dieser Verhältnisse und seiner eigenen Stellung, eine allerdings nur vor-
ergehende Trübung seiner ursprünglichen Ansicht, wie er sie in dem Brief-
chsel ausgesprochen, war die natürliche Folge davon. Am 13. Februar 1833
llte P. den bekannten Antrag, die sechs Artikel der Bundesbeschlüsse vom
. Juni 1832 zur landständischen Verabschiedung zu bringen, eventuell die-
ben als ein für Württemberg nicht geltendes Gesetz zu betrachten. Noch hatte
staatsrechtliche Commission, deren Vorstand Uhland war, ihren Bericht dar-
er nicht erstattet, als der Geheime Rath unter dem 27. Februar jenen Erlaß
ehen ließ, in welchem einzelne Behauptungen der Motion als „ungegründet
d ebensowenig mit den Verhältnissen des Königs zum deutschen Bunde, als
t dessen Souveränetätsrechten vereinbar" bezeichnet und daher gegen die Kam-
r die Erwartung ausgesprochen wurde, sie werde die Pfizer'sche Motion „mit
dientem Unwillen" zurückweisen. Uhland's Antwort an den Geheimen Rath
es dies Ansinnen entschieden zurück (7. März), in würdiger gedankenreicher
de begründete P. am 11. März seine Motion, nach stürmischen Debatten be-
loß die Kammer mit 53 gegen 31 Stimmen die Annahme derselben am
. März, die Antwort der Regierung war die Auflösung der Kammer (22. März).
ese Folge der Motion war vorauszusehen gewesen und Niemand weniger als
hatte sich darüber getäuscht, aber wenn er sie damals stellte, am 23. Mai
ter veränderten Verhältnissen abermals einen Antrag auf Feststellung der
atsrechtlichen Verhältnisse Württembergs zum deutschen Bunde einbrachte,
17. Juli motivirte und in den Jahren 1835 und 1838 denselben wieder-
te, erfolglos, indem die anders zusammengesetzte Kammer ihn für unbegründet
ärte und ignorirte, so geschah dies doch nicht aus bloßer Rechthaberei, es
r vielmehr sein politisches, tiefgekränktes Gewissen, welches sich hierin Luft
chte, so viele herbe Enttäuschungen er dadurch erfuhr, es war der Protest
es ächten Vaterlandsfreundes gegen die Unnatur und Trostlosigkeit der da-
ligen Verhältnisse. Durch einen prachtvollen silbernen Pokal dankte die
binger Wählerschaft ihrem Abgeordneten, ein gleiches Ehrengeschenk wurde
später von Stuttgart zu Theil.

In die auf den 20. Mai 1833 zusammen berufene Kammer war P. von
er getreuen Stadt Tübingen abermals, wenn auch nach hartem Wahlkampf,
wählt worden; die liberale Partei hatte aber in derselben nicht mehr die
jorität, der Kampf gegen die Regierung wurde unerquicklicher, auch von
ten des württembergischen Volkes mit weniger Theilnahme verfolgt; P. selbst

wurde durch die Lage der Dinge, durch das Festhalten an den constituti
Rechten und Freiheiten in eine schiefe Stellung gebracht, welche mit dem
lichen Kern seiner Ansichten nicht übereinstimmte. So kam es, daß er,
Wichtigkeit des preußischen Zollvereines für die Einigung Deutschland
genug erkannte, doch mit den übrigen Mitgliedern der Opposition geg
Anschluß Württembergs an denselben stimmte aus constitutionellen Gr
Wenn er bei der Berathung des Strafgesetzes sich von der liberalen
trennte und im Princip für die Beibehaltung der Todesstrafe sich aussp
war er um so mehr mit seinen Parteigenossen einig, als am 18. Jan. 18
hannoversche Verfassungsstreit zur Sprache kam; er unterstützte den Antr
einen öffentlichen Ausdruck des Bedauerns, freilich nicht ohne bittern H
auf seine eignen vergeblichen Anstrengungen zur Wahrung der verfassungsm
Rechte der württembergischen Stände. Er selbst war der parlamenta
Thätigkeit gründlich überdrüssig; er hatte sie nie gesucht und keinen Au
gewünscht, sie stimmte mit seinem ganzen Wesen wenig überein; an der
sentativverfassung der kleinen Staaten hatte er eigentlich wenig Freude un
mußte er sie vertheidigen gewissermaßen als den letzten Hort der Freihei
war kein Parlamentarier im eigentlichen Sinn; der leichte Fluß des geb
Redners stand ihm nicht zu Gebot, ebensowenig die scharf zugespitzte ep
matische Kunst des Debatters. Als klarer Kopf, als streng geschulter
stellte er, wenn er das Wort ergriff, seinen Mann, kurz, bündig und
waren im Wortgefecht seine Anträge und Erwiderungen, seine eigentlichen
bedurften aber längerer, sorgfältiger Vorbereitung, zeichneten sich dann ab
aus durch den Reichthum der Ideen, ihren formvollendeten Adel in A
und Stil; der Dichter, dem die Sprache ihre besten Schätze zur Verfügung
der unerschrockene edle Mann, der nur um seiner Ueberzeugung willen, n
Sache wegen sprach, verleugnete sich auch in den Kammerreden nicht.

Müde der unfruchtbaren Kämpfe nahm P. kein neues Mandat i
Landtag mehr an, zunächst widmete er sich der publicistischen Thätigkeit,
allerdings auch während der parlamentarischen nicht geruht hatte. 1835
seine Schrift: „Ueber die Entwicklung des öffentlichen Rechts in Deut
durch die Verfassung des Bundes", eine scharfsinnige Zergliederung de
fassung des deutschen Bundes, deren Unhaltbarkeit und Mängel mit
staatsmännischem Blicke dargelegt werden; auch in dieser Schrift ist Pr
deutsche Bestimmung klar ausgesprochen, die Criminaluntersuchung, in wel
wegen der Schrift verwickelt wurde, endete mit völliger Freisprechung.
mehr locale Frage erörterte die Abhandlung: „Das Recht der Steuerverwilli
1836, eine Zusammenfassung seiner Ansichten gab das zweibändige Werk:
danken über Recht, Staat und Kirche", Stuttgart 1842. Schöpferisch
Gedanken sind nicht darin ausgesprochen, die Rechtfertigung des constituti
Princips ist weit entfernt von der Vertheidigung eines nur formalen Liberal
mit jener Gerechtigkeit, welche alle Schriften Pfizer's auszeichnet, erkennt e
das Wahre in der Demokratie an, überall aber merkt man dem Verfass
daß es ihm nicht um theoretische Auseinandersetzungen zu thun ist, sonde
er einen praktischen Zweck dabei verfolgt, der in dem IV. Abschnitt
„Vaterlande" zu Tage tritt. In vorzüglicher Weise wird hier der Ch
der Deutschen geschildert, der Mangel eines gemeinsamen Vaterlandes b
über die Trostlosigkeit der Kleinstaaterei und der politischen Gleichgültigke
Unklarheit ein scharfes Gericht gehalten; aber der Schmerz des Patrioten
nicht verzweiflungsvoll, überall bricht der Glaube an die einstige Grö
Macht des geeinten Vaterlandes hervor, der Lieblingsgedanke ist auch hier, P
als constitutionellen Staat an Deutschlands Spitze zu sehen. Die Abhandlung

separat erschienen, wirkt jetzt noch in ihren allgemeinen Theilen begeisternd
ch ihre Wärme, die edle Sprache und den siegreichen Ton überzeugender
hrheit. In dem Maße, wie das Werk verdiente, wurde es nicht beachtet (es
f nicht unerwähnt bleiben, daß am 3. April 1849 beim Empfang der Kaiser-
utation in Berlin die damalige Prinzessin von Preußen, die jetzige Kaiserin
usta, die es mit lebhaftem Interesse gelesen hatte, den Verfasser grüßen ließ).
befand sich auf immer einsameren Pfaden, nur zu sehr erfüllte sich an ihm
eigenes Wort: der bessere Mensch fühlt sich gezwungen, alles Leben und
eben schwer und ernsthaft zu nehmen. Seine schriftstellerische Thätigkeit hatte
zwar in die vorderste Linie der Publicisten gestellt, aber sie befriedigte ihn
t, ersetzte nicht den Mangel einer regelmäßigen Thätigkeit, gewährte ihm
nur geringen materiellen Vortheil. So griff er, wohl widerwillig, zur
ocatur, gab sie aber bald wieder auf (1843/4); 1846 bot ihm Minister
layer, der so viel von ihm bekämpfte, die durch Rob. Mohl's Abgang erledigte
fessur des Staatsrechts in Tübingen an, P. fühlte sich körperlich schon zu
end, wollte auch in kein Abhängigkeitsverhältniß treten und lehnte die Stelle
Dagegen nahm er 1846 die eines rechtskundigen Gehilfen des Stadtschult-
ßen in Stuttgart an, aber die Stelle blieb eine untergeordnete und das
scheiden über Bagatellsachen war seiner Begabung, sowie der ganzen Stellung,
che er bisher eingenommen hatte, unwürdig. Die Sitzungen des Stuttgarter
meinderaths, zu dessen Mitglied er gewählt wurde, besuchte er regelmäßig,
so wie er bis zum Jahre 1848 die Vorstandschaft des neugegründeten
ndelsschiedsgerichts gerne bekleidete. Das Ehrenbürgerrecht der Stadt Stutt-
t war der Lohn seines gemeinnützigen Wirkens.

Mit dem Sturm des Jahres 1848 schien die Zeit gekommen zu sein,
che nicht nur seine Wünsche und Hoffnungen eines einigen Vaterlandes er-
te, sondern ebenso ihm die gebührende Stellung brachte; sein Name vom
en Klange war eine Bürgschaft dafür, daß es der württembergischen Regierung
der Bildung eines liberalen Ministeriums Ernst sei, ebenso galt seine nie
weifelte Loyalität für eine Stütze des Thrones. Sein Freund Duvernoy ver-
gte seinen Eintritt in das neuzubildende (März-)Ministerium, am 8. März
de er von Tübingen, wo er sich zufällig aufhielt, durch einen Eilboten nach
ttgart beschieden, übereinstimmend mit Duvernoy verlangte er Fr. Römers
tritt, welcher dem Ministerium seinen Namen gab (9. März). Das Programm,
welchem das neue Ministerium vor das Volk trat (11. März), war von P.
aßt; er hatte das Cultusministerium übernommen, aber diese Aufgabe ging
über seine körperlichen Kräfte, er vermochte die Last der einstürmenden Ge-
fte nicht zu überwältigen, da die neue Zeit neue Organisationen (z. B.
ösung der Zehnten u. s. w.) verlangte. Bedenkliche schlagartige Anfälle
en ihn, welche ihm das Arbeiten beinahe unmöglich machten und den persön-
n Vortrag beim Könige verboten. Auch im Vorparlament, wie der Frank-
er Nationalversammlung selbst, wohin er als Abgeordneter von Stuttgart
ndt wurde, spielte er keine Rolle, er trat nicht als Redner auf und dem
assunggebenden Ausschuß gehörte er nur kurze Zeit an. Mit gesenktem
fe, ziemlich theilnahmlos, sah man ihn in den Sitzungen der Paulskirche, bis
neuer Krankheitsfall nöthigte, ihn nach Stuttgart zu verbringen. Am
August bat er um seine Entlassung aus dem Ministerium, welche ihm
König Wilhelm unter freundlichen Dankesbezeigungen gewährt wurde; der
tritt in den Staatsdienst wurde ihm offen behalten, die angebotene Pension
te er ab. Herbst 1851 meldete er sich um die Stelle eines Oberjustizrathes beim
chtshof in Tübingen, er erhielt sie, aber schon am 1. Aug. 1858 mußte er sie

wegen zunehmender Kränklichkeit wieder aufgeben; mit geringer Be
verbrachte er einsam, von zunehmenden körperlichen Leiden gedrückt,
seines Lebens in Tübingen; die hohe schlanke Gestalt war etwas
der Kopf mit der massigen Stirne schien unter fortwährendem Druck
das Auge hatte einen starren Ausdruck angenommen, den sprechend
eines schweren Nervenleidens, welches allmählich seine Gesundheit
Aber auch in diesen letzten Jahren nahm er lebhaften Antheil an de
lung der deutschen Verhältnisse, wie früher suchte er durch schriftstelleris
keit zu wirken, es gab Zeiten, in welchen sein Geist so frisch, schar
wie früher sich in seinen Schriften zeigte. 1848 verlangte er in der
„Beiträge zur Feststellung der deutschen Reichsgewalt“, daß die Ober
deutschen Angelegenheiten vorerst (bis 1851) der preußischen Regier
tragen werde, die steigende Macht der Demokratie in Süddeutschland,
in der Nationalversammlung, deren Machtlosigkeit offen zu Tage lag,
halten der Oesterreicher in Frankfurt und die Unterdrückung der Re
Oesterreich konnten das Vertrauen, welches er auf Preußen, als den
punkt setzte, nur stärken. An der Versammlung in Gotha am 26.
konnte er wegen Kränklichkeit nicht theilnehmen, das dort formulirte
war im Grunde kein anderes, als das von ihm seit Jahren verk
einem offenen Briefe an Heinrich v. Gagern empfahl er auch die An
preußischen Verfassungsvorschläge und in dem Aufsatz: „Preußen und
in ihrem Verhältniß zu Deutschland“ (in der Germania 1851) sch
mals lebhaft für Preußens Hegemonie. Die Nachgibigkeit dieser Gr
der schleswig-holsteinschen Frage, die Demüthigung von Olmütz, der Ab
von Manteuffel, schien seine Behauptungen und Forderungen völlig
strafen, in der Schrift: „Deutschlands Aussichten im Februar 1851“
seinem tiefen Unwillen Luft, der Glaube an Preußens Mission schien
für den Augenblick geschwunden zu sein. Die Schrift war so scharf,
Preußen verboten wurde. Ein volles Jahrzehnt ruhte Pfizer's Feder
eignisse von 1859, der Anfang der Einigung Italiens, die Verände
Preußen veranlaßten ihn 1862 noch einmal, das Wort zu neh
frischen, die alte Kraft verrathenden Broschüre: „Zur deutschen V
frage“. Stuttgart 1862. Wiederum sei Deutschland vor die Alter
stellt: Preußen oder Oesterreich; alle wesentlichen Gründe sprechen f
und selbst wenn Preußen viel gesündigt und versäumt habe, so bleibe
Ziel, auf welches die Weltgeschichte einmal hinarbeitete, unerreicht un
wider die Natur der menschlichen Dinge, wenn die ganze gewaltige
nach der deutschen Einheit für immer in den Sand verliefe. —

Diese frohe Hoffnung, welche P. auch in den trübsten Zeiten
täuschte nicht; es war ihm vergönnt, 1866 den Triumph der Sache
zu erleben, voll empfand er die Bedeutung jener Zeit, wenn er auch
war, in irgend einer Weise diesem Gefühle öffentlich Ausdruck zu ge
einsamer Clausner, wie er sich selbst genannt, von steigenden Leiden
brachte er seine Tage in seiner sehr bescheidenen Wohnung in Tü
mit Uhland stand er im nächsten Verkehr, die treue Freundschaft b
hatte durch die Verschiedenheit ihrer politischen Ansichten in Bezieh
preußische Vorherrschaft keinen Stoß erlitten. Kleine Reisen (nach
Wiesbaden und zu den in Stuttgart lebenden Geschwistern) boten
Abwechslung in dem Einerlei dieses einsamen Lebens (P. war
aber immer tiefer senkte sich die geistige Umnachtung auf den
30. Juli 1867 Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr starb er

; am 1. August wurde er beerdigt, die deutschen Farben und der wohlver-
‹te Lorbeer schmückten mit Recht seine letzte Ruhestätte.

P. ist der bedeutendste politische Denker Süddeutschlands in diesem Jahr-
dert; seinen originalen großartigen weitausblickenden Gedanken brachte es
en Abbruch, daß er kein praktischer Staatsmann war, seine Thätigkeit war der
ptsache nach nur eine publicistische, aber sie war eine reiche und wichtige; er
te mit vollen Händen jene Ideen aus, welche immer mehr Gemeingut eines
zen Theils der Nation wurden und die jetzt gekommene Erfüllung vorbe-
ten und möglich machten: mit Recht ziert sein Bild das (provisorische)
hstagsgebäude des neuen deutschen Reiches, denn von den Männern der Feder
er am meisten zum Zustandekommen desselben beigetragen. Eine reizbare
ängnißvolle Tiefe des Gemüthes ließ den Reichthum des ganzen Wesens nie
vollen Entfaltung kommen und führte, verbunden mit den äußeren Ver-
nissen jenes Unbefriedigtsein herbei, welches diesem Leben den harmonischen
druck raubt; aber entschiedener Unabhängigkeitssinn, hervorgegangen aus
äbischem Freiheits- und altwürttembergischem Rechtsgefühl, verband sich bei
mit reicher Vaterlandsliebe, die strengste Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit
te den Charakter ebenso wie die reichsten Gaben den Geist.

Eine seiner würdige Biographie hat P. noch nicht gefunden; das Vor-
tehende ist besonders entnommen dem genauen Nekrolog, den Fr. Notter von
hm gab, Schwäbischer Merkur 1867. Chronik Nr. 213 u. 214 und dem
ortrefflichen Bilde Pfizer's von W. Lang in: Von und aus Schwaben. H. 1.
885.

Theodor Schott.

Pflanz: Benedict Alois P., katholischer Geistlicher, geb. am 25. No-
ber 1797 zu Espachweiler im Oberamt Ellwangen, † am 24. November
4 zu Schörzingen im Oberamt Spaichingen. Er machte seine vorbereitenden
dien 1808—15 an dem Gymnasium und Lyceum zu Ellwangen, begann
n seine theologischen Studien an der dortigen katholisch-theologischen Facultät
siedelte mit dieser 1817 nach Tübingen über, wo er zugleich Philologie
irte. Im J. 1819 trat er in das Seminar zu Rottenburg und wurde dort
20. September 1820 zum Priester geweiht. Nachdem er einige Jahre als
fsgeistlicher und Hülfslehrer am Gymnasium beschäftigt gewesen, wurde er
6 Präceptor und 1828 Professor am Gymnasium zu Rottweil. 1831 und
3 wurde er dort zum Abgeordneten für die würtembergische Kammer gewählt.
betheiligte sich lebhaft an den Verhandlungen über kirchliche Fragen, nament-
über den Antrag auf Aufhebung des katholischen Kirchenrathes, veröffent-
te auch 1833 eine Schrift „Ueber die Ausübung des Schutz- und Oberaufsichts-
tes protestantischer Fürsten über ihre katholischen Landeskirchen durch eigene,
Katholiken bestehende Collegien, mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg“.
e 1836 wurde er Pfarrer zu Moosheim, im Frühjahr 1843 zu Schörzingen.
ist einer der letzten litterarischen Vertreter der Wessenbergischen Richtung unter
süddeutschen Geistlichen, namentlich als Herausgeber der „Freimüthigen
tter über Theologie und Kirchenthum“, die 1830 von einer Gesellschaft be-
ndet wurden, welche sich noch in demselben Jahre wieder auflöste, und die
bis zu seinem Tode leitete (der 1844 erschienene letzte, 27. oder der Neuen
ge 24. Band, enthält S. 343 seinen Nekrolog). Außerdem veröffentlichte
„Ueber das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich“, 1836 (nach einer
e nach Paris und der Normandie im J. 1835 geschrieben); „Der römische
hl und die Kölner Angelegenheit“, 2. Aufl. 1838; „Dr. Fridolin Hubers
A. D. B. XIII, 231) Leben und litterarisches Wirken“, 1839.

Reusch.

Pfleiderer: Christoph Friedrich v. P., Mathematiker, geboren am 20. October 1736 in Kirchheim unter Teck (Würtemberg), † am 27. Septbr. 1821 in Tübingen. Sohn des Amtschirurgen Christoph P., Neffe des Präceptor's Kaiser, erhielt P. eine gründliche Schulbildung, die er in Blaubeuren, Babenhausen und in Tübingen vervollkommnete. Sein Lehrer in den mathematischen Wissenschaften war Johann Kies (s. A. D. B. XV, 725), unter dessen Vorsitz er 1757 mit einer astronomischen Abhandlung promovirte. Die folgenden fünf Jahre brachte P. in Tübingen theils im Seminare, theils als Hauslehrer zu, 1763 begab er sich nach Genf zu dem berühmten Mathematiker Lesage. Auf des Letzteren Empfehlung kam P. 1766 nach Warschau an die dort neuerrichtete Militärakademie. 1774 verband er mit seiner bisherigen Professur der Mathematik und Physik die Direction des königl. polnischen Cadettencorps. Ebenso wurde er Mitglied einer zur Abfassung und Prüfung von Schulbüchern eingesetzten Commission. 1781 erhielt P. einen Ruf nach Tübingen (Kies war am 29. Juli dieses Jahres gestorben), und in so angenehmen Verhältnissen er auch in Polen lebte, wo er der Hochachtung und Zuneigung des Königs Stanislaus Augustus, sowie Aller, mit denen er in Verkehr war, sich erfreute, zögerte er doch keinen Augenblick, in die Heimath zurückzukehren. Er gehörte nun noch 40 Jahre der Hochschule an, von der er als junger Doctor ausgegangen war. Die ersten zehn Jahre wirkte er in frischester Gesundheit. 1791 befiel ihn nach dem Tode eines geliebten Sohnes ein heftiges Schleimfieber, und von da wurden Krankheitsanfälle immer häufiger bei ihm. Sie vermochten seine Lehrthätigkeit nicht zu hemmen; ja als später körperliche Schwäche und schwindendes Augenlicht ihn am Ausgehen verhinderten, setzte er seine Vorlesungen zu Hause fort. Unter den verschiedenen Auszeichnungen, die er erhielt, verlieh der Orden der Würtembergischen Krone ihm den Adel. P. war in der Mathematik als Lehrer wie als Schriftsteller vorzugsweise Geometer der antiken Schule. Am bekanntesten sind seine Anmerkungen zu den Elementen des Euklid, welche erstmalig durch P. selbst in allmählich erscheinenden Heften, dann wiederholt 1827 unter Benutzung des handschriftlichen Nachlasses durch Hauber (s. A. D. B. XI, 38) herausgegeben wurden. „Die ebene Trigonometrie mit Anwendungen und Beyträgen zur Geschichte derselben" (Tübingen 1802) kennt Poggendorff's Biogr.-literar. Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften II, 432 nicht. Gleichwohl ist es ein vortreffliches Buch, aus dessen zahlreichen Anmerkungen insbesondere man auch heute noch recht Vieles lernen kann.

Vgl. Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie, herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1823. S. 61—66. Cantor.

Pflug: Johann Bapt. P., „schwäbischer Genremaler", geb. als Sohn achtbarer Bürgersleute am 13. Februar 1785 und † den 30. Mai 1866 zu Biberach in Oberschwaben, der ehemaligen Reichs- jetzt württembergischen Oberamts-Stadt, aus welcher schon so viele namhafte Künstler hervorgegangen sind, besuchte zunächst die Schulen seiner Vaterstadt. Schon frühzeitig regte sich in dem aufgeweckten angehenden Lateinschüler der unwiderstehliche — wol durch die vielen in buntem Wechsel sich vollziehenden Truppendurchzüge geweckte — Hang zum Zeichnen und Malen, obwol ein eigentlicher Zeichnungsunterricht in Biberach damals noch nicht bestand, indem er für seine Mitschüler durchziehende Soldaten u. abzeichnete, auch in Farben darstellte und so ein kleines Taschengeld sich verschaffte. Daneben hatte er auch an Musik und Gesang große Freude und das wurde insofern für ihn von Bedeutung, als er zunächst unter die „Singknaben" seiner Vaterstadt und im J. 1797 unter die „Chorknaben" des Benedictiner-

sstifts Weingarten aufgenommen wurde, wodurch für ihn zugleich die Aus-
sich eröffnete, in der dortigen stark besuchten und mit einem Pensionat ver-
denen Klosterschule kostenfrei die Vorstudien zum geistlichen Stande treiben
können. Der hier durch den P. Rup. Dick ertheilte Zeichenunterricht be-
nkte sich zwar einzig auf Architektur, allein der „Klosterstudent" setzte neben
n eigentlichen Studien für sich seine Zeichnereien und Malereien fort, wozu
nicht bloß das eine Welt im Kleinen bildende Klosterleben selbst, die
liche Vollentfaltung des katholischen Cultus in der majestätischen Stifts-
e, die Processionen und Passionsspiele, der grandiose „Blutritt" ꝛc., sondern
die nahen Kämpfe und Schlachten, die vielfachen Truppendurchmärsche,
namentlich im J. 1799 das Korsakow'schen Armeecorps mit seinen Kosaken,
mücken, uralischen Tataren u. s. w., wo er u. A. den greisen Kriegshelden
varow auf seiner Kibitke durch Weingarten fahren sah, reiche Anregung
n und ihm eine Menge neuer Eindrücke brachten. Da erfolgte im J. 1803
lich die Aufhebung der Reichsabtei und die Aussicht auf das Weiterstudium
dereinst auf den geistlichen Stand war ihm benommen. Da aber regte
der Drang, sich ganz der Kunst zu widmen, mit einem Male erst recht in
. Allein seine Eltern bestimmten ihn zu dem damals einträglichen Gewerbe
s Bortenwirkers. So mußte der bereits mit einer tüchtigen allgemeinen
bildung versehene Kunstjünger, den Kunstdrang im Herzen, mißmuthig und
roßen ein trauriges Jahr in der Lehre zubringen, in welcher er übrigens
Freistunden immer mit Zeichnen und Malen in Wasserfarben ausfüllte und
e als Bortenmacherlehrling auf einige Zeit die nicht minder schwere Kunst
Entsagung zu üben. Da trat unverhofft eine günstige Wendung seines
hickes ein. Der nach Aufhebung des Buchauer fürstlichen Damenstiftes in
rach lebende Geheimrath Scheffold ward bei einem Besuche im Pflug'schen
se zufällig auf die Zeichnungen des jungen Mannes aufmerksam und er-
tte alsbald dessen keimendes Talent. Er bewog die Eltern, ihn seinem
er, einem Kirchenmaler, in die Lehre zu geben, während der Geheimrath
t ihm in der Theorie und den Hülfswissenschaften der Malerei Unterweisung
und seinen Geschmack zu bilden suchte. Alsbald — wohl etwas zu früh —
hte der Jüngling sich ans Copiren von Bildern theils aus der Scheffold'schen
äldesammlung, in welcher sich meist Genrestücke eines Malers Hermann aus
burg i. B. befanden, theils aus der ansehnlichen gräflich Stadion'schen
erie in dem nahen Warthausen. Namentlich hatte er sich durch die Copie
s originellen Gemäldes von unbekanntem Meister bemerklich gemacht, welches
„fünf Sinne" durch allegorische lebensgroße Figuren in sehr realistischer
ig wirkender Ausführung darstellte: Geschmack und Geruch durch einen
köpfigen Alten, der eine Pfeife raucht, während ein Hund an ihm aufspringt;
Gefühl durch einen Burschen der eine Dirne umfaßt, Gesicht und Gehör
h zwei Musikanten, von denen der Alte begehrlich in seinen Bierkrug schaut
rend der junge die Flöte bläst. Mit dem aus diesen Copieen gewonnenen
e konnte er, nachdem er von einer schon das Jahr zuvor in dieser Absicht
hin unternommenen Reise infolge des Krieges hatte wieder zurückkehren
en, im J. 1806 sich behufs seiner weiteren Ausbildung nach München auf-
hen, woselbst er nach erstandener Prüfung und Vorweisung einiger seiner
erigen Leistungen in die damals unter der Leitung des Bildhauers Roman
s stehende, freilich noch in bescheidenen Anfängen sich haltende Akademie der
nden Künste als Zögling aufgenommen wurde. Hier ward mit allem Ernst
Fleiß bei Tag nach der Antike, Abends nach dem lebenden Modell ge-
net und nebenbei in der unter Christian v. Mannlich und dem Inspector
llot stehenden Gemäldegalerie, zu der P. gleichfalls Zutritt erhalten, welche

aber freilich damals nur ein Schatten von dem war, was sie heute ist, die Lieblingsmeister zum Studium ausgesucht, um nach ihrem Vorbild dereinst seinen eigenen Weg einzuschlagen. Nach nicht langem Schwanken zwischen Historien- und Genre-Malerei hatten es ihm besonders die in der Galerie damals schon gut vertretenen „Niederländer“, „welche den vierten Stand in der Kunst erst erschaffen haben“, mit ihrer Naturwahrheit und dem Zauber ihres Colorits angethan, und war somit die Entscheidung getroffen. Zuerst ging er an die Bilder von Teniers, dann an Ostade und Brouwer, weiterhin an Gerh. Dow, Franz Mieris, Gerh. Terburg und Kaspar Netscher &c. und bemühte sich durch fleißiges Studiren und Copiren in ihre Eigenthümlichkeit einzudringen. Bald war er mit den in der Galerie arbeitenden Malern bekannt; mit manchen, wie mit den Brüdern Angelo und Domenico Quaglio, in deren elterlichem Hause er viel verkehrte, mit Frank, Piloty, Albrecht Adam, Strixner &c., verband ihn Freundschaft. Sogar der damalige Kronprinz, nachmalige König Ludwig I, der große Künstlermäcen interessirte sich für den jungen Mann. So lebte er in Isar-Athen ein frohes Künstlerleben, lebte und webte in der Kunst und verwendete solchen Fleiß auf die Copien seiner Vorbilder, daß er auf dieselben alsbald selbst in München Bestellungen erhielt, wodurch so wie durch andere gelegentlich gefertigte Bildnisse, er die Mittel des Unterhaltes vermehren und seinen Aufenthalt in der Kunststadt verlängern konnte. Bis 1809 blieb er in dem damals politisch bedeutend erregten München; in diesem Jahre vertrieb ihn der Kriegssturm, infolge dessen u. A. die Bilder geflüchtet wurden, zu frühe für seine noch nicht vollendete Ausbildung. In der Heimath angelangt, beschäftigte er sich eine Zeitlang mit Porträtmalen, mit Costümbildern in der Art der „Niederländer“, faßte aber noch im selben Jahre seiner Rückkehr den Entschluß, auf Reisen (u. A. auch nach Wien) zu gehen, allein — es sollte anders kommen. Noch im September des J. 1810 wurde er als Zeichnungslehrer in seiner Vaterstadt angestellt, wobei ihm neben einer gesicherten Existenz noch Zeit genug für die Kunst übrig blieb. Zwei Jahre darauf verehelichte er sich mit der ehrsamen Jungfer Theresia Käufer, der ehemaligen Kammerzofe der letzten Buchauer Fürstäbtissin, der geistreichen Gräfin Maximiliana von Stadion, einem wackeren und intelligenten Wesen, welches ganz zu ihm paßte, ihm auch gar Manches vom Buchauer Hofe zu erzählen wußte und deren Bildniß in der damaligen reichen oberschwäbischen Tracht er noch im gleichen Jahre malte. Die Anstellung und die Gründung eines eigenen Hausstandes ließen ihn nun nicht mehr von seiner Vaterstadt, an welcher wie überhaupt an seiner oberschwäbischen Heimath er mit allen Fasern seines Herzens hing, loskommen. So war er darauf angewiesen, in dem damaligen engbegrenzten Stilleben einer Kleinstadt und in einfach-bürgerlichen Verhältnissen für seine Kunst eine entsprechende Richtung zu suchen. Und — diese fand er, durch das Studium der „Niederländer“ von selbst darauf hingeführt, mit glücklichem Griffe im eigenen Land und Volke, in dessen Leben und Treiben, Sitten und Bräuchen, dabei indeß keineswegs mit blinder Nachahmung verfahrend, sondern ganz selbständig seine eigenen Bahnen wandelnd. Wer weiß, ob es, wie man schon hin und wieder gemeint hat, nur gut für P. und seine künstlerische Entwicklung gewesen wäre, wenn er seiner Heimath den Rücken gekehrt und eine andere Wirkungsstätte, etwa in einer größeren Stadt, sich ausgesucht hätte! Nach seiner eigenen Versicherung bot sich ihm das Leben so reich dar als den „Niederländern“, ja noch mannigfaltiger; er griff zu, wo es ihm gefiel; wohl konnte er dann und wann verwundert fragen, wie es doch komme, daß man neuere Künstler oft über Mangel an Stoff klagen höre, da ja die Beobachtung des Lebens um sie her ihnen denselben in so unerschöpflicher Fülle liefere. — Zunächst boten ihm

ihm von früher Jugend an gebliebenen Eindrücke und Erinnerungen an die bewegten langen Kriegszeiten und an die alte Reichsstadt Anregung genug für seine Malerthätigkeit und reichliche Vorwürfe, — hatte er doch seit dem J. 1793, wo zuerst Kroaten, „Rothmäntel" und Panduren, durch Biberach und Oberschwaben marschirten, bis zum J. 1815, sowol in seiner Vaterstadt, vor deren Thoren er selbst im J. 1796 einen heftigen Kampf wüthen sah, als zu Weingarten und München Truppen aller Art, die selige Reichsarmee, Oesterreicher, Deutsche, Franzosen, Italiener, Spanier, Russen mit ihren noch halbwilden Völkern beinahe in einem fort und im buntesten Wechsel an sich vorüberziehen sehen! Wie dieses militärische Leben und Treiben schon in dem Knaben die erste Lust zum Malen geweckt hatte, so reichte es auch dem angehenden Künstler Stoff um Stoff für sein Skizzenbuch. Eine Menge soldatischer Scenen ging aus dieser Anschauung hervor, bald wenige Figuren, bald ganze Trupps, im Gefecht, Bivouac, Lager oder auf dem Marsch, alle in Uniformirung, Haltung und Nationaltypus bis ins Einzelnste naturgetreu dargestellt. Als größere Compositionen entstanden so: „Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern", (auf Holz und im Besitze des Grafen Reuttner v. Weyl in Achstetten), virtuos bis auf den letzten Knopf und die letzte Borte gemalt und wol das beste Schlachtenbild des Meisters, von ihm selbst in seinen Memoiren (II, S. 110) brillant beschrieben; der kurz vor seinem Ableben im Farbendruck vervielfältigte ebenfalls in den Memoiren (II, S. 110—12) erklärte „Kriegsrath des Erzherzogs Karl in dem Hause des Söldners Hescheler zu Otterswang im März 1799", für welches jetzt im fürstlichen Hohenzollernschen Museum zu Sigmaringen befindliche Bild P. immer eine große Vorliebe hegte und von welchem er sich zeitlebens nicht zu trennen vermochte; „alle die Gefühle — sagt er selbst, — die ich von Jugend für diesen Helden hatte, mit den gewissenhaftesten Pinselstrichen hab' ich sie hineingemalt"; „der Rheinübergang der Württemberger bei Kehl im J. 1815" in der königl. Staatsgallerie, das figurenreichste seiner militärischen Stücke; „die Schlachten bei Ostrach und Stockach ꝛc." Doch sind dies keine Schlachtenbilder, wie sie in neuer Zeit z. B. von den Bataillemalern A. v. Werner, Bleibtreu, Camphausen, Faber du Faur, L. Braun, Franz Adam, Heinr. Lang, Meissonier, Alf. de Neuville, Dupray, Detaille ꝛc. geschaffen worden sind. Es kommt P. nicht, wie den letzteren, auf eine möglichst naturgetreue, lebendige Wiedergabe des Schlachtfeldes und eines entscheidenden Augenblickes im Kampfe an, sondern auf die Darstellung des idealen Bildes, das er sich von der Schlacht macht, wie er ja auch den meisten von ihm dargestellten Kämpfen persönlich nicht angewohnt hat. Eines tritt unverkennbar in diesen Bildern hervor — der Gedanke, altösterreichischer Tapferkeit und Kriegsruhme ein Denkmal zu setzen und vor Allem, seinem und der Oberschwaben Liebling, den Erzherzog Karl zu verherrlichen —, sah der mit seinen Landsleuten allezeit gut kaiserlich gesinnte Patriot P. doch in diesem Helden, an dessen Person sich in Vorderösterreich die letzten Nationalgefühle und Kaisergedanken mit einer Innigkeit und Schwärmerei hängten, wie sie einst nur dem „Prinz Eugen, dem edlen Ritter" entgegengebracht worden waren, den letzten Connetable des untergehenden hl. römischen Reiches deutscher Nation. Diese österreichischen Traditionen, in welchen P. aufgewachsen war, führten ihn späterhin von selbst den großdeutschen Anschauungen zu, welchen er Zeit seines Lebens, wenn er auch an der Politik keinen activen Antheil nahm, zugethan blieb. Die österreichisch-italienischen Feldzüge von 1848/49 und 1859 brachten sein patriotisches Blut noch mächtig zum Wallen; da — im Feldlager Radetzky's wäre der „Alte" am Platze gewesen! Allein — wer dachte da an den stillen bescheidenen, freilich auch schon hoch betagten P.?! — Noch eine

Reihe kleinerer, gleichfalls meist patriotisch gehaltener Kriegsscenen und Gefechtsbilder wären hervorzuheben, wie z. B. die „Plünderung des Pfarrdorfes Alberweiler durch die Franzosen"; der „Rückzug der französischen Armee aus Deutschland im J. 1796"; „Gefecht zwischen republikanischen Truppen und Condéern am Olzreuter See bei Schussenried im J. 1799"; „Austheilung der Veteranenmedaillen bei Laupertshausen im J. 1843"; „Tanz alter Veteranen in Ringschnait", ein rührendes Bildchen — wie das Laupertshauser mehr ein militärisches Genrestück. In diesen Bildchen herrscht größtentheils Leben und Bewegung in einer Weise, die an die besten italienischen und französischen Meister dieses Faches gemahnt. Dazu nicht wenig Militärscenen in Aquarellmanier, in welcher P. gleichfalls mit Erfolg arbeitete und von welchen wir nur eine, die drastischreichhaltige, nicht ohne polemische Tendenz gehaltene Composition mit Pflug's eigener Unterschrift: „So wurde von den Neufranken im J. 1796 die Freiheit im Schwabenlande verkündigt!" mit anderen im Besitze von Graf Reuttner nennen wollen. Zahllos vollends waren die gemalten Skizzen, welche er von einzelnen Kriegern verfertigte. Denn bald wurde es unter den durchziehenden Kriegsvölkern bekannt, daß sich in Biberach ein Maler befinde, der trefflich abzubilden verstehe; und Deutsche, Russen, Böhmen und „Rothmäntel" suchten den Künstler auf und bedrängten ihn, sie „abzuschreiben" und zu Dutzenden wanderten die kleinen Bildchen in die ferne Heimath. Auch die Offiziere sprachen fleißig bei ihm vor, ließen sich malen oder kauften fertige Bilder von ihm. — Und als der Kriegslärm endlich verrauscht war, bot sich ihm ein neuer, eine Zeitlang mit Vorliebe behandelter Stoff dar, auf welchen er schon durch den dämonischen „Malefizschenk" mit seinem Jauner- und Gauner-Schloß zu Oberdischingen (d. i. den Reichsgrafen Franz Ludwig Schenk v. Castell), einen der originellsten Kraftmenschen und „Gewaltigen" des vorigen Jahrhunderts, welcher es dem P. ganz besonders angethan hatte, aufmerksam geworden war, — das Räuberwesen als böse Hinterlassenschaft jener langen Kriegszeiten, speciell jene Räuberbanden, welche noch mitten im hergestellten Frieden ihr Unwesen im „Oberland" trieben. Insbesondere war es die zu seiner Zeit hausende Bande des durch Gustav Schwab's Romanze: „der Sünderthurm" in weiteren Kreisen bekannt gewordenen „schwarzen Vere" (eigentlich Xav. Hohenleitner aus Rummelsried), welche seinen Pinsel fesselte und welche er in einigen sehr kräftigen, markigen (im fürstlichen Schlosse zu Wolfegg befindlichen) Aquarellen sowie in einem Oelstück darstellte.

Sein Hauptfeld lag aber auf dem Gebiete der eigentlichen Genremalerei, deren Vorwürfe er, ohnehin ein begeisterter Freund seiner oberschwäbischen Heimath und Landsleute, beinahe durchweg deren Leben und Sitten entnahm. Hier war er so ganz in seinem Elemente und zeigte sich sein Talent, seine selbständig-schöpferische reiche Phantasie und Eigenart und sein heiterer Humor am entschiedensten. Selbst ein echtes Kind des Volkes, liebte er es, in stetem unmittelbaren Verkehr mit demselben in seinen verschiedenen Ständen, besonders mit dem Landvolk in seiner täglichen Arbeit und seinem Lebensgenuß zu treten. Wie nicht leicht jemand war es ihm gegeben, mit dem Bauernvolk einfach und natürlich umzugehen, sein Vertrauen zu erwecken, seine Zurückhaltung zu überwinden, es zur Mittheilung seiner Gedanken und Erlebnisse, zum Aussichherausgehen zu veranlassen und seine Art und Wesen zu ergründen. Für alle Vorkommnisse des Lebens sowol im Familienkreise als auch bei der Pflege gemüthlicher heiterer Geselligkeit hatte er einen empfänglichen Sinn und ein geübtes Auge; und was er erschaute, wußte er sinnig, gutmüthig und wolwollend, zugleich aber mit schalkhaftem Scherz und in charakteristischen Zügen auf die Leiwand nachzubilden. Frohgemuth zog er hinaus zu Kirchweihen, Hochzeiten, Tanzbelustigungen, Scheibenschießen, Kegelschieben, Jahrmärkten und Volksfesten

er Art und lebte sich recht ins oberschwäbische Volksleben ein, wanderte mit
r Mappe unter dem Volk, welches er zunächst auf dem allwöchentlichen stark=
suchten Biberacher Markte am besten vor sich hatte, umher, belauschte dessen
genthümlichkeiten in den anmuthendsten Zügen und trat in der glücklichen
ge mit jedermann freundlich zu verkehren, bald überall im „Oberlande“
kannt und als allenthalben gern gesehener Landsmann und Freund ebensowol
die Hütte des Landmannes ein, als in die Edelsitze des oberschwäbischen Adels.
chts entging da seinem beobachtenden Auge, nicht „die Spieler in der
henke“, nicht „der Pfarrherr, der seinen Bauern die Zeitung vorliest“, nicht
ie zum Tischgebet versammelte Familie“, nicht „der Großvater als Kinder=
rter“, nicht „die Anfertigung der Aussteuer“, „der Aufputz der Braut“ und
e „Abfahrt mit dem Brautwagen“, nicht der wichtige Akt der „Hauswäsche“,
ht die flotten Bauernburschen im Sonntagsstaat mit den „Gelbledernen“, den
hen Hüten und den schweren Mänteln am heißen Sommertage, nicht der
aue Veteran inmitten der drallen frischen Dirnen beim „Hahnentanz“, nicht der
viale Landbaron mit der „Gnädigen“ unter dem respectvoll bei Seite tretenden
auernvolk, nicht die „Schnurranten und Vaganten“, nicht „der Handelsjude“,
r „Musterreiter“, „der Ehninger Krämer“, der „altwürttembergische Schreiber“,
ht „die Zigeuner und das lustige Studentenvolk“, nicht „der Krautschneider“ und
er Spindelmann“, nicht „der Harfner“ und „der Bänkelsänger“, „die Karten=
lägerin“, „die Kunstreiter“ und „der Seiltänzer“, nicht „der Schneider und
chuster auf der Stör“ — lauter köstliche, beinahe mit photographischer Treue von
m dar gestellte oberschwäbische Gestalten, ob deren Anblick dem Kenner das Herz
Leibe lacht. Was auf diesem Gebiete lag und zu was er seine Kraft aus=
ichend glaubte, das fiel seinem Pinsel anheim, wobei ihm die reiche nicht un=
schöne Tracht sehr zu Statten kam. „Ich sparte nichts dabei“ — sagt er selbst
nmal — weder Ruhe noch Arbeit, war ganz vergnügt dabei, ohne andere
eister nachzuahmen oder etwas von ihnen zu entlehnen; ich ging meine
genen Wege und suchte meinen eigenen Werken eine gewisse Originalität zu
wahren“. (Zu vgl. seine eigenen Bemerkungen über seine künstlerische Ent=
ickelung in den Memoiren I, S. 159 u. 160; II. Cap. „P. und seine Kunst“,
64—126, insbes. S. 74, 75, 86; weiter S. 37—42, 53, 54). — Bei
inem Bestreben, überall das Charakteristische, das Unterscheidende der ver=
hiedenen Stände und Berufsarten, die im Volksleben obwaltenden Gegensätze
szudrücken, fehlte es nicht, daß in seinen Compositionen die Contraste manchmal
arf und durchschlagend hervortreten; dem gesunden Humor stellte er gern den
stern Ernst gegenüber, dem goldenen Hintergrunde eines unbekümmerten fröh=
hen Daseins die gewitterdunkle Schattenseite, dem gutgearteten Sohn der
atur den verlorenen — den Vagabunden, den Räuber. Häufig finden sich in
nen Sujets dürre und beleibte Personen zusammen; Landleute und Hand=
rker; Ansässige und Landfahrer; Arme und Reiche; Adel und Geistlichkeit;
auern, Barone und Grafen; Schulzen und Büttel, Bettler und gestrenge
ögte; Nährstand und Wehrstand; Studenten, Schulmeister und Handwerks=
rschen; Bauernmädel und Stadtmamsell 2c. So entstand öfters Bild und
genbild, das Pendant im eigentlichsten Sinne des Wortes, wie „die Neu=
ürttemberger in Altwürttemberg“; „die Altwürttemberger in Neuwürttemberg“;
ie evangelische und katholische Pfarrstube“ (wobei die erste eigentlich die Kinder=
ube ist); „die Ausfahrt des protestantischen und katholischen Pfarrers“ (letztere
lerdings etwas parodirt). Durch diese Gegensätze entstand ein nicht un=
genehmer Wechsel der Linien und Figuren und wurde so nicht nur der Ein=
rmigkeit entgegengewirkt, sondern auch nicht selten eine komische Wirkung hervor=
bracht. Dabei verfuhr er übrigens meist mit Mäßigung und überschritt selten

die Grenzen des Erlaubten. Er hat sich überhaupt mehr der soliden
Volkslebens zugewandt und seine Auffassung dieses Lebens ist kernge
das Volk, und darum auch volksthümlich, durchaus wahr und un
und ein poetischer, zuweilen von Localpatriotismus angewehter Hau
dringt meist die ganze Darstellung. Seine Bilder knüpfen sich mei
stimmte Orte; haben in der Regel entweder die Kirche, ein Schloß o
ein stattliches Wirthshaus zum Mittelpunkt der Scene und zum Hi
den „Bussen", den hl. Berg Oberschwabens oder eine der um Bi
legenen Anhöhen. So hat er auch in dieser (leicht verführerischen)
seine Selbständigkeit gegenüber den Niederländern gewahrt, und sich
Art, mehr die wüsten Seiten des Volks in ihrer drastischsten Gestalt
kehren, ferngehalten; und da sieht man nicht, wie z. B. bei Ostade,
Brouwer &c., so viele widerliche anstößige Figuren, sondern wolhaben
frohe Landleute halten hier im Festgewande theils am eigenen Heer
unter freiem Himmel ihre altherkömmlichen Volksfeste in einer Weise,
die sogenannten Honoratioren, Pfarrer, Rentmeister, Förster, ja de
Herr selber es nicht verschmähen, Theil daran zu nehmen, wie wir
Person (häufig sogar im Porträt) auf seinen Bildern angebracht find
der reichen Zahl von Bildern dieser Art lassen sich außer den bereits
noch besonders anführen: „die Bauernhochzeit zu Mittelbiberach" (die
„Vogtei"), mit Ringschnait, Reinstetten, einem der Lieblingsorte Pfl
ihm in den „Erinnerungen" II, S. 65—67 selbst beschrieben); „d
schieben in Reinstetten" (ebendaselbst S. 81, 82); „Studenten und
einer Kneipe" (auch unter dem Titel: „der Studentencommers" oder „
v. Thorn"); „eine betrunkene Mette" in folio (alle 3 Stücke im könig
zu Stuttgart); „Kirchweihe zu Laupertshausen"; „Kirchweihscene in
hausen"; „Jahrmarkt"; „Kornmarkt in Waldsee"; „Zechende Bauern i
häusle in Birkendorf"; „die Sichelhänge zu Oggelsbeuren", „die Ku
ein Cabinetstückchen ist das in Aquarell ausgeführte „Erntefest zu
den 28. Juli 1817", nach den Hungerjahren von 1816/17. — Da
sich noch eine weitere (4.) kleinere Gruppe von Gemälden, welche man
Namen Landschaftsbilder bezeichnen könnte, obwol es nicht Landsch
eigentlichen künstlerischen (modernen) Sinne sind. Unter denselben wären
lich 4 für die Gräfin v. Brühl gefertigte (jetzt im Schlosse zu Sor
liche) „ländliche Ansichten aus dem Schussenthal" sowie einige hübsc
in Achstetten befindliche) Aquarelle von oberschwäbischen und
Schlössern hervorzuheben. — Etwas auffallend mag sein, daß P.,
lange Zeit Jäger und Fischer, überhaupt ein großer Freund der Natu
von allerdings (im Gegensatz zu seinen mehr oder weniger etwas st
fallenen Pferden) meist gelungenen da und dort auf seinen Genrestück
brachten Hundegestalten (Spitzen, Pintschern) abgesehen — sich dem ei
Thier- und Jagdstück ferne hielt. — Seine meisten Bilder sind, um
größere Dauer zu geben, in Oel auf Holz und gewalztes Eisenblech,
auf Leinwand gemalt; ein kleinerer Theil ist in Aquarell- und Gouac
ausgeführt. Auch pflegte er seinen Gemälden ein ziemlich kleines F
geben, weil kleinere Stücke leichteren Absatz fänden wie größere. —
Lithographie wurden außer einzelnen Bildern, wie „die Spieler" und „
wäsche" — die „ländlichen Gebräuche in Württemberg", in 12 Darst
„Kirchweihfest, Sichelhänge, Scheibenschießen, Eierlesen, Maientag,
Schäferlauf, Weinlese, Johannisfeier, Hahnentanz, Hochzeitwagen, C
Volksfest" mit Text von Conrector Pfaff (Stuttgart bei Ebner) ver
wozu nur bemerkt sein möchte, daß P. als „Oberländer" von Leib u

württembergischen „Unterland" bei weitem nicht so zu Hause ist wie in
[S]chwaben. Ferner kamen noch von ihm (in der P. Balz'schen Buchhandlung
[Stu]ttgart) „Bilder zu Uhlands Gedichten", 2 Hefte in 8 Bl. heraus, welche
[bek]annten Romanzenreihe von „Eberhard dem Rauschebart" gewidmet sind
[und] 3 Scenen aus der Schlacht bei Reutlingen und Döffingen sowie die
[Kö]nige zu Heimsen" und den „Ueberfall im Wildbad" darstellen. Einige
[Kle]inigkeiten wie das Gegenstück „Neuwürttembergscher Falllehenbauer und der
[Al]twürttembergsche Grundbesitzer", von P. selbst auf Stein gezeichnet, erschienen
[in der] Autenrieth'schen Kunsthandlung in Stuttgart. Nach seinen Original-
[zeichn]ungen wurden später in der Planck'schen Schrift: „Die letzten Räuber-
[banden] in Oberschwaben in den Jahren 1818/19" die Bildnisse der Haupt-
[persone]n dieser Banden in Holzschnitt gefertigt. — Daneben hat der Meister —
abgesehen von seiner langjährigen bis 1856 währenden verdienstvollen
[Wirksa]mkeit als städtischer Zeichnungslehrer — viele talentvolle junge Männer
[in die] Kunst eingeleitet; eine Reihe namhafter Künstler ist aus seiner Schule
[hervor]gegangen, so J. B. Magg, Wäscher, Karl v. Ebersberg († 1880 zu Graz);
der durch seine eminente Befähigung für das Landschaftsfach rühmlichst
[bekann]te Eberhard Emminger, einer der letzten großen Meister in der Litho-
[graphi]e; dessen Bruder Constantin Emminger, der Maler Hermann Volz, der
[früh ver]storbene talentvolle X. Foerg, die Maler J. Padent und Bodenmüller
[und v]or Allem der seither zu so großem Rufe gelangte Thiermaler Anton
[Braith] — meist, wie der „Alte" mit Genuß und nicht ohne ein gewisses
[Stolzg]efühl betonte — Biberacher Landsleute. Doch kann man von einer
[Schule] im eigentlichen Sinne des Wortes, die P. hinterlassen und die das
[schwäb]ische Genrestück, wie er es behandelte, systematisch weiter gepflegt hätte,
[nicht w]ol reden, da dieser Art von Malerei mit dem Aufhören der Volkstrachten,
[Sitten] und Gebräuche von selbst der Boden entzogen worden ist; noch am
[meisten] hatte — von einigen Versuchen Ebersbergs abgesehen — sein Lands-
[mann] der originelle Malerautodidakt Joh. Ev. Göser — in seiner Jugend ein
[Schreine]r —, auf welchen P. jedenfalls von großem Einflusse war, von ihm.
[Wie m]an sieht, war P. außerordentlich thätig und productiv — eine Folge
[einersei]ts seines unermüdeten Fleißes und seiner ungemeinen Arbeitskraft, anderer-
[seits s]einer raschen Auffassung. So scharf er beobachtete, so schnell erfaßte er
[auch] das Charakteristische, so rasch gestaltete sich ihm das Gesehene zu einer
[male]rischen Composition . . . . Ich zeichnete — so spricht er sich selbst einmal
[über s]eine Productionsweise aus — die Menschen, ohne daß sie es bemerkten,
[oder sie] saßen mir; doch war mir stets die erstere Art des Aufnehmens lieber.
[Ich w]arf ich denn die Figuren schnell hin, oft nur mit ein Paar Strichen; ich
[suchte] mehr deren Charakter darzustellen, als die Aehnlichkeit. Mit der Zeit
[fanden] seine Leistungen die verdiente Anerkennung; ging es auch im Anfang seines
[Wirke]ns nicht so rasch mit dem Bekanntwerden und Absatz, so sollte ihm dies
[später] um so reichlicher dafür hereinkommen. Seinen ersten Ruf begründete er
[durch] das im J. 1825 gemalte und im J. 1830 im württembergischen Kunst-
[verein] ausgestellte Porträt seines Mütterleins, wie dieselbe im einfach-bürger-
[lichen] Gewande an dem Tisch der Wohnstube sitzt und arbeitet — ein von der
[innigst]en Liebe zur Mutter beseeltes Bild. Den Gedanken, welche ihn beim
[Malen] desselben bewegten und welche dem Leser am besten eine Vorstellung von
[dem „]Menschen" P. geben, hat er folgenden Ausdruck verliehen (a. a. O. II,
[. . .]) . . . . „Streng genommen, liebte ich das Porträtiren nicht . . . . Nur
[an ei]nem und zwar bei jenem, welches mein Mütterlein vorstellt, malte ich mit
[Lust] und zog den Schein der Sonne herein ins enge Gemach, wo sie mit
[Stil]len und stiller Arbeit beschäftigt ist. Denn es geht nichts im Leben über
[ein M]utterherz; ist das im Tode gebrochen, dann wird das reichste Dasein zur

Wüste: selbst bei der Erfüllung unserer schönsten Wünsche muß es uns dann immer fehlen!" Nicht minder zeichnet sich das um dieselbe Zeit gemalte Bildniß seines Vaters, des ehrsamen Biberacher Küfermeisters, wie derselbe im Handwerkergewande, umgeben von Fässern und Kellergewölben, eben im Begriffe steht, seinen Frühtrunk zu sich zu nehmen, durch charakteristische Auffassung und äußerst sorgfältige und zugleich kräftige Arbeit aus. Das „Morgenblatt", der „Mercur", die „Stuttgarter Stadtpost" und andre öffentlichen Blätter brachten die günstigsten Besprechungen über diese anmuthsvollen gemüthlichen Porträtbilder des Künstlers. Der mittlerweile im J. 1827 gegründete württembergische Kunstverein trug nicht wenig dazu bei, ihm Namen und Stellung zu verschaffen; gleich nach den ersten Ausstellungen gefielen seine Bilder sehr und mehrere derselben, darunter die „Kartenspieler", eine „Hochzeitsscene", die „Kunstbude", der „Bänkelsänger" und die „Wäsche" wurden zur Verloosung angekauft. Mehrfache Aufträge von Seiten König Wilhelms von Württemberg, des hohen und niederen Adels folgten; und bald liefen von allen Seiten, von vielen reichen Privaten, hohen Militärs, aus Nah und Fern Bestellungen ein, eine solche Zugkraft übte die sorgfältige Ausarbeitung, Naturwahrheit, Frische und Durchsichtigkeit seiner Bilder, insbesondere auch der ächte unverwüstliche in ihnen zu Tage tretende Humor aus. In den späteren Jahren hörte die Schaffenslust infolge eines sich einstellenden Augenleidens allmählich auf. Wie fast bei allen Künstlern, so ist auch bei P. die Kritik oft sehr verschiedener Meinung und haben die Herrn Kunstrecensenten auch an seinen Leistungen allerhand auszusetzen. Den Einen sind seine Bilder zu bunt; sie finden zu viele Nuancen in den Localfarben, zu viele höchste Lichter u. s. w., anderen — und dies ist keine ganz unbegründete Ausstellung — sind seine Compositionen zu klein und gedrängt gehalten; ja einige gehen soweit, dieselben als trocken und erdicht (!) zu bezeichnen — kurz die widersprechendsten Urtheile werden nicht selten gefällt. Richtig wird soviel daran sein, daß es P. allerdings an der „Schule" etwas fehlt und dies sich namentlich in der Technik fühlbar macht. Hin und wieder nimmt man auf seinen Stücken Verstöße gegen die Gesetze der Perspective wahr und ist nicht dafür Sorge getragen, daß sich die einzelnen Figuren kräftig und plastisch von einander abheben. Nicht minder läßt die Farbengebung oft sehr, besonders im Vergleiche mit den modernen Meistern des Colorits zu wünschen übrig, und ist nicht immer eine glückliche. Dann sind die Bilder von sehr verschiedenem Werthe und Ausführung; einigen sieht man die Eile wol an, mit der sie zu Stande gekommen sind. Auch glaubt man dieselben Motive in seinen Compositionen etwas zu häufig sich wiederholen zu sehen. Er selbst empfand dies Alles wol und beklagte dann und wann tief, daß seine Bildungslaufbahn so spät begonnen habe und in der Mitte durch den Krieg von 1809 wieder abgebrochen worden, und daß es ihm, wie er so sehnlich gewünscht, nicht vergönnt gewesen sei, die großen Meister an der Quelle zu studiren und namentlich die Gemäldegalerien in Belgien und Holland aufzusuchen. Darin stimmen aber alle überein, daß er das schwäbische Volksleben in seiner Tiefe zu erfassen und im Bilde zu vergeistigen verstanden, daß er durchaus originell in seinen Compositionen ist, ungemein fruchtbar, seine Zeichnung meist pünktlich und sein Pinsel leicht und keck ist. Eberhard v. Wächter fällt über ihn folgendes Urtheil: „Seine Bilder sind mit großer Ueberlegung componirt, verständlich und flot, die Figuren voll Charakter, die Köpfe voll Ausdruck und meisterhaft ausgeführt." Man wird noch beisetzen dürfen, daß er bei seiner mäßigen Ausbildung und der Beschränktheit seiner Verhältnisse, in welcher er sich auf wirklich bewunderungswerthe Weise zurecht zu finden wußte, möglichst viel geleistet hat und seine Leistungen eine bleibende Errungenschaft für die Kunst und Culturgeschichte

ilden. Nicht leicht ist eine beschränkte Sphäre so mit feinem Sinn und treuer
iebevoller Hingabe erfaßt und ausgebeutet worden, wie von ihm; ebenso wird
nan nicht bald eine so vollkommene Harmonie zwischen dem Künstler als
olchem und als Menschen und seinen Werken finden, wie bei ihm — diese die
etreueste Darstellung seines innersten Wesens, er der lebendige Commentar zu
einen Bildern, in welchen er sich so voll und ganz gibt, wie er ist, lebt und
enkt. Und — wer noch Sinn für das Eigenthümliche des oberschwäbischen
Volkslebens und für die volksthümliche Kunst überhaupt hat, wird die an-
muthigen, gemüthlichen, oft von schalkhaftem Humor, ja ausnahmsweise von
Schelmerei durchwehten herzerfreuenden Bilder mit innigem Wolgefallen be-
rachten und dem Künstler, dem es gelungen, alle diese vielen bunten Züge mit
em Pinsel festzuhalten und auf der Leinwand nachzuzaubern, umsomehr Dank
wissen, als leider das Leben unseres Volkes in dem dahinrasenden Eisenbahn-
eitalter durch das Verschwinden der hergebrachten Trachten und Gebräuche viel
von seiner Ursprünglichkeit und Frische verloren hat und diese Darstellungen
bald nur mehr der Vergangenheit angehören. Dahin sind längst die schönen
berschwäbischen Volksfeste mit der stattlichen und zugleich ökonomischen Volks-
racht, welche ihm so reiche Ausbeute für seine Bilder lieferten; und von dem
o schönen ächten Volksleben, wie es in den besten Jahren unseres Künstlers in
ganz Oberschwaben zu Hause war, ist wenig mehr übrig geblieben! Wäre es
möglich, die überallhin zerstreuten — nebenbei bemerkt, sehr gesuchten und heut-
utage schwer und wenn überhaupt nur zu hohen Preisen erhältlichen — Bilder
oder wenigstens eine Auswahl derselben in irgend einer der Vervielfältigungs-
arten nachzubilden und in einem Album zu vereinigen, so hätten wir eine Dar-
stellung des oberschwäbischen Volkslebens von dauerndem culturhistorischem
Werthe und seltener Vollständigkeit — und zugleich ein ächt schwäbisch-nationales
Prachtwerk! P. gehört zu den seltenen Menschen, deren Persönlichkeit auf jeden,
der ihm nahe kam, eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte. Seine
Herzensgüte, sein ungeheucheltes Wolwollen gegen Jedermann, sein ächtes biederes
Künstlergemüth, sein lebhafter Geist, sein unübertrefflicher Humor mußten ihm
edes Herz gewinnen; insonderheit war der liebenswürdige, angenehme, bescheidene,
anspruchslose, dabei aber von Witz und Laune sprudelnde Mann in seiner Heimath
und ganz Oberschwaben eine allgemein beliebte und geachtete Persönlichkeit, ein
sehr gesuchter Gesellschafter. Der sinnige Beobachter des Volkslebens, der von
Freundlichkeit gegen den Geringsten, von aufrichtig gutmüthiger Gesinnung gegen
seine Mitmenschen erfüllte Charakter, der weitherzige und mild gegen Anders-
denkende gesinnte P. war aber in der That eine äußerst wolthuende Erscheinung.
Dazu kam eine ungewöhnliche Kraft des Gedächtnisses, vermöge welcher er noch
als Achtzigjähriger das Längst- und Viel-Erlebte bis in die kleinsten Züge fest-
uhalten wußte; und jene wunderbare Gabe des Erzählens sowol aus alten ver-
angenen als aus neuen Zeiten, welche den Umgang mit ihm, der an der Wende
zweier Jahrhunderte als aufmerksamer Beobachter gestanden und eine der
wichtigsten Perioden der Weltgeschichte selbst miterlebt hatte, so überaus genuß-
eich machte — ein ächter Mann der „guten alten Zeit!“ Ja dieser seltene
Mann hat nicht blos als Maler das oberschwäbische Volk in seinem Thun und
Treiben belauscht und die charakteristischen Züge seines Wesens naturgetreu
wiedergegeben, sondern er kannte auch sein Leben und seine Geschichte in Gegen-
wart und Vergangenheit, war ein feiner Volkskenner und besaß eine bewunderns-
werthe Gabe, alles, was er wußte, in anmuthiger, launiger, fesselnder und lebens-
voll aufgefaßter Weise Andern mitzutheilen. Er war ein wahrer Erzähler von
Naturanlage und Neigung; das Erzählen war ihm Bedürfniß, seine Freude,
eine Erholung; und Manches davon ist in den ihm abgelauschten „Erinnerungen

eines Schwaben“ (2 Bände, hrsg. von J. E. Günthert, Nördlingen, 1874 u. 1877) uns überliefert und erhalten geblieben, welche einen schätzenswerthen Beitrag zur oberschwäbischen Sitten- und Local-Geschichte und zugleich den besten, weil lebendigen Commentar zu Pflug's Bildern geben. Pflug's Vaterstadt hat zum hundertjährigen Gedächtniß seiner Geburt an seinem Geburtshause im Sommer des J. 1886 eine Gedenktafel anbringen lassen und mit deren Einweihung in sinniger Weise eine Ausstellung von (ca. 120) Originalgemälden aus seiner Hand verbunden.

Außer den bereits angeführten „Erinnerungen ꝛc.“ Nekrolog im „Schwäb. Mercur“ Nr. 148 v. 24. Juni 1866 zu vgl. mit Nr. 155 v. 4. Juli 1886; Nekrolog im „Staatsanzeiger für Württemberg“ Nr. 141—143 und 149 v. 1866; St. A. Beilage Nr. 19 v. 20. December 1885, S. 292—297. — Schließlich führen wir noch an, daß ein in Oel von seinem Schüler Ebersberg gut gemaltes Brustbild Pflug's vorhanden ist. P. Beck.

Pflug: Julius von P., letzter katholischer Bischof von Naumburg-Zeitz, geb. zu Pegau oder Eythra 1499, Sohn Caesars v. P., des herzoglichen Commissars und Präsidenten auf der Leipziger Disputation, zu Leipzig Schüler des Petrus Mosellanus, in Padua des Laz. Buonamico, beendete seine Studien in Bologna und erhielt nach der Heimkehr von seinen Reisen zu den früher verliehenen Dompräbenden zu Mainz und Naumburg die Propstei von Zeitz und die Domdechanei zu Meißen. Seine vornehme Geburt, seine wissenschaftliche Bildung, seine milde und versöhnliche Gesinnung und sein besonderes Geschick in der Kunst der Verhandlung ließ ihn seinen Landesherren, den Herzögen von Sachsen, besonders aber dem Kaiser vor anderen befähigt erscheinen bei den Ausgleichungsversuchen zwischen Evangelischen und Katholischen mitzuwirken. Das Streben nach Vermittelung der großen religiösen Gegensätze verleiht seinem Denken und Wirken den Grundcharakter. Es gibt in dieser Zeit wenige kirchliche Verhandlungen und Gespräche in Deutschland, an denen er nicht theilgenommen hätte. So erscheint er neben Carlowitz, Behus und Türk gegenüber Melanchthon und Brück auf dem Gespräch zu Leipzig 1534. In gleicher Weise verwendete ihn der Bischof von Meißen, als 1539 das Bisthum durch Herzog Heinrich von Sachsen evangelisch gemacht werden sollte. Im Auftrage des Bischofs verfaßte, wie es scheint, P. mit Johann Wicel die Schrift: „Eine gemeinschaftliche Lehre von vier Artikeln, die einem jeden Christen zu wissen vonnöthen“. Sie ist irenisch gehalten und bestimmt schon ziemlich genau die Grenzen der Zugeständnisse, bis zu denen man auf der päpstlichen Seite auch später zu gehen sich geneigt erklärte. Aber sie hatte keinen Erfolg, ebensowenig diejenigen Schritte, welche P. mit Heinrich v. Carlowitz persönlich beim Herzoge unternahm. Nach dieser Zeit scheint er seine engere Heimath verlassen zu haben. Er wurde wahrscheinlich dem Kaiser empfohlen und von diesem sowol wegen seiner religiösen Stellung als wegen seines diplomatischen Geschicks für geeignet befunden, „die kaiserliche Reformation“ durch Verhandlungen mit den Evangelischen zur Durchführung zu bringen. In Gemeinschaft mit Eck und Gropper vertrat er die katholische Partei auf dem Religionsgespräche zu Regensburg (April 1541). — Kurz vorher war er vom Domcapitel zu Naumburg zum Bischof gewählt worden, aber der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der das Bisthum einzuziehen wünschte, trat ihm entschieden entgegen und setzte Nic. v. Amsdorf als evangelischen Bischof ein. P. rief die Hilfe des Kaisers an, der Kurfürst versicherte sich der Unterstützung der Evangelischen, alle Feindschaft der beiden gegnerischen Parteien drohte sich an diesem Streite zum hellen Brande zu entzünden. Indes zog sich der Ausbruch desselben noch länger hin, da der Kaiser die Zeit zu kriegerischem Eingreifen noch nicht ge-

mmen glaubte; auch die von P. nachgesuchte Vermittlung des Kurfürsten von randenburg, des Herzogs Moritz von Sachsen, des Landgrafen von Hessen und dlich (1542) des Reichstages von Speyer brachte keine Entscheidung. Erst 546 kam dieselbe durch den Schmalkaldischen Krieg. Mit den vordringenden ruppen des Herzogs Moritz kam P. in sein Bisthum; er mußte es zwar schon n Januar 1547 bei dem Einmarsche des Kurfürsten von Sachsen wieder verssen, aber der Sieg des Kaisers bei Mühlberg (24. April 1547) setzte ihn ndlich in den dauernden Besitz desselben. Seine Lage war trotzdem schwierig nug; fast alle Insassen der Stifter Naumburg und Zeitz huldigten offen oder sgeheim der evangelischen Lehre; sein weltlicher Beistand war der evangelische urfürst Moritz von Sachsen. Kein Wunder, wenn er daher in seinem Sprengel it großer Vorsicht und unter milder Berücksichtigung der vorgefundenen Verältnisse auftrat. Der katholische Gottesdienst wurde nur im Dome zu Naumurg und in der Stiftskirche zu Zeitz wieder hergestellt; die Klöster blieben aufhoben und ihr Besitz wurde zum Kammergute geschlagen. Römischerseits utete man dies Verhalten des Bischofs als Schwäche; man erwog dabei weder ine äußere Lage, noch seine innere Stellung zur Reformation. Sein Katholismus war, wenn auch immer römisch, doch wesentlich anders geartet als der iner Tadler, insbesondere eines Eck. Neuere (wie Hergenröther und Pastor) ben nicht ganz Unrecht, wenn sie seine und Contarinis Richtung als „Kryptotheranismus“ bezeichnen. Aber zweifellos entsprang dieselbe nicht aus der chwäche des Charakters, sondern aus seiner Ueberzeugung, die im Verkehre mit n Evangelischen und durch die häufige Prüfung ihrer Glaubenslehre allmählich läutert worden war. Darum ward er auch auf Empfehlung Ferdinands, des mischen Königs, vom Kaiser zur Mitarbeit an dem „Augsburger Interim“ (1548) rufen. Der Entwurf desselben stammte wol von der evangelischen Seite, von m Kurfürsten von Brandenburg und seinem ehrgeizigen und verblendeten Hofediger Agricola, aber die Ueberarbeitung desselben übernahmen im Auftrage s Kaisers P. und Michael Helding in Gemeinschaft mit Agricola. P. schien n so eher geeignet, als er selbst früher einen ähnlichen Entwurf verfaßt hatte. nderungen des ursprünglichen Textes und der Ueberarbeitung sind vielfach vornommen worden; die Arbeit der Einzelnen ist daher nicht mehr zu erkennen. ber an der stark katholischen Färbung des ganzen Machwerks, an der mögchsten Verdunkelung und Abstumpfung alles Evangelischen in demselben hat wiß auch P. seinen Antheil. Dennoch erfuhr er nicht weniger als Agricola heftigsten Vorwürfe wegen der Verleugnung ihres Bekenntnisses von Seiten Glaubensgenossen. Agricola allerdings mit mehr Recht als P., denn dieser terließ nicht seiner Kirche, bez. dem Papste, die letzte Entscheidung anheimzullen. Aber des Kaisers Gunst hatte er sich in hohem Maße erworben, nicht niger die des Kurfürsten Moritz. Es war eine gewisse geistige Verwandtschaft, ihn mit diesen verband. Moritz bediente sich des gewandten Unterhändlers ort in der Heimath zur Einführung des Interims im Kurfürstenthum Sachsen, r zugleich auch seines und seiner Genossen, des Bischofes von Meißen, Widerruches gegen die darin enthaltenen Sätze von der Priesterehe und dem Laienche, um dem Kaiser gegenüber das Interim in der gegebenen Form als unnehmbar darzustellen (Tag von Pegau, 22. August 1548). So gewährte lug's Theilnahme an den Verhandlungen für Moritz die nöthige Rückendeckung en den Kaiser wegen der Aenderungen an der Augsburger Formel und zuich die erwünschte Pression auf die lutherischen Theologen zur Erlangung von geständnissen an die katholischen. Darum wurde er auch, nachdem Moritz zu rgau und Celle Melanchthon und seine Genossen durch seine Räthe hatte

hinlänglich bearbeiten und einschüchtern lassen zu der Besprechung Moritz's mit Joachim von Brandenburg zu Jüterbogk (December 1547) hinzugezogen, um hier das gemeinschaftliche Vorgehen beider Fürsten in Sachen des Interims sowohl ihren Ständen wie dem Kaiser gegenüber zu rechtfertigen und die auch erschienenen Wittenberger mit ihren Einwürfen und Protesten im Schach zu halten. Alles ging nach Wunsch und schon nach wenigen Tagen (21. December 1548) nahmen die kursächsischen Stände, verwirrt durch die Politik ihres Fürsten und verlassen von ihren Theologen die neue Ordnung an. P. indessen, der ebenfalls dort war, hütete sich wol, für sich mehr zu versprechen, als was das Regensburger Interim nach dem Beschlusse des Tridenter Concils ihm gestattete. — Von jetzt ab widmete er sich fast ausschließlich der Fürsorge für seinen Sprengel. Er scheint anfangs ernstlich die Absicht gehabt zu haben mit Hilfe des Interims sich der evangelischen Geistlichen in seinem Bisthum zu entledigen. Jedenfalls vertrieb er alle diejenigen — und es waren ihrer sehr viele — welche die Regensburger Formel nicht unterschrieben hatten, vor allem den M. Deutschmann und die beiden Diakone der Wenzelskirche zu Naumburg (1550) aus ihren Stellen. Aber er hatte doch seine Kräfte überschätzt; er mußte bald wieder einlenken. Schon 1555 setzte es der Rath durch, daß Deutschmann zurückberufen wurde und mit ihm kehrten viele der übrigen Vertriebenen zurück. Ja er mußte es erleben, ohne daß man auf seinen Widerspruch Rücksicht nahm, daß vom Kurfürsten August von Sachsen in Zeitz, der bischöflichen Residenz, ein evangelisches Consistorium eingesetzt, und der Dom in Naumburg, die bischöfliche Kathedralkirche dem Simultangebrauch überwiesen wurde. So wurde der katholische Gottesdienst überhaupt nur noch in 2 Kirchen abgehalten und von seiner bischöflichen Gewalt blieben unter diesen Umständen nur wenige reliquiae ecclesiae Numburgensis übrig, wie Papst Pius IV seinen Episcopat richtig bezeichnete. Wie viel dabei seiner Milde und Geduld, wie viel dem Zwange der Umstände zuzurechnen war, wird sich nicht völlig sicher ausmachen lassen; offenbar aber waren ihm von seinen weltlichen Nachbarn die Hände sehr gebunden. Daher täuschte man sich auch, wenn man aus dem resignirten Verhalten des Bischofes in den letzten Jahren seines Lebens schloß, er gehe mit dem Gedanken um, zur evangelischen Kirche überzutreten. Er war erst 1557 auf dem Wormser Gespräch, dem er präsidirte, den Protestanten noch einmal sehr bestimmt gegenübergetreten. Von da ab freilich blieb er still und zurückgezogen. Er starb am 3. September 1564 zu Zeitz und wurde in der dortigen Stiftskirche beigesetzt. Der Dom von Naumburg besitzt eine Statue und ein Bild von ihm. — Ein Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Ersch und Grubers allgemeiner Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, Section III, Bd. 21, S. 256; ebenda S. 248 ff. auch zwei biographische Darstellungen mit litterarischen Nachweisen.

Quellen: Außer den bei Ersch und Gruber erwähnten Schriften vgl. K. Th. Hergang, Das Religionsgespräch zu Regensburg im J. 1541 und das Regensburger Buch. Kassel 1858. — Ranke, Deutsche Gesch. Bd. 5 und 6. — W. Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten 1545—1555. Düsseldorf 1865. — J. G. Droysen, Gesch. d. Preuß. Politik. Leipzig 1870. II, 2. — A. v. Druffel, Briefe und Akten zur Gesch. des 16. Jahrh. Bd. III, 1. München 1865. — G. Voigt, Moritz von Sachsen 1541—1547. Leipzig 1876. — G. Plitt „Interim“ in Herzog's Real-Encyclopädie, 2. Ausg., Bd. VI, 771 ff. 1880. — Th. Brieger, De formulae concordiae Ratisbonensis origine atque indole. Halis 1870; derselbe, G. Contarini u. d. Regensburger Concordienwerk. Gotha 1870; Ders. Joh. Gropper in Ersch und Gruber's

Encyclopädie, Sect. I, Th. 92. 1872. — L. Pastor, d. kirchlichen Reunionsbestrebungen während d. Regierung Karl's V. Freiburg 1879.

Brecher.

Pflug: Kaspar v. P., Herr zu Rabenstein, Sohn Hintsches III. v. P., letzter Sproß des böhmischen Adelsgeschlechtes v. P., reicher evangelischer Standesherr mit ausgedehnten Besitzungen im Elbogener und Pilsener Kreise, besonders um Schlackenwald, Petschau, Falkenau, Rabenstein, Tachau, Kuttenplan und Gießhübel, oberster Feldhauptmann der evangelischen Böhmen im Schmalkaldischen Kriege 1547 und 1548. Seine Aufgabe als solcher war eine doppelte, einmal den Anmarsch des Kaisers Karl V. aus Süddeutschland gegen Kursachsen aufzuhalten, sodann die Vereinigung des Herzogs Moritz von Sachsen mit dem Böhmenkönige Ferdinand zu hindern. Aber beides gelang ihm nicht. Er selbst scheint nicht der Mann gewesen zu sein, die leicht erregbaren, aber in den Kriegsleistungen überaus schwierigen und saumseligen böhmischen evangelischen Standes- und Glaubensgenossen zur Energie und Opferwilligkeit zu entflammen. Denn seine Partei bereitete ihm auch durch Zerfahrenheit, Kleinmuth und Indolenz die größte Schwierigkeit, vor allem durch Zurückhaltung der kriegerischen Mittel an Geld und Menschen, durch welche er allein sein Ziel hätte erreichen können. Ueberdies waren die Führer noch keineswegs mit sich einig über die Rechtmäßigkeit ihres Unternehmens. Der spätere Greifswalder Bürgermeister Bartholomäus Sastrow, welcher damals als politischer Agent der pommerschen Herzoge in das kaiserliche Hoflager ging, begegnete P. in Leitmeritz. „Sie wüßten schier nicht“, so gestand ihm P. offenherzig, „welches zu thun am sichersten und rathsamsten wäre; denn auf der einen Seite wäre der Kurfürst von Sachsen ihr Bundesgenosse, mit ihnen einer Religion, den könnten sie nicht verlassen, auf der anderen wäre Ferdinand ihr König, pericultirte also des Reiches Freiheit und angenommene Religion.“ So kam man nach keiner Seite vorwärts und begnügte sich zu demonstriren. Unterdeß hatte sich Moritz mit Ferdinand vereinigt und war der Kaiser nach Sachsen gelangt. Umsonst sendete der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen Thumshirn mit einigen Tausend Mann an die böhmische Grenze, um den sich um P. sammelnden Schaaren zum Stützpunkt zu dienen und nach der Vereinigung mit ihnen eine Diversion im Rücken des Kaisers zu machen oder die Hilfe gegen einen Angriff desselben an der Elbe zu bieten. Aber alle Bemühungen Pflugs, dieses Ziel zu erreichen, waren umsonst. Seine Verbündeten weigerten den Zuzug und versteckten sich hinter allerlei Ausflüchten. Er selbst hatte kaum 2000 Mann beisammen und litt Mangel aller Art, besonders am Gelde. Dennoch wagte er eine Vorwärtsbewegung; er gelangte bis Königswarth; aber die Vereinigung mit Thumshirn kam nicht zu Stande (16. April). Es wäre auch jetzt zu spät gewesen, denn schon am 24. April kam es bei Mühlberg zur Schlacht. Johann Friedrich hatte sich leider bis zum letzten Augenblicke durch die Hoffnungen auf böhmische Hülfe täuschen lassen; er mußte darum im entscheidenden Augenblicke sogar die Unterstützung Thumshirns entbehren. — P. wurde von König Ferdinand geächtet; ein Preis von 5000 Schock Meißener Groschen ward auf seinen Kopf gesetzt. Aber er entkam seinen Verfolgern, gelangte glücklich nach Magdeburg, wo er sich dem Dome gegenüber ein prächtiges Haus baute, und kehrte vom Kaiser Maximilian II. begnadigt und zum Theil wieder in den Besitz seiner Güter gesetzt nach Böhmen zurück, wo er 1576 zu Falkenau starb. Er war unverheirathet.

Vgl. den Aufsatz von v. Stramberg in Ersch u. Gruber's Encyclopädie der W. u. K. Sectio III, Theil 21, S. 241 ff.

Brecher.

Pflughaupt: Robert P., ein trefflicher Pianist und gebildeter Musiker, geboren am 4. August 1833 zu Berlin, hatte das Unglück, anfänglich unter Theodor Oesten's Leitung zu kommen und war auf dem besten Wege, seinem Vorbilde in seichter Musik nachzufolgen, doch noch zur rechten Zeit kehrte er um und begab sich unter die strenge Zucht S. W. Dehn's, des bekannten Theoretikers und Custos an der Berliner königl. Bibliothek. Hier lernte er auch seine spätere Frau kennen, die auf sein Leben und Streben einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt hat: Sophie Stschepin, Tochter eines russischen Generals, die behufs ihrer weiteren Ausbildung ebenfalls bei Dehn Unterricht nahm, bereits aber als Klaviervirtuosin sich eines Rufes erfreute. Als sie wieder nach Rußland zurückkehrte, folgte ihr P. nach, wurde ein Schüler Adolf Henselt's und führte nach manchen Kämpfen 1854 die Braut heim. Nun wurden gemeinsame Concertausflüge unternommen, bis sie in Weimar, damals durch Liszt's Gegenwart dem Eldorado jedes Künstlers, ein neues Heim fanden. Später begaben sie sich wieder auf Kunstreisen, doch die schwankende Gesundheit der Frau bestimmte ihn 1862, sich in Aachen niederzulassen. Er gehörte zu den wenigen Glücklichen unter den Künstlern, deren Kunst nicht zuerst nach Brod zu gehen braucht. Sein Haus ward bald der Mittelpunkt aller echten Kunstbestrebungen und stets bereit, seine eigene Person einzusetzen, gewann er einen bedeutenden Einfluß auf die Pflege der Kunst. Als aber am 10. November 1867 seine Frau starb, zog er sich von allem Verkehr zurück und lebte in der kurzen Spanne Zeit, die ihm noch gewährt war, nur der Composition und einigen ihm lieb gewordenen Schülern. Am 12. Juni 1871 starb auch er an der Brustwassersucht. Als Componist hat P. nur einige Liederhefte und mehrere Salonstücke veröffentlicht und ist nicht über Opus 20 hinausgekommen. Hierin war er nicht berufen, sich der Welt nützlich zu machen, den Einfluß aber, den er auf seine Umgebung, seine Schüler, auf sein Concertpublicum ausübte, ist sehr hoch anzuschlagen, denn hier wirkte er durch sein eigenes Beispiel veredelnd und fruchtbringend in weite Kreise hinaus und sein Dahinscheiden empfand man in Aachen als einen Verlust für die ganze musikliebende Stadtgemeinde. Sein Testament zeigt uns aber den Künstler noch von der Seite des Menschenfreundes, denn er vermachte sein nicht unbeträchtliches Vermögen dem Allgemeinen deutschen Musikverein, welcher damit den Grund zu einer Beethoven-Stiftung legte.

Rob. Eitner.

Pflugk: August Julius Edmund P., namhafter Philologe und Schulmann, 1803—1839. In Lychen, einem Städtchen in der Ukermark wurde er als der Sohn eines Steuerbeamten am 21. November 1803 geboren, genoß seine Schulbildung in Marienwerder, wohin der Vater versetzt war, und seit 1816 in Danzig und zwar hier zunächst auf der Oberpfarrschule zu St. Marien, seit November 1817 auf dem aus der Vereinigung der Marienschule und des Gymnasium academicum hervorgegangenen neuen städtischen Gymnasium. Auf dieser Anstalt, deren Leitung August Meineke übernommen hatte, erwarb er sich unter dieses trefflichen Mannes Leitung ein für einen Schüler ungewöhnliches Maß von Kenntnissen, vornehmlich aber „jenes lebendige Interesse für das Alterthum, welches später die Freude seines Lebens und das Band war, wodurch auch er seine Schüler unwiderstehlich an sich fesselte". Einen Theil seiner Gymnasialjahre brachte er im Hause des damaligen Oberpräsidenten v. Schoen als Genosse von dessen gleichaltrigem Sohne zu. Zu Michaelis 1821 verließ er die Schule und begab sich nach Berlin, um dort Philologie zu studiren; es gelang ihm bald, zu Böckh und Ideler in ein näheres Verhältniß zu kommen, welches für seine wissenschaftliche Entwicklung von wesentlicher Bedeutung wurde (s. Boeckh's Bemerkung über ihn in der Praef. zum Corp. Inscr. p. 10). Nach

[z]reijährigem Studium kehrte er Michaelis 1824 nach Danzig zurück und trat [s]ogleich als Hilfslehrer am Gymnasium ein; bereits Ostern 1825 wurde er als [o]rdentlicher Lehrer angestellt und mit dem geschichtlichen Unterrichte auf der [o]bersten Stufe betraut, 1826 wurde er Professor, seit 1833 nur mit philo[l]ogischem Unterrichte in den Oberclassen beschäftigt. „Wenn es die höchste [A]ufgabe des Lehrers ist, nicht das einzelne Wissen, sondern das Interesse an der [W]issenschaft, nicht den einzelnen Erfolg, sondern die Tüchtigkeit des ganzen [S]trebens in dem Schüler zu befördern, und das nicht durch äußere Mittel, [so]ndern durch die Mittheilung seiner eigenen Begeisterung für die Sache, so hat [e]r diese Aufgabe in ihrem ganzen Umfange gelöst“ (Marquardt). Leider wurde [se]ine so ausgezeichnete Wirksamkeit bald durch ein körperliches Leiden beeinträch[t]igt, welches — durch übermäßiges Arbeiten und Nachtwachen hervorgerufen [u]nd fortdauernd genährt — ihn immer häufiger und auf längere Zeit, nament[l]ich 1831 und 1832, seinem Berufe entzog; eine Badereise nach Teplitz 1834 [h]alf wenig, doch schien sein Zustand sich später etwas zu bessern. Einer plötz[l]ichen Unterleibskrankheit erlag er am 15. December 1839. Seine Schüler [h]aben ihm ein Denkmal auf dem Grabe errichtet. — Die früheren Arbeiten [P]flugk's waren im Wesentlichen auf alte Geschichte gerichtet: „De Theopompi [C]hii vita et scriptis“ 1827 („elegans libellus“ Böckh a. a. O.) und „Rerum [E]uboicarum specimen“ 1829, bis eine Aufforderung, in der Gothaischen Biblio[t]heca Graeca den Euripides herauszugeben, ihn von seinen historischen Unter[s]uchungen abzog und ihn ausschließlich sprachlichen und kritischen Studien, für [d]ie er besondere Begabung besaß, zuführte. Von 1830 an erschienen 6 Stücke [i]n seiner Bearbeitung; das siebente, der Hercules furens, erst nach seinem Tode [1]841; außerdem eine große Reihe kleinerer Arbeiten über Sophokles, Plutarch, [D]io Chrysostomus, Arrian, Dionys von Halicarnaß, Dio Cassius und besonders [a]uch zu Tacitus, theils in Schulprogrammen, theils in gelehrten Zeitschriften. [S]ein werthvoller ungedruckter litterarischer Nachlaß befindet sich in der Bibliothek [d]es Danziger Gymnasiums; seine Emendationen zu Dio Cassius und zu Plutarch's [M]oralia hat Marquardt 1846 und 1848 veröffentlicht.

Programm des Gymnasiums zu Danzig 1840, S. 5 ff. — Marquardt, A. E. Pflugk und sein litterarischer Nachlaß, in der „Gymnasial-Zeitung“, Beiblatt zur Zeitschrift für Alterthumswissenschaft, 1841, Nr. 34, S. 276 bis 280, wo sich auch ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften befindet. — Hirsch, Gesch. des Danziger Gymnasiums seit 1814, S. 41—43 (in der Jubiläumsschrift der Anstalt von 1858).

R. Hoche.

Pfnor: Johann Wilhelm Gottlieb P., Mechaniker, geboren als [S]ohn eines hessischen Beamten zu Darmstadt am 19. December 1792, † daselbst [a]m 9. Juni 1869. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog [er] 1810 die Universität Gießen, wo er sich dem Studium der Cameralwissen[sch]aften widmete. Im J. 1813 wurde er Accessist und bald darauf Secretär [un]d Protocollist bei der Hofkammer der Provinz Starkenburg, dann bei der [O]berfinanzkammer und schließlich bei der Oberforst- und Domänendirection zu [D]armstadt. Tüchtige mathematische Kenntnisse und mechanische Geschicklichkeit [fü]hrten ihn früh zu technischen Arbeiten, bei deren Wahl oft rein äußerliche [U]mstände bestimmend waren. So brachte ihn ein Zufall auf die Holzschneide[k]unst. Er erlangte darin nicht nur bedeutende Fertigkeit, sondern erfand auch [di]e für Vervielfältigung von Holzschnitten so wichtige Clichirmaschine. Dabei [ha]tte er sich durch das Einathmen von Antimondämpfen eine Krankheit zuge[zo]gen. Dieser Unfall veranlaßte ihn zur Erfindung des Schriftgießerofens, [de]r den Arbeiter vor den gefährlichen Wirkungen des Metalldunstes schützt. Seit

1825 betrieb er gemeinsam mit Bairhoffer in Frankfurt zur Vervielf
seiner Holzschnitte in Clichemanier eine Polytypengießerei und erfand
Thätigkeit in diesem Fach ein neues vereinfachtes Stereotypverfahr
Letterngießmaschine, eine Schriftstempelschneidmaschine und ein neues ver
Verfahren für Buntdruck. Neben diesen Leistungen auf dem Gebiete de
graphie und Xylographie wandte sich sein erfindungsreicher Geist noch
Feldern zu. Er erfand eine künstliche Hand als Ersatz der menschlichen
auch ein künstliches Bein. Die Einführung des Jacquard'schen Webstu
Hessen führte ihn auf eine wichtige Verbesserung desselben, durch welche
lich wurde, ohne Hilfe der Jacquard'schen Karten nach jedem beliebigen
zu weben. Weiter erfand er einen verbesserten Stubenofen (sogen.
Ofen), eine Maschine zur Herstellung progressiver Züge in Flintenläufen
Numerirzählapparat zur Verhütung von Unterschleif bei der Papiergeldb
einen künstlichen Blutigel und eine Methode zum Stimmen der Glocken
schiedene dieser Erfindungen waren geeignet, bei geschickter Ausbeutun
Urheber zum reichen Manne zu machen. P. trug keinen Gewinn davo
größten Hoffnungen hatte er auf Verwerthung seiner Verbesserung des Ja
schen Webstuhles gesetzt. Er begab sich selbst nach Paris, um seine E
zu verkaufen, hatte aber keinen Erfolg. Es fehlte ihm, wie vielen bed
Menschen, die kaufmännische Betriebsamkeit, die Fähigkeit, den Moment
nutzen. Vieles hat auch die Zeit, in der er lebte, an ihm verschuld
blieb er bis zu seinem Tode ein kleiner Beamter in bescheidenen Verhä
Aber er besaß eine glückliche Natur; der Mangel an pecuniären Erfolg
mochte nicht ihn zu verbittern.

Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogth. Hessen II,
Nekrolog von Ferd. Dieffenbach in der Darmstädter Zeitung 1869,
S. 756, wiederholt in F. Dieffenbach, Das Großherzogthum Hessen,
2. Aufl. S. 652. Arthur

Pfochen: Sebastian P., Theologe und Philologe des 17. Jahrh
wurde bald nach 1600 zu Friedberg in der Wetterau geboren, erhielt
seine Schulbildung und eignete sich schon sehr jung die Elemente der he
Sprache durch den Umgang mit Friedberger Juden an. Anscheinen
seinen Landsmann, den Philologen Georg Pasor aus Ellar in Nassau
machte er seine Studien unter dessen besonderer Leitung in Franeker,
Professor der griechischen Sprache war, und lebte später in Amsterdam.
über sein Leben ist nicht bekannt. Im J. 1629 gab er eine von gr
lesenheit in der griechischen Litteratur zeugende Schrift heraus: „Dia
linguae graecae N. Testamenti puritate, ubi quam plurimis, qui vulgo
Hebraismis larva detrahitur", in welcher er durch Heranziehung eine
Menge von Stellen aus den verschiedensten griechischen Dichtern und P
die Classicität der Sprache des N. Testamentes, auch der bedenklichsten
nachzuweisen suchte. Das Buch fand in der theologischen Welt viel
bereits 1633 erschien eine neue verbesserte Auflage. Der bekannte
Theologe Thomas Granacker ließ 1648 in London eine umfangreiche Ge
„de novi instrumenti stylo" gegen P. erscheinen, welche aber, wenig
Deutschland und Holland, nur geringe Wirkung hervorbrachte und n
hinderte, daß Pfochen's Buch noch in einer Quartausgabe in Frankfurt
1691 wieder aufgelegt werde.

Vorrede Pfochen's zur „Diatribe"; einzelne Stellen in Gr
Schrift. — Kurze Notiz bei Jöcher, Gel.-Lex. III, Sp. 1500, und R
mund VI, Sp. 31. R. H

Pfordten: Ludwig Karl Heinrich Freiherr v. d. P., gelehrter Jurist und Staatsmann, wurde geboren am 11. September 1811 in Ried, der Hauptstadt des damals bairischen Innkreises. Er war der älteste von sechs Söhnen des im J. 1828 verstorbenen bairischen Landrichters Heinrich Ludwig v. d. P. Seine Mutter war eine geborene Eder († 7. Juni 1856). Den ersten Unterricht erhielt er in Burgebrach in Oberfranken, wohin der Vater versetzt worden, nachdem das Innviertel 1816 wieder an Oesterreich gefallen war. Vom freisinnigen Dekan Clarus im nahen Bamberg weiter erzogen, studirte er, nach dem Besuche des Gymnasiums in Nürnberg, 1827—1830 in Erlangen die Rechte. Sodann siedelte er nach Heidelberg über, wo er, von Thibaut und Mittermaier zur Ergreifung des akademischen Lehrfachs aufgefordert, mit der in allen juristischen Kreisen wohlbekannten Dissertation „De praelegatis" (Erlangen 1832) promovirte. Im Begriff sich in München als Privatdocent niederzulassen, zog er ihm die angebotene Stellung eines Referenten in der Ministerialcommission zur Berathung der materiellen Interessen des Landes vor, gab sie aber als nicht einträglich genug schon im Herbst 1833 wieder auf und ließ sich, dem Lieblingswunsche folgend, in Würzburg als Privatdocent für römisches Recht nieder, nachdem er die Erlaubniß hierzu für München nicht hatte erlangen können. In Würzburg machte er sich durch Aufsätze in juristischen Zeitschriften in der gelehrten Welt weiter bekannt und wurde, dank seiner rasch bewährten ausgezeichneten Lehrgabe, bereits im December 1834 zum außerordentlichen Professor für römisches Recht und bairisches Civilrecht, 1836 zum ordentlichen Professor ernannt. 1837 wurde er Mitglied des akademischen Senats, 1839 war er Dekan, 1840 ward er Mitglied des Verwaltungsraths der Universität. Sein Ansehn als juristischer Schriftsteller stieg besonders durch seine „Abhandlungen aus dem Pandektenrecht" (Erl. 1840). Als Lehrer zeichnete er sich durch anregenden Vortrag, freundliches Wesen, in kirchlichen Dingen — er gehörte der evangelischen Kirche an — durch eine freisinnige Richtung aus. Wegen dieser wurde er 1841 vom Ministerium Abel der Wirksamkeit, in welcher er seine ganze Befriedigung fand, plötzlich entzogen und als Appellationsgerichtsrath nach Aschaffenburg versetzt. Der ersteren ward er jedoch schon 1843 wieder zurückgegeben, indem er auf Empfehlung des nach Berlin berufenen Puchta, als dessen Nachfolger auf den Lehrstuhl für römisches Recht nach Leipzig berufen wurde. Bei den am 12. August 1845 hier stattgehabten Unruhen als Rector der Universität zu strengen Maßregeln gegen die Studirenden mitberufen, verstand er doch, sich deren Vertrauen und den Ruf liberaler Gesinnung zu erhalten. Er wurde Mitarbeiter der 1847 von Gervinus gegründeten „Deutschen Zeitung" und neben den Führern der Kammeropposition, trotz seines Hofrathstitels, eins der hervorragendsten Mitglieder der liberalen Partei Sachsens. Die Petition der Universität, durch welche die im März 1848 gestellten Forderungen der Stadt Leipzig so kräftig unterstützt wurden, war vom Universitätsrector P. verfaßt. Es waren darin Reformen der Verwaltung, der Presse, Rechtspflege sowie Regeneration des deutschen Bundes gefordert. Noch im März 1848 wurde er für mehrere Stellungen in Aussicht genommen. Während Leipzig ihn zum Bürgermeister, die Universität ihn zu ihrem Vertreter in den Landtag wünschte, wurde er am 13. März vom König Friedrich August II. von Sachsen zum Minister des Innern und vorläufig auch des Aeußern im liberalen Ministerium Braun ernannt. Nach Oberländers Eintritt in dasselbe übernahm P. statt des Aeußern noch das Ministerium des Cultus und Unterrichts. Zur Bezeichnung von Pfordten's damaliger Richtung dient, daß dieses Ministerium seine erste Sorge sein ließ, die in seinem Programm verheißene Vereidigung des Militärs auf die Verfassung durchzuführen. Vergeblich erwarteten die gemäßigteren Elemente

Sachsens, daß P., die bedeutendste Persönlichkeit des Ministeriums, in demselben den weitgehenden Forderungen der Radicalen bezüglich der inneren Verhältnisse entgegentrete. Freilich stand er mit dem Minister Georgi dem demokratisch gesinnten Collegen Oberländer gegenüber; aber er zeigte sich von der Befürchtung erfüllt, im Sinne der radicaler werdenden Oberströmung den Ruf der Freisinnigkeit einzubüßen. So gab er im April 1848 dem Verlangen der demokratischen Presse nach Bildung einer Communalgarde in jeder Gemeinde als Vorbereitung einer allgemeinen Volksbewaffnung nach und in der deutschen Frage protestirte er im Juni 1848 gegen die in der Nationalversammlung aufgetauchte Forderung, daß die deutsche Verfassung den Landtagen der Einzelstaaten zur Beschlußfassung vorgelegt werden müsse. Noch in seiner Betheiligung an der kirchlichen Todtenfeier für Robert Blum in Dresden (19. Nov.) glaubte man sich berechtigt, ein Zeichen seiner fortdauernd freieren Richtung zu erblicken. Der Zwiespalt, in welchen das Märzministerium, nachdem ihm im übrigen die Vereinbarung zeitgemäßer Gesetze mit dem Landtage gelungen war, im Januar und Februar 1849 mit der neuen demokratisch gesinnten 2. Kammer gerieth, wurde besonders durch Pfordten's föderalistischen Standpunkt verschärft, wegen dessen er schon im Mai 1848 von den Mittelstaaten als Mitglied des damals am Bundestage beantragten Triumvirats in Aussicht genommen war. Den heftigsten Kämpfen in der 2. Kammer ausgesetzt, bekämpfte er hier mit großer Ruhe und Geduld, das Verlangen nach Uebertragung der völkerrechtlichen Vertretung in die Hände der Reichsgewalt und nach Verkündigung der „Grundrechte". In dem neuen Kampfe jedoch, welcher nach Ablehnung des Entlassungsgesuchs des Ministeriums (26. Januar 1849) mit der 2. Kammer begann, erwies sich P. unentschieden. Zur Rettung Blums hatte P. Energie entwickelt; aber gegenüber der Erregung der 2. Kammer wagte er weder den Gesandten von Könneritz in Wien gegen den Vorwurf, das zu diesem Zweck Nöthige unterlassen zu haben, in Schutz zu nehmen, noch auch dem Verlangen nach dessen Abberufung Folge zu geben. Der föderalistische Standpunkt Pfordten's begann allmählich ihn vom Liberalismus loszulösen. Sein kühnes Eintreten für diesen Gesichtspunkt hatte den Blick des Königs Max II. von Baiern auf ihn gelenkt. Denn nach dem Scheitern des Werks der Nationalversammlung war dieser König auf eine Fortsetzung der Versuche zu einer deutschen Reform, jedoch ohne Preußens Berufung an die Spitze und womöglich unter Schaffung einer selbständigeren Stellung Baierns im Bunde bedacht. Vielleicht ließ sich in dieser Beziehung von einem geborenen Baier etwas erwarten, welcher, noch im Rufe des Freisinns, jene Richtung mehr als ein anderer Staatsmann jener Zeit vertrat. Dem Könige seit 1840 persönlich bekannt, folgte P. schon bald nachdem er mit den übrigen sächsischen Ministern (25. Februar 1849) zurückgetreten war, einer Einladung desselben nach Nymphenburg zu vertraulichen Berathungen. Nachdem auf Pfordten's Rath am 10. April die Vertagung des bairischen Landtags bis zum 15. Mai verlängert war, wurde er an Stelle des Grafen Bray am 19. April zum Minister des königl. Hauses, des Aeußern und des Handels ernannt; thatsächlich war er jedoch Leiter des ganzen Ministeriums, wenn auch die Präsidentschaft desselben, deren Herstellung von ihm zur Bedingung des Eintritts gemacht war, aus formellen Gründen ihm erst am 22. December 1849 übertragen werden konnte. Als Protestant und Liberaler der ultramontanen Hofpartei nicht genehm, ließ sich diese ihn doch gefallen, weil sie in ihm die geeignete Persönlichkeit erkannte, um Preußen entgegen zu treten. P. war in der That zu dieser Aufgabe wie geschaffen. Die Vorliebe für sein Heimathland und der Wunsch, dessen Stellung in Deutschland mehr gehoben zu sehen, bestärkten seine Vorstellung, daß das schwierige Problem der Einheit Deutschlands in möglichster Vertheilung

der Macht an die deutschen Volksstämme zu finden und deshalb das Streben nach Beschränkung der Souverainität der Bundesstaaten, sowie das Uebergewicht eines derselben zu bekämpfen sei. Der Abneigung weiter Kreise Süddeutschlands gegen Preußen sich bewußt, gedachte er den Gegensatz zwischen dieser Macht und Oesterreich zu benutzen um Baiern an die Spitze des übrigen Deutschland zu stellen und ihm so eine entscheidende Rolle zuzutheilen oder ihm wenigstens die Führerschaft von Südwestdeutschland zu verschaffen. In dieser Politik hat P. das Möglichste geleistet und war insofern der angesehenste Vertreter des deutschen Particularismus. Die von ihm erfundene Triasidee hat er unverdrossen zu verschiedenen Zeiten praktisch geltend zu machen gesucht, bis er sie nach Erlangung seines größten Erfolgs für immer begraben sehen mußte. Sein erster Schritt in dieser Richtung war die gegen das Werk der deutschen Nationalversammlung gerichtete Note vom 23. April, in welcher Baierns tausendjährige Geschichte, seine Größe, seine eigenthümlichen Zustände hervorgehoben waren. Er konnte sich hierbei auf die Kammern stützen, welche sich noch kurz zuvor gegen Trennung von Oesterreich und gegen Gründung eines Erbkaiserthums ausgesprochen hatten. Bezüglich des die Fortführung der Reformfrage betreffenden Aufrufes des Königs von Preußen vom 15. Mai, suchte P. zunächst eine Stütze in Wien; hier wollte man jedoch von seinen Vorschlägen im Sinne einer Trias nichts wissen. Dagegen gelang es ihm, in das Dreikönigsbündniß von vornherein den Keim des Verfalls zu legen. Nicht nur daß er Baiern fern hielt, sondern er bewirkte auch, daß Sachsen und Hannover ihr Verbleiben beim Bündnisse von Baierns Eintritt abhängig machten. In gehobener Stimmung hielt er daher am 4. Juni 1849 in der zweiten Kammer eine Rede gegen dieses Bündniß und gegen das Uebergewicht des Nordens über den Süden. Dieser Ausspruch in Verbindung mit seiner programmartigen Erklärung, daß Baiern vorzugsweise die Aufgabe habe, als dritter Staat Deutschlands zwischen den ersten beiden zu vermitteln, blieb nicht ohne bestechenden Eindruck im Lande. Daher wagte er auch, die Auflösung der zweiten Kammer am 10. Juni damit zu begründen, daß sie in ihrem Beschluße über die unbedingte Geltung der Reichsverfassung und der Grundrechte die Selbständigkeit Baierns den Beschlüssen der Nationalversammlung untergeordnet habe. Die Verhandlungen, welche P. um Mitte Juni 1849 in Berlin über eine neue provisorische Centralgewalt und Baierns Anschluß an die preußischen Reformbestrebungen pflog, ergaben zwar einen grundsätzlichen Gegensatz, sollten jedoch auch nach Pfordten's Abreise (4. Juli) fortgesetzt werden. Als aber kurz darauf Oesterreich durch Niederwerfung Ungarns freiere Hand erhielt, trat P. mittelst Note vom 12. Juli offen als Gegner Preußens auf, dem er den Bruch des Vertrags von 1815 vorwarf. In einer Note Schleinitz's vom 30. Juli wurde diese Beschuldigung und Baierns Angebot einer Vermittlung zwischen Preußen und Oesterreich in herben Ausdrücken zurückgewiesen. Eine nochmalige und entgegenkommende Aufforderung Preußens, dem Maibündnisse beizutreten, wies P. am 8. September unter Berufung auf Baierns Selbständigkeit zurück. Im Bestreben, diese auch Oesterreich gegenüber an den Tag zu legen, verzögerte er die Zustimmung zu dem in Folge davon ohne Baiern am 30. September geschlossenen Interim. Begreiflich wirkte es sehr ermuthigend auf P., als im Herbst 1849 die Haltung der Kammern zeigte, daß seine Politik weit entschiedener als früher auf die Unterstützung des Landes rechnen könne, und mit Selbstbewußtsein erklärte er am 7. November in der zweiten Kammer: „Das Ziel der baierischen Politik darf ganz allein die Ausbildung der baierischen Souverainität sein.“ Am 28. November 1849 wurde ihm das Großkreuz des Verdienstordens der baierischen Krone verliehen. Um Angesichts des Zerfalls

der Union dem in Baiern laut gewordenen Bedenken zu begegnen, daß in der deutschen Sache nichts zu Stande kommen werde, regte er den unter dem Namen des Vierkönigsentwurfs vom 27. Februar 1850 bekannten Plan an. Nach dessen Scheitern unterstützte er aufs lebhafteste Oesterreichs Bestreben, die Initiative in der deutschen Frage Preußens Händen zu entwinden. Er wohnte am 11. October der gegen Preußen gerichteten Monarchen-Zusammenkunft in Bregenz bei, förderte alle Schritte Oesterreichs zur Wiederbelebung des Bundestags und ließ bei dem als Probe für dessen Lebensfähigkeit dienenden Einrücken in Kurhessen bairische Truppen sich betheiligen. Seine Bemühungen auf den Dresdener Conferenzen wegen Aenderung der Bundesverfassung im Sinne der Triasidee waren erfolglos. Ebenso mißlang sein Versuch, bei den Zollvereinsverhandlungen von 1852 durch Aufnahme Oesterreichs in den Zollverein die handelspolitische Führerschaft Preußens zu beseitigen und bei dem dadurch entstehenden Dualismus den Mittelstaaten ein größeres Gewicht zu verleihen. Einen weiteren Anlaß hierzu ergriff er, als es während des orientalischen Kriegs im März 1854 für Oesterreich vorübergehend gelegen war, den deutschen Bund an seine Seite zu ziehen; doch hatte er hierbei keinen Erfolg, da die von den Mittelstaaten am 25. Juni 1854 in Bamberg aufgestellten weitgehenden Forderungen auf Friedrich Wilhelm IV. Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich in Teschen zurückgewiesen wurden; die Kammern freilich bewilligten P., nach Stellung der Vertrauensfrage, den Credit für Kriegsrüstungen, und König Max erhob ihn am 11. August 1854 „unter Erneuerung und Bestätigung des von seinen Voreltern inne gehabten alten Geschlechtsadels, zum Merkmale seines Wohlwollens und in Anerkennung seiner Verdienste für sich und seine ehelichen Nachkommen in den erblichen Freiherrnstand“. Vergeblich suchte er im October 1854 in Berlin eine Verständigung aller deutschen Staaten in der Orientfrage zu erzielen und erfolglos waren auch im October 1855 seine Bemühungen, im wittelsbach'schen Interesse Napoleon III. für die Angelegenheiten Griechenlands günstig zu stimmen. Auf der Rückreise vor Paris gab er bei Bismarck in Frankfurt a./M. dem Unwillen über die geringe Beachtung, welche Baiern als Großmacht gefunden, durch Anklagen gegen den Bund Ausdruck und zeigte sich von Baierns Bedeutung doch noch so sehr erfüllt, daß er seiner Voraussagung vom Untergange des deutschen Bundes hinzufügte: „Mögen dann diejenigen, welche auf eigenen Füßen nicht stehen können, sehen wo sie bleiben; Baiern wird sich schon durchhelfen.“ Diesem Unwillen ließ er auch am Bundestage bezüglich der Behandlung des Pariser Friedensvertrags von 1856 Ausdruck geben, nachdem dieser an Baiern nicht zuvor mitgetheilt war. Auch in der neuenburger Frage bewirkte P., nach Bismarcks Bericht vom 31. October 1856, am Bunde eine mißliche Verzögerung durch die Hartnäckigkeit des Verlangens, daß der Bund die Freigebung der Gefangenen fordern solle. Im Innern folgte P. ganz dem Zuge der Reactionszeit. 1855 gerieth er mit der zweiten Kammer, in welcher er Nürnberg vertrat, in Streit über Verfassungsfragen und über das infolge seiner äußeren Politik gestiegene Budget. Auf die Streitigkeiten mit den Kammern von 1858 folgte am 19. März 1859 die Adresse der zweiten Kammer an den König mit der Beschuldigung gegen P., in Bezug auf die schleswig-holstein'sche Frage ein Werkzeug der russischen Politik zu sein und im Streite Oesterreichs mit Frankreich auf des letztern Seite zu stehen. In seiner Rechtfertigung wies P. zwar nach, daß er die dänische Politik in den Herzogthümern stets bekämpft, Baierns Beitritt zum Londoner Tractat von 1852 verhindert und Preußen zum Einstehen für Oesterreichs Interessen in Italien aufgefordert habe; dies genügte jedoch der zweiten Kammer nicht. Die Mittelstaaten wollten

gegen Preußen mißtrauisch gewordene liberale Partei in Deutschland
rfeinden. König Max erklärte, er wolle Frieden haben mit seinem
nd so trat P. am 26. März 1859 zurück. Am 1. Mai zum Gesandten
destage ernannt, fuhr er hier unter seinem Nachfolger v. Schrenck fort,
e seiner bisherigen deutschen Politik zu wirken. 1861—63 wohnte er
ferenzen bei, auf welchen die leitenden Minister von Baiern, Würtem-
Sachsen gegenüber Preußen in verschiedenen Bundesreformfragen Stellung
und im Bundestage entfaltete er 1863 eine rege Thätigkeit als Referent,
ich über den Darmstädt'schen Antrag bezüglich des Nationalvereins und
schleswig-holsteinsche Sache. Vgl. Pfordten's „Votum über die Erbfolge
swig-Holstein" (Braunschweig 1864). Auf dem Fürstentage in Frank-
d er dem König Max im Studium der Fragen des Bundesrechts bei
hier zur Wahrung des letztern gegenüber österreichischen Projecten ent-
auf. Auch betheiligte er sich im Februar 1864 an den Conferenzen in
rg, auf welchen die Mittelstaaten ohnmächtige Beschlüsse für das alleinige
s Bundes in der Frage der Herzogthümer faßten. Durch das gemein-
rgehen der deutschen Großmächte in dieser Sache erlitt die durch P.
e Politik der Mittelstaaten vollends die größte Niederlage. Dennoch
es ihm, nachdem er am 4. December 1864 vom König Ludwig II.
n an die Spitze des Ministeriums gestellt war, eine gewisse formelle
g der Mittelstaaten zu Stande zu bringen, sodaß sie die Abstimmungen
destage beherrschten. Dies scheint ihn ermuthigt zu haben, auch beim
hen des Zerwürfnisses zwischen Preußen und Oesterreich eine besondere
r Baiern aufzubewahren. Aus lebhaftem Mißtrauen gegen Oesterreichs
für Deutschland und Baiern lehnte er im Mai 1865 von Beust's
g ab, gemeinsam in Wien anzurathen, mit einem populären Plane zur
Reform Preußen zuvorzukommen; vielmehr hielt er, nach v. Könneritz'
vom 12. Juni 1865, die Herstellung eines bestimmten Verhältnisses
ig-Holsteins zu Preußen für billig und unbedenklich. Die Unterredung,
. am 23. Juli 1865 mit Bismarck in Salzburg über die Frage der
tät der deutschen Bundesstaaten in einem bevorstehenden preußisch-öster-
n Kriege hatte, faßte er als Einladung zu einer Vermittlung auf, was
als Täuschung erwies. Aus den vom sächsischen Minister v. Friesen
lichten Berichten des sächsischen Gesandten in Wien geht hervor, daß
im März 1866 der Meinung war, Oesterreich sei politisch, militärisch
nziell nicht in der Lage, einen solchen Krieg zu führen, sondern es treffe
bereitungen dazu nur, um die Mittelstaaten vorzuschieben, sie im letzten
icke „sitzen zu lassen" und sich auf deren Kosten mit Preußen zu ver-
n. Die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen hielt er „immer
r das Beste" und meinte, Frankreich hetze in Berlin zum Kriege, um
ie baierische Pfalz zu erwerben. Trotz dieses Standpunkts erklärte er
rz 1866, Baiern werde sich zur Erfüllung seiner Bundespflichten am
n der Seite Oesterreichs betheiligen müssen. Ueber dessen Armee äußerte
schon wieder in einer Note vom 4. April nach Dresden, dieselbe könne
ie preußische nichts ausrichten. P. entschloß sich nun zu einem Ver-
gsvorschlag, wonach der Bund in drei große Gruppen getheilt werden
en eine aus Süddeutschland unter baierischer Oberleitung und mit dem
on Baiern als Bundesfeldherrn stehen solle. Bevor er jedoch mit diesem
ge auftrat, wurde derselbe schon infolge des von Preußen am Bunde ge-
Reformvorschlags unterdrückt. Aber noch auf der Bamberger Conferenz
. und 14. Mai 1866 hielt P. an der Vermittlungsidee fest und am
i rieth er nochmals in Wien zur Verständigung. Daß der westmächt-

liche Vorschlag, diese durch einen europäischen Congreß zu versuchen, für welchen man in Frankfurt P. bereits als Vertreter des Bundes ins Auge gefaßt hatte, von Oesterreich abgelehnt wurde, erbitterte P. so sehr, daß er es am 7. Juni für wieder fraglich bezeichnete, ob Baiern sich in einen Krieg zu Gunsten Oesterreichs einlassen dürfe. Infolge dieses Mangels an Festigkeit, über welche sich Graf Beust in seinem hinterlassenen Werke (I. S. 425) näher ausgelassen hat, ist ihm, z. B. in der Schrift „Freiherrn v. d. Pfordten's Wirken und Wirkungen“ vorgeworfen, nicht zeitig und genügend für den Krieg gesorgt zu haben. Bevor der Bundestag auf Baierns Antrag am 14. Juni die Mobilisirung gegen Preußen beschloß, hoffte Sachsen, und nachher hoffte Oesterreich vergeblich auf militärische Hülfe Baierns. Dieses, erklärte P., könne Sachsen direct gar nichts, indirect nur durch Aufstellung eines Corps bei Coburg nützen. Eine Folge davon war der Abzug der Sachsen nach Böhmen. Der sodann von baierischen Militärs in Wien verabredete Plan einer Vereinigung des baierischen Heeres mit dem österreichischen in Böhmen wurde von P. wieder umgeworfen. Wenn Oesterreich sich Preußen gegenüber für zu schwach halte, so sei, meinte P., gerade dies ein Grund, sich ihm nicht anzuschließen; Baiern werde sich Oesterreich nicht unterordnen, welches immer glaube, über Baiern wie über eine Provinz verfügen zu können. Auch das durch Baron v. Hoffmann gestellte Verlangen, die Hälfte der baierischen Truppen nach Böhmen zu schicken, wurde von P. mit dem Bemerken abgelehnt, daß dann die andere Hälfte von den Preußen würde gefangen werden. (N. Freie Presse Nr. 7604 vom 29. October 1885; Fr. Schütz: „Aus dem Leben des Baron v. Hoffmann. Nach Aufzeichnungen desselben.“) Vielmehr hielt es P. für angemessen, aus dem bevorstehenden Zusammenbruche in erster Linie für Baiern besondere Vortheile zu erhaschen: Der Umstand, daß P. dicht vor der Entscheidung in der deutschen Sache einen selbständigen süddeutschen Bund unter Leitung Baierns, mit eigenem Zollverein und einer Bundesarmee unter baierischem Oberbefehl nochmals erstrebte, erweckte im übrigen Süddeutschland Mißtrauen und trug zur Schwächung der Gegner Preußens bei. Nach dessen Siege warf P., wie v. Friesen berichtet, alle Schuld am Kriege auf v. Beust, der seine auf militärische Gutachten gestützten Abmachungen nicht beachtet habe. P. erschien noch vor Abschluß der Präliminarien mit Oesterreich in Nikolsburg, um die Betheiligung der süddeutschen Staaten am Waffenstillstand zu erwirken, wurde aber abgewiesen und am 2. August zum Abschluß für Baiern zugelassen. Ueber eine abenteuerliche Art, wie P. in Hohenschwangau die Zustimmung des Königs zur Einstellung der Feindseligkeiten erlangt habe, hat V. Erlanger in dem Neuen Wiener Tageblatt berichtet. Vergl. Frankf. Ztg. 176 vom 25. Juni 1886. Nachdem P. den Friedens- und den geheimen Bündnißvertrag unterzeichnet, suchte er am 25. August in der zweiten Kammer nachzuweisen, daß ihm gelungen sei, verhältnißmäßig günstige Bedingungen zu erhalten. Den zu Nikolsburg vorgesehenen süddeutschen Bund erklärte er für ein von Frankreich aufgenöthigtes Project, für welches in Süddeutschland wenig Neigung herrsche. Am 29. December 1866 trat P. aus dem Amt und ins Privatleben zurück. In der bald darauf erschienenen Schrift über sein Wirken wurde ihm eine Charakterlosigkeit schuld gegeben, deren Züge in der wankelmüthigen Auffassung von Rechtstheorien, in eilfertigem Haschen nach Popularität, in Unschlüssigkeit in entscheidenden Augenblicken und in plötzlichem reuevollen Erschrecken vor seinen eigenen Machwerken beständen. Bluntschli ertheilte über ihn: „er ist cholerisch-sanguinisch; er spielt den Staatsmann und läßt sich immer von den Wallungen und Stößen seiner Leidenschaft leiten, ohne die objectiven Verhältnisse zu erwägen.“ In die Oeffentlichkeit trat P. nur noch durch Herausgabe seiner „Studien zu Kaiser Ludwigs oberbaierischem Stadt-

und Landrecht" (München 1875). Er starb in peinlicher Vereinsamung in München am 18. August 1880. Auf seinen Wunsch sprach Dekan Buchrucker am 21. August in der Leichenrede nicht von seiner öffentlichen Thätigkeit. Die Nekrologe in der Presse waren einstimmig in der Verurtheilung seines Abfalls vom Liberalismus, seiner Haltung in der deutschen Frage und seines Mangels an Festigkeit in entscheidenden Augenblicken. Die Wiener „Neue Freie Presse" (5739 u. 40) hob besonders das verdiente tragische Geschick hervor, daß P. das klägliche Zerstieben des Ziels seines ganzen Strebens erlebt habe. — P. war seit 1844 vermählt mit Adelgunde Marx (geb. 1823), Tochter eines Bankiers in Leipzig, mit welcher er drei Söhne und eine Tochter hatte, und welche am 22. Juli 1873 auf dem Bahnhof in Weesen in der Schweiz tödtlich verunglückte.

Grenzboten 1849, 1 Sem., Bd. 1, S. 201 („D. Min. v. d. Pf."); — Stegers Ergänz.-Bl. Bd. 4 (Lpz. 1849); — Gegenwart, Bd. 5 (Lpz. 1850). S. 614; — Preuß. Wochenbl. 1856, Nr. 21 („D. Min. v. d. Pf. u. d. 2. baier. Kammer"); 1859, Nr. 50—52; 1860, Nr. 42, 45, 46; — Hamb. Nachr. 1860, Nr. 77; — Nürnb. Corresp. v. Anf. April 1860 („D. Panzer d. Hrn. v. d. P."); — Preuß. Jahrb. 1859 Bd. 1, 1865 Bd. 2; — Baier. Wochenschr. 1862 Bd. 2, S. 567; — v. d. Pf.'s Wirken (Frauenfeld 1867); — Biedermann, Beitr. z. Gesch. d. Frankf. Parl. u. Histor. Taschenb. f. 1877 S. 137; — Revue des Deux mondes 1878, S. 131; — v. Friesen, Erinn. a. m. Leben (Dresd. 1880); — Meding, Memoir. Bd. 1, S. 157; — v. Jochmus, ges. Schriften, Bd. 3 (Lpz. 1883); — Bluntschli, Denkw. a. m. Leben, Bd. 2 (Nördl. 1884) S. 112; — Biedermann, m. Leben u. e. Stück Zeitgesch. Bd. 1 (Breslau 1886) S. 260, 275—298; — Aus drei Vierteljahrhunderten. Von Fr. Ferd. Graf v. Beust. Bd. 1 (Stuttgart 1887) S. 41, 87, 141, 433, 455. — Ed. Stephani. Ein Beitr. z. Zeitgesch. von Boetticher. (Lpz. 1887) über P. in Sachsen u. auf d. Dresd. Conf.

Wippermann.

Pforr: Antonius v. P., aus einer Breisachischen Patricierfamilie (Mone, Zeitschr. 13, 50. Quellensammlung 3, 256) erscheint 1458 als geistl. Rath Herzog Siegmunds und 1477 als Pfarrherr zu St. Martin in Rottenburg. Er ist der Uebersetzer des „Buches der Beispiele der alten Weisen" (herausg. v. Holland, Stuttg. 1860), wie das Akrostichon zeigt.

Pfeiffer, Germania IX 226, X 145.

Pforr: Johann Georg P., Thiermaler, geboren am 4. Januar 1745 zu Ulfen in Niederhessen, übte sich früh im Zeichnen und setzte dies auch fort, nachdem er Bergmann in dem Bergwerke zu Richelsdorf geworden war. Der hessische Minister v. Waitz wurde auf das Talent des jungen Mannes aufmerksam gemacht und verschaffte ihm eine Stelle als Maler an der Casseler Porzellanmanufactur. Diese Beschäftigung sagte ihm jedoch auf die Dauer nicht zu, weßhalb er sie nach einigen Jahren aufgab, zu seinen Eltern zurückkehrte und dann einen Verwalterposten auf einem großen herrschaftlichen Gute übernahm. Als jedoch im J. 1777 die Casseler Malerakademie errichtet wurde, ging er, bereits 32 Jahre alt, als Schüler dorthin und erhielt bereits bei der ersten Ausstellung im J. 1778 den Preis für ein Oelgemälde, todte Rebhühner vorstellend. Bei der Ausstellung im folgenden Jahre wurde er als Mitglied der Akademie aufgenommen. Er schloß in Cassel Freundschaft mit dem Galerieinspector Johann Heinrich Tischbein jun., dessen Schwester Johanna er auch 1784 heirathete, nachdem er schon 1781 nach Frankfurt a./M. übergesiedelt war. P. entfaltete in der Mainstadt, auch persönlich sehr angesehen, eine reiche und anerkannte Thätigkeit, bis er den 9. Juni 1798 an einem Lungenleiden starb,

zu dem die anstrengenden Arbeiten in seiner Bergmannzeit bereits den
gelegt hatten. Sein Porträt in noch jungen Jahren (Profil) ist uns in
anonymen Umrißstich erhalten; unten steht GEORG PFORR und der S
Seht hier den Künstler stattlich ehrenwehrt, der Anfang die Vollendende g
P. malte mit Vorliebe Pferde, die er aus dem Fundamente kannte; jedoch
andere Thiere; überhaupt bilden die Thiere auch den Hauptgegenstand
Gemälde, welche mit Landschaften geziert sind. Sein Ruhm war seine
so, daß man ihn den deutschen Wouwerman nannte. Heutzutage alle
urtheilt man kühler. P., wie die Künstler seiner Zeit, stak immer noch
Traditionen der Niederländer des 17. Jahrhunderts und des J. H. Roos;
blicken diese hervor, so daß seine Bilder etwas Conventionelles haben; bes
sind seine componirten Sachen davon sehr beeinflußt, während er in
wieder mehr unbeeinflußt sein tüchtiges Naturstudium zeigen konnte. Er
in Oel und Gouache, zeichnete in Sepia und Tusche und radirte versch
Blätter: Eine Folge von 16 Blatt zu Hünersdorf's Anleitung Campagn
abzurichten (1792); die vorzüglichsten Pferderassen, 12 Blatt, wovon P.
bei seinem Tode nur 11 vollendet hatte; Stute bei dem auf dem Rücken
den Esel; Halt eines Reiters im Soldatencostüm des 17. Jahrhunder
einem Landwirthshause (1789); der Pferdemarkt. H. Schütz, J. G. Reinh
H. J. Schulz, P. Speth, Susemihl, Schweyer und A. Bartsch stachen nac
der letzte eine schöne Folge von 6 Blatt: Ungarische, russische, spanisch
nische, englische und arabische Pferde. In Frankfurt (Städelsches In
Darmstadt, Mannheim sind Bilder von P. in den Galerien.

Vgl. über diesen Künstler Gwinner, Kunst und Künstler in Fr
a./M. 1862. Wilh. Schm

Pforr: Franz P., Maler, Sohn des Vorigen, geboren am 7. April
in Frankfurt, erhielt noch von seinem Vater die erste Anleitung zum Ze
kam dann 1801 zu seinem Oheim Tischbein nach Cassel und im Herbste
auf die Wiener Akademie zu Füger. Der etwas später nach Wien kom
Overbeck schloß einen engen Freundschaftsbund mit ihm, und die beiden
Maler, zu deren Kreis noch L. Vogel aus Zürich, J. Wintergerst aus Ellw
J. Sutter aus Linz gehörten, fanden sich nicht von der Richtung Füg
friedigt. Es kam zum Bruche und die Akademie nöthigte sie zum A
Das war die Geburtsstunde der neuen romantischen Malerei. Pforr, O
Hottinger und Vogel wanderten 1810 gemeinsam nach Rom. Leider kon
nur kurze Zeit den Boden der ewigen Kunststadt betreten; schon in Deut
brustleidend, mußte er im Frühjahre 1812 Rom verlassen, um in Albano eine
milchcur zu gebrauchen; jedoch bereits am 16. Juni des gleichen Jahres ra
der Tod weg. Ohne Zweifel hat die romantische Schule an ihm ein hervorra
Talent verloren. Eine Anzahl von Compositionen und Handzeichnunge
der Frankfurter Kunstverein in zwei Heften erscheinen (Frankfurt 1832,
1835; bei Gwinner des Einzelnen beschrieben). Pforr's Oelgemälde,
von Habsburg, der sein Roß dem Priester schenkt, blieb unvollendet; es
sich im Städelschen Museum. In seiner frühesten Zeit hatte er sich a
Radiren versucht. Reber, Geschichte der neuern deutschen Kunst, 2. Aufl.,
S. 263, urtheilt von unserm Künstler: „In seltener Weise ein feinfüh
reiches Gemüth mit Klarheit der Anschauungen verbindend, dabei seine
rischen Ziele möglichst hoch setzend, hatte er die Entwicklung Overbecks m
wesentlich gehoben und den schüchternen Genossen zur Entfaltung und Er
seiner Talente ermuthigt. Sich selbst nicht leicht genügend und alles v
als Vorbereitung und weitere Ausbildung seines künstlerischen Vermög
trachtend, beschränkte er sich fast ganz auf Skizzen und Compositionen. –

eng in seinem stofflichen Horizont, wie sein berühmter Freund, übertraf er
ihn auch an Reichthum seiner Phantasie, wie denn auch die Anregung zur
ruppe Overbeck's „Italia und Germania“ von einer schon 1808 in Wien ent=
andenen Zeichnung Pforr's ausging.“

Wilh. Schmidt.

Pfotenhauer: Ernst Friedrich P., Rechtsgelehrter, geb. am 1. Juni
771 zu Delitzsch bei Leipzig als ältester Sohn von acht Kindern des damaligen
rtigen Landrichters, späteren Amtsinspectors P. in Wermsdorf. Nach tüchtiger
orbildung in Pforta bezog er Michaeli 1789 die Universität Wittenberg, be=
and hier 1792 sein examen pro cand. et praxi, hielt 7. Januar 1793 seine
ste akademische Vorlesung über römische Intestaterbfolge und vertheidigte 1795
ine Doctordissertation „De judiciis, a quibus et ad quae provocare licet in
rris Electori Saxon. subjectis“. Nach kurzer Praxis als Hofgerichts= und
onsistorialadvocat wurde er 1797 außerordentlicher Professor und außerordent=
cher Beisitzer der Juristenfacultät, rückte 1800 in eine ordentliche Beisitzerstelle
uf, wurde 1802 ordentlicher Professor, 1803 Hofgerichtsrath und Assessor des
chöppenstuhls. Zufolge der häufigen Durchmärsche französischer Truppen und
iederherstellung der Wittenberger Festungswerke im J. 1812 schaffte er seine
amilie nach Wermsdorf, während er selbst, nach Niederbrennung der Vorstädte,
it mehreren Collegen (Klien, Andreä, Gründler, Schmidt) 1813 sich nach
emberg, dann nach dem abseits der Heerstraße gelegenen Schmiedeberg zurück=
og. Hier sammelte sich unter seinem Rectorat ein novemviratus academicus
nd eine Anzahl Studenten. Im October 1815 folgte er einer Aufforderung
s preußischen Gouvernements in Merseburg zur Uebernahme des Directoriums
nes interimistischen Collegiums für die Justizsachen der neuen Provinz, ging
ber im April 1816 als Professor nach Halle, aus welcher Stellung er 1825
usschied, um sich fortan der Bearbeitung der zahlreichen Spruchsachen des
chöppenstuhls zu widmen, in welcher Richtung er, vermöge seiner ausgedehnten
elehrsamkeit und seines eisernen, rastlosen Fleißes, hervorragendes leistete. Nach
m Tode Zepernick's (1839) wurde er Director des Schöppenstuhls, erhielt
841 in Anerkennung seiner geleisteten Dienste das Patent als geheimer
ustizrath, wurde am 7. Januar 1843 von vielen Seiten durch Glückwünsche
d Deputationen geehrt und verstarb an einer Magen= und Lungenverhärtung
n 23. August 1843. Als akademischer Lehrer hatte er über Natur= und
ölkerrecht, sächsisches Staatsrecht, Institutionen, Pandecten, gemeinen und
eußischen Proceß, Referir= und Decretirkunst, sowie über preußisches Landrecht
s in die letzten Jahre mit großem Erfolge Collegien gehalten. Von seinen
elen Schriften ist namentlich hervorzuheben seine durch eine neue wissenschaft=
che Anordnung ausgezeichnete „Doctrina processus cum germanici tum saxonici“
795—1797, 3 Bände mit Supplementen, in 2. Ausgabe von Diedemann,
ipzig 1826—1827, herausgegeben. Als Fortsetzung schließt sich hieran die
bhandlung über das gerichtliche Verfahren in Sachen, welche den neuesten
esitz betreffen“, Leipzig 1797. Noch seien genannt das „Handbuch der von
770 bis auf die neueste Zeit im Königreich Sachsen erschienenen Criminal=
setze“, Wittenberg 1811, und die Schrift: „Die Strafbarkeit der öffentlichen
erbrennung der Druckschriften Anderer und die Zuläſsigkeit der Widerklage bei
m Denunciations= und Untersuchungsprocesse“, Halle 1819. — P. liebte die
ahrheit und Offenheit über alles und scheute sich nicht, dies offen zu bekennen.
ein Wahlspruch war: Tu ne cedo malis, sed contra audacior ito; in der
ahl von Freunden ließ er sich durch den Satz leiten: Diu cogita, an tibi
iquis in amicitiam recipiendus sit; cum placuerit fieri, toto illum pectore
mitte.

Nach der Biographie des Sohnes Ed. Pfotenhauer, langjährigen Professors des Strafrechts in Bern (geb. 18. Sept. 1802) in der Encyklopädie von Ersch u. Gruber, III. Section, Theil 21, Leipzig 1846.

Teichmann.

Pfranger: Johann Georg P. war am 5. August 1745 zu Hildburghausen geboren. Nachdem er in Jena Theologie studirt hatte, wurde ihm das Pfarramt in dem unweit seiner Vaterstadt gelegenen Dorfe Streffenhausen übertragen. Schon 1777 aber berief ihn der Herzog Karl von Sachsen-Meiningen, welchem er als Kanzelredner und Schriftsteller — 1772 bereits war ein Lehrgedicht: „die Vorsehung“ von ihm erschienen — bekannt geworden war, zu seinem Hofprediger in die Residenzstadt Meiningen. Später auch zum Consistorialassessor ernannt starb er am 10. Juli 1790, von seinem Fürstenhaus wie von seiner Gemeinde in gleichem Grade geschätzt und geliebt. Wie er sich aber im engern Kreise durch seine Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger die allgemeinste Achtung erworben hatte, so verdient sein Name auch in der Geschichte der geistigen Bewegung der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts genannt zu werden. Zwar sein oben erwähntes Lehrgedicht und seine 1794 in zwei rasch aufeinander folgenden Auflagen herausgegebenen vermischten Gedichte erheben sich nicht sehr über das Gewöhnliche und sind wohl auch kaum weit über die Grenzen seines engern Vaterlandes verbreitet worden. Ebenso kann hier nur vorübergehend seiner Thätigkeit bei der Redaction eines neuen Gesangbuches gedacht werden, welche ihm von seinem Fürsten übertragen worden war. Nicht nur formte er eine große Anzahl älterer Kirchenlieder nach dem damaligen Zeitgeschmacke um, sondern steuerte auch selbst gedichtete reichlich bei, die, wenn auch zuweilen etwas trocken und nüchtern, doch oft auch durch eine herzliche und gemüthreiche Religiosität ansprechen. Viel bedeutender aber wurde P. durch den Gegensatz, in welchen er zu G. E. Lessing zu treten wagte. Im J. 1779 war dessen Nathan erschienen, in welchem P. so wie manche andere die christliche Religion in ihrer Ehre beeinträchtigt sah. Er dichtete daher in dramatischer Form seinen „Mönch vom Libanon“ als Gegenstück, oder, wie er es selbst bezeichnet, als Nachtrag und Fortsetzung des Nathan. Ganz richtig spricht sich ein geistvoller Kritiker der neuern Zeit über Pfranger's Dichtung, an deren Aufführung übrigens von dem Dichter selbst nicht im entferntesten gedacht wurde, folgendermaßen aus: „Es war ein schwieriges Unternehmen, einem Geiste wie Lessing mit einem Gegenbild von christlich kirchlichem Standpunkt entgegenzutreten, und die Schwierigkeit wurde in dem vorliegenden Fall noch dadurch vergrößert, daß P. es vorzog, das von Lessing so großartig entworfene Gemälde weiter auszuführen, statt demselben ein vollständig neues gegenüber zu stellen. Es kann kein Zweifel sein, auf welcher Seite der größere Geist oder auch nur das größere dramatische Geschick ist. Nur daß man sich von der augenfälligen Ueberlegenheit des Lessingischen Genius nicht bis zu dem Grade hinreißen lasse, um darüber gegen seinen Gegner unbillig zu werden. Pfranger's Drama enthält viele tief gedachte und geistreiche Stellen und macht durch die liebenswürdige Milde der Gesinnung, welche sich durch dasselbe hindurchzieht, einen durchaus wohlthuenden Eindruck.“ Der Mönch vom Libanon erschien in Dessau 1782, die 2. Auflage 1785, die 3. in Leipzig bei Barth 1817 mit einer Vorrede von Joh. Amad. Wendt.

Schaubach.

Pfriemb: Joseph P., Jesuit, geb. am 21. Mai 1711, † nach 1771. Er trat am 14. Juli 1732 in den Orden ein, war 1748—49 Professor der Ethik und Physik zu Mainz, 1750—61 Professor der Theologie zu Bamberg, dann Rector des Collegiums zu Speyer, von 1771 an Professor der Theologie

Fulda. Zu Mainz veröffentlichte er zuerst eine Dissertation: „Unde terrae tus, quibus urbs Lima in America australi a. 1746 prope eversa fuit, ortum ant“, 1749, dann eine Streitschrift gegen den Benedictiner Andreas Gordon Erfurt, dessen Polemik gegen die scholastische Logik und Physik damals Auf- en erregte. Gordon hatte 1745 und 1747 zwei akademische Reden gehalten über Themata: Philosophiam novam veteri praeferendam und Philosophiam novam litatis erga amplectendam et scholasticam philosophiam futilitatis causa minandam. Dagegen traten drei Jesuiten auf, Lucas Opfermann zu Erfurt A. D. B. XXIV, 367, seine Schrift wurde am 7. Februar 1749 von ctor und Senat verboten), Peter Eisentraut zu Würzburg und P. in der pologia qua errores R. P. Andreae Gordon contra philosophiam scholasticam duplici schediasmate commissi proponuntur et vindiciis petitis confutantur“. rdon ließ sie mit seinen Reden und einer Entgegnung abdrucken in den ria philosophiae mutationem spectantia, 1749. P. antwortete in der issertatio irenica contra Gordonum“, 1750. — Zu Bamberg veröffentlichte P. eflexiones politicae, historicae et morales catechismo Canisii adjectae“, 1753, d „Consuetudines patriae Bambergenses de conjugali bonorum ac praecipue olium unione“, 1761. Diese Schrift wurde von dem Fürstbischof Adam iedrich von Seinsheim übel genommen und scheint seine Entfernung von amberg veranlaßt zu haben. Später erschien noch zu Bamberg eine „Disser- tio de festivitatibus Hebraeorum“, 1765.

Backer verzeichnet irrig zwei (gleichzeitige) Jesuiten dieses Namens und gibt als Geburtsort des einen (nach Meusel, Lexikon X, 408) Wiesentheid in Franken, des andern (nach Jäck, Pantheon S. 862) Heubach an. Ueber den Erfurter Streit s. Acta Erud. 1749, 143, 438. — Freye Urtheile und Nachr. (Hamburg) 1749, St. 23, S. 183. — Jen. Gel. Ztg. 1750, St. 46, 76. — Meusel, Lexikon IV, 289. — Werner, Gesch. der kath. Theol. S. 163. Reusch.

Pfuel: Ernst Heinrich Adolf v. P., preußischer General der Infan- rie, Ministerpräsident und Kriegsminister, geb. am 3. November 1779 zu hnsfelde bei Müncheberg im Kreise Lebus des preußischen Regierungsbezirks ankfurt a. d. O., stammte aus einer uralten Familie der Mark Brandenburg, lche im Lande Lebus und Barnim angesessen ist. Der Vater Ernst Ludwig P. (geb. am 1. Mai 1718), Erbherr auf Jahnsfelde, hatte in den schlesischen iegen mit Auszeichnung gefochten und 1779 als Oberstlieutenant im preußischen raissierregiment Nr. 6 wegen Versagung des Heirathsconsenses den Abschied ommen. Er lebte seitdem auf dem Gute, ward aber 1784 von Friedrich n Großen zum Hofmarschall des damaligen Prinzen von Preußen und später n diesem (als König Friedrich Wilhelm II.) zum Generalmajor der Cavallerie d Chef der 2. Abtheilung des Oberkriegscollegs ernannt. Er starb am . Juli 1789. Die Mutter Johanna Sophie, geb. Krantz, war die Tochter es Regimentschirurgs und starb schon 1783. P. genoß den ersten Unterricht elterlichen Hause; da aber der Vater dienstlich vielfach in Potsdam anwesend n mußte, wurde er nebst dem jüngeren Bruder Friedrich zum Hofrath Beuchel Berlin in Pension gegeben, von wo er die Realschule besuchte. Nach des ters Tode übernahm Criminalrath Scheede, dann Justizrath Grattenauer, ter auf Bitten der Knaben Herr v. Briest auf Nennhausen die Vormund- aft. Als P. in der Realschule die Reife für Secunda erhalten hatte, wurde 1792 in das Cadettencorps in Berlin aufgenommen. Hier gehörte er bald zu den ähigteren, welche 1793 in die Ecole militaire übergehen durften. Nach der tlassung aus dieser Anstalt wurde er am 12. März 1797 als Fähnrich in

das Infanterieregiment Nr. 18 nach Potsdam versetzt, dessen Chef der König war. Hier war er, neben den Dienstobliegenheiten, eifrig bestrebt, den Uebungen im Fechten, Schwimmen und Klettern bei Officieren und Mannschaften Eingang zu verschaffen. Nachdem er aber sich lebhaft für philosophische und mathematische Studien zu interessiren begonnen, gewährte ihm das mechanische Getreibe des praktischen Dienstes keine Befriedigung mehr, so daß er im Frühjahr 1803 um Abschied bat. Nachdem dieser mehrmals abgelehnt war, begab er sich in Urlaub nach Dresden zu dem ihm seit 1801 befreundeten Heinrich v. Kleist. Hier erhielt er durch einflußreiche Verwendung hoher Gönner am 18. Juni 1803 den Abschied als Secondelieutenant. Bald darauf unternahm er mit Kleist eine Reise, meist zu Fuß, nach der Schweiz. Sie weilten längere Zeit in Bern und am Thuner See, besuchten Mailand und Venedig, Genf und Lyon und mietheten dann eine gemeinsame Wohnung in Paris, wo sie Vorlesungen bei Cuvier u. A. hörten. Auch nachdem Kleist's beginnende Geistesstörung zu einer Trennung der Freunde geführt hatte, setzte P. die Studien in Paris fort. Die Erhebung einer kleinen Erbschaft machte seine Anwesenheit in der Heimat nöthig und hier bestimmten ihn die Angehörigen zum Wiedereintritt in den Militärdienst. Seine deshalbige Bitte wurde am 11. April 1805 durch Versetzung in das zu Johannisburg in Ostpreußen liegende Füsilierbataillon Nr. 23 erfüllt. Als die ostpreußischen Truppen im Herbst 1806 an der Weichsel zusammengezogen wurden, wurde P. als Adjutant dem General und Divisionscommandeur Grafen v. Schmettau zugetheilt. An dessen Seite befand er sich in der Schlacht von Auerstädt. Von hier mit den Trümmern des Heeres zurückziehend, wurde er nach Stettin vorausgesandt, von wo er für den Plan einer Einschiffung des Blücher'schen Corps in Rostock thätig war. Es kam jedoch nicht hierzu und so gerieth er durch die Capitulation von Ratkau bei Lübeck mit in Gefangenschaft, aus der er jedoch gegen Ehrenwort, in diesem Kriege nicht wieder gegen Frankreich zu kämpfen, entlassen wurde. In der Hoffnung, durch Auswechselung seinem Berufe bald wiedergegeben zu werden, schiffte er sich im Sommer 1806 in Lübeck nach Ostpreußen ein, konnte dort aber den Wunsch nicht geltend machen. In der Hoffnung, dieses Ziel vielleicht durch die in der Mark und Schlesien aufgetauchten Freicorps zu erreichen, begab er sich von Königsberg mit H. v. Kleist zu Fuß über Stettin zunächst nach Berlin. Während hier Kleist als verdächtig verhaftet und nach Frankreich geschickt wurde, entging P. gleichem Schicksal durch einen Besuch in Nennhausen. Die Verhältnisse in der Heimat erwiesen sich ungünstig und so begab er sich wieder von Lübeck zu Schiff nach Königsberg und schloß sich der von Memel und Pillau nach Vorpommern und Rügen bestimmten Expedition an. Diese landete hier, aber da der Friede von Tilsit jede Aussicht auf kriegerische Thätigkeit abschnitt, so bat er wieder um Entlassung, die ihm am 8. October 1807 zu Theil wurde. Durch Vermittlung des ihm von der Garnison in Potsdam her befreundeten weimarschen Majors Rühle von Lilienstern erhielt P. in Dresden Anstellung als Lehrer in den Kriegswissenschaften für den Prinzen Bernhard von Weimar. In Dresden stand er in Verkehr mit bedeutenden Männern, welche von dem Wunsche nach Befreiung nach Vaterlandes vereinigt wurden. Auch fand sich der aus der Gefangenschaft entlassene H. v. Kleist hier ein. Mit ihm und Adam Müller plante er die Gründung einer Verlagsbuchhandlung und die Herausgabe eines Kunstjournals „Phöbus“. Auch gewann er hier großen Einfluß auf den achtzehnjährigen Theodor Körner. Im Frühjahr 1808 verheirathete sich P. mit einer Tochter des Generals v. Byern. Auf Anerbieten des ihm in Dresden befreundet gewordenen kurhessischen Majors Grafen Karl v. Nostiz trat er den 13. Mai 1809 als Führer einer Compagnie in die von jenem im Fürstenthum Baireuth für den

richischen Dienst gebildete sog. fränkische Legion unter General Radojoritsch, mit
welcher er an unbedeutenden Gefechten bei Eger und in Sachsen Theil nahm.
in Auftrag begab er sich nach Wien, um über den dortigen Stand der Dinge
u berichten, entging hier aber nur durch glückliche Zufälligkeiten der Gefangen-
ahme seitens der bald darauf eingerückten französischen Truppen und gelangte
ur auf großem Umwege nach Böhmen zurück. Nach dem Wiener Frieden vom
October 1809 kam P. als Hauptmann in Brix bei Teplitz in Garnison und
rachte in Urlaub an letzterm Orte längere Zeit zu, wo er mit dem Herzog
on Weimar und Goethe verkehrte. Nach Auflösung der Legion wurde P. im
September 1810 in das österreichische Infanterieregiment Erzherzog Rainer
ach Prag versetzt. Hier suchte er das Einförmige des Dienstes dadurch zu be-
eben, daß er bei Officieren und Mannschaften das Interesse für gymnastische
Uebungen, namentlich für das Schwimmen, zu erwecken wußte. Wie er selbst
m December 1811 bei seiner Versetzung nach Wien schrieb, nahm die von ihm
n Prag gegründete Schwimmanstalt den glänzendsten Aufschwung. Er gab
wöchentlich zwei große Productionen, wobei er 150 Schwimmer manövriren ließ.
Dem Hofkriegsrath sandte er ein Project ein, wonach er im folgenden Sommer
10000 Schwimmer abrichten wolle. In Prag war P. in intime Beziehungen
u dem im Juni 1810 dorthin übergesiedelten Freiherrn v. Stein gekommen.
Im November 1811 wurde er beim Kriegsarchiv in Wien unter Leitung
Radetzky's angestellt. Er schrieb hier mehrere Aufsätze in Hormayrs histo-
risches Taschenbuch und verkehrte mit Theodor Körner, der hier seine
litterarischen Arbeiten veröffentlichen wollte. Von Wien aus blieb P. in Be-
ziehungen zum Freiherrn v. Stein und ließ sich im Mai 1812 mit einer Be-
stimmung für die Schwimmanstalt nach Prag zurückversetzen, um mit Stein
nähere Verabredungen inbetreff der Vorbereitungen zur Erhebung gegen die
Fremdherrschaft zu treffen. P. wünschte, um bald gegen diese kämpfen zu
können, dem Beispiel vieler preußischer Officiere zu folgen, welche infolge des
preußisch-französischen Vertrags vom 24. Februar 1812 zu diesem Zweck Dienste
in Rußland nahmen. Nachdem er am 28. Juli 1812 den österreichischen Dienst
verlassen, gelang es ihm, nach mancherlei Abenteuern über Altona, Kopenhagen
und Carlsham in Schweden, von hier auf einem Bombenschiff der englischen
Flotte nach Riga zu kommen. In Petersburg überreichte er dem Freiherrn
v. Stein einen ausführlichen Bericht über die politischen Verhältnisse in vielen
Theilen Deutschlands. Am 9. September trat er in das russische Heer und
zwar unter dem Namen v. Giehlsdorf, um nicht mit dem in Ungnade gefallenen
General v. Phull verwechselt zu werden. Schon am 9. October als Capitän
n der deutschen Legion im Auftrag des Kaisers an Feldmarschall Kutusow ge-
sandt, erreichte er dessen Armee bei Kaluga und blieb während des ganzen Feld-
zugs von 1812 im großen Hauptquartier. Er theilte die großen Beschwerden
des russischen Heeres, entging in der Schlacht von Malo-Jaroslawecz am
24. October mit Noth der französischen Gefangenschaft, marschirte mit der
Armee über Kremenskoie und Jelnia, wohnte am 16. und 17. November den
Gefechten von Krasnoi bei und gelangte über Romanowo und Kopys am
Dnjepr an der Spitze der Truppen am 10. December nach Wilna. Eine von
ihm sogleich hier verfaßte Denkschrift über die Kriegsereignisse war die erste
glaubhafte Mittheilung von russischer Seite und verfolgte zugleich den Zweck,
die Vernichtung der französischen Armee bei Fortsetzung des Kriegs für Kaiser
Alexander so zur vollen Gewißheit zu machen, daß die Erhebung des deutschen
Volks immer wahrscheinlicher würde. Er überreichte die Denkschrift dem in
Wilna eingetroffenen Freiherrn v. Stein, durch welchen sie der Czar erhielt.

Dieser ließ ihm am 28. December, unter Beförderung zum Major im Generalstabe v. Bennigsen's, als Zeichen seiner Huld einen Brillantring übersenden. In Wilna schrieb er auch „Beiträge zur Geschichte des letzten russisch-französischen Kriegs“, wovon jedoch nur Heft 1, enthaltend den Rückzug der Franzosen bis zum Niemen, erschien (Berlin 1814). Sodann dem Streifcorps seines Freundes Tettenborn als Chef des Generalstabs zugetheilt, durcheilte er an der Spitze eines Kosakencorps die östlichen Provinzen Preußens, war am 20. Februar 1813 bei dem Angriff auf Berlin thätig, wo er mit den Kosaken durch das Schönhauser Thor eindrang, und besetzte dann mit dem Tettenborn'schen Corps Hamburg (Pertz, Leben Stein's, II, S. 659), wo er, am 24. April zum Oberstlieutenant befördert, einen Auftrag bezüglich der Befestigung Hamburgs und der Bildung einer hanseatischen Legion erhielt; jedoch Hamburg wurde bald aufgegeben. In einer Conferenz mit Wallmoden und Clausewitz vor dem Gefecht an der Göhrde wurden die Vorzüge von Pfuel's Dispositionen anerkannt und in diesem Gefecht vom 16. September führte er die russisch-deutsche Legion. Am 15. October war er beim Angriff auf Bremen. Nachdem er mit Tettenborn's Corps bis Jütland vorgedrungen war, machte er auch dessen raschen Zug von da nach Frankreich mit, und zwar als Oberst und zum ersten Male wieder unter seinem eigenen Namen. Im Winterfeldzuge von 1814 wurde ein französisches Corps bei Chateau-Thierry und Dormans unter Pfuel's Führung geworfen und am 21. März schlug er, Epernai besetzend, den General Vincent. Nach dem Kriege traf er in Paris wieder mit Stein zusammen, der sich in vielen wichtigen Fragen seines Raths bediente. Das Anerbieten zum Eintritt in die russische Armee ablehnend, trat er als Befehlshaber eines Regiments in die russisch-deutsche Legion zurück, erhielt den russischen Annenorden 2. Classe in Brillanten und vom König von Preußen am 28. December 1814 den Orden pour le mérite. Hierauf im preußischen Heere wieder angestellt, wurde er in den Generalstab Blücher's nach Lüttich versetzt, wo er am 2. Mai 1815 den Aufstand des sächsischen Corps unterdrückte. Als das französische Heer zum Entscheidungskampf heranrückte, wurde er mit der Meldung hiervon an Wellington nach Brüssel gesandt und am 18. Juni wurde er nach Frischemont vorausgeschickt, um genaue Kundschaft über das französische Heer einzuziehen. Die Entschlossenheit und Umsicht, welche er in der Schlacht von Waterloo und bei der Verfolgung des Feindes gezeigt, fand Blücher's und Gneisenau's höchste Anerkennung; der König verlieh ihm das eiserne Kreuz 2. Classe. Die von Blücher am 19. Juni aus Genappes erlassene Proclamation an das Heer der Niederrheins ist von P. verfaßt. Als Blücher und Wellington den General v. Müffling zum Gouverneur von Paris ernannt hatten, wurde die Stadt in zwei durch die Seine getrennte Bezirke getheilt, in deren einem der englische Oberst Barnard, im andern P. Commandant wurde. Seine Wohnung im Hotel Lafitte wurde der Sammelplatz der bedeutendsten Personen dieser Zeit. Er benutzte diese Stellung u. a. zur Ausräumung des Artilleriemuseums und zur Zurücknahme der entführten Kunstgegenstände aus den Museen. Mit großer Entschiedenheit trat er in Paris gegen die durch Angriffe auf preußische Patrouillen veranlaßten Straßenaufläufe auf. Nach dem Frieden erhielt er als Lehrer bei der Kriegsschule in Berlin eine ihm sehr zusagende Beschäftigung. Er veröffentlichte eine übersichtliche Darstellung der Feldzüge der Verbündeten von 1813—1815 im „Berliner histor.-genealog. Kalender für 1817“, hielt vor größeren Officierkreisen Berlins Vorträge, welche später vom General Decker unter dem Titel „Ansichten der Kriegführung im Geiste der Zeit“ herausgegeben wurden. Im übrigen ließ er sich wieder die Verbreitung gymnastischer Uebungen, besonders den Unterricht im Schwimmen angelegen sein, wobei ihm die Stadt Berlin durch Ueberweisung

ines passenden Platzes in der oberen Spree zu Hilfe kam. Infolge dessen wurden auch in Magdeburg, Köln und vielen anderen größeren Städten solche Anstalten mit Erfolg angelegt. 1818 wurde P. zum Chef des Generalstabs des 8. Armeecorps in Koblenz ernannt und 1825 zum Generalmajor befördert. 1826 folgte seine Ernennung zum Commandeur der 7. Landwehrbrigade in Magdeburg und am 1. December 1828 die zum Mitgliede der Commission für die Prüfung militärisch wissenschaftlicher und technischer Gegenstände unter dem Vorsitz des Prinzen August von Preußen. 1830 erhielt er das Commando der 5. Division und die Stellung eines Commandanten von Köln. Bald hiernach ward ihm ein besonderer Auftrag bezüglich des Fürstenthums Neuenburg zu Theil. Den Bestrebungen auf Losreißung von Preußen, welche, seit 1830 fast in der ganzen Schweiz der Kampf gegen den Bundeszustand von 1815 begonnen hatte, seit 1830 hier offen hervorgetreten waren, glaubte man in Berlin kräftiger entgegen treten zu müssen, zumal die königlich Gesinnten dort der Regierung den Vorwurf der Schwäche gemacht hatten. Die Ansprache, in welcher der König von Preußen am 20. April 1831 den von der neuenburger Bevölkerung am 1. März ausgesprochenen Wunsch nach einer volksthümlichen Vertretungsart genehmigte, kündigte auch die Sendung Pfuel's als Commissarius mit weitgehenden Vollmachten an. Dieser kam am 13. Mai in Neuenburg an, bereiste das Land, um Beschwerden über herrschende Mißstände entgegen zu nehmen, nahm der nach der neuen Wahlordnung gewählten Volksvertretung am 11. Juli den Eid der Treue ab und begab sich nach Schluß des Landtags sowie im Glauben, die Gemüther beruhigt zu haben, nach Preußen zurück. Die Ruhe war aber nur scheinbar hergestellt. Nachdem ein Corps bewaffneter Landleute am 13. September sich der Stadt Neuenburg bemächtigt, eine Volksversammlung hier die Trennung von Preußen ausgesprochen und die schweizerische Tagsatzung zur Vermeidung fernerer Feindseligkeiten das Land vorläufig hatte militärisch besetzen lassen, traf P. wieder ein und kündigte mittelst Ansprache vom 25. October an, er sei vom König geschickt, um die Rebellion in ihrer Quelle zu ersticken. Zugleich hob er die von den schweizerischen Bevollmächtigten zugesicherte Amnestie wieder auf, worauf alle Gemeinden und die Führer des Aufstandes ihm die verlangte Unterwerfung anzeigten. Er entließ sodann den Staatsrath, berief einen neuen aus Königlichgesinnten, ließ zahlreiche Untersuchungen und Verhaftungen vornehmen, befestigte nach Abzug der schweizerischen Truppen die Stadt Neuenburg und organisirte die Monarchisten zu einer Bürgerwehr. Als hierauf die erbitterten Republikaner einen Aufstand erhoben, erklärte P. das Land in Kriegszustand und zersprengte am 18. December 1831 die Aufständischen im Val de Travers, worauf er am 24. December seinen Einzug in Neuschatel hielt. König Friedrich Wilhelm III. sagte ihm unterm 31. December großen Dank für seine geschickte Leitung. Auch erhielt er das Eichenlaub zum Orden pour le mérite und ward zum Gouverneur von Neufchatel ernannt, welche Stelle er bis 1849 bekleidete. Er hielt sich daher fast jährlich eine Zeit lang dort auf und war hier sehr beliebt. Dem Könige sprach er sich übrigens schon 1832 über das Bedenkliche der Doppelstellung des Fürstenthums aus. In demselben Jahre zum Generallieutenant ernannt nahm er seinen Wohnsitz in Köln. Daß ihm als dortigem Commandanten die Festnahme und Wegführung des Erzbischofs im November 1837 ohne weitere Aufregung der Stadt rasch gelang, wurde ihm von den Ministern ausdrücklich gedankt. Anfangs 1838 wurde P. zum commandirenden General des 7. Armeecorps in Münster ernannt. 1840 wurde er nach Paris gesandt, um dem König Ludwig Philipp den Regierungswechsel in Preußen anzuzeigen. 1841 hatte er die Bundescontingente von Kurhessen, Nassau und Luxemburg zu besichtigen und

1842 geleitete er das Königspaar nach Neufchatel. 1844 hatte er dem König Oskar I. von Schweden ein Beileidsschreiben des Königs wegen Ablebens Karl Johanns XIV. zu überreichen und erhielt er den schwarzen Adlerorden. Im März 1848 wurde er an v. Müffling's Stelle zum Gouverneur von Berlin und zum General der Infanterie sowie zum Chef des 13. Infanterieregiments ernannt. Ueber die kurze Zeit, in welcher P. Gouverneur von Berlin war (11.—24. März 1848), sind handschriftliche Aufzeichnungen nach seinen Erzählungen vorhanden, in welchen die Vorgänge im königlichen Schloß sehr genau, und unter Mittheilung einiger neuen Punkte dargestellt sind. Dieselben erscheinen jedoch gegenwärtig (1887) noch nicht zur Veröffentlichung geeignet. Er wurde dieser Stellung auf seinen Wunsch enthoben, nachdem ihm der Oberbefehl über die Truppen wahrscheinlich durch den Einfluß von Kreisen entzogen war, die mit seiner Haltung am 15. März sich sehr unzufrieden gezeigt hatten. Er wurde zum Commandeur der 3. Armeeabtheilung ernannt und im April in das Großherzogthum Posen gesandt, wo infolge einer am 24. März ertheilten königlichen Zusage wegen einer nationalen Reorganisation dieses Landestheils revolutionäre Zustände entstanden waren, gegen welche P. entschieden auftrat. Hierauf wurde er nach Petersburg geschickt, um dem Kaiser Nicolaus über den Verlauf der Ereignisse in Preußen genaue Auskunft zu geben und mit Nesselrode inbetreff der schleswigschen Frage vertrauliche Besprechungen zu führen. Nachdem er dann den August 1848 in Frankfurt a. M. zugebracht, um sich ein Bild von der deutschen Nationalversammlung zu machen, begab er sich zur Erholung auf sein Gut Randau bei Magdeburg. Aber schon am 12. September wurde er vom König nach Potsdam berufen zu einem neuen wichtigen Auftrag, mit welchem seine Laufbahn endet. Auch über diese Zeit bis Ende November 1848 liegen handschriftliche Notizen nach Pfuel's Erzählungen, welche für die Geschichte dieser Zeit von Werth sind, vor; doch kann auch aus diesen gegenwärtig (1887) vieles noch nicht veröffentlicht werden. Nachdem der Plan der Bildung eines Ministeriums Beckerath gescheitert, übernahm P. die Bildung eines neuen Ministeriums aus Vaterlandsliebe und um dem König seinen guten Willen zu zeigen, namentlich aber auch in dem bei ihm fest begründeten Glauben, daß der König der liberalen und constitutionellen Richtung huldige, zu welcher er selbst sich bekannte. Es stellte sich aber schon bald heraus, daß er nicht der für die Lage der Dinge geeignete Mann war. Am 21. September 1848 zum Ministerpräsidenten und Kriegsminister ernannt, wurde das Ministerium ihm mehr gebildet als daß er es bildete. Es erscheint tadelnswerth, daß er nicht sogleich auf volle Klarheit über die Zwecke des Königs drang; was er aber selbst für entschuldigend hielt, wird später ohne Zweifel anerkannt werden. Von demokratischer Seite ward er als „Mann des alten Regime" begrüßt, aber sein erstes Auftreten wirkte versöhnend. Nach dem Programm, welches er am 22. September in der preußischen Nationalversammlung vortrug, wollte er zwar die Rechte und Würde der Krone vertheidigen, erklärte sich aber auch „fest entschlossen, auf dem betretenen constitutionellen Wege zu verharren, die erworbenen Freiheiten zu bewahren, alle reactionären Bestrebungen zurückzuweisen, in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes für Befolgung der constitutionellen Grundsätze Sorge zu tragen, die Rechte und Freiheiten des Volks heilig zu halten". Wie Reumont berichtet, wurde der König hierüber in eine halb gereizte, halb niedergeschlagene Stimmung versetzt. Das Mißtrauen der Demokraten wich vollends, als P. in der Nationalversammlung am 25. September auf Anfrage beruhigende Erklärungen abgab über Wrangel's schon am 15. September erfolgte Ernennung zum Befehlshaber in den Marken sowie dessen und General Graf Brandenburg's aufregende Armeebefehle. Daraufhin zerstreuten sich die Volks-

ssen, welche in Erwartung einer ungünstigen Antwort den Straßenkampf vorreitet hatten. Weiter gewann er bei jener Versammlung durch die Zusage, preußische Militärmacht am Rhein der deutschen Centralgewalt für den Fall n Unruhen zur Verfügung zu stellen und den Belagerungszustand über Posen fheben zu wollen. Großes Verdienst aber erwarb er sich in den Augen der olksvertretung durch seine einer Deputation gegebene Erklärung, sein Amt sort niederlegen zu wollen, falls man ihm zumuthe, den constitutionellen Weg verlassen, sowie dadurch, daß er dem Beschlusse der Versammlung vom September durch einen von v. Unruh entworfenen, die Ehre des Heeres mögchst wahrenden Erlaß an die Corpscommandanten nachkam, in welchem alle ticonstitutionellen Bestrebungen für unverträglich mit der Stellung eines eußischen Officiers bezeichnet wurden. Infolge dieser Haltung wurde P. bei r Menge vorübergehend populär, während die Hofpartei sich in den auf ihn setzten Erwartungen sehr getäuscht sah. Da er aber der Zusammenziehung von ruppen um Berlin kein Hinderniß entgegengesetzt hatte, so gerieth er in eine haltbare Lage. Volkshaufen in Berlin suchten ihn durch Umhertragen einer n darstellenden Puppe in den Straßen zu verhöhnen und radicale Berliner lätter drangen auf Entfernung eines „so unbehilflichen alten Mannes“. Anerseits wurde er auch bei Hofe immer mißliebiger, zumal nachdem er die roffe Antwort, welche der König am 15. October auf die Geburtstagsratulationsansprachen des Präsidenten der Nationalversammlung und des Behlshabers der Bürgerwehr ertheilt, getadelt hatte. Auch verübelte ihm der önig, daß er am 16. October gegen den die Vereinbarung der Verfassung vererfenden Beschluß der Nationalversammlung nur schwachen Widerspruch erhoben nd die Streichung der Bezeichnung „von Gottes Gnaden“ im Titel des Königs nfach hingenommen, auch der Aufforderung des Königs, den Zusammenstoß r Berliner Bürgerwehr mit Canalarbeitern zur Verhängung des Belagerungsstands über Berlin zu benutzen, nicht nachgekommen war. In welch hohem rade ihn die schiefe Stellung, in welche er gerathen, unschlüssig gemacht abe, ist vom General v. Brandt lebhaft geschildert. Am 16. October bat as Ministerium um Entlassung. Da sich die Antwort verzögerte, wurde as Gesuch am 21. October von P. wiederholt. Der König genehmigte es, uf seinen Wunsch führte aber P. die Geschäfte noch bis zum 1. November eiter. Am 31. October stimmte er in der Nationalversammlung, welcher seit dem 24. October als Abgeordneter des Kreises Birnbaum angehörte, ür den Beschluß zu Gunsten von Schritten der deutschen Centralgewalt um Schutz der Nationalitäten in Oesterreich. Da ihm auf sein Gesuch um Urlaub auf 6 Wochen ein solcher auf 6 Monate zu Theil ward, so erblickte er hierin ein Zeichen von Ungnade des Königs, nahm den Abschied und zog sich auf sein Gut Randau zurück, verlegte aber Ende October 1854, nach dem Tode einer zweiten Frau, einer gebornen v. Alvensleben, seinen Wohnsitz nach Berlin, wo er mit Vorliebe wissenschaftliche Vorlesungen besuchte und Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften wurde. 1856 besuchte er Paris und London, 1859 bereiste er Südfrankreich und Oberitalien, 1860 weilte er als begeisterter Anhänger des erstehenden italienischen Staats längere Zeit in Neapel. Der 1866 erfolgende Tod seines älteren Sohns und ein anderes Ereigniß in seiner Familie wirkten so erschütternd auf ihn ein, daß er am 3. Dezember 1866 in Berlin starb. Er ist in der Familiengruft zu Jahnsfelde beigesetzt. — In den „Grenzboten“ wurde P. 1848 geschildert als ein wissenschaftlich in so hohem Grade gebildeter Militär, wie selten einer in der alten Schule; daneben wird ihm dort Anlage zum Sonderling nachgesagt; sein geistvoller, unbeugsamer Kopf

habe den Alltagszuständen widerstrebt und so habe er sich von jeher zur oppositionellen Aufklärung geneigt. Stockmar bezeichnet ihn als zerstreut und meint, sein Armeeerlaß vom September 1848 sei eine halbe Maßregel gewesen, „hervorgegangen aus der Furcht vor einer ganzen". Reumont bezeichnet ihn mit Bezug auf 1848 als einen Mann, der sich überlebt habe; ein Militär aber, welcher ihm nahe stand, nennt ihn geistig hochbegabt, von scharfem Verstande, umfassenden Kenntnissen, hoher Energie, von stolzem Sinne für Freiheit und einem unerschütterlichen Charakter. P. schrieb Aufsätze „über Schwimmen und Schwimmschulen" (1810), „über eine Manöverschule" (1834), „über Aenderung der Friedensorganisation des Generalstabs" und ein „Memoire über die Schweiz" (1847). Sein „Rückzug der Franzosen aus Rußland" ist in zwei Auflagen mit „Gedenknissen" aus Pfuel's Leben herausgegeben von Fr. Förster (Berlin 1867). Diesem Werke ist auch ein Capitel „Zur Charakterschilderung des Gen. E. v. P." beigefügt. Eine Büste Pfuel's ist am 2. August 1867 in der v. Pfuel'schen Schwimmanstalt zu Berlin aufgestellt. (Vossische Zeitung Nr. 181 von 1867.) — Vorstehendes ist zum Theil bearbeitet auf Grund zahlreicher handschriftlicher Urkunden und Familiennachrichten.

Im übrigen vergl: Zeitgenossen Bd. 2 (Lpz. u. Alt. 1818) S. 175. — Denkwürd. Varnhagen's Bd. 3, S. 169, 234; Bd. 7, S. 145. — Zander, Gesch. d. Kriegs a. d. Niederelbe im J. 1813 (Lüneb. 1839). — Parthey, Jugenderinner. — E. M. Arndt, Erinn. a. d. äuß. Leben (Lpz. 1843), S. 172. — Martens, Denkwürd. a. d. krieg. u. pol. Leben eines alten Offiz. (Lpz. 1848). — Grenzboten, 1848, 2. Sem., Bd. 4, S. 167 („Zur Charakt. d. Gen. P."). — v. Unruh, Skizzen a. Preuß. neust. Gesch. (Magd. 1849), S. 69—105. — Pertz, Leben d. Min. v. Stein, Bd. 3, S. 126. — Stahr, Gesch. d. preuß. Revol. (Old. 1850), S. 512. — Memoiren d. Hauptm. v. Reiche (Lpz. 1857). — H. v. Kleist's Briefe an s. Schwester Ulr., hrsg. v. A. Koberstein (Berl. 1860). — Gartenl. 1865, S. 762 („Ein verfassungstreuer Kriegsmin." v. Schmidt-Weißenfels). — Deutsche Rundschau, Bd. 11, Heft v. Sept. 1877 („Berl. vor, unter u. nach d. Min. Pfuel, Juli—Oct. 1848" aus d. Denkw. d. Gen. d. Inf. Dr. H. v. Brandt). — Reumont, Aus Kön. Fr. Wilh. IV. ges. u. krank. Tagen (Lpz. 1884).

Wippermann.

Pfuel: Jürgen Adam v. P., kurfürstlich brandenburgischer Generalmajor, aus altem märkischen Adelsgeschlechte, dessen Name auch Pfuhl, Phull etc. geschrieben wird, wahrscheinlich am 15. November 1618 geboren, kam durch Marie Eleonore, die Gemahlin Gustav Adolf's, eine brandenburgische Prinzessin, nach Schweden und als Page dieses Königs nach Deutschland zurück. Als derselbe gefallen war, geleitete er die Leiche nach Wolgast zur Einschiffung und diente dann unter seinem Verwandten Adam v. P., einem berühmten Kriegsmanne, welcher als Banér, der Gemahl seiner Schwester, gestorben war, große Hoffnung hatte, dessen Nachfolger im Oberbefehl zu werden, 1542 aber, da auch als Vicegeneralissimus ein Schwede, Lilliehöök, ihm vorgezogen wurde, seinen Abschied nahm und 1659 als dänischer Generalkriegsrath auf dem von ihm erkauften Gute Polleben in der Grafschaft Mansfeld starb. Jürgen P. kehrte nach Abschluß des westfälischen Friedens als Oberstlieutenant in seine Heimath zurück und folgte 1656, als sein Landesherr, der große Kurfürst, zum Kriege gegen Polen warb, dem Rufe desselben zum Eintritt in das junge brandenburgische Heer. Er wurde zum Obersten ernannt, stellte ein Reiterregiment auf, welches am 6. Juli bei Storkow gemustert wurde, zog in den Krieg nach Polen

machte 1658, zum Generalmajor befördert, den Zug nach Dänemark gegen Schweden mit. Er wurde dann Commandant von Spandau und starb im i 1672. Sein Gut Buckow kam durch Verheirathung seiner Tochter an die nmings.

Gauhe, Adelslexikon, Leipzig, 1. Theil 1740, 2. Theil 1747. — (König) iographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in eußischen Diensten berühmt gemacht haben, 3. Theil, Berlin 1790.

B. Poten.

Pfuhl: Ernst Ludwig v. P., preußischer General, ward am 8. December 5 zu Plagow in der Neumark geboren, im Cadettencorps erzogen und 1739, König Friedrich Wilhelm I. erfuhr, daß er, als Freicorporal auf Werbung ndt, eine österreichische Oberlieutenantsstelle ausgeschlagen hatte, welche ihm der Bedingung angeboten worden war, daß er katholisch würde, zum rich ernannt, nahm an beiden schlesischen und dem siebenjährigen Kriege zeichnete sich mehrfach aus und trug Wunden davon, erhielt aber trotzdem 1758 eine Compagnie. Eine namhafte Waffenthat, darin bestehend, daß er von den Croaten angegriffenen Brodtransport, welchen sein Regiment von neritz nach Nollendorf geleiten sollte, nicht im Stiche ließ, sondern, während Regiment nach zurückgeschlagenem Angriff abmarschirte, glücklich an Ort Stelle brachte und dabei noch ein Geschütz rettete, trug ihm seitens seiner gesetzten eine Arreststrafe wegen Ungehorsams ein. König Friedrich der ße hob diese freilich auf und versprach, daß er an P. denken wolle, dieser aber dadurch nicht weiter. Erst 1760, als P. unter schwierigen Umden ein von ihm commandirtes Bataillon, welches zwischen Töpliwoda Neiße von einer überlegenen Macht auf dem Marsche angegriffen wurde, lich nach letzterer Festung geführt hatte, ernannte Friedrich ihn zum Major gab ihm den Orden pour le mérite. Indessen dauerte es noch immer siebenzehn re, bis P. dem Könige näher trat. Es geschah 1777, als dieser, damals imentscommandeur, aus Westfalen nach Potsdam commandirt war, um das eingeführte Exercitium kennen zu lernen. Der König zog ihn jetzt häufig eine Gesellschaft und gab ihm vielfache Beweise seines Wohlwollens. Noch geschah letzteres nach dem bairischen Erbfolgekriege, in welchem P. sich von m bewährt hatte. An der Spitze einer Brigade der Armee des Prinzen rich hatte er, beim Rückzuge des Möllendorf'schen Corps aus Böhmen, bei lsburg ein ruhm- und erfolgreiches Nachhutgefecht bestanden; wie im siebenigen Kriege kamen seine guten soldatischen und menschlichen Eigenschaften hier unter widerwärtigen Verhältnissen zur Geltung. Gleich nach Friedensß ward er General und Chef des in Berlin garnisonirenden Füsiliernents Nr. 46, 1784 Gouverneur von Spandau und bald darauf Ineur der märkischen Infanterie. Seit dem 31. März 1783 war er Amtsptmann von Potsdam. „Jetzt stände er unter Pfuhl's Jurisdiction", äußerte drich, „denn er selbst sei nur Einwohner von Potsdam". Am 28. Mai übersandte er „dem lieben und ehrlichen P." den schwarzen Adlerorden noch in des Königs letzter Krankheit ließ dieser ihn häufig nach Potsdam men. Bei einem anderen Geschenke sagte der König: „Was ich ihm künftig , ist für seine Kinder, damit auch sie sagen können, der König ist unserem r gut gewesen". 1794 zum General der Infanterie ernannt, ward P. im mber desselben Jahres pensionirt und starb am 5. März 1798.

Militärischer Taschenkalender, Berlin 1789. — Militär-Wochenblatt, rlin, 14. Juli 1838, Nr. 28.

B. Poten.

Preuß, Friedrich der Große, I, 396, Berlin 1832 (nach
Zuverlässige Beyträge aus der Regierungs-Geschichte Kön
historischer Anhang, Seite 29, Hamburg 1790).

Pfund: Johann Gabriel P., Botaniker und Afrikareise
8. November 1813 in Hamburg, † am 21. August 1876
Darfur. Der Vater Pfund's war Arzt, dem ärztlichen Beru
der Sohn widmen, welcher jedoch schon frühe eine so lebhafte
tanik empfand, daß er nach Beendigung der medicinischen
dieser Wissenschaft hingab. Eine Anstellung als Custos am b
der Prager Universität führte ihn tiefer in das Studium d
Böhmens ein und eine leider nie zur Vollendung gediehene Fl
wird von Fachkundigen als eine vorzügliche Arbeit bezeich
Sorgen ließen P. der ruhigen Pflege der Wissenschaft sich nicht
Wir finden ihn in den vierziger Jahren in Alexandrien, w
gedehnte ärztliche Praxis ernährte, ohne daß er dabei den bota
zu entsagen brauchte. In den 27 Jahren seines Aufenthaltes
brachte er das vollständigste Herbarium der Flora der Umgeg
drien zusammen. Nachdem er etwa zehn Jahre lang eine er
als Arzt in Alexandrien entfaltet hatte, wurde ein Hospital
gründet und P. sah die Einnahmen, welche besonders die Ha
boten hatte, zusammenschwinden. Eine Erbschaft, welche beim
Hamburg lebenden Mutter ihm zugefallen war, schien ihm neu
erstrebte Unabhängigkeit vom Erwerbe des Tages zu gewähren,
Jahren ging auch dieser Besitz im Bankerott eines Kaufmanns
verloren. Mit Mühe wurde für P. eine Lehrerstelle an ei
gewirkt und auf Verwendung Brugsch Bey's wurde er von
Regierung beauftragt, ein Herbarium ägyptischer Pflanzen für d
ausstellung zu schaffen. P. hielt sich mit diesem gelungenen
Wien auf und hatte die Freude, dasselbe prämiirt zu sehen.
empfing er die Aufforderung, sich der großen Expedition anzu

thig geübten Pflichterfüllung und einer mitten in den Sorgen des gemeinen
ens nicht zu ertödtenden Liebe zur Wissenschaft. P. war als Arzt und
turforscher dem Befehlshaber der Sudânexpedition, Oberst Colston, zugewiesen.
ne Thätigkeit wurde in beiden Richtungen stark in Anspruch genommen,
der Nil bei Wadi Halfa verlassen und der Steppenweg nach Dongola
reten war. Colston selbst erkrankte in Dongola, welches am 5. Februar
75 erreicht wurde, so schwer, daß er nur des „bewundernswerthen braven alten
ctors" Pflege sein Leben zu verdanken glaubte. Der zweite Chef der
edition, Reed, mußte krank zurückkehren und an seine Stelle trat Oberst-
tenant Prout. Schon von Dongola aus sandte P. seine erste Kiste voll
turalien und Hieroglyphenabklatsche nach Cairo. Von Debbe aus wurde das
di Melkh untersucht und mit der erheblich geschwächten Expedition anfangs
ni das Militärlager Burrah bei El Obeid erreicht. Von letzterem Orte aus
chte P., während die Expedition ruhte, vom August an eine wissenschaftliche
ersuchungsreise, welcher Ernst Marno sich bis Dschebel Abu Harrasi anschloß
die auch Slatin eine Strecke begleitete. In Omlubie empfing P. am
August die Nachricht, daß seine Frau, die in Cairo geblieben war, ihm ein
hnchen geboren habe. Da einer seiner Begleiter nach dem anderen erkrankte,
ieß P. die bisher innegehaltene Nordwestrichtung und ging ostwärts nach der
hebene von Abu Snun, traf in den Bergen von Katul unerwartet mit
ut und Marno zusammen und ging dann, nachdem Prout ihn wieder
assen, über Kaga, nach Surug im Grenzgebirge von Darfur, welches er in
chiedenen Richtungen durchzog. Mit der fast jugendlichen Unternehmungslust
der naiven Freude an der Erforschung des Neuen, welche seine Gefährten
dieser Reise an ihm rühmten, drang P. noch über sein Ziel hinaus nach
rfur vor. Die Ermattung seiner Thiere und die Erschöpfung seiner Vorräthe
ngen ihn, von weiteren Plänen abzusehen und nach El Obeid zurückzukehren,
häufige Erkrankungen im Expeditionscorps seine Anwesenheit nothwendig
hten. Er traf am 10. October hier ein, ging aber schon am 28. an der
ze einer neuen Expedition durch das wegen seiner räuberischen Baggara-
lkerung verrufene Gebirge Kordofans über Dschebel Aïn nach Birket Rahat
Dschebel Deir. Am 6. November nach El Obeid zurückgekehrt, begleitete
seinen Oberst nach Chartum und trat dann am 19. März 1876 mit Prout
letzte Reise an, welche ihn nach Darfur führte. Am 3. April traf er am
der Berge von Fogeh mit Ismael Pascha, dem ersten ägyptischen Hokumdar
Darfur zusammen. Der Weg führte über Bir el Hella und El Abiad
El Fascher, das am 24. April erreicht wurde. Von hier aus sollte nun
eben gewonnene Darfur ähnlich geographisch aufgenommen werden, wie im
angenen Jahre Kordofan. P. und Prout theilten sich in die Aufgabe so,
dieser zunächst den Westen, jener den Norden in Angriff nahm. Die Rast
wenigen Wochen in dem unwirthlichen, wüstenhaft gelegenen und seit den
mpfen mit Siber halb zerstörten El Fascher hatte P. mit seinem gewohnten
iße, der seine Begleiter zu dringenden Rathschlägen veranlaßte, wenigstens
Nachtarbeit aufzugeben, benützt, um frühere Arbeiten abzuschließen. Selbst
n und Ansicht der 19 Pyramiden von Meroë stellte er in El Fascher fertig,
te aber dabei: Wären nur meine Augen nicht um vieles älter als ich!
2. Juni verließ P. die Hauptstadt, ging nordwärts über Melitt nach
la Tager und Kobbe und kehrte am 16. Juli nach El Fascher zurück. Sein
er Brief ist aus diesem Orte und vom 22. Juli datirt. Er sagt u. a.:
te noch requirire ich neue Kameele, um ins Gebirge Marra aufzubrechen.
ser Plan wurde nicht mehr ausgeführt. P., der seit seinem Aufenthalte in
rfur, wo er seine Reisen ohne alle europäische Begleitung machte, nicht mehr

ganz die alte Spannkraft in sich fühlte, trotzdem aber seinen Pflichten m
schlossenheit und bewundernswerthem Eifer nachkam (er schreibt am 30
ich setze mein Leben nie nutzlos oder unsinnig aufs Spiel; aber ich
auch vor keiner Gefahr zurück, wenn die Pflicht oder ein wissensch
Interesse mich ruft), erkrankte unterwegs, kehrte sehr geschwächt n
Fascher zurück und erlag bald darauf dem Fieber. P. war ein Ma
starkem Körper, scharfem Verstand und glücklichem Humor. Was er
einzigen großen wissenschaftlichen Reise, welche durchzuführen ihm vergön
ertragen und geleistet hat, läßt erkennen, daß die besten Elemente eines t
Afrikareisenden in seiner Natur vereinigt waren. Paul Ascherson rühm
Herbarium, das P. in Kordofan und Darfur zusammenbrachte, nach, da
trefflicher Conservirung der Pflanzen mit den besten Herbarien aus diese
dern, denen von Kotschy, Schimper, Schweinfurth zu vergleichen sei.
und Marno haben die Vorzüglichkeit seiner kartographischen Material
priesen. Sein Reisetagebuch, das mit Sorgfalt geführt worden zu sein
ist nicht zur Veröffentlichung gelangt, aber die Privatbriefe, welche L. Fried
in den Mittheilungen der geographischen Gesellschaft zu Hamburg für 1
veröffentlicht hat, geben wenigstens einen Theil der Eindrücke wieder, we
scharf beobachtende Arzt und Naturforscher in den ostsudânischen Länd
pfing und lassen seine rastlose und gründliche Arbeitsweise erkennen.
Ascherson hat in den Mittheilungen derselben Gesellschaft für 1878/7
botanischen Werth dieser Briefe gewürdigt. Die ägyptischen Behörden,
sich ihr Eigenthumsrecht auf die Aufzeichnungen Pfund's streng wahrte
öffentlichten seine täglichen meteorologischen Beobachtungen als Essai m
logique (1877) und das Verzeichniß seiner botanischen Sammlung
Rapport fait à S. E. le Général Stone Pascha sur les specimens bot
coll. pendant les expéditions égyptiennes au Kordofan et au Dar-Fou
mandées par le Col. Colston etc. par le Dr. Pfund, Naturaliste (1879)

Quellen: Mittheilungen der Geogr. Ges. zu Hamburg 1876/7
1878/79. Im ersten Band Bildniß. Friedrich Ra

Pfündel: Tobias P. aus Plauen gab als Organist zu We
Voigtlande eine gegen die calvinistische Abendmahlslehre gerichtete Str
in dramatischer Form heraus: „Ein Dialogus Oder Gespräch, darinnen
stand der Christlichen Kirchen angedeutet wird, Comoedien weiß gar
beschrieben". Jena 1602. 4°. Derb, aber nicht ungeschickt, schildert
zwei von dem wiedererstandenen Luther und einem Magister unter
Bauern ihrem calvinistischen Pfarrer mit Gründen und dann mit Schlä
Leibe gehen und ihn vertreiben. Wahrscheinlich ist er der Sohn des
meisters Martin P., der 1566 in Wittenberg studirte, 1600 in Plau
Komödie „aus der Grammatik" (von J. Gillhausen?) aufführte und 161
„Oratio de Luscinia" herausgab.

Vgl. Zeitschrift f. deutsche Philologie XX, 82. — Jöcher III, 15
Rotermund VI, 37. J. Bo

Pfyffer von Heidegg: Alois Jos. Joh. Bapt. Alphons P.
schweizerischer Staatsmann. Ein Sohn des Schultheißen Jos. Ign.
P. v. H. und der Marg. Judith Jak. Balthasar, wurde er geboren zu
am 5. September 1753. P. widmete sich anfänglich dem Militärdienst
war Lieutenant bei der Schweizergarde in Paris, trat dann aber in den
dienst über, wurde 1774 zu Luzern in den Großen Rath gewählt, wa
Stadtschreiber in Willisau und 1789 Staatsschreiber in Luzern.
aristokratische Regierung den 31. Januar 1798 abdankte und die Bo

präsentanten anordnete, nahm P., ein feuriger Anhänger der französischen
an der politischen Bewegung mit Wort und Schrift lebhaften Antheil.
rd von der Bürgerschaft der Stadt Luzern als erstes Mitglied zum
präsentanten gewählt und dann den 30. März in den helvetischen Senat.
r Constituirung der helvetischen Republik von den gesetzgebenden Räthen
u, kam P. am 18. April als fünftes Mitglied in das erste helvetische
) Directorium. Da er sich jedoch in dieser Stellung durchaus nicht von
ügigkeit zeigte, die sich die französischen Machthaber von ihm versprachen,
der Commissär Rapinat Pfyffer's und seines Collegen Bay (siehe diesen)
aus dem Directorium (29. Juni). P. trat nun in den Senat zurück
rd dann, nach dem Staatsstreiche vom 8. August 1800, Mitglied des
benden Rathes". In dieser Stellung nahm P. besonders thätigen An-
n Streite über die Verfassung vom 29. Mai 1801 (Entwurf von Mal-
, indem er energisch für die von der helvetischen Tagsatzung vom
ember 1801 ausgearbeitete, ganz unitarische Verfassung eintrat. Wieder-
griff er in der denkwürdigen Sitzung vom 28. October für dieselbe das
Mit dieser Episode schließt Pfyffer's Thätigkeit auf dem Gebiete der eid-
chen Politik. In demselben Monate ging der nach dem Rücktritte
nner's (siehe diesen) von ihm redigirte „Freyheitsfreund" ein und 1802
wir P. in Luzern als „Procurator". Er widmete sich nun der Advocatur,
dazu aber nicht großes Geschick, indem sein Geist stets fort in höhern
n schwebte" (K. Pfyffer, Geschichte des Kantons Luzern II, 166). Nach
de des Schultheiß Krus (s. A. D. B. XVII, 253) ward er von dem Stadt-
e, in dem er wohnte, nochmals in den Großen Rath gewählt, verblieb
demselben bis zum Sturze der Luzerner Mediationsregierung (16. Febr.
nahm jedoch an den öffentlichen Fragen keinen besonderen Antheil mehr.
politischen Idealen aber blieb er treu bis zum Tode, der den in dürf-
Verhältnissen lebenden Greis am 9. April 1822 ins Jenseits abrief.
Politiker doctrinär, war ein „Mann von vielseitiger Bildung, hoher
affenheit, gemeinnützigem Sinne und edlem Charakter" (Neue Zürcher-
1822, Nr. 44, 13. April). Publicistisch thätig war P. zur Zeit der
chen Revolution durch die Broschüren: „Was ist Freyheit?" (Luzern
— „Was ist eine Volksregierung?" (Luzern 1798.) — „Ist dem
zu trauen? oder Aufruf an alle helvetischen Bürger." (1799.) Sein
, gemalt von J. M. Wyrsch, befindet sich im Familienbesitze. Ein
in der Porträtgalerie der Bürgerbibliothek von Luzern. Ein Kupferstich
inrich Pfenninger datirt vom J. 1798.

Außer den allgemeinen Werken über die Helvetik v. Tillier, Monnard,
ler, Hilty u. a.: Lutz, Moderne Biographien. — K. Pfyffer, Geschichte
. Luzern. 2 Bde. — Neue Zürcher-Zeitung 1822, Nr. 44.

Schiffmann.

yffer von Altishofen: Casimir P. v. A., Rechtsgelehrter und Politiker
n, geboren am 10. October 1794, † am 11. November 1875, ist einer der
esten schweizerischen Juristen der dreißiger Jahre, die ihr Ideal in der strengen
hrung der Grundsätze der Repräsentativdemokratie fanden. Nach glänzend
ten Gymnasial- und Lycealstudien besuchte P. von 1813—14 die Uni-
Tübingen, practicirte von 1814—20 als Anwalt in seiner Vaterstadt,
rte im Mai 1821, nachdem er das Jahr vorher nochmals in Heidelberg
en Studien obgelegen, in Tübingen als doctor juris utriusque und wurde
on der Regierung von Luzern auf den im J. 1819 am dortigen Lyceum
n Lehrstuhl des Rechts und der vaterländischen Geschichte berufen. Die
ngen begannen im November 1821 und wurden von ihm selbst „Leitfaden

zum Unterricht in der Rechtswissenschaft" genannt, sie gaben eine encyklopädische Uebersicht über das Civilrecht und den Civilproceß mit besonderer Rücksicht auf Luzern und dauerten bis 1824, wo P. seine Stellung aufgab. Um Weihnachten 1826 wurde P. zum Mitglied des Großen Raths gewählt, dem er dann ununterbrochen bis 1867 angehörte. Die Verfassungsveränderung von 1829, welche die Machtvollkommenheit des täglichen Raths beschränkte und die Trennung der Gewalten aussprach, war hauptsächlich sein und des nachmaligen Schultheißen Jakob Kopp Werk und als dann kaum nach Inkrafttreten der neuen Verfassung (Neujahr 1830) die Nachwirkungen der französischen Julirevolution auf die Schweiz sich zeigten, stellte sich wiederum P. neben Schultheiß Amrhyn an die Spitze der liberalen Partei und führte mittels Ausarbeitung verschiedener organischer Gesetze, durch welche namentlich die politischen oder Einwohner- im Gegensatz zu den Ortsbürgergemeinden neu geschaffen wurden, die Verfassung von 1831 ins Leben ein. Da die neue Ordnung der Dinge gleich von Anfang an zahlreiche Gegner hatte, so unternahm P. in Luzern die Gründung des sogenannten Schutzvereins, der laut den Statuten zum Zwecke hatte, die auf den Grundsatz der politischen Rechtsgleichheit basirte, repräsentativ-demokratische Verfassung des Cantons Luzern und die aus dieser Verfassung hervorgegangene Regirrung derselben zu schützen und nöthigenfalls mit den Waffen zu vertheidigen und aus dem dann der sogenannte Langenthaler- oder schweizerische Schutzverein entstand, welcher letztere dann außerhalb des Cantons Luzern eine viel größere, allerdings auch bedenklichere Bedeutung erlangte als am Orte seiner Gründung. Der von P. verfaßten Schrift: „Zuruf an den eidgenössischen Vorort Luzern bei Uebernahme der Leitung der Bundesangelegenheiten", Luzern bei Xaver Meyer 1831, der ersten gewichtigen Stimme, welche an der Stelle des Bundesvertrages von 1815 eine neue Bundesverfassung verlangte, ließ der Verfasser, als gegen seinen Vorschlag eingewendet wurde, man gelange auf diesem Wege zur helvetischen Einheitsregierung zurück, eine „kurze Rechtfertigung" folgen, in der er ausführte, daß ein großer Unterschied walte zwischen jener Einheitsverfassung, die jede Cantonalsouveränetät verschlungen und dem vorgeschlagenen Bundesstaat, in dem das selbständige Leben der Cantone wie bisher Anerkennung finde, und unterstützte seine Auffassung durch Vergleiche aus der Mediationszeit. An der außerordentlichen Tagsatzung vom März 1832, an welcher, allerdings außer dem Schooße der Tagsatzung, das sogenannte Siebnerconcordat abgeschlossen und der Entwurf einer schweizerischen Bundesverfassung ausgearbeitet worden, hatte P. neben seinem Bruder Eduard und dem nachherigen Schultheißen Jakob Kopp theilgenommen, sprach sich dann aber im Großen Rath des Cantons Luzern für Verwerfung des von der außerordentlichen Tagsatzung von Zürich (1833) berathenen Entwurfs aus dem Grunde aus, weil gemäß demselben gleiche Repräsentation der Cantone in der obersten Bundesbehörde festgesetzt worden, daher die Minderheit in die Möglichkeit versetzt sei, der Majorität das Gesetz vorzuschreiben und zudem die bisherige Stellung Neuenburgs beibehalten sei. Nachdem der Entwurf am 7. Juli 1833 in Luzern verworfen worden war, wollte P., von der staatsrechtlichen Betrachtung ausgehend, daß die Einführung einer vom Volke gewählten berathschlagenden Körperschaft, die einen Bestandtheil der centralen Gesetzgebungsgewalt ausmache und die Nation als Ganzes repräsentire, das hauptsächlichste Kriterium des Bundesstaates im Gegensatz zum Staatenbund bilde, in Opposition gegen seinen Bruder Eduard für Berufung eines eidgenössischen Verfassungsrathes sowohl im Großen Rath von Luzern, welcher sich 1835 wirklich für den Verfassungsrath aussprach, als auch an der Tagsatzung. Als erster Gesandter seines Cantons auf der Tagsatzung, verfocht er jenen Gedanken in Zürich, wo er 1834 den eidgenössischen Gruß entbot, und 1835 in

ern. Er hielt hier eine ausführliche Rede über die Bundesrevision und nahm ich Theil an dem vom schweizerischen Schutzverein den 26. Februar 1834 in fingen gegründeten Nationalverein für Schule, Kirche und Staat, der sich zur ufgabe gemacht hatte, auf eine neue Bundesverfassung hinzuarbeiten. Bei n zahlreichen kirchlichen Fehden der Dreißigerregierung drängte sich P. nie den Vordergrund. Er sah dieselben nach seinem eigenen Geständniß nicht rn, hielt es aber für seine Pflicht, die einmal zur Wahrung der staatlichen oheitsrechte gefaßten Regierungsbeschlüsse nach Kräften zu unterstützen, und vereidigte auch die viel angefochtenen Badener Conferenzartikel, nachdem dieselben nmal beschlossen waren, obwohl seine Ansicht anfänglich dahingegangen, der taat solle seine Rechte der Kirche gegenüber bloß im gegebenen Fall, aber dann it aller Energie handhaben. Pfyffers Stellung in kirchlichen Dingen war erhaupt keine offensive oder der katholischen Kirche feindselige, sondern vielehr eine defensive, welche sich darauf beschränkte, Uebergriffe der Kirchengewalt das Staatsleben zurückzuweisen. Seit 1831 Präsident des luzernerischen Apllationsgerichts schlug P., an Stelle seines am 11. December 1834 verstorbenen ruders Eduard zum Schultheißen gewählt, diese letztere Stelle aus, um die von m begonnene Reorganisation des Justizwesens durchzuführen, wozu er alle erderlichen Eigenschaften für eine nachhaltige und erfolgreiche Wirksamkeit in h vereinigte. Sein imponirendes, auf unerschütterlichen Grundsätzen ruhendes esen war geeignet auch äußerlich die Autorität seines Amtes zu erhöhen, ährend das Bewußtsein der hohen Bedeutung der Justiz im Staatsleben, r Sinn für Recht und Gerechtigkeit die Signatur seines geistigen Lebens war d ihn vor Allen zum Gesetzgeber seines Heimathscantons geschaffen hatte. ohl nirgends ist die Abneigung gegen formale Jurisprudenz stärker, der Trieb m ruhigen gehen lassen größer als in Luzern, und doch verschaffte P. vermöge r ihm innewohnenden Autorität dem Canton den Segen einer systematischen esetzgebung. Unter seinem Einflusse gelang die Abfassung eines bürgerlichen esetzbuches (1831—39), sowie diejenige eines neuen, mildern Strafgesetzbuches d Strafverfahrens, welches 1836 an die Stelle desjenigen von 1827 trat. ward auch in dieser Periode mit Entwerfung beinahe aller andern Gesetze traut, mochten auch die Materien noch so verschieden sein. Nicht mindere rdienste erwarb sich P. um die praktische Rechtspflege. Er sorgte für eine irdige Haltung des Gerichtshofes sowohl materiell in seinen Entscheidungen, s auch formell in seiner äußern Haltung und übte über die Untergerichte, die her ohne alle Aufsicht und Leitung amtirt hatten, eine strenge Controle aus. verschiedenen ihm durch das Vertrauen seiner Mitbürger übertragenen communalen Beamtungen verblieb er Anfangs der dreißiger Jahre nur so lange, s er es für nöthig erachtete, die Grundsätze der neuen Staatsverfassung auch ch dieser Richtung hin zur Geltung zu bringen. Zum Danke für all dies rdienstvolle Wirken beim Regierungswechsel von 1841 von seiner Stelle als pellationsgerichtspräsident entfernt und durch einen des Rechts völlig unkungen Handelsmann ersetzt, ertrug P. den Wechsel des Geschicks mit Gleichmuth d schloß die letzte Sitzung des Appellationsgerichtes (14. Juni 1841) mit den önen Worten: „Die Diener der Gerechtigkeit haben sich mit der Achtung zu gnügen ohne je auf Bewunderung zu rechnen: denn sie haben nichts zu ergen und zu verschaffen, sie haben nur das ihrem Schutze anvertraute Heiligum des Rechts treu zu bewahren und davon Jedem gewissenhaft zuzuerkennen, as ihm gebührt. Die Seele ihres Wirkens ist nicht jene, das Zufällige behtende, nach Zeit und Umständen sich bequemende, geschmeidige Klugheit, von elcher die Staatsverwaltung nothwendig geleitet wird — sondern allein jener nfache Sinn, der nirgends hin, als hinauf zum Gesetze, und von da zur That

herunterblickt, — jene Rechtlichkeit der Gesinnung, welche unbefangen als Recht ausspricht, was sie als das Rechte erkennt; jene Stärke des Willens, welche mit festem, keinem Einfluß weichendem, durch keine Gewalt zu beugendem Arm die Waage der Gerechtigkeit stets im sichern Gleichgewicht hält.“ Ins Privatleben zurückgekehrt gründete P. mit Ludwig Plazid Meyer, gewesenem Staatsanwalt unter der Dreißigerregierung (s. d.), ein Advocaturbüreau, nahm aber gleichwohl als Mitglied des Großen Raths an den öffentlichen Angelegenheiten lebhaften Antheil, kämpfte für die Freiheit der Presse, die er schon auf der Tagsatzung von 1829 siegreich verfochten und suchte vergeblich die Berufung der Jesuiten und die Gründung des Sonderbundes zu verhindern, ohne sich irgendwie vom Boden des Rechts zu entfernen. Diese strenge Rechtlichkeit hinderte aber nicht, sondern reizte die Gegner, ihn planmäßig in den Prozeß über die Ermordung Leus (1845), wo er nach drei Wochen Haft gegen Caution entlassen wurde, zu verwickeln. Nach dem Falle des Sonderbunds wirkte P. als Mitglied der vom Regierungsrath des Cantons Luzern aufgestellten Gesetzgebungscommission bei der Ausarbeitung der Gesetze über die Schuldbetreibung, den Concurs, den Civil- und später Strafproceß mit. — Schon bei Anlaß der Revision des eidgenössischen Militärstrafgesetzbuches durch die Tagsatzung in die diesfällige Commission und nach Annahme dieses Gesetzbuches zum eidgenössischen Oberst im Justizstab ernannt, bekleidete P. in den Jahren 1837 und 38 die Stelle eines Präsidenten der eidgenössischen Kriegsgelder. Er nahm von 1848—1863 als Mitglied und 1854 als Präsident des schweizerischen Nationalraths lebhaften Antheil an der Aufstellung der vielen, zur Durchführung der neuen Bundesverfassung nothwendigen Gesetze und functionirte in der Periode von 1848—1863 fünfmal als Präsident des schweizerischen Bundesgerichts und getreu seiner Vorliebe für das Justizwesen lehnte er 1855 die ihm nach dem Tode Munzingers zugedachte Bundesrathsstelle ab, um dann 1857 sich aus der Advocatur in das luzernerische Obergericht, dem er bis 1871 angehörte, zurückzuziehen. Obwohl ein strammer Anhänger der Repräsentativrepublik und Freund indirecter Wahlen, soweit diese letztern durch Wahlcollegien stattfanden und nicht auf dem Princip der Selbstergänzung beruhten, war P. doch ein aufrichtiger Demokrat, der alle Diplomatenkünste verschmähte und der allen ständischen Vorurtheilen abhold, seine Erholungsstunden meist im Kreise einfacher Bürger verlebte. Ein eifriger Freund des Vereinswesens eröffnete P., 1831 zum Präsidenten der helvetischen Gesellschaft erwählt, dieselbe am 4. Mai mit einer Rede: „Ueber die Folgen der neuesten Staatsformen in der Schweiz in Hinsicht auf Politik und Cultur“ und besuchte regelmäßig die schweizerischen Sänger- und Schützenfeste, an denen er, wie an den großen Volksversammlungen von Reiden vom 21. August 18[illegible] und Sursee vom 3. October 1862 als beliebter und gefeierter Volksredner auftrat. Neben seiner politischen, gesetzgeberischen und richterlichen Thätigkeit fand P. noch Zeit zu sehr bedeutenden publicistischen und schriftstellerischen Arbeiten, von denen wir seine zwei Bände „Geschichte des Cantons Luzern“ (Zürich bei Orell, Füßli & Cie., 1850 und 1852) als die erste zusammenhängende Geschichte dieses Cantons, speciell hervorheben. Es dürfte hier besonders der 2. Theil, wo der Verfasser die Geschichte seiner Zeit, in der er in so hervorragender Weise thätig gewesen, erzählt, von bleibendem historischem Werthe sein. In dem historisch-geographisch-statistischen Gemälde der Schweiz hat P. den Canton Luzern in zwei Bänden bearbeitet und wir nennen von seinen übrigen literarischen Werken hier noch: „Rechtsfreund für den Canton Luzern“, die in Gemeinschaft mit Johann Baptist Zurgilgen (1843—46) verfaßte: „Anleitung zur Führung von Untersuchungen in Strafsachen“. „Erläuterungen des bürgerlichen Gesetzbuches“ (3 Bde. 1832—39). „Dr. Jakob Robert Steiger und dessen Strafprozeß in Luzern

trag zu der Geschichte der jüngsten Ereignisse im Canton Luzern." „Der
er Krieg," Luzern 1844. „Meine Betheiligung an der Rathsherr Leu-
ordgeschichte", später noch ein Nachtrag hierzu, und endlich „Beleuchtung
nannischen Untersuchungsmethode und Betrachtungen über das Strafver-
überhaupt". Daneben verfaßte P. noch verschiedene Artikel für das
rikon von Rotteck und Welcker, für die kritische Zeitschrift für Rechts-
aft und Gesetzgebung des Auslandes und für Demmes Annalen der
rechtspflege, gab endlich im Jahre 1866 eine Sammlung kleinerer
nebst Erinnerungen aus seinem Leben heraus, die werthvolle Beiträge
geschichte enthaltend, sehr lichtvolle Blicke in das consequente, über-
treue Streben des Verfassers gewähren. Niemals rastend, war P. selbst
n Alter noch litterarisch thätig, wie dies das hübsche Büchlein: „Die
rfassungen des Cantons Luzern und die Reform derselben" (1869) und
ltsvolle Schrift „Aus dem Leben des weiland Großrath Ludwig Plazid
und noch verschiedene andere kleinere Schriften, der Pfyffer-Amlehen-
c., beweisen. Pfyffers bleibende Bedeutung für den Canton Luzern liegt
Gebiet der Gesetzgebung und Rechtspflege. Während seine politische
t in den dreißiger Jahren von einer aufrichtig patriotischen Gesinnung ge-
llzusehr von formal-juristischen Gesichtspunkten ausgehend, den historischen
issen vielleicht nicht genug Rechnung getragen hat, vertrat P. in juristisch-
r Beziehung unbedingt die Richtung, der die Zukunft gehört. An Stelle
ohnheitsrechts ist das Gesetz getreten und dieses soll streng formal, rein
auf die concreten Thatbestände angewendet werden. Heutzutage, wo die
Fragen vor Allem das Zeitinteresse in Anspruch nehmen, sucht man
die juristischen Begriffe durch wirthschaftliche, politische und ethische
zu ersetzen und es mag diese inductive Richtung für die Gesetzgebung,
it neuem Inhalt bereichert, vor der Hand eine gewisse relative Berech-
aben, für die Praxis dagegen, die nicht mehr wie zur Zeit der Römer
nde Recht aus dem Begriff der aequitas fortzubilden hat, sondern von
ehenden Gesetz ausgeht, ist das deductive, formale oder abstracte Ver-
as einzig richtige. Den nicht immer logisch abgeklärten Ausspruch des
hat der juristische Scheidekünstler auf seine Elemente zurückzuführen und
male Seite der praktischen Jurisprudenz fand in P. einen vorzüg-
ertreter; bei ihm erschien das Gesetz in seiner ganzen Würde und Hoheit
rste und oberste Richtschnur für die Entscheidung des Richters und ent-
er jetzt noch bestehenden romantischen Richtung, die in der Gesetzgebung
Fessel für die wissenschaftliche Freiheit des Richters erblickt, sah P. in
ionsarbeiten und strammer Gesetzesanwendung die wahre Aufgabe des
n Juristen. In der gegenwärtigen Zeit, wo Justizfragen im Gegensatz
dreißiger Jahren das allgemeine Interesse nur mehr sehr wenig in An-
hmen und viele die Justiz für einen Posten halten, den man möglichst
zu schieben habe, ist es gewiß sehr angezeigt auf hochbegabte Männer
hinzuweisen, die ihr ganzes bedeutungsvolles Leben der Justiz und
ung gewidmet und darin eine würdige Verwendung ihres Daseins erblickt
nn stets bleibt wahr das alte Wort: Justitia fundamentum regnorum. —
Rechtsschulen und Rechtsliteratur in der Schweiz vom Ende des Mittel-
bis zur Gründung der Universitäten von Zürich und Bern, Festschrift
r. Aloys von Orelli, Zürich 1879, S. 69 und 70. — Baumgartner,
chweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—1850, Bd. 1
. — F. A. Pupikofer, Joh. Jakob Heß als Bürger und Staatsmann
tds. Zürich und eigenössischer Bundespräsident, Zürich 1859.

Meyer von Schauensee.

Auszeichnung der Advocatur gewidmet hatte, wurde im J.
gewaltsamen Sturze der Mediationsregierung in den täglicher
wo er bald eine hervorragende Stellung einnahm. Oberamtman
im Entlebuch, von 1821—27 in Luzern und von 1821 bis
Polizeidirector des Kantons, hat sich P. speciell als Mitglied
rathes bleibende Verdienste um das luzernerische Schulwesen erwo
die Berufung Troxlers als Professors der Philosophie nach Luzer
Bewegung gegen die in der Stadt vorherrschende clerikale u
Richtung gegeben und die Regierung die Absetzung Troxler's w
gabe seiner Schrift „Fürst und Volk nach Buchanans und Mil
dessen vorherige Einvernahme verfügte, wurde auch der Einfl
1821 bei einer Erneuerungswahl in den Erziehungsrath übe
und gegen den die Kantonsgeistlichkeit Klage erhoben, vorüberg
Vom Erziehungsrath dennoch als Referent für das Landschulwes
der Stimme beibehalten, ließ sich P. in seinen Bemühungen
Schulwesens nicht abschrecken und es erfolgte im Mai 1830, vo
ein umfassendes Erziehungsgesetz, durch welches die Secundar
schon 1813 beschlossen — nun wirklich eingeführt, alle Bildu
Staates in ein Ganzes zusammengefaßt und die Aufsicht und
Schulwesen, das bisher fast ausschließlich in den Händen der G
hatte, unter die Gebildeten jedes Berufes vertheilt wurden.
sätzlich auf dem Boden der Reform von 1829 stehend, befreun
leicht mit der Verfassungsveränderung von 1831 und fand sich,
der liberalen Partei für 1832 zum Schultheiß gewählt, da L
worden, an die Spitze der eidgenössischen Geschäfte gestellt.
ordentlichen Tagsatzungen vom März und Mai 1832 befaßten
mit der Baslerfehde und es lag P. zudem die Eröffnung des La
betreffend Befreiung Neuenburgs von fürstlicher Herrschaft ob,
die für den Stand Neuenburg denkbar freundlichste Weise en

volutionären und von der Aristokratie und Geistlichkeit bekämpft und vom
lke des Kantons Luzern am 7. Juli 1833 mit 11,412 Stimmen gegen
07 verworfen. Von nun an war P. wieder hauptsächlich im Erziehungsfache
d speciell bei der Reorganisation der theologischen Lehranstalt thätig. Allein
wurde hier ein entschiedener Mißgriff durch die Berufung des verhängniß-
llen Christoph Fuchs (s. A. D. B. VIII, 156) begangen. Weil Christoph Fuchs
ch in die Suspensionsgeschichte des Aloys Fuchs (s. A. D. B. VIII, 156) ver-
kelt war, erhielt er die bischöfliche Admission in die Diöcese Basel nicht, und
e Folge davon war die Badener Conferenz. An und für sich waren die
undsätze, welche P. und mit ihm noch andere Staatsmänner in der Badener
nferenz aufstellten, eines freien Volkes würdig und sie standen weit hinter
n zurück, was viele katholische Fürsten seit langer Zeit in ihren Staaten
geführt haben, allein man übersah, wie Ludwig Meyer v. Knonau in seinen
nkwürdigkeiten sehr richtig bemerkt hat, daß in dem sog. Udligenschwyler-
ndel von 1725 und 1726, welcher P. in erster Linie vorschwebte, das Volk
bst gegen den Clerus unwillig geworden war, während zur Zeit der Badener
nferenz eine starke Partei im eigenen Lande der Obrigkeit entgegenstand. —
trat, als entschiedener Freund der Reform und Gegner der Revolution, er-
cht von dem schönen Traum der Einheit, wie er sich ausdrückte, in dem am
Mai 1834 bei Berathung über die eidgenössische Bundesrevision im Großen
th von Luzern gehaltenen Vortrag, der recht eigentlich als sein Schwanen-
ang gelten kann, der Idee eines eidgenössischen Verfassungsrathes aus allen
äften entgegen, indem er dafür hielt, daß dieser Weg nur mittels einer Re-
lution, deren Folgen zum Voraus nicht bestimmt werden könnten, zu betreten
. Außer dem Erziehungsfach und den eidgenössischen Angelegenheiten war P.
ch auf vielen anderen Gebieten der Verwaltung thätig, namentlich auch als
itglied des durch das Vormundschaftsgesetz von 1819 eingesetzten „Armen-
d Vormundschaftsrathes“, präsidirte 1825 die Conferenz der Abgeordneten der
tände wegen des großen Gaunerhandels, aus dem dann der Proceß betreffend
e Ermordung des Schultheißen Keller ausgeschieden und die Führung der
ntersuchung der Regierung von Zürich übertragen wurde und gehörte als
itglied verschiedenen gemeinnützigen Vereinen an, so der landwirthschaftlich-
onomischen Gesellschaft des Kantons Luzern, der schweizerischen gemeinnützigen
esellschaft, die ihn bei ihrer Jahresversammlung in Luzern im J. 1825 zum
räsidenten gewählt und präsidirte 1826 die helvetische Gesellschaft in Schinznach.
m J. 1826 bemühte sich P. sehr für Einführung des evangelischen Gottes-
enstes in seiner Vaterstadt trotz einer sich hiegegen geltend machenden starken
pposition, indem er sich hievon manches Gutes versprach und zugleich fand,
ß Humanität und Gerechtigkeit dieselbe fordern. Von P. rühren auch zwei
ibsche Biographien über Altschultheiß H. Krauer und Stadtpfarrer Thaddäus
üller her. P., der in jener kritischen Zeit, wo er zur Leitung der eidge-
össischen Angelegenheit berufen war, eine glückliche Mitte eingenommen zwischen
n Magistraten der alten und den Radicalen der Troxler'schen Schule, hatte
uzern in der Eidgenossenschaft viele Sympathien erworben, so daß Stadt und
anton Luzern bestimmt schienen, Mittelpunkt eidgenössischen Lebens zwischen
en inneren und äußern Kantonen zu werden und es ist Baumgartner recht zu
eben, wenn er sagt, es sei die Verwerfung der Bundesurkunde vom Jahre 1833
n Luzern eine von mehreren Ursachen, warum später dieser Kanton von schwerem
nglück heimgesucht worden. P. genoß wegen seines milden und freundlichen
Wesens einer seltenen Popularität und es wurde sein Tod, der am 11. December
1834 auf der Rückreise von Karlsruhe in Olten plötzlich erfolgte, im ganzen
Kanton Luzern, der in ihm seinen gewandtesten und erfolgreichsten Staatsmann

betrauerte, als ein Nationalunglück empfunden. Der Glaube war später allgemein verbreitet, daß es P. mit seinem sichern Tact und dem großen Vertrauen, dessen er sich überall erfreute, bei längerem Leben geglückt wäre, die Verwicklungen der Sonderbundsperiode zu verhüten.

Geschichte des Kantons Luzern von Dr. Casimir Pfyffer, Zürich 1852, 2. Bd. — Die Jesuiten in Luzern, wie sie kamen, wirkten und giengen von Josef Imhof (pseudonym für Propst B. Leu). St. Gallen 1848. — Kurze Lebensbeschreibung des Schultheiß Eduard Pfyffer selig von Dr. Jakob Robert Steiger, Sursee 1836. — Schultheiß Eduard Pfyffer von Stadtpfarrer Waldis 1836. — Leben der beiden Zürcherischen Bürgermeister David v. Wyß, Vater und Sohn, geschildert von Professor Friedrich v. Wyß, Zürich 1886, 2. Bd., Seite 514 und 530. — Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer v. Knonau 1769—1841, Frauenfeld, Verlag von J. Huber 1883, S. 405 f. — Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—1850, geschichtlich dargestellt von alt Landammann Jakob Baumgartner, Zürich und Stuttgart, 1. und 2. Bd. 1868.

Meyer von Schauensee.

Pfyffer von Altishofen: Franz Xaver Christ. P. v. A., Jesuit, Kanzelredner. Aeltester Sohn des Christoph P. und der Maria am Rhyn, geboren zu Luzern am 21. April 1680. Machte seine Studien in seiner Vaterstadt, verzichtete aus Liebe zum geistlichen Stande auf seinen Fideicommißtitel auf die Herrschaft Altishofen und trat 1695 zu Rom in den Jesuitenorden. War dann mehrere Jahre Professor, später einige Jahre Hofcaplan beim kurpfälzischen Hofe und hernach 28 Jahre Domprediger in Augsburg, woselbst er am 29. März 1750 an einem Schlage starb. Von seinen zahlreichen, jetzt vergessenen Schriften verdient die nach seinem Tode veranstaltete Sammlung seiner Predigten (Augsburg 1752. Fol.) besondere Erwähnung. In diesen zeigt sich P. als gewandter Polemiker, der die katholische Lehre mit reichem theologischem Wissen und Beredsamkeit vertheidigt, und die Wärme, mit der dieß geschieht, beweist uns, daß er ein glaubenstreuer Sohn seiner Kirche war, wie er denn auch für einen der besten Kanzelredner seiner Zeit galt.

F. Balthasar, Materialien z. Lebensgeschichte berühmter Luzerner. Ms. der Bürgerbibliothek Luzern. — Hurter, Nomenclator theol. cath. II. 2. 1267. — B. Fleischlin in den „Monatsrosen". 1885/86. 566. N. 57. — Aug. und Al. de Backer, Bibliothèque. Woselbst auch ein Verzeichniß f. Schriften.

Schiffmann.

Pfyffer von Wyher: Franz Ludwig P. v. W., königl. französischer Generallieutenant, schweizerischer Topograph; geboren in Luzern am 18. Mai 1716, † ebendaselbst am 7. November 1802. — Ein Sohn des französischen Brigadiers Jost P. v. Wyher in Luzern und der A. Maria Pfyffer v. Altishofen erhielt P. seine Erziehung in einem Cadettenhause in Frankreich, trat 1733 als Cadett in die Schweizergarde in Paris und machte in derselben, im Range aufsteigend, die Feldzüge des polnischen und des österreichischen Erbfolgekrieges 1733—1747 mit. Vor Menin, Ypres, Freiburg i. Br. und bei Rocoux und Laufeld sich auszeichnend, 1742 Ritter und 1776 Commandeur des Ordens von St. Louis, 1748 (10. Mai) Maréchal de Camp, 1763 Inhaber eines Schweizerregimentes in Frankreich, 1768 (1. Januar) Generallieutenant, nahm er 1769 seinen Abschied und kehrte für bleibend — nach der Familientradition 1772 — in die Heimath zurück, die er beinahe alljährlich, oft in Gesellschaft seines Waffenkameraden, des Dichters Salis, im Urlaube besucht hatte. Schon 17.. war P. in Luzern zum Mitgliede des Großen Rathes, 1752 zum Mitgliede des

der Kleinen Rathes (der Regierung) ernannt worden; er bekleidete jetzt
h andere Aemter, wurde 1788 Venner und bei der Entstehung der
ischen militärischen Gesellschaft" 1779 deren erster Präsident. Seine
Urlaubszeiten aber und nach seiner bleibenden Ansiedlung in Luzern
er mit unausgesetztem, steigendem Eifer der Ausführung des zuerst von
ßten Gedankens, die schweizerischen Alpen auf Grundlage von Messungen
chnungen plastisch darzustellen. In vieljähriger eiserner persönlicher
chuf er das erste topographische Relief der Centralschweiz, das seine
ssen viel bewunderten und noch die Gegenwart mit dankbarer Aner-
und regem Interesse betrachtet. Die erste Idee zur Anlegung eines
oll in P. durch die Collection des reliefs des places fortes de France
Invaliden in Paris erweckt worden sein; jedenfalls wurde sie aber be-
d von P. zuerst näher ausgebildet durch den Anblick des Pilatusberges
en, den er öfter als irgend Jemand bestieg, betrachtete und schon 1756
anziehenden „Promenade au mont Pilate" in Frerons Journal étranger
Er verfertigte ein Relief des Berges in Pappe, das Aufmerksamkeit
. G. E. Haller, Bd. X, 430 oben, „Versuch eines kritischen Verzeich-
. 1759, I. 139, und Bibliothek d. Schweizergesch. 1785. I. 435).
olg gab P. den Entschluß zu einem größeren Werke ein; er entwarf den
nes Reliefs der ganzen Centralschweiz und schritt zur Ausführung.
er sich in den erforderlichen geometrischen Kenntnissen vervollkommnet
reiste er die Gebirge und scheute keine Mühe und Gefahr, um die dar-
en Gegenden bis in alle Einzelheiten genau kennen zu lernen und auf-
. Noch fehlte es im Ganzen durchaus an zureichenden Karten; alles
selbst thun, selbst „festlegen". Die Schwierigkeiten der Aufgabe wur-
das Mißtrauen erhöht, womit die auf ihre Freiheit eifersüchtige Be-
der Gebirgskantone jede Aufnahme des Landes, von der einst ein
utzen ziehen möchte, betrachtete; zwei Mal wurde P. förmlich als Spion
en. Viele Arbeiten machte er daher in mondhellen Nächten. Er besuchte
nd Gipfel, die für unzugänglich galten; vier Mal bestieg er den Titlis,
auf, als sonst Gemsjäger zu klettern pflegten. Bei längerm Aufent-
Gegenden, wo keine Lebensmittel erhältlich waren, pflegte er einige
itzunehmen, von deren Milch er sich nährte. Bei seinen Arbeiten hatte
ehülfen die längste Zeit hindurch nur seinen Diener Plazid Balmer aus
ebuch; in den letzten Jahren half ihm einigermaßen sein Enkel Jost Pfyffer,
schweizerischer Artillerieoberst. Bei der plastischen Ausarbeitung des
en suchte P. der Gestalt aller einzelnen modellirten Theile dadurch die
e Richtigkeit zu geben, daß er dieselben Leuten der betreffenden Gegenden,
und Gemsjägern, vorwies, sie zu genauer Prüfung jeder nachgebildeten
n des Bodens einlud und nach ihren Bemerkungen vorhandene Fehler
e. So entstand sein großes Relief, das in einem Rechtecke von
ter Länge auf 3,89 Meter Breite die Kantone Luzern (mit Ausnahme
estlicher oder nordwestlicher Grenzstriche), Unterwalden, Uri, Schwyz,
angrenzende Theile der Kantone Bern und Zürich darstellt. Das
mfaßt ungefähr 180 schweizerische Quadratstunden Landes, wobei der
mene Maßstab für die horizontalen Entfernungen 1 : 125 000, für die
Erhebungen 1 : 10 000 betragen zu haben scheint. Daß das Ganze
ichen geometrischen Vermessungen beruht, ist aus vergleichenden Messungen
Werke selbst mit Sicherheit zu erkennen. Die Masse, aus welcher
ef geformt ist, besteht nach Pfyffer's eigener Aeußerung aus Wachs,
einem Kerne von Pappe. Die Oberfläche zeigt in Form und Farbe
rliche Aussehen des Terrains: bewohnte Orte, angebautes Land, Wälder,

Felsen und Gletscher, Gewässer aller Art, Straßen und Fußpfade. Wie lange Zeit die Herstellung des Ganzen in Anspruch nahm, läßt sich daraus abnehmen, daß das Relief im Herbste 1765 (Fäsi, Staats- und Erdbeschreibung der schw. Eidgen. Bd. 2, Vorrede S. 3) die Berge am Vierwaldstättersee, einen Theil der Unterwaldnergebirge und die Luzern zunächst liegenden Vogteien der Stadt umfaßte; daß es 1776 (Coxe, Travels in Switzerland I, 150. 165) schon ungefähr 60 Quadratstunden begriff, während für eben so viel weitere Gegenden die grundlegenden Zeichnungen bereit waren; daß Saussure (Voyages inédits IV. 119) 1783 ungefähr 100 Quadratstunden im Relief vollendet sah und Letzteres 1786 seinen vollen Umfang erreicht hatte. — Das Werk machte auf die Zeitgenossen, die es sahen, einen überwältigenden Eindruck. Dieß bezeugen nicht nur die bewundernden Aeußerungen von Männern wie Coxe und Saussure (a. a. O.), sondern auch die überaus zahlreichen Erwähnungen und Beschreibungen des Reliefs in Zeitschriften, in biographischen und in Reisewerken der damaligen Zeit, wie z. B. in Zurlaubens Tableaux topographiques etc. de la Suisse, Paris 1780/88, Meiners' Briefen über die Schweiz, Berlin 1785, II. 127, Fr. L. v. Stolbergs Reisen, Königsberg 1794, I. 121 u. A. m. Die Persönlichkeit Pfyffer's trug zu der Wirkung des von ihm Geschaffenen bei. Denn den Mann, der mit größter Gefälligkeit Jedermann den Zutritt zu seinem Kunstwerke eröffnete, zeichneten mannigfache äußere und innere Vorzüge, Kraft und Gesundheit des Leibes und Geistes, ein leutseliges, offenes, altschweizerisches Wesen und zugleich seine weltmännische Bildung in glücklichster Weise aus. Der Hamburger Senator Günther (s. A. D. B. X, 174) erzählt in seinen „Erinnerungen" (S. 289), daß P., obwohl er bei Vollendung seines Reliefs im siebzigsten Jahre stand, sich noch mit dem Gedanken trug, dasselbe auf die ganze übrige Schweiz auszudehnen und daß nur Bedenklichkeiten von Zürich und Bern gegen die auf ihrem Gebiete vorzunehmenden Vermessungen P. verhinderten, an diese weitere Arbeit zu schreiten. Mit der Lebhaftigkeit und Energie, die ihm eigen war, hatte P. sich übrigens auch an den politischen Ereignissen betheiligt, die Luzern in der Zeit von Pfyffer's vollster Kraft bewegten. Als 1769 das Erscheinen einiger Schriften gegen die geistlichen Orden die bittern Streitigkeiten unter dem Patriciat in Luzern hervorrief, in denen es sich in die gegnerischen Parteien der „Conföderirten" und „Dissidenten" spaltete, stellte sich P., obwohl bisher an kirchlichen Dingen wenig betheiligt, als Gegner Valentin Meyer's (s. A. D. B. XXI, 616 oben) entschlossen in die Reihen der Conföderirten. Bei einer Uebung der Artillerie vor zahlreicher Gesellschaft schob er eines Tages eine jener verhaßten Schriften in die Mündung einer geladenen Kanone und reichte die brennende Lunte seiner neben ihm stehenden Gemahlin, die auf sein Commando das Stück abfeuerte. Von da an zählte P. zu den Häuptern seiner Partei. — Verdienstlicher blieb die militärische und topographische Wirksamkeit des ausgezeichneten Mannes, der bis zu seinem im 86. Jahre erfolgten Ableben vollster Gesundheit und des verdienten Ansehens genoß. Sein Relief, ohne dessen Besichtigung kein Reisender Luzern verließ, gab auch zu bildlichen Darstellungen des betreffenden Landes durch die Hand geschickter Künstler Anlaß. Schon 1777 erschienen in Zurlauben's erwähntem Werke zwei in Paris gestochene Blätter nach Zeichnungen, die A. A. Duncker (geb. in Stralsund 1746, † in Bern 1807) nach Pfyffer's Relief angefertigt hatte. Etwas später veröffentlichte der Zuger Kupferstecher J. J. Clausner (geb. 1744, † 1795) ein ähnliches, unter den Augen des Generals P. verfertigtes Blatt. Chr. Mechel in Basel gab 1786 von Duncker's, 1799 von Clausner's Blättern Nachbildungen heraus. Das Relief selbst benutzte der französische General Lecourbe 1799 beim Gebirgskriege in der Schweiz gegen die Oesterreicher und

Russen. Noch 1803 zog dasselbe die Aufmerksamkeit der französischen Regierung auf sich. General Ney, damals ihr Gesandter in der Schweiz, ließ sich von dem französischen Geniehauptmann Joseph Virvaux einen Bericht über Pfyffer's Werk erstatten, wobei der Verfasser einen Ankauf des Reliefs für Frankreich befürwortete. Glücklicherweise für Luzern und für die Schweiz kam das Geschäft nicht zum Abschluß. Das Relief blieb im Besitze der Familie Pfyffer und wurde 1865 von dem damaligen erbberechtigten Eigenthümer Dr. med. Pfyffer-Segesser der Bürgergemeinde Luzern zu Handen ihrer öffentlichen Bibliothek geschenkt, die auch die Büste, ein Porträt des Generals und 73 seiner Aufnahmeblätter (Geschenk von Herrn Jost Pfyffer-Göldlin) besitzt. Im Besitze der Familie befinden sich zwei Porträts, von denen das eine, wahrscheinlich von Reinhard gemalt, P. in seinem Bergreisecostüm darstellt. Seit 1873 ist das Relief lehensweise dem Besitzer des „Gletschergartens" in Luzern zum Behufe der Besichtigung durch Fremde, anvertraut; ebendaselbst werden Pfyffer's Bergstock, der mit einer Vorrichtung für die Aufnahmen versehen ist, und die Sandalen gezeigt, deren er sich bei seinen Wanderungen bediente. Unter den vielen neuern Beschreibungen des Reliefs ist als eine der trefflichsten diejenige von Mac Gregor (Note-book [Switzerland] London 1835) zu erwähnen. —

Quellen: Die im Texte genannten Schriften. — Helvetia, Zeitschr. von Balthasar, Luzern 1823. I. S. 205. — Rud. Wolf, Biographien zur schweiz. Kulturgeschichte. Zweiter Cyclus. Zürich 1859. S. 234. — B. Studer, Geschichte der physischen Geographie der Schweiz. Zürich 1863. — Ganz vorzüglich aber: R. Wolf, Geschichte der Vermessungen in der Schweiz. 4°. Zürich 1879. S. 117 ff. Schiffmann.

Pfyffer: Ludwig P., Schultheiß zu Luzern, geb. 1524, † am 17. März 1594. — Erst 1483 war das Geschlecht der Pfyffer durch Aufnahme des Johannes P., der, von Rothenburg in der Luzerner Landschaft gekommen, in der Stadt ein Tuchgewerbe betrieb, in das Bürgerrecht in Luzern festgewachsen. Aber schon dieser Johannes, der 1508 in den Kleinen Rath kam und erst 1540, 102 Jahre alt, starb, stieg zu einer ansehnlichen Stellung empor. Ein Sohn erster Ehe, Leodegar, der das bedeutend erweiterte Tuchgeschäft antrat, wurde Seckelmeister. Aus der dritten Ehe, welche ganz besonders Reichthum und Ansehen gebracht hatte — mit Margaretha Kiel, der Schwester des 1569 zu Basel verstorbenen Humanisten Ludwig Kiel oder Carinus — hinterließ Johannes vier Söhne, und von diesen wurde Jost (der Aeltere) 1558 Schultheiß, Kaspar, der jüngste, 1585 Mitglied des Kleinen Rathes. Schultheiß Jost hatte gleich 1559 die Stelle des Austheilers der Pensionen von der französischen Botschaft erhalten und war nun, seit 1563 in den französischen Adelsstand erhoben, in seiner einflußreichen Stellung in die Lage gesetzt, theils das Uebergewicht der französischen Interessen, theils die Einwirkung der eigenen Familie in immer ausdrücklicherer Weise in Luzern zu begründen. — Ludwig war ein Sohn des Leodegar, und er betrieb als junger Mann mit seinen Brüdern das vom Großvater und Vater ererbte, durch eigene Geschäftsreisen stets mehr erweiterte Tuchgeschäft. Außerdem wurde er 1548 Mitglied des Großen Raths, verwaltete dann zwei kleinere Vogteien des Landgebietes. Darauf gab er den Handelsbetrieb auf und widmete sich im J. 1553, an dessen Ende er auch in den Kleinen Rath gelangte, dem Kriegsgewerbe, indem er ein erstes Mal als Fähndrich in König Heinrichs II. Dienst nach Frankreich zog. Erst im Herbst 1557 erscheint P. nachweislich wieder, und zwar jetzt als Hauptmann eines Luzerner Fähnleins im Regimente Lucas Ritter's, in der Picardie: er nahm an der Einnahme von Calais und von Guines, im Januar 1558, Theil. Aber auch in der Heimath stieg er dazwischen zu immer höheren Amtsstellen empor,

so 1558 zu der Verwaltung von Willisau, der wichtigsten Luzerner Landvogtei; anderentheils begann er, als Abgeordneter Luzerns bei eidgenössischen Jahrrechnungen oder bei politischen Missionen mitzuwirken. Doch die große Rolle, welche P. dann in Frankreich zu spielen berufen war, setzt nicht vor dem Tode Heinrichs II. ein. Erst unter dessen zweitem Nachfolger, Karl IX., mit dem vollen Ausbruche der französischen Religionskriege, wurde es den Hilfstruppen der katholischen Kantone möglich, in den inneren Kämpfen confessioneller Färbung dem Königshause der Valois sich in so wesentlichem Maße nützlich zu machen. Als Hauptmann des Luzerner Fähnleins beim zweiten Aufbruche des Jahres 1562, Mitte October, kam P. nach Burgund und wurde da gleich, als sich die gesammten Fähnlein nach eidgenössischem Brauche zum Regiment ordneten, zu deren Obersten erwählt, so daß durch ihn die Abtheilung dem schon im Juni abmarschirten Regiment Fröhlich nach Paris zugeführt wurde. Die Vereitelung der vom Prinzen von Condé beabsichtigten Besetzung von Corbeil, 23. November, war die erste glückliche Waffenthat, bei welcher P. ein größres Commando inne hatte. Nach der Vereinigung der Verstärkung mit dem Regimente Fröhlich ging freilich der Befehl an diesen weit älteren, im französischen Dienste schon lange erprobten Solothurner Officier über. Aber schon am 4. December erlag Fröhlich einer kurze Zeit dauernden Krankheit, worauf der Luzerner Tammann den Befehl über das vereinigte Regiment antrat. Am 19. kam es bei Blainville — die Bezeichnung des Ereignisses nach der Stadt Dreux ist weniger genau — zu der blutigen Schlacht, welche durch die tapfere aber verlustreiche Haltung der Schweizer einen günstigen Ausgang für die Königlichen nahm. Auch Tammann war unter den Gefallenen, und nun wurde P. von den Hauptleuten als Statthalter für den obersten Befehl bestellt. Nachher, 1563, betheiligten sich die Schweizer noch an den Belagerungen von Orleans und von Havre, das infolge des Vertrages der Hugenotten mit der Königin Elisabeth durch die Engländer besetzt worden war; aber im December des Jahres wurde das Regiment in Nachwirkung des Friedensschlusses von Amboise entlassen. — Zurückgekehrt wurde P. zur obersten kriegerischen Beamtung seiner Heimath, derjenigen des Pannerherrn, erhoben, und 1566 war er einer der Gesandten gemeiner Eidgenossen auf dem Reichstage zu Augsburg behufs Bestätigung der Freiheiten von Seiten Kaiser Maximilian's II., wobei dieser den Luzerner Abgeordneten, besonders auch durch Verleihung der Ritterwürde, vorzüglich auszeichnete. Allein Pfyffer's Interessen waren doch stets voran mit Frankreich verbunden: — er antwortete einem Ansuchen Venedigs, daß er „als ein Kriegsmann auch ein Diener des Königs sige, dem er dienen welle, und keinem andern Herrn". Mochte auch die Erneuerung der 1564, fünf Jahre nach Heinrichs II. Tode, zu Ende gegangenen Vereinung, mit Karl IX., sich nicht zum mindesten wegen der längeren Zurückhaltung Luzerns schwieriger gestaltet haben — denn durch die weitgehende Nichterfüllung umfangreicher finanzieller Verpflichtungen der französischen Krone waren in erster Linie die Luzerner Obrigkeit und maßgebende Persönlichkeiten daselbst in Verlegenheit gebracht worden — so wurde doch am 21. Juli 1565 zu Mont St. Marsan in der Gascogne durch Jost P., als das Haupt der eidgenössischen Gesandtschaft an Karl IX., der Vertrag bis auf das siebente Jahr nach des Königs Tode neu beschworen; auch P. hatte, zwar ohne amtlichen Charakter, der Botschaft sich angeschlossen. Und so wie er nach Kräften zu der Erneuerung mitgewirkt, verstand es sich auch von selbst, daß er 1567, als die Verhältnisse in Frankreich den Aufbruch einer neuen Rüstung erforderlich machten, das Regiment befehligte. Mit diesem Aufbruche im Juli 1567 beginnt der wichtigste Abschnitt in Pfyffer's Leben.

der „streng ernsthaftige wachtmuntere Herr, der in sinem Rat und An-
n nit strudlet, sunders wol besinnt, ylt nit bald mit einer Sach, alles
utem Rat, halt gut und scharpf Regiment, halt alt und wolerfarne
lüt in hochen Eren, duldet Spiller und andere unnüze Lüt under sinem
ent und Lager nit, nam wolerfarne Houptlüt, so ein Uffbruch in der
schaft beschah" — so schildert Haffner, Schreiber beim Solothurner
ein (s. A. D. B. X, 317 u. 318), den Obersten — fand schon vor
f des zweiten Monats nach dem Aufbruch von Chalons sur Saone, wo
ammelplatz war, Gelegenheit, sich auf das Glänzendste zu erproben. Denn
er wohlgelungene Eilmarsch von Chateau Thierry nach Meaux, in der
Tageshälfte des 26. Sept., wodurch es den Hugenotten verwehrt wurde,
ngeschützte königliche Hoflager in Meaux zu überrumpeln, und hernach,
9., die geschlossene Schlachtordnung, innerhalb deren der Hof seinen Rück-
nach Paris bewerkstelligte, durchkreuzten den wohlangelegten Plan der
ottischen Partei, den Hof in ihre Gewalt zu bringen. Dagegen nahmen
chweizer, obschon in der Schlachtordnung stehend, am 10. November am
n von St. Denis keinen thätigen Antheil, da dasselbe wesentlich als ein
gefecht verlief. Obschon nun infolge des Mißerfolges dieses Tages die
otten die Belagerung von Paris aufhoben, wurde doch die Verstärkung
egiments P., die schon vorher in Aussicht genommen war, bewerkstelligt
ährend des ereignißlosen Winterfeldzuges stießen am 28. December dreizehn
ein zu Vitry le français zum königlichen Heere —: aber mit dem Frieden
ongjumeau, am 23. März 1568, wurde diese Vermehrung der Sold-
n wieder entbehrlich, und am 2. April entließ der König, unter großen
rüchen für die während der Kriegsdauer geleisteten Dienste aller Eidgenossen,
dreizehn Fähnlein. — Im darauf folgenden Herbste — beim abermaligen,
, Kriegsausbruche — wurde P. der vom Bruder des Königs, Heinrich,
g von Anjou, geführten Armee, für den südwestlichen Kriegsschauplatz jen-
der Loire, zugetheilt; aber erst die zweite Hälfte dieses Winterfeldzuges, in
rsten Monaten des Jahres 1569, brachte eine wichtigere kriegerische Ent-
ung. Während der kriegerischen Operationen an der Charente, in denen
lt, den Hugenotten den Weg nach Osten, an die obere Loire, zu verlegen,
am 13. März die beiden Armeen bei Jarnac auf einander, und Condé
fiel in der für die Hugenotten eine endgültig ungünstige Wendung an-
nden Schlacht: mochten auch, nach Pfyffer's eigenen Worten zu schließen,
idgenossen nicht zum eigentlichen Handgemenge gekommen sein, so schrieb
in dankender Brief des Königs nachher einen Hauptantheil am Siege P.
zu. Aber was durch den Erfolg bei Jarnac erzielt schien, ging nun durch
genügende Führung der anderen auf dem östlichen Kriegsschauplatz stehen-
öniglichen Armee, unter dem Herzog von Aumale, für den Moment
verloren. Die Stimmung der Schweizer, welche, wie diejenige der
ichen Truppen überhaupt, ungeduldig auf einen durchschlagenden Kampf
et war — P. wünschte in seinem Berichte vom 25. September, aus Chinon,
ott und Maria dem jungen Fürsten und ihnen Gnade geben möchten,
t wir einmal ein Ende machen" — fand erst am 3. October in der
cht von Moncontour Befriedigung. Durch das Eingreifen des Regiments
den Reiterkampf, in welchem der Herzog von Anjou in sehr gefährdeter
sich befand, dann auch gegen das hugenottische Fußvolk, wurde über
ny der vollständigste Sieg errungen. Persönliche Angelegenheiten zwangen
hierauf alsbald P., sich nach Luzern zu begeben, wohin Karl IX. den um
Sache so verdienten Obersten in zwei Schreiben vom 9. October, an die
nossen und an Luzern, auf das wärmste empfahl. Doch verblieben die

beiden eidgenössischen Regimenter überhaupt nur noch bis zum 18. und 20
bruar 1570 im königlichen Dienste, indem sie, desselben müde geworden,
neugeschaffenen Führung bald überdrüssig, ihre Entlassung verlangten u
hielten. Zwar traten schon im März zwei andere Regimenter — Schorn
Heidt — an ihre Stelle; aber rasch erlahmte der Krieg, und nach dem F
von St. Germain en Laye, 8. August, erfolgte auch ihre Abdankung.

Durch eine gegen den Oheim Pfyffers, den Schultheißen Jost, aber
gegen den Einfluß der Familie P. überhaupt gerichtete innere Bewegu
Luzern war P. bewogen worden, seine glänzende kriegerische Laufbahn z
lassen. Nach seiner Wahl zum Schultheißen, 1559, war es Jost gelunge
Rivalität der nach Zahl und Parteistellung wichtigsten Luzerner Geschlechter
eine engere Verbindung von sechs der angesehensten Männer beider Partei
französisch gesinnten und der in kaiserlich-spanischen Interessen stehenden,
seitigen, durch eine Verbindung, welche mit Recht mit dem Stato der
Familien zu Florenz unter Cosimo und Lorenzo Medici's Führung in Pa
gesetzt worden ist. Jost und sein Neffe, eben Ludwig P., vertraten die P
Gegenpartei war voran durch den Schultheißen Niklaus Amlehn dargestell
Schwager des in den Länderkantonen hervorragend einflußreichen Nidwa
Melchior Lussi (s. A. D. B. XIX, 657—660). Doch mußte jede Trübun
auswärtigen Beziehungen, zwischen Frankreich und Spanien, z. B. 1564
Bestand dieser Verbindung gefährden, und der Bruch zwischen Jost P.
Amlehn entstand im Winter 1568 auf 1569 wegen der Frage über di
Spanien gewünschte Bewilligung von Soldtruppen zum Schutze der Freigra
Burgund, einer Sache, in der sich P. — nach Amlehn's nachher einger
Klagartikeln — so gezeigt habe, „daß er ein Geschworner des Königs (Ka
ist und ihm des Königs Ehre lieber, als üwer, M. H., Wohlstand".
unterlag Amlehn gegenüber Jost P. für 1569 in der Schultheißen-Wahl.
nun bereitete Amlehn den Angriff vor, zuerst schon dadurch, daß die Verf
über die Austheilung der französischen Pensionen P. entzogen und voll
in die Hand der ordentlichen Behörden gelegt wurde, dann durch die V
beitung der am 15. Juni 1569 eingereichten 43 Klagartikel. Scho
24. Juni wurde bei der regelmäßigen Aemterbesetzung Schultheiß Jo
suspendirt, dagegen gegen den Pannerherrn, den noch in Frankreich abwe
Ludwig P., die Suspension nicht ausgesprochen, in richtiger Erkenntniß
gegenüber den Vermittelungsversuchen der vier Orte ausgesprochen wurde
der fremde Kriegsdienst und seine Disciplin nicht gestört werden dürften.
nachdem nun gegen Jost P., der sich nach seiner Erklärung wegen Kra
nach Baden begeben hatte, am 12. September ein seine bürgerliche S
vernichtendes Urtheil ergangen war, stand für Ludwig P. zuviel auf dem
als daß er länger hätte fern bleiben dürfen; denn gegen ihn war das
„bis uff sin Heimkunft" verschoben. So kehrte er denn aus Frankreich
und trat am 7. November vor den Rath, und am 18., nachdem er sein
theidigung vorgebracht, wurde ihm zwar eine Buße auferlegt, doch der S
Rath und das Panner gelassen. — Doch während des folgenden Jahre
wandten sich die Dinge vollends zu Gunsten Pfyffer's. Ein wenn auch
direct von Amlehn angezettelter, aber doch auch gegen Jost P. sich rich
allerdings rasch beschwichtigter Aufstand auf der Landschaft, der Rothen
Aufruhr vom 21. Februar 1570, zeigte die gefährliche Tragweite der
innere Zwietracht erzielten Schwächung der obrigkeitlichen Autorität; A
selbst hatte, indem er bei der Schultheißenwahl für 1570 unterlag, nur
halben Sieg davongetragen, und seine Anhänger traten von ihm zurück
kamen die P. von Neuem zum Uebergewicht, und auf Weihnachten 1570

P. als Schultheiß für 1571 als Haupt des heimischen Staatswesens erhoben. Auch Jost P. konnte, als ihn der Rath wieder in seine Ehren eingesetzt, Ende 1571 zurückkehren, und nachher wandte sich bis zum Herbst 1573 das Blatt so völlig gegen Amlehn, daß dieser flüchtig werden und die Verurtheilung über sich ergehen lassen mußte. Allein auch nachdem für ihn eine Milderung eingetreten, die Rückkehr ermöglicht worden war, kam er nie wieder zu einer öffentlichen Stellung, während Jost P. schon 1573 wieder in den Kleinen Rath gewählt worden war. Freilich blieb fortan Ludwig P. an der Spitze der Familie, die nun immer mehr nach dieser Herstellung des Ansehens zu eigentlicher Superiorität in Luzern gelangte. Ludwig P. kaufte auch 1571 vom Deutschorden die Gerichtsherrschaft Altishofen in der Luzerner Vogtei Willisau an, nach welcher sich der von ihm abstammende Zweig der P. fortan benannte. Aber andererseits verstand es P. auch, die Streitigkeiten innerhalb der an der Regierung betheiligten Familien zurückzudämmen, indem er in den inneren und äußeren Fragen eine confessionelle Politik ausschließlicher Art thatkräftig in die Hand nahm und so ein gemeinsames Interesse in das Leben rief. Von 1570 an beginnt für ihn in den katholischen Kantonen überhaupt jene maßgebende Stellung, die ihm den Namen des „Schweizer-Königs“ in der Tradition geschaffen hat.

P. suchte in diesen Jahren in und für Luzern, unter bestimmter Festhaltung der auf den Tridentiner Beschlüssen beruhenden kirchlichen Reform, als ein aufrichtiger Verehrer der päpstlichen Oberleitung der Kirche und daneben doch entschieden für die Behauptung der Rechte der Obrigkeit thätig, eine Reihe klar erfaßter Gedanken durchzuführen. Die katholische Jugend sollte einer der protestantischen Erziehung ebenbürtigen höheren Bildung theilhaft werden, und so stand P. an der Spitze der eifrigen Bestrebungen der vornehmsten Luzerner Familien, voran seines eignen Geschlechtes, ein Collegium der Jesuiten zu gründen. 1574 kamen die ersten Jesuiten; 1577 wurde der Vertrag förmlich abgeschlossen; bis zu seinem Lebensende blieb P. ein freigebiger Gönner und wandte bei 30 000 Gulden an das Collegium. Daneben beschäftigte ihn auf dem Boden der Kirchenpolitik ein allerdings nicht zur Vollendung gebrachtes Project einer Neugestaltung der staatskirchlichen Verhältnisse. Durch die Betreibung dieses sogenannten Jurisdictionsgeschäfts gedachte P. die factische Lösung des Luzerner Gebietes von der Constanzer Diöcese, die Errichtung eines apostolischen Vicariates, einer eigenen, unmittelbar unter Rom stehenden geistlichen Autorität zu erreichen. Durch diese Verhandlungen kam es wenigstens seit 1579, vollends seit 1586, durch die Sendung zuerst Santonio's, dann Paravicini's zur Gestaltung einer ständigen Nuntiatur mit dem Sitze in Luzern. Mochte nun auch diese Lösung dem ursprünglichen Begehren Luzerns nicht entsprechen, P. selbst anfänglich gerade von Paravicini sich zurückhalten, so ergab sich doch bald zwischen dem Nuntius und dem Schultheißen ein enger Verkehr.

Ganz besonders jedoch trat seit dem Tode Karls IX., während der Regierung des letzten Königs vom Hause Valois, Heinrichs III., eine Aenderung in den Beziehungen Pfyffer's, der Luzerner Politik überhaupt gegenüber Frankreich ein. Bei der Beglückwünschungsbotschaft der gesammten Eidgenossenschaft an den neuen König, 1575, war zwar P. Haupt und Sprecher der katholischen Orte, und 1576 ging er wieder selbst an der Spitze eines Truppencorps nach Frankreich. Denn wie es 1572, nach der Bartholomäusnacht, Karls IX. erste Handlung gewesen war, in einer neuen schweizerischen Rüstung zuverlässige, allein auf seinen Dienst verpflichtete Truppen heranzuziehen, welche von den Parteien im Reiche unabhängig wären, so wollte auch Heinrich III., mochte auch bei der wachsenden Vernachlässigung der finanziellen Ordnung die Summe der nicht befriedigten Forderungen aus den aufeinander folgenden Aufbrüchen stets

mehr ansteigen, solche fremde Söldner, auf welche sich im Augenblick der Gefahr die königliche Regierung stützen konnte. Der fünfte Religionskrieg — in den Februar 1576 fiel der Aufbruch der von P. geführten Mannschaft von 6000 — drohte, da unter dem Pfalzgrafen Johann Casimir Berner Truppen auf feindlicher Seite standen, Bewaffnete beider Confessionen aus der Schweiz auf fremdem Boden zusammenstoßen zu lassen; allein der am 6. Mai geschlossene Friede (Paix Monsieur) — über den P. entrüstet nach Hause schrieb: „Wir hetten mögen lyden, daß Jr Mt. ee den Krieg an die Hand hette genon, denn den Fryden" —, führte bis zum 6. September die Entlassung des Regiments herbei. Aber eben diese Politik des französischen Königs, welche in P. Zweifel an der warmen Gesinnung Heinrichs III. für die katholische Sache wach werden ließ, bedingte die nach und nach zu Tage tretende Veränderung der Auffassung des Luzerner Staatsmannes. Dazu kam, daß P. als Beauftragter der Eidgenossen während dieses Aufenthaltes in Frankreich zwei Male am Hofe in ziemlich unumwundener Weise die großen Rückstände betonen und für den Fall der Nichterfüllung mit der Lösung der Vereinung drohen mußte. Freilich lag andererseits in dieser großen Schuld — rückständiger Sold, nicht bezahlte vertragsmäßige Pensionen, unter Bürgschaft erhobene königliche Anleihen — eine Aufforderung, an dem Bunde mit Frankreich festzuhalten, weil ein Bruch für eidgenössische Orte und für Privatpersonen die allerbedenklichsten, zerrüttendsten ökonomischen Folgen nach sich gezogen hätte. Immerhin war P. jetzt gewillt, nach anderen äußeren Stützen für die von ihm beabsichtigte Haltung der Politik seines Staatswesens sich umzusehen. — Alle diese Fragen wirkten schon gleich in der nächsten Zeit nach dem Friedensschluß vom Mai 1576. Während in Frankreich die katholischen Interessen durch die Bildung der Ligue eine der Dynastie selbst entgegentretende Organisation gewannen, stellte sich für die katholische Schweiz Savoyen infolge der Haltung des französischen Hofes gegenüber diesem Staate in den Vordergrund. Hatte Herzog Emanuel Philibert schon längst gewünscht, die älteren Beziehungen zu den Eidgenossen durch ein Bündniß mit möglichst vielen Orten zu befestigen, so mußte die durch den Schultheißen P. selbst schon im Herbst 1575 an den in Luzern residirenden herzoglichen Gesandten gerichtete vertrauliche Anfrage, wessen man sich im Falle eines Kriegsausbruches von Savoyen zu versehen habe, ihn hierin bestärken. Der Herzog begann demnach 1576 über ein Defensivbündniß mit der gesammten Eidgenossenschaft, nicht bloß den katholischen Orten, zu verhandeln, begnügte sich aber bald, da die Unmöglichkeit hiervon ersichtlich war, mit der Gewinnung der sechs katholischen Orte — der fünf Orte und Freiburgs —, so daß nach der Aufrichtung des Bundesvertrages, vom 8. Mai 1577, zu Turin im Herbst des darauf folgenden Jahres die feierliche Beschwörung erfolgen konnte. Nicht wenig hatte zur Beschleunigung der Sache der zudringliche und anmaßende Ton der französischen Botschaft beigetragen, welche sich sehr ernsthaft bemüht hatte, diese Frankreich unerwünschte Annäherung zu durchkreuzen. Solche Verletzung des Selbstgefühls war, vollends für die demokratischen Orte, nur geeignet gewesen, den Zusammenschluß der fünf Orte und nun auch schon der Stadt Freiburg um die von P. geleitete Politik Luzerns zu befördern. Freilich geschah darauf hin ein französischer Gegenschachzug in dem am 9. Mai 1579 abgeschlossenen Vertrage, durch welchen die Krone Frankreich die ehemals französischen, durch Eroberung an Bern übergegangenen Besitzungen, sowie insbesondere die Stadt Genf in den ewigen Frieden aufnahm, sich zur Garantie der staatlichen Verhältnisse dieser Gebiete verpflichtete. Aber solche Annäherung des katholischen Königs an Bern beantworteten hinwieder die katholischen Orte durch ihr Bündniß mit dem Bischofe von Basel, und abermals war P. der erste der Gesandten, welche am 13. Januar

580 zu Pruntrut an dieser deutlich gegen die vier reformirten Städte, voran egen Bern und Basel, berechneten feierlichen Beschwörung sich betheiligten. — ergestalt hatte die der confessionell-katholischen Politik verdächtig gewordene altung König Heinrichs III. zur bedenklichen Verschärfung der confessionellen egensätze in der Eidgenossenschaft selbst beigetragen. Allerdings ein Erlöschen r Vereinung mit Frankreich konnte auch von Luzern und von seinen die kathoschen Interessen betonenden nächsten Gesinnungsgenossen, schon um der bereits wähnten materiellen Fragen willen, nicht begehrt werden.

Diese Fragen wurden durch den 1580 eingetretenen Wechsel der Regierung Savoyen insoweit gefährlich, als der neue Herzog Karl Emanuel zwar gegenber Bern die bundesgenössischen Beziehungen aufrecht zu erhalten suchte, dagen die Ansprüche auf Genf wieder hervorholte. Beunruhigt durch neue Zölle der Grenze Savoyens und die Eingriffe herzoglicher Beamter in die Genfer urisdiction, wandte sich Genf 1582 klagend an Bern, welches nun, durch üstungen des Herzogs aufgeregt, gleichfalls Argwohn faßte; aber außerdem einen auch gewisse Kreise in Bern selbst sich mit dem Plane getragen zu ben, offensiv vorzugehen und durch die Wiedereroberung der 1564 zurückgebenen Gebiete von Gex und Chablais Genf endgültig zu sichern. Der erzog seinerseits ersuchte im Juni 1582 die fünf Orte um Bewilligung eines ruppenaufbruches, und unter ausdrücklicher Billigung Pfyffer's gingen die fünf ähnlein alsbald nach Piemont ab. Zwischen den confessionellen Gruppen in r Eidgenossenschaft schien es zum Kriege kommen zu sollen, bis durch eine tgegenkommende Erklärung vom 22. Juli der Herzog seine Truppen von der renze zurückzuziehen sich erbot und die Vermittlung der unparteiischen Orte unmittelbare Gefahr beseitigte. Zwar dauerte es bis 1584, ehe ein sicherer bschluß erfolgte, allerdings mit Ausnahme der Anstände zwischen Savoyen nd Genf; auch die Fähnlein der katholischen Orte, welche im Juni 1582 nige Zeit nur eine Stunde von Genf entfernt gelagert hatten, waren schon n Ende des Jahres wieder entlassen worden. — Die diplomatischen Beziengen Frankreichs hatten von Anfang an für Vermeidung von Feindseligkeiten Innern der Eidgenossenschaft gewirkt; denn Heinrich III. wünschte die Vernung mit den Eidgenossen zu erneuern. Allerdings war gerade P. sehr ungelten über die Haltung der französischen Regierung und hatte der außerordentchen französischen Botschaft herbe Vorwürfe gemacht, daß der König „diese ule Stadt Genf und ein so gottloses Gesinde" in seinen Schirm genommen abe; denn man wußte auch sonst von P., daß er in Genf ein ganz besonderes inderniß für die katholischen Interessen erblickte. Aber die Botschaft arbeitete ermüdlich dafür, den Boden, welchen Savoyen in diesen letzten Jahren in der chweiz gewonnen hatte, wieder einzuengen, dagegen für sich den Kreis der undesgenossen in derselben, gegenüber dem Vertrage von 1564, welcher jetzt en 1582 zu Ende ging, zu erweitern. Auch die katholischen Orte durften sich brigens nicht allzu sehr zurückhaltend zeigen, damit nicht ein einseitiger Abschluß rankreichs mit den reformirten Orten daraus erwachse. So kam, mit dem 2. Juli als Datum, die Vereinung zu Stande, und obschon sich Luzern mit iner thatkräftigeren Fassung der Bedingungen zurückgewiesen gesehen hatte, war och P. der Wortführer der Gesandtschaft der elf Orte und der Zugewandten, elche am 2. December den Bund in Paris beschwur. Ganz besonders hatte ie französische Diplomatie noch darin gesiegt, daß jetzt auch Bern, freilich in inem besonderen Vertrag, der Vereinung beitrat. Doch erregte gerade dieser mstand andererseits den Verdacht der katholischen Orte gegen Frankreich in och stärkerem Grade.

Vom December 1582 an nahm P. durchaus gegen Heinrichs III. Politik in der Schweiz Stellung, und das durfte er wagen, da er, mochte er dem Könige noch so verhaßt sein und durch dessen Gesandten noch so sehr angefeindet werden, seiner Stellung als Leiter der Politik Luzerns völlig sicher war und die anderen katholischen Orte, außer Solothurn, wo Frankreich im Einflusse blieb, sich immer näher an Luzern anschlossen. — Zuerst 1585 stellte sich P. entschieden auf die Seite der französischen Ligue gegen den König, und es gelang ihm, die inneren Orte, wenn auch Schwyz und Unterwalden sich anfangs zurückhielten, mit sich zu ziehen. Während die Mehrheit der mit Heinrich III. verbündeten Orte einen Truppenaufbruch bewilligte und diesen Mitte Mai abgehen ließ, brachte P., indem er seinen ganzen Einfluß einsetzte, die fünf Orte zur Erklärung, daß zur Beschirmung des alten katholischen Glaubens eine eigene Rüstung nach Frankreich nöthig sei, und er selbst übernahm die Führung der 7—8000 Mann, welche am 24. Juni, auf weitem Umwege über den St. Gotthard, den Marsch antraten. Aber es kam zu keinem kriegerischen Zusammenstoß; denn was P. gehofft und hatte erreichen wollen, geschah, nämlich, „daß Ir. M. sich mit den Fürsten verglichen würde und Alles Ein Sach werde", durch den Abschluß des Tractates von Nemours, 7. Juli, zwischen Heinrich III. und den Fürsten der Ligue, aber doch in anderer Weise, als es in Pfyffer's Willen gelegen hatte. Denn während er erwartete, mit den durch ihn nach Frankreich gebrachten Truppen an einem Kriege gegen die Hugenotten theilnehmen zu können, bestand nun der König darauf, daß diese für die Ligue geschehene Rüstung alsbald entlassen werde. So war P. von diesem seinem letzten Zuge nach Frankreich schon im September wieder zurückgekehrt. Aber diese ausgeprägt katholische Kundgebung Luzerns hatte nicht bloß den König noch heftiger, wie bisher, gegen P. gereizt, sondern auch, entsprechend dem allgemein bestehenden Gegensatze, die Gefahr eines confessionellen Krieges in der Eidgenossenschaft selbst abermals erhöht, und außerdem war der Boden geebnet für den weiteren 1586 folgenden Schritt des Abschlusses des goldenen (oder, wahrscheinlich erst seit 1655, so geheißenen borromeischen) Bundes. Es war schon länger ein leitender politischer Gedanke Pfyffer's gewesen, die Städte Freiburg und Solothurn enger mit den fünf Orten zu verbinden, sie von der älteren Verbindlichkeit gegenüber Bern zu lösen, und das geschah nun am 5. Oct. 1586 im Abschluß des goldenen Bundes. Die paciscirenden sieben Orte stellten als Zweck desselben die Aufrechthaltung und Vertheidigung des katholischen Glaubens voran, und so waren jene zwei Städte dem System der fünf Orte gewonnen, ganz besonders auch Solothurn — denn die Genfer Fragen standen auch hier wieder in oberster Erwägung — dem Schirmvertrage für Genf thatsächlich entzogen. Die kirchliche Confraternität war — ein von den Jesuiten, auf die P. so viel hielt, besonders stark betonter Gedanke — auf eine wichtige politische Verbindung angewandt. Doch erst die Anlehnung an eine auswärtige große Macht konnte diesem Vertheidigungsbündniß volle Bedeutung verleihen, und der von P. vertretene Wunsch der Lösung der katholisch-schweizerischen Politik von König Heinrich III. fand erst seinen ganzen Ausdruck in dem Bunde mit König Philipp II. von Spanien, vom folgenden Jahre 1587, dessen Abschluß zunächst allerdings nur ein folgendes Glied in der Kette der seit 1426 mit den Herzogen von Mailand abgeschlossenen eidgenössischen Capitulate bildete. Luzern war bei dieser Angelegenheit entschieden voran gegangen, und P. hatte im März zu Luzern vor der versammelten Gemeinde sehr beredt das Bündniß zur Annahme empfohlen. Es war die Bestätigung der gänzlichen Abwendung von Frankreich, daß P. an der Spitze der sechs katholischen Orte — Solothurn schloß sich hier aus — am 16. Mai des näch-

Jahres 1588 den Schwur auf den spanischen Bund im Dome von Mailand
gle.
Inzwischen hatte König Heinrich III. 1587 einen großen Erfolg gewonnen,
urch daß die Invasion der deutschen protestantischen Coalition, an der sich
eine Rüstung der reformirten schweizerischen Orte betheiligte, eine gänzliche
ückweisung erfuhr, freilich nicht zum schließlichen Vortheile der Ligue, deren
ften den Sieg eigentlich für den König gewonnen hatten. Im Gegentheil
te sich 1588 der Gegensatz zwischen Heinrich III. und Herzog Heinrich von
se stets mehr zu, und am 23. December dieses Jahres wurde der Herzog zu
is ermordet. P. war, gleich dem Ende 1587 in Luzern eingetroffenen, ihm
befreundeten Nuntius des Papstes Sixtus V., Paravicini, mit dem Herzog
lebhafter Correspondenz gewesen, so daß diese Gewaltthat in Luzern die
igste Erregung hervorrief. Jetzt vollends wollte P. von Eröffnungen des
zösischen Botschafters nichts mehr hören, um so weniger, da ihm selbst sogar
Januar 1589 die Warnung zukam, daß auch gegen sein eigenes Leben ein
chlag im Gange sei, obschon noch immer mit ihm unterhandelt wurde. Als
n im Februar Sancy in besonderer Mission nach der Schweiz kam, theils
Truppen trotz der Geldverlegenheit des Königs für dessen Dienst zu gewinnen,
ls und ganz besonders, um gegen die Begünstiger der Ligue vorzugehen und
ideju Pfyffer's Einfluß zu zerstören, war P. gezwungen, der Anklage des
schafters Sillery und dieses außerordentlichen Gesandten öffentlich in einer
iftlichen Verantwortung, am 27. März, entgegenzutreten, durch welche
igstens die Gesandten der katholischen Orte ganz befriedigt zu sein erklärten.
gelang ferner P., für die Ligue zwei katholische Schweizer Regimenter auf-
ringen, welche Mayenne zueilten, während zu gleicher Zeit Sancy vier refor-
te zum Könige brachte: — da wurde Heinrich III. am 1. August ermordet,
dadurch gewannen die französischen Angelegenheiten, weil jetzt König Heinrich
Navarra, Heinrich IV., mit dem Anspruch auf die Nachfolge auftrat, eine
z neue Gestalt. Denn jener Aufbruch zu Mayenne war in seinen Anfängen
der Erwartung gegründet gewesen, Papst Sixtus V. werde durch den wegen
Mordes von Blois über Heinrich III. auszusprechenden Bann sich ganz
Könige lossagen und dergestalt sich unweigerlich für die Ligue erklären, und
hatte für diesen Fall sogar einmal versprochen, trotz seines höheren Alters
hmals selbst, die Pike auf der Schulter, mit 10 000 Mann ins Feld zu
en. Der Papst hatte aber diese Hoffnung nicht erfüllt, und an die Spitze
einen der beiden Regimenter war bei dem Aufbruch Anfang Juni Pfyffer's
gster Bruder Rudolf getreten. Nunmehr erst, nach Heinrichs III. Tode, war
die katholische Partei in der Schweiz die Situation eine ganz klare geworden.
ich Philipp II. sah sie nun in dem seit dem Attentate von Blois, December
88, allerdings gefangen liegenden Cardinal von Bourbon den König Frank-
hs, Karl X., und P. hielt dafür, daß jetzt die Vereinung der Eidgenossen
der Krone von Frankreich schlechthin nur für diesen König gelte. — Doch die
ge nahmen eine ganz entgegengesetzte Wendung. Die Schweizer Regimenter,
che Heinrich III. gedient, anerkannten den König von Navarra als Heinrich's
chfolger, und so hatte Heinrich IV. eine gesicherte kriegerische Stellung gegen-
r Mayenne, welcher als Generalstatthalter für seinen König Karl X. auftrat,
r durch seine Geldverlegenheit nach allen Seiten gehemmt war. Vollends der
scheidende Sieg Heinrichs IV. bei Ivry, 14. März 1590, führte auch die
pitulation der beiden Mayenne dienenden katholischen Regimenter Pfyffer und
oldingen, auf dem Schlachtfelde, herbei; aber außerdem war von diesem Tage
Heinrichs IV. Uebergewicht im Felde zugestanden, der Weg zur allgemeinen
erkennung seiner Kronrechte für ihn aufgeschlossen, zumal da auch sein Oheim

und Gegenkönig Karl schon am 3. Mai starb. Im April kamen die nach ihrer Gefangennahme aufgelösten beiden Regimenter in kläglichstem Zustande nach der Schweiz zurück und verbreiteten in den fünf Orten eine höchst aufgeregte Stimmung, da ihre Soldansprüche ungetilgt geblieben waren.

Geradezu war auch für die Politik, welche P. seit den letzten Jahren so bestimmt vertreten hatte, dieser Tag von Ivry eine bleibend ungünstige Wendung, und nur durch Verbindung größter Klugheit und Thatkraft vermochte derselbe eine noch bedenklichere Schwächung der durch ihn vertretenen katholischen Gesichtspunkte in der Haltung Luzerns und der inneren Schweiz überhaupt zu vermeiden. Ganz abgesehen davon, daß er selbst erneuerten Anlockungen, die aus Frankreich kamen, wegen Abtrennung von der Ligue, fest widerstand, mußte er steigender Mißstimmung und Entmuthigung entgegenarbeiten. Die unbezahlt gebliebenen Soldforderungen der beiden entlassenen Regimenter riefen Jahre lange Beunruhigungen in den fünf Orten hervor, und da die unbefriedigten Obersten und Hauptleute sich an den päpstlichen Hof glaubten halten zu dürfen, weil Cardinal Gaetano eine Bürgschaft für die Verpflichtungen übernommen hatte, so ergaben sich Verwicklungen auch nach dieser Seite hin. P. selbst suchte, z. B. am 10. Mai 1590 durch ein Schreiben, das er mit Umgehung des Nuntius unmittelbar an den Cardinalnepoten Montalto richtete, dafür zu wirken, daß die päpstliche Regierung wenigstens den guten Willen beweise, damit nicht die katholische Partei über dieser Frage sich zerstückele und eine Zuwendung der Stimmung zu Heinrich IV. eintrete. Als dann Papst Gregor XIV., in welchem die Gedanken einer universalen katholischen Politik lebhafter vorwogen, als das bei Sixtus V. der Fall gewesen, selbst einen Truppenaufbruch von 6000 Mann begehrte, zum Zwecke, den französischen katholischen Ständen zur Erwählung eines katholischen Königs behülflich zu sein, da sollte wieder P., von Anfang 1591 an, als Rathgeber des Nuntius dabei helfen, weil über die noch stets nicht bezahlten Soldrückstände die Mißstimmung andauerte. Es waren Jahre, in welchen Pfyffer's ganzer politischer Einfluß auf dem Spiele stand, gegenüber den steten Versuchen, den „Navarrischen Praktiken“ der Gesandten Heinrichs IV. die 1586 im goldenen Bunde geschlossene Einigung der katholischen Orte zu erschüttern. Daneben fehlte es nicht, daß Pfyffer's Name überhaupt in allen wichtigen eidgenössischen Ereignissen dieser Zeit mit hineingezogen wurde, so auch bei den Mühlhauser Wirren von 1590, hinsichtlich deren freilich P. im Januar 1591 auf der Tagsatzung zu Baden die Grundlosigkeit der Anschuldigungen glänzend darzulegen vermochte.

Noch einmal gewann P. 1593 einen politischen Sieg, als der Gesandte Philipps II., Pompejus de Cruce, schon längst sein vertrauter Freund, eine Bewilligung von 6000 Mann in den spanischen Dienst verlangte. Je mehr P. die gänzliche Zerschmetterung seiner Hoffnung hinsichtlich Frankreichs, das unabwendbare Ende der Ligue, voraussah, um so mehr wollte er die Verbindung mit Spanien befestigen. Bis Anfang Februar 1594 waren die Bedingungen des Aufbruchs aufgestellt; diesen selbst erlebte P. nicht mehr. Aber er sah auch nicht mehr den völligen Zusammenbruch der Ligue, wie derselbe am 17. März dieses Jahres, mit Heinrichs IV. Einzug in Paris, eintrat. Die letzte Nachricht aus Frankreich, die P. noch erhielt, von dem Uebergang von Lyon an Heinrich IV., traf ihn freilich ebenfalls schwer genug — denn noch kurz vorher hatte er in einer Conferenz mit einem Freiburger Abgeordneten die große Wichtigkeit dieses Platzes für die katholische Sache betont —, aber auch persönlich, da einer seiner Söhne zu den in Lyon stehenden Luzerner Hauptleuten zählte. Er selbst war ganz unentwegt geblieben, standhaft gegenüber Heinrichs IV. fortgesetzten Versuchen, den maßgebenden Luzerner Schultheißen auf seine Seite zu ziehen. —

Noch am 14. März wohnte er einer Sitzung des Rathes bei, erkältete sich dann
ber Abends auf der Hofbrücke, während einer längeren Unterredung mit dem
Gesandten des Herzogs von Savoyen, und zog sich die Krankheit zu, welche ihn
m drittfolgenden Tage noch aus der vollen Kraft wegraffte. Sein Tod wurde
llgemein als ein Ereigniß wichtiger Art angesehen, mit sehr ungleichen Em-
findungen aufgenommen. Denn nicht der zwar gelehrte und äußerst arbeit-
ame Stadtschreiber Cysat (s. A. D. B. IV, 669 und 670), mochte er auch
Pfyffer's Vertrauter gewesen sein, sondern ganz allein P. war die belebende
raft in der katholischen Politik der Eidgenossen zu seiner Zeit. P. hinterließ
eben Häusern in der Stadt und Grundbesitz, besonders den Herrschaften Altis-
ofen und Wyher, ein sehr bedeutendes Vermögen (über 230 000 Gulden) an
Werthzeichen und Geld, ohne die Ansprüche an die französische Krone und anderen
ungewissen Forderungen". Von vierzehn Kindern aus zwei Ehen — vier
ußereheliche anerkannte er mit Aussteuer — überlebten ihn fünf Söhne und
ne Tochter.

Vgl. das umfassende Werk von Dr. A. Ph. v. Segesser: Ludwig Pfyffer und seine Zeit; ein Stück französischer und schweizerischer Geschichte im sechszehnten Jahrhundert, Bd. I—III. (Bern 1880—1882).

Meyer v. Knonau.

Pharetratus: Michael P., latein. Dramatiker. Geboren um 1575 zu
eustadt a. d. Orla, studirte in Jena, war 1598 Rector der Stadtschule seiner
aterstadt, 1606 Pfarrer zu Weida, starb 1632 infolge grausamer Mißhandlung
urch die Croaten. Er verfaßte eine lateinische Tragicomödie „Jeremias pro-
heta captivus", welche am 12. Juni 1598 in Neustadt aufgeführt wurde. Sie
ehandelt diejenigen Abschnitte aus dem Leben des Propheten, in denen er die
rößten Schmähungen als Chaldäerknecht, Vaterlandsverräther und Tempel-
chänder zu erdulden hatte. Es kommen hierbei besonders die Capitel 27, 28,
7 und 38 des biblischen Buches in Betracht. Auch im Gefängnisse, in das
n der König Zedekia werfen ließ, erscheint Jeremias als der tröstende Freund
ines Volkes, dem er zwar seine Wegführung nach Babel verkündet, aber auch
e einstige Rückkehr verheißt. So faßt P. die Situation auf. Endlich wird
er Prophet sogar in eine mit Schlamm angefüllte Grube geworfen, aus der
n der Mohr Elimelech, der Kämmerer des Königs, befreit. Beelzebub hört
icht auf, die Feinde des Propheten aufzustacheln, der wie eine Johannesseele
n festen Vertrauen auf die göttlichen Verheißungen alles Leid erträgt. Die
auptfigur des Spieles, das den Charakter einer Tragödie hat, ist gut gezeichnet;
olemische Beziehungen auf die päpstliche Abgötterei, wie wir sie in Naogeorgs
leichnamigem Drama finden, fehlen gänzlich. — P. verfaßte noch mehrere
heologische Schriften: „Zelotes pastor" (Jena 1619), „Beschreibung des Beicht-
tuhles" (Halle 1622) und einen „Tractatus de nobilitate in honore et pretio
habenda" (Lips. 1622). Der letzteren Schrift fügte er eine Namentafel der Edlen
von Brandenstein bei, denen er sein lateinisches Drama mit einem asclepiadeischen
Gedichte gewidmet hatte.

Jöcher-Rotermund 6, 44. — Goedeke 2, 144.

H. Holstein.

Phauser: Johann Sebastian P. hat sich eine Stelle in der deutschen Ge-
schichte als Hofprediger Maximilians II. erworben. Er wurde 1520 in Kostnitz
geboren. Ueber seine Jugend wissen wir nichts. Nach dem schmalkaldischen
Kriege treffen wir ihn in Sterzing in Tirol als Pfarrer. Als Michael Geiz-
kofler von der Universität nach Hause kam, suchte P. ihn oft heim und ver-

nahm gern aus seinem Munde, wie es in Wittenberg und Leipzig zugeg
sei. und was Luther, Melanchthon und andere öffentlich gepredigt haben
theilte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus und sprach gegen die
des Papstthums. Er war ein tüchtiger Kanzelredner; aus weit entlegenen
fern gingen viele Leute zu ihm in die Kirche, und oft blieben reisende Ka
am Sonntagmorgen in Sterzing, um seine schönen Predigten zu hören
Lukas Geizkofler p. 19). Bei dem empfindlichen Mangel an solchen Pri
welche des Wortes mächtig wären und durch ein frommes Leben erbauen kö
wurde P. dem Könige Ferdinand empfohlen; dieser nahm ihn — wir
nicht zu welcher Zeit — in Dienst und war auch recht zufrieden mit ihm;
er entließ ihn, weil derselbe verheirathet war und sich von seinem Weibe
trennen mochte. Nach einiger Zeit berief Maximilian, des römischen K
ältester Sohn, P. zu sich, und der Vater ließ es geschehen, ohne Schli
zu ahnen. Als nun die Kunde sich verbreitete, Maximilian habe die evang
Lehre angenommen, begab sich der böhmische Bruder Blahoslaw nach
um sich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen. Er ging am 10.
1555 in die Kirche, wo P. predigte, und suchte ihn auch persönlich au
fand in ihm einen Mann, welcher seine Stellung zwischen den beiden g
religiösen Parteien genommen zu haben schien, jedoch seine evangelische Gesi
durchblicken ließ. P. erzählte viel von Maximilian, wie fromm er sei,
das Gute liebe und die Wahrheit feurig vertrete. Die Jesuiten aber
wachsam, und Canisius verklagte den Thronerben und seinen Hofpredig
Ferdinand, welcher einen Reichstag in Augsburg abhielt. Auch Karl V.
Unangenehmes über Maximilian und schickte deshalb den Spanier Juan de
nach Wien, um Erkundigungen an Ort und Stelle einzuziehen, und die
richten lauteten nicht günstig für die katholische Kirche. Da mußte P
Hof verlassen und wurde nach Steiermark verbannt. Aber Maximilian
sich ins Mittel, und er kehrte wieder zurück. Ferdinand verlangte nun ve
mehr Rechtgläubigkeit, es kamen recht heftige Auftritte zwischen beiden vo
die Jesuiten sowie Andere bereiteten ihm Nachstellungen. „Ich kann“,
er am 3. Februar 1556 an Blahoslaw, „in Wahrheit wider die, welche
meinem Blut auf das grausamste lechzen, mit Elias ausrufen: „Ich bin
übrig geblieben, und sie stehen danach, daß sie mir mein Leben nehmen.“
getrübt bestand dagegen das innige Verhältniß zwischen Maximilian u
fort. Jener tröstete diesen wegen der Verfolgungen, die er leiden mußte.
lebt“, schrieb er ihm einmal, „die Ungerechten und Lügner werden umkom
Der Hofprediger wiederum nennt ihn in Briefen den starken Daniel, den
Löwen; sich selbst bezeichnet er scherzhaft als den berühmten Ketzer.
Ende des Jahres 1558 begab sich Ferdinand nach Augsburg auf den R
tag. Hier empfing sein Hofprediger, der Bischof v. Gurk, vom Erzbischo
Salzburg im Januar 1559 einen Brief, in welchem dieser schrieb: „wi
berichtet werde, habe P. am vierten Adventsonntag und am Tage des A
Johannes so ärgerlich und leichtfertig wider den römischen Stuhl und die
lische Kirche gepredigt, daß dergleichen in Zwingli'schen Städten und
nicht geduldet werde.“ Die Nachricht ist dem Kaiser ohne Zweifel mitg
worden. Als er im Anfange des Herbstes nach Wien zurückkehrte, dra
stärker als vorher in seinen Sohn, den schlimmen Prediger wegzuthun.
handelte beinahe täglich mit ihm darüber, und als er mit Bitten und
nichts ausrichtete, ward er heftiger und schroffer. Er gelangte endlich im J
1560 so weit, daß dem Hofprediger Schweigen auferlegt und seine gä
Entfernung erwartet wurde. Wirklich mußte Maximilian sich dazu vers
Noch gab er die Hoffnung nicht auf, ihn wiederzuerhalten; „inzwischen“,

12. März, „müssen wir es unserem eigenen Mittler befehlen und Geduld
. . . . Seid getröstet und gedenkt, daß wir, so Christum bekennen,
n verfolgt sein und das Kreuz leiden und tragen.“ Am folgenden Tage
te sich Maximilian an Christoph von Würtemberg, um dem Vertriebenen
nterkommen zu verschaffen, und der Herzog versprach es auch. Aber P.
n nicht bei ihm, vielmehr erfuhr der Bischof Hosius von Ermeland, welcher
untius vom Papste nach Wien gesendet worden war, um Maximilian zu
en, daß der unzüchtige d. h. verheirathete Priester die Erblande noch gar
verlassen habe, sondern sich in einem Kloster bei Wien aufhalte. Als er
schmerzliche Kunde dem Kaiser mitgetheilt hatte, schickte dieser zwei Ab-
te nach dem 6 Meilen entfernten Kloster. Sie fanden den Abt schon von
unterrichtet und vorbereitet. Indem er geltend machte, daß er nicht unter
licher Gewalt stände, wollte er sich keiner Untersuchung unterwerfen; aber
eauftragten beriefen sich auf den Befehl des Kaisers und des Nuntius.
olte der Abt zu seiner Vertheidigung ein Schreiben Maximilian's hervor,
lchem er dringend aufgefordert worden war, dem Hofprediger einen Zufluchts-
u gewähren. Nun mußte dieser wirklich fortziehen. Maximilian schrieb
hn an den Herzog von Würtemberg und an den Pfalzgrafen von Neu-
Jn des Letzteren Gebiet, in Lauingen an der Donau, wurde P. evan-
er Pastor und Superintendent und lebte dort bis zu seinem Tode, der
. Juni 1569 durch einen Schlagfluß erfolgte.

Reimann, die religiöse Entwickelung Maximilians II., in den Histor.
chr. XV, 1 ff. Reimann.

Philibert, Markgraf von Baden-Baden, Sohn Markgraf Bernhards III.
er luxemburgischen Franziska, die sich nachmals in zweiter Ehe mit Graf
von Nassau-Wiesbaden vermählte, war am 22. Januar 1536 geboren, 5
te vor dem Tode seines Vaters. Seine Vormünder wurden Pfalzgraf
n II. von Simmern, Graf Wilhelm von Eberstein und an Stelle des von
Mutter vorgeschlagenen, von Markgraf Ernst von Baden-Durlach, der
die Vormundschaft über seinen Neffen beanspruchte, wegen seines luthe-
Bekenntnisses aber angefochtenen Pfalzgrafen Ruprecht von Veldenz, Herzog
lm IV. von Baiern, der Gemahl seiner Base, der Markgräfin Jacoba von
. Die Jahre der Vormundschaft waren ausgefüllt durch Streitigkeiten
m genannten Markgrafen Ernst (s. A. D. B. VI, 243), die theilweise noch aus
eit herrührten, da derselbe mit Philibert's Vater die Erbschaft eines dritten
rs Markgraf Philipp's I. getheilt hatte. Erst allmählich gelang es durch
Reihe von Einzelverträgen das Verhältniß der beiden badischen Linien zu
der zu einem einigermaßen leidlichen zu gestalten. Der Herzog von Baiern
te seinen Einfluß als Vormund, um die lutherische Lehre, die unter Bern-
III. in der Markgrafschaft Eingang gefunden hatte, im Einverständniß mit
arkgräfin Wittwe allmählich wieder zu verdrängen. P. selbst ward im
licismus erzogen; durch Reisen, sowie einen längeren Aufenthalt in Dôle
für seine weitere Ausbildung gesorgt. 1556 legte Johann von Simmern
ormundschaft nieder, im folgenden Jahre auch der Herzog von Baiern und
raf von Eberstein; P. trat die selbständige Regierung an. Schon vorher
wischen ihm und seinem jüngeren Bruder Christoph ein Uebereinkommen
die Theilung des väterlichen Erbes getroffen worden. P. erhielt die Mark-
haft Baden-Baden im engeren Sinne und den badischen Antheil an der
haft Sponheim, sein Bruder die luxemburgischen Lande, Rodemachern,
ngen, Reichersberg, Herspringen u. s. w. Mit den letzteren Landen wurden
iden Markgrafen gemeinsam 1562 von Spanien belehnt. Die Theilung

selbst wurde die Ursache jahrelanger unerquicklicher Zwistigkeiten der beiden jungen Fürsten, da M. Christoph sehr bald sich übervortheilt wähnte und fortgesetzt bei verschiedenen Gelegenheiten gegen jenen Vertrag von 1556 protestirte. 1557 lehnte P. die ihm von Ferdinand II. angebotene Stelle eines Kammerrichters ab, da eine längere Abwesenheit von seinem Lande für ihn, als einen Neuling in der Regierung, unthunlich sei. Im gleichen Jahre hatte er die Tochter Wilhelm's IV. von Baiern als seine Gemahlin heimgeführt. P. begann bald, nachdem er die Regierung übernommen hatte, trotz seiner katholischen Erziehung die Einführung der Reformation in seinen Landen. Möglich, daß die Eindrücke, die er während seiner Anwesenheit auf dem Reichstag von 1555 empfangen hatte, ihn hierzu bewogen, möglich auch, daß der Einfluß des einen oder des andern seiner Räthe, unter denen Langenmantel, Varnbühler und sein ehemaliger Erzieher Dr. Vinther hervortreten, dabei mitwirkte. Die Reformirung der Markgrafschaft ging freilich nur sehr allmählich vor sich. Die Rücksicht auf den eng befreundeten bairischen Hof, auf Herzog Albrecht IV. vor allem, der nach Unterdrückung der reformatorischen Bewegungen im eigenen Lande schon damals als eine Hauptstütze der katholischen Partei im Reiche dastand, mußten P. von zu entschiedenen und schroffen Maßregeln abhalten. Noch 1568 war in Steinbach ein katholischer Geistlicher. Die Nonnen des nahe bei Baden gelegenen Klosters Lichtenthal blieben erhalten, auch nachdem die Markgräfin Mechtild, die bei ihnen ihre Andacht zu verrichten pflegte, gestorben war. Von hier ging nach Philibert's frühem Tode die katholische Gegenreformation der baden-badischen Lande aus, die unter bairischem Schutz gar bald gründlich und für immer die von jenem in reformatorischem Sinne getroffenen Einrichtungen zerstörte. Zu den übrigen protestantischen Ständen war P. in kein näheres Verhältniß getreten; er besuchte nur äußerst selten ihre Tage, und auch auf den Reichstagen schloß er sich an sie nicht an. Es waren daran sicher in erster Reihe seine schlechten Beziehungen zu Herzog Christoph v. Würtemberg Schuld, mit dem er Jahre lang in heftiger Feindschaft lebte wegen Uebergriffe, die derselbe sich als Vogt der Klöster Herrenalb und Reichenbach gegen ihn hatte zu Schulden kommen lassen. Nach dem Tode seiner Gemahlin kämpfte P. zunächst 1566 in kaiserlichem Dienste in Ungarn gegen die Türken. Im folgenden Jahre schloß er sich dem Heere an, das Pfalzgraf Johann Casimir den Hugenotten zuführte. Die Abmahnungen Herzog Albrecht's von Baiern und seiner Mutter Jacoba hatten aber zur Folge, daß er sich bald wieder von demselben trennte. Schon im nächsten Jahre ließ er sich, diesmal von Karl IX. von Frankreich selbst werben. Gegen ein Wartegeld versprach er, demselben auf seinen Wunsch mit einer Anzahl Reiter zuzuziehen und ihm gegen jedermann, ausgenommen gegen Kaiser und Reich und die Augsburgischen Religionsverwandten, beizustehen. Zu den Letzteren rechnete natürlich P. ebensowenig wie der französische König die calvinistischen Hugenotten. Dem Calvinismus stand er überhaupt feindselig gegenüber, wie das vor allem aus seinen Briefen hervorgeht, in denen er mit der höchsten Erbitterung von der Einführung des reformirten Bekenntnisses durch Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz in der ihm mit diesem gemeinsamen Grafschaft Sponheim spricht. 1569 zog P., dem Rufe Karl's IX. folgend, nach Frankreich, nachdem er schon vorher seine unmündigen Kinder dem Schutze ihrer Großmutter Jacoba von Baiern empfohlen hatte. Er kehrte nicht mehr zurück. In der Schlacht von Montcontour ist er am 3. October 1569 gefallen. Sein Leichnam wurde auf dem Schlachtfelde nicht gefunden, sein Tod aber durch die Aussagen von Augenzeugen außer Zweifel gestellt. Sein Grabmal in der Stiftskirche in Baden von Wilhelm v. Trarbach ist ein Cenotaph. In der Regierung folgte ihm sein Sohn Philipp, zunächst unter bairischer Vormundschaft.

Archivalisches Material im Generallandesarchiv in Karlsruhe und im bairischen Reichsarchiv in München, Abtheilung Baden A.

Krieger.

Philibert, Prinz von Oranien (Uranien) oder Orange in Süd-Frank-
eich, aus dem Hause Chalon, von dem das Geschlecht auch noch den Namen
nd das Wappen führte, obgleich die Herrschaft seit 1327 in anderen Händen
ar, geb. 1502, † am 3. August 1530. Er war der Sohn des Prinzen Jo-
ann von Oranien und dessen Gemahlin Philiberte von Luxemburg. Das
ürstenthum Oranien ist zwar nicht groß, aber fruchtbar; zugleich mit dem-
lben erbte P. Ansprüche auf die Grafschaft Genf und das Fürstenthum Neuen-
urg und Vallengin. Bei dem Tode seines Vaters war er erst wenige Wochen
lt, doch erhielt er bereits in seinem siebenten Monat die Statthalterschaft von
urgund. Am französischen Hofe erzogen und wohlgelitten, schien er bestimmt,
ie seine Vorfahren, seine reichen Gaben dem Dienste der französischen Krone zu
idmen. Aber weil er dort sich verletzt glaubte und der Gemahl seiner Schwester
laudia, Graf Heinrich von Nassau, in dem ersten Kriege Karl's V. mit Franz I.
n J. 1521 das Commando der Armee führte, welche von Belgien aus in
rankreich einbrechen sollte, trat er in kaiserliche Dienste, was ihn zunächst seine
rerbten Besitzungen kostete, und zeichnete sich bald im Kriege aus. In der
eeschlacht wider Andreas Doria wurde er zwar gefangen genommen (1524),
och durch den Vertrag von Madrid erhielt er seine Freiheit und sein Fürsten-
hum zurück. Ehe er jedoch den Befehl Burgund zu besetzen hatte ausführen
önnen, brach der zweite Krieg aus, an welchem unter Karl von Bourbon theil-
unehmen er nach Italien eilte. Mit diesem zog er nach Besetzung des Mai-
änder Schlosses gegen Rom und leitete nach dessen Tod, den er auf geschickte
Weise den Soldaten verbarg (er bedeckte die Leiche mit dem Mantel), die Er-
ürmung der ewigen Stadt, ohne freilich den dabei vorkommenden Gräueln
Einhalt thun zu können; dann schloß er mit dem in der Engelsburg belagerten
apste die Capitulation, infolge deren derselbe seine Freiheit theuer erkaufte.
Minder glücklich war der Anfang des unmittelbar folgenden Feldzuges in Neapel;
rst nach mancherlei Verlusten und großen Anstrengungen gab der Uebergang
es Genuesen Andreas Doria zum Kaiser und eine verheerende Krankheit im
ager der Franzosen dem Kriege eine bessere Wendung und im J. 1529 der
Damenfriede ein erwünschtes Ende. Doch rief den Prinzen, welcher als Vice-
önig von Neapel in Italien blieb, alsbald neuer Kampf nach Toscana; er sollte
en Uebermuth der Florentiner und der mit ihnen verbundenen Städte strafen.
n einem Treffen mit ihrem Hauptmann Ferucci traf ihn eine Büchsenkugel,
elche ihn tötete. Das Heer, erbittert durch den Tod des geliebten jugendlichen
eldherrn, erfocht einen glänzenden Sieg, welcher die Stadt Florenz nöthigte, den
lessandro von Medici, Gemahl von Karls natürlicher Tochter Margarethe, als
errn aufzunehmen. Zum Erben hatte Philibert den Sohn seiner Schwester,
enatus von Nassau, eingesetzt, welcher denn auch über dem Grabe Philiberts
ls Prinz von Oranien ausgerufen wurde und fortan Titel, Wappen und Devise
ührte und später mit denen von Nassau vereinigte. Dessen Erbe wurde, als er
544 bei St. Dizier fiel, sein elfjähriger Vetter Wilhelm, der spätere „Schweiger“;
on der Devise „je maintiendrai Chalon“ ließ er das Object weg, und so wurde
as einfache je maintiendrai Devise der Oranier.

E. Münch, Geschichte des Hauses Nassau-Oranien, III, S. 235—251. — J. v. Arnoldi, Geschichte der oranien-nassauischen Länder und ihrer Regenten, II, S. 231—239.

F. Otto.

Philicinus: Petrus P., lat. Dramatiker. Geb. 1515 zu Arras, seit 1544 Lehrer zu Binche im Hennegau, wurde daselbst Dechant und starb 1568. Die Comoedia tragica von der „Magdalena evangelica“, die er bereits früher in jambischen Dimetern verfaßt hatte und die nachher von Levin Brecht in die Form einer Komödie gebracht war, erschien 1544 zu Antwerpen, nachdem er durch die Pest aus Binche vertrieben, zu Ham in der Picardie Muße gefunden hatte, sie umzuarbeiten. In fünf Acten schildert er im Charakter des Passionals das Erscheinen der Maria Magdalena mit Maria Salome und Maria Jacobi am Grabe Jesu, ihre Trauer um den Verlust des Herrn, ihre Freude über das Wiedersehen des geliebten Meisters, der ihr in der Gestalt eines Gärtners begegnet. Warme Empfindung, tiefsinniges Gefühl zeichnen den Charakter der Frauen, besonders der Magdalena, aus. Ihre Klagen sind so eindringend, daß sogar die Wächter des Grabes davon ergriffen und in Mitleidenschaft gezogen werden. Dem gegenüber erscheint die Kälte und die Hartherzigkeit, Furcht und Kleinmüthigkeit der Hohenpriester Kaiphas und Hanna sehr wirkungsvoll. Auch Petrus und Johannes sind mit liebevoller Theilnahme für das Schicksal ihres Herrn erfüllt. Christus selbst erscheint in der Glorie des Auferstandenen, mild und sanft, tröstend und stärkend. Am Schluß fügt Levin Brecht ein Jubellied der Magdalena, nachdem den Weinenden Christus am Grabe erschienen ist. P. schrieb ferner einen „Dialogus de immolatione Isaaci“ (Antw. 1544), sowie eine Tragödie von der Esther (Antw. 1564) und gab seines Freundes, des Abts Ludw. Blosius (Abbas Laubiensis et Broniensis) Werke heraus. Die Quellen nennen ihn einen Mann von großer Heiligkeit des Lebens, gastlichem Sinn, Lauterkeit des Charakters, allen, hoch und niedrig, gleichmäßig theuer.

Andreä, Bibl. Belg. 756. — Foppens, Bibl. Belg. 1002. — Jöcher 3, 1516. — Rotermund 6, 65. — Goedeke 2, 137. H. Holstein.

Philipp, römischer König, als jüngster Sohn Kaiser Friedrichs I. und der burgundischen Beatrix um die Zeit des Friedens von Venedig (August 1177) geboren, am 21. Juni 1208 zu Bamberg ermordet. Von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt, wurde er von einem kölnischen Geistlichen erzogen; schon 1189 erscheint er als Propst von Aachen. Sein Bruder Heinrich VI. verschaffte ihm 1190 oder 1191 die Erwählung zum Bischofe von Würzburg, und als diese, wahrscheinlich wegen des Altersdefects, nicht aufrecht gehalten werden konnte, ließ er ihn in der Mitte des Jahres 1193 überhaupt in den weltlichen Stand zurücktreten. Wie Philipp schon 1191 den ersten Zug Heinrichs VI. nach Italien mitgemacht hatte, so begleitete er ihn auch 1194 auf dem zweiten, welcher die Eroberung des Normannenreichs Sicilien zur Folge hatte, und wurde im April 1195 von ihm auf dem Reichstage zu Bari mit dem Herzogthum Tuscien und dem Lande der Gräfin Mathilde ausgestattet, also mit Gebieten, in welchen die Ansprüche des Reichs und der Kirche sich kreuzten und Philipp in scharfem Zugreifen unzweifelhaft mehrfach der letzteren zu nahe trat. Er soll als Verletzer des Kirchenguts sogar vom Papst Cölestin III. gebannt worden sein, was er selbst freilich bestritt. Inzwischen hatte sich die Zahl der kaiserlichen Brüder beträchtlich vermindert — Herzog Friedrich von Schwaben war am 20. Januar 1191 gestorben und Herzog Konrad von Rotenburg, der ihm in Schwaben nachfolgte, am 15. August 1196 ermordet worden —; außer dem Pfalzgrafen Otto von Burgund, welcher durch seine Zügellosigkeit sich selbst von allen Zukunftsberechnungen Heinrichs VI. ausschloß, war nur noch Philipp übrig, den dann Heinrich für den Fall seines eigenen Todes sehr früh sich als Vertreter der Hausinteressen und als Vormund des Kaisersohnes Friedrich II. (s. A. D. B. VII, S. 436) gedacht zu haben scheint. Er erhielt nun 1196 auch das erledigte Herzogthum Schwaben mit

rechtfertigte sogleich das Vertrauen des Bruders, indem er einen großen Antheil daran hatte, daß der junge Friedrich jetzt schon zum Nachfolger des Vaters erwählt wurde. Er selbst hatte sich schon früher mit Irene, der Tochter des griechischen Kaisers Isaak, welche als Wittwe des sicilischen Roger III. in die Gefangenschaft der Deutschen gerathen war, verlobt: nun als Herzog von Schwaben feierte er zu Pfingsten 1197 auf dem Landtage, den er am Gunzenlech bei Augsburg abhielt, seine Hochzeit mit der Byzantinerin, welche ihren Namen gegen den der heiligen Jungfrau vertauschte, mit „der Rose ohne Dornen, der Taube ohne Galle", wie Walther von der Vogelweide sie feierte. Zu gleicher Zeit ließ Philipp sich wehrhaft machen. Im September rief aber der Befehl seines Bruders ihn wieder nach Italien, um den Neffen zur Krönung nach Deutschland abzuholen; er war bis Montefiascone gekommen, als die Nachricht vom Tode seines Bruders, des Kaisers (28. September), und die plötzliche von Rom aus genährte Erhebung des Landes gegen die Deutschen ihn zur Heimkehr zwang, die selbst nur mit Gefahr bewerkstelligt werden konnte.

Aber auch in Deutschland lösten sich nach dem Tode Heinrichs VI. alle Bande der Ordnung und die Jugend und Abwesenheit des erwählten Königs ließen bald Zweifel aufkommen, ob ein solches Königthum den Umständen genügen könne, während an anderen Stellen schon die Gültigkeit selbst seiner Wahl bestritten wurde. Philipp trat allerdings zunächst mit allem Nachdrucke für das Recht seines Neffen ein, mußte jedoch bald erkennen, daß die Opposition, deren Leiter der mächtige Erzbischof von Köln, Adolf von Berg war, mit Friedrich das staufische Haus überhaupt von der Krone auszuschließen bestrebt war, und er gab deshalb, im Interesse des Hauses, seine Zustimmung dazu, daß die Freunde desselben, obenan Erzbischof Ludolf von Magdeburg, ihn selbst an die Spitze des Reiches stellten. Am 6. März 1198 zu Ichtershausen zwischen Erfurt und Arnstadt einigten sie sich über seine Wahl, die dann am 8. zu Mühlhausen förmlich vollzogen ward. Doch scheint Philipp, wenigstens anfänglich, sein Königthum nur wie eine Stellvertretung für Friedrich aufgefaßt zu haben.

Adolf von Köln und seine Partei waren weit davon entfernt, sich dieser Wahl zu fügen. Sie hatten schon vorher ihr Augenmerk auf den Herzog Bernhard von Sachsen gerichtet, der jedoch jede Wahl ablehnte und sich vielmehr Philipp anschloß. Dann war mit Richard Löwenherz verhandelt worden wegen der Wahl seines ältesten Neffen, des rheinischen Pfalzgrafen Heinrich von Braunschweig, und, als dessen Rückkehr aus dem heiligen Lande sich verzögerte, mit dem Herzoge Berthold V. von Zähringen, der in der That anfangs auf den Vorschlag einging, dann aber bedenklich wurde und endlich durch Philipps Anerbietungen gänzlich sich von der Opposition trennte. Die Ergebnißlosigkeit dieser Bemühungen scheint bei Philipp den Eindruck gemacht zu haben, als würden seine Gegner, welche er bei energischem Vorgehen damals wohl noch leicht hätte erdrücken können, schließlich in Ermangelung eines anderen Kandidaten sich ihm fügen. Er ließ ihnen so ruhig Zeit, sich anderweitig umzuschauen, und sich endlich auf den jüngeren Brunder des Pfalzgrafen, Otto von Poitou, zu einigen, für den auch die Gunst sprach, in welcher er bei Richard von England stand, und die Erwartung, daß letzterer nicht kargen werde. Um Pfingsten kam Otto nach Lüttich, wurde in Köln festlich empfangen und am 9. Juni dort als erwählter König ausgerufen. Gänzlich auf die Unterstützung seiner Anhänger angewiesen, mußte er sie mit Zugeständnissen nach allen Seiten hin erkaufen; in dieser Weise bemühte er sich auch die Anerkennung des Papstes Innocenz III. zu gewinnen, der allerdings für seine italienischen Bestrebungen bei dem Welfen auf größeres Entgegenkommen rechnen durfte als bei dem Staufer, dem Nachfolger eines Friedrich I. und Heinrich VI.

Unzweifelhaft war Philipp von vornherein seinem Nebenbuhler an Macht überlegen: der ganze Osten, der ganze Süden, im Westen der zusammenhängende Strich von Lüttich, Trier und Lothringen stand ihm zur Verfügung, während Otto nur den Nordwesten auf seiner Seite hatte und seine sonstigen Anhänger, der Bischof von Straßburg, der Pfalzgraf, der thüringische Landgraf, in ihrer Vereinzelung wenig Aussicht hatten, sich gegen die staufische Uebermacht zu behaupten. Aber letztere wurde einigermaßen durch die größere Rührigkeit ausgeglichen, welche Otto entfaltete. Am 10. Juli erzwang er sich den Eintritt in Aachen und konnte sich so am 12. an der rechten Stätte krönen lassen, zwar nur mit nachgemachten Insignien, aber doch durch den Erzbischof von Köln, während Philipp, der allerdings die Reichsinsignien besaß, seine Krönung erst am 8. September, dazu nur in Mainz und nur durch den Erzbischof von Tarantaise in Burgund vornehmen zu lassen im Stande war. So rächte es sich, daß er der treuen Bürgerschaft von Aachen nicht zu Hülfe geeilt war, sondern in derselben Zeit, da diese den Angriffen Otto's noch widerstand, den Bischof von Straßburg heimgesucht hatte, ohne ihn zur Unterwerfung zwingen zu können. Auch ein größerer Feldzug im Herbste an den Niederrhein, zu welchem der in Mainz mit der Königskrone begnadigte Ottokar von Böhmen das Hauptcontingent gestellt hatte, führte zu keinem entscheidenden Ergebnisse. Otto räumte zwar nach einem Kampfe an der Mosel das Feld und zog sich vor Philipps Uebermacht nach Köln zurück, aber Philipp wagte doch keinen Angriff auf diese damals noch nicht einmal mit Mauern umgebene Stadt, deren Einnahme wahrscheinlich den ganzen Bürgerkrieg beendigt haben würde. Sein Rückzug nach Verwüstung des platten Landes ermuthigte den Welfen nun seinerseits zum Angriffe überzugehen: er half dem Thüringer die Reichsstädte seines Bereichs unterwerfen und warf sich dann auf das reiche Goslar, welches in seiner Bedrängniß sich zu ergeben versprach, wenn bis zum 6. Januar kein Entsatz komme. Diesmal war nun Philipp rechtzeitig zur Stelle. Er traf am 5. in Goslar ein und versah es mit genügender Besatzung, aber stand auch hier von einem Angriffe auf Braunschweig ab, wohin Otto zurückgewichen war.

Hatte das Jahr 1198 keine Entscheidung gebracht und zwar hauptsächlich, weil Philipps Stöße der Wucht und Nachhaltigkeit ermangelten, so nahm das Jahr 1199 ein anderes Aussehen an. Philipp versicherte sich zunächst Triers, befestigte seine Stellung am Mittelrhein und raffte sich dann zu einer Reihe größerer Unternehmungen auf, deren Durchführung es spüren läßt, daß dem Könige jetzt der bewährte Feldhauptmann seines Vaters und Bruders, der Reichshofmarschall Heinrich von Kalden, welchen bisher ein Kreuzzug ferngehalten hatte, zur Seite getreten war. Nun wurde im Sommer der Bischof von Straßburg zur Unterwerfung gebracht und der Landgraf von Thüringen durch die Ueberlassung von Nordhausen, Mühlhausen u. A. auf Philipps Seite herübergezogen und dann im September ein neuer Verwüstungszug ins Kölnische unternommen, dem Otto nicht zu wehren wagte. Da dessen Aussichten obendrein durch den Tod Richards von England (6. April) sehr getrübt waren, soll sogar Adolf von Köln, dem er vornehmlich die Krone verdankte, damals schon daran gedacht haben, ihn zu verlassen. In Sachsen aber betrachtete man Ottos Sache als eine verlorene, wie der glänzende Kreis von geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen und Edeln zeigt, welcher mit Philipp das Weihnachtsfest 1199 in Magdeburg feierte. Braunschweig, von wo Otto's Bruder Pfalzgraf Heinrich die staufisch gesinnten Nachbarn gelegentlich mit Einfällen heimsuchte, Köln, der gewöhnliche Aufenthalt Ottos selbst, und der Herzog von Brabant, mit dessen Tochter er sich bei seiner Aachener Krönung verlobt hatte, diese letzten Stützen des Gegenkönigthums niederzuwerfen, war anscheinend keine zu große Aufgabe

[fü]r das folgende Jahr, besonders da der neue König von England Johann das [re]iche Legat, welches Richard seinem Neffen ausgesetzt hatte, zurückhielt und sich [i]n dem Stillstande, welchen er mit Philipps Verbündeten, dem Könige von [F]rankreich schloß, vielleicht nicht ungern die Bedingung aufnöthigen ließ, an [O]tto weiter keine Unterstützung zu gewähren. „Seit dem Tode meines Oheims [R]ichard, schrieb Otto dem Papste, seid Ihr mein einziger Trost und Beistand“.

Auch Philipp hatte nicht versäumt, sich mit dem Papste in Verbindung zu [se]tzen; nur daß seine darauf gerichteten Versuche wenig ermuthigend ausfielen. [D]er Bischof von Sutri war bald nach dem Tode des Kaisers an ihn abge[o]rdnet worden, um die Freilassung der vom Gestorbenen nach Deutschland abge[fü]hrten Großen Siciliens zu erwirken, und sie wurde gewährt. Philipp ließ sich [du]rch denselben auch vom Banne lösen, dem er wegen seiner tuscischen Ueber[g]riffe verfallen sein sollte, und bevollmächtigte dann seinerseits den Bischof, [w]elcher nach der Mainzer Krönung zurückreiste, zu Verhandlungen mit dem [P]apste. Zu solchen kam es indessen gar nicht, da Innocenz den Bischof be[sc]huldigte, mit jener Absolution seine Vollmachten überschritten zu haben, und [ih]n mit lebenslänglicher Einsperrung strafte. Die Sendung des Straßburger [P]ropstes Friedrich im Jahre 1199 hatte keinen besseren Erfolg. Innocenz be[da]uerte in seiner Antwort auf dessen Anbringen die Zwietracht des Reiches, be[to]nte aber, daß die Entscheidung derselben der Kirche zustehe, welche das Kaiser[th]um vom Osten auf den Westen übertragen und die Kaiserkrone zu vergeben [h]abe. In der That hatte Innocenz schon längst nicht blos innerlich für Otto [P]artei ergriffen, sondern auch in seinen nach Deutschland gerichteten Schrift[st]ücken Wünsche für das Gedeihen desselben ausgedrückt, immer aber doch [ve]rmieden, die von Otto und seinen Freunden angestrebte förmliche Aner[ke]nnung auszusprechen, weil sie sowohl seinen Endzweck als Schiedsrichter im [T]hronstreite angenommen zu werden, vereitelt haben würde als auch Gefahren [in] sich schloß, solange die Angelegenheiten Ottos nicht besser gingen als bisher. [E]ine weitere Schwierigkeit kam hinzu. Nämlich der Erzbischof von Mainz Kon[ra]d von Wittelsbach, welcher zugleich Cardinalbischof der Sabina war, zeigte sich [be]i einem Besuche, den er im Herbste 1199 auf der Heimreise aus Syrien dem [P]apste machte, durchaus nicht geneigt, die politischen Pläne desselben zu [fö]rdern. Er war wohl wie der Papst gegen Philipps Königthum, aber darum [do]ch nicht für Otto, sondern vielmehr für den 1196 erwählten Friedrich, ob[w]ohl das Zurückgreifen auf diesen, welcher päpstlicher Lehnskönig von Sicilien [ge]blieben war, wieder die Personalunion Siciliens mit dem Kaiserreiche verwirk[li]cht haben würde, in der Innocenz die größte Gefahr für die Machtstellung [de]s Papstthums und vor Allem für den durch Gewalt geschaffenen Kirchenstaat [er]blickte. Indessen die Pacification, wie sie der Wittelsbacher plante und welche [di]e Abdankung beider streitender Könige zur Voraussetzung hatte, scheiterte gleich [da]ran, daß Otto sich auf keine Verhandlung über sein Thronrecht einlassen [w]ollte und der bisher im Uebergewichte gebliebene Philipp natürlich noch weni[ge]r zurückzutreten dachte, da der Cardinal natürlich keine Bürgschaft stellen [ko]nnte, daß dann das Königthum Friedrichs nicht weiter bestritten werden [w]ürde. Als dann Konrad den Vorschlag eines fürstlichen Schiedsgerichts auf[br]achte, so ging zwar Otto darauf ein, weil er vom Papste erwartete, daß der[se]lbe die Schiedsrichter zu seinen Gunsten beeinflussen werde; die staufische Partei [da]gegen, welche sich erst kürzlich zu mannhaftem Einstehen für Philipp verpflichtet [ha]tte und mit einiger Zuversicht auf seinen vollständigen Sieg rechnen durfte, [le]hnte solches Schiedsgericht rundweg ab. Konrad erreichte mit seinen Friedens[be]mühungen nur das Eine, daß wenigstens für das Rheinland ein Waffenstill[st]and abgeschlossen wurde, bei dem sowohl Otto als Philipp ihre Rechnung zu

finden glaubten. Der Abschluß dieser von Konrad von Wittelsbach angere
Verhandlungen wird die Gesammterklärung der staufisch gesinnten Fürsten
Magnaten aus Speier vom 28. Mai, wie ich anzunehmen Grund habe,
Jahres 1200 sein, deren Bedeutsamkeit jedoch nicht verringert wird, wen
schon 1199, wie von anderer Seite gemeint wird, an den Papst gerichtet
sollte. Jene, welche die große Mehrheit der Reichsstände in sich verkörpe
bezeugen hier die Rechtmäßigkeit der Wahl Philipps, versichern die Rechte
Kirche achten zu wollen, aber warnen auch den Papst, mit deutlichem Hin
auf seine Besitznahme der mitteleitalischen Reichsländer, seine Hand nach Re
des Reiches auszustrecken, und sie kündigen endlich an, daß sie demnächst
aller Macht nach Rom ziehen werden, um ihrem Erwählten die Kaiserkrone
verschaffen. Wenn die Anhänger Philipps dann außerdem sehr entschieden
zu Gunsten Markwards von Anweiler aussprachen, der durch Innocenz aus
von Heinrich VI. ihm verliehenen Reichslehen in Mittelitalien verdrängt wo
war und eben damals des Papstes Vormundschaft über den jungen Friedrich
Sicilien mit den Waffen in der Hand bekämpfte, so ist es klar, daß Innoc
wenn er auch noch unparteiisch dem deutschen Thronstreite gegenübergestan
hätte, unmöglich auf Philipps Seite seine Rechnung finden konnte. Seine
wort auf die Erklärung von Speier, er wisse, wem die apostolische Gunst
wenden sei und er werde von sich aus den rechtmäßig erwählten König
Kaiserkrönung berufen, war eine unzweideutige Absage an Philipp und
Freunde, und noch deutlicher sprach er in der Beglaubigung eines im Som
1200 nach Deutschland entsendeten Boten davon, daß die Wahl „des ei
der streitenden Könige, nämlich Philipps, von vornherein ungültig sei, we
durch Annahme derselben an Friedrich eidbrüchig geworden und überdies
Zeit der Wahl sich im Banne befunden habe.

Innocenz scheint mit derartigen Aeußerungen einen Druck auf das
Konrad von Mainz angeregte fürstliche Schiedsgericht beabsichtigt zu haben,
dem er freilich noch nicht wissen konnte, daß es überhaupt nicht zu Stande
kommen war. Trotzdem war die unverkennbare Parteinahme der obersten
lichen Autorität für den Welfen ein entschiedener Nachtheil für Philipp und
fiel um so schwerer ins Gewicht, als seine Unternehmungen im Jahre 1200
von Erfolg begleitet waren. Sein mit großen Zurüstungen unternomm
sommerlicher Feldzug gegen Braunschweig, welches Otto's Bruder vertheid
scheiterte vollständig. Dann starb Konrad von Mainz am 20. October 1
und Philipp setzte zwar durch, daß dort von der Mehrheit der Wahlberechti
der ihm persönlich zugethane Bischof von Worms Lupold von Scheinfeld
wählt wurde. Aber die Minderheit, welche sich vor ihm nach Bingen zu
gezogen hatte, ließ sich nicht einschüchtern: sie wählte den Dompropst Sig
von Eppenstein und, kaum hatte Philipp diesen Gegenden den Rücken gew
so erschien Sigfrid mit Ottos Hülfe vor Mainz, bemächtigte sich der Stadt
gab so dem Welfen einen wichtigen Stützpunkt für weitere Vorstöße gegen
staufischen Süden. Die Fürsten, welche von Otto zu Philipp übergega
waren, sahen sich mit Kirchenstrafen bedroht und des letzteren Anhang im O
litt unter dem Streite, in welchen Ottokar von Böhmen mit Dietrich
Meißen gerathen war, dadurch daß er Adela von Meißen verstoßen und
mit Konstanze von Ungarn vermählt hatte. In jeder Beziehung also
Philipps Stellung sich verschlechtert, und im letzten Grunde hauptsächlich
weil die durch Konrad von Mainz aufgebrachten Verhandlungen die rechtz
Ausnützung der früher gewonnenen Vortheile verhindert hatten.

Diese Sachlage ermuthigte den Papst einen Schritt weiter zu gehen.
5. Januar 1201 zeigte er den deutschen Fürsten an, daß er zwei Gesa

bischöfe Guido von Praeneste und Octavian von Ostia mit dem Auftrage nach Deutschland senden werde, die Fürsten zu bestimmen, daß sie ihre Stimmen auf einen solchen vereinigten, welchem die Kaiserkrönung zu Theil werden könne, oder sich der päpstlichen Entscheidung unterwürfen. Bevor indessen noch diese Legation in Wirksamkeit trat, bestimmten Nachrichten über Ottos weitere Erfolge am Oberrhein den Papst, auf die doch sehr zweifelhafte Unterwerfung der Fürsten unter seinen Schiedsspruch zu verzichten und am 1. März einfach von sich aus den Welfen als König anzuerkennen, Philipp aber und seinen Anhang zu bannen. Es kann nun hier nicht ausgeführt werden, wie Innocenz nach diesem Entschlusse alle Hebel in und außerhalb Deutschlands ansetzte, seinem Schützlinge zum Siege zu verhelfen, der obendrein am 8. Juni die vom Papste in Italien geschaffene Ordnung rückhaltslos anerkannte und auch durch andere Zugeständnisse sich dankbar erwies. Am 3. Juli verkündete der Legat Guido — Octavian fand in Frankreich Beschäftigung — zu Köln die päpstliche Entscheidung und offen und insgeheim wurde nun daran gearbeitet, ihr Achtung zu verschaffen, vor Allem bei den deutschen Bischöfen, welche in ihrer großen Mehrheit bis dahin zu Philipp gehalten hatten. Der große Reichstag zu Bamberg, welchen Philipp im September abhielt, die glänzende Schaar linksrheinischer und burgundischer Großen, welche sich bei ihm zu Hagenau im December versammelte, und der Tag zu Halle im Januar 1202, auf welchem ein Protest gegen das Verfahren des Legaten vereinbart und eine Abordnung an Innocenz beschlossen wurde, — Versammlungen, auf welchen gerade die geistlichen Fürsten zahlreich vertreten waren — könnten den Glauben erwecken, daß sie nicht daran dachten, ihre bisherige Haltung aufzugeben. Aber wir wissen aus der Correspondenz des Papstes, daß viele von ihnen schon im Geheimen mit der Gegenpartei in Beziehung getreten waren und nur auf eine Erstarkung der Macht Otto's warteten, um zu demselben überzugehen. Auch jetzt wieder war die größere Rührigkeit auf Seiten Otto's und man muß ihm das Zeugniß geben, daß er es verstand, aus der glücklichen Wendung, welche das Eintreten der obersten kirchlichen Autorität für sein Königthum bedeutete, Nutzen zu ziehen. Mit Hilfe derselben fesselte er den schon unsicher gewordenen Nordwesten wieder an sich, machte den schwer zu befriedigenden Erzbischof von Köln durch ein Bündniß mit der mächtigen Bürgerschaft dieser Stadt unschädlich, gewann die Unterstützung der Dänen, welche mit Benutzung des Thronstreits bis zu Ende 1201 Holstein erobert hatten, gegen Philipps Anhänger im Norden, von denen die wichtigsten, wie der Erzbischof von Bremen noch im Laufe des Jahres 1202 zur Unterwerfung gebracht wurden, und hatte endlich die Genugthuung, daß sein Oheim Johann von England, von dem er bisher gänzlich vernachlässigt worden war, jetzt da er wieder mit Frankreich Krieg zu führen hatte, die Verbindung mit ihm suchte, ein Schutz- und Trutzbündniß abschloß und ihm einiger Maßen mit Geld zu Hülfe kam. Philipp aber hat, während Otto handelte, in auffallender Unthätigkeit verharrt und erst dann sich aufgerafft, als es fast schon zu spät war, als eine Verschwörung des Bischofs Konrad von Würzburg, des Landgrafen Hermann von Thüringen und des Böhmenkönigs ihn aus Mitteldeutschland zu verdrängen drohte.

Ottokar von Böhmen bedurfte wegen seines Ehehandels der Geneigtheit des Papstes, welche nur durch Anschluß an den Schützling desselben zu gewinnen war. Hermann von Thüringen mochte sich für seinen Abfall von Otto nicht genügend belohnt und größere Vortheile durch den Rücktritt zu Otto einzuheimsen glauben. Konrad von Würzburg aber, Philipps Kanzler, scheint schon 1201, als Innocenz ihm die Annahme des früher abgesprochenen Würzburger Bisthums gestattete, sich dem Papste verkauft zu haben, und wenn er trotzdem bis in den September 1202 hinein sich im Vertrauen Philipps erhielt, so zeugt

das nur von der Geschicklichkeit, mit welcher die welfisch-päpstliche Agitation das staufische Königthum untergrub. Erst Konrads Zusammenkünfte mit dem Landgrafen, der schon durch Befehdung des von Philipp anerkannten Erzbischofs Lupold seine wahre Gesinnung verrieth, öffneten dem Könige die Augen: im November sammelte er das schwäbische Aufgebot gegen Würzburg. Als er dort anlangte, war Konrad aber schon durch Dienstmannen aus dem Hause Ravensburg ermordet. Es ist begreiflich, daß dieser dem Interesse des Königs höchst gelegen kommende Todesfall hier und da den Verdacht erweckt hat, daß Philipp demselben nicht fern gestanden haben mag, und der Umstand, daß von seiner Seite keine Verfolgung der Mörder statt hatte, war nur zu sehr geeignet, solchen Verdacht zu nähren, der jedoch vor der Thatsache weichen muß, daß selbst Innocenz, welcher alles daran setzte den politischen Gegner zu vernichten, von diesem Verdachte keinen Gebrauch machte. An Konrads Stelle trat in Würzburg ein der Sache Philipps ergebener Mann.

Der Schlag gegen Thüringen und Böhmen mußte auf das nächste Jahr verschoben werden. Im Juni 1203 brach Philipp in Thüringen ein und verwüstete das Land so, daß der Landgraf einen Stillstand erbat. Philipp bewilligte ihn, aber nun kamen Hermanns Verbündete herbei, Pfalzgraf Heinrich von Braunschweig und Ottokar von Böhmen mit einem gewaltigen Heere, zu welchem auf Antrieb des Papstes auch Ungarn einen Schwarm der wilden Polowzen, geschickt hatte. Da vermochte Philipp vor der Uebermacht das Feld nicht mehr zu behaupten: er zog sich erst nach Erfurt, dann nach Meißen zurück und konnte es nicht hindern, daß Otto, der nun selbst nach Thüringen kam, Merseburg eroberte, mit Hülfe der Böhmen die südlichen Theile des Erzbisthums Magdeburg, später auch das Halberstädtische verwüstete. Erst als Otto nach Braunschweig und die Böhmen, von denen das befreundete Thüringen noch mehr zu leiden gehabt hatte als von den Staufischen, nach Hause gezogen war, konnte Philipp sich den Rückweg durch Thüringen bahnen. Der Feldzug war für ihn gänzlich verloren, die Verbindung mit seinen Anhängern im Nordosten durchbrochen.

Philipp scheint übrigens schon zu der Zeit, als die Untreue des Würzburger Bischofs sich enthüllte, zu der Ueberzeugung gekommen zu sein, daß er sich gegen den Willen des Papstes nicht werde halten können. Durch einen Mönch von Salem ließ er die ersten Eröffnungen an Innocenz gelangen, der seinerseits dann den Prior der Camaldulenser Martin veranlaßte, scheinbar aus eigenem Antriebe zu Philipp zu gehen. Das Ergebniß der so angeknüpften Verhandlungen war (etwa im Mai 1203) eine Urkunde, in welcher Philipp sich allerdings zu bedeutenden Zugeständnissen an den Papst herbeiließ. Er versprach Genugthuung für die aus der Zeit seiner Verwaltung Tusciens herrührenden Beschwerden, einen Kreuzzug, Mitwirkung zur Unterwerfung der griechischen Kirche, falls Gott ihm oder seinem Schwager Alexios das griechische Kaiserthum verleihe, Preisgabe des Spolienrechts, völlige Freiheit der kirchlichen Wahlen, Einschränkung der Klostervögte und ein Reichsgesetz, daß der Gebannte auch der weltlichen Acht verfalle. Alles Dinge, die unzweifelhaft den Beifall des Papstes hatten, aber da sie zum Theil auch sonst sich erreichen ließen, zum Theil auch schon von Otto zugestanden waren, doch nicht im Stande waren, den Papst für Philipp zu gewinnen und um so weniger, da dieser mit keinem Worte auf eine Anerkennung des von Innocenz geschaffenen Kirchenstaates anspielte, der doch von Otto schon anerkannt war. Bot Philipp außerdem die Hand einer seiner Töchter für einen Neffen des Papstes, so hatte auch ein solches Angebot wenig Verlockendes, als nach dem Mißlingen des thüringischen Feldzuges sein Niedergang entschieden zu sein schien. Diese Verhand-

lungen, für welche Innocenz nachträglich den Vermittler verantwortlich machte, waren am Ende doch nur ein Beweis, daß Philipp selbst kein rechtes Vertrauen mehr auf den Sieg seiner Sache hatte, und wenn er nicht, wie hätten seine Anhänger ein solches haben sollen? Die zu ihm haltenden Bischöfe wurden allmählich mürbe. Durch päpstliche Agenten bearbeitet, in Processe bei der Curie verwickelt, deren Entscheidung sich ganz nach ihrem politischen Verhalten richtete, in ihrem Gewissen durch den Bann bedrückt, haben sie sich immer mehr zu dem Gelöbniß verstanden, dem Papste auch in der Reichsangelegenheit gehorsamen zu wollen. Es ist wahr, die meisten derselben haben es auch mit diesem Gelöbnisse nicht allzuernst genommen und ihre Sympathien blieben nach wie vor Philipp zugekehrt; aber sie zu bethätigen wurde doppelt gefährlich, als das Kriegsglück dem Könige ihrer Wahl den Rücken wandte und die Zukunft dem Könige von des Papstes Gnaden zu gehören schien. Otto berichtete am Ende des Jahres 1203 dem Papste, daß im nächsten Jahre ein Feldzug nach Schwaben der Sache des Staufers den Todesstoß versetzen werde; er versprach schon seinem Oheime, ihm gegen Frankreich zu Hülfe zu ziehen. Er war auf seiner Höhe angelangt: von hier ging es reißend abwärts.

Mochte Philipps Anhang auch ins Schwanken gerathen sein, er verfügte doch vermöge seines Hausgutes über bedeutende Machtmittel, während der Welfe ohne die Unterstützung seiner Anhänger so gut wie Nichts war. Sein Bruder war der erste, der ihn verließ, ohne Zweifel zunächst, um durch den Uebertritt zu Philipp die rheinische Pfalzgrafschaft zurückzuerhalten, für deren Verlust wohl eine Entschädigung aus dem welfischen Erbgute möglich gewesen wäre, aber von Otto verweigert worden war. Der Pfalzgraf nahm dann sogleich an Philipps zweitem Feldzuge gegen Thüringen (Juli 1204) Theil, bei welchem der Landgraf gleichzeitig von allen Seiten angegriffen wurde und sich in Weißensee einschließen mußte, bis die böhmische Hülfe herankommen konnte. König Ottokar ließ allerdings auch diesmal nicht auf sich warten, wagte aber, weil er die Ueberlegenheit des Reichsheeres erkannte, keine Schlacht, sondern zog bald wieder nach Böhmen zurück. Da blieb dem Landgrafen nichts übrig, als Philipps Gnade anzurufen (17. September): er konnte froh sein, daß er mit dem Verlust des für seine erste Unterwerfung überlassenen Reichsgutes davon kam, und seinem Beispiele folgte nun auch der Böhmenkönig. Dieser mußte sich zu einer bedeutenden Zahlung an den König und zur Aufnahme der verstoßenen Adela verstehen, ohne welche zwischen ihm und den Wettinern kein Frieden sein konnte.

Während Philipp so seine Stellung in Mitteldeutschland befestigte, bereitete sich auch im eigensten Bereiche Otto's, im Nordwesten, ein Umschwung zu seinen Gunsten vor. Durch den holländischen Erbfolgestreit ging die von dem päpstlichen Legaten mühsam zusammengekittete Einigung der niederländischen Großen auf das welfische Königthum in die Brüche. Adolf von Köln, dem Otto seine Erhebung verdankte, sah sich von ihm zur Seite geschoben, und der Herzog Heinrich von Brabant, mit dessen Tochter Otto sich verlobt hatte, mußte einen Angriff des mit Philipp befreundeten Frankreich befürchten, gegen welchen weder die eben in dieser Zeit vollständig besiegten Engländer noch Otto ihn zu schützen vermochten. Diese beiden Fürsten waren schon im Sommer, während Philipp noch in Thüringen zu thun hatte, zum Uebertritte entschlossen und sie vollzogen ihn, allen Warnungen und Drohungen des Papstes zum Trotz, am 12. November zu Koblenz, indem sie dem Staufer Treue schwuren und sich von ihm belehnen ließen. Nun konnte Philipp, dessen Krönung unter Anderm auch darum von Innocenz bemäkelt worden war, weil sie nicht an rechter Stelle und von dem rechten Erzbischofe vollzogen sei, dies wettmachen. Am 6. Januar 1205 wurde er und seine Gemahlin Maria durch

Adolf im Aachener Dome gekrönt. Von da an hat Otto sein Schicksal nicht mehr zu wenden vermocht, obwohl die Unterstützung des Papstes ihm noch zur Seite blieb und in Köln eine Neuwahl bewirkte, durch welche an Stelle des für seinen Abfall abgesetzten Adolf am 25. Juli der bisherige Propst von Bonn, Bruno von Sain, an die Spitze des Erzbisthums trat. Indessen Adolf wich nicht und die kölnische Landschaft hielt unter dem Einflusse seiner mächtigen Familie, der Grafen von Berg, im Allgemeinen zu ihm, so daß Bruno hauptsächlich auf die durch die päpstliche Agitation ganz fanatisirte Bürgerschaft von Köln beschränkt blieb und die Stellung des Welfen durch seine Einsetzung keineswegs verbessert wurde. Auch für ihn hing alles davon ab, wie lange Köln ihm treu sein werde. Ein größerer Feldzug Philipps gegen diese Stadt im September 1205, die fünftägige Berennung derselben, die schwere Verwundung Ottos bei einem Ausfalle vermochten allerdings die Treue der Bürger noch nicht zu erschüttern; aber da die nähere Umgebung grenzenlos verheert war, die Burgen im Umkreise in der Hand der Staufischen waren und die Zufuhr den Rhein aufwärts sehr erschwert wurde, als Philipp auch Neuß besetzte, war der Anfang vom Ende unstreitig gekommen und es macht der Ausdauer der Bürger alle Ehre, daß sie trotzdem das Ende hinauszuzögern wußten. Sie befanden sich in ähnlicher Lage wie im Osten das staufische Goslar, welches von welfischen Burgen umschlossen, allmählich herunterkam und endlich von Ottos Truchseß Gunzelin von Wolfenbüttel am 8. Juni 1206 erstürmt ward.

Das war der letzte Erfolg, welchen Otto im Bürgerkriege gegen Philipp zu verzeichnen hatte. Als Philipp im Sommer 1206 wiederum am Niederrhein erschien, wurde Otto am 27. Juli bei Wassenberg an der Roer vollständig geschlagen. Bruno wurde gefangen, Otto selbst entkam schwer verwundet nach Köln. Ein Versuch Philipps, in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem nah verwandten Gegner, diesen zum Rücktritte zu bestimmen, führte zu Nichts, da so lange Köln sich hielt, auch er sich halten und auf irgend eine günstige Wendung seines Geschicks vom Papste, von England, von Dänemark her oder sonst irgendwoher warten konnte. Aber bald zeigte es sich, daß Köln selbst der Macht der Thatsachen sich fügen mußte. Am 11. November schloß es mit Philipp einen Vertrag über seine Uebergabe und die Bedeutung dieses Vertrags wird dadurch nicht abgeschwächt, daß die Bürger sich die Verschiebung der Huldigung bis zum März ausbedingten, wahrscheinlich weil sie darauf rechneten, daß auch Innocenz sich inzwischen von der Unmöglichkeit weiteren Widerstands gegen das staufische Königthum überzeugen und die dem Welfen geleisteten Eide lösen werde. Als das nicht geschah, haben sie sich auch um den Papst nicht weiter gekümmert und, nachdem Otto nach dem Braunschweigischen entwichen war, Philipp gehuldigt und ihn bei seinem Einzuge am 21. April 1207 mit allen erdenklichen Ehren begrüßt. Mit der Einnahme dieser Stadt, in welcher das welfische Gegenkönigthum geboren worden, war der Bürgerkrieg thatsächlich beendet; Otto auf einen Theil der welfischen Erblande beschränkt, konnte wohl kaum noch lange sein Recht auf die Krone vertheidigen, obgleich nun Waldemar II. von Dänemark, gekränkt über die durch Philipp im April vollzogene Aufnahme der deutschen Kolonie an der Düna ins Reich, einige Truppen nach Braunschweig schickte und Johann von England in letzter Stunde, als sein Sohn selbst zu ihm herüberkam, sich zu weiteren Hülfsgeldern an ihn entschloß. Auch Innocenz gab den Welfen jetzt verloren.

Innocenz hat sich begreiflicher Weise nicht leicht in die seit dem Jahre 1204 ganz veränderte Sachlage hineingefunden, deren Rückwirkung auf Italien so ganz seinen Wünschen entgegen sein mußte. Hatte doch Philipp selbst in der Zeit seiner größten Bedrängniß bei den im Sommer 1203 geführten Verhandlungen

durchaus keine Geneigtheit gezeigt, auf die Rechte des Reichs an den vom Papste annectirten Provinzen Ancona, Spoleto und anderen zu verzichten, vielmehr gleich nach dem Abbruche jener Verhandlungen den Bischof Lupold von Worms nach Italien gesandt, um diese Rechte nachdrücklichst zur Geltung zu bringen. Bischof Lupold, dessen Wahl zum Mainzer Erzbischofe von Innocenz verworfen, dessen Beharren auf dieser Wahl mit Bann und Absetzung gestraft worden war, ohne daß er sich darum kümmerte, hat offenbar sowohl mit ziemlichem Behagen als auch mit Erfolg an der Erschütterung und Beseitigung der päpstlichen Herrschaft im Kirchenstaate gearbeitet. Die Ueberlegenheit Philipps machte sich also im Laufe der Jahre 1204 und 1205, welche seinen Sieg für Deutschland entschieden, auch in Italien fühlbar und er durfte mit Recht erwarten, daß etwaige Anträge von seiner Seite jetzt nicht mehr von Innocenz kurzer Hand zurückgewiesen werden würden, besonders da er mit der Zurückberufung Lupolds, der geradezu verletzend gegen jenen aufgetreten war, deutlich bekundete, daß es ihm ernstlich um Frieden zu thun war. So kam es zwischen ihnen im Sommer 1206 zu neuen Verhandlungen, zu welchen Innocenz den Patriarchen Wolfger von Aquileja und wieder den Camaldulenser Martin benutzte, und in Folge deren dann Philipp ein ausführliches Schreiben an den Papst richtete, mit einer wahrheitsgemäßen Darstellung seiner Wahl und des bisherigen Verlaufs des Thronstreits und mit bestimmten Anerbietungen, welche als Basis einer weiteren Annäherung dienen sollten. Innocenz nahm nun allerdings des Königs Versicherungen seiner Ergebenheit wohlgefällig auf, aber dessen Anerbietungen schienen ihm doch nicht ausreichend und die Preisgebung Otto's nicht aufwiegend; er hoffte auch wohl noch auf irgend einen Umschwung zu Gunsten des letzteren und ließ deshalb dem Staufer vorschlagen, er möge mit Otto auf ein Jahr Stillstand schließen, während dessen er, der Papst Gelegenheit finden werde, dem Reiche in heilsamer Weise Frieden zu schaffen. Er wollte offenbar Zeit gewinnen.

Aber die Schlacht bei Wassenberg, Otto's Flucht aus Köln und der Uebertritt dieser Hochburg des welfischen Königthums zu Philipp bewiesen, daß mit Otto nicht mehr zu rechnen war und daß es nur noch darauf ankommen konnte, die nun doch unvermeidlich gewordene Auseinandersetzung mit Philipp möglichst vortheilhaft für die Curie zu gestalten. Eine solche zu finden, ward die Aufgabe der beiden Legaten, des Bischofs Hugo von Ostia (des späteren Papstes Gregor IX.) und des Cardinalpresbyters Leo von S. Croce, welche im August 1207 auf einer großen Reichsversammlung in Worms Philipp zunächst vom Banne lösten. Auf ihr Verlangen, den gegen Braunschweig vorbereiteten Feldzug auszusetzen, konnte dieser um so leichter eingehen, als die Legaten ihrerseits es übernahmen, Otto zur Aufgabe seiner Krone zu bewegen. Das vermochten sie nun allerdings nicht und ebensowenig haben die überaus günstigen Angebote Philipps, der im September zwei Mal von Quedlinburg aus mit Otto zusammentraf, dessen Starrsinn erschüttert. Wenn trotzdem Philipp auf einen Stillstand bis zum Johannistage des nächsten Jahres einging, während er doch unzweifelhaft die Macht besaß, die Sache zu Ende zu führen, so war dieses Eingehen auf die Wünsche des Papstes wohl geeignet, diesen in der Hoffnung zu bestärken, daß ihm schließlich sogar das von jeher angestrebte Schiedsrichteramt im Thronstreite zugestanden werden würde. In der That, das innerhalb der staufischen Partei vorhandene Friedensbedürfniß, die Sehnsucht nach friedlicher Beendigung des Thronstreites, welche bei Otto's Eigensinn nur mittels des Papstes erreicht werden zu können schien, führten dazu, daß auf dem Reichstage zu Augsburg (30. Nov.) das päpstliche Schiedsgericht angenommen wurde, dem später dann auch Otto zustimmte. Und auch in anderen Beziehungen gab Philipp nach. Er entließ den bei Wassenberg gefangenen Bruno von Köln aus der Haft,

wogegen dann Adolf von Köln durch die Legaten vom Banne befreit wurde; er widerrief die Belehnung Lupolds mit den Mainzer Regalien und veranlaßte denselben, auf alle aus seiner Mainzer Wahl stammenden Rechte zu verzichten, um durch solche Gefügigkeit sich vielleicht noch sein altes, ihm vom Papste abgesprochenes Bisthum Worms zu retten. Darnach war nicht mehr zweifelhaft, daß die Entscheidung des Streites um Mainz und Köln auf die förmliche Anerkennung dort Sigfrids von Eppenstein und hier Brunos von Sain hinauslaufen werde, und das Bemühen des Königs konnte nur noch darauf gerichtet sein, für die um seinetwillen aus jenen Erzbisthümern zu Entfernenden möglichst günstige Bedingungen beim Papste zu erwirken, der sich denn auch darin nicht schwierig zeigte.

Verhandlungen zu Rom, welche etwa seit dem März 1208 Wolfger von Aquileja an der Spitze einer königlichen Gesandtschaft unmittelbar mit dem Papste führte, vollendeten das Friedenswerk. Ob es noch zu einem förmlichen Schiedsspruche des letzteren gekommen ist, wissen wir nicht; aber indem Innocenz versprach, wenn Philipp nach Italien komme, werde er ihm die Kaiserkrönung nicht versagen, erkannte er ihn als den rechtmäßigen König Deutschlands an. Stand Philipp ferner, wie es scheint, von seinen früheren Versuchen, in dem päpstlichen Lehnskönigthum seines Neffen Friedrich einen leitenden Einfluß zu üben, jetzt endgültig ab, so hat umgekehrt nach der glaubwürdigen Mittheilung der Ursperger Chronik Innocenz bei jenen römischen Verhandlungen die schließlich doch nur zu Unrecht besessenen mittelitalischen Reichslande, also den größten Theil seines neuen Kirchenstaates, wieder fahren lassen. Der Frieden zwischen ihnen war so vollständig als möglich und zur Befestigung desselben sollte eine Tochter Philipps mit einem Neffen des Papstes vermählt und der letztere dann mit Philipps eigenem Herzogthume Tuscien belehnt werden. Philipp hatte in Allem nachgegeben, nur nicht in Bezug auf sein Königthum und die Rechte des Reichs, wie umgekehrt Innocenz, als die Durchsetzung seiner kirchlichen Autorität nicht mehr in Frage gestellt war, in eine Einschränkung der früher von ihm unentbehrlich erachteten weltlichen Machtmittel des Papstthums willigen zu können glaubte.

Zur Entschädigung Otto's dürfte wieder, wie bei den Quedlinburger Verhandlungen, seine Verheirathung mit einer Tochter Philipps und seine Nachfolge im Reich in Aussicht genommen worden sein und die Cardinäle Hugo und Leo wurden wieder nach Deutschland abgeordnet, um ihn zur Fügsamkeit in das jetzt noch mehr als im vorigen Jahre Unvermeidliche zu bestimmen. Sie waren am 30. Juni bis nach Mantua gekommen, als sie hier die Nachricht traf, daß König Philipp, dem jener den Platz räumen sollte, nicht mehr unter den Lebenden weilte. Philipp hatte seit Beginn des Frühlings im Hinblick auf den Ablauf des Stillstandes und auf Otto's Starrköpfigkeit überaus stark gerüstet. Von allen Seiten setzten sich bedeutende Truppenmassen gegen Braunschweig in Bewegung, wo Otto nur noch hoffen konnte, in ehrenvollem Widerstande, aber doch als König zu fallen. Philipp selbst feierte auf dem Wege nach Norden am 21. Juni in Bamberg die Hochzeit seiner Nichte Beatrix, der Erbin des im Jahre 1200 verstorbenen Pfalzgrafen Otto von Burgund, mit dem ihm immer getreuen Herzoge Otto von Meran. Am Nachmittage dieses Tages, als der König im bischöflichen Palaste ausruhte, drang Pfalzgraf Otto von Wittelsbach ins Gemach und tödtete ihn durch einen Schwertstreich in den Hals. Der Verbrecher, ein zu sich zu Gewaltthaten geneigter Mann, scheint dadurch gereizt gewesen zu sein, daß der König die Verlobung einer seiner Töchter mit ihm rückgängig gemacht hatte, wahrscheinlich um sie lieber mit dem Neffen des Papstes zu verbinden. Es gelang ihm für den Augenblick zu entfliehen; aber von Otto IV., welcher

der Tod Philipps nicht nur von aller Noth befreite, sondern in Kurzem auch an die Spitze des Reiches brachte, wurde er geächtet und Philipps Getreuer, der Marschall Heinrich von Kalden ruhte nicht, bis er die Acht an dem Mörder vollstreckt hatte. Hat man als Mitwisser der That den Bischof Ekbert von Bamberg und den Markgrafen Heinrich von Istrien, seinen Bruder, aus dem Hause Andechs oder Meran beschuldigt, so scheint der gegen sie rege gewordene Verdacht doch nur auf einem Zusammentreffen zufälliger Umstände zu beruhen und nur deshalb aufgebauscht worden zu sein, weil es Leute gab, welche wie der Herzog Ludwig von Baiern aus ihrem Verderben Nutzen zu ziehen gedachten.

Philipp hat ein gutes Andenken hinterlassen: ein „süßer junger Mann“, wie ihn Walther von der Vogelweide nennt, wird er selbst von seinen Gegnern gelobt. An Körperkraft und Größe dem Welfen nicht gewachsen, kam er ihm an Tapferkeit gleich und er übertraf ihn in der staatsmännischen Fähigkeit, mit den Umständen zu rechnen. Ist am Anfange des Thronstreits eine gewisse Unentschlossenheit ihm hinderlich gewesen, so wurde er im Laufe der Jahre und besonders durch die trüben Erfahrungen von 1202 und 1203 doch thatkräftiger und zielbewußter. Der Bürgerkrieg und die allmähliche Erschöpfung seiner Mittel durch denselben brachte es mit sich, daß er Rechte und Güter des Reichs wie seines Hauses nicht schonen durfte, wenn es sich darum handelte, Anhänger zu gewinnen oder zu fesseln, obwohl es übertrieben ist, wenn die Ursperger Chronik ihm zuletzt nur wenig übrig bleiben läßt. Auch die Geistlichkeit seines Bereichs mußte stark herangezogen werden, und es spricht vielleicht am Meisten für seine Persönlichkeit und seine Sache, daß trotzdem ihm aus ihren Reihen fast überschwängliche Lobeserhebungen zu Theil wurden. Alles in Allem war sein Tod ein schweres Unglück für Deutschland und nicht blos deshalb, weil eine gräuliche Anarchie die unmittelbare Folge desselben war.

Philipps Gemahlin, die Byzantinerin Irene-Maria, starb schon am 27. August auf der Burg Staufen in einem verfrühten Wochenbette. Von ihren Töchtern — Söhne hatte sie nicht geboren — war die älteste Beatrix wohl zur Braut Ottos IV. bestimmt, für den Fall, daß er sich auf den Frieden einließ, wie denn Otto in der That sich nach dem Tode Philipps mit ihr verlobte und 1212 verheirathete; sie starb kurz darauf. Eine andere Tochter Philipps Maria wurde 1207 mit dem eben geborenen Sohne des Herzogs von Brabant verlobt und starb 1235 als Gemahlin dieses Heinrich II. Eine dritte — die Altersfolge ist nicht sicher —, genannt Kunigund, wurde ebenfalls 1207 die Braut des zweijährigen Wenzel, Sohnes Ottokars I. von Böhmen und starb 1248: sie ward die Mutter Ottokars II. Die vierte Tochter Philipps, welche wie die älteste Beatrix hieß, ist doch wohl die, welche ursprünglich dem Wittelsbacher verlobt und dann dem Neffen des Papstes bestimmt war. Sie kam mit ihrer ältesten Schwester unter die Vormundschaft und Obhut Ottos IV. und nach dessen Tod in die Gewalt seines Bruders Heinrich von Braunschweig. Durch ihren Vetter, König Friedrich II., 1219 mit dem Könige Ferdinand III. von Castilien verheirathet, wurde sie die Mutter des späteren römischen Königs Alfons X. von Castilien.

Vgl. Böhmer, Regesta imperii V. 1198—1272, neu bearbeitet von J. Ficker. 1. Abth. Innsbruck 1881 und von Darstellungen (vgl. auch die Literatur bei Otto IV.) Abel, Kg. Philipp der Hohenstaufe. Berlin 1852. — Frz. Wieser, Die Bannung Philipps. Programm von Brünn 1872. — Niederländer, De Philippi Staufensis interitu eiusque causis. Programm von Münstereifel 1872. — Winkelmann, Philipp von Schwaben und

Otto IV. von Braunschweig. I. Band. König Philipp 1197—1208. Leipzig 1873. — Schwemer, Innocenz III. und die deutsche Kirche während des Thronstreites von 1198—1208. Straßburg 1882. — Philipps Antheil am vierten Kreuzzug ist viel behandelt worden. Meine Auffassung, daß Philipp dem Zuge im Interesse der Dynastie Angelos die entscheidende Wendung gegen Konstantinopel gegeben, wurde unterstützt und weiter ausgeführt vom Grafen P. Riant, Innocent III., Philippe de Souabe et Boniface de Montferrat. Paris 1875; Le changement de direction de la 4. croisade. Paris 1878; bekämpft aber unter anderen von L. Streit, Venedig und die Wendung des 4. Kreuzzuges. Anklam 1877, der die Venetianer, und von Tessier, Quatrième croisade. La diversion sur Zara et Constantinople. Paris 1885, der den Zufall verantwortlich macht.
Winkelmann.

Philipp der Schöne, Erzherzog von Oesterreich, König von Castilien. P. war der Sohn des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich (sp. deutschen Kaisers Max I.) und der Maria von Burgund, geboren am 22. Juli 1478 in Brügge. Nach dem frühen Tode seiner Mutter (27. März 1482) ging die Erbschaft der burgundischen Niederlande auf den dreijährigen Knaben über; für den Sohn unternahm es der Vater, Maximilian, die Vormundschaft und Regentschaft zu führen. Aber Gent und andere Städte und Stände fügten sich nicht; der feindselige Einfluß Frankreichs stärkte diese Opposition. Erst nach langem Ringen gelang es Max, den von ständischer Seite gebildeten Regentschaftsrath zu überwinden und seine Anerkennung als Vormund des Landesherrn durchzusetzen (1485), dann ließ er den Sohn in Mecheln Wohnung nehmen und übertrug seine Erziehung der Aufsicht der alten Herzogin Margarethe von York, der Wittwe Karls des Kühnen. Wechselvoll war das Geschick der vormundschaftlichen Regierung, die sich zwischen den Angriffen der Franzosen und der Opposition der Niederländer in eine böse Lage eingeklemmt fand. Friedensschlüsse wechselten mit Kriegserhebungen ab; die Stadt Brügge hielt einmal Monate hindurch den Regenten Max in ihren Mauern gefangen. Zuletzt kam Max auf den Gedanken, den Sohn schon sehr frühzeitig für großjährig erklären zu lassen und damit einen Schein selbständiger Regierung und eigener Politik den Niederlanden zu gewähren. Dem Fünfzehnjährigen wurde darauf im Laufe des Jahres 1494 von den verschiedenen Provinzen gehuldigt. Der neue Herrscher knüpfte in seiner Regierung an die Traditionen seines Großvaters Karl des Kühnen an; er bestätigte das seiner Mutter abgerungene sog. Große Privilegium der Stände nicht; er stellte den höchsten Gerichtshof, die höchste Landesbehörde in dem Großen Rathe wieder her, dem er Mecheln als Sitz anwies. Sehr erwünscht und förderlich war der Handelsvertrag, welchen P. am 12. Februar 1496 für seine Niederlande mit England abschloß; er gewährte dem niederländischen Handel ansehnliche Vortheile. Die kurze Regierungszeit ist im ganzen ruhig, ohne erhebliche Störungen oder Anstöße verlaufen; ihre eigentliche Bedeutung für die allgemeine Geschichte beruht darin, daß sie den Grund gelegt zu dem Verhältnisse zwischen Habsburg und Spanien, welches dem nächsten Jahrhundert seinen historischen Charakter aufgeprägt hat. Der Gegensatz zwischen der französischen Macht und den Bestrebungen des Hauses Habsburg, wie Max I. sie verfolgte, hatte zu der Absicht einer engen Familienverbindung der Habsburger mit Spanien geführt: eine Doppelehe sollte dem politischen Bündniß der Mächte gegen Frankreich den festesten Kitt verleihen: P. sollte eine spanische Prinzessin, die zweite am 6. November 1479 geborene Tochter Ferdinands und Isabella's Johanna (Juana la loca), der spanische Kronprinz sollte Philipp's Schwester Margaretha heirathen. So wurde in dem Vertrag vom 5. November 1495 festgesetzt. Im August 1496 verließ die spanische Braut ihre Heimath

am 21. October fand die Hochzeit statt. Darauf ging auch im Februar 1497 Margaretha nach Spanien; aber sehr schnell wurde sie Wittwe. Die spanische Ehe des niederländischen Fürsten trug noch ganz andere Früchte, als man von ihr gefordert. In Spanien war schon im October 1497 der Kronprinz Juan gestorben, auch Margarethe's Söhnchen hatte nur wenige Stunden gelebt: die älteste Tochter der spanischen Könige, die mit dem Könige von Portugal verheirathet, starb bald nach der Geburt eines Knaben, dem nur einige Monate Lebensfrist gegönnt waren: an Johanna kam daher schon im Sommer 1500 der Anspruch, Erbin der spanischen Länder dereinst zu werden. Diese Aussicht der spanischen Erbschaft wurde seitdem der bestimmende Gesichtspunkt für alle Schritte des niederländischen Herrscherpaares; diese Hoffnung erfüllte vollständig ihr Denken. Es galt zunächst, sich in Spanien vorzustellen; sobald Johanna's Zustand nach ihrem dritten Wochenbett es gestattete, machte man sich auf den Weg. Zu seinem Vertreter bestellte P. den Grafen Engelbert von Nassau. Die Erzherzoge verließen am 4. November 1501 Brüssel; sie reisten durch Frankreich, wo ihnen König Ludwig XII. glänzende Feste gab; im Mai 1502 langten sie in Spanien an; sie empfingen am 22. Mai in Toledo und am 27. October in Barcellona die Huldigung als Erben der Kronen Castilien und Aragon. Im Winter aber verlangte P. heimzukehren; da seine Frau wegen ihrer erneuerten Schwangerschaft ihn nicht begleiten konnte, ließ er sie bei den Eltern zurück, obwohl sie heftig sich gegen diese Trennung sträubte. Das Verhältniß der Gatten hatte schon eine eigenthümliche Färbung angenommen. Von leidenschaftlicher Liebe und Zärtlichkeit war Johanna erfüllt, in einem solchen Grade, daß ihr Benehmen oft an Wahnsinn grenzte. Spuren geistiger Störung traten schon damals an den Tag und nahmen seitdem in immer bedenklicherer Weise zu. P. dagegen war ein sehr schöner Mann, der auch anderen Weibern als der eigenen Gattin gefiel und allerlei Liebesabenteuer aufzusuchen nicht verschmähte; sein Leichtsinn entfachte in der Gattin Ausbrüche rasender Eifersucht. P. machte seine Rückreise aus Spanien 1503 durch den Süden von Frankreich, dann durch Tirol und Oberdeutschland; erst im November 1503 war er wieder daheim in den Niederlanden. Im Frühjahr 1504 beeilte seine Gattin sich, ihn dort wieder aufzusuchen. Im Herbst 1504 rüstete P. einen neuen Kriegszug gegen Geldern, dessen Herzog Karl von Egmond der gefährlichste Nachbar und unermüdlichste Ruhestörer der Niederlande war; er brachte im Juli 1505 eine scheinbare Unterwerfung desselben zu stande; aber gesichert waren diese Verhältnisse noch keineswegs. P. wurde damals durch seine spanischen Absichten von der niederländischen Aufgabe abgerufen.

Königin Isabella von Castilien war am 26. November 1504 gestorben; nun mußte Castiliens Krone an die Gemahlin Philipp's fallen. Zwar hatte die alte Königin vor ihrem Tode noch angeordnet, daß während der Abwesenheit Johanna's und für den Fall einer Verhinderung derselben — daß die geistige Störung ihre Tochter zur Regierung unfähig machen würde, stand für Isabella fest — König Ferdinand wie bisher die Regierung weiterführen sollte. Ferdinand selbst war bereit, die Regierungsweise, die den spanischen Staat ins Leben gerufen, fortzusetzen; er behielt die Zügel in der Hand. Aber auf eine solche Abtretung oder Theilung der Gewalt ließ P. sich nicht ein; er betrachtete sich selbst als den natürlichen Vormund oder Vertreter, jedenfalls als den nicht abzuweisenden Mitregenten seiner Frau. Er hatte schon 1502 in Castilien allerlei Beziehungen angeknüpft, insbesondere zu jenen Großen, welche mit Ferdinands Regiment zerfallen waren. Ihm war in den Niederlanden einer der Politiker aus Ferdinands Schule, Don Juan Manuel, der als spanischer Gesandter bei

Kaiser Maximilian gewesen und als solcher auch P. kennen gelernt, nahe getreten; nachdem derselbe mit Ferdinand völlig gebrochen hatte, arbeitete er auf Ferdinands Sturz mit allen Mitteln hin. Es begann ein eifriges Spiel diplomatischer und politischer Intriguen um die Herrschaft über Castilien; der Landesadel war in eine habsburgische und eine ferdinandeische Partei gespalten; die Gegenstellung der europäischen Mächte wurde in diesen Zwist hineingezogen. Anfangs behauptete trotz aller Wühlereien der niederländischen Agenten in Castilien Ferdinand sich im Besitz der Macht; dann schloß er mit dem Vertreter seines Schwiegersohnes in Salamanca am 24. November 1505 einen Vergleich dahin ab, daß die Regierung über Castilien gemeinschaftlich von Johanna, Philipp und Ferdinand geführt werden sollte; daß dem erfahrenen Staatsmann dabei die Entscheidung zufallen mußte, schien selbstverständlich. Darauf erst machten sich die niederländischen Herrscher selbst auf den Weg; sie waren Monatelang durch die wiederholte Schwangerschaft, dann durch die fünfte Entbindung der Königin in den Niederlanden zurückgehalten. Erst am 10. Januar 1506 stachen sie von Middelburg aus in See, nachdem P. zum Generalstatthalter Wilhelm von Croy, Herzog von Chievres, bestellt. Die Reise ging nicht ohne Hindernisse vor sich. Widriger Wind verschlug die Schiffe an die englische Küste. Heinrich VII. empfing zwar höflich und gastlich den Herrscher der Niederlande, mit dem er schon 1500 einmal in Calais eine Begegnung gehabt hatte; aber nicht ohne Zugeständnisse an die englischen Handelsinteressen ließ er ihn wieder abziehen. Die Gastfreundschaft sah bisweilen wie eine Art Gefangenschaft aus. Erst am 26. April gelangte P. mit seinem Gefolge nach La Coruña. Nun traten aus den Reihen des castilischen Adels immer mehr Personen auf seine Seite: der habsburgische Anhang wuchs zusehends: freigebig wurden die Gaben königlicher Gunst den Anhängern gespendet ohne jede Rücksicht auf das bleibende Interesse des Landes oder die Dauerhaftigkeit des neuen Zustandes. Schamlose und regellose Vergeudung einerseits und harte beutegierige Erpressung andererseits charakterisiren den Einfall der niederländischen Abenteurer auf spanischen Boden. Und doch sah Ferdinand sich zu einem Verzicht auf seine Stellung in Castilien genöthigt; im Vertrag von Villafasila am 27. Juni 1506 räumte er P. unbedingt die Regentschaft über Castilien ein. Mit abwartender List zog er zunächst überhaupt aus Spanien weg; er glaubte sich keineswegs an den Vertrag gebunden zu halten, aber er ließ für den Augenblick P. gewähren. Unordnungen und Unruhen erwartete er demnächst ausbrechen zu sehen, die ihm den Anlaß zur Rückkehr und Einmischung wiederum verschaffen sollten. So weit kam es nicht. P. selbst erkrankte plötzlich am 19. September an einem heftigen Fieber, das im Lande herrschte; schon am 25. September erlag er der Krankheit — im Alter von 28 Jahren. Wenn die Niederländer von Gift gesprochen, als der Ursache seines Todes, so liegt doch gar nichts vor, derartigen Verdacht zu begründen; die sinnlichen Ausschweifungen, in denen er seine Tage verlebte, erklären vollständig den Tod an einem durch Ansteckung hervorgerufenen Fieber. Wenig rühmlich ist das Andenken, das P. in Spanien und den Niederlanden hinterlassen; seine einzige Bedeutung beruht darin, daß er der Vater Karls V. gewesen. In der Ehe hatte ihm übrigens die Spanierin sechs Kinder geboren: 1) Leonor, geb. am 30. November 1498 in Brüssel, 2) Karl, geb. in Gent am 24. Februar 1500, 3) Isabella, geb. in Brüssel am 27. Juli 1501, 4) Ferdinand, geb. in Alcala am 10. März 1503, 5) Marie, in Brüssel geb. am 13. September 1505 und 6) Katharina, nach dem Tode des Vaters geboren in Torquemada am 14. Februar 1507. — Die Königin Johanna ist nach dem Tode ihres Gatten mehr und mehr der Nacht des Wahnsinnes verfallen. Ihr Name blieb an der Spitze aller officiellen Regierungsacte stehen, auch in der

t, in der ihr Sohn Karl schon die Krone trug. Erst am 12. April 1555
rde sie aus diesem Leben erlöst.

Ueber Philipp's niederländ. Regierung geben die gleichzeitigen Autoren
Aufschluß: Molinet, Chronique und Macquerau, Traité de la Maison de
Bourgogne; auf ihnen beruht Heuterus, Rer. belg. historia (1598). —
Lalaing, Voyage de Phil. le Bel en Espagne und Deuxième Voyage de
Phil., beides in Gachard, Voyages des Souverains des Pays-bas I. (1876). —
Ueber die spanischen Ereignisse, in die Philipp verwickelt vgl. die gleichzeitigen
Berichte von Petrus Martyr, Carvajal, Alcocer, Padilla, Bernaldez und die
etwas jüngeren Darstellungen von Gomez und Zurita. Auch die Relation
es Venetianers Quirini von 1506 ist sehr lehrreich. Actenstücke in Chmel,
Urk. z. G. Max. I. (1845), in Leglay, Negociations diplomatiques (1845),
n Bergenroth, Spanish Calendar. Supplement (1868). — Von neueren Dar-
stellungen genügt es auf Prescott und Hefele, Henne und Wenzelburger zu
erweisen. Vgl. auch Häbler, Streit Ferdinands des Kathol. und Philipp I.
Leipzig, Diss. 1882). Maurenbrecher.

Philipp I., Markgraf von Baden, der fünfte von den Söhnen Markgraf
istoph's I., wurde am 6. November 1479 geboren. In seiner Jugend nahm
in den Feldzügen der Franzosen in Italien theil; beim Angriff der Venetianer
Lesbos 1501 that er sich durch seine Tapferkeit rühmlich hervor. Nachdem
dann noch eine Reise nach Spanien gemacht hatte, kehrte er 1502 in die
math zurück. Im Januar des folgenden Jahres vermählte er sich mit der
hter des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, Elisabeth, der Witwe des Land-
fen Wilhelm III. von Hessen. Dieselbe brachte ihm als Mitgift den badischen
heil an Schloß und Stadt Kreuznach, sowie an allen andern Schlössern,
dten u. s. w. in der oberen und vorderen Grafschaft Spanheim, den einst
rkgraf Karl I. von Baden nach seiner Niederlage bei Seckenheim 1463 an
fürst Friedrich den Siegreichen von der Pfalz hatte verpfänden müssen. Im
ammenhange mit dieser Vermählung geschah es, daß Markgraf Christoph in
r besonderen Urkunde Philipp als vor allen seinen anderen Söhnen welt-
en Standes zum Regieren besonders geschickt und tauglich bezeichnete und
für den Fall seines eigenen Todes die alleinige Herrschaft in der Markgraf-
ft Baden, dem badischen Antheil an den Grafschaften Spanheim und Eber-
n und in der Herrschaft Altensteig zusicherte, während er seine übrigen Söhne
ch die andern dem Haus Baden gehörigen Herrschaften und Güter zufrieden
stellen gedachte. Während des Landshuter Erbfolgekriegs bekam Philipp I.
übergehend die ganze Grafschaft Eberstein in seinen Besitz, die ihm Kaiser
ximilian, nachdem er den Grafen Bernhard III. von Eberstein als Lehens-
ger und Anhänger von Kurpfalz geächtet hatte, 1504 übertrug. Nach dem
densschluß gab er dieselbe wieder heraus. 1510 traf sein Vater Christoph
neue Erbdisposition; P. erhielt durch dieselbe anstatt Spanheim, Eberstein
Altensteig die Markgrafschaft Hachberg, die Herrschaften Rötteln, Sausen-
und Badenweiler und die Stadt Schopfheim zugewiesen. Doch auch diese
rdnung blieb nicht bestehen. 1515 nahm Markgraf Christoph eine dritte
letzte Theilung der badischen Lande unter seine Söhne vor. P. erhielt
es Mal außer der Markgrafschaft Baden hauptsächlich Altensteig, Beinheim,
Orte Neuenburg und Weingarten, die halbe Grafschaft Eberstein und die
rschaften Lahr und Mahlberg. Noch im nämlichen Jahre trat er die Regie-
g in diesen Landen an, zunächst freilich als Statthalter seines erkrankten
ters, der aber bei der raschen Abnahme seiner geistigen Kräfte niemals mehr
Stande war, die Zügel der Herrschaft selbst wieder in die Hand zu nehmen.
nach dem Tode Maximilians I. die neue Kaiserwahl in den Vordergrund

trat und die beiden Bewerber um die deutsche Krone, die Könige von Frankreich und Spanien sich einen möglichst großen Anhang unter den deutschen Fürsten zu verschaffen suchten, da fanden sich auch bei Markgraf P. Agenten Franz' I. von Frankreich ein. P. benutzte die Gelegenheit, um alte Forderungen aus der Zeit, da er noch im französischen Heere gedient hatte, bei dem Könige geltend zu machen, begnügte sich im übrigen aber damit, zu erklären, er werde die Wahl der Kurfürsten abwarten und erst dann sich entscheiden. Dagegen schloß er bald darauf mit den Commissarien Karls von Spanien, mit dem das Haus Baden durch seine luxemburgischen Besitzungen schon in näherer Beziehung stand und der einige Zeit vorher einem Bruder Philipps den Orden vom goldenen Vließ verliehen hatte, ein Schutz- und Trutzbündniß für die vorderösterreichischen Lande und erhielt dabei eine jährliche Pension von 3000 Gulden zugesichert. Im Anschluß daran wurde ihm kurze Zeit nachher die Feldhauptmannschaft in den vorderösterreichischen Landen übertragen. Fortan schloß sich Markgraf Philipp eng an das Haus Habsburg an, wie das schon sein Vater Christoph und sein Großvater Karl gethan hatten. Der Kaiser erwies sich erkenntlich. Als er 1521 von König Ludwig von Ungarn um Hilfe gegen die Türken angegangen wurde und selbst zu gleicher Zeit von Frankreich bedroht war, wandte er sich auch an Markgraf Philipp um Rath, was er unter diesen Umständen als römischer Kaiser zur Rettung der Christenheit thun könne. Auf den Reichstagen der folgenden Jahre erschien P. öfters als kaiserlicher Commissar. 1524—1527 versah er das Amt eines kaiserlichen Statthalters im Reichsregiment; er hatte sich zur Uebernahme desselben durch Erzherzog Ferdinand von Oesterreich bestimmen lassen. Schon im ersten Jahre seiner Amtsführung sah er sich auf die Bitten Ferdinands veranlaßt, auf seinen eigenen Gehalt zu verzichten, nur damit die ungeduldigsten der Reichsregiments- und Reichskammergerichtsräthe, die nicht länger auf die rückständige Bezahlung warten wollten, befriedigt werden konnten. Es war wohl eine Entschädigung für dieses oder ähnliche materielle Opfer, die P. in seiner Stellung gebracht hatte, wenn der Kaiser ihm verschiedene Lehen übertrug, unter denen die Grafschaft Russy im Luxemburgischen in erster Reihe zu nennen ist. Es war während seiner Amtszeit, da das Reichsregiment Veranlassung nahm, gegen die Einführung der Reformation in der Stadt Straßburg aufzutreten. P. selbst war persönlich nicht durchaus der neuen Lehre entgegen, er war von der Nothwendigkeit durchgreifender Reformen auf kirchlichem Gebiete überzeugt. Sein Standpunkt, den auch sein Kanzler Dr. Vehus vertrat, als er auf dem Wormser Reichstag von 1521 in einer Versammlung von Reichsfürsten den Versuch machte, durch gütliche Ueberredung Luther zur Nachgiebigkeit zu bewegen, war der des Reformkatholicismus. Vorübergehend hat er sich wohl auch zu ziemlich weitgehenden Concessionen an die neue Richtung verstanden. Im Reich hat er stets zwischen den protestantischen Ständen und ihren katholischen Gegnern zu vermitteln gesucht; besonders 1526, da er als einer der kaiserlichen Reichstagscommissare für ein freies General- oder Nationalconcil eintrat, wie auch 1529, da er auf dem Reichstag zu Speier zu verschiedenen Malen, wenn auch vergeblich, einen Ausgleich zwischen der katholischen Majorität und der evangelischen Minorität herbeizuführen sich bemühte. In seinem eigenen Lande bewies sich P. anfangs als Förderer gemäßigter kirchlicher Reformen. Schon nach den Reichtstagsbeschlüssen von Nürnberg (1522 und 1524) gestattete er in seinen Landen die Priesterehe. Zu Oekolampadius unterhielt er Beziehungen. Irenikus, der in Ettlingen als Pfarrer thätig war, stand bei ihm in hoher Gunst und begleitete ihn 1526 auf den Reichstag nach Speier. Er beschränkte die Messe in seinen Landen, ließ zu, daß in denselben reformatorische Schriften gedruckt wurden, und veranlaßte selbst 1529 in Durlach den Druck

eines Theiles der lutherischen Bibelübersetzung. Selbst der Bauernkrieg, der auch seine Gebiete heimsuchte, hatte keine nachtheiligen Folgen für die Ausbreitung der neuen Lehre. Erst gegen das Ende von Philipps Regierung erfuhr dieselbe bedeutende Beschränkungen. Der Einfluß König Ferdinands und des Bischofs Faber von Wien, nicht weniger auch die Sorge vor der Ungnade des Kaisers, der schon 1527 seine Unzufriedenheit über die Begünstiguug der Reformation durch den Markgrafen geäußert und von seinem Bruder Ferdinand aus diesem Grunde die Entfernung desselben von der Statthalterschaft des Reichsregiments verlangt hatte, bewirkten einen Umschwung in der Gesinnung des Fürsten. Dazu kam, daß es ihm, der stets den Reichstagsbeschlüssen sich zu fügen gewohnt war, äußerst schwer fallen mußte, nach den der Reformation ungünstigen Beschlüssen von 1529 und 1530 seine bisherige Haltung zu bewahren, zumal da er selbst früher gewiß nie an einen förmlichen Uebertritt zu der neuen Lehre ernstlich gedacht hatte. Doch blieb während der ganzen Regierungszeit die Priesterehe in Philipps Landen gestattet. Aber die streng reformatorisch gesinnten Geistlichen zogen allmählich fort; und die evangelische Lehre mußte fürs erste wieder dem alten Glauben Platz machen. — 1531 und 1532 war P. schwäbischer Kreisoberst. Er starb am 17. September 1533 und wurde in der Stiftskirche in Baden begraben. Von sechs Kindern überlebte ihn allein seine älteste Tochter Jakobea, die 1507 geboren, seit 1522 die Gemahlin Herzog Wilhelms IV. von Baiern war; sie starb erst 1580. Durch ihre Vermählung war der Grund zu jener vor allem im 16. Jahrhundert folgenreichen Verbindung zwischen Baiern und Baden gelegt. Die Lande Philipps, zu denen das 1463 ebenfalls von Karl I. an Kurpfalz verpfändete, von P. wieder um 25 000 Gulden eingelöste Besigheim gekommen war, fielen, da durch das Hausgesetz Markgraf Christophs I. die weibliche Erbfolge ausgeschlossen war, an seine beiden Brüder Bernhard und Ernst. Der letztere, der bereits Hachberg, Rötteln, Sausenberg und Badenweiler besaß, erhielt durch die Theilung den unteren Theil der Markgrafschaft Baden mit Pforzheim, Durlach, Mühlburg u. s. w.; er wurde der Begründer der Durlacher Linie des Hauses Baden. Der ältere Bruder Bernhard III. bekam in der Hauptsache den oberen Theil der Markgrafschaft mit Baden, Rastatt, Ettlingen u. s. w., dazu Lahr und Mahlberg und anderes mehr. Von ihm stammte die baden-badische Linie ab.

Vierordt, Geschichte der evangelischen Kirche in dem Großherzogthum Baden, I, an verschiedenen Orten. — Archivalisches Material im Generallandesarchiv in Karlsruhe und im Bairischen Reichsarchiv in München, Abtheilung Baden A. Krieger.

Philipp II., Markgraf von Baden-Baden, war am 19. Februar 1559 geboren. Er war erst wenig über 10 Jahre alt, als sein Vater Philibert im October 1569 in den Hugenottenkämpfen Frankreichs ein frühes Ende fand. Da seine ebenfalls schon todte Mutter, die Markgräfin Mechtild, eine bairische Prinzessin gewesen war, gelang es deren Bruder Herzog Albrecht V. und seiner Mutter, der Herzogin Jakobea, bei Kaiser Maximilian II. durchzusetzen, daß ihnen beiden und dem Grafen Karl von Hohenzollern die Vormundschaft über P. und seine drei ebenfalls noch unmündigen Schwestern übertragen wurde, und die Ansprüche des Markgrafen Karls II. von Baden-Durlach und seines Vetters, Markgraf Christophs von Rodenmachern, des Bruders Philiberts, auf die Vormundschaft unberücksichtigt blieben. Als das Hauptziel, das diese bairische Vormundschaft verfolgte, erwies sich alsbald die Rekatholisirung der unter Markgraf Philibert dem Protestantismus fast gänzlich gewonnenen Markgrafschaft Baden-Baden. Die spärlichen Reste des katholischen Glaubens im Lande selbst dienten dabei als Ausgangs- und Stützpunkte. Da sich hierbei jedoch bald der

Einspruch der beiden genannten protestantischen Markgrafen Karl und Christoph als äußerst lästig erwies, so bewirkte Herzog Albrecht beim Kaiser schon im August 1571 die Majorennitätserklärung des jungen P. Natürlich konnte von einer wirklichen Uebernahme der Regierung durch den erst zwölfjährigen Fürsten auch jetzt nicht die Rede sein. Nach einem kurzen Aufenthalt verließ er Baden und begab sich für längere Zeit nach Ingolstadt, wo der Propst Martin Eisengrün und die Jesuiten seine weitere Erziehung übernahmen. Der bairische Graf Otto Heinrich von Schwarzenberg führte die Regierung wie bisher im Namen der Vormundschaft, so jetzt in dem des Markgrafen weiter. Die Rekatholisirung, geleitet von dem bairischen Hofprediger und Jesuitenpater Georg Schorich, machte rasche Fortschritte. Die evangelischen Prädicanten mußten auswandern, die protestantischen Beamten katholischen weichen; vor allem wurden die markgräflichen Rathstellen von den Protestanten gesäubert. Der Widerstand im Volk war im ganzen unbedeutend; wo er größeren Umfang anzunehmen drohte, da genügten Gewaltmaßregeln, meistentheils auch nur Drohungen, um ihn rasch zu unterdrücken. Als Schorich Ende 1573 starb, konnte die Rekatholisirung wenigstens äußerlich für vollendet gelten. Aber freilich nur äußerlich; insgeheim zählte die evangelische Lehre noch manche Anhänger, und P. selbst blieb, als er endlich die Regierung thatsächlich antrat, noch genug zu thun übrig, um die neuen Einrichtungen zu befestigen und ihre Alleinherrschaft zu sichern. 1577 errichtete er nach baierischem Muster ein aus drei geistlichen und drei weltlichen Räthen zusammengesetztes, unter der Leitung des Grafen v. Schwarzenberg stehendes Consistorium, das ohne Beirath der viel zu gelinden Bischöfe von Straßburg und Speier Kirchenvisitationen anordnete, verdächtige Geistliche einsperrte oder abschaffte. Aber trotz aller Maßregeln gelang es doch nur ganz allmählich, die protestantisch gesinnten Elemente vollständig zu unterdrücken. Das beweisen deutlich Thatsachen wie die, daß noch nach 1581 der markgräfliche Hofprediger Dr. Franz Born von Madrigal durch eine päpstliche Bulle die Erlaubniß erhielt allen denen, die ihre Ketzerei abschwuren und zur Einheit der katholischen Kirche zurückkehrten, alle Pönitenzen zu erlassen. Die Jesuiten hatten in Markgraf P. einen ganz besonderen Gönner und Freund. Er unterstützte ihre Versuche, sich der Benedictinerabteien Schwarzach und St. Trudbert zu bemächtigen. Er reiste selbst nach Rom und erwirkte von Papst Gregor XIII. eine Bulle, durch welche die Umwandlung der Abtei Schwarzach, deren Abt Kaspar Brunner vor den Anfeindungen der Jesuiten hatte weichen müssen, in ein Jesuitenseminar befohlen wurde, konnte freilich dann doch nicht die Ausführung dieses Befehles gegen den vereinten Widerstand des Erzbischofs von Mainz, des Bischofs von Straßburg und des Reichskammergerichts durchsetzen. Seine kirchliche Gesinnung hielt ihn übrigens weder ab, seine landesherrlichen Rechte auch gegen Klöster mit Entschiedenheit geltend zu machen, wie das sein Verhalten gegen Frauenalb und Reichenbach bewies, noch auch in seinen Verordnungen hin und wieder auf rein kirchliches Gebiet überzugreifen, wie das z. B. geschah, als er den Pfarrern seines Landes den Befehl ertheilte, fürderhin nur noch nach dem, auf seine Anordnung gedruckten Katechismus den Unterricht in der Religion zu ertheilen und die Ausführung dieses Befehls durch seine weltlichen Beamten überwachen ließ. In Bezug auf seine übrige Regierung verdient vor allem seine gesetzgeberische Thätigkeit Beachtung. Er hat nicht nur nach würtembergischem Muster ein seine eigenen wie seiner Vorgänger Verordnungen in fünf Haupttheilen umfassendes Landrecht ausarbeiten lassen, das 1588 vollendet, jedoch nicht durch den Druck publicirt worden ist, sondern er hat auch während seiner ganzen Regierung durch eine Menge von Erlassen, die sich auf fast alle Gebiete des öffentlichen Lebens erstreckten, von sich aus in die verwirrten Zustände des

Landes Ordnung zu bringen gesucht. Handwerkerordnungen folgen im bunten Wechsel auf umfassende Vorschriften, wie man der Pest begegnen solle, auf polizeiliche Maßregeln gegen das Umsichgreifen des Bettler- und Landstreicherunwesens, auf Forstedicte u. s. w. Als 1586 zur Stärkung der katholischen Kirche in der Stadt Baden bei dem Stifte daselbst ein Seminar errichtet worden war, in welchem junge Leute aus der Markgrafschaft studiren sollten, erging an die einzelnen Amtleute ein markgräflicher Befehl, aus jedem Amte einen tauglichen Jungen sich zu verschaffen, der dann in studio auferzogen und was Essen und Trinken belangt, keinen Mangel haben solle. 1583 führte P. den gregorianischen Kalender in seinem Lande ein, während in der protestantischen Markgrafschaft Baden-Durlach der julianische auch noch fürderhin beibehalten wurde. P. war ausgezeichnet durch eine rege Vorliebe für Kunst und Wissenschaft. In Baden ließ er das Schloß, das einst Markgraf Christoph I. gebaut hatte, durch ein neues prächtigeres ersetzen. Die Musik liebte er sehr und suchte erprobte Musiker an seinen Hof zu ziehen. In seinem Nachlasse fand sich eine ganze Sammlung der verschiedenartigsten Musikinstrumente. 1585 schickte er zusammen mit Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach einen Gesandten nach Venedig, der mit Unterstützung des Dogen in den Klöstern und Archiven Veronas nachforschen und nachforschen lassen sollte, wann und wie lange die badischen Fürsten die Markgrafschaft Verona besessen hätten, was während ihrer Regierung Denkwürdiges vorgefallen und anderes mehr. Schon 1584 hatte er mit Rücksicht darauf, daß schon längst die Markgrafschaft Hachberg mit der Markgrafschaft Baden verbunden war, sich zu dem Titel eines Markgrafen von Baden, auch den eines Markgrafen von Hochberg beigelegt, nachdem er dazu die Einwilligung der beiden Markgrafen Ernst Friedrich und Jakob III. von Baden-Durlach erlangt hatte, denn die Markgrafschaft Hachberg befand sich seit der Spaltung des Hauses Baden in zwei Linien im Besitze der Durlachischen Linie. P. starb am 11. Juni 1588 in der Blüthe seiner Jahre. Durch eine verschwenderische Hofhaltung, kostspielige Bauten, ausgedehnte Reisen nach Italien, nach den Niederlanden u. s. w., durch seine Betheiligung am Kölner Bisthumstreit hatte er allmählich eine ungeheuere Schuldenlast auf sein Land gehäuft, die mit der Regierung auf seinen Vetter und Nachfolger Markgraf Eduard Fortunat von Rodenmachern (P. war unvermählt gestorben) überging, der sich freilich der ihm daraus entstehenden Aufgabe nicht gewachsen zeigte und seine Unfähigkeit bald mit dem Verluste seines Landes büßen mußte.

Vierordt, Geschichte der evangelischen Kirche in dem Großherzogthum Baden I. u. II. — Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins XXIV. u. XXX. — Archivalisches Material außer im Generallandesarchiv in Karlsruhe hauptsächlich auch im Bairischen Reichsarchiv in München, Abtheilung Baden A.

Krieger.

Philipp Wilhelm, Markgraf von Brandenburg-Schwedt, preußischer Generalfeldzeugmeister, Sohn des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und seiner zweiten Gemahlin, der Prinzessin Dorothea von Holstein-Glücksburg, wurde am 19. Mai 1669 zu Königsberg i. Pr. geboren. Er war der Liebling seines Vaters, welcher an dem hübschen aufgeweckten Knaben viel Gefallen fand; als 1682 der Herzog von Braunschweig in Berlin einzog, verlieh ihm der Kurfürst eine Compagnie der Leibgarde zu Pferde und freute sich der soldatischen Haltung, welche der Prinz an der Spitze derselben zeigte. Als der Vater gestorben war, verglich sein Nachfolger Kurfürst Friedrich III., Philipp's Halbbruder, welcher des Vaters, den Kindern zweiter Ehe und deren Mutter günstiges, aber den Hausgesetzen zuwiderlaufendes Testament nicht anerkannt hatte, sich mit den übrigen Erben; P. erhielt durch Vertrag vom 3. März 1692 die Herr-

schaft Schwedt und ward der Stifter der nach diesem Orte benannten markgräflichen Linie, welche am 12. December 1788 mit seinem Sohne Heinrich Friedrich ausgestorben ist. Nachdem er an seines Bruders Kriegen gegen Frankreich theilgenommen hatte, wurde er am 26. October 1697 als Generalfeldzeugmeister an die Spitze der Artillerie gestellt, welcher der König durch die Ernennung eines Prinzen zu ihrem Chef einen Beweis seiner Achtung geben und welche er dadurch heben wollte; P. widmete von nun an den Haupttheil seiner Kräfte der Entwicklung dieser Waffe. Er war bestrebt, derselben das Handwerksmäßige abzustreifen, was ihr infolge ihres Hervorgehens aus einer Zunft anklebte, und sie zu einem militärischen Corps zu machen. Daneben sorgte er für die technische und für die wissenschaftliche Ausbildung des Corps. Die Officiere stolzirten in goldbordirten Röcken einher, wie die Magister trugen, und waren eingebildet auf ihre Gelehrsamkeit und auf ihren Chef, welcher sich selbst an die Spitze einer Leibbombardiercompagnie stellte, und unter dem das Corps von 798 Köpfen, welche es 1689 zählte, auf zehn Compagnien vermehrt wurde. Von ihm stammt das Artilleriereglement von 1704, in welchem Jahre er einen ständigen Sitz im Kriegsrathe erhielt. Auch war er Rector magnificentissimus der Universität Halle. Er wohnte in dem Weiler'schen Palais unter den Linden, da wo jetzt das Palais Kaiser Wilhelms steht, war mit einer Schwester des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau vermählt und starb am 19. December 1711 zu Berlin. Seine Vorliebe für große Leute reizte König Friedrich I. und den Feldmarschall Grumbkow zur Nachahmung und ward grundlegend für diese unter Friedrich Wilhelm I. noch mehr hervortretende Geschmacksrichtung. Ein schlimmer Widersacher war ihm der Oberst Schlundt (s. d.). Nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Karl Philipp, welcher heimlich mit der später dem kursächsischen Feldmarschall Graf Wackerbarth vermählten Gräfin Salmour verheirathet war und am 23. Juli 1693 zu San Germano bei Casale in Piemont starb (vgl. Dr. J. Friedländer, Markgraf Karl Philipp von Brandenburg und die Gräfin Salmour, Berlin 1881).

K. W. v. Schöning, Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie, 1. Band, Berlin 1844. — v. Malinowski und v. Bonin, Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie, Berlin 1842. B. Poten.

Philipp I., Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, aus der Grubenhagener Linie, Sohn Herzog Albrechts III. († zwischen dem 17. April 1485 und 1. Mai 1486) und dessen Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Grafen Volrad von Waldeck († nach 1512), wurde vermuthlich um das Jahr 1476 geboren. Als der älteste der den Vater überlebenden Söhne folgte er diesem anfangs unter Vormundschaft seines Vetters, Herzog Heinrichs IV., dann mehr und mehr unter der seiner Mutter in der Regierung, bis er dieselbe wohl im J. 1494 selbständig übernahm. Da sein jüngster Bruder Ernst schon 1494 starb, so hatte er die Herrschaft nur mit Erich zu theilen, der seit 1500 dieselbe mitführte, von 1508 an aber, wo er die Bisthümer Osnabrück und Paderborn erhielt, sie dem Bruder so gut wie ganz überlassen zu haben scheint. Nachdem auch sein Vetter Heinrich IV. am 6. December 1526 kinderlos gestorben war, kamen auch diejenigen Landestheile, welche 1481 bei der Theilung mit Albrecht III. ihm zugefallen waren (Salzderhelden und die Hälfte des Grubenhagen), an P., der nun das ganze Grubenhagener Gebiet unter sich vereinigte. Die Regierung Philipp's war im Ganzen eine friedliche und segensreiche. Auswärtigen Händeln suchte er nach Möglichkeit fern zu bleiben; wie nicht selten hier, so war er auch im Innern seines Landes überall bestrebt, die Eintracht zu erhalten. In Osterode machte sich schon im J. 1492 eine Bewegung gegen

den Rath bemerkbar, welche P. vergeblich zu beschwichtigen suchte. Als dieselbe dann 1510 in wilden Aufruhr überging, konnte der Herzog nur durch strenge Maßregeln die Ordnung wieder herstellen. Kriege hat P. wenig geführt. Einer Grenzstreitigkeit halber unternahm er 1500 eine Fehde gegen die Grafen von Honstein. Dann betheiligte er sich seit dem Winter 1513—14 an dem Feldzuge Herzog Heinrichs d. Ae. gegen die Butjadinger und den Grafen Etzard von Ostfriesland, ohne jedoch für sich außer dem Ritterschlage, den ihm Herzog Georg von Sachsen ertheilte, irgend welche Vortheile davon zu tragen. Der kirchlichen Reformationsbewegung stand er anfangs theilnahmlos gegenüber, wenn ihm auch Luther's Auftreten in Worms gut gefallen haben soll. Zuerst zeigten sich in seinem Lande bei Einbeck, etwa seit 1522, die Spuren der neuen Lehre, die bald in der Stadt zahlreiche Anhänger fand. Da P. zögerte, auf die hierüber erhobenen Klagen der dortigen Stifter einzuschreiten, so wandten diese sich an seinen Bruder, Bischof Erich, der die Ausweisung der lutherischen Prediger durchsetzte (1525). Nicht lange darauf wurde P. selbst — wir wissen nicht durch welche Einflüsse — für die evangelische Sache gewonnen. Im Juni 1526 trat er zu Magdeburg dem ursprünglich in Torgau geschlossenen und jetzt erneuerten Bündnisse der Lutheraner bei. Das hob den Muth der Evangelischen in Einbeck. Sie gewannen die Oberhand im Rathe, und dieser berief zur Ausarbeitung einer Kirchenordnung Nicolaus von Amsdorf und stellte evangelische Prediger an. Im J. 1529 scheint die Reformation der Stadt so gut wie durchgeführt zu sein. Da dies Streitigkeiten mit den Stiftern verursachte, so vermittelte P. zwischen diesen und dem Rathe am 19. November 1529 einen Vertrag, nach welchem die Stifter bei dem katholischen Wesen verharren durften, die angestellten evangelischen Prediger aber ebenfalls ihre Stellen behalten und im übrigen Jedermann frei stehen sollte in die Kirche zu gehen, wo er wolle, „dewile de gelove von gode komen moth unde mit geboden edder verboden nicht mach gegeven werden“. Wie die Stadt Einbeck, so schloß sich auch P. 1530 dem Bündnisse von Schmalkalden an. Es verlauteten sogar Stimmen, die ihm den Oberbefehl über deren vereinigte Streitkräfte zu übertragen wünschten. Ob der milde Sinn Philipp's, der Niemand Zwang anthun wollte, oder der Einfluß seines streng katholischen Bruders eine energischere Durchführung der Reformation gehindert hat, mag dahin gestellt bleiben. Besonnen war das Vorgehen Philipp's in jedem Falle, aber nach dem Tode Erichs, der am 14. Mai 1532 starb, doch entschiedener als vorher. Er schritt jetzt auch zur Säcularisation der Klöster, noch 1532 zu der Katlenburgs, wohl im folgenden Jahre zu der Pöhldes. Am 20. Juni 1537 kam unter Vermittlung kursächsischer Abgesandten zwischen dem Fürsten und dem Rathe der Stadt Einbeck ein Vertrag zu Stande, nach dem auch hier in den Stiftern der evangelische Gottesdienst eingeführt werden sollte. Am 6. Juni 1538 hat P. dann zu Einbeck, wie es scheint, einen förmlichen Landtag abgehalten, auf dem die päpstliche Lehre für abgeschafft erklärt wurde. In demselben Jahre hat er eine bislang noch unbekannte Kirchenordnung erlassen, der 1545 eine zweite für die Einbeck'schen Stifter erlassene Reformationsordnung folgte. Im J. 1546 nahm P. an dem Feldzuge der Schmalkalden Theil, der vor Ingolstadt erfolglos endete. Er zog sich dadurch natürlich den Zorn Kaiser Karls V. zu, der ihn jedoch nach gänzlicher Niederwerfung der Evangelischen am 20. Juni 1548 gegen Ausstellung eines Reverses in einer förmlichen Urkunde von aller Strafe frei sprach. — Sein Land hat P. noch nach altherkömmlicher Weise, aber gut und sorgsam verwaltet. Wiederholte Brände haben demselben argen Schaden bereitet. Am 4. November 1510 brannte sein Schloß Herzberg ab, so daß er kaum sein und seiner Gattin Leben rettete; auch sein Archiv wurde zum großen Theile ein Opfer der Flammen.

1540 vernichtete das Feuer fast die ganze Stadt Einbeck, 1545 Osterode. P. ist am 4. September 1551 zu Herzberg gestorben und in der Aegidienkirche zu Osterode begraben. Vermählt war er mit Katharine, der Tochter des Grafen Ernst II. von Mansfeld, die 1535 gestorben ist. Sein Sohn Ernst (s. A. D. B. VI, 258) folgte ihm in der Regierung, nach dessen Tode (1567) sein Sohn Wolfgang. Als auch dieser ohne männliche Nachkommenschaft am 14. März 1595 starb, kam Philipp's jüngster gleichnamiger Sohn Philipp II. zur Herrschaft. Doch nur auf kurze Zeit, da er am 4. April 1596 bereits verschied. Mit ihm erlosch der Mannesstamm der Grubenhagener Linie des Hauses Braunschweig. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel bemächtigte sich ihres Gebietes, das jedoch später an die Lüneburger Linie kam. Von den anderen Kindern Philipp's I. sind drei in früher Jugend gestorben. Seine Söhne Albrecht und Johann fanden den Tod auf dem Schlachtfelde; ersterer fiel am 20. Oct. 1546 im Treffen bei Giengen, letzterer starb am 2. September 1557 an seinen bei St. Quentin erhaltenen Wunden. Seine Tochter Katharina heirathete in erster Ehe (1542) den Herzog Johann Ernst von Sachsen-Koburg († 1553), darauf 1559 Graf Philipp II. von Schwarzburg-Leutenberg und starb am 24. Februar 1581.

P. Zimmermann.

Philipp Magnus, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, wurde, wenn wir von dem früh gestorbenen ältesten Sohne Andreas absehen, als zweiter Sohn Herzog Heinrichs des Jüngern und dessen erster Gemahlin Marie, einer Tochter des Grafen Heinrich von Würtemberg, am 26. Juni 1527 geboren, † 1553. Trotzdem daß seine Jugend bei den zahlreichen Fehden des Vaters in eine stürmische, kampferfüllte Zeit fiel, erhielt er doch eine für die damaligen Verhältnisse auffallend tüchtige wissenschaftliche Bildung. Noch später erinnerte er sich mit innigem Danke als seines Jugendlehrers des Juristen Jacob Henning Camitianus. Als Herzog Heinrich vor dem Anrücken der Schmalkalden sein Land verlassen mußte, begleitete ihn P. M., während die Brüder desselben, Karl Victor und Julius, anfänglich in Gandersheim zurückblieben. Es ist bekannt, daß die Hoffnung Heinrichs, die katholische Partei für sich in Bewegung zu setzen, eine eitle war. P. M. verwandte daher die unfreiwillige Muße seiner Verbannung zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung. 1544 finden wir ihn zu dem Ende in Padua, voll guter Hoffnung, daß Gott der gerechten Sache seines Hauses den endlichen Sieg verleihen werde. Im folgenden Jahre gestaltete sich dieselbe jedoch noch ungünstiger. Als Heinrich sich mit Waffengewalt wieder in den Besitz seines Landes setzen wollte, wurde er bei Höckelheim nicht nur geschlagen, sondern mitsammt seinem ältesten Sohne Karl Victor gefangen genommen. P. M. richtete nun mit seinem Bruder Julius eine gemeinsame Bittschrift an den Kaiser, um diesen zu einem Einschreiten für ihren Vater zu vermögen; ja er reiste selbst nach Rom, um dort Hülfe für ihn zu erlangen. Beides ohne Erfolg. Erst als die Schmalkalden nach der Schlacht bei Mühlberg gänzlich zu Boden geschlagen waren, erhielt Heinrich seine Freiheit und seine Lande zurück. Von jetzt ab sehen wir P. M. in der Leitung der Regierung und der Führung der Truppen seinem Vater kräftig zur Seite stehen. Als Heinrich 1552 nach Metz zum Kaiser reiste, um von diesem Hülfe gegen die Angriffe Volrads von Mansfeld zu erbitten, ernannte er P. M. zu seinem Statthalter. Im folgenden Jahre leitete dieser im Verein mit Balthasar von Stechow den Streifzug gegen die Stifter Osnabrück, Münster und Minden, der mit dem Verzichte des Bischofs Franz auf Minden zu Gunsten von Herzog Heinrichs jüngstem Sohne Julius endigte. Als bald darauf ein großer Bund gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg zu Stande kam, führte P. M. die Wolfenbüttler Truppen nach Franken, wo sich die sächsischen unter Hans

on Heideck mit ihnen vereinigten. Da Albrecht den Kriegsschauplatz nach iedersachsen verlegte, so mußte auch P. M. nach Norden zurückkehren. Unweit lortheim stieß er mit dem Heere der Verbündeten zusammen. Am 9. Juli im es dann zwischen diesen und Albrecht bei Sievershausen zu einer entschei-enden Schlacht, die zwar mit einer Niederlage des Letzteren endete, aber außer em Kurfürsten Moritz von Sachsen den beiden ältesten Söhnen Herzog Heinrichs as Leben kostete. Sie fielen im Haupttreffen der Schlacht, als sich der Sieg schon uf die Seite Albrechts neigte, bis ihm der rechtzeitige Angriff des die Nachhut efehligenden Johann von Wulsen denselben wieder entriß. Als dem Vater icht nach der Nachricht vom Hinscheiden seines jüngeren Sohnes auch der Tod ines ältesten gemeldet wurde, preßte ihm der Schmerz nur die Worte heraus: es ist zu viel". Sein Stolz und seine Freude war mit diesen beiden Söhnen, ie in politischer wie religiöser Beziehung treue Gesinnungsgenossen des Vaters aren, vernichtet; sein jüngster Sohn Julius war der ihm verhaßten evange-ischen Sache zugethan, welcher er (s. A. D. B. XIV, 667) bald darauf in seinem ande zum Siege verhelfen sollte. Der bedeutendere der gefallnen Brüder und er Liebling des Vaters war jedenfalls P. M., auf welchen dieser seine ganze offnung gesetzt hatte. Ihm suchte Heinrich daher auch, dem von ihm mit Mühe durchgesetzten Pactum Henrico-Wilhelminum entgegen, die Regierungs-achfolge zuzuwenden. Er trug sich eine Zeit lang mit der Absicht, seine Lande u theilen, oder sie von seinen beiden ältesten Söhnen gemeinsam regieren zu ssen. Dann aber bestimmte er (1552) P. M. zu seinem alleinigen Nachfolger, umal diesem für den Fall, daß er regierender Landesfürst würde, die Hand er Schwester des Pfalzgrafen Albrecht versprochen war; für die Brüder wurde ine entsprechende Entschädigung festgesetzt. P. M. wird in alten Berichten als ein freudiger, ansehnlicher, verständiger Herr" geschildert, der in ritterlichen ünsten seines Gleichen suchte. Dabei war er aber auch in den Wissenschaften ir einen Fürstensohn der Zeit ungewöhnlich bewandert, wenn auch sein latei-ischer Stil keineswegs fehlerfrei ist; sechs Sprachen soll er fertig haben reden önnen. Schriftstellerisch ist er mit einer Uebersetzung von de Avila's Comen-ario de la guerra de Alemania hecha de Carlo V. en el anno 1546 et 47 ervorgetreten, welche er nach einer französischen Bearbeitung des spanischen uches auf Wunsch seines Vaters verfertigte. Die Arbeit war am 13. Juni 551, der Druck am 21. Juli 1552 in Wolfenbüttel vollendet.

P. Zimmermann.

Philipp von Cleve s. **Cleve**, Philipp Bd. IV, S. 330.

Philipp: P. I., der Großmüthige, Landgraf von Hessen, geboren zu Marburg m 13. November 1504, † zu Kassel am 31. März 1567. — Im fünften ebensjahre durch den Tod des Vaters, Landgraf Wilhelm II. von Hessen 11. Juli 1509), zur Herrschaft berufen, welche zuerst ein Ausschuß der hes-ischen Landschaft unter dem Landhofmeister Ludwig von Boyneburg, seit 1514 ber die Mutter Anna von Mecklenburg für P. ausübte, wurde dieser schon am 6. März 1518 vom Kaiser für mündig und regierungsfähig erklärt und trat lsbald die Herrschaft im eigenen Namen an. Die Vernachlässigung, welche er amentlich in den Zeiten der Regentschaft Boyneburgs an Körper und Geist er-ihren haben soll, vermochte seine bedeutenden Anlagen nicht zu ersticken, die ielmehr nur um so eher reiften. Die Nachrichten über ihn aus seiner Knaben-it sind allerdings sehr dürftig; von seinem Bildungsgang wissen wir so gut ie nichts; kaum mehr als ein paar Namen seiner Lehrer. Und auch im brigen werden uns nur ganz vereinzelte Züge berichtet, welche allerdings Mutter-itz und scharfen Verstand verrathen; auch erfahren wir, daß P. frühzeitig mit er Bibel bekannt wurde und an dem Formelwesen des herrschenden Gottes-ienstes keinen Gefallen fand. Daneben steht eine große Leidenschaft zur Jagd,

die fast als der hervorstechendste Zug im Wesen des jungen Fürsten erscheint. Aber das Leben nahm diesen frühzeitig in die Schule. Kaum hatte P. die Regierung angetreten, so sah er sein Land unter nichtigem Vorwand von dem Ritter Franz von Sickingen überzogen und von der einheimischen Ritterschaft preis gegeben, die hinter den Wällen Darmstadts Schutz suchend ihrem Fürsten die Einwilligung zu schimpflichem Vertrage abnöthigte. Aber von nun an erhebt sich der junge Landgraf zu wirklicher Selbständigkeit. Weder den Landständen, deren seit der Zeit der Regentschaft gesteigerten Ansprüchen er noch im J. 1518 auf einem Landtag mit Nachdruck entgegentrat, noch seinen Räthen, die er allerdings zu schätzen und anzuhören verstand, hat er je einen überwiegenden Einfluß auf sich und die Angelegenheiten der Regierung zugestanden, sondern alle wichtigeren Fragen, die an ihn herantraten, selbständig erwogen und selbständig entschieden, wie die zahllosen Gutachten, die von seiner Hand noch vorliegen, und seine ausgebreiteten Correspondenzen zur Genüge erweisen. Und planvoll, mit einem seinen Jahren weit voraneilenden Ueberblick, geht P. von Anfang an vor. Seine nächste Sorge nach den unruhigen Zeiten der Vormundschaft und den Gefahren des Sickingenschen Ueberzugs ließ er es sein, das Land innerlich zu sichern, zunächst und vor allem durch Säuberung der Straßen von den fehdelustigen Rittern, die auch nach Sickingens Abzug das Land beunruhigten, — und seine Stellung nach außen hin zu heben. Er trat in den schwäbischen Bund ein, erneuerte die alte Erbeinigung seines Hauses mit Sachsen und gewann sich Herzog Heinrich d. J. von Wolfenbüttel zum Freunde. Dann erschien er 16jährig zu Worms auf dem Reichstage (1521), nahm seine Lehen vom Kaiser und vertrug sich hier mit dem feindseligen Mainz, sowie mit der Pfalz, mit der von den Zeiten des pfalzbaierischen Erbfolgekrieges her eine starke Spannung obwaltete. Auch mit dem Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau, der schon auf dem Augsburger Reichstage von 1518 das Interesse des von Sickingen vergewaltigten Landgrafen eifrig vertreten hatte, bildete sich jetzt ein enges freundschaftliches Einvernehmen, welches schon im nächsten Jahre sich in folgenreichster Weise bethätigte. Als damals (1522) Franz von Sickingen dem Erzbischof Fehde ankündigte und ihn in seiner Hauptstadt Trier belagerte, war vor allen anderen Fürsten Landgraf P. thätig, dem Bedrohten zu Hilfe zu kommen. In ihm lebte der Gedanke der Solidarität der fürstlichen Interessen, den er mehrfach in seinem Leben durch Hilfeleistung an bedrohte Standesgenossen bethätigte; außerdem rächte er eigene Beleidigung. So sehen wir ihn mit Trier und Pfalz vereint im J. 1522 die Bundesgenossen Sickingens demüthigen und im folgenden Frühling den Ritter selbst in Landstuhl belagern. In der Tracht eines Landsknechts war der eifrige, junge Fürst überall zur Stelle. So ward Sickingen bewältigt; die Mauern seiner Burg erlagen dem Bombardement, die erwarteten Zuzüge blieben aus; endlich ward Sickingen selbst tödtlich verwundet. Am 6. Mai capitulirte er, schon im Todeskampfe; auch seine übrigen Burgen fielen; die Sieger aber theilten die Beute; doch hat P. später seinen Antheil an Land den alten Inhabern zurückgestellt. Hinterher sahen sich übrigens die Kriegsfürsten noch in einen Streit mit dem Reichsregimente, welches sich der Ansprüche einiger der Ritter annahm, verwickelt, doch gingen sie auch aus diesem Streit als Sieger hervor. Sie verstärkten die Zahl der Gegner, welche sich das Regiment gemacht, und trugen durch ihre Beschwerden wider dasselbe vielleicht am meisten zu dessen Sturze Anfang 1524 auf dem dritten Nürnberger Reichstage bei. So war ihr Unternehmen auf allen Seiten von wichtigen politischen Folgen begleitet; der Landgraf aber hatte die Scharte ausgewetzt, die ihm in den Zeiten hülfloser Kindheit geschlagen war, und stand jetzt, noch nicht 20jährig, geachtet und gefürchtet im Reiche da. Als einen Kriegsmann bezeichnet ihn Luther

von Person klein, aber in Rath und Verstand mächtig und glückselig. In der That konnte die in Einer entschlossenen Hand zusammengefaßte Macht Hessens wohl nach mancher Seite hin den Ausschlag geben.

Um dieselbe Zeit trat P. in enge Beziehungen zu dem Herzog Georg von Sachsen, dessen Sohn Johann mit der einzigen Schwester Philipp's, der etwas älteren Elisabeth, vermählt war. Jetzt 1523 vermählte sich P. selbst mit Christine, der Tochter Georgs. Doch sollten die Bahnen der beiden Männer bald gänzlich auseinandergehen, indem sich P. schon 1524 den Anhängern Luthers mit voller Entschiedenheit zugesellte. Sein Uebertritt erfolgte rasch, aber nicht unvorbereitet. Das Bibelstudium des jungen Landgrafen, dessen wir gedachten, hatte ohne Zweifel bereits den Boden in ihm bereitet, indem es seinen Blick für das Unwesentliche, wenn nicht Mißbräuchliche mancher Einrichtungen der bestehenden katholischen Kirche schärfen mußte. Dann sah und hörte er Luther selbst auf dem Reichstage zu Worms 1521 und nahm Interesse an ihm. Er besuchte den Reformator in seiner Herberge. Und der Eindruck, den P. von Worms nach Hause brachte, war stark genug um ihn zu vermögen, die Fragen, welche die Zeit bewegten, an der Hand der reformatorischen und Streitschriften zu studiren und zu überdenken. Den Ausschlag für Philipp's förmlichen Anschluß an die Sache der Neuerer gab dann aber, soweit wir sehen, Melanchthons auf des Landgrafen Erfordern verfaßte und diesem gewidmete „Summe der christlichen Lehre, die Gott jetzt wiederum der Welt gegeben hat" (1524), worin die Gerechtigkeit durch den Glauben im Gegensatz zur Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke behandelt wird. Der Landgraf war überzeugt. Entsetzlich erschien ihm fortan die Anmaßung der Kirche, gegen und über die Gebote Gottes hinaus die Gewissen der Menschen zu richten und diese in die Fesseln mehr oder minder willkürlicher Satzungen und Ceremonien zu schlagen, wogegen er die echte biblische und christliche Weisheit in dem was Luther lehrte, wiederfand. Den eigentlich dogmatischen Fragen und Grübeleien stand P. ferner, wie denn auch später die einfachere Abendmahlslehre Zwingli's dem offenen Sinne des Landgrafen verständlicher und darum sympathischer war als der Mysticismus Luthers.

Wie aber den jungen Fürsten weder die Abmahnungen der eigenen Mutter noch die Trübung seines Verhältnisses zu seinem väterlichen Freunde Georg von Sachsen in seiner Haltung erschütterten, so ließ er sich auch durch den Ausbruch des Bauernkriegs (1525), den ja die Gegner lediglich als Frucht der lutherischen Lehren zu bezeichnen keinen Anstand nahmen, nicht irre machen. P. war fast der erste unter den Fürsten, der sich mannhaft erhob. Nachdem er an den Grenzen Hessens den Aufstand rasch zu Boden geworfen und dadurch das eigene Gebiet vor dem Schrecken der Empörung fast völlig bewahrt hatte, zog er nach Thüringen den sächsischen Fürsten zu Hülfe, wo unter seiner thätigen Antheilnahme der Sieg von Frankenhausen erfochten und die Stadt Mühlhausen, der Sitz des Schwärmers Thomas Münzer, eingenommen wurde. Nur um so mehr aber traten jetzt, nach der Niederwerfung des Aufstandes der Unterthanen, die confessionellen Gegensätze bei den Obrigkeiten selbst hervor. Herzog Georg, der fanatische Gegner der Person und Lehre Luthers, berief die Kurfürsten Joachim von Brandenburg und Albrecht von Mainz und die Herzöge Heinrich und Erich von Braunschweig zum 19. Juli nach Dessau, wo man es, um künftigen Empörungen der Unterthanen vorbeugen zu können, für unerläßlich erklärte, daß vor allem die „verdammte lutherische Secte", als Wurzel des Aufruhrs ausgerottet werde. Diese Erklärung wurde dann Kursachsen und Hessen mitgetheilt; man mochte hoffen, die beiden Fürsten einschüchtern zu können. Allein dies Vorgehen der Verbündeten hatte bei P. und Johann von Sachsen gerade die

gegentheilige Wirkung. Es bestärkte diese nicht nur in der Anhänglichkeit
die Reform, sondern gab ihnen auch Anlaß nunmehr ihrerseits auf Vertheidig
und Zusammenfassung ihrer Kräfte zu denken, was um so nothwendiger sch
als kurz darauf ein neues Reichstagsausschreiben des Kaisers dessen unverän
feindliche Stellung zur Neuerung klarlegte und schon sowohl die Dessauer
bündeten wie die Capitel der Mainzer Erzdiöcese den Kaiser angingen, w
die Neuerer offensiv einzuschreiten. Dem gegenüber suchte nun Landgraf P.
allem engsten Anschluß an das Kurhaus Sachsen. Schon im Frühling 1
hatte er Gelegenheit genommen, auf einer Zusammenkunft Johann von Sach
seiner Anhänglichkeit an das Evangelium zu versichern; im Herbst knüpfte
aufs neue an, lud den Kurprinzen Johann Friedrich zu sich nach Friedewald
brachte endlich, Februar 1526, in einem Augenblick, da der Kaiser durch
Frieden von Madrid freie Hand wider die Neuerer zu gewinnen schien,
einer Gothaer Zusammenkunft ein förmliches Bündniß mit dem Kurfürsten
Schutz der evangelischen Lehre zu Stande, welches den Ausgangspunkt für
allgemeine Vereinigung der gesammten evangelischen Stände bilden sollte.
der That gelang es dem Kurfürsten von Sachsen, eine Reihe norddeut
Stände zum Eintritt in das Bündniß der Evangelischen zu bringen. Dag
hatte Landgraf P. bei den oberdeutschen Ständen keinen Erfolg, die nament
noch, ehe sie verbindliche Zusagen ertheilten, den Ausgang des auf den Fr
sommer 1526 ausgeschriebenen Speierer Reichstages abwarten wollten.
Speier erschien dann auch P. An der Spitze von zweihundert Rittern zog
am 12. Juli in die alte Reichsstadt ein, in dieselben Farben gekleidet
Johann von Sachsen, der am 20. Juli ankangte, und mit demselben Abzei
wie dieser (den Anfangsbuchstaben des evangelischen Sinnspruches Verbum do
manet in aeternum) versehen. Und während sich die beiden Fürsten über
Fastengebote der katholischen Kirche offen hinwegsetzten, verkündeten ihre Pred
unter gewaltigem Zulauf in täglichen Predigten die evangelische Lehre; vor al
auch machte P. selbst durch seinen Feuereifer für die von ihm als recht erkan
Sache und seine Belesenheit in der Bibel den größten Eindruck bei Freund
Feind; in fast allen Ausschüssen des Reichstages finden wir Hessen vertreten;
der Wahl des „großen Ausschusses" vereinte P. sogar die relativ größte Stimm
zahl in der fürstlichen Curie auf sich. Und so bedeutend waren die Aussich
der Evangelischen in Speier, daß Erzherzog Ferdinand endlich als äußer
Mittel eine kaiserliche Erklärung mittheilte, die dem Reichstage jede Aender
des kirchlichen Herkommens stricte untersagte. So wurde allerdings ein
schied zu Gunsten der Neuerung hintertrieben; doch beschlossen die Stände,
Kaiser um Aenderung seiner Weisungen zu ersuchen, bis dahin aber den Sta
quo aufrechtzuerhalten. Aber P. blieb hierbei nicht stehen; durch den allerdings et
zweideutigen Wortlaut der Formel des Reichsabschiedes, wonach sich jeder St
so halten sollte, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne, glau
er sich zur förmlichen Umgestaltung der Kirche seines Landes berechtigt; un
Zustimmung des Landes selbst, auf einem Landtag oder einer Synode zu Ho
burg in Niederhessen, wurde bereits im October 1526 das Werk in Angriff
nommen. P. selbst erschien in der Versammlung, umgeben von seinem vertrau
Rathe Balthasar von Schrautenbach, dem Kanzler Johann Feige von Lichten
dem Hofprediger Adam Krafft von Fulda und dem Franzosen Franz Lam
von Avignon, welcher ehemals Franciscanermönch, dann für die Reformat
gewonnen, nach wechselvollen Schicksalen von P. kurz zuvor nach Hessen beru
war, wo er dann bei dem Reformwerk die eigentlich leitende Rolle spielte.
legte der Synode jetzt 158 von ihm aufgestellte reformatorische Thesen, „Pa
doxa", vor, auf deren Grund in dreitägigen Verhandlungen, bei denen auch

altgläubige Opposition zu Worte gekommen war (die sich allerdings im wesentlichen darauf beschränkt hatte, dem Fürsten und der Synode die Befugniß zur Vornahme der Reform zu bestreiten), eine Reformationsordnung vereinbart wurde, welche die hessische Kirche von Grund aus umgestaltete. Durch freiwilligen Beitritt sollten überall evangelische Gemeinden sich bilden, je von einem Bischof als Seelsorger, Aeltesten (Presbytern) zur Aufrechterhaltung der Lehre und Diakonen, hauptsächlich zur Handhabung der Armenpflege, geleitet. Sämmtliche Bischöfe aber und ein Vertreter jeder Gemeinde bilden zusammen mit dem Fürsten und den Grafen und Herren des Landes die Synode, die jährlich zusammentritt, um über alle kirchlichen Angelegenheiten zu berathen, sowie einen Ausschuß zur Geschäftsleitung und drei Visitatoren zu wählen. Diese Bestimmungen traten dann freilich weder auf einmal noch überhaupt ganz in dieser Weise ins Leben. Das Ideal der freien evangelischen Gemeinde ließ sich so, wie es dem Landgrafen und seinen Räthen anfangs vorschwebte, nicht verwirklichen; P. selbst richtete später als Grundlage für die kirchliche Eintheilung des Landes sechs Superintendenturen ein. Im übrigen erhielt die Kirche ihre weitere Ausbildung namentlich Ende der 30er Jahre auf Grundlage der Wittenberger Concordie und unter vorwaltendem Einfluß Martin Bucers. — An vielen Orten fand der Landgraf mit seiner Neuerung bei der Bevölkerung, selbst bei Klerus und Mönchen, das bereitwilligste Entgegenkommen; andererseits fehlte es auch nicht an Widersetzlichkeit, die zu besiegen P. zum Theil erst nach längerer Zeit gelang, so namentlich bei dem mächtigen in Hessen reich begüterten Orden der Deutschherren. Dagegen brachte er schon 1528 den kirchlichen Oberen des größten Theiles von Hessen, den Erzbischof von Mainz, zum Verzicht auf seine Rechte. Die überflüssig gewordenen Meßgeräthe 2c. kamen großentheils in die allgemeinen Armen- oder Gotteskasten; das Gut der aufgehobenen oder auf den Aussterbeetat gesetzten Klöster aber fand, nach den Beschlüssen eines Kasseler Landtages von 1527, seine Verwendung zum Theil als Ausstattung der austretenden und Unterhaltung der im Kloster verbleibenden Ordenspersonen; ferner überwies man die Stifte Kauffungen und Wetter der Ritterschaft des Landes zum Zweck der Ausstattung armer Fräulein von Adel; sodann begründete der Landgraf zu Haina, Merxhausen, Hochheim und Gronau vier große Landeshospitäler. Die merkwürdigste Stiftung aber ist die der Universität Marburg, welche als erste auf der Basis der evangelischen Lehre gegründete Hochschule, reich ausgestattet, schon 1527 eröffnet werden konnte; unter den ersten Professoren begegnen die Theologen Lambert von Avignon, Adam Krafft und Erhard Schnepf von Heilbronn, der Jurist Johann Eisermann von Amöneburg (Ferrarius Montanus, erster Rector), der Mediciner Euricius Cordus, und unter den sechs Lehrern der Sprachen und freien Künste Hermann von dem Busche. — Auch für die Hebung der Sittlichkeit im Lande war P. besorgt; den reformatorischen Einrichtungen gehen verschiedene sittenpolizeiliche Verordnungen gegen das Zutrinken, Fluchen, geschlechtliche Ausschweifungen, sowie gegen übermäßigen Luxus u. s. w. zur Seite. — Indem dergestalt P. das, was er als seine obrigkeitliche Pflicht erachtete, mit Energie und Folgerichtigkeit angriff und durchführte, überwarf er sich freilich von Grund aus mit seinem Schwiegervater Herzog Georg. Ueberhaupt aber hatte damals, nachdem der Speierer Reichsabschied von 1526 die allgemein herbeigesehnte Entscheidung in der kirchlichen Frage nicht gebracht hatte und jede Aussicht auf ein allgemeines oder nationales Concil, angesichts des erneuten Kampfes der Weltmächte, geschwunden war, die Unsicherheit und Unklarheit der Verhältnisse nur noch zugenommen; jede Partei besorgte von der anderen vergewaltigt zu werden, zumal aber geberdeten sich die Alt-

gläubigen durchweg so feindlich und trotzig, daß die Angabe eines ungetreuen Beamten Herzog Georgs von Sachsen, Dr. Ottos von Pack, daß im Mai 1527 zu Breslau, wo damals einige der eifrigsten unter den altgläubigen Stände beisammen gewesen waren, ein Offensivbündniß zur Vernichtung des Lutherthums und seiner hauptsächlichsten Bekenner abgeschlossen worden sei, bei dem Land grafen Glauben fand und ihn bewog, nach Verständigung mit Kurfürst Johann um dem drohenden Angriff zuvorzukommen, schleunigst zu rüsten und zunächst die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, welche zu den Theilnehmern des Bündnisses gehören sollten, anzugreifen, indem er zugleich die Bündnißurkunde in einer Abschrift, die ihm Pack geliefert hatte, veröffentlichte (Mai 1528). Al der einstimmige, entschiedene Protest der sämmtlichen angeblichen Theilne machte den Landgrafen stutzig; ohne den Glauben an die Wahrheit der Ang Packs ganz aufzugeben, sah er doch ein, daß er sich von seinem Feuerei weit habe führen lassen; die überzogenen Bischöfe mußten freilich seinen A mit Geld abkaufen; auch mit dem Cardinal von Mainz rechnete der Lan bei dieser Gelegenheit ab; dann aber legte er die vorschnell ergriffenen aus der Hand. Pack wurde in Gewahrsam genommen, nachdem ein aber keine Klarheit gebracht hatte, entlassen; mit Herzog Georg kam erst Monaten eine äußerliche Versöhnung zu Stande; der schwäbische Bun eine drohende Haltung gegen den Landgrafen annahm, ließ sich endlich beschwichtigen. So gingen diese Pack'schen Händel ohne bedeutsamere vorüber; sie illustrirten die precäre Lage des Reichs, aber sie überzeugte Anhänger des alten Systems keineswegs von der Nothwendigkeit, mit evangelischen Mitständen ein friedliches Auskommen zu suchen. Noch i dachte man daran, die reformatorische Bewegung mit Hilfe des Kaisers drücken zu können. Das zeigte sich schon auf dem zweiten Speierer Reichs welcher, allerdings noch in Abwesenheit des mit dem Papste aufs neue ver deten, wider Frankreich siegreichen Kaisers, im Frühling 1529 zusamme und in seinem Abschied die Bestimmungen von 1526 aufhob, die Vorna fernerer Neuerungen verbot, dagegen ausdrücklich statuirte, daß niemand am M halten verhindert und kein geistlicher Stand in seinen Rechten verletzt werden d Durch Zustimmung zu diesen Beschlüssen einer altgläubigen Mehrheit wü die Evangelischen sich selbst aufgegeben haben; unter Vorantritt des Landgr erklärten sie, daß ein Majoritätsbeschluß in Sachen des Gewissens keine haben könne. Als aber ihre Vorstellungen ungehört verhallten, traten die ev gelischen Fürsten am 19. April mit einem Protest hervor, den sie zu den A des Reichstages zu nehmen ersuchten. Sie erklärten darin, daß der Absch von 1526 nicht einseitig aufgehoben werden könne und daß sie daher fortfa würden, nach dessen Wortlaut sich mit ihren Unterthanen in Hinsicht der Relig so zu verhalten, wie sie es gegen Gott und den Kaiser zu verantworten getrauten. Einige Tage später traten vierzehn Reichsstädte dem Protest den dann der Landgraf, da die Reichstagsmehrheit die Annahme verweige schon am 5. Mai durch den Druck veröffentlichte. Inzwischen aber ließen die Umstände immer gefahrdrohender für die „Protestanten“ — das wurde fort ihr Name — an. Der Kaiser gelangte im Laufe des Sommers nicht nur einer vollen Verständigung mit dem Papst, sondern auch — in dem Damenfrieden von Cambrai — mit Frankreich. Er erhielt die Hände frei und konnte end Spanien verlassen. Zu Bologna traf er mit dem Papste zusammen, der hier am 24. Februar 1530, am Geburtstage Karls und dem Jahrestag Sieges von Pavia, die kaiserliche Krone aufsetzte, in Abwesenheit fast sämmt licher deutscher Fürsten, deren Stelle italienische Große und spanische Gra einnahmen. Schon vorher hatten die Protestanten sich an Karl gewendet

Verhalten vor ihm zu rechtfertigen; allein ihre Gesandtschaft fand zumal
e der Ueberreichung einer Confessionsschrift, die der unerschrockene Landgraf
geben hatte, einen sehr ungnädigen Empfang; die Gesandten schätzten sich
ich, ohne Schaden an Leib und Leben wieder zurückzukehren. P. meinte
es sei besser, daß der Kaiser dergestalt seine Absichten enthüllt, als wenn
en „halben gnädigen“ Bescheid gegeben hätte; andererseits schien dann
das Ausschreiben, durch welches Karl die Reichsstände nach Augsburg ein-
den Wunsch des Kaisers zu bekunden, auf Grund unparteiischer Prüfung
ach Anhören beider Theile die kirchliche Zwietracht beizulegen. Fast voll-
erschienen die protestantischen Fürsten in Person zu Augsburg. Am
lai ritt der Landgraf mit 150 reisigen Begleitern ein; alsbald wurde der
lische Gottesdienst in Augsburg eingerichtet, nicht mehr wie vor vier
t zu Speier in den Herbergen der Fürsten, sondern in mehreren Kirchen
adt. Doch mußte das beim Herannahen des Kaisers, welcher am 15. Juni
abgestellt werden; dagegen verblieben die Protestanten auf ihrer Weige-
sich an der Frohnleichnamsprocession (16. Juni) zu betheiligen. Diese
altung bewahrten sie dann auch in den Verhandlungen des Reichstags
Es schien das sogar auf den Kaiser nicht ohne Eindruck zu bleiben, der
Juni die Verlesung der von Melanchthon verfaßten „Confession“ der
anten in seiner Gegenwart zuließ. Allein man konnte doch nicht lange
zweifelhaft bleiben, daß Karl, den Worten des Ausschreibens zuwider,
ngelegenheit des Glaubens nur nach vorgefaßter Ansicht zu behandeln
sei. Bereits brannte dem ungeduldigen Landgrafen in Augsburg der
unter den Füßen; er ging den Kaiser um seine Entlassung an; als Karl
versagte, zog P. nichts destoweniger am 6. August heimlich von hinnen.
sgang des Reichstags bestätigte seine Voraussicht. Der Kaiser und die Mehr-
Stände erachteten die Confession durch die „Confutatio“ der katholischen
gen für widerlegt; Melanchthons „Apologie“ blieb unberücksichtigt und
ichsabschied vom 19. November 1530 verwarf alle Abweichungen von
rschenden Lehre der Kirche und verlangte von den Protestanten, sich der
dung eines künftigen Concils zu unterwerfen, bis zu dessen Zusammen-
ber sich aller Neuerungen zu begeben; andernfalls drohte der Kaiser zu
das seines Amtes sei.

e Antwort der Protestanten auf den Reichsabschied von Augsburg war
richtung des Schmalkaldischen Bundes. Hatten, wie wir sahen, schon
25 insbesondere Kursachsen und Hessen den Zusammenschluß aller evange-
Reichsstände zum Zweck der Vertheidigung ihres Glaubens ins Auge ge-
war dieser Plan von seiner Verwirklichung noch weit entfernt. Ja,
sogar, indem Luther seit 1526 mit der zwinglianischen Auffassung des
ahls und einiger anderen Punkte in Streit gerathen, eine innere Spal-
Protestantismus entstanden, indem Zwingli namentlich in Oberdeutsch-
ele Anhänger gefunden hatte, während Kursachsen, Brandenburg, Nürn-
a. streng lutherisch dachten. Nur der Landgraf besaß freien Blick genug,
vermittelnde Haltung zu behaupten: er suchte vor allem die Beilegung
eites im Interesse des engen Zusammengehens aller evangelischen Ele-
herbeizuführen. Auf seine Einladung kamen im Herbst 1529 zu Mar-
uf dem landgräflichen Schlosse Luther und Zwingli, jeder von den an-
ten Prädicanten seiner Partei umgeben, zusammen, um über die unter-
den Punkte ihrer Lehren zu disputiren. Aber die Einigung scheiterte an
eugsamkeit, mit der Luther an seiner Ansicht von der realen Gegenwart
des Christi im Abendmahl festhielt. Da war denn auch kein politisches

Zusammengehen möglich. Noch auf dem Augsburger Reichstage mußten
zwinglianisch gesinnten Städte Straßburg, Constanz, Ulm und Reutlingen in
sog. Tetrapolitana ihre eigene Confessionsschrift einreichen. Ohnehin hatte
Bündnißgedanke den Beifall Luthers nicht, der zumal die Gegenwehr wider
Kaiser, die von Gott eingesetzte Obrigkeit, als unchristlich verwarf und in di
Ansicht auch bei Kursachsen und den Uebrigen Zustimmung fand. Nur La
graf P. dachte anders. Er lebte, besonders seit dem Marburger Religi
gespräch, in dem Gedanken, alle dem Kaiser, als dem Hauptgegner der Evan
lischen, feindlichen Elemente in Europa zu einem großen Bündniß zu vereini
P. stand hier zumal unter dem Einfluß der mächtigen Persönlichkeit Zwingl
mit dem er von dem Religionsgespräch bis zu dessen Tode einen vertraulic
politischen Briefwechsel unterhielt. Hier richten sich die Gedanken auf die
sammte Lage der Welt; die nahen und die weitesten Ziele werden neben einan
ins Auge gefaßt: ein hessisch-schweizerisches Bündniß, welches denn auch d
den Eintritt Philipp's in ein sogenanntes Burgrecht mit Zürich, Basel
Straßburg (November 1530) angebahnt wurde, und die Rückführung Ulri
von Würtemberg in sein Land; die Hineinziehung des ganzen Nordens Deut
lands in das schweizerische Burgrecht, Verhandlungen mit Venedig, mit Dä
mark, mit Frankreich, ein Bund der ganzen nichthabsburgischen Welt, getra
von dem Grundgedanken des Evangeliums und des Gegensatzes gegen die span
habsburgische Monarchie, die man zertrümmern will; plant man doch so
dem Kaiser den Eintritt in Deutschland zu sperren. Allerdings blieben d
Gedanken meist auf dem Papiere; ihre Ausführung scheiterte besonders an
anfänglich friedfertigen Gebahren des Kaisers und dem schroffen Verhalten
Lutherischen gegen die Zwinglianer und Oberdeutschen. Aber noch auf d
Augsburger Reichstage selbst, als die Aussicht auf eine Verständigung mit
Katholischen sich immer mehr trübte, fand eine Annäherung zwischen den Sach
und den Oberdeutschen statt. Die theologischen Bedenken Luthers über
Widerstand gegen den Kaiser traten vor den Ansichten der Juristen und Staa
männer zurück. Sachsen regte jetzt eine Gesammtverbindung der evangelisch
Partei, die es früher, zumal schon in Speier 1529, zurückgewiesen hatte, sein
seits an. Es waren nicht die ausschweifenden Gedanken eines Bundes
Frankreich und Venedig, eines Offensivkrieges, einer Absperrung Deutschla
gegen die katholische Weltmonarchie; wol aber eine Zusammenfassung der
sammten germanischen protestantischen Welt und der Wille entschlossenster
meinsamer Vertheidigung. So kam am 31. December 1530 auf einer Tagfa
zu Schmalkalden der Entwurf eines Bündnisses zu Stande, zwischen den Fürs
von Sachsen, Lüneburg, Brandenburg-Ansbach, Hessen, Anhalt, und
zehn theils nieder- theils oberdeutschen Reichsstädten (darunter alle vier Un
zeichner der Tetrapolitana, die sich allerdings zum Theil den definitiven Beit
noch vorbehielten), zunächst zur Herbeiführung einer Milderung des Augsbur
Abschiedes, aber auch zur Erhaltung christlicher Wahrheit und Friedens
zur Abwehr unbilliger Gewalt. In der Folge wurde dann über den Beit
der evangelischen Schweizer zu dem Gesammtbündniß und zugleich über
dogmatische Vereinigung mit den Katholischen auf Grundlage einer von Bu
abgefaßten vermittelnden Formel verhandelt; aber Zwingli und die Sch
konnten sich nicht sogleich entschließen, die gebotene Hand anzunehmen. D
hielt P. an der Verbindung mit den Schweizern fest, durch die er auf's n
mit Frankreich anknüpfen ließ, während er selbst sich dem mit Habsburg riv
sirenden Hause Baiern, welches an der Anfang 1531 gegen den Protest K
sachsens erfolgten Wahl Ferdinands zum römischen Könige den größten Ant
nahm, näherte. Aber schon im October kreuzte die Katastrophe in der Schw

— der Tod Zwingli's und der ungünstige Friede von Kappel — die Pläne des unermüdlichen Fürsten. Damit war der Gedanke des evangelischen Gesammtbündnisses definitiv aufgegeben; die Geschicke Deutschlands schieden sich — und zwar für immer — von der Schweiz. Die oberländischen Städte, welche bis dahin nach der Schweiz gravitirt hatten, verloren mit Zwingli ihren besten Rückhalt; sie waren fortan auf den Schmalkaldischen Bund angewiesen, dem sie dann auch im December 1531 auf einer zweiten Versammlung zu Frankfurt in aller Form beitraten. So schien Sachsen und das Lutherthum über den Landgrafen und die Oberdeutschen gesiegt zu haben. Selbst der Kaiser sah sich schon 1532 bewogen, in dem sogenannten Nürnberger Religionsfrieden, unter dem Eindruck einer neuen Unternehmung der Türken, den Lutherischen das zu gewähren, was er in Augsburg 1530 versagt hatte: einstweilige Duldung; freilich auch nur den Lutherischen, den Anhängern der Confessio Augustana, und auch diesen nur bis auf weiteres und ohne daß etwas darüber ausgemacht war, ob solche Stände, die sich künftig zum Lutherthum bekennen würden, in den Frieden eingeschlossen sein sollten. Unter diesen Umständen sträubte sich der Landgraf anfangs diesem beizutreten und bezichtigte die Sachsen schimpflicher Nachgiebigkeit. Wenn er sich dann aber auch nothgedrungen anschloß, so gab er seine weitergehenden Pläne, in denen er lebte und webte, keineswegs auf. Nur um so eifriger suchte und unterhielt er Beziehungen zu den rheinischen Kurfürsten, den Herzögen von Baiern, zu Dänemark-Holstein und Frankreich. Im Mittelpunkt seiner Bestrebungen aber steht von jetzt ab das Project der Rückführung des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg in sein Land, welches, den Habsburgern überliefert, die österreichische Machtstellung in Oberdeutschland erheblich verstärkte. Dem flüchtigen Herzog, der sich inzwischen den Evangelischen angeschlossen hatte, gewährte Landgraf P. schon seit 1527 Obdach und Schutz; längere Zeit trug er sich auch bereits mit dem Gedanken, Ulrich herzustellen; während der Pack'schen Händel sowie nach dem Speierer Reichstag von 1529 und bei anderen Anlässen war ernsthaft davon die Rede. Jetzt aber war die Zeit gekommen. Den unermüdlichen Anstrengungen Philipps gelang es zunächst den Schwäbischen Bund, obwohl der Kaiser dessen Erneuerung wünschte, zu sprengen. Ferner suchte er insbesondere auch Baiern, welches zwischen der Besorgniß vor der habsburgischen Macht und dem Wunsche den Katholicismus aufrechtzuerhalten unentschieden hin- und herschwankte, zu gewinnen und wenigstens so viel wurde erreicht, daß Baiern die Restitution Ulrichs zuließ; directe Hilfe dagegen, wenn auch nur in Gestalt von Geld, versprach F. Franz von Frankreich, mit dem der Landgraf Anfang 1534 in Barleduc eine Zusammenkunft abhielt, nicht um sich den Plänen französischen Ehrgeizes zur Verfügung zu stellen, sonderlich lediglich, um den schnöden Rechtsbruch der Habsburger, ihre Verletzung deutscher Reichsfreiheit zu ahnden. Der französischen Bundesgenossenschaft sicher, trat dann P. im April, muthvoll, wenn auch ohne sich über die Schwierigkeiten des Unternehmens zu täuschen, seinen Zug nach Würtemberg an. Mit etwa 24000 Mann drang er in das Land ein; bei Lauffen unweit der Grenze stellte sich ihm der Statthalter Ferdinands, Pfalzgraf Philipp, der ruhmvolle Vertheidige rWiens, vom Jahre 1529 entgegen, freilich mit unzulänglicher Macht. In einem ersten Scharmützel am 12. Mai wurde der Pfalzgraf verwundet; am nächsten Tage folgte die Entscheidung: ein rascher Flankenangriff des Landgrafen bewog die Gegner, welche in einem engen Thalkessel zwischen Neckar und Zaber aufgestellt waren, um nicht umzingelt zu werden, einen gedeckten Rückzug anzutreten, der dann aber, durch die hessischen Reiter beunruhigt, in eine verlustreiche Flucht ausartete und, ohne daß es zu einer eigentlichen Schlacht gekommen war, dem Sieger das Land öffnete. Ulrich, der sich

in Person beim Heere befand, konnte fast widerstandslos von seiner Herrschaft Besitz nehmen; die Bevölkerung war ohnehin dem österreichischen Regimente gram und begrüßte den angestammten Fürsten mit Freuden. Selbst die Festungen gingen rasch über. Und schon am 29. Juni kam es unter Vermittlung Kursachsens und anderer Fürsten zum Frieden mit Ferdinand (zu Kadan bei Annaberg in Böhmen) wonach Ulrich, allerdings unter Vorbehalt der österreichischen Oberlehnsherrlichkeit, sonst aber mit den Rechten eines Reichsfürsten, Würtemberg zurückerhielt. Außerdem mußte Ferdinand — gegen Anerkennung seines römischen Königthums durch die Schmalkaldener — diesen die Errungenschaften des Nürnberger Friedens sanctioniren und, was über diesen Frieden noch hinausging, dem Herzog von Würtemberg die Erlaubniß zur Kirchenreformation im wiedererlangten Herzogthum gewähren, eine Erlaubniß, von welcher Ulrich natürlich alsbald Gebrauch machte; auch sein katholisch erzogener Sohn Christoph wurde in der Folge für die evangelische Lehre gewonnen. So war in die österreichische Machtstellung in Oberdeutschland ein gewaltiger Keil eingetrieben und zugleich dem Protestantismus daselbst eine sichere Stätte und ein Mittelpunkt für weitere Ausdehnung bereitet, ein Ergebniß, welches der kühnen Initiative des Landgrafen P. in erster Linie zu danken war. Nicht so glücklich war P. in seinen Hoffnungen, den Bischof von Münster, Franz von Waldeck, durch Unterstützung gegen seine aufständische Hauptstadt, in der die Wiedertäufer die Oberhand erlangt, für das Evangelium zu gewinnen; der Sturz der letzteren zog hier die Restitution des schroffsten Katholicismus nach sich. Dagegen gelang P. ein anderes ungleich wichtigeres Werk, nämlich die religiöse Vereinigung zwischen den Evangelischen Nieder- und Oberdeutschlands. Unter seinen Auspicien großentheils wurden die Verhandlungen betrieben, welche schließlich dahin führten, daß Luther eine von Bucer aufgestellte, der seinigen angenäherte Formel über die Bedeutung der Einsetzungsworte des Abendmahls annahm und daraufhin die Oberländer als Brüder anerkannte; letztere nahmen dann die Augsburgische Confession und deren Apologie als das eigene Bekenntniß an; sie fielen also fortan auch unter die Bestimmungen des Nürnberger Friedens, dem man jetzt unter Connivenz Ferdinands und des Kaisers die Ausdehnung gab, daß auch die zur Confessio Augustana neu hinzutretenden Stände eingeschlossen seien. Auf dieser Grundlage breitete sich der Protestantismus in Ober- wie in Niederdeutschland gewaltig aus; im Besonderen kam den Neugläubigen der Tod Joachims I. von Brandenburg (1535) und Georgs von Sachsen (1539) zu statten, da deren Nachfolger in kurzem der evangelischen Lehre in den beiden Ländern zum Sieg verhalfen; schon etwas früher war auch der Bundesgenosse des Landgrafen, König Christian III. von Dänemark, dieses Landes völlig Herr geworden und hatte ebenfalls die neue Lehre durchgeführt. Die Protestanten konnten es jetzt unbedenklich wagen, die Bemühungen des neuen Papstes Paul III. (seit 1534) um das Zustandekommen eines Concils, welches ihnen keine Garantie unparteiischer Prüfung ihrer Lehren bot, zu verwerfen; auch der Nürnberger Bund der katholischen Stände von 1538 schreckte sie nicht; in der That mußte ihnen in dem Frankfurter „Anstand“ vom April 1539 zugestanden werden, daß die Religionsprocesse, mit denen das Kammergericht die Protestanten zu verfolgen nicht aufhörte, auf achtzehn Monate eingestellt und inzwischen der Versuch gemacht würde, die kirchliche Frage statt auf dem Wege des Concils durch eine rein deutsche interne Lösung zum Abschluß zu bringen. Im Sommer 1540 sollte ein Ausschuß von Laien und Gelehrten die Verhandlungen darüber beginnen. Doch war auf den Kaiser, dessen Ankunft man damals wieder entgegensah, kein Verlaß. Mit Frankreich seit 1538 im Frieden, mit der Curie aufs neue in enger Verbindung, weigerte er auf Wunsch derselben die Ratification des

rankfurter Anstandes. Da mußten die Protestanten wol besorgt sich fragen, as seine Ankunft im Reiche ihnen bedeuten werde. Allein sie standen nicht nehr allein wie vor zehn Jahren. In ganz Deutschland konnte einzig Herzog einrich von Wolfenbüttel als Anhänger des Kaisers gelten, sonst war diesem ller Stimmung entgegen. Man wünschte im Reiche auf beiden Seiten den frieden, dem nur die Vergrößerungsgelüste des Hauses Habsburg entgegenzu- tehen schienen. Zumal die Gelüste Karls auf Geldern mußten weithin Besorg- isse erwecken und Widerstand hervorrufen. Mit Geldern hätte Karl nicht nur m Unterrhein die beherrschende Position gewonnen, sondern er wäre in Nord- eutschland überhaupt, wo soeben der Protestantismus zu voller Entfaltung ge- ommen war, der mächtigste Herrscher gewesen. Auch war zu besorgen, daß er ei Geldern nicht stehen bleiben würde. Hatte er soeben die Bisthümer Utrecht nd Lüttich eingezogen, so traute man ihm die Absicht zu, die Bisthümer des Reichs überhaupt zu säcularisiren und ihre politische Macht an die Krone zu ehmen — eine Gefahr, der gegenüber in dem deutschen Episcopat sogar die Idee einer Umwandlung der Stifter in weltliche Fürstenthümer auftauchte. Aber auch die auswärtigen Mächte, England, Frankreich, Dänemark konnten ie drohende Ausdehnung der burgundischen Macht nicht gleichgiltig ansehen; umal Heinrich VIII. machte Miene eine solche nicht zuzugeben; er vermählte ich eben damals mit Anna von Cleve, der Schwester des vom Kaiser bedrohten herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve und Geldern. So fehlte es nicht an Kräften, ie dem Kaiser feindlich waren; und es wäre nur darauf angekommen, diese lle unter sich zu verbinden, zu einem großen Schlage zu vereinigen. In diesem Gedanken aber erscheint nun vor allem wiederum Landgraf P. thätig. Er steht n der Mitte aller dieser Wünsche und Versuche; viele gingen von ihm aus; ndere gelangten an ihn, damit er ihnen Verbreitung und Ausführung ver- schaffe; mit allen Parteien stand er in Verbindung, mit den Schmalkaldenern nd den katholischen Fürsten und Bischöfen, ebenso wie mit den auswärtigen Mächten, den Königen von Frankreich, England, Dänemark. Aber die Zer- klüftung und die auseinandergehenden Interessen der einzelnen Mächte erwiesen ich als zu stark; nach den eifrigsten Verhandlungen sah sich P. im Frühling 1540 eben soweit wie im Herbst 1539, oder vielmehr, es hatte sich inzwischen ezeigt, daß eine Verbindung aller dieser heterogenen Elemente wider den Kaiser nmöglich sei. Furcht und Mißtrauen, Kleinmuth, Selbstsucht herrschten im rotestantischen wie im katholischen Lager; die Bischöfe kamen von ihren Reform- nd Umwandlungsideen zurück, Baiern erwies sich doppelzüngiger und hinter- altiger als je; eine Sendung nach England mißglückte vollständig; die Bei- gung der Irrungen unter den verschiedenen Ständen zeigte sich aussichtslos. Dazu kam, daß eine unmittelbare Gefahr nicht vorzuliegen schien. Der Kaiser ieß sich eben jetzt, da er sich dem Reiche näherte, ungemein friedlich vernehmen nd wenigstens die deutschen Stände hätten es doch immerhin, so viel Ursache e auch hatten, der Sprache des Kaisers zu mißtrauen, am liebsten gesehen, enn sie im Frieden mit Karl hätten auskommen können. Vor allen Land- raf P. selbst. In ihm lebte der Reichsgedanke, der Sinn für die Aufrecht- rhaltung von Kaiser und Reich; er hat stets die Zugehörigkeit zum Reiche als ne persönliche Verpflichtung gegen den Kaiser gefühlt. Und nachdem er seiner flicht gegen Ulrich von Würtemberg genügt, war es das Ideal seines Strebens, n Dienste des Kaisers die Reichsfeinde, womöglich die türkischen Bedränger es christlichen Glaubens zu bekämpfen. Schon 1535 ging er selbst nach Wien, m seine Dienste anzubieten. Hier traute man zuerst der anscheinend so plötz- chen und unvermittelten Schwenkung des Landgrafen nicht; man besorgte eine ist. Als man sich freilich von seiner Aufrichtigkeit überzeugt hatte, wetteiferten

die habsburgischen Diplomaten förmlich ihn festzuhalten und zu bestricken. Jahrelang hielt man den Arglosen mit den lockendsten Aussichten hin, um ihn schließlich zu verderben. Die Reise nach Wien war der erste Schritt Philipp's auf der schiefen Bahn, die ihn ins Verderben brachte. Im Jahre 1539 freilich, unter Einwirkung der geschilderten Sachlage, schien der Landgraf die Stricke zerrissen zu haben, die ihn fesseln sollten. Er stand als Führer und Vermittler im Centrum aller antihabsburgischen Bestrebungen. Aber das Mißlingen aller seiner Anstalten, die Abweisungen die er dabei sogar von den besten Freunden erfuhr, führten ihn umsomehr in die alte Bahn zurück. Schon im Anfang März 1540 sehen wir einen vertrauten Rath Philipp's mit dem kaiserlichen Minister in Köln conferiren. Und in demselben Augenblick that P. noch einen anderen folgenreichen Schritt. Er vollzog (4. März 1540) seine vielberufene Nebenehe mit dem sächsischen Hoffräulein Margaretha von der Saal. P. hatte schon seit langem nicht mehr vermocht, seiner Gemahlin Christine von Sachsen, die dem achtzehnjährigen angetraut worden, die eheliche Treue zu bewahren; er hat zwar von ihr sieben Kinder erzielt, aber sie genügte seinen Sinnen nicht. Andererseits schädigten ihn seine Ausschweifungen an Körper und Geist; körperlicher Krankheit gesellten sich bittere Seelenqualen hinzu: er fürchtete das Himmelreich zu verlieren; freiwillig schloß er sich vom Genuß des Abendmahls aus, schon seit 1525, so schwer es ihn ankam. Da er an Scheidung von Christinen nicht denken mochte, so wurde seine Lage nachgerade unerträglich, bis er, der eifrige Bibelleser, auf den Gedanken verfiel, eine zweite Frau heimzuführen, wie die Patriarchen des alten Testaments. Und er fand auch im neuen Testament kein Verbot der Bigamie. P. wandte sich an die Wittenberger Theologen, um ihre Billigung seines Planes zu erlangen. Natürlich erschraken sie heftig und widerriethen den Schritt; da sie aber P., der sogar andeutete, daß er andernfalls sich an den Kaiser wenden werde, entschlossen sahen, gaben sie nach; ebenso der Kurfürst von Sachsen. Nur bestanden alle auf größter Geheimhaltung. Aber, nachdem der Landgraf die Ehe eingegangen war, konnte doch das Geheimniß nicht durchaus gewahrt bleiben; wenigstens Gerüchte davon kamen ins Publicum. P. selbst, in seinem Gewissen über die Rechtmäßigkeit seines Schrittes beruhigt, wollte sich kaum zur Ableugnung verstehen. Aber wenn das Geheimniß an den Tag kam, bedrohten den Fürsten nicht die Strafen, die die peinliche Halsgerichtsordnung Karls auf Bigamie gesetzt? Es war klar, vor der Welt konnte ihn nur der Kaiser vor den Folgen seines Thuns schützen. Ohnehin gerieth der Landgraf mit den Seinen, seiner Schwester der Herzogin von Rochlitz, mit dem Kurfürsten von Sachsen in die ärgerlichsten Zänkereien: da lag es denn um so näher, daß Philipp seinen Halt an dem Kaiser suchte, dessen Minister ihm so freundlich entgegenkamen. So trug der Ehehandel des Landgrafen nicht wenig dazu bei, diesen einer Verständigung mit dem Kaiser, der fortfuhr, seine friedlichen auf Ausgleich der Religion gerichteten Absichten zu betonen, geneigt zu machen. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1541, wo der Kaiser, nachdem die Religionsgespräche zu Hagenau und Worms (1540) und in Regensburg selbst, wo der Landgraf die Verhandlungen mit dem größten Eifer betrieb, trotz anfänglicher Annäherung zwischen den Parteien resultatlos verlaufen waren, den Protestanten eine „Declaration“ gewährte, wodurch dieselben im Besitz der eingezogenen Kirchengüter sichergestellt und der künftige Zutritt zu ihrer Religion freigegeben wurde, schloß P. seinen Sondervertrag mit dem Kaiser und versprach, das Zusammengehen der Schmalkaldener mit Frankreich und England zu hintertreiben, wofür ihn der Kaiser in seine Freundschaft und seinen besonderen Schutz aufnahm. Damit war aber P., die eigentlich treibende Kraft im Schmalkaldischen Bunde, lahmgelegt und

dieser außer Stand gesetzt, die Verlegenheiten, in welche der Kaiser in den folgenden Jahren durch Niederlagen in Ungarn und Algerien und durch den Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich gerieth, im Sinne dauernder Sicherung der Position des Protestantismus im Reiche voll auszunutzen. Einen Erfolg freilich gewährte die Gunst der Lage. Es gelang den Schmalkaldenern, ihren grimmigsten Gegner in Norddeutschland, Herzog Heinrich von Wolfenbüttel, und damit den einzigen deutschen Fürsten, der dem Kaiser unbedingt ergeben war, zu beseitigen. Der Bruch war über die Städte Goslar und Braunschweig, Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes, erfolgt, welche Heinrich unablässig bedrängte und seiner Hoheit zu unterwerfen trachtete. Schließlich war vom Kammergericht, welches aller an die Protestanten ergangenen Zusicherungen ungeachtet fortfuhr, wider protestantische Stände einzuschreiten, über Goslar die Acht ausgesprochen und der Herzog mit der Execution beauftragt worden. Freilich wurde dann auf Betreiben des Kaisers die Acht suspendirt, aber Heinrich achtete dessen nicht. Schon entspann sich ein leidenschaftlicher Federkrieg zwischen den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes und dem Welfen, dem ehemaligen vertrauten Freunde des Landgrafen. Vergebens legte dann in Regensburg der Kaiser beiden Theilen Schweigen auf. Heinrich fuhr fort die Städte zu bedrängen, die Schmalkaldener aber schritten zur That. Im Juli 1542 übersandten sie dem Herzog ihren Fehdebrief, dem sie mit starker Macht auf dem Fuße folgten. In kurzem war das ganze Herzogthum in ihren Händen; selbst Wolfenbüttel ergab sich nach kurzer Beschießung. Eine gemeinsame kursächsisch-hessische Regierung wurde eingesetzt und Bugenhagen berufen, um das Land zur Reformation überzuführen. Vergebens suchte der Herzog, welcher fliehend das Land seiner Väter verlassen hatte, bei den katholischen Mächten Hilfe; der Kaiser, der noch immer nicht den Augenblick gekommen sah, um die Maske abzuwerfen, regte keine Hand für ihn. Endlich im Jahre 1545 verlangte der Monarch, daß ihm das Land in Sequester gegeben werde. Aber damit war Heinrich am wenigsten zufrieden; er mochte an Würtemberg denken; so rüstete er auf eigene Hand und fiel mit einigen tausend Knechten im Herbst 1545 in sein Herzogthum ein, welches er im ersten Augenblick ohne Widerstand einnahm; nur Wolfenbüttel behauptete sich. Aber schon eilte der Landgraf herbei; sächsische Truppen vereinigten sich mit ihm und am 21. October kam es nahe Northeim zum Treffen. Heinrichs Söldner hielten nicht Stand; er sah sich verlassen und von den feindlichen Schaaren umzingelt und ergab sich mit seinem Sohne Karl Victor dem Landgrafen, der ihn in der hessischen Festung Ziegenhain interniren ließ.

Inzwischen aber bereitete der Kaiser den entscheidenden Schlag schon vor, den zu führen ihn vor allem die Vertrauensseligkeit der Schmalkaldener in den Stand gesetzt hatte. Landgraf P. selbst hatte die Aufnahme des Herzogs von Jülich und Geldern in den Schmalkaldischen Bund hintertrieben; die Folge war, daß der Kaiser im Herbste 1543 über den allseitig verlassenen Fürsten herfallen konnte. Wilhelm mußte Geldern abtreten und zum Katholicismus zurückkehren. Das war der erste große Triumph, der nicht nur die Lage des Kaisers wesentlich besserte, sondern diesem auch die Ueberzeugung gab, daß er es nicht minder mit den Schmalkaldenern werde aufnehmen können. Aber vorerst bedurfte Karl der Hilfe der Protestanten noch wider Frankreich; so brachte ein Speierer Reichstag jenen neue Zugeständnisse: die Gewährleistung ihres kirchlichen Besitzstandes und die Zusicherung, daß die Beilegung des religiösen Zwiespalts auf einem freien Concil oder einem Reichstage erfolgen solle (Juni 1544). Gegen P. von Hessen, dem der Kaiser den Oberbefehl für einen demnächstigen Türkenkrieg in Aussicht stellte, erwies sich Karl in dem Maße zuvor-

kommend, daß jener sich schon als Vermittler zwischen Habsburg und Frankreich träumte: er hielt damals für möglich, daß der Kaiser Mailand an Frankreich abtrete und sich dafür an den päpstlichen Besitzungen schadlos halte. Aber der unerwartet schnelle Friedensschluß mit Frankreich (zu Crespy September 1544), in welchem dieses u. a. seine Mitwirkung zur Wiedervereinigung der Christenheit versprach, änderte die ganze Sachlage. Es folgte die Berufung eines Concils durch Papst Paul III. nach der Stadt Trient und ein Friedensschluß des Kaisers mit den Türken. Fortan stand es für Landgraf P. fest, daß über kurz oder lang geschlagen werden müsse. Und wiederum finden wir ihn in diesen Jahren nach allen Seiten rastlos thätig bei ganz oder halb gewonnenen Glaubensgenossen wie bei katholischen Ständen, und emsig bemüht der nahenden Gefahr einen genügend starken Damm entgegenzusetzen. Ein von dem Landgrafen im Herbste 1545 projectirter allgemeiner deutscher Fürstentag kam freilich nicht zu Stande; doch eröffneten sich dem Schmalkaldischen Bunde und dem Protestantismus eben damals noch große Aussichten. Hermann von Köln trat offen auf die Seite der Neugläubigen und bemühte sich, sein Stift evangelisch zu machen, und der nicht ohne Mitwirkung Philipp's erhobene neue Erzbischof von Mainz, Sebastian von Heusenstam, schien Hermanns Beispiel folgen zu wollen. Der Kurfürst-Pfalzgraf Friedrich II. verhandelte über seinen Zutritt zum Schmalkaldischen Bund. Allein inzwischen traf auch der Kaiser seine Maßnahmen; sein Bund mit der Curie festigte sich, zumal da die Protestanten das Tridentiner Concil nicht als das ihnen verheißene freie allgemeine Concil anerkennen wollten; Frankreichs war der Kaiser umsomehr sicher, als es damals mit England noch im Kriege lag; Baiern wurde durch die Aussicht auf die pfälzische Kur gewonnen; selbst protestantische Elemente schlossen sich dem Kaiser an. Es fehlte auf protestantischer Seite an festem Zusammenhalt; vor allem gefährlich war die Spannung, welche über territoriale und jurisdictionelle Fragen zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem jungen hochstrebenden Albertiner Herzog Moritz bestand. Der Landgraf, dessen Schwiegersohn Moritz war, erwies sich zwar unermüdlich in Vermittlungsversuchen, aber der Kurfürst war ebenso eigensinnig wie Moritz ehrgeizig und auf die Kurlinie eifersüchtig. Um so besser gelang es der überlegenen kaiserlichen Diplomatie, Moritz zu umstricken. Auf dem Regensburger Reichstage im Frühsommer 1546, der auf das ergebnißlose Speierer Religionsgespräch im März gefolgt war, kam ein festes Bündniß zwischen Karl und Moritz zu Stande, dem für thätliche Hilfe im Kriege die sächsische Kur in Aussicht gestellt wurde. Der Kaiser aber beschloß jetzt unverzüglich loszuschlagen. Er machte kein Hehl mehr aus seinen Absichten und noch auf dem Reichstage erfolgte — ohne vorgängiges Rechtsverfahren — die kaiserliche Achtserklärung gegen Johann Friedrich und P. als pflicht- und eidbrüchige Rebellen und aufrührerische Verletzer kaiserlicher Majestät (20. Juli 1546). Aber der Kaiser sah sich nicht, wie er gehofft hatte, zwei verlassenen Fürsten, sondern dem größeren Theile des auf dem Boden des Evangeliums geeinten Deutschlands gegenüber. Die Schmalkaldener, die sich in letzter Zeit allerdings trotz der unablässigen Mahnungen Philipp's sehr lau gezeigt, erklärten jetzt den Krieg als Religionssache und damit für Bundespflicht. Und Karl, dessen Werbungen noch nicht abgeschlossen und dessen Hilfsvölker noch fern waren, lag mit ein paar tausend Knechten bei Regensburg, als die Schmalkaldener bereits 50 000 Mann in Waffen hatten. Schon Ende Juli erschienen Johann Friedrich und P. mit vereinter Macht am Main; das Heer der oberländischen Stände aber operirte im äußersten Süden mit Glück, bemüht die Pässe zu sperren, durch welche die kaiserlichen und päpstlichen Hilfstruppen aus Italien heranziehen sollten. Aber die kurzsichtige Kriegsleitung rief sie zurück, aus Besorgniß, Baiern, an dessen Neutralität man noch glaubte, als se-

längst seinen Vertrag mit dem Kaiser gemacht hatte, zu verletzen. So concentrirte sich die oberländische Kriegsmacht bei Donauwörth und hier stießen die Fürsten zu ihr — abermals ein schwerer strategischer Fehler; wären sie direct gegen Regensburg gezogen und hätten dort den Oberländern die Hände gereicht, so würde der Kaiser sich unmöglich haben behaupten können. So aber gewann Karl Zeit, die italischen und die niederländisch-spanischen Hilfsvölker an sich zu ziehen. Mit diesen aber war er den Gegnern gewachsen, wo nicht überlegen. Ergebnißlos manövrierten beide Heere ein paar Monate lang wider einander. Die Schmalkaldener boten wohl die Schlacht, aber einen ernsten Angriff unternahmen sie nicht. Einmal, am 30. August, war es nahe daran; die Schmalkaldener hatten in günstiger Position eine heftige Kanonade wider die Gegner eröffnet; der Landgraf drang auf einen Angriff mit gesammter Macht, aber die Bedächtigkeit des Kurfürsten und der Kriegsräthe, an deren Mitwirkung P. bei Führung des Oberbefehls gebunden war, ließ es nicht dazu kommen. So kam der Spätherbst heran; die Truppen litten unter der Ungunst der Witterung; mehr freilich die fremden Hilfsvölker im kaiserlichen Lager als die deutschen Mannen der Schmalkaldener. Trotzdem vermochte der Kaiser sein Kriegsvolk länger beisammen zu erhalten als diese, zumal da die oberländischen Städte in unzeitiger Sparsamkeit mit Darbietung der erforderlichen Geldmittel kargten. Dazu kam die Nachricht, daß Herzog Moritz, dem inzwischen vom Kaiser die sächsische Kur in aller Form zugesichert worden war, in die Kurlande eingefallen sei und dieselben großentheils eingenommen habe. So löste sich das protestantische Heer auf; nicht einmal konnte man, wie anfangs geplant, eine geringe Macht im Winterlager halten. Alles ging aus einander. Der Kaiser sah sich jetzt in der Lage, die oberländischen Städte und den Herzog von Würtemberg einzeln zur Unterwerfung zu bringen; dann zog er im Frühling 1547 nach Sachsen, gegen Johann Friedrich, dem es gelungen war, Moritz zurückzutreiben. Doch hatte der Kurfürst es abermals nicht verstanden, seinen Vortheil zu verfolgen; fast wehrlos wurde er vom Kaiser bei Mühlberg an der Elbe ereilt, geschlagen und gefangen genommen. Aber der Kaiser war mit dem Fang des Einen nicht zufrieden; er glaubte nicht eher Sieger zu sein, als bis er auch Philipp's habhaft geworden sei. Dieser war Ende 1546 unmuthig, verzweifelnd in sein Land zurückgekehrt; er empfand vollauf die Niederlage, welche die protestantische Sache in Oberdeutschland erlitten. Dabei glaubte er sich von Verrath umgeben; zumal dem landsässigen Adel mißtraute er. Noch im Winter begannen die Verhandlungen mit dem Kaiser, ernstlicher wurden dieselben, unter Vermittlung des neuen Kurfürsten Moritz und Joachims von Brandenburg, seit der Katastrophe von Mühlberg betrieben; aber der Landgraf konnte sich lange nicht entschließen, die Bedingungen des Kaisers, welcher die Auslieferung alles Geschützes und die Schleifung aller Festungen bis auf eine, dazu eine Strafsumme von 150 000 Gulden und eine förmliche Unterwerfung auf Gnade und Ungnade verlangte, anzunehmen. Als aber die vermittelnden Kurfürsten über diese letzte Bedingung den Landgrafen dahin beruhigten, daß er an Leib und Gut nicht bestraft, auch nicht mit Gefängniß belegt werden solle, nahm er, um seinem Lande die Schrecken eines Verzweiflungskampfes zu ersparen, das von den Kurfürsten im Namen des Kaisers ausgestellte Geleit an, kam nach Halle und fiel vor dem Kaiser auf die Knie, während der neben ihm knieende Kanzler Günderode die Abbitte verlas, auf die dann der kaiserliche Kanzler mit einer Erklärung antwortete, wonach die Ergebung des Landgrafen angenommen und er nicht mit ewigem Gefängniß bestraft werden sollte. Noch aber hatte der Landgraf kein Arg. Wie ein Donnerschlag traf ihn am Abend die Ankündigung des Herzogs von Alba, bei dem er als Gast verweilte, daß er das Haus nicht

verlassen dürfe. P. war gefangen, überlistet vom Kaiser. Wol hat dieser nie förmlich die Zusage gegeben, den Landgrafen nicht einige Zeit gefangen zu halten; ganz im Gegentheil hatte er anfangs den vermittelnden Fürsten es als seine Absicht erklärt, P. dasselbe Schicksal wie dem entsetzten Kurfürsten zu bereiten; aber in den späteren Verhandlungen war davon nicht nur nicht mehr die Rede gewesen, sondern in der schließlich vereinbarten Capitulation waren Dinge enthalten, welche die alsbaldige Rückkehr des Landgrafen zur Voraussetzung zu haben schienen, sodaß die vermittelnden Kurfürsten nicht anders glaubten, als daß der Kaiser auf seine anfängliche Forderung verzichtet habe; sie hatten daher dem Landgrafen auch seine unverzügliche Heimkehr in der bestimmtesten Weise gewährleistet und zwar eben, wie wenigstens P. nicht anders annehmen konnte, im Namen des Kaisers; dieser freilich kannte ihren Irrthum, hütete sich aber wohl, sie aus demselben zu befreien. Sind daher die Kurfürsten von Unvorsichtigkeit nicht freizusprechen, so noch viel weniger der Kaiser von schnöder Hinterlist; nur durch Betrug ist er des Landgrafen Herr geworden. Und über fünf Jahre hat der Fürst in der Gefangenschaft eines unversöhnlichen Gegners schmachten müssen, der es darauf angelegt zu haben schien, durch unwürdige Behandlung und Entbehrungen aller Art sein Opfer körperlich und geistig zu schwächen. Es war vergebens, daß die Kurfürsten, die sich betrogen und an ihrer Ehre verletzt fühlten, dem Kaiser die dringendsten Vorstellungen machten; daß die Gattin des Landgrafen Christine einen Fußfall vor dem Kaiser that; daß P. auch von seinem Gefängniß aus dafür sorgte, die Bedingungen seiner Capitulation pünktlich zu erfüllen und sich noch darüber hinaus zu den größten Opfern und Diensten erbot; daß er sogar das Augsburger Interim rückhaltslos annahm und dessen Einführung in Hessen betrieb und anbefahl: er blieb gefangen und mußte sogar dem Kaiser in die Niederlande folgen, wo er erst zu Oudenarde, dann zu Mecheln gefangen gehalten wurde, der Willkür übermüthiger spanischer Officiere und ihrer rohen Mannschaften preisgegeben. Zumal nachdem ein Fluchtplan des Gefangenen entdeckt worden war, hatte er, in eine enge vergitterte Kammer gesperrt, Unsägliches zu leiden. Erst nach und nach gewann der leidenschaftliche Fürst, zu dessen Leiden sich noch das peinigende bittere Gefühl gesellte, nur durch Trug und Hinterlist in eine so unwürdige Lage gebracht zu sein, die innere Ruhe und Ergebenheit in sein Geschick. Seine Hoffnung und sein Vertrauen auf Gott setzend, wollte er anfangs von den Machinationen seines Sohnes und des Kurfürsten Moritz, dem Kaiser seine Erledigung abzuzwingen, nicht viel wissen; doch würde er auf anderem Wege schwerlich die Freiheit wieder erlangt haben, da vielmehr der Kaiser bereits die Absicht hatte, ihn nach Spanien führen zu lassen, von wo er wol schwerlich je wieder zum Vorschein gekommen sein würde. Aber die Empörung des Kurfürsten Moritz und des jungen Landgrafen Wilhelm und ihrer Verbündeten im J. 1552 wendete auch Philipp's Geschick; in dem Augenblick, als Karl den Passauer Vertrag definitiv annahm, gab er auch Befehl, den Gefangenen zu erledigen. Sofort kehrte der Landgraf in sein Land heim; am 12. September traf er in Kassel ein.

Mancherlei Aufgaben harrten seiner, sowohl in seinem Lande wie auch im Reiche, wo die Zustände auch durch den Passauer Vertrag, der dem widerstrebenden Kaiser mühsam abgerungen war, und der überhaupt nur ein Provisorium schuf, noch durchaus nicht gefestigt waren. Selbst der Augsburger Religionsfriede 1555 sicherte die Stellung der Evangelischen im Reiche keineswegs; war man doch in zwei der wichtigsten Materien nicht einmal zu einer äußerlichen Verständigung gekommen. Und auch die folgenden Jahre brachten keine Beruhigung; das alte Mißtrauen zwischen den Confessionen blieb bestehen; die ferneren Versuche einer Beilegung des Schismas auf dem Colloquium zu Worms 1557 und

dem Reichstage daselbst 1559 scheiterten sofort, da die Parteien von vornherein gänzlich unvergleichbare Standpunkte einnahmen. Dazu kam die Wiedereröffnung des Tridentiner Concils, welches durchaus in den alten Formen verharrte; und schon begann die endlose Reihe der beiderseitigen Beschwerden wegen Bruchs und Umgehung des Religionsfriedens. Während aber unleugbar die Katholiken der protestantischen Partei an Machtmitteln nicht gewachsen waren, litten die Protestanten unter inneren Spaltungen, welche sie trotz allem zur Ohnmacht zu verurtheilen schienen. Den Anlaß zu den dogmatischen Kämpfen in der protestantischen Kirche bot die Entstehung einer Partei strenger Lutheraner, welche, zumal in Nieder- und Mitteldeutschland und auf der Universität der sächsischen Ernestiner zu Jena vertreten, alle auch nur im mindesten abweichende Meinungen, zumal die Melanchthonische Richtung in Wittenberg und die oberdeutschen gemäßigten Anschauungen als schlechthin ketzerisch in fanatischer Polemik bekämpften. Da war denn natürlich auch an ein politisches Zusammengehen nicht zu denken. Die Sachlage war ähnlich, nur daß freilich der Streit viel hitziger geführt wurde, wie vor 30 Jahren zwischen den Lutheranern und den Oberdeutschen und Schweizern. Wie aber damals Landgraf P. vor allen andern den Gedanken der religiösen und politischen Union aller Parteien des Protestantismus hochhielt, so sehen wir ihn auch jetzt wieder als den hervorragendsten Vertreter dieser Einungstendenzen sich geberden. Im speciellen aber suchte P. bei Ausbruch der Religionskriege in Frankreich den Hugenotten, welche mit Hülfe katholischer deutscher Stände von den Guisen bekämpft wurden, die Unterstützung des protestantischen Deutschlands zuzuwenden. Und er hat es denn auch nach unendlichen Anstrengungen durchgesetzt, daß den Hugenotten im J. 1562 eine Geldhülfe aus Deutschland zukam; P. selbst aber beurlaubte seinen Marschall Friedrich von Rollshausen, um mit einigen tausend meist in Hessen geworbenen Reitern und Hakenschützen nach Frankreich zu gehen, wo in der blutigen unentschiedenen Schlacht von Dreux die Hessen auf hugenottischer Seite wacker mitstritten (December 1562); worauf es im März 1563 zu dem Toleranzedict von Amboise kam, welches, wenigstens solange P. noch lebte, Frankreich in leidlichem Frieden erhielt. Andererseits gelang es dem Landgrafen freilich weder die Lehrstreitigkeiten in der deutschen protestantischen Kirche beizulegen oder auch nur ihre Heftigkeit zu mildern, noch auch die protestantischen Fürsten Deutschlands politisch zu einigen, wenn schon er selbst, zumal mit Sachsen beider Linien, Pfalz und Würtemberg die besten Beziehungen bewahrte und auch über Deutschland hinaus, namentlich zu Elisabeth von England von deren Regierungsantritt an, ein herzliches Vernehmen unterhielt, wenn schon ein engeres Bündniß Englands mit dem protestantischen Deutschland an der Uneinigkeit des letzteren scheiterte. — Der wichtigste Erfolg aber, den P. im letzten Jahrzehnt seines Lebens noch errang, betraf die speciellen Angelegenheiten des Hessenlandes; es war die Sicherung des Katzenelnbogischen Erbes, welches ihm von Nassau-Dillenburg, das sich auf die Gunst Karls V. stützte, lange Zeit streitig gemacht wurde; nach Philipp's Ergebung war sogar Nassau in den Besitz des Landes gesetzt worden, den es freilich nur bis 1552 behauptete. Neu eröffnete Unterhandlungen führten dann aber 1557 zu endlichem Abschluß, so zwar, daß Nassau mit 600000 Gulden (zu deren Aufbringung die hessischen Stände eine namhafte Trankfsteuer bewilligten) abgefunden wurde; dafür blieb Hessen die katzenelnbogische Erbschaft nunmehr gesichert. Auch die übrigen Nachtheile, die die Capitulation von 1547 dem Landgrafen in seinem Lande gebracht, war er bemüht zu beseitigen; so ließ er die geschleiften Festungen herstellen und neu armiren und verstärken. Schon 1559 bei der erneuten Belehnung Philipp's durch Ferdinand als Kaiser und der Restitution aller reichsfürstlichen Gerechtsame erlangte er auch die alte Lehns-

herrlichkeit über die Grafen von Rittberg, Schaumburg-Lippe, Hoya und D
holz zurück; er war dann auch mit Erfolg bemüht, im übrigen die Leh
Schutzverhältnisse (z. B. mit Solms, Henneberg, Waldeck, Stift Corvey), w
der Machtspruch des Kaisers und der Krieg aufgelöst oder zerrüttet ha
wieder anzuknüpfen; ebenso behauptete der Landgraf die säcularisirten K
des Landes und erlangte die Neubelehnung von Mainz (Erzbischof D
Brendel von Homburg aus Hessen), Fulda und Hersfeld; mit Abt Michael
Hersfeld, der sich einen evangelischen Hofprediger hielt, stand P. im e
Einvernehmen. Nur den Widerstand des Deutschordens vermochte P. nicht b
zu brechen, doch konnte dieser Widerstand die Befestigung der Kirchenreform
Lande um so weniger hindern, als P. Zeit seines Lebens der von ihm ge
deten hessischen evangelischen Kirche sein besonderes Augenmerk zuwandte,
er denn noch in seinem letzten Lebensjahre — insbesondere wohl auch um
inneren Hader von ihr fernzuhalten — eine sehr ausführliche Kirchenord
veröffentlichte, die letzte in der Reihe der von P. herrührenden Landesordnu
welche alle Seiten des öffentlichen und bürgerlichen Lebens betreffen und
Beweis liefern, daß P. die Angelegenheiten seines Landes und seiner U
thanen über seinen allgemeineren Zielen nicht verabsäumte. Auch bezeug
selbst in seinen Testament, daß unter ihm sich die Hülfsquellen des Landes
mehrt und dessen Erträgnisse gehoben hätten. So mochte der Landgraf am
seines Lebens mit Zufriedenheit auf sein Wirken und seine Erfolge zurückb
Vor allem war sein unablässiges Bemühen, das wiedergebrachte Gotteswort
zubreiten und zur Anerkennung zu bringen, obwohl er selbst darüber
Märtyrer geworden, nicht vergebens gewesen: der Protestantismus hatte
nicht die Alleinherrschaft im Reiche, aber die fast völlige Gleichstellung mi
alten Lehre erlangt — ein Erfolg, zu dem der Landgraf, als der begab
und thatkräftigste Vertreter der eigentlich entscheidenden Macht im Reiche, n
lich des territorialen Fürstenthums, fast mehr als irgend eine andere ein
Persönlichkeit beigetragen hat. Sein Name erscheint daher mit der Gesch
der Anfänge des Protestantismus aufs engste und unzertrennbar verbun
Auch persönlich aber ist P. eine hervorragende, erfreuliche Erscheinung: o
und zuverlässig, warmherzig und großmüthig stellt er sich dar; freilich ers
er auch — hierin ein echtes Kind seiner Zeit — derb und sinnlich ange
aber durchweg zeigt er sich von großer Gesinnung und auf das Wahre
Edle gerichtet, mit einem idealen Anflug in allem was er unternimmt, fu
los und durch keine niedere Rücksicht zurückgehalten in der Vertretung de
was er für Recht erkannt hat, dabei aber doch in seltener Weise duldsam g
Andersdenkende, leutselig und zugänglich — alles in allem eine ebenso
deutende wie anziehende Persönlichkeit. —

Eine reiche Nachkommenschaft ist P. zu Theil geworden. Von Chri
hatte er fünf Töchter, die er in die Häuser Sachsen, Pfalz, Holstein u. a.
mählte, und vier Söhne: Wilhelm, Ludwig, Philipp und Georg, unter w
er sein Land theilte, und von denen der älteste und der jüngste die Stam
väter der Linien Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt geworden sind. —
Margaretha von der Saal erzielte er außer einer Tochter sieben Söhne, we
den Titel Grafen von Dietz führten, insgesammt aber ohne Nachkommens
starben.

Das Hauptmaterial zur Geschichte Philipps liegt im hessischen Sta
und Sammtarchiv zu Marburg, aus dem verhältnißmäßig wenig verö
licht ist; am wichtigsten Lenz, Briefwechsel Landgraf Philipp des Großmüt
von Hessen mit Bucer I, 1880 (Publicationen aus den k. preuß. Sta
archiven V). — Aus den Materialien in Brüssel und Darmstadt D

Neue Beiträge zur Geschichte Philipps des Großm., Landgrafen von Hessen (Briefe Philipps und seiner Zeitgenossen) 1842. — Ein reichhaltiges Material, wiewohl nach keiner Richtung hin erschöpfend, verarbeitet Rommel in seiner Biographie Philipps (Hessische Geschichte, Thl. III, 1 und III, 2; auch Sonderausgabe in 2 Theilen; dazu als dritter ein Urkundenbuch, Gießen 1830). — Einzelne Abschnitte des Lebens Philipps behandeln auf urkundlicher Basis u. a. Lenz, Zwingli und Landgraf Philipp (in Briegers Zeitschr. f. Kirchengesch. III, 28 ff., 220 ff., 429 ff.); — Wille, Philipp der Großmüthige von Hessen und die Restitution Ulrichs von Würtemberg 1526—1535. 1882; — Heidenhain, Die Unionspolitik Landgraf Philipps des Großm. von Hessen und die Unterstützung der Hugenotten im ersten Religionskriege. 1886. — Einen zeitgenössischen Biographen hat Philipp an Wigand Lauze gefunden: Leben und Thaten ... Philippi Magnanimi, Landgraffen von Hessen (s. A. D. B. XVIII, 80, Art. Lauze).

Friedensburg.

Kratz*): Johann Kaspar K., Jesuitenmissionar und Märtyrer in Tongkin, geboren zu Golzheim bei Düren im alten Herzogthum Jülich am 14. September 1698. Seine Eltern waren schlichte Landleute und in ihren Berufsarbeiten auf die Unterstützung ihrer vier Kinder angewiesen. Erst nach dem Tode des Vaters im Alter von 15 Jahren gelang es dem jüngsten Sohne, Johann Kaspar, seinem sehnlichsten Wunsche, zu studiren, näher zu treten, indem er auf dem Jesuitengymnasium zu Düsseldorf und in dem mit demselben verbundenen Convicte Aufnahme fand. Nach Vollendung der humanistischen Studien hörte er bei den Franziskanern in Düsseldorf Philosophie und übernahm zugleich eine Hauslehrerstelle. Als Hofmeister einer adeligen Familie reiste er mit derselben 1721 nach Rom, dann nach Madrid, Lissabon und Paris, und nach längerem Aufenthalte in diesen Städten, wodurch er der italienischen, spanischen, portugiesischen und französischen Sprache vollständig mächtig wurde, kehrte er 1726 in die Heimath zurück. Doch die einmal in ihm erwachte Reise- und Wanderlust ließ ihn hier nicht lange Ruhe finden und schon im folgenden Sommer, nachdem er sich als Officier für die ostindische Compagnie hatte anwerben lassen, schiffte er sich in Amsterdam nach Batavia ein. Die religiöse Unduldsamkeit der Holländer den Katholiken gegenüber ließen es ihn aber bald bereuen, sich auf sechs feste Jahre bei der holländischen Regierung gebunden zu haben, jedoch gelang es ihm, nach Verlauf von drei Jahren einen ehrenvollen Abschied zu erhalten und in Batavia mit einem befreundeten französischen Kaufmann zusammen ein Geschäft anzufangen. Aber auch hier war keines Bleibens für ihn, das todbringende Klima schien alle seine Lebenskräfte aufzehren zu wollen, und als im Mai 1730 ein portugiesisches Schiff, auf dem sich ein rheinischer Jesuit, ein Landsmann, als Missionär an Bord befand, auf der Fahrt nach Makao den Hafen berührte, benutzte er die Gelegenheit und schiffte sich ein. Doch er war nun des Weltlebens satt geworden, worauf der vertraute Umgang mit Pater Philipp Sibin, seinem rheinischen Landsmanne, auf welchen er auf dem Schiffe angewiesen war, wohl nicht ohne Einfluß geblieben ist, und am 27. October 1730 trat er in Makao in das Noviziat der Gesellschaft Jesu. Am 28. October 1732 legte er die ersten Gelübde ab und empfing am 28. October 1733 die Tonsur und niedern Weihen und nach Voll-

*) Zu Band XVII, S. 57.

endung seiner philosophischen und theologischen Studien am 24. December 1734 die Priesterweihe. Seine Vertrautheit mit so vielen Sprachen hätte es wahrscheinlich gemacht, daß er dem Ordenshause der Stadt Makao, in welcher damals wegen ihrer Bedeutung für den europäischen und indisch-chinesischen Handel Leute aller Nationen verkehrten, zugesellt geblieben wäre, aber der Sinn des jungen Ordensmannes stand auf Höheres. Er erbat und erhielt die Erlaubniß, sich der gefährlichen, das Martyrium versprechenden Mission in Tongkin zu widmen. Am 13. Mai 1735 schiffte er sich mit vier portugiesischen Patres und einem eingeborenen Laienbruder nach Tongkin ein. Doch noch ehe sie die Küste betreten hatten, wurden sie von der Zollwache entdeckt und das Schiff in Beschlag genommen. Glücklicherweise gelang es den gefangenen Jesuitenmissionären diesmal mit dem Leben davon zu kommen. Sie wurden zu Lande mit ihren Begleitern von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt unter militärischer Escorte zur portugiesischen Colonialgrenze geführt und dort entlassen. Sie kamen am 24. December 1735 nach siebenmonatlichen Strapazen und Leiden wieder in Makao an. Aber die seeleneifrigen Priester fanden keine Ruhe, bis sie von neuem sich dem ihnen gesetzten Ziele widmen konnten, und nachdem sich ihnen noch ein sechster Jesuitenpater zugesellt hatte, machten sie sich am 10. März 1736 von neuem auf den Weg nach Tongkin und zwar diesmal auf dem Landwege, demselben, auf welchem sie vor nicht drei Monaten zwangsweise zurückgeführt worden waren. Anfangs ging die Reise, wenn auch unter steter Gefahr erkannt und gefangen zu werden, glücklich von Statten, und mit großer Freude wurden die Missionare von den heimischen Christen empfangen und begrüßt. Zwei von den Patres blieben mit dem Laienbruder in Lo Feu bei den dortigen Christen zurück, die übrigen vier Missionare, worunter Pater K., setzten die Reise fort, geriethen aber bereits am 12. April 1736 in einen Hinterhalt und wurden gefangen. Mit dem Kang und schweren Ketten beladen, wurden sie unter Hunger und Durst und Drangsalen aller Art nach mühseligem Marsche zur Residenz geschleppt, wo sie am 28. April anlangten. Dort wurden sie mehrfachen strengen Verhören unterworfen und bereits am 8. Mai zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Aber erst nach neunmonatlicher harter Gefangenschaft und großen Leiden wurde das Urtheil am 12. Januar 1737 vollzogen. Die einheimischen Christen, welche ungekannt der Hinrichtung der Patres beigewohnt hatten, brachten ihre sterblichen Ueberreste in Sicherheit und ihre blutgetränkten Kleider nach Makao, wo als am 24. August 1737 die Nachricht von ihrem Martertode eintraf, dies mit feierlichem Glockengeläute begrüßt wurde. Die Namen der drei Todesgefährten des Pater K. waren Pater Bartholomäus Alvarez, der Obere der Missionare, Pater Emmanuel de Abreu und Vincentius de Cunha, sämmtlich Portugiesen. Der Beatificationsproceß der Märtyrer wurde gleich nach ihrem Tode begonnen, aber durch die Aufhebung des Jesuitenordens zeitweilig unterbrochen. In Düren und Umgegend ist das Andenken des Märtyrers lebendig geblieben und auf dem Pfarrhause seines Heimathsdorfes sieht man noch heute sein in Oel gemaltes Bildniß, welches die Erinnerung an ihn nicht erlöschen läßt.

Vergl. Francisci Ortmann, S. J. presbyteri, Liber de vita et pretiosa morte V. P. Jo. Caspari Cratz ex agri Juliacensis oppido Goltzheim, Germani, ac sociorum ejus . . . ., fidei christianae odio in Regno Tunkini obtruncatorum die XII. Januarii anno Domini MDCCXXXVII. conscriptus ex litteris ipsius Ven. Martyris ad suos familiares et aliis gravium virorum testimoniis, qui omnium erant conscii. Augustae Vindel. et Oeniponti 1770, 12°, 243 S. — Floß, Johann Kaspar Kratz (in den Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein, Bd. 35, S. 93–134).

Winand Virnich.

Otto II., Herzog von Pommern, geb. etwa 1375, und **Casimir** VI., Söhne des Herzogs Swantibor III. und der Anna, Tochter des Burggrafen Albrecht des Schönen von Nürnberg. Wie ein rother Faden zieht sich durch die mittelalterliche Geschichte Pommerns der Kampf gegen Brandenburg, welches die Reichsunmittelbarkeit des wichtigen Küstenlandes nicht achtend (vgl. Bogislav I. A. D. B. III, 40), die Oberlehnsherrschaft über dasselbe erstrebte. Ueber die Gründe, die im einzelnen Falle den Parteien das Schwert in die Hand gaben, mag verschieden geurtheilt werden, die wirren Zustände Norddeutschlands im 14. und 15. Jahrh. forderten rasches energisches Handeln; für Pommern aber waren diese Kämpfe ein Ringen auf Leben und Tod, das von seinen Fürsten unter mannigfachem Wechsel des Erfolges mit aller Zähigkeit durchgeführt wurde. Was im 14. Jahrh. Herzog Otto I. (s. A. D. B. XXIV, 719) und sein streitbarer Sohn Barnim III. (s. A. D. B. II, 74) siegreich errungen hatten, die Unabhängigkeit Pommerns von Ludwig dem Baiern, das hielten zu Anfang des 15. Jahrh. Otto II. und Casimir VI. dem ungleich mächtigeren Gegner gegenüber, der in dem ersten Hohenzollern ihnen erwachsen war, mit Erfolg fest, bis endlich am Ende des 15. Jahrhunderts Herzog Bogislav X. (s. A. D. B. III, 48) die Selbständigkeit des Landes endgültig befestigte. — O. war in jugendlichem Alter von einer dem deutschen Orden feindlichen Partei zum Erzbischof von Riga gewählt und 1394 durch König Wenzel auch bestätigt worden. Zu Ostern 1396 begab er sich nach Dorpat und schloß dort mit dem Großfürsten Witowd von Littauen ein Bündniß gegen den Orden, das indeß keine weiteren Folgen hatte. Nach einem bald darauf erfolgenden Ausgleich zwischen dem Orden und seinen Gegnern ist von Otto's geistlicher Würde nicht mehr die Rede, er wird daher in die Heimath zurückgekehrt sein. Casimir hatte im Anfang des 15. Jahrh. an den Kämpfen des Ordens gegen Polen Theil genommen, war in der Schlacht bei Tannenberg gefangen worden und hatte eben die Freiheit wieder erlangt, als Herzog Swantibor III., bisher des Markgrafen Jobst Statthalter der Mittelmark, durch Bestallung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg (s. A. D. B. VII, 464) zum obersten Verwalter in den Marken von Seiten des neugewählten Königs Sigismund thatsächlich seines Amtes enthoben, unmuthsvoll nach Pommern zurückkehrte, die Regierung bis zu seinem im nächsten Jahre (1413) erfolgenden Tode seinen beiden Söhnen überlassend. Hatte Friedrich alsbald in das alte Fahrwasser brandenburgischer Politik gegen Pommern eingelenkt, so war den beiden Fürsten ihr Weg um so mehr vorgezeichnet, als ein Theil des märkischen Adels die pommersche Statthalterschaft noch anerkannte. Zudem war der Verlust der von den Söhnen Ludwigs des Baiern feierlich an Pommern abgetretenen und diesem durch Kaiser Karl IV. zugesprochenen Uckermark zu befürchten. Von der mit Friedrich verwandten wolgaster Linie war keine Unterstützung zu hoffen, O. und C. verbanden sich daher mit dem märkischen Adel und rückten Ende October 1412 mit einem Heer in die Mark. Am 24. October kam es zur Schlacht am Cremmer Damm, wo bereits der Großvater, Herzog Barnim III., sich Lorbeeren erworben hatte, und wenn uns auch über die hier sich gegenüberstehenden Streitkräfte keine Nachrichten aufbehalten sind, so handelt es sich doch ohne allen Zweifel um eine regelrechte Schlacht größerer Heerhaufen, nicht um räuberischen Ueberfall. In dieser Schlacht, nicht aber durch Meuchelmord, fiel Friedrichs Anführer, der Graf Johann von Hohenlohe, dem an der Stelle ein Denkmal errichtet ist, und zwei fränkische Edle. Die feindliche Stellung der wolgaster Linie und ein Bündniß Friedrichs mit den mecklenburgischen Fürsten, darunter Otto's eigenem Schwager Ulrich von Mecklenburg-Stargard, vom 15. August 1414, verhinderte

Gefahr zu einer Einigung zwischen den beiden pommerschen He
den verwandten mecklenburgischen Fürsten führte, deren Spitze sich
burg richtete. Am 21. November 1418 wurden zu Ueckermünde u
bruar 1419 zu Stettin Verträge zu gegenseitiger Hülfe geschl
Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard eben in märkische Ge
rathen war, so drang O. zu seiner Befreiung alsbald in das f
ein und eroberte nach vergeblicher Belagerung Strasburgs i. U.
Erfolg war aber nicht von Dauer: als O. gegen den Rath des
durch 5000 Mann polnischer Hülfsvölker unterstützt, seinem im S
münde eingeschlossenen Hauptmann Johann von Briesen Entsatz
erlitten die Pommern in einem erbitterten Straßenkampf durch
eine völlige Niederlage, die den Verlust der ganzen Uckermark
Eine anschauliche Schilderung des Vorgangs vom brandenbur
punkt aus ist in einem zeitgenössischen Liede erhalten. Am 23
wurde zu Perleberg durch Vermittelung des Herzogs Wilhelm
schweig ein dreijähriger Waffenstillstand vereinbart, als andere
Lage vollständig änderten. Das bisherige freundschaftliche Verh
dem Kaiser Sigismund und dem Kurfürsten Friedrich war nach d
Ausgang des böhmischen Feldzuges in gegenseitige Abneigung v
Statthalterschaft des Letzteren in der Mark hörte auf und die M
der Parteien gegeneinander änderten sich wesentlich. Unter Ver
Vetters, des Königherzogs Erich (s. A. D. B. VI, 206) verein
16. Sept. 1423 die pommerschen Herzoge beider Linien mit dem
zu einem gegen Friedrich gerichteten Bündniß; und noch günsti
Lage für Pommern, als am 17. Februar 1424 der Kaiser zu O
Casimir mit all seinen Ländern belehnte und dadurch in Bestä
21. Juni 1355 durch Kaiser Karl IV. ertheilten Belehnung (vgl
in A. D. B. III, 45), die dem Kurfürsten Friedrich ertheilte Le
über Pommern hinfällig machte. Alsbald entbrannte auch wied

schlossen. — Am 27. März 1428 starb O., der in kinderloser Ehe mit Herzogin Agnes von Mecklenburg-Stargard gelebt hatte; wenn er auch in den märkischen Kriegen wenig an Land und Leuten gewonnen hat, so hat er doch gegen die oberlehnsherrlichen Ansprüche des alten Gegners sich mannhaft und mit Erfolg vertheidigt. — Casimir übernahm nach des Bruders Tode die Unterdrückung eines in Stettin wegen Schoßerhöhung und um das Stadtgericht entstandenen Aufruhrs, in dem die Wogen der Empörung so hoch gingen, daß bereits von Fürstenmord offen geredet ward. Mit Mühe gelang es Casimir, die Stadt zu verlassen, über welche ein strenges Strafgericht verhängt ward: die Rädelsführer wurden hingerichtet, die Stadt mußte 12 000 Mark Strafe zahlen und büßte ihre bisherige Stellung in der Hansa ein. Am 13. April 1434 starb auch Casimir, etwa 50 Jahr alt, der in erster Ehe mit Katharina von Braunschweig-Lüneburg († nach 6. Mai 1429), in zweiter mit Elisabeth, Tochter Herzogs Erich von Braunschweig-Grubenhagen († 1454) vermählt gewesen war. Nur der ersten Verbindung entstammten Kinder, darunter sein einziger Sohn und Nachfolger Joachim I., der bereits 1451 starb.

Barthold, Gesch. von Rügen und Pommern. — Droysen, Gesch. der preuß. Politik, Bd. 1. — Urkunden des Staatsarchivs zu Stettin.

v. Bülow.

Otto *): Marcus O., oder wie er sich selbst gewöhnlich nennt, Marx Ott, wohl der bedeutendste Straßburger Diplomat im 17. Jahrhundert, wurde zu Ulm am 20. October 1600 geboren. Einer, wie es scheint, wenig wohlhabenden, jedoch angesehenen Bürgersfamilie angehörig, besuchte er zunächst das Gymnasium seiner Vaterstadt. Im J. 1619 bezog er die Straßburger Universität. Hier hörte er bis in den Sommer 1621 hinein philosophische und philologische Collegien, wurde im Frühjahr 1620 mit Auszeichnung zum magister liberalium artium creirt und wandte sich dann mit voller Energie dem Studium der Jurisprudenz zu. Mit Hülfe fremder Unterstützungen wurde es ihm möglich, demselben bis zum Schluß des Jahres 1622 in Straßburg obzuliegen und ernstlich an eine größere Reise für seine weitere Ausbildung zu denken. Da entriß dem in die Heimath Zurückgekehrten im März 1623 der Tod den Vater und die Sorge um seiner Mutter Existenz und seine eigne Zukunft hielt ihn fast ein volles Jahr gefangen. Mit der Berufung in eine Hofmeisterstellung und dem Auftrag, den Zögling nach Straßburg zu geleiten, bekam sein Geschick eine unverhofft günstige Wendung. Schon im October 1624 erlangte er von der Straßburger juristischen Facultät die Erlaubniß, Privatcollegien, Disputationen und Repetitorien zu halten, auch lernte er eine Reihe fremder Universitäten kennen, nicht nur die nächstgelegenen Basel, Freiburg und Tübingen, auch Wien, Prag, Leipzig, Wittenberg und Jena. Nachdem er im Sommer 1629 das juristische Doctorexamen abgelegt und seine Inauguraldisputation „de repressaliis“ gehalten, begann er am Reichskammergericht zu Speyer sich in die advocatorische Praxis einzuarbeiten. In der Führung eines ihm von der Stadt Offenburg anvertrauten Processes, den diese gegen den Landvogt der Ortenau angestrengt hatte, war O. auch längere Zeit am kaiserlichen Hofe zu Wien thätig und fand Gelegenheit, hier seiner Vaterstadt wie der Stadt Straßburg ersprießliche Dienste zu leisten. Jedenfalls in Anerkennung derselben wurde er von der letztern im November 1630 in die städtische Verwaltung berufen und zunächst als Extraordinarius für das Archiv in Bestallung genommen.

*) Zu Bd. XXIV, S. 761. Das vom Herrn Verfasser richtig eingesandte erste Manuscript dieses Artikels ging leider verloren. D. Red.

1632 zum geheimen Secretarius sowie zum Adjuncten des Stadtschreibers, 1633 zum Referendar beim großen Rath befördert, wurde er bald mit wichtigen diplomatischen Missionen beauftragt. So führte er in den Jahren 1635 und 1636 die Unterhandlungen der Stadt mit dem Markgrafen Wilhelm von Baden, dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen, die sich um die Frage drehten, ob Straßburg, vom kaiserlichen General Gallas bedrängt, dem Prager Frieden beitreten, sich von dem schwedischen Bündniß lösen und dem Kaiser nähern sollte. Als dieselben sich zerschlagen hatten, erschien den Straßburgern die Neutralität um jeden Preis als der einzige Rettungsweg aus ihrer von den Franzosen, Schweden und den Oesterreichern bedrohten, in der That sehr exponirten politischen Lage. In diesem Sinne vertrat Marcus O. die Stadt auf dem die Friedensverhandlungen einleitenden Regensburger Reichstage 1641, zu dem sie übrigens vom Kaiser nicht einberufen war und von dessen Verhandlungen sie auch ausgeschlossen blieb. Für diese Mission war er kurz vorher, am 30. November 1640, zum Rath und Advocat der Stadt ernannt worden. Er muß dem schwierigen Auftrag, der ein besonderes diplomatisches Geschick erforderte, zur vollen Zufriedenheit seiner Oberen gerecht geworden sein, durch diese und andere Dienste, sowie durch seine 1637 geschlossene Ehe mit Margarethe Saladin, der Tochter eines Straßburger Apothekers, hatte er sich jedenfalls auch in den Herzen seiner Mitbürger das volle Straßburger Bürgerrecht erworben, kurz, er wurde allgemein, als der Friedenscongreß von Münster und Osnabrück eröffnet werden sollte, als der Vertrauensmann der Stadt bezeichnet, der sie allein würdig an dem europäischen Areopag vertreten könnte.

Am 15. März 1645 trat er seine Reise nach Osnabrück an, am 31. Januar 1649 kehrte er zurück. Diese vier Jahre bezeichnen unstreitig den Höhepunkt in Otto's Leben. Seine Berichte, deren er zum mindesten in der Woche einen, oft zwei an die Straßburger Regierung sandte, liegen uns bis zum Schluß des Jahres 1647 vollständig erhalten vor. Sie sind rein sachlich gehalten und informiren vortrefflich über den Verlauf der einzelnen großen Streitfragen, welche den Congreß bewegten. Im Vordergrund stehen die Gravamina der Reichsstände, die religiösen Fragen, die Amnestie, die Restitution u. s. w., die Verhandlungen der katholischen und der evangelischen Stände. Besonderes Interesse erregen noch heute die Mittheilungen über die Forderungen der Kronen Frankreich und Schweden, vor Allem über die satisfactio Gallica. Vom ersten Augenblicke ab, wo die Vorschläge Frankreichs bekannt werden, vom October 1645 ab zeigen sich der Straßburger Rath wie sein Gesandter von untilgbarem Mißtrauen gegen die Absichten dieser Macht erfüllt, das sich am besten in dem oft ausgesprochenen Worte verdichtet: „Francum amicum habeas non vicinum“. Die weiterzielenden Pläne der Franzosen entschleiern sich den Straßburgern sehr bald, sie sind sich bewußt, daß sie gegenüber den andern elsässischen Reichsstädten keinen andern Vortheil hätten als das „beneficium Ulissis von dem Polyphemo“. Gegen die bekannte zweideutige Clausel „ita tamen etc.“ im § 87 des Friedensinstruments verwahrten sie sich bestimmt; indeß bei allen Bestrebungen, sich gegen die gefährliche Nachbarschaft zu sichern, so laut sie auch ihre Reichsangehörigkeit betonen, für die sie bei den schwedischen Gesandten vor allem Rückhalt suchen, niemals wagten sie die Freundschaft Frankreichs geradezu zu verscherzen. Nur einmal ertheilt O. dem französischen Botschafter, dem Grafen d'Avaux, den klaren Bescheid: „wir seyen Teutsche und reden Teutsch.“ Einen durchschlagenden Erfolg konnte die Straßburger Neutralitätspolitik natürlich auf diesem Boden erst recht nicht erringen, weder konnte O. die unklare Fassung des Friedensvertrages bezüglich der elsässischen Abtretungen verhindern, noch die Garantie der politischen und

ligiösen Rechte der reichsunmittelbaren Stände im Elsaß zur An- und Aufhme bringen.

Auf dem Regensburger Reichstage des Jahres 1653, der die Aushrung der Bestimmungen des Westfälischen Friedens für das Reich regeln llte, der aber nur die Proceßordnung des Reichskammergerichts erledigte, hat noch einmal die Stadt Straßburg vertreten. Von da ab scheint er zu ößeren politischen Missionen nicht mehr verwandt worden zu sein. Sein Einiß und seine Bedeutung scheinen sich aber eher noch gesteigert zu haben, wenn ir erfahren, daß im J. 1664 der Straßburger Bischof Franz Egon von Fürstenrg O. bei dem Rathe beschuldigte, er habe die Unterthanen des Schwarzwaldales Harmersbach zur Auflehnung gegen die bischöfliche Herrschaft bewogen, mit dem Gewicht seiner juristischen Rathschläge unterstützt. Der Abend seines bens blieb von Betrübniß nicht frei. Wenigstens erzählt uns der Straßrger Chronist Reisseissen, daß die Schmähschriften, welche im Winter 1671 f 1672 überall in der Stadt verbreitet wurden und als deren Autor der rocurator Georg Obrecht ermittelt und gerichtet wurde, den Ammeister Dietrich d Marcus O. angriffen. Näheres über den Inhalt dieser Pasquille ist nicht kannt, jedenfalls aber bezichtigten sie beide Männer des Verraths ihrer Vaterdt. Ein bitterer Undank für treue Dienste mochte sich nicht leicht finden; er die allgemeine Hochachtung seiner Mitbürger durfte O. trösten. Sie spricht h in den Trauergedichten und Leichenreden bei seinem Tode, der am 5. November 674 erfolgte, unverkennbar aus. Wenn ihn eine derselben mit dem großen traßburger Staatsmann des 16. Jahrhunderts Jakob Sturm in Vergleich t, so mag derselbe gelten, wenn man den grundverschiedenen Charakter beider pochen auch an diesen beiden Männern mißt: dort schöpferische Initiative, oße ideale Ziele, hier zähe Beharrlichkeit, Gewandtheit in kleinen Mitteln, chsterreichbare Zwecke. Aus den erhaltenen Bildern Otto's spricht Würde, cht ohne einen Anflug von Steifheit, am anmuthendsten wirken die großen ugen Augen mit den hochgeschwungenen Brauen.

W. Wiegand.

Pall*): Vincenz P. von Pallhausen, bairischer Archivar und istoriker, am 22. Januar 1759 zu Freising von bürgerlichen Eltern, welche n Namen Pall führten, geboren, † zu München am 9. August 1817. r besuchte Schulen und Lyceum seiner Vaterstadt, trat 1779 als Novize in s Benedictinerkloster zu Tegernsee, verließ aber bald wieder den Convent und gab sich nach München, wo er am Lyceum seine Studien vollendete, dann bei nem Hofgerichtsadvocaten in Praxis trat. 1785 wurde er als geheimer anzlist angestellt, 1792 zum geheimen Registrator in der Staatsregistratur berdert und von Kurfürst Karl Theodor während des Reichsvicariats in den delstand mit dem Prädicat Edler von Pallhausen erhoben. 1796 leitete er e Flüchtung des Archivs nach Sachsen, 1797 nahm er als Registrator der iriſchen Gesandtschaft am Friedenscongreß zu Rastatt Theil, nach der Rückkehr 799 wurde er zum geh. Staatsarchivar und gleichzeitig auf Grund seiner istungen auf dem Gebiet vaterländischer Geschichtsforschung zum ordentlichen itglied der Akademie der Wissenschaften ernannt. Er verfaßte mehrere gechichtliche Lehr- und Lesebücher, löste zwei von der Akademie gestellte Preisfgaben über die Vasallität der Reichsstände in Baiern (1788, die Abhandlung urde 1803 publicirt) und über Begriff und Grenzen des alten Noricum (1796). eine Schrift über „Garibald, ersten König Bojoariens. und seine Tochter

*) Zu Bd. XXV, S. 81.

„Theodelinde, erste Königin in Italien, oder die Urgeschichte der Baiern" (1810) verwickelte ihn in eine litterarische Fehde mit dem bekannten Ritter von Lang, die in einen erbitterten Streit zwischen den altbairischen Autochthonen, in deren Namen P. das Wort führte, und den „Neubaiern" aus Franken und Schwaben ausartete. Von seinen zahlreichen übrigen Schriften sei noch „Bojoariae Topographia Romana-Celtica oder Baiern, wie es in den ältesten Zeiten war" (1816) namhaft gemacht; auch hier noch hielt er mit Zähigkeit fest an der verschrobenen Hypothese vom keltischen Ursprung der Baiern, die ihm als die aus Bojohemum durch die Markomannen verdrängten Boier galten. Neben seinen Forschungsarbeiten beschäftigte sich P. mit allerlei technischen Versuchen; u. A. war er bemüht, ein besseres Verfahren, mittels dessen der ganze Schriftsatz auf einer einzigen Platte unter die Buchdruckerpresse gebracht werden könnte, zu erfinden, und legte 1801 der Akademie eine wohlgerathene, kleine Stereotypenplatte vor. Ein Verzeichniß seiner Schriften ist einem Nekrolog in der Zeitschrift für Baiern, Jahrgang 1817, 3. Bd., S. 249, beigefügt.

Baader, Lexikon bair. Schriftsteller, I, 2, 129.

Heigel.

Pauli*): Karl Friedrich P., geboren zu Saalfeld in Preußen am 4. September 1723, † am 9. Februar 1778. Er studirte seit 1740 zu Königsberg und seit 1742 zu Halle die Rechte und erwarb hier 1747 den Grad des Doctors der Rechte und Magisters der Philosophie (Dissertation: „de jure principis circa res nullius in genere et in specie regis Borussorum circa res nullius in Borussia"). 1751 wurde er außerordentlicher Professor des Staatsrechts und der Geschichte in Halle, 1765 ordentlicher Professor der Philosophie und Geschichte. — Außer einer Anzahl von Dissertationen und kleineren Arbeiten publicistischen, geschichtlichen, militärgeschichtlichen und biographischen Inhalts schrieb er: „Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges", 9 Theile 1758 bis 1764, und vor allem seine „Allgemeine Preußische Staatsgeschichte, sammt aller dazu gehörigen Königreichs, Churfürstenthums, Herzogthümer, Fürstenthümer, Graf- und Herrschaften, aus bewährten Schriftstellern und Urkunden bis auf gegenwärtige Regierung." 8 Bände, gr. 4°, 1760—69. Trotz aller Mängel, welche diesen Werken schon zur Zeit ihres Erscheinens zum Vorwurf gemacht wurden, der Breite, der geschmacklosen Darstellung, der Unselbständigkeit der Forschung, des parentationsmäßigen Tones der Biographien u. s. w., erscheint doch P. in ihnen als einer der tüchtigsten Vertreter des Aufschwunges, den in der Epoche Friedrichs des Großen unter dem Eindruck großer Thaten und Entwicklungen die preußische Geschichtschreibung nahm. Der „Preußischen Staatsgeschichte" darf man, wie Wegele (Gesch. d. D. Historiographie, S. 944) bemerkt, doch nachrühmen, daß sie bei dem Versuch, ein ausführliches Bild der Entwicklung des preußisch-brandenburgischen Staates zu zeichnen, von einem selbständigen Gedanken ausgeht. Die Biographien der Fridericianischen Generäle sind auch heute noch nicht ganz werthlos.

Weidlich, Succession derer Rechtsgel. auf der Universität zu Halle S. 50 f. — S. L. G. Lehmann's Trauerrede nebst Leben. Halle 1780. — Lemgoer Bibl. Bd. 13, 697. — Meusel, Lexikon.

Petermann**): August P. Da das Manuscript uns beim Schluß des Bandes nur theilweise zugegangen war, können wir den Artikel erst in Bd. XXVI bringen.

Die Redaction.

---

*) Zu S. 262.
**) Zu S. 481.

Pfeiffer*): Ida P., berühmte Reisende, geboren am 14. October 1797, am 27. October 1858 zu Wien. Sie war die Tochter eines angesehenen ufmanns Namens Reyer, aus einer noch jetzt blühenden Familie, verheirathete h in ihrem zweiundzwanzigsten Lebensjahre mit einem Lemberger Advocaten mens Pfeiffer, erlebte aber in dieser Ehe mannigfachen Glückswechsel und Un- mach. Im Alter von 45 Jahren, als sie bereits Mutter erwachsener Söhne r, erwachte bei ihr, zunächst angeregt durch eine Reise nach Triest und den blick des Meeres, eine unbezähmbare Lust zu großen Reisen. Allerdings war on in ihrer Kindheit ein Zug zu abenteuerlichen Unternehmungen, eine männ- he Energie und Thatenlust bemerkbar gewesen, welche der Erziehung Schwierig- ten bereitet hatten. Durch den Ernst und zum Theil die Noth des Lebens ückgedrängt, gewannen diese Neigungen jetzt nach der Vollendung der Er- hung ihrer Söhne und dem Wiedereintreten geordneter Vermögensverhältnisse ermals die Oberhand. Im J. 1842 reiste sie angeblich zum Besuche einer eundin nach Constantinopel, dann aber weiter nach Syrien, Palästina und gypten. Auf Betreiben ihrer Freunde veröffentlichte sie ihr Reisetagebuch ter dem Titel „Reise einer Wienerin in das heilige Land" (2 Bände, Wien 43; 4. Aufl. 1856). Die Schilderung ist schlicht, öfter fast naiv, ohne jeden spruch auf Wissenschaftlichkeit, oder auf den Ruhm geistreicher Damenschrift- llerei. Der gute Erfolg dieser ersten Reise und ihrer Beschreibung, welcher die Möglichkeit erwiesen hatte, selbst mit ihren bescheidenen Mitteln große nternehmungen zu vollführen, und außerdem Geld zu neuen Reisen verschafft tte, ermuthigte zum Fortschreiten in der eingeschlagenen Richtung. Im April 45 brach J. P. nach Island auf, erstieg den Hekla und kehrte über Christiania d Stockholm zurück. Die Beschreibung erfolgte unter dem Titel „Reise nach m skandinavischen Norden und der Insel Island", Pest 1846, 2 Bde. Schon 46 reiste sie abermals und zwar über Hamburg nach Brasilien, von da nach hile, Tahiti, China, Singapore, Ceylon, Madras, durch das Gangesland nach ombay, weiter nach Mesopotamien, und über Urumia nach Täbris. Durch anskaukasien und Südrußland kehrte sie nach zweieinhalbjähriger Abwesenheit ch Wien zurück. („Eine Frauenfahrt um die Welt", Wien 1850, 3 Bde.) bwol nach den außerordentlichen Strapazen dieser letzten Reise eine Zeit lang r Wunsch nach Ruhe sich geltend machte, überwog doch nach kurzer Erholung ermals die alte Leidenschaft, und 1851 machte sich J. P. abermals zu einer eltreise auf den Weg. Ueber London und die Capstadt ging sie nach den undainseln, welche der Schauplatz ihrer kühnsten Unternehmungen wurden. ie bereiste den nördlichen Theil von Borneo, dann Sumatra und Java, wobei sich mit wahrer Tollkühnheit in die Hände von Kopfabschneidern und Kanni- len begab, ohne jedoch irgendwie zu Schaden zu kommen. Im Sommer 1853 erquerte sie den großen Ocean, besuchte San Francisco, dann Panama und eru. Ihr Vorsatz, nach Ueberschreitung der Cordillere den Amazonas von r Quelle bis zur Mündung zu verfolgen, blieb undurchführbar, sie kehrte daher ch Nordamerika zurück und durchreiste die Union. Erst Ende Mai 1855 er- ichte J. P. nach einem Abstecher nach den Azoren Europa wieder. („Meine eite Weltreise", Wien 1856, 4 Bde.) Aber schon im Mai 1856 brach sie ermals auf, um Madagaskar zu besuchen. In Gesellschaft eines Franzosen ambert) aus Mauritius, der auf Madagaskar eigenthümliche Pläne verfolgte, langte sie nach Tananarivo, wo sie von der Königin gut aufgenommen wurde. och die auf einen Thronwechsel abzielende Unternehmung ihres Gefährten eiterte und J. P. und Lambert mußten sich glücklich preisen, mit dem Leben

*) Zu S. 639.

davon zu kommen. Die Strapazen der Rückreise von der Hauptstadt zur Küste untergruben aber J. Pfeiffer's Gesundheit, so daß sie nach längerem Aufenthalt in Mauritius nach Europa zurückkehren mußte, wo sie einer Leberkrankheit, die sich aus dem Fieber entwickelt hatte, erlag.

Ida Pfeiffer's „Talent zu reisen" war fast eben so groß als ihre Reiselust und Kühnheit. Da sie selbst der wissenschaftlichen Bildung entbehrte, so ermangeln auch ihre Beschreibungen eigentlich wissenschaftlicher Resultate. Die von echter Wahrheitsliebe erfüllten schlichten Erzählungen ihrer Erlebnisse in selten betretenen Ländern wird aber Niemand ohne Interesse lesen, wie auch die bedeutende Verbreitung und die wiederholten Auflagen ihrer Werke beweisen. Besonders als Jugendlectüre waren sie einst nicht unbeliebt. J. P. war von unansehnlicher Gestalt, bescheiden und anspruchslos in ihrem Auftreten, wenn auch später nicht ohne Selbstgefühl, das durch die ehrende Anerkennung Humboldt's und Ritter's, sowie der geographischen Gesellschaften in Berlin und Paris, welche sie zum Ehrenmitgliede ernannten, wesentlich gehoben wurde.

Biographie z. Th. nach eigenen Angaben bearbeitet von ihrem Sohne Oscar P. in „Reise nach Madagascar", Wien 1861.

E. Richter.

Pfister *): Albrecht P., berühmter Buchdrucker zu Bamberg, der lange Zeit und vielfach für den Erfinder oder Miterfinder der Buchdruckerkunst gehalten wurde, ist um 1420 geboren und um 1470 gestorben. Von seinen Lebensumständen ist nichts Authentisches bekannt; doch ist er wahrscheinlich der Sohn Ullrich Pfister's, welcher als „Geleitsgeldner" auf der Frankfurter Messe in einer Urkunde vom Jahre 1440 vorkommt. Er war anfänglich Formschneider und Briefdrucker, wie aus den verschiedenen seinen Werken beigegebenen Holzschnitten hervorgeht, fing aber schon kurze Zeit nach der Erfindung Gutenbergs, und zwar noch während der Thätigkeit des Erfinders in Mainz, die Ausübung der Druckkunst in Bamberg an, wodurch diese Stadt der Zeit nach an die Spitze derjenigen deutschen Städte zu stehen kommt, in welchen die neue Kunst zuerst Eingang fand. Bei dem Mangel irgend welcher urkundlichen Nachrichten über den typographischen Bildungsgang Pfister's läßt es sich nur vermuthen, daß Gutenberg sein Meister war, in welchem Falle er allerdings Mainz kurz nach des Letzteren Trennung von Fust und lange vor der Einnahme der Stadt verlassen haben muß. Die früheste Nachricht über Bambergs ersten Drucker verdanken wir einem böhmischen Gelehrten, Dr. Paul von Prag, welcher um 1459 auf die letzte Seite eines Glossariums die Notiz schrieb, daß zu seiner Zeit in Bamberg ein Mann gewesen sei, der die ganze Bibel abgedruckt habe, womit nur Albrecht P. gemeint sein kann. Verschiedene seiner Drucke, und besonders die 36zeilige Bibel, hat man häufig bis in die neueste Zeit als Erzeugnisse der Gutenberg'schen Presse bezeichnet, aber so lange nun die Gelehrten unter sich selbst noch uneinig sind über die Zeit des Erscheinens dieser Bibel, und so lange dieses Bibelwerk von ebensoviel Forschern dem Albrecht P. in Bamberg zugeschrieben wird, während die Anderen für Gutenberg stimmen, so lange wird man dieses ehrwürdige Druckwerk demjenigen Drucker überlassen müssen, der nachweislich und unbestritten eine ganze Reihe anderer Werke mit den gleichen Typen in Bamberg gedruckt hat. Denn es ist eine unumstößliche Thatsache, daß das „Buch der vier Historien" von 1462, in welchem sich Albrecht P. ausdrücklich als Drucker genannt hat, mit den Typen der 36zeiligen Bibel gedruckt ist, und ferner steht es fest, daß die Typen dieses Druckes genau mit denen anderer Werke übereinstimmen, die bereits früher entstanden sind. Außer

*) Zu S. 666.

Donaten und sonstigen Gebet- und Schulbüchern, seinen ersten typographischen Erzeugnissen, kennt man aus Pfister's Werkstatt noch eine ganze Anzahl von Drucken, die für die Geschichte der Druckkunst von besonderer Wichtigkeit sind. Die Ablaßbriefe von 1454 und 1455, welche Papst Nikolaus V. zu Gunsten des von den Türken hart bedrängten Königs Johann II. von Cypern schrieb, weisen in einzelnen Zeilen bereits Typen auf, die in Form und Größe denen der 36zeiligen Bibel entsprechen. Es sind bis jetzt gegen 20 solcher Ablaßbriefe bekannt geworden. „Eyn manung der christenheit widder die Durken“ ist von 1454—1455 ebenfalls mit den Typen Pfister's gedruckt, aber dennoch mehrfach Gutenberg zugeschrieben worden. Dieses früheste datirte Druckdenkmal stellt eine Art Kalender für das Jahr 1455 dar, verbunden mit einer geistlichen Ermahnung gegen die Türken, welche damals gerade Constantinopel erobert hatten und das christliche Europa zu überschwemmen drohten. Das Büchlein, welches von Docen in dem Jesuitenkloster zu Augsburg aufgefunden wurde, befindet sich jetzt als Unicum in der Staatsbibliothek zu München. Mit derselben Type, wie vorstehendes Schriftchen, ist die „Biblia sacra vulgata“ um 1457—1460 von P. in Bamberg gedruckt. Diese sogenannte 36zeilige Bibel, auch die Schelhorn'sche genannt, weil ein Gelehrter dieses Namens sie zum ersten Male beschrieben hat, wird selbst von Solchen, welche die „Mahnung“ dem P. lassen, für die erste Gutenbergbibel gehalten, sie vermögen aber eine Erklärung für die Typengleichheit nicht beizubringen. Die Begründung, daß Gutenberg mit einer ähnlichen Type seine ersten Donate gedruckt habe, ist gegenüber der Thatsache, daß P. eine ganze Reihe von Werken mit derselben Type gedruckt, durchaus nicht stichhaltig. Man kann wohl annehmen, daß P., sofern er ein Schüler Gutenbergs war, bei seinem Fortgange von Mainz einen Theil der Typen vom Erfinder käuflich erworben habe. Auch der Umstand, daß in Bamberg und dessen Nähe die jetzt noch vorhandenen 11 Exemplare aufgefunden wurden, läßt nicht etwa nur den Schluß zu, wie von den Verfechtern der Bibel für Gutenberg behauptet wird, daß zwischen P. und Gutenberg wirklich nähere Beziehungen bestanden haben müssen, sondern er ist vielmehr ein Grund zu der Annahme, daß P. der Drucker dieser Bibel war. Der Kalender mit der Jahrzahl 1457, der mit der sogenannten kleineren Missaltype, ähnlich derjenigen der 36zeiligen Bibel gedruckt ist, gehört zu den datirten Druckwerken, welche aller Wahrscheinlichkeit nach aus Pfister's Presse hervorgegangen sind; ein Gleiches gilt auch von dem „Donatus“, von welchem von 1458—1460 einige Ausgaben mit den Typen der mehrgenannten Bibel gedruckt wurden. Noch deutlicher als diese spricht „Boner's Edelstein oder Fabelbuch“, das 1461 mit voller Nennung des Ortes und Jahres, und mit den gleichen Lettern gedruckt ist, für P., als den Drucker der Bibel. Dieses erste Buch in deutscher Sprache, welches deutlich Druckort und Druckjahr angiebt, hat die bekannten 85 Fabeln (s. A. D. B. III, 121) mit je einem Holzschnitte versehen. Es wurde lange Zeit für das älteste deutsche Buch mit Holzschnitten gehalten, doch gebührt die Priorität in dieser Hinsicht unstreitig den „Sieben Freuden Mariä“ und der gleichzeitigen „Leidensgeschichte Jesu“, die beide schon vor dem Fabelbuch aus der Presse Pfister's hervorgegangen sind. Jedenfalls war P. der erste Typograph, welcher seine Drucke mit Abbildungen zu schmücken begann. Ist es schon angesichts der bisher aufgeführten Drucke Pfister's unbegreiflich, wie man bis in die neueste Zeit die Ansicht verfechten konnte, die mehrfach genannte Bibel sei nicht aus der Presse Pfister's hervorgegangen, so muß diese Meinung noch unverständlicher erscheinen, wenn man in Betracht zieht, daß das „Buch der vier Historien“, welches im J. 1462 erschienen ist, in demselben, in dem vermuthlich auch „Belial oder der Trost der Sünder“ die Presse Pfister's verlassen hat, unzweifel-

haft mit den Typen der Bibel gedruckt, die hierin allerdings schon etwas bedeutend abgenutzt erscheinen, und dabei am Ende genau Druckfirma, Ort und Jahrzahl genannt ist. Als weitere Erzeugnisse der Pfister'schen Druckerei sind noch zu nennen: „Die Allegorie auf den Tod", der „Rechtsstreit des Menschen mit dem Tode" und die „Armenbibel", sowie die lateinische Ausgabe derselben, die „Biblia pauperum", die sämmtlich um 1462 erschienen sind. Nach diesem Jahre kommen keine Druckwerke mit seinem Namen mehr vor, auch ist der Ort und das Jahr seines Todes unbekannt. Jedenfalls hatte P. keinen bleibenden Aufenthalt in Bamberg, denn wie ließe es sich sonst erklären, daß von 1462 bis 1481 aus dieser Stadt keine neuen Drucke hervorgegangen sind. Kann man P. auch nicht unbedingt als einen gleichzeitigen Erfinder der Typographie rühmen, welche Ehre ihm mehrfach zugedacht wurde, so bleibt ihm doch das Verdienst, der erste deutsche Buchdrucker außerhalb Mainz gewesen zu sein.

Vgl. Wetter, Geschichte der Buchdruckerkunst. Mainz 1836. — Falkenstein, Buchdruckerkunst. Leipzig 1840. — Jaeck, Albrecht Pfister und dessen Nachfolger. Bamberg 1835. — Sprenger, Aelteste Buchdruckergeschichte von Bamberg. Nürnberg 1800. — Camus, Notice d'un livre imprimé par A. Pfister. Paris 1791. — Klemm, Katalog des Bibliogr. Museums I. Dresden 1884 ꝛc.

J. Braun.

Pfister: Friedrich P., der Sohn des berühmten Bamberger Druckers Albrecht P., wirkte in Regensburg als Buchdrucker und Buchführer, wo er 1487 als Bürger der Stadt genannt wird. Das künstliche Druckwerk, welches den Titel führt: „Diß buch ist genannt die vier vnd zwenzig alten oder der guldin tron gesetzet von bruder Otten von passowe" (s. A. D. B. XXIV, 741), ohne Angabe des Ortes und der Jahrzahl mit 26 Holzschnitten, trägt Albrecht Pfister's Zeichen, hat jedoch andere Typen, und scheint aus der Presse Friedrich Pfister's (häufig irrthümlich Sebastian genannt) 1470 hervorgegangen zu sein. Er war, gleich seinem Vater, ein thätiger Geschäftsmann und hatte schon zu des Fürstbischof Heinrich von Absberg's Zeiten für die Regensburger Diöcese Taufbücher gedruckt. Er beabsichtigte auch große Gebetbücher zu drucken, doch erhielt er nicht nur hierzu keine Genehmigung, sondern es wurde sogar 1495 sein „Diurnale" den Geistlichen zu kaufen verboten, so daß sich der Rath seines Mitbürgers anzunehmen genöthigt sah. Nach Friedrich Pfister's Tod ging seine Druckerei an seinen Sohn Hans über. Aus seiner Officin sind zwei kostbare Druckwerke bekannt: „Primum mandatum D. Johnis Administratoris de disciplina clericorum" von 1508 und „Constitutio Joan. admin. resuarios nec non collationem pro redemtione bellae papalis concessae concernens". Die Aeußerung in einem behördlichen Schreiben von 1519, es befände sich derzeit keine Druckerei in Regensburg, läßt vermuthen, daß P. damals gestorben oder weggezogen war.

Vgl. Pangkofer und Schuegraf, Geschichte der Buchdruckerkunst in Regensburg. Regensburg 1840, S. 24, 25. ꝛc.

J. Braun.

Zusätze und Berichtigungen.

Band II.

S. 181. Z. 17 v. u.: Nachzutragen ist, daß er im J. 1576 als „Tobias Baurmeister Kochstedensis" in Frankfurt a. O. immatriculirt ist und daß er am 19. September 1581 in Freiburg promovirt hat. Zum kaiserlichen Pfalzgrafen ist er am 5. Juli 1594 ernannt. Sein Testament vom 28. September 1609 und ein Codicill vom 12. Juni 1616 beruhen abschriftlich im Geh. Staatsarchive zu Berlin. Die königl. Bibliothek in Hannover bewahrt seinen Briefwechsel mit dem berühmten Heinrich Meibom von 1596 bis 8. Juli 1616, der auch ein lateinisches Epitaph auf Tobias, dessen Frau und dessen einzigen Sohn verfaßt hat.

Vergl. über ihn: Stintzing, Gesch. der Rechtswissenschaft I. S. 671. — Jöcher, Gelehrten-Lexikon s. v. und Joann. Ant. Martens, Memoriam Tobiae Paurmeisteri a Kochstedt . . . resuscitat . . simulque lectiones publicas Albertinae stud. ad diem XXIV. Apr. MDCIX indicit . . . Friburgi 1609. 4°. Nach den Angaben des Letzteren ist B. im J. 1608 gestorben, was mit den oben mitgetheilten Thatsachen nicht in Einklang steht. Fr.

Band XI.

S. 784. Z. 4 v. u.: Statt „größtentheils" muß es richtiger heißen: „nur zu einem geringen Theile". Das Z. 3 v. u. angeführte Lied ist: „Wer weiß wie nahe mir mein Ende, ob heute nicht mein jüngster Tag"; nicht zu verwechseln mit dem berühmteren Liede gleichen Einganges der Gräfin Aemilie Juliane v. Schwarzburg (s. A. D. B. I, 127): „Wer weiß wie nahe mir mein Ende, hin geht die Zeit, her kommt der Tod". — Zur Litteratur für Henrici ist noch hinzuzufügen: Jördens, Lexicon Bd. 2, S. 349 ff. l. u.

Band XIII.

S. 75. Z. 23 v. u.: Es ist kaum denkbar, daß Bischof Herimann von Augsburg (1096—1133), der das Bisthum um 50 Talente gekauft hatte und es mit dem Kaiser gegen den Papst hielt, vor seiner Aussöhnung mit dem Papste (1123) einen solchen Eiferer gegen die Simonie, wie Honorius es war, als Scholasticus seiner Domkirche geduldet hätte. Man lese sein Offendiculum, z. B. die Stelle: Qui aliunde ascendunt per pecuniam, non sacerdotes, sed fures sunt et latrones. Et licet centum infulis decorentur, . . . canes sunt etc. (Revue des sciences eccles. 1877. I, 547, vgl. ib. II, 59. 64). Es bleibt jedoch die Möglichkeit, daß Honorius nach dem Rücktritte Gerhoh's (um 1123

oder 1124) Domscholasticus von Augsburg wurde, in welche Zeit auch sein Werk „De luminaribus Ecclesiae" fällt, worin er sich diesen Titel beilegt. Aber auch in dem Falle, daß unter Augustodunum Autun verstanden werden müßte, dürfte man die Anfänge seiner schriftstellerischen Wirksamkeit nicht dahin verlegen. Der kirchliche Ritus bei feierlichen Hochämtern, wie ihn der gleichzeitige Bischof von Autun, Stephan von Baugé (1112—1139), in seinem Tractatus de sacramento altaris (Migne 172, 1273 ff.) schildert, weicht von dem in der Gemma animae des Honorius beschriebenen in einzelnen Stücken ab, namentlich darin, daß nach Stephanus l. c. cap. XI das Pallium illis solis pontificibus datur, qui a sede apostolica mittuntur, während H. dasselbe nur dem Papste, den Patriarchen und Erzbischöfen zugesteht (Gemma animae I, c. 186, 221 ff.). Wenn demnach H. jemals in Autun als Domscholasticus gewirkt hat, so konnte dieses nur später der Fall sein, nachdem er sein siebentes Werk, die Gemma animae bereits verfaßt hatte.

S. 75. Z. 15 v. u.: Der nachhaltige Einfluß des H., namentlich seines Speculum ecclesiae, auf die lateinische und deutsche Predigtlitteratur seiner und der nächstfolgenden Zeit ist erst in den letzten Jahren durch die Forschungen von Scherer, Schönbach, E. Schröder, Cruel, Linsenmayr u. A. nachgewiesen worden. Schon sein Zeitgenosse Werner von St. Blasien entnahm für seine Deflorationes s. Patrum dem H. volle 13 Predigten. Deutsche Homileten dagegen entlehnten ihm gewöhnlich einzelne Theile, wozu sich namentlich das in sich abgeschlossene Exordium oder die Legende eines Heiligen oder ein Exempel eignete.

Vgl. Cruel, Gesch. der deutschen Predigt im M.A. 144 f., 156, 169, 171, 188, 193, 203. — Linsenmayr, Gesch. d. Pred. in Deutschland 194—200, 214, 218, 252. — E. Schröder im Anzeiger f. deutsches Alterthum VII, 178—82.

S. 75. Z. 11 v. u.: Der Name Simon findet sich nicht etwa bloß in einer Handschrift, wie Schröder a. a. O. meint, sondern wohl in den meisten. Diemer, welcher früher gleichfalls einen Schreibfehler vermuthet hatte, überzeugte sich bei einem Besuche von vier österreichischen und einer steirischen (Admont) Bibliothek, daß die Expositio in cantica in vielen Handschriften, darunter einige selbst aus dem 12. Jahrh., vorhanden ist und daß in allen ohne Ausnahme in der Widmung der Name „Symon" steht (Sitzungsberichte der kais. Akad. d. Wissensch. in Wien, 28. Bd. S. 356). Auch das Cistercienserstift Rein bei Graz besitzt zwei Handschriften dieses Werkes und in beiden findet sich der Name Symon. — In dem Namen Gottschalk vermuthete W. Scherer den gleichnamigen Abt von Heiligenkreuz (1136—1147). Dagegen wendet Schröder ein, das Inevitabile sei eine Jugendarbeit des H., während Gottschalk erst 1136 zur Abtwürde erhoben wurde. Allein das dem Gottschalk gewidmete Werk de libero arbitrio (bei Migne col. 1223) ist vom Inevitabile (bei Migne col. 1192) wohl zu unterscheiden. Da es im Werke de luminaribus ecclesiae noch nicht erwähnt wird, so ist es jedenfalls nach 1123, möglicherweise erst nach 1136 verfaßt worden. Bedeutsamer ist die Einwendung Wattenbach's, ein Propst sei eben kein Abt. Doch könnte man entgegnen, daß es a. a. O. nicht einfachhin Godeschalco praeposito, sondern G. fide et opere sudanti in sancto proposito, verbo et exemplo gregi Christi praeposito heißt, in welchem Zusammenhange es recht gut im allge-

meinen einen Vorgesetzten bedeuten kann, um so mehr, da der Ausdruck offenbar zu dem Zwecke gewählt wurde, damit er sich mit dem vorhergehenden proposito reime.

. 75. Z. 10 v. u.: Die Redensart gratiam apostolici nominis sortitus bedeutet wahrscheinlich nichts weiter, als daß es eine Gnade ist, den Namen eines Apostels, nämlich des heil. Thomas zu führen. So sagt St. Augustin, der Lieblingsauctor des Honorius De civit. Dei lib. 15, c. 23, N. 1: Malachias Propheta propria quadam i. e. sibi proprie impertita gratia dictus est angelus.

. 75. Z. 6 v. u.: Der Nachfolger des im J. 1126 auf den Augsburger Bischofssitz erhobenen Abtes Cuno zu Siegburg hieß gleichfalls Cuno. Vgl. Schröder a. a. O.

. 77. Z. 16 v. o.: Einen wenigstens als terminus ante quem non brauchbaren chronologischen Anhaltspunkt bieten die Worte in der Gemma animae I, 120: Noviter Urbanus II. Papa undecimam (præfationem) de S. Maria addidisse non ignoratur, quae a pluribus ubique frequentatur. Diese Präfation soll auf der Synode von Piacenza 1095 eingeführt worden sein. Hefele, Concil. Gesch. V, 218. 2. Aufl.

. 77. Z. 14 v. u.: Jener Elucidarius, welcher bereits im 12. Jahrh. ins Deutsche übertragen worden war, und in dieser Uebersetzung noch dreizehn Druckausgaben erlebt hat, ist ein anonymes lateinisches Handbüchlein der Natur- und Weltkunde aus dem 12. Jahrh., welches seinen Titel und seine Gesprächsform dem theologischen Elucidarium des Honorius, aber auch seinen Inhalt hauptsächlich dessen naturgeschichtlichen Werken entlehnt hat. (Cruel, Gesch. d. deutsch. Predigt im M. A. 124.)

. 78. Z. 26 v. o.: Die Scala coeli minor ist nur eine Separatabschrift des Exordiums der Predigt auf Quinquagesima im Speculum ecclesiae des Honorius. Auch die kurze Abhandlung: de X plagis Aegypti findet sich in sehr verkürzter Gestalt als Bestandtheil der Predigt auf den 7. Sonntag nach Pfingsten in dem gleichen Werke.

. 78. Z. 20 v. u.: Die Quæstiones in duos Salomonis libros sind zwar ein durch wenige Umstellungen und Aenderungen schlecht verhülltes Plagiat aus Salonius, einem Schriftsteller des 5. Jahrhs. Doch ist dieses kein Grund, um ihre Echtheit zu bezweifeln. Auch seine Summa totius ist größtentheils aus den Rosenfelder Annalen ausgeschrieben worden und andere Schriftsteller sind mit den Werken des Honorius auf ähnliche Weise verfahren. Stanonik.

Band XXIV.

. 269. Z. 11 v. o.: Adam Olearius ist als am 16. August 1603 getauft im St. Stephanikirchenbuch zu Aschersleben eingetragen. Trotzdem seine Hinterlassenen 1599 als Geburtsjahr auf seinem Grabdenkmale angeben ließen, ist demnach fast zweifellos, daß als Geburtsjahr 1603 anzunehmen sei. Vgl. Dr. Eduard Grosse, Adam O. Leben und Schriften. Realsch.-Programm Aschersleben 1867. R.

Band XXV.

. 369. Z. 5 v. o.: „The Academy of ancient Music“ wurde 1710 im Gasthaus „Crown and Anchor“ von einer Anzahl Dilettanten im Verein mit damals bedeutenden Musikern in der Absicht gegründet, der herein-

brechenden Fluth moderner Musik (wozu in dieser Zeit auch die Händel'sche zählte) einen Damm entgegenzusetzen. Mit Pepusch waren an der Gründung zugleich thätig H. Needler, Galliard, Dr. Maurice Greene, Bernh. Gates u. a.; die Chöre von St. Paul's und Royal Chapel unterstützten die Aufführungen. Am 1. Juni 1727 wählte die Academy „nemine contradicente" den berühmten D. Agostino Steffani, Bischof von Spiga († 1730), zu ihrem Präsidenten. Er hatte ihr wiederholt seine besten Werke unter dem Pseudonym „Piva" zugeschickt. Im J. 1731 trat infolge von Zwistigkeiten Dr. Greene mit seinen Chorknaben aus dem Vereine und rief eine neue im Gasthaus „Devil Tavern" (Temple Bar im Apollosaal) sich versammelnde musikalische Gesellschaft ins Leben. Händel soll bei dieser Gelegenheit gesagt haben: „Dr. Greene ist zum Teufel gegangen." Dieser Verein, auch „Apollo-Society" genannt, führte zuerst das von Händel 1720 auf Wunsch des Herzogs von Chandos componirte und mit 1000 Pfd. honorirte Oratorium: „Esther" öffentlich auf. Die prächtige Villa des Herzogs († 1747) zu Cannons, die 230 000 Pfd. St. gekostet hatte, wurde drei Jahre nach ihres Besitzers Tode um 11 000 Pfd. St. verkauft. Von der ganzen damaligen Herrlichkeit hat sich bis heute nur die Whitchurch (zu der s. Z. die vornehme Welt Londons hinausfuhr, um die in ihrer Art einzigen Kirchenmusiken zu hören), heute Pfarrkirche des Dorfes Edgware, erhalten. — Im J. 1734 zog sich auch Gates mit den k. Capellknaben vom Vereine, der nun einen schweren Stand um seine Existenz zu führen hatte, zurück. Die Academy löste sich, nach fast 100jährigem Bestehen, anfangs dieses Jahrhunderts auf. Ihre kostbare Bibliothek, der s. Z. auch Pepusch seinen Musikalienbesitz vererbt hatte, ward in alle Winde zerstreut. Ein von Th. Hudson gemaltes und von A. van Haecken sehr schön gestochenes Schwarzkunstblatt, giebt, wie es scheint, ein sprechend ähnliches Porträt von Pepusch. Das volle Gesicht hat einen freundlichen und wohlwollenden Ausdruck, die Augen blicken klug und ernst unter der großen Allongeperücke und in seinem Staatsgewande zeigt sich uns ein Mann voll Würde, der aber nicht ohne Selbstbewußtsein ist; die Figur ist kräftig, stattlich und breitschulterig. Schl.

Bemerkung der Redaction.

Wir haben im Laufe dieses Jahres wegen fehlender und zu spät eingelieferter Manuscripte den Druck der Allg. D. Biographie in runder Summe während zwölf Wochen ruhen lassen müssen; sechs davon haben wir allerdings durch eine für die Redaction wie für den Herrn Verleger erdrückende Häufung der Arbeit während der übrigen Zeit wieder eingebracht. Wenn wir trotzdem bedauerlicher Weise noch eine Anzahl von Artikeln als Nachträge drucken lassen müssen, so weisen Redaction und Verleger die Verantwortung dafür von sich ab; sie haben das Ihrige, um diesem Uebelstande vorzubeugen, vollauf aber fruchtlos gethan.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg





